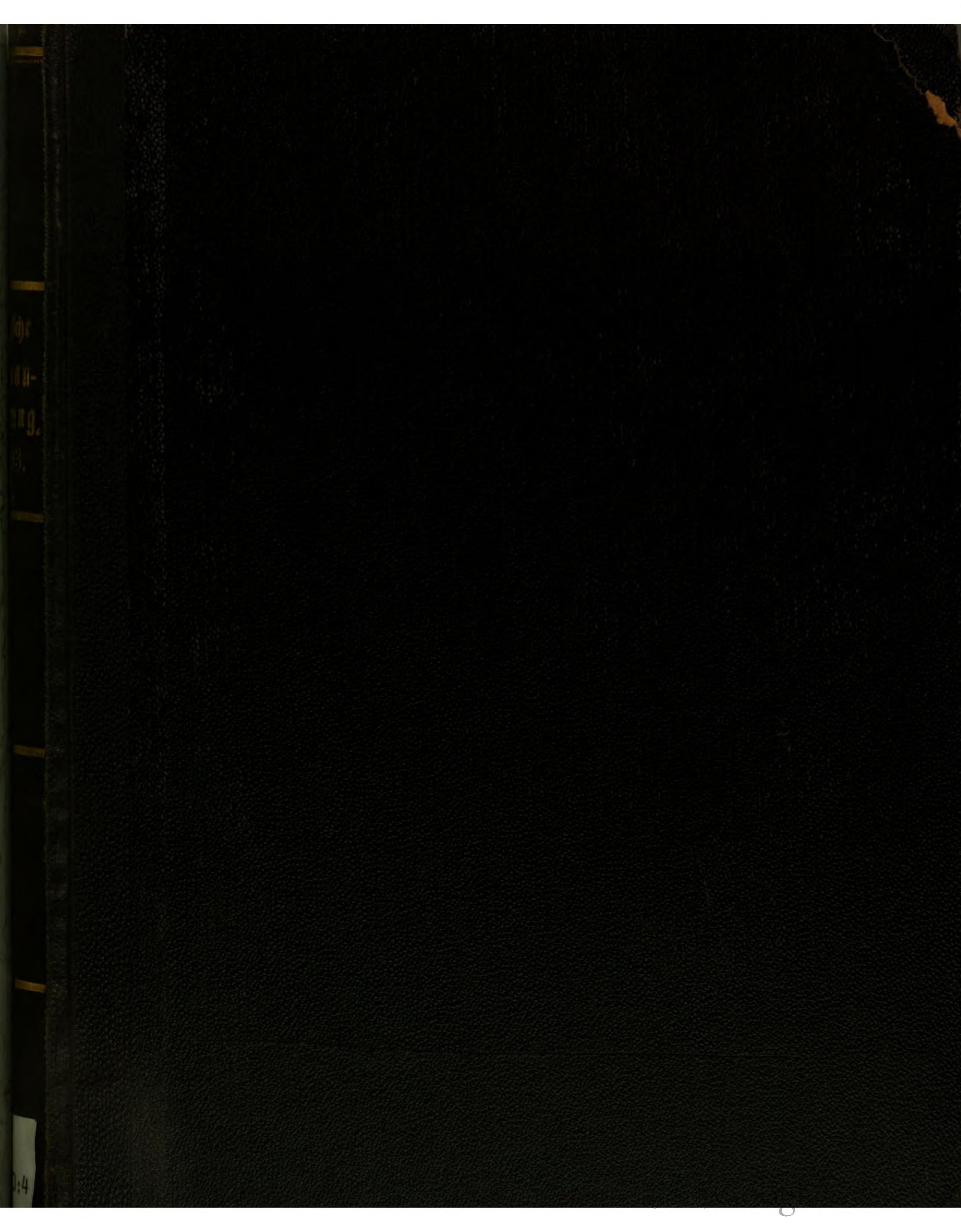
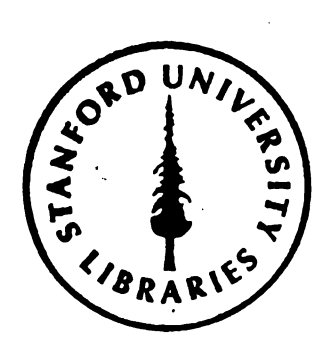





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

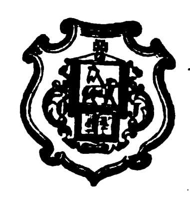


Deutsche

Roman-Zeitung.

Dreißigster Jahrgang. 1893.

Vierter Band.



Berlin, 1893.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des vierten Bandes.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Litteratur.

Vermischtes.

Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 40.

In deutscher Hand.

Roman

von

Carl Postumus.

Erster Band.

I.

„Selbst in unbedeutenden Handlungen spricht sich für den Beobachter der Gehalt und die Richtung des Innern der Menschen aus!“

„O! Ganz eine unschuldige Spielerei, mein Herr Graf! Vraiment!“

„So?! Spielerei? Der Staatsanwalt wird anders denken! Ich nenne es: Aufruhr predigen gegen die bestehende Staatsgewalt!“

Graf Ridthal grüßte die mit ihm aus dem Landratsamte tretenden Herren eisig höflich und winkte seinen Wagen heran. Vor dem Einsteigen wandte er sich jedoch noch einmal um: „Begleiten Sie mich, Wallrobe?“ In seiner Stimme lag verhaltener Ärger und sein kluges Auge blitzte unmutig auf, da er des Angeredeten unbefangene Freundlichkeit gegen die Polen bemerkte. Wahrhaftig, der plauderte mit denen, als gehöre er, der Deutsche, zu ihnen!

Des Grafen Frage veranlaßte den jungen Mann freilich, sich sofort mit herzlichem Händedruck zu verabschieden. Im nächsten Augenblick stand er dann neben Ridthal, den er um Hauptes Länge überragte.

„Da haben Sie mich, Herr Onkel!“ lachte Wallrobe munter und winkte den Polen beim Fortfahren ein sorglos heiteres Lebewohl zu, während sein älterer Nachbar sichtbar grollend kaum an den Hut griff.

Die Zurückbleibenden blickten dem hübschen Gefährt halb geärgert, halb spöttisch, vielleicht auch ein wenig beunruhigt nach, ehe auch sie sich unter lebhaften Ausrufen und Gesten trennten.

Bei dem in der Luft liegenden Zündstoffe war man an diesem Kreistage wieder einmal scharf aneinander geraten. Seitdem Graf Ridthal im Kreise lebte, traten die Deutschen in all und jedem überhaupt feindlicher auf. Daß sein schnell wachsender Einfluß aber auch den leichtlebigen Baron Wallrobe der Gegenpartei einverleibte, behagte der polnischen Berechnung um so weniger, als der Graf sich ihnen stets von der Seite eines seinem Ziele mit zäher Beharrlichkeit zustrebenden Charakters gezeigt hatte. Dieser holsteinische Edelmann wußte sehr genau, was er wollte!

Das meinte auch Hans Heinrich von Wallrobe, der in Ermangelung landschaftlicher Ausblicke — der Weg von der Kreisstadt bis Czernice führte nur durch elenden Kiefernwald oder sandiges Unland — die Züge seines emsig rauchenden Nachbarn mit aufsteigender Langeweile betrachtete, ohne in jenem energischen Gesichtsschnitte irgend eine ihm verwandte Linie zu entdecken. Gestern hatte Wallrobe nämlich, wie es sich für einen Schlesier aus tadellos blauem Blut gehört, seine Verwandtschaft mit den Ridthals festgestellt. Und zwar nicht nur vom ersten Menschenpaare oder von Vater Noah her, sondern durch der Wallrobe bis in das neunte Jahrhundert reichenden Stammbaum. Grund genug, sich jetzt im Jahre 1862 als „Verwandte auf schlesische Art“ zu betrachten.

Dank dem „lang, lang ist's her“, setzte Hans Heinrich vor den „Onkel“ ein förmlicheres „Herr“. Diese Anrede verband aber immer noch mehr, als es die Nachbarschaft allein gethan hätte; ebenso war es ein Zeichen steigernder Vertraulichkeit, wenn der junge Mann des Grafen einzige Tochter, Wanda, „Fräulein Base“ nennen durfte. Dem achtzehnjährigen Mädchen zuliebe, hätte er selbst weniger wünschenswerte Familienbeziehungen gern anerkannt.

Dazu begegneten die Herren sich auch freundschaftlich auf dem Gebiete des Humors. Graf Ridthals gute Laune milderte nämlich oft seinen prinzipienreichen, starren Sinn. Sonst hätte Hans Heinrich ihn, wie manche andere Holsteiner, wohl als langweiligen Gesellen manchmal zum Teufel gewünscht.

Wallrodes verstorbene Mutter war zwar auch dem meerbegrenzten Lande entsprossen, ihr in sich gekehrter Ernst vererbte sich indes mehr auf seine Schwester Ehrentraut, wogegen ihm des Vaters fröhliche Heiterkeit mit auf den Lebensweg gegeben war. Der Eltern Tod, wie eine Trennung von der heißgeliebten Schwester war freilich wie kalter Reif auf seine Frohnatur gefallen, aber gleich diesem bald warmen Sonnenstrahlen gewichen.

Eine Stiefschwester Frau von Wallrodes, Fräulein von Falkenstein, nahm Ehrentraut ganz zu sich nach Kiel. Wogegen der um sieben Jahre ältere Bruder in seinem lieben Schlesien blieb, und zwar zuerst in seiner Vaterstadt Breslau, bei deren Eliteregiment, den Kürassieren, er sein Jahr abdiente.

Hätte Hans Heinrich seiner Neigung folgen dürfen, würde er Berufssoldat geworden sein. Aber nach testamentarischen Bestimmungen seines Vaters sollte das Wallrodesche Vermögen behufs Gründung eines Majorates in Grundbesitz angelegt werden, wodurch der reiche, junge Mann natürlich gezwungen ward, sich der Landwirtschaft zu widmen. Deshalb lernte er bei verschiedenen berühmten Landwirten die Kunst: eine eigene Scholle zu bebauen.

Dank natürlicher Beanlagung schob seine Lebensgenußfreudigkeit den Ernst der Lehrzeit oft in den Schatten. Die Welt erschien ihm wie ein heller Sommertag. Und da er von Selbstkasteien oder unfruchtbaren Entsagungstheorien nichts hielt, streckte seine Hand sich stets nach Licht und Freude aus.

Jahrelang genügte ihm nun die Rolle, ein vielumworbenes Mitglied der Gesellschaft, tadelloser Tänzer und leidenschaftlicher Reiter zu sein. Alle ernsteren Zukunftspläne, Ankaufsvorschläge oder derartige Fragen wurden höchst sorglos weit von sich geschoben. Das Leben eines vornehmen Müßiggängers schien ihm zu behagen.

An seinem siebenundzwanzigsten Geburtstage indes überraschte er bei dem letzten Glase einer riesigen Annanasbowle seinen Freundeskreis mit der Nachricht: er habe im Großherzogtum Posen die Herrschaft Krzhowo käuflich erworben.

Man lachte ihn aus, denn jeder hielt den „Kauf“ für die Wirkung der allzu lärmenden Feier. Als Wallrode aber diesem Zweifel an seine augenblickliche Zurechnungsfähigkeit mit den Kaufabschlüssen in der Hand begegnete und bestimmt erklärte, bei den Polen hätte es ihm gefallen, man verstände dort lustig zu leben, beruhigten die erregten Gemüter sich. Was blieb den Freunden denn auch weiter zu thun übrig, als auf des Scheidenden Wohl ihre Gläser zu leeren?

Das Vernünftigwerden mußte, früher oder später, ja an einen jeden von ihnen herantreten. Es war nur ein Hauptstreich Wallrodes, sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel mit dieser freierwählten Philisterschaft zu überraschen! Daß er sich selbst am meisten überrascht hatte, ahnte keiner.

Auf seinen jährlichen Güterbesichtigungsreisen hatte ein Zufall ihn nach dem arg beleumundeten Krzhowo geführt. „Ich kam, ich sah, ich siegte“, heißt es, doch hier kam er, sah und ward plötzlich von der unwiderstehlichen Lust erfaßt, an diesem gottverlassenen Stück Erde zu zeigen, was ein tüchtiger Mensch aus ihm machen könne; zu zeigen, daß er doch nicht ganz toll in den Tag hineingelebt, sondern Augen und Ohren offengehalten und das Seine gelernt habe.

Hatte die Vorsehung ihm dies Thätigkeitsfeld bestimmt, oder entschied die Laune des Augenblickes? Jedenfalls feilschte er und besann sich nicht lange, suchte nicht und fand folglich auch keine Hindernisse. Einzig und allein sein Wille bestimmte. An die Pflicht, als Gründer eines Majorats für Wohl und Wehe künftiger Geschlechter klug sorgend alles zu überlegen, dachte er nicht, sondern machte sich, ohne sich vorher vielerlei Rat zu holen, gewissermaßen mit einem einzigen, kühnen Galoppsprunge seßhaft. In frischer, männlicher Kraft fühlte er Befähigung genug, die Folgen etwaigen Leichtsinnes endgültig zu überwinden.

Ein Jahr früher als er erstand Graf Christian Ridthal unter vielen Wenn und Aber, Schreibereien und weitläufigen Berechnungen Krzhowos Nachbarherrschaft, Czernice, wohin die Herren jetzt schweigend, rauchend und Pläne zum Nutzen und Frommen ihres Besitzes schmiedend, fuhren.

Im Hofe sahen sie schon Ehrentrauts Wagen, und hörten, daß Gräfin Wanda noch nicht von ihrem Spazierritte heimgekehrt sei. Jetzt runzelte Hans Heinrich die sonst so klare Stirn, während sein Begleiter, durch die Fahrt besänftigt, seinen Gast höchst wohlgemut in den Gartensaal führte, und ihn den beiden Damen schmunzelnd als „Abtrünnigen, Halbpolen“ vorstellte.

Lachend wehrte Wallrode ab; der Damen Hände küssend, meinte er mit kräftiger Stimme:

„Glauben Sie das nicht, Frau Tante! Du auch nicht, Ehrentraut! Ich teilte des Onkels Ansicht über die Staatsgefährlichkeit einer geheimnisvollen Fahne nur nicht! Sie wissen, man verlangt höheren Ortes stets bedingungsloses Zustimmen!“

Mit schalkhaftem Blick auf die Gräfin fuhr er mit den fünf Fingern seiner Rechten durch das kurzgeschorene, bürstenartig hochstehende Blondhaar, das die schöne Form seines kleinen Kopfes vorteilhaft hervortreten ließ und ihm im Verein mit den schelmisch blinzelnden, hellen Augen ein eigenartiges Gepräge verlieh. Sich den starken Schnurrbart von den Lippen streichend, setzte er noch schnell hinzu, die Gräfin habe zu ihrem Gemahl, als „Erretter aller Deutschen aus Todesgefahr“, hochachtend emporzublicken.

Natürlich verstanden weder die Gräfin, noch seine blonde Schwester Wallrodes Anspielungen. Beide hoben drohend den Finger. Sie trauten ihm wohl die Absicht zu, sie auf Irrwege zu führen. Der Hausherr stemmte sich freilich nicht gegen die ihm zugeschobene That, sondern nickte seiner Frau wie beipflichtend zu:

„Ne tolle Geschichte, meine Beste!“ Damit warf er sich in den nächsten Sessel, und seinen ergrauenden Vollbart strählend, erzählte er schnell: daß er früh mit dem Kommissarius, wie sie ja wüßte, über Zyrowa zur Stadt gefahren sei. Da habe vom Turme des Zyrowaer Schlosses eine rotweiße Fahne ihnen schon

lange entgegengeleuchtet. „‚Aha, die Czartoriskis sind aus Paris zurück!‘ meinte mein Begleiter, und setzte beim Näherkommen verwundert hinzu: ‚Seit wann führen die denn ihre Wappendevise auf dem Lappen?‘ Unschuldig wie ein Kind gegenüber polnischer Heraldik, zuckte ich die Achseln und schaute mir die in heller Sonne spielende Inschrift an. Als ob ein Ochse in die Bibel guckt! — Natürlich polnisch! Die im Schloßhofe stehende Menge schien das Ding auch zu studieren, machte lange Hälse und ballte unter wilden Ausrufen die Fäuste. Los mußte was sein, denn unsere Polacken fluchen nicht umsonst!“

„Aha, das verstanden Sie doch! Ja, ja, die urwüchsigsten, sonst höchst unparlamentarischen Redensarten lernt man hier zu Lande am schnellsten!“ schaltete Hans Heinrich schmunzelnd ein. Der Graf erzählte, auf die Damen einredend, eifrig weiter:

„Wir lassen halten und mein ‚Polizeia‘ übersetzte mir jetzt, was den Bauernpöbel derart erregte. ‚Tod den Deutschen!‘ Nun, er fuhr nicht schlecht zwischen die Bande und veranlaßte das sofortige Einziehen der aufrührerischen Fahne!“ Der Graf konnte mit der Wirkung seiner Erzählung zufrieden sein.

Mit einem „Unerhört!“ ließ seine Frau ihre Handarbeit sinken und blickte ihren Gatten verständnisvoll an, während Ehrentraut, deren zarte Züge sich röteten, ihren Oberkörper vorbeugend, den Hausherrn blitzenden Auges fragte: „Nahm der Kommissarius diesen neuen Beweis polnischer Unbotmäßigkeit nicht an sich?“

Das wurde bejaht. Der Schwester Befriedigung, weil der Fall sofort dem Staatsanwalte übergeben war, paßte aber Hans Heinrich gar nicht. Er warf ihr mit einer gewissen Ungeduld vor, daß ihr Urteil den Polen gegenüber, ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Ruhe, an schroffer Voreingenommenheit kranke.

Dieser Vorwurf erregte das junge Mädchen sichtlich. Konnte ihr Bruder solchen Akt beispielloser Frechheit wirklich billigen? Sie verstand ihn jetzt manchmal nicht! So strich sie das leichtgewellte, silberblonde Haar aus der Stirn, und ihr rosiges Blut wallte unter der weißen Haut rebellisch auf, ehe sie, sich zu verteidigen, ihn ziemlich lebhaft angriff. Da lachte er fast übermütig auf:

„Blinde Vorliebe, Schatz? Weil ich Deine Abneigung nicht geschlossenen Auges unterschreibe? Mich durch unserer polnischen Freunde Entgegenkommen gefesselt fühle, gern mit ihnen verkehre? Ginge es nach Dir, Trautchen —“

Sie war an seine Seite getreten und streckte die Hand bekräftigend aus, während sie ihm in das Wort fiel: „Machte ich kurzen Prozeß mit dem Heuschreckenschwarm, Hans Heinrich!“

Er zuckte vorwurfsvoll die breiten Schultern:

„Würdest ungastlich?“

Gräfin Ridthal legte ihre Hand beruhigend auf des Mädchens Arm, ihr Mann dagegen schüttelte den klugen Kopf:

„Mein lieber Wallrode,“ sagte er schnell. „Man kann auch Tugenden übertreiben. Gastlichkeit wird sehr leicht mißbraucht, besonders in diesem Falle!“

Das wollte der junge Mann nicht gelten lassen, sondern behauptete, es wäre unfreundlich gewesen, wenn er den Vorbesitzern von Krzhowo nicht angeboten hätte, noch ruhig dazubleiben, und ihre Freunde nach dem schnellen Abschlusse des Kaufes zum letzten Mal in der alten Heimat bei sich zu empfangen. Die Ansicht teilte Ridthal nun durchaus nicht. Nach seiner Meinung habe Wallrode für Mierzwinskis, die bei ewiger Schuldhaft und lawinenartig anwachsenden Wechseln vor dem Zwangsverkauf gestanden hätten, durch den beispiellos vorteilhaften Kauf den rettenden Engel gespielt, sich also keinerlei Zwangsverpflichtungen aufgeladen.

Baron Wallrodes gerunzelte Stirn glättete sich nicht durch des Grafen etwas spöttischen Worte. Jedenfalls wollte er nicht einsehen, weshalb er nicht, falls es ihm gefiel, die Polen mitsamt ihrem Gefolge von Dienern und Jungfern, Kutschern und Pferden aufnehmen sollte. Es war eine Schwerfälligkeit Ehrentrauts, ihm da Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und jetzt sogar, um dem munteren Leben schneller ein Ende zu machen, Ridthals Unterstützung zu werben. So wie er an viel Geselligkeit gewöhnt war, erfreute ihn, kam er aus der Wirtschaft abgeärgert nach Hause, der schönen Polinnen leichtes Geplauder und gefallsüchtige Anmut. Das gab Anregung, gerade wie ein Glas perlenden Sektes!

Daß seine sonst von ihm vergötterte Schwester seinem Hause nun wie eine moderne Trappistin vorstand, ärgerte ihn doch. Sie sollte nicht stumme Nebenperson, sondern als Dame des Hauses die Hauptrolle spielen!

Manchmal zwar, wenn seine Besucher gar zu zahlreich auftraten, regte sich auch bei ihm eine kleine Mißstimmung, die jedoch von dem angenehmen Bewußtsein schnell wich, der einzige der Deutschen zu sein, den die sonst so zurückhaltenden Polen umwarben. Eigentlich öffnete die in Hans Heinrich schlummernde Eitelkeit den zwanglos Kommenden Thor und Thür. Das sagte er sich freilich nicht, sondern seufzte, weil Ehrentraut nicht, wie andere junge Mädchen, aus voller Seele mit sang, spielte und tanzte, sondern eine Spielverderberin ward. Diese altjüngferliche Richtung dankte sie natürlich nur Tante Lottchens Einflusse! Bei dem Gedanken, wessen er sich erst zu versehen habe, sobald diese die Sorge für ihr Küchlein und seinen Haushalt übernähme, blickte er ganz trübsinnig auf das Parkett des Ridthalschen Gartensaales, und verwünschte der alten Dame Opferwilligkeit. Warum wollte sie ihm die Schwester nicht allein anvertrauen?

Er seufzte nochmals vernehmlich und setzte dem Grafen auseinander, daß durch Fräulein von Falkensteins Ankunft der lustige Kreis von selbst auffliegen würde.

„Dem in meinem Fleische befindlichen, Ihnen überaus anstößigen Dorne ist kein langes Leben bestimmt, Herr Onkel, denn binnen kurzem werden Sie bei uns nur einen zukünftigen Wirtschaftsfreiwilligen, Graf Mlezki und ein paar Nachbarn, wie Damskis auf Jerzonkowo treffen. Die fanden selbst vor Trautchens Augen Gnade!“

Scherzend zupfte er deren rosiges Ohrläppchen und legte seinen Arm um ihre schlanke Taille. Lange konnten sie einander nie zürnen. Auch jetzt sah das blonde Mädchen wieder voll schwesterlichen Stolzes zu der hohen Gestalt des Bruders empor, ehe sie ihm lächelnd mit dem Finger drohte.

„Hans, nicht übertreiben! Nur Severinka Damska! Gegen jene männliche Einquartierung wehrte ich mich aus Leibeskräften!" Sie hob die runden Schultern bedauernd: „Dir galten Damskis Lobeserhebungen freilich mehr als meine Abneigung! Meine brüderliche Liebe," wandte sie sich erklärend an Ridthal, „möchte aus dem lernbegierigen Polen ein Wirtschaftswunder nach eigenem Muster machen. Sie verstehen, das kitzelt!"

Halb ärgerlich, halb belustigt schilderte sie darauf die ihrer Niederlage vorangegangenen Unterhandlungen mit Damskis, worauf Hans Heinrich sich schnell bemühte, dem so gewonnenen unklaren Bilde einige Schlaglichter aufzusetzen. Der junge Pole, über dessen Liebenswürdigkeit nur eine Stimme herrschte, wollte zum Nutzen seiner Güter Wallrodes neue Brennerei und deutsche Wirtschaftsführung kennen lernen. Bis Hans Heinrich dann polnisch könne, versprach er sich den Leuten gegenüber, die ihn mit ihrem ewigen „nie rosomnie" (verstehe nicht) sehr ungeduldig machten, viel von dem dolmetschernden Adjutanten.

„Nebenbei soll Mlezki meiner tugendsamen Jungfrau Schwester Pariser ‚Accent' beibringen. Bislang begnügten wir uns nur mit Boulogner, Metzer und Schweizer Französisch! Sehen die Herrschaften nun den uns aus jenem Umgange erwachsenden Vorteil ein?"

Der Gräfin liebenswürdig gutes Gesicht zeigte ein Lächeln des Einverständnisses, während sie die Geschwister bat, vor lauter Eifer nicht das Frühstück kalt werden zu lassen. Ihr Mann dagegen sah nachdenkend auf sein rosa leuchtendes, duftendes Beefsteak und strich sich nach dem ersten Bissen ungewiß den grauen Vollbart, der seinen noch jugendfrischen Zügen einen Anstrich von Würde verlieh.

„Hm, — Mlezki? Mlezki?"

Trotz seines vortrefflichen Gedächtnisses entsann er sich nicht, den Namen in Verbindung mit der aufständischen Bewegung hier oder drüben gehört zu haben. So schob er einen neuen Bissen sichtlich unbefriedigt in den Mund und trank seinen Gästen sinnend zu; schüttelte seinen grauen Kopf und murmelte:

„Begreif einer, weshalb die tonangebenden, sonst gegen Deutsche schroff abweisenden Polen, sich just in Ihrem Hause einnisten?"

Wallrode hob sein Glas und warf sich in die Brust: „Meine Unwiderstehlichkeit!"

Doch Ridthal wehrte dem Spötter ernst ab: „Pah! Argwöhnen Sie lieber, daß Ihr guter Name politische Wühlereien verdecken soll, 'ne Tarnkappe für aufständische Unterstützungen abgiebt!"

Dieser Rat rief auf Wallrodes angenehmen Zügen ein jugendlich sorgloses Lachen hervor, wenn er auch Messer und Gabel, den Grafen verwundert ansehend, betroffen aus den Händen legte. Ein erheiternder Gedanke! Politische Wühlereien in seinem Hause? Unter seinen Augen, die fast durch die Wand sahen? Der gute Graf machte wahrhaftig aus jedem unschuldig polnischen Mücklein gleich einen Elefanten!

Hans Heinrichs kräftiges Kopfschütteln begleitete die Gräfin mit einem: „Aber Männchen, allüberall siehst Du Gespenster!"

„Bitte gütigst!" Eine schnelle Handbewegung schien Stillschweigen zu gebieten, ehe er eindringlich fragte, womit Wallrodes bunte Gesellschaft sich denn den Tag beschäftige? Dessen lachender Ausweis, daß diese nach langem Schlafe, je nach der Laune des Augenblick, sich putze, spazieren reite und fahre, tanze, rauche, spiele und sänge, schien wenig beruhigend zu wirken.

„Und fährt zu den polnischen Nachbarn, deren Besuche man zu allen Tageszeiten wiederempfängt!" ergänzte der Graf mit dem Kopfe nickend.

Wallrode stocherte bei dem Verhör doch etwas geärgert in seinem Salat herum, schielte nach Ehrentraut, bis er zuversichtlich bestätigte:

„Ein harmlos anregender Verkehr, der mir nach des Tages Last und Mühen Goldes wert! Das unzenweise zugewogene Entgegenkommen unserer deutschen Nachbarn entbehre ich dabei nicht!"

Ehrentraut seufzte: „So ist er nun! Als ob man sich gleich jedem Fremden wie einem Freunde hingeben könnte! Mir wird bei der Polen Liebesbeteuerungen oft angst und bange, Hans Heinrich dagegen steht mit allen wie auf Du und Du!"

Vergebens versuchte sie das mißmutig zerknitterte Mundtuch auf den Knieen wieder etwas zu glätten.

Grimmig lächelnd setzte der ältere Herr inzwischen sein Examen fort; er wollte wissen, ob in Gegenwart der Geschwister auch polnisch gesprochen würde? Damit hatte er für Hans Heinrich einen wunden Punkt berührt. Dieser gestand nämlich kleinlaut ein, daß er sich, sobald die Polen entgegen der guten Sitte neben ihm polnisch sprächen, wenn es um ihn vor Konsonanten zischte, überflüssig vorkam wie Butter an heißer Sonne. Das betonte auch Ehrentraut. Dies sie zu Hause umgebende Sprachgewirr erschien ihr wie beim Turmbau von Babel.

„Natürlich," murmelte der Graf seelenvergnügt. Ihn wunderte die Formlosigkeit polnischerseits nicht, für die heiligte ja der Zweck all und jegliche Mittel. Natürlich! Mlezkis Lerneifer leuchtete ihm dagegen weniger ein. In dem lag zu große Anerkennung deutscher Tüchtigkeit, blieb folglich unerklärlich! Deshalb zuckte Ridthal zweifelnd seine breiten Schultern.

Seitdem er seine Besitzungen unter dänischem Scepter verkauft und sich im Großherzogtum angesiedelt hatte, waren nämlich seine Stichworte: Deutsche Kultur, deutsche Civilisation, deutsche Klugheit und deutsches Staatswesen! Er selbst nannte sich „Kulturträger" und seine Bestrebungen als Landwirt sowohl wie als Staatsbürger suchten stets bahnbrechend vorzugehen. Das hielt er um so mehr für die Pflicht jedes Deutschen, als es sich im Posenschen nur um das Verdrängen einer genußsüchtigen, nach seiner Meinung entnervten Kaste, den polnischen Adel handelte, der unfähig war, sich aufzuraffen, unfähig,

durch eigene Thatkraft sich zu neuer Blüte emporzuschwingen.

Plötzlich sprang Graf Ridthal auf und trat funkelnden Blickes hinter Wallrodes Stuhl. Bis Krzhowo erstreckte sich jener militärische Grenzkordon ja nicht!

„Von Ihrem Hofe, Wallrode, bis zur russischen Grenze sind's nur siebenviertel Meilen?"

„Nicht ganz, Graf! Doch abscheuliche Wege, von Gott in seinem Zorn geschaffen! Im Winter, bei Schlittenbahn wohl fahrbar. Damski bessert seine Waldwege offenbar grundsätzlich nicht aus. Und doch sind sie die einzige Verbindung zwischen Jerzonkowo und seinen polnischen Gütern, die er in Person wöchentlich besichtigt!"

„Ah, der Graf ist ein Vetter des bekannten, an der Spitze des Warschauer ‚Landwirtschaftlichen Vereins' stehenden Andreas Zamoyski?" Ridthals Frage klang bedeutungsvoll.

„So?"

Diesem gedehnten „so", setzte Hans Heinrich nach langer Pause gleichmütig hinzu: „Das wäre allerdings eine Erklärung für die ihn unangenehm überraschende Einquartierung in Jerzonkowo!"

Hier hob die Gräfin die Tafel auf. Man trat plaudernd in die Thür des Gartensaales. Die Herren zündeten sich Cigarren an, und folgten den Damen dann in den von Sonnenschein hell leuchtenden Park, dessen Linden und Kastanien Czernices mächtiges, altertümliches Schloß in weitem Umkreise umgaben. Von der Landstraße aus war nur des Gebäudes vierter Eckturm und die hochragende Mittelkuppel zu sehen, während das dichte Geäste der Baumkronen selbst im Herbst die reich mit Stuck verzierte Vorderseite dem Vorüberfahrenden entzog, damit freilich auch jedem prüfenden Blicke den überall hervortretenden, sichtbaren Verfall des Schlosses.

Auch dem Parke, dessen uralte Baumriesen wie durch Wunder, vielleicht auch aus einem Reste von Verehrung für der Väter pflanzende Hand, der Axt eines abholzenden und zu Gelde machenden Besitzers entgangen waren, mußte seit Jahren jegliche Pflege gefehlt haben.

Der eigenen Naturkraft folgend, war alles wirr durcheinander gewachsen oder hoch aufgeschossen. Doch Sturm und Schneebruch hatten in den Anlagen verheerend gehaust. Mit den überständigen Stämmen, morschen, wenig widerstandsfähigen Veteranen, mochten deren jüngere Nachbarn im Winter mit zu Boden gerissen sein, denn offenbar hatten sie einem gewaltsamen, stetig wirkenden Drucke nachgebend, ihre Kronen gesenkt und ihr vielzackiges Wurzelgeknorre, das sich wie stumm flehend gen Himmel streckte, aus dem Boden gelöst.

Ein Bild kläglichsten Verfalles, wenn die sänftigende Macht einer gütigen Natur nicht selbst aus diesen der Zersetzung überlieferten Stämmen neues Leben hätte erblühen lassen. Üppig grünende Moospolster überwucherten das verwesende Holz, in dessen Wurzeln hochstrebendes, zart gefiedertes Farrenkraut reiche Nahrung fand. Neben dem kletterte die rasch wachsende, anmutige Waldrebe, das lichte Geranke des wilden Hopfens, lustig waghalsige Gesellen, den Baumkörper entlang, ihre malerisch leichten Gewinde schlangen sich von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, abgestorbene und grüne durch ein frisches Band einend. Gerade, als müßten sie dem Tode einen Hauch warm pulsierenden Lebens verleihen und die Zeichen irdischer Vergänglichkeit mit leuchtenden Farben verdecken.

„Nun, liebes Fräulein Ehrentraut, ob unserer Wildnis schweigsam geworden?" fragte die Gräfin, und schob ihre Hand in den Arm des jungen Mädchens ehe sie seufzte: „Mir graut vorm Aufräumen dieses Urwaldes, zumal wir im Winter kaum werden Ordnung schaffen können, wenn mein guter Mann so gleichgültig bleibt! Mein Gott, ich bringe der verkommenen Wirtschaft alles Verständnis entgegen, aber die nächsten Umgebungen des Schlosses müßten doch in erster Reihe wohnlich gemacht werden!"

Ehrentrauts Auge hing mit träumerischem Entzücken an dem malerischen Chaos: „Hätten wir zwischen unseren Obstbäumen, Gemüsebeeten und Distelanlagen nur einen Fleck, wie den da vor uns unter der gelb leuchtenden Eiche! Für Erhaltung jener mächtigen, reichbemoosten Baumleiche, wie dieses weichen Rasenweges möchte ich wirklich ein gutes Wort einlegen, liebste Gräfin. Das wäre ein Lieblingsplatz für Wanda und mich!"

„Um dem Borkenkäfer und seinen zerstörenden Gefährten weiter Schutz zu gewähren, meine Gnädigste?"

Damit trat Ridthal an Ehrentrauts Seite und drohte scherzend mit dem Zeigefinger: „Nein, selbst Ihnen und meinem Töchterchen zu Liebe thue ich das nicht! Na, übers Jahr, sobald der Tau gefallen oder Jupiter Pluvius wieder zur Unzeit Regen schickt, werden — ich wette — Ihre rosigen Lippen mich ob des breiten, trockenen Kiesweges noch loben, falls die Herkulesarbeit des unklug verlotterten Besitzes mich so weit kommen läßt. Nicht wahr, Wallrode, wir beide haben zu thun?"

„Und ob! Ehe der Augiasstall von Schmutz und Unrat gesäubert ist!" lachte der jüngere, der sich zurückgehalten und nach dem Schlosse, als erwarte er jemand, umgeschaut hatte. Jetzt trat er freilich zu den anderen und meinte eifrig: „Wären die Leute mit ihrem Katzenbuckeln und ewigen ‚nie rosomnie' nur an Ordnung zu gewöhnen! Aber! Kommen ihrem mangelnden Verständnisse nicht 'n paar schneidige Peitschenhiebe zu Hilfe, bleibt's beim alten Schlendrian! Gott bessere es!"

„Und wappne uns mit Geduld!" brummte Ridthal. „Die Halunken schlängen, immer sehnsuchtsvoll nach Osten und den Scharen der rächenden Sensenmänner schielend, am liebsten einen Strick um alle deutschen Hälse, opferten uns ohne viel Federlesens dem Moloch des geeinten, heiligen Polenreiches!"

Unwillkürlich schauderten die Damen. Hans Heinrich aber zuckte bei dem ihm ausgemalten Zukunftsbilde, das seinen Ansichten gar nicht entsprach, fast übermütig die breiten Schultern. Der Graf liebte es, den Teufel an die Wand zu malen. Als ob es ein Zeichen von schlechtem Charakter wäre, wenn das einfache Volk in alter Anhänglichkeit für den

bisherigen Herrn, der Person und den Änderungen des neuen Besitzers sich abhold zeigte? Nein, die Treue sollte man loben — freilich ihre mit derselben Hand in Hand gehende Trägheit? Und der posener Adel? Als ob der, einem Phantasiegebilde folgend, die wohlgeordneten Rechtsverhältnisse des preußischen Staates mißachten, sich mit der Waffe in der Hand auflehnen sollte? Hans Heinrich schüttelte den Kopf. Solche Einfältigkeit traute er keinem vernünftig denkenden Menschen zu. Die Demonstrationen in Polen erschienen Wallrode überdies mehr religiöser Natur, und in Preußen, wo Gleichberechtigung der Glaubensbekenntnisse herrschte, überhaupt unmöglich. Ebenso unmöglich ein ähnlicher Auftritt wie in Lenezye. Dort hatte die fanatisierte Menge den greisen, zur Botmäßigkeit ratenden Bischof von Kalisch, von Morozewski, trotzdem er sich zur Feier der Geburt Mariä nach Czenstochau begab, aus dem Wagen gerissen, öffentlich gepeitscht und angespieen, ohne daß einer seiner Kanoniker, oder sonst jemand ihm zu Hilfe zu kommen gewagt hätte. Wallrode konnte dem russischen Regimente, trotz der ausgesprochenen Milde des Kaisers, überhaupt keine Sympathien schenken, weshalb er die polnische Unzufriedenheit, die sich ab und an zur Unbotmäßigkeit steigerte, weniger tadelte. So verargte er es bei der Überschwänglichkeit ihres Charakters, den deutschen Polen kaum, wenn sie sich in Trauergewänder hüllten und die um ein ideales Gut, ihren Glauben, kämpfenden Stammesgenossen weitgehend unterstützten. Mancher Abenteuerlustige mochte wohl hinübergehen, aber kein vernünftiger Pole würde seinen sicheren Besitz im gesicherten Staate mutwillig auf das Spiel setzen. Und von der besitzlosen Klasse konnte für Hans Heinrich kaum die Rede sein.

Nein, er teilte des Grafen Schwarzseherei nicht. Trotzdem dehnte sich im Gefühle der eigenen Jugendkraft doch seine Brust mit volleren Atemzügen, und die muskulöse Hand spielend zur Faust ballend, lachte er übermütig.

„Ehe ich ihnen das Vergnügen des Hängens gönnte, ließ ich doch ein halbes Dutzend der Schwächlinge ins Gras beißen!"

Die siegesgewisse Stimmung gefiel Ridthal; doch rief eine Bemerkung Ehrentrauts über ihren Propst schon im nächsten Augenblick ein neues Mißtrauensvotum hervor, mit dem er des jungen Mannes Glauben an die Zuverlässigkeit des Krzhowoer Priesters freilich wenig erschütterte. So mußte der Graf sich mit dem Zugeständnisse, des Beargwohnten Predigten durch einen Beamten überwachen zu lassen, zufrieden geben.

Währenddem klagte Ehrentraut ihrer mütterlichen Freundin allerlei häusliches Ungemach, oder vielmehr das Fehlen desselben, da Frau Josephine von Mierzwinska nach wie vor tonangebende Hausfrau spielte, und mit der gospodinni (Wirtin) derartig darauf los wirtschaftete, daß es Ehrentraut vor Tante Lottchens Besichtigung der Bücher graute.

Nach dieser Klarlegung der Sachlage verstand die energische Frau erst Ehrentrauts anhaltenden Widerspruch gegen des Bruders übertriebene Gastfreiheit. Unter derartigen Übergriffen hätte ja eine tüchtige Hausfrau kaum Ordnung geschaffen, geschweige denn ein unerfahrenes, junges Ding! Da sie nun mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge hielt, und dem sogenannten Herrn Neffen über die schiefe Stellung, in die er seine Schwester bringe, einige Vorstellungen machte, fiel es diesem plötzlich ein, Eile zu haben. Jedwedem Tadel seines Thuns ging er gern aus dem Wege.

Als die Geschwister eben ihren Wagen bestiegen, sprengte Wanda Ridthal auf zierlichem Rappen heran, warf dem herbeieilenden Reitknechte die Zügel zu und glitt zu Boden.

„Ah, mein Ehrlein!"

Sie begrüßte Wallrodes mit warmem Händedruck, drohte dann aber mit der kleinen Faust:

„Was, schon fort? Der böse Vetter hat wieder Wirtschaftssorgen und hetzt? Na, das kenn ich! père, lieber père, solche Einmischung in Deine Hausherrnrechte zu dulden? Nur immer wieder aussteigen, meine Herrschaften!"

Der kleinen Gräfin Worte überstürzten sich, und dabei sah sie den bösen Vetter aus blauen Augen, die unter wirrem, dunklem Gelock neckisch zürnend vorblitzten, bald von der Seite an, bald wandte sie ihm, wie an ihrer Überredungskunst zweifelnd, den Rücken, um ihn im nächsten Augenblick wieder schmollend anzulächeln.

Dem zu widerstehen war zwar schwer, aber er hatte sein Nachhausemüssen vorhin zu sehr betont, um sich jetzt selbst Lügen strafen zu können.

„Geht nicht, Komteß Base! Geht wirklich nicht, sollte ich mir auch Ihre Ungnade zuziehen. Bedenken Sie unsere Gäste, — ich fuhr doch früh fort, und nun drängt es mich, daheim das vom Herrn Onkel entdeckte Attentat frisch gebacken zu erzählen!"

Auf den Grafen zeigend, hatte er mit angenommener Wichtigkeit gesprochen, die zierlich anmutige Mädchengestalt dabei aber so warm und doch auch schalkhaft zugleich angeschaut, daß Wanda ihm freundlich zunickte.

Ihre prachtvollen weißen Zähne verliehen dem ziemlich großen, durchaus nicht schönen Munde einen ganz eigentümlichen Reiz, und ihr helles, melodiöses Lachen stahl sich dem jungen Manne förmlich in das Herz. Wieder drohte sie ihm.

„Ah, Sie wollen mich neugierig machen? Aber ein Waldvögelchen zwitscherte mir zu: ‚Tod den Deutschen!'" Übermütig lachend hing sie sich an des Vaters Arm. „Ja, petit père, die Drosseln pfeifen's auf den Zweigen! Es war nämlich sehr belebt im Walde! Piorkowski, Damski und alle übrigen ‚Edlen aus der Polackei', mit denen Baron Wallrode mein Namensgedächtnis zu überschwemmen geruhte!"

Spielend fuhr ihre Reitpeitsche durch die Luft, daß die Krzhowoer edlen Füchse tänzelnd die Ohren spitzten, dank ihres Herrn fester Hand sich jedoch rasch beruhigten.

Ridthal entzog sich böse auffahrend seiner Tochter Liebkosung.

„Wanda, laß die Tollheiten! Du weißt, ich dulde keinerlei Verkehr mit den Polen!"

„Da schilt Ehrlein und den großen Vetter, die mir die Gesellschaft vorgestellt! Ich kann doch nicht die Wilde spielen, père!“

Ihre im Stulphandschuh steckende Rechte streichelte schon wieder des Grafen Wangen. Es war, als ob sie ein Hündchen mit einem „sei gut“ beruhigte. Das schien auch hier von Wirkung, denn Nidthals Gesicht strahlte vor Zärtlichkeit und Stolz förmlich auf.

„Nun? Steigen Sie bald aus?“

„Sofort, gnädigste Base! Aber nur, um Sie in den Sattel zu heben! Ich sehne mich für den Zauberwald nach dem Schutze berittener Begleitung!“

„Topp, Herr Vetter! Bin kein Spielverderber gleich gewissen Leuten!“

Damit reichte sie ihm ihr winziges Füßchen und flog, ohne der Eltern Einwand zu beachten, in den Sattel. Im zweiten Augenblick hielt Wallrode seiner Füchse Zügel wieder, grüßte das verdutzt dreinschauende gräfliche Paar durch tiefes Senken seiner Peitsche, die Pferde zogen an, und Ehrentraut winkte lächelnd zurück.

Solch herzigem Geschöpf, wie der Wanda, stand eben alles, selbst das, was man bei anderen „Unart“ genannt hätte. Hans Heinrichs Augen verschlangen fast die Reiterin. Wie sie mit ihrem Pferde aus einem Guß zu sein schien! Seine Schwester beobachtete ihn mit innerer Befriedigung. Wenn er nur kein so leicht entzündliches Herz besäße!

Darüber machte ihre heitere Freundin sich freilich keine Sorgen. Die plauderte und scherzte wie ihr das Schnäbelchen gewachsen war, ritt bald an dieser, bald jener Seite des Wagens, und hatte allerlei Koboldstreiche im Kopf.

Die Landstraße führte dicht am Jerzonkowoer See entlang, dessen buschbewachsene, hügelige Ufer einen gar freundlichen Anblick gewährten und Ehrentrauts schönheitsdurstiges Auge sichtlich fesselten.

Plötzlich zeigte ihre Hand hinaus. „Was ist das, Hans Heinrich?“

Er hielt an, beschattete die Augen und schaute auf das Wasser, dessen glitzernde Wellen etwas Weißes trugen. Drang nicht Kindergeschrei herüber?

„Hm, wie kommt der Wurm ins Wasser?“

Rasch sprang er vom Wagen, entledigte sich seiner Röcke und Stiefel, und schwamm, ohne die Zeit mit Überlegen zu verlieren, in den herbstkalten See hinaus.

Ob es wirklich ein Kind war?

Arm in Arm traten die Mädchen an das Ufer und beobachteten die kraftvollen Stöße des Schwimmers, der sich dem weißen, wenn auch kleiner werdenden Wölkchen rasch näherte, mit wortloser Spannung — Jetzt hatte er es erreicht. Beide atmeten erleichtert auf. Und nun kehrte er zurück! Wie auf Verabredung hockten die Mädchen sich nieder und steckten die Hände in das Wasser. Hu, wie kalt! Kein Wunder, daß Hans Heinrich, der da richtig ein Kinderköpfchen über Wasser hielt, rot wie ein Krebs aussah!

„Mein Gott, das ist ja Jadwiga Damska!“ rief Ehrentraut.

Der kleinen Gräfin Augen blitzten.

„Wirklich? Natürlich irgend eine unzuverlässige französische Bonne! Empörend, daß Dein Bruder deshalb sein Leben wagen mußte!“

Sie hatte zu Hause stets gehört, polnische Mütter überließen die Kinderpflege allzusehr der Dienerschaft. Deshalb urteilte sie sofort recht wegwerfend und sah fast feindlich auf das triefende Kind.

„Leben wagen? Pah, kleine Cousine, durch solch kühles Bad verdiene ich mir noch keine Medaille für Lebensrettung!“

Wallrode schüttelte sich wie ein Pudel nach nassem Bade und bat Ehrentraut, die schreiende Jadwiga in eine Pferdedecke zu hüllen. Er selbst schlüpfte zähneklappernd in Rock und Paletot, und verwünschte die Bosheit seiner Stiefel, die durchaus nicht über seine nassen Strümpfe gleiten wollten. Endlich stand er vor den Freundinnen und fragte zweifelnd:

„Was nun?“

So sehr er sich auch nach trockener Kleidung sehnte, fühlte er doch, es sei notwendig, die Kleine zuvor nach Hause zu bringen. Ehrentraut dagegen wollte den Bruder nach Krzhowo schicken; er weigerte sich. Da entschied Wanda.

„Ach was! Nur nicht die Kirche ums Dorf tragen! Sie, Herr Vetter, begeben sich auf dem Schimmel des Reitknechtes heim, Constantin hütet hier meine Zuleika, — wir beide liefern den brüllenden Polensprößling sicher ab!“

„Muß ich?“ fragte Hans Heinrich, aus dessem Blick und Ton innere Befriedigung sprach. Seine Hand lag schon am Zügel.

„Jawohl, Sie müssen, Herr Vetter! Müssen zu Hause sogar Fliederthee trinken!“

„Erbarmen, Grausame!“

Lachend sprengte er davon. Die Damen aber fuhren in schärfstem Trabe den See entlang. Unter Wandas sicherer Führung flogen die Füchse förmlich dahin. Das in seinen warmen Hüllen zitternde Kind lag auf Ehrentrauts Schoß. Sein zartes Gesichtchen mit den jetzt geschlossenen, dunklen Augen sah erbarmungswürdig genug aus. Leise strich Ehrentrauts Hand über die nassen, schwarzen Locken. Wenn die Kleine stürbe! Des blonden Mädchens Blick trübte sich. Selbst Wandas sonst so übermütigen Augen schauten ernst darein; ohne ein Wort zu sprechen, ließ sie die Peitsche antreibend über der Pferde Ohren sausen, daß es brausend die Dorfstraße entlang und mit kurzer Wendung in den Hof hineinging. Welch ängstliches Treiben hier herrschte. Der Graf schien im Begriff, zu Pferde zu steigen. Trotz des holperigen Pflasters lenkte Wanda in schärfster Gangart auf ihn zu, und ehe noch der Wagen hielt, riefen beide Mädchen: „Wir haben sie,“ dann legten sie Jadwiga in die väterlichen Arme.

„Hans Heinrich hat Jadwiga aus dem See geholt!“ erklärte Ehrentraut glückstrahlend. Ihre Freundin aber, in der Erregung des Augenblickes ganz vergessend, daß Wallrode ihr, ungeachtet mittelalterlicher Vetterschaft, doch ein Fremder sei, setzte wichtig hinzu:

„Ja, Hans Heinrich wagte für Ihr Kind sein

Leben!" Nach ihrer Ansicht blieb das Wagnis äußerst gefährlich. Frauen, selbst junge Frauen, lassen nicht gern an einmal gefaßten Meinungen rütteln.

Für Auseinandersetzungen fehlte dem besorgt und doch glücklich dreinschauenden Grafen indes die Zeit. Nur einige herzliche Dankesworte, ehe er dem Schlosse mit seiner teuren Bürde zustrebte.

Die jungen Mädchen aber fuhren, gehoben vom Gefühl eigener Wichtigkeit, davon. Gar ehrfurchtsvoll schaute man ihnen nach, ja, der alte, weißhaarige Schaffer, mit dem wettergefurchten, scharfgeschnittenen Polengesichte, drehte seine Pelzmütze in den Händen und rief: „Niech bydyie pochwolony Jesus Chrystus!" (Gelobt sei Jesus Christ!)

Und die anderen antworteten wie aus einem Munde: „Na wieki wiekow Amen!" (Von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.)

II.

Als im Mai 1861 der Statthalter Polens, Fürst Gortschakow starb, folgte ihm General Suchozannet, einer der strengsten Vertreter des Russentums.

Bei den leicht erregbaren Gemütern des polnischen Adels häufte sich nun der überall lagernde Zündstoff und bedurfte nur eines geringen brennenden Funkens, um, aller Mäßigung spottend, in hellen Flammen aufzulodern.

Die Hoffnung, das alte Polen in den Grenzen von 1772 durch Unterstützung Napoleons, des „natürlichen Beschützers unterdrückter Nationalitäten", wieder aufzurichten, diese Hoffnung gewann seit 1859 nach Beendigung des italienischen Krieges und der Besiegung Österreichs, seitdem die Völker Italiens sich erhoben, immer mehr Raum. Naturgemäß suchten die polnischen Verbannten mit den Umsturzparteien Italiens und Ungarns sich zu verbinden.

Bald löste Graf Lambert den allzuscharfen General Suchozannet in seiner hohen Würde ab, versuchte jedoch vergebens durch Milde zu beruhigen. Niemand erkannte sein Wirken an. Weder er noch der am Kaiserhofe viel geltende Pole, Graf Wielopolski, welcher in Gemeinschaft mit den stammverwandten Russen und unter dem Hause Romanow stehend, eine volkstümliche Entwickelung anzustreben suchte, vermochten dem durch die Pariser Verbannten eifrig angefeuerten Unheile zu steuern.

Ja, man verschrie Alexander Wielopolski als Vaterlandsverräter, weil er es nicht verhindern konnte, daß der Statthalter am 6. Oktober den Kriegszustand über das Königreich verhängte, und die schon im April gegebenen Verordnungen, nach denen in den Kirchen keine politischen Lieder gesungen, noch die Gotteshäuser scharenweise verlassen werden durften; nach denen große Leichenbegängnisse, das Tragen der Nationalkleidung und aller Abzeichen untersagt waren, aufs strengste verschärfte. Dazu war das stehende Heer durch zahlreiche Truppenverstärkungen auf achtzigtausend Mann erhöht worden.

Trotz [illegible] ernsten Haltung der Regierung hatte man die [illegible] Todestag des polnischen Helden Thaddäus Kosciusko feierlichst zu begehen. Da schritt die Regierung, ihren Befehlen Nachdruck zu verleihen, zur militärischen Räumung zweier Gotteshäuser. Die Maßregel verletzte nicht nur das Volk in seinen heiligsten Gefühlen, sondern galt der römisch-katholischen Priesterschaft als Vergewaltigung ihrer unantastbaren Rechte. Der Prälat Bialobrzeski ließ sämtliche Kirchen als entweiht schließen, und stellte sich offen den Unzufriedenen an die Seite.

Jetzt verzweifelten Graf Lambert sowohl wie Wielopolski, und reichten tief entmutigt ihre Entlassung ein. Der neue Statthalter, General Lüders, ließ die Mitglieder des unter seinem Vorgänger gegründeten Sicherheitsausschusses auf Festungen bringen, welchem Gewaltakte dumpfe Empörung folgte.

Den schweren, auf dem Lande liegenden Druck vermochte der 1862 neu eingeführte Erzbischof Felinski um so weniger zu heben, als sein Einfluß auf die Seelen seiner Herde, die in ihm nur den von Petersburg aus beeinflußten, einfachen Priester sahen, ein geringer war. Inzwischen suchte Alexander Wielopolski höchsten Ortes für sein Vaterland weiter zu wirken, worauf hin wohl der Kaiser sich entschloß, seinen Bruder, den Großfürsten Constantin, zum Statthalter Polens zu machen, dem Wielopolski als Haupt der Verwaltung beigegeben ward.

Jetzt ward das Unterrichtswesen schleunigst umgestaltet, und ob auch die höchste Gewalt in russischen Händen blieb, sämtliche ersten Regierungsposten von Polen besetzt, ohne daß diese Zugeständnisse indes Vertrauen erweckten.

Inzwischen breitete die aufrührerische Bewegung sich fleißig aus. Allen, die sich unter russischer, preußischer und österreichischer Herrschaft unterdrückt, bei den beiden Andersgläubigen auch in ihren Religionsübungen gehindert wähnten, schwebte das lichte Ziel von des Königreichs Polen Wiedergeburt vor Augen. Man glaubte sich stark genug, die erniedrigenden Ketten abzustreifen und im Sturme zu erzwingen, was die Vorväter vergebens erstrebt hatten.

Obwohl nun Preußen Rußlands Sache zu der seinen machte und seine Grenzen besetzte, vertrauten die Empörer doch um so fester auf Frankreichs thatkräftige Unterstützung, als Napoleon III. die polnische Frage zu einer europäischen stempelte.

Dem revolutionären Komitee fehlte nur die Gelegenheit, vom passiven Widerstande zum offenen übergehen. Diese brachte nun der Januar 1863 durch eine willkürliche, nächtliche Militärausheburg, die alle bemißtrauten Elemente unschädlich machen sollte, indes durch rechtzeitige Flucht der Bedrohten nicht in dem von der Regierung gewünschten Sinne wirkte.

Jetzt bildeten sich in den Wäldern Polens und Litauens größere und kleinere Freischaren, die, obwohl der einheitlichen Führung entbehrend, die russischen Truppen doch nicht ohne Erfolg angriffen, bis die immer mächtiger werdende „Nationalregierung" den Aufrührernin der Person Ludwig von Mieroslawskis am 17. Februar den Diktator gab. Ob seine bei Ostrolenka erkämpften Lorbeeren, seine schriftstellerischen Werke und sein vielbewegtes Leben ihn für

so einen verantwortlichen Posten befähigte? Jedenfalls sprengten die Feinde seine Abteilung schon nach wenigen Tagen und zwangen ihn, mit dem Reste seiner Anhänger die preußische Grenze zu überschreiten. Nun maßte Marian Langiewicz, (der Sohn eines Arztes aus dem Städtchen Krotoschin), unter dessen Führung die Insurgenten einige glückliche Gefechte im Sandomirschen geliefert hatten, sich die Leitung des Aufstandes an, erklärte sich zum Diktator, erlitt jedoch bald so entscheidende Niederlagen, daß er am 19. März über die Weichsel nach Österreich floh.

Von da an befahl die Nationalregierung ohne Diktator, und trat der russischen Regierung mit kühnem Spott entgegen. Nicht nur ließ sie ihre Erlasse drucken und verteilen, sondern auch durch ein eigenes Regierungsblatt veröffentlichen. Dann verbot sie, an Rußland Steuern zu zahlen, zog diese selbst, jedoch auf das schärfste ein. Ihrem Einflusse gelang es auch, eine von dem Kaiser angebotene Amnestie gänzlich erfolglos zu machen.

Von Tag zu Tage griff die Schreckenswirtschaft mehr um sich. Hier bedrohte russische Knute das Volk, dort hielten Vaterlandsverteidiger dem Unwillfährigen den Dolch oder Strick entgegen. Sie mußten sich freilich verproviantieren, wo sie etwas fanden, denn die an und für sich reichen Unterstützungen an Mannschaften, Waffen und Geldern, welche vor allen die Posener Brüder lieferten, genügten lange nicht.

Mit einem an Vernichtungswut grenzenden Hasse kämpfte man auf beiden Seiten. Blut floß in Strömen. Die Polen ertrugen die größten Entbehrungen mit heldenmütiger Ausdauer, ohne freilich durch diese Aufopferung den gewünschten Erfolg zu erzielen. Denn nach weiteren entsetzlichen Kämpfen mußte die Nationalregierung ihre hochstrebend begonnene Thätigkeit aufgeben.

Im Februar 1864 war die Macht des Adels gebrochen, seine Söhne Krüppel oder tot, sein Besitz, wo nicht vernichtet, doch so beschränkt, daß alle Mittel für weitere Widersetzlichkeit fehlten, zumal Frankreichs erwünschte Hilfe in nichts als Depeschenwechsel bestanden hatte.

Das erträumte Wahlkönigreich Polen blieb eine Fata Morgana ehrgeiziger, fantastischer Köpfe!

Das ist in kurzen Umrissen Polens damalige politische Lage, in die der Gang dieser Erzählung sich einfügt.

— — — — — — — — — — — — — —

Hans Heinrich von Wallrobe war viel zu arglos, um bei dem ihm bewiesenen polnischen Entgegenkommen mißtrauisch zu werden. Da predigte Ribthal vergebens Vorsicht, selbst die Zeitungen, durch die Wallrobe fast täglich von dem fanatischen Deutschenhaß seiner slawischen Nachbarn hörte, erzielten bei ihm nichts als Kopfschütteln und Achselzucken. Warum sollte es keine Ausnahmen geben, warum er selbst den leichtlebigen Polen nicht ebenso sympathisch sein wie sie ihm? O, er verstand ihre Anhänglichkeit an Krzhowo, auf dem alte Bekannte sich noch einmal getrost vereinigen mochten.

Nachdem Hans Heinrich die Spuren seines herbstlichen Bades beseitigt, und in seinem Zimmer, während er sich ausruhte, schnell zu Mittag gegessen hatte — den von Wanda angeratenen Fliederthee mußte Wein ersetzen — suchte der junge Mann die Gesellschaftsräume auf, in denen er, wenn auch die Herren bei Damskis hatten speisen wollen, doch den besseren Teil seiner lebenslustigen Gäste vermutete.

Die Damen traten ihm denn auch wie einem sehnlichst Erwarteten lachend entgegen und lauschten seiner munteren Darstellung der Abenteuer des Tages so gespannt, als ob sie die Fahnengeschichte nicht seit einer Stunde schon von Thaddäus Lubomirski gehört, und die Anstoß erregende Inschrift bei der „süßen, schönen Gräfin Czartoriska" längst gesehen hätten. Der kleinen Jadwiga Rettung war freilich eine große Neuigkeit und wohl geeignet, aufzuregen. Unzählige Ach und Oh schwirrten auf den rosigen Lippen. Man flüsterte, lachte, vielsagende Blicke und noch mehr polnische Ausrufe huschten von einer Dame zur anderen. Dazwischen dankte man dem lieben Baron und erzählte ihm, was für traurige Botschaft aus Warschau gekommen sei, wo der Verräter Wielopolski den hochwürdigsten Prälaten Bialobrzeski habe verhaften und auf die Citadelle bringen lassen. Aber die Heiligen würden das dem Vaterlande zugefügte Unrecht nicht dulden, wenn auch auf dem Gute Andreas Zamoyskis die im Kloster verborgen gehaltenen fünfzehntausend Gewehre mit Beschlag belegt und ein anderer Waffentransport den Feinden in die Hände gefallen sei. Die gebenedeite Jungfrau würde doch für ihre heilige Sache neue Streiter aufrufen und mit Wunderkraft ausrüsten!

Der junge Gutsherr war zwar in Bezug auf kriegerische Ausstattung durch der Jungfrau Kraft recht mißtrauisch. Er störte der Schönen Eifer indes nicht weiter, sondern freute sich ihrer feurig blitzenden Augen und der kleinen Füße, welche mit solcher Kraft auftraten, als wollten sie ganz Rußland zermalmen. Diese wilde Leidenschaft beim weiblichen Geschlechte zog ihn als etwas Neues wirklich an, erhitzte sein Blut.

Ehrentraut, die inzwischen auch angekommen war, wurde in dem sie umgebenden Wortschwalle dagegen immer steifer und stiller. Um ihrer Pflicht als Wirtin zu genügen, ging sie zwar von Gruppe zu Gruppe, aber man hatte mit sich so viel zu thun, genügte sich selbst so vollständig, daß man ihrer bescheidenen Anreden kaum achtete und sie ungezwungen belächelte, als sie hier einen Sessel, dort einen Stuhl an seinen Platz stellte, und die Falten der Teppiche und Decken glatt strich. Erst da wurde sie in etwas das Unbehagen los, in einem Wartezimmer erster Klasse zu sein, in dem ein jeder nach Belieben schalten dürfe.

Ihre hohe, weiße Stirn blieb freilich bewölkt, denn so deutlich wie heute hatte sie die Spuren von Verwohntsein, von unglaublicher Vernachlässigung durch Jahrzehnte an den ursprünglich kostbaren Pariser Möbeln und Teppichen noch nie gesehen.

Beim Anblick der abgefallenen Tapeten, befleckten, durchgescheuerten Atlasbezüge, der zerbrochenen Spiegel und Bilder, und der in Farbe rätselhaften, löcherigen Teppiche, malte sie sich Tante Lottchens Entrüstung aus. Was würde die Gute, Liebe zu der

Verwüstung, vor allem aber zu der Gesellschaft sagen? Den Kopf auf die Hand stützend, ruhte ihr Blick fast scheu auf den laut durcheinander sprechenden Polinnen. Wenn die Tante nun unangemeldet käme? Eine derartige Überraschung sah ihr nicht unähnlich!

Bei dem Gedanken schüttelte Ehrentraut sich wie in plötzlichem Fieber und sprang, dunkelrot werdend, auf. Es war doch noch kein Zimmer für Fräulein von Falkenstein eingerichtet, und Küche wie Vorratsräume, nach denen sie sicher zuerst sehen würde, in einem Zustande! — Mein Gott, hier waren Sauberkeit wie Ordnung ja unbekannte Begriffe! Ob es sich noch gutmachen ließe? Von innerer Unruhe erfaßt, beschloß Ehrentraut, schnell ein kleines Reinmachefest anzuordnen. Ihren Arm um des Bruders Nacken legend, flüsterte sie ihm ihre Absicht zu. Er nickte lächelnd:

„Nur keine Sündflut, Schatz!“

Die Polinnen nahmen von ihrem Fortgange keine Notiz. Denen war es viel bequemer, Frau von Mierzwinska noch immer als Hausfrau zu betrachten. Fräulein von Wallrodes Bescheidenheit hielten sie überdies für Beschränktheit des Geistes, und fanden für ihr selbstloses Zurücktreten nur ein mitleidiges Nasenrümpfen. 'S war eben eine echte Deutsche, steif, schwerfällig, ungewandt und unglaublich pedantisch!

„Grand Dieu, Baron,“ seufzte jetzt Frau von Czarlinska, eine junge, eitle Witwe, die sich zu Wallrode an einen Fensterplatz begeben hatte und ihr rotblondes Haar von den Strahlen der tief stehenden Sonne vergolden ließ, womit ihre Schönheit in das günstigste Licht gesetzt ward. Die Dame wußte sehr genau, wie gut der rosige Schein ihrem feinen, blassen Gesichte stände, und in welchen Gegensatz dazu ihre schwarze, reich mit Schmelz und Jett verzierte Kreppgewandung träte. Ihre schlanken, in Halbhandschuhen steckenden Hände spielten mit den schwarzen Perlen, als sie dem Hausherrn einen halb schmachtenden, halb herausfordernden Blick zuwarf, und flüsterte:

„Grand Dieu, Baron, uns so lange gelassen zu haben allein mit unserre Schmerrz! Dans votre maison, in Ihre Gegenwarrt wirr beherrschen les douleurs de notre coeur, und glauben die Trauer um unserr arrme patrie einen schwerren Traum!“

„Sie müssen nicht an die Ihnen traurig erscheinenden Nachrichten denken, gnädigste Frau!“

„Unmöglich! Denken und immer denken, und beten um Errlösung auf unserre genoux!“

Ihre Hände falteten sich und mit inbrünstigem Aufschlage in die rotglühende Sonne blickend, wandte sie ihm ihr tadelloses Profil zu.

Solche Vaterlandsklagen waren für Hans Heinrich freilich keine fesselnde Unterhaltung, aber der mater dolorosa Blick dieser sinnberückend schönen Frau hielt ihn nichtsdestoweniger fest. Er neigte sich ihr sogar unwillkürlich mehr zu, und ihr Auge mit einem unbewußt heißen Blicke suchend, raunte er ihr in das Ohr:

„Müßte ein guter Deutscher wie ich nicht wünschen, daß selbst die Bitten so schöner Lippen dort oben unberücksichtigt bleiben?“

Sein Atem streifte sie; ihm mit einer halben Wendung des Kopfes entgegenkommend, hob sie schmollend und drohend den Zeigefinger:

„O, Sie Böserr! Doch kommen Sie zu machen eine kleine Promenade mit mir! Zu Ihre Bekerrung, Baron!“

Mit vollendeter Ritterlichkeit reichte Wallrode der reizenden Frau seinen Arm, auf den sie sich wie stützebedürftig lehnte. Es war nicht das erste Mal.

Kein Zweifel! Die stolze Unnahbarkeit der Polin hielt neben der kraftvollen, hohen Männererscheinung Wallrodes nicht stand. Nein, dies sichtliche Umgarnen war schon mehr, als die einem schönen Weibe jedem Manne gegenüber erlaubte Gefallsucht. Ein Paar braune Augen sahen Rósza Czarlinska denn auch zornsprühend nach.

Gräfin Ludowika Zoltowska hob sich aus dem Ruhebett, in dem sie mit anmutiger Lässigkeit gekauert hatte, und das Gebetbuch, in welchem sie blätterte, flog an die Erde.

„Sollte sie sich wirklich vergessen? Er ist zwar reich — und es wäre wünschenswert, ihn herüberzuziehen — doch, um den Preis wär ich dazu nicht imstande!“

Wie sie die schwarzen, ohnehin zusammengewachsenen Brauen beim Stirnefalten noch mehr zusammenzog, zeigte ihr charakteristisches Gesicht einen fast finsteren Ausdruck. Ihre Hand ballte sich, und unnachahmlich wild warf sie den dunklen Kopf zurück.

„Ja, Tod allen Deutschen, Tod Polens Feinden!“

Ihre neben ihr sitzende Schwester Eva erzitterte bei dem Tone von Ludowikas tiefer Stimme. Schüchtern hob sie das Buch auf, schwieg aber, während die andere mit über der wogenden Brust gekreuzten Armen unruhvoll auf und ab schritt.

„Dieser deutsche Bär! Dieser Ketzer! Allen Heiligen sei Dank, morgen hat die Heuchelei ein Ende und wir schütteln Krzhowos Staub von unseren Füßen!“

Spöttisch auflachend blieb sie am Fenster stehen und trommelte gegen die Scheiben. „O, die Unbefangenheit der Deutschen! Morgen kommt er bestimmt!“

Eva hob das blonde Köpfchen. „Morgen? Der heiligen Jungfrau sei Dank!“

„Es ist der letzte Termin, petite! Denk nur, wo Zamoyskis Waffen in Feindes Hand! Aber Frankreich wird helfen!“

„O, und die Gebenedeite verläßt ihre Polen nicht!“

Schwärmerisch aufwallend blickte der jüngeren zartes Gesicht nach der beschmutzten Zimmerdecke und ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen: „Ach, Polen groß und einig sehen! Gelänge nur alles wie Ihr denkt, wie heute, — wo wir der heiligen Sache drei neue Streiter zugeführt!“

Ludowikas Haltung drückte hochmütige Zuversicht aus! „Wir werden siegen! Könnten wir hier unterm eigenen Volke nur offen wirken, — Aug in Auge mit den Unterdrückern Polens Söhne zur Fahne rufen! Das wäre unserer würdig!“

Wie verzückt breitete sie ihre Arme aus.

„Ob er's schon weiß?"

Gräfin Eva schmiegte sich furchtsam an die Schwester, die ein prächtiges Modell für eine Walküre abgegeben hätte. „Was kümmert's uns! Wenn nur Thaddäus und die anderen kämen!"

In unruhiger Frage flog ihr Blick nach der Thür. Sie war voll Ungeduld endlich zu hören, was mit Damski beschlossen sei, ob auch die preußische Besatzung, „die Spione", störten?

„Mir wär's das liebste, mit der Waffe in der Hand vorzugehen!" rief sie plötzlich. Ihrem blitzenden Auge nach zu urteilen, würde es ihr eine Wonne sein, den Feind niederzuschießen.

Eva bebte vor Erregung und sah schreckerfüllt um sich, ehe sie ihre Arme weinend um der Schwester Nacken schlang. „Ja, Du und unsere unvergleichliche Severinka! Aber ich? Ach, Ludowika, laßt mich au sacré coeur gehen! Wie will ich für Euch beten! Laßt mich den Schleier nehmen!"

Zärtlich strich der Schwester Hand zwar über das weiche, blonde Haar, doch schaute sie auf deren qualvolle Angst verständnislos hinab. In das Kloster gehen und beten, wo blutiger Kampf, wo Heldentum winkte?

Frau Josephine Mierzwinska hatte sich inzwischen in ihr Boudoir, das sie als Zufluchtsort behalten, zurückgezogen. Sie war hier, wo sie manche Stunde ihrer Ehe verträumt hatte, gern allein. In der sichtlich abgenutzten, doch mit allerlei schwarzem Schmuck überladenen Trauerkleidung sah sie trotz ihrer vergrämten Züge gesucht jugendlich aus, und paßte somit gut in den Rahmen ihres ehemals verschwenderisch ausgestatteten, nun verblichenen Lieblingszimmers.

So von Herzen wünschte sie, die jetzigen, sorgenlosen, guten Tage möchten kein Ende nehmen. Ach, ihr Stolz, ihre Vaterlandsbegeisterung waren nur ein schwaches Echo der Begeisterung jener jungen Heißsporne ihrer Umgebung, nichts als Anstandsmaske. Im jahrzehntelangen Elend, im vergeblichen Kampfe gegen den Ruin, den ihr Mann, ein Spieler und Feinschmecker, leichtsinnig heraufbeschworen hatte, waren die edleren Regungen ihrer Seele erstickt. Jetzt fühlte sie nur dumpfe Angst vor der Zukunft, welche sie der Gnade einer keifenden, über alles geizigen Schwiegermutter gänzlich mittellos überlieferte. Ärmer als arm, und angewiesen, allüberall die Geduldete zu sein, galt es ihr innerlich gleich, unter welchem Scepter sie das Bettelbrod aß.

Manchmal zwar rötete ihre Stirn sich vor Scham, weil sie hier, wo sie einst als vielbeneidete Herrin eingezogen, jetzt Schmarotzer war. Aber was sollte sie thun?

Ihr Mann, dem sie sklavisch ergeben, hatte so bestimmt, und andrerseits liebte sie selbst das gute Leben mehr als das schlechte, wirtschaftete lieber aus dem Vollen, anstatt zu hungern. Was blieb ihr denn noch? Die Jugend war dahin und mit ihr viel Gutes und Schönes; die Menschen: Verwandte, Freunde, die ihnen nicht mehr beistanden, hatte sie zu verachten gelernt, nur eins konnte man ihr nicht rauben, und dies eine war: ihre Zunge.

Fast dankte sie ihrem Manne, der sie lehrte, Vergessen aller Sorgen in materiellem Genusse zu suchen. O, ihr pan Joseph war ein Meister, und sie seine gelehrige Schülerin!

Auch jetzt stand eine kostbare, freilich stark angeschlagene Meißener Schüssel mit feinem Backwerk gefüllt vor ihr, aus der sie emsig naschte. Sie kaute auf beiden Backen, als nach flüchtigem Klopfen Ehrentraut eintrat. Bei deren Anblick trachtete Frau von Mierzwinska unwillkürlich die Schüssel zu verstecken, besann sich jedoch schnell eines anderen und meinte mit einem süßlichen Lächeln:

„Bitte näherzutreten, mein goldenes Herzchen! Ja, kosten Sie nur den Marzipan, herrlich, nicht? Die gospodinni (Wirtin) hat sich selbst übertroffen! Ja, Sie können mir für den Schatz dankbar sein, Herzchen! Unsere früheren Köche, obgleich sie in Paris studiert, machten's nicht besser. Sie können's mir glauben!"

Damit schob sie die Küchlein zwischen sich und Ehrentraut, und knusperte unbefangen weiter. Nur an der schärferen Aussprache des Rs hörte man ihrem Deutsch die Slavin an.

„So? Gewiß! Sehr schön!" sagte Fräulein von Wallrode, die sich das etwas verwirrte Haar aus dem erhitzten Gesichte strich. „Aber Marzipan backt man doch erst zum Weihnachtsfest! Wer vollbrachte denn die mühsame Arbeit des Mandelreibens?" fragte sie dann höchst verwundert.

„O," erklärte Frau Josephine, „ich ließ die Kuhstallmädel herbeordern!"

„Aus dem Kuhstall?"

Ehrentrauts Augen wurden immer größer. Ihr stiegen neben unsagbar schmutzigen Händen allerlei Stallgerüche in bedenklicher Weise auf. Außerdem fiel Hans Heinrichs Verbot: niemals Leute von der Hofarbeit zu nehmen, ihr schwer auf die Seele. Und die Polin schien auf ihr Auskunftsmittel noch stolz zu sein!

„Ja, auf dem Hofe hat das Volk so gut wie nichts zu thun, mein Herz! Ist's denn nötig, das Vieh täglich zu striegeln? Verschwendung! Wogegen das Küchenpersonal überbürdet ist — bedenken Sie nur die Vorbereitungen für morgen — denn — sollte Wladislaw Mlezki schon zum Diner kommen, müßten — so verwöhnt wie der durch Paris ist — noch ein bis zwei Gänge eingeschoben werden!"

Ehrentrauts junges Gesicht legte sich unter der Polin Wortschwall in sehr ernste Falten. Gut, daß die Gräfin Ridthal sie heute ermutigte, und Tante Lottchens Überfall sie ängstigte, sonst hätte sie ihre Scheu wohl nicht überwunden. Nun fühlte sie aber, daß die Sachen so unmöglich weitergehen konnten, beschloß folglich einzuschreiten, und den Kopf schüttelnd, sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit:

„Verzeihung, wenn ich Gegenbefehl gebe! Aber Graf Mlezki darf an unser Haus nicht die Ansprüche wie an ein berühmtes Pariser Gasthaus stellen. Ich hoffe überhaupt, daß er auf Essen und Trinken weniger Wert legt, da wir, sobald Sie alle uns verlassen haben werden, täglich keine vier Gänge essen!"

Das junge Mädchen war ganz blaß geworden und ihre Lippen und Hände zitterten vor Erregung.

Kein Wunder! Erst hatte sie draußen unliebsame Entdeckungen gemacht, und nun mußte sie hier endlich einmal einen Riegel vorschieben. Da die Mierzwinska sie schweigend wie etwas Niegesehenes anstarrte, fuhr sie nicht ohne Würde fort:

„Vielleicht wäre es besser, wenn Sie, gnädige Frau, der Wirtin meine Wünsche übermitteln. Sie schien mich vorhin nicht verstehen zu wollen. Ich ertappte sie zufällig auf grober Unredlichkeit — widerspenstige und diebische Leute können wir aber nicht gebrauchen, so kündigte ich ihr sofort!"

„Der gospodinni? Diesem Juwel höherer Kochkunst?" Die Polin fuhr geradezu entsetzt auf und konnte sich die plötzliche Energie bei einem bisher so lenkbaren Wesen offenbar nicht erklären.

„Dieselbe!"

Ehrentrauts gleichmütig sein sollendes Lächeln hatte für die Polin fast etwas Teuflisches. An des jungen Mädchens veränderten Gesichtszügen hangend, bemerkte sie nicht, wie deren Finger ein Löchlein im Bezug des Sessels erregt zum Loche erweiterte.

„Freilich! Meine Tante wird unsere alte Köchin mitbringen; die betrachtet das Kochen wohl weniger vom künstlerischen Standpunkte, ist dafür aber desto zuverlässiger!"

Der Polin Kopf sank schwach auf die Brust, und das eben genommene Marzipanherz fiel in ihren Schoß. Sie fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken, und fragte schwach:

„Fräulein von Falkenstein kommt bald?"

Unbekümmert um ihres Gegenübers betroffene Miene lächelte Ehrentraut unbefangen:

„Heute nacht, oder morgen, oder in einigen Tagen! Jedenfalls muß ich für meine Tante sogleich ein Zimmer einrichten lassen, weshalb ich Sie bitten wollte — diese mir benachbarte Stube wäre am passendsten — Sie und Ihren Herrn Gemahl, sich während Ihres Hierseins mit dem Schlafgemach zu begnügen!"

„Gewiß! O natürlich, liebste Baronesse! O, selbstverständlich! Sofort räume ich meine Privatsachen aus! — Was ich ja so wie so wollte —" Sie holte tief Atem, und einen Entschluß fassend, setzte sie leiser hinzu: „Da wir Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft unmöglich länger annehmen können! Ob ich den Baron für übermorgen wohl um Pferde bitten kann? Sie waren heute nicht daheim, so bildete ich mir ein," sie blickte düster vor sich hin, „hier noch zu Hause zu sein!"

Dieser sichtbare Schmerz der Polin that Ehrentraut in der Seele weh Sie hülfe der armen Frau so gern; aber wie konnte sie deren Schicksal ändern? So ergriff sie ihre schlaff herabhängende Hand mit warmem Druck und sagte weich:

„Daß der Abschied von hier Ihnen sehr schwer fallen wird, fühle ich mit Ihnen. Natürlich wird mein Bruder Ihnen stets Pferde zur Verfügung stellen. Sie haben nur zu befehlen! Ich kann Sie freilich nicht auffordern, länger zu bleiben, da wir bald Töpfer und Tapezierer erwarten, die viel Ungemütlichkeit mit sich bringen werden!"

Frau Josephine nickte. Der Würfel war gefallen und ein Zurück gab es nicht mehr. So zwang sie sich, ihrem Schicksal fester ins Auge zu sehen. Schwache Charaktere fügen sich dem Unvermeidlichen, sobald sie nicht zu sehr in ihrer Bequemlichkeit gestört werden, ja leicht mit einer Art Ergebung. Sie hatte jetzt nur den Wunsch, Ehrentrauts Jungfer möchte ihr beim Packen von Silber, Leinen und Kleidern helfen.

Diese Bitte überraschte das Mädchen nicht, weil Hespita bis jetzt von der alten Herrin mehr als von Ehrentraut in Anspruch genommen war. Über Menschen und Sachen verfügte all und jeder eben bisher herrischer als sie und ihr Bruder, die sich im eigenen Hause wie die bescheidensten Gäste benommen hatten.

Nun Fräulein von Wallrode heute von sonst unbekannter Thatkraft erfüllt war, wollte sie die polnische Wirtschaft gleich gründlich auskehren — bekanntermaßen kostet nur der erste Schritt Überwindung — so fragte sie ruhig, ob Frau von Mierzwinska wüßte, wann die anderen abzureisen gedächten?

Deren Antwort, daß alle ohne Ausnahme morgen von Damskis aus ihre Heimfahrt antreten würden, klang Ehrentraut zwar lieblich, sie fand sich aber doch bemüßigt, etwas von „Rücksichtslosigkeit", und „es wäre nicht zu höflich gewesen, wenn der Entschluß ihr und ihrem Bruder zeitiger mitgeteilt wäre", fallen zu lassen. Kleine, unliebsame Bemerkungen, die Frau Josephine allerlei stachelige Eigenschaften eines Charakters offenbarten, den sie bis jetzt unterschätzt hatte, und mit dem auf die Dauer, wie man zu sagen pflegt, doch nicht so leicht Kirschen zu essen war. Daß die von ihr als harmlos Erachtete plötzlich Waffen zeigte und sich nicht länger mißbrauchen ließ, zwang ihr freilich mehr Hochachtung ab, als alle vom jungen Mädchen bislang gezeigte liebenswürdige Großmut. So sehr Frau Josephine geneigt war, ihren Fuß auf den Nacken des Schwachen zu setzen, ebenso sklavisch unterwarf sie sich dem Stärkeren.

In dem gehobenen Gefühl, zur Reinigung der Krzhomoer Luft das Ihre gethan zu haben, verließ Ehrentraut die geknickte Polin, um dann nach ein paar befriedigten Atemzügen sich plötzlich ihrer Eingriffe in des Hausherrn Rechte zu erinnern. Ob Hans Heinrichs leichter Sinn sich nach dem ersten, unvermeidlichen Aufbrausen in die Sachlage finden würde? Oder sollte er der reizvollen Polinnen Plauderei wirklich entbehren? Er hatte Ehrentraut heute steif und schwerfällig gescholten. Sie fühlte auch den Mangel jener abgerundeten, leichten Form, die auf andere so anziehend wirkt, sehr deutlich, aber sie fragte sich doch, ob derlei Äußerlichkeit überhaupt ein Vorzug sei, wenn sie nur angelernte Maske zum Verbergen eines hohlen Innenlebens war? Hans Heinrich bewunderte freilich den trügerischen Schein blindlings. Sobald jedoch erst Ruhe zum Nachdenken eintrat, sobald seine Phantasie nicht mehr durch wohlklingende Redensarten unnatürlich erregt ward, mußte er sein besseres Selbst doch wiederfinden, mußte die sich bei ihnen einnistenden Vertreter des Polentums in der häßlichen Nacktheit selbstsüchtiger Berechnungen erblicken.

So sagte Ehrentraut sich. Sie hatte scharf beobachtet und erkannte der Polen scheinbar

völliges Aufgehen in die vaterländische Frage nicht als bewunderungswert an, weil sie als leitende Motive stets auf Eitelkeit, Abenteuerlust, oder schrankenlosen Ehrgeiz gestoßen war. Daß man sich aber des edelsten Gefühles, der Vaterlandsliebe, wie eines äußeren Schmuckes, mit dem man zu glänzen suchte, bemächtigte, empörte ihr Gefühl, und jene zur Schau getragenen Trauergewänder machten ihr den Eindruck des zu eingelernten Rollen nötigen Theaterputzes.

Aus angeborenem menschlichem Widerspruche fiel ihre Beurteilung des ihr unsympathischen Polentums um so schroffer aus, je mehr ihres Bruders Zuneigung für die Slaven sich steigerte. Außerdem durchschaute sie mit weiblichem Scharfsinn die Ränke, welche Hans Heinrich umstrickten und suchte die unverkennbare Absicht, ihn durch Heirat in das polnische Lager zu ziehen, nach Kräften zu verhindern.

Daß sie unter diesen Umständen für ihrer Gäste nahe Abreise nur ein Gefühl angenehmer Befriedigung hatte, kann ebensowenig wunder nehmen, wie ihre Gleichgültigkeit in betreff des Grafen Mlezki. Dies neue Spielzeug brüderlicher Laune dünkte ihr im Vergleich zu der Polinnen Nähe höchst ungefährlich und ein guter Blitzableiter für Hans Heinrichs demnächstige Vereinsamung. Was Tante Lottchen freilich dazu sagen würde, war eine andere Sache. —

Herbstlich feuchte Nebelschleier zogen schon durch die abendliche Dämmerung, deshalb schmiegte Frau von Czarlinska sich fröstelnd fester an ihres Herrn Arm. Dieser hätte kein junger Mann mit heißempfindenden, gesunden Sinnen sein müssen, wenn sein Blut bei des schönen Weibes Berührung nicht stürmischer durch seine Adern geeilt wäre. So preßte seine Linke sich mit warmem Druck auf die weiche Frauenhand.

Rósza seufzte und schlug ihre berückenden Augen zärtlich zu ihm auf, dann sich besinnend, streifte sie über ihre Stirn, ehe sie flüsternd fragte: „Wenn ich werrde sein weit forrt, wollen Sie gedenken meinerr, Baron Hans Henry?“

Ein flackernder Glanz leuchtete ihm aus ihren Blicken entgegen. Unwillkürlich zog er ihren vollen Arm mehr an sich, und sich zu dem reizenden, jetzt mondbeschienenen Gesichtchen niederbeugend, lächelte er vielversprechend:

„Als ob man solch Wesen wie Sie vergessen könnte? Rósza, süße Rosa, warum einer traurigen Zukunft gedenken, wo es sich lohnt der Gegenwart zu leben?“

Ludowika Zoltowska, was sagst Du zu dem deutschen Bären? Der „rocher de glace“, der mit Euch allen nur scherzte, scheint wirklich zu schmelzen! Ob aus heißer, von Herzen gesandter Wärme, oder war es nur —? Vorhin hatte er noch in frohsinniger Leichtlebigkeit munter gepfiffen:

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!“

Bei dem Blütenreichtum im menschlichen Gehege ein gefährlicher Wahlspruch für einen siebenundzwanzigjährigen Mann.

Rósza Czarlinska ahnte keine Gefahr, denn, als müsse das so sein, lehnte ihr blondes Köpfchen sich tiefaufatmend an seine Schulter, und hob sich nicht, obwohl sein Arm — eine Liebe ist der andern wert — sich um ihre schlanke Taille stahl. Etwas Ähnliches mochte sie erwartet haben, da sie nun im allerleisesten, zärtlichsten Flüsterton hauchte:

„Ja, die Gegenwarrt sein serr süß — aber — so kurrz!“

„Um so weniger Grund, sie sich durch trübe Gedanken zu verbittern, schöne Rosa!“ entgegnete er fast heiter, wobei er ihre Hand an seine Lippen führte.

„O! Sie harrtherrzigerr Mann!“

Sein Ton, sein Handkuß befriedigten sie offenbar wenig. Leise weinend ließ sie sich auf eine Bank sinken; dann rief sie, die verschlungenen Hände hebend, mit unterdrückter Leidenschaft:

„Warrum, warrum darrf ich nicht bleiben? Aberr —“

Als kluge Kennerin der Männerherzen verstand sie den Reiz der verbotenen Frucht und mochte mit den Worten im Tone schmerzerfüllter Ergebung auch wohl für Hans Heinrichs Gemüt das Rechte getroffen haben.

Denn er beugte sich zu der Schluchzenden nieder, hob das gesenkte Köpfchen und schaute zärtlich verlangend in die feucht schimmernden Nixenaugen.

Da schlangen ihre Arme sich um den kräftigen Männernacken, und die emporgewandten vollen Lippen hauchten kummervoll:

„Geliebterr Mann, Polens Tochter darrf nicht schmücken einen deutschen Herrd!“

Wunderbar! Einen Augenblick spürte er diesem „nicht dürfen“ gegenüber die fast unbezwingliche Lust, das schluchzende Weib an sich zu reißen und mit Küssen zu bedecken. Was galt eines Volkes Haß und Vorurteil zwei Herzen, die sich liebten?

Aber was war das? Ein dunkler Mädchenkopf schob sich vor der Polin Gesicht? Hans Heinrich erschien es, als raunte Wanda Ridthal, die dichten Brauen finster gefaltet, ihm durch zusammengebissene Zähne zu: „Hans Heinrich, Hans Heinrich! Irrlichter leuchten im Sumpf!“

Sein Oberkörper schnellte zurück, der Rausch verflog. Aber die liebreizenden Züge der Liebesgöttin da vor ihm nahmen einen tückisch lauernden Ausdruck an, wie er träumerisch murmelte:

„Meine Gnädigste, was sollte eine Sarmatin auch von der Heiligkeit des deutschen Herdes ahnen? Dessen Feuer zu hüten, bedarf es einer reinen, keuschen Hand!“

Ob sie den Sinn seiner ihn selbst überraschenden Worte verstand?

Ihre schimmernden Augen schauten vorwurfsvoll klagend auf, und wie ein holdes, verzogenes Kind, dem ein Spielzeug verweigert wird, suchten ihre Arme ihn wieder an sich zu ziehen. Mit sanfter Gewalt entwandt er sich indes der Umstrickung und sprach zu dem „Kinde“ nun im Tone eines guten Kameraden. Predigte Vernunft und Moral, dachte nicht mehr ans Rosenpflücken, sondern fühlte sich (eine Anwandlung kühler Josephnatur!) an der Seite des liebeatmenden,

hingebenden Weibes wirklich in Verlegenheit. Wie den Mondscheinspaziergang nur auf schonende Weise abbrechen? Er wollte ihr nicht weh thun, ihr nicht verraten, daß er, im Hinblick auf Gräfin Wandas herbe Jungfräulichkeit, plötzlich ein strengerer Sittenrichter ward.

Ihre Hände sanft in ihren Schoß legend, trat er einige Schritte zurück, und sagte freundlich:

„Es zieht kühl herüber, gnädige Frau, lassen Sie uns heimkehren. Im Salon wird man Sie schmerzlich vermissen und sich nach Ihren entzückenden Liedern sehnen!"

Rósza Czarlinska sprang auf und ergriff seinen Arm. Sie war seiner erwachenden Leidenschaft zu sicher gewesen, um an eine plötzliche Wandlung zu glauben. Hatte denn je ein Mann, dem sie, wie diesem Deutschen, ihre Liebe verriet, sie verschmäht?

„Sie? Sie schicken mich forrt?" flüsterte sie heiser. Er hörte ihre Zähne knirschen und mußte lächen.

„Ja, gehen wir! Ich machte mir ewige Vorwürfe, setzten Sie meinetwegen Ihre kostbare Stimme den kalten Herbstnebeln aus!"

Sie stampfte leicht mit dem Fuße auf. Sein Spott reizte die Polin unsagbar. In seiner stolzen Unnahbarkeit hätte sie ihn zermalmen mögen!

Vor Wut riß sie ihre Perlenkette vom Halse, warf sie ihm vor die Füße, ehe sie, seinen dargebotenen Arm übersehend, an ihm vorbeirauschte, und ihm zischend zurief:

„Ich hasse Sie! O, ich hasse Sie! Ich hasse Sie so heiß, wie ich Sie geliebt!"

Trotz dieser nicht mißzuverstehenden Worte sah er der Davoneilenden recht erleichtert nach. Offenbar dünkte ihr Haß ihm weniger gefährlich als ihre Liebe. Außerdem schien dieser stürmische Gefühlswechsel ihm eine neue, ganz vergnügliche Erfahrung. Vor sich hinlachend rieb er die Hände:

„Potz tausend, faucht das Kätzchen! Erst Sammetpfötchen und dann kratzen — ginge es nach ihr, fühlte ich schon einige Zoll blanken Stahls zwischen meinen Rippen! Ja, wenn Blicke töteten! Ein Arsenal von allerlei Mordinstrumenten loderte in den ihren! Köstlich! — Und ich in der Tugend härenem Gewande! Diese Polinnen haben aber den Teufel im Leibe!"

Ob das eine schmeichelhafte Bemerkung sein sollte? Jedenfalls schlenderte er höchst unbefangen, nachdem er noch einmal in die Ställe und Brennerei geblickt hatte, in den hell erleuchteten Saal zurück, wo seine sämtlichen Gäste, Männlein sowohl wie Fräulein, die Cigarre oder Cigarrette im Munde, Herrn von Mierzwinski umstanden, der ihnen unter den lebhaftesten Gesten einen zungengeläufigen, polnischen Vortrag hielt.

„Dieu soit bénit! Jutro (morgen)!" frohlockte Gräfin Ludowika und sah mit ihren schwarzen Augen wie eine Siegesgöttin um sich. Morgen hatte ihre fieberhafte Spannung endlich ein Ende! Da wollte sie, ihre hohe Gestalt in Männertracht gehüllt, zu den Streitern stoßen, um sich am heiligen Kriege mit dem Revolver in der Hand zu beteiligen.

Ein grausam unheimliches Feuer sprach aus ihren Zügen, das ihre sanfte Schwester beängstigte und zu einem inbrünstigen: „Santa Maria! Santa Maria! Gebenedeiteste Jungfrau beschütz uns!" veranlaßte.

Unbeachtet war der Hausherr eingetreten, und hörte den wildbewegten polnischen, mit französischen Ausrufen geschmückten Reden eine Weile stumm zu, ehe er gutgelaunt fragte:

„Ei, meine Herrschaften, was wird denn besonderes für morgen geplant, daß Gottes Fürsorge im allgemeinen und im besonderen der heiligen Jungfrau Hilfe von Nöten ist?"

Ein fast atemloses Schweigen folgte diesen Worten. In schneller Frage wanderten unruhige Blicke von einem zum anderen. Wann war der Deutsche gekommen? Was hatte er verstanden?

Einem mißtrauischen Beobachter wäre die allgemeine, unsichere Spannung nicht entgangen, doch Baron Wallrodes liebenswürdige Offenheit beruhigte Mierzwinskis böses Gewissen sehr schnell. Die Hand kameradschaftlich auf seines Wirtes Schulter legend, zog sein wohlgenährtes Gesicht — ein schwarz gefärbter, militärisch aufgesetzter Schnurrbart versuchte vergebens einen kühnen Ausdruck hervorzurufen — eine Grimasse, Lächeln genannt, wobei er zwei tadellose Reihen falscher Zähne zeigte, ehe er gemütlich erzählte:

„Voyez, pan (Herr) Baron! Hörren wirr da bei Damski, daß die Herren Offizierr, welche auf Befehl de Sa Majesté seien seine Hausgenossen, würrden teil nehmen morrgen am Errntefest, zu dem wirr alle ja geladen! Eh bien, da wollt err bitten nos belles dames, zu legen bei seit ihrre Trauerr, und zu vergessen l'esclavage de notre chère patrie im frröhliche Tanz. Sie verrstehen, lichte Gewand und lustik sein! Herren Prreußen finden, unserre Damen en deuil machten Eindrruck von Verrschwörrung. Ein grroßes Irrtum! Was?"

Hans Heinrich war freudig überrascht. Diese ewig schwarzen Kleider hatten ihn schon immer geärgert.

„Bravo!" rief er. „Ein guter Vorschlag. „Ich freue mich auf die lichten Erscheinungen unserer Tanzlustigen!"

Frau von Czarlinska maß ihn mit ihrem kältesten Blick, und wandte ihm, als dieser an des jungen Mannes guter Laune abprallte, mit einem Achselzucken den Rücken. Auch die anderen schwiegen, offenbar überlegten alle, was zu antworten sei. Doch ehe sie noch ihr Zugeständnis ausgesprochen hatten, steckte Ehrentraut ihr erhitztes Gesicht in die Thür und rief:

„Bitte, Hans Heinrich, der Inspektor wartet in Deinem Zimmer. Er ist außer sich, da die drei Walusseks sich aus dem Staube gemacht haben sollen; er meint, sie wären über die Grenze gegangen!"

„Was Teufel! Meine besten Arbeiter?" Wallrodes Stirn rötete sich zornig bis unter das kurzgeschorene Haar. Er stürzte aufgeregt hinaus, während die Polen ihm mit schadenfroher Genugthuung nachsahen.

Frau von Czarlinska aber warf Thaddäus Zoltowski zum Mißvergnügen seiner Schwestern süße

Blicke zu, und raunte ihm eine beißende Bemerkung über den deutschen Tölpel ins Ohr. Dann forderte sie ihn auf, zur allgemeinen Unterhaltung Bank zu legen. Sie liebte rouge et noir.

„Wären wir nur erst vierundzwanzig Stunden älter!“ seufzte Anne Lubomirska und Ludowika hob die Arme wie eine Prophetin: „Tod den Feinden Polens!“

(Fortsetzung folgt.)

Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

(Fortsetzung.)

III.

Morgen- und Mittagsbeleuchtung.

1.

Sture-Holm, eins der schönsten alten Güter am Mälarsee, gehörte im fünfzehnten Jahrhundert dem mächtigen Sture-Geschlecht und der verfallene Turm an der Nordseite des Schlosses mag wohl mehr als einem Angriff der Dänen widerstanden haben.

Von dem alten Schloß hatten nur einige Mauern dem Feuer und dem Zahn der Zeit Trotz bieten können, aber sie gaben dem neuen Gebäude ein ehrwürdiges und romantisches Ansehen, und der meilenweit sich ausdehnende Park war ein Wunder unberührter Naturschönheit. Auf dem hügeligen, grasbewachsenen Terrain standen Prachtexemplare von Eichen, Linden, Kastanien, Birken, Tannen, Fichten, die den Stürmen von Jahrhunderten Widerstand geleistet hatten. Dazwischen lagen große, moosige Steine, so groß, daß man sich fragen mußte, wie sie dahingekommen wären und meinen konnte, die Riesen der Vorzeit hätten wie unsere jetzigen Knaben „Butterstullen“ in den Mälarsee werfen wollen und ihr Ziel verfehlt. Von dem Bergrücken, der die Gutsländereien durchschnitt, rieselte in munteren Sprüngen ein Flüßchen hernieder; dem Parke sich nähernd, verlangsamte sich sein Lauf und einem blauen Bande gleich, floß es ruhig dem See zu, unterwegs unzähligen Krebsfamilien ein ruhiges Heim bietend. Das Ufer entlang schlängelte sich ein schmaler Pfad, von Erlen, Weiden und Birken beschattet, deren graziöse Zweige sich über das Wasser neigten und dem Angler ein sicheres Versteck boten, der bei Sonnenuntergang hier auf die Barsche fahndete.

Jetzt gehörte das Gut als Fideikommiß dem jungen Grafen Arvid Gyllenkrona, dem außerdem noch die benachbarten Güter seines Onkels seit einiger Zeit, laut testamentarischer Bestimmung desselben, zugefallen waren.

Es war ein schöner Juniabend, die Dohlen pflogen ihr Abendconseil in dem alten Turm, die Schwalben flogen zwitschernd über dem Dache, in dessen Eckchen und Firsten unzählige Vogelfamilien singend ihre Flitterwochen feierten. Auf den Wiesen zirpte die Grille und aus der Ferne erklang die Glocke der Kuhherde, die sich langsam dem Stalle näherte.

An der Südseite des Hauses befand sich auch in früheren Zeiten ein Turm, der aber jetzt, auf gleicher Höhe mit der ersten Etage, als Söller diente. Die Thüren des großen Salons standen offen und der Balkon war für den Sommeraufenthalt hergerichtet; Strohteppiche auf dem Fußboden, Sofa, Stühle und Fußbänke von leichtem italienischen Strohgeflecht, marmorne Tische, spanische Wände, um den Zug abzuhalten, Marquisen und japanische Sonnenschirme, kurz, alles war da, um einen reizenden Aufenthalt im Freien zu gewähren. Vier Personen befanden sich auf dem Balkon. Die Gräfin-Witwe Gunilla Gyllenkrona war eine Frau in den Fünfzigern; ohne schön zu sein, machte sie doch durch ihr gütiges, kluges und vornehmes Wesen einen fesselnden Eindruck, und das weiche, weiße, wollene Kleid, sowie das schwarze Spitzentuch über den Kopf gab ihrem Äußeren einen einfachen und doch eleganten Anstrich. Sie saß hinter einer spanischen Wand vor einem Stickrahmen, mit dem Sortieren von bunter Seide beschäftigt. Ihr gegenüber saß ein junges Mädchen an einer Staffelei und malte ein Aquarellbild von dem Bootshause am Ufer. Sie hatte reiches, feuerrotes Haar, einen sehr schönen Teint, der aber leider von Sommersprossen verunziert war, feine, regelmäßige Züge, rote Lippen und blendendweiße, kleine, spitze Zähne. Ihre Augen waren von jenem eigentümlichen, wasserkalten Blau, so daß sie nichts zu sagen schienen und doch so unheimlich blicken konnten, von Augenbrauen und Wimpern hatte sie fast keine Spur und dieser Mangel an Abschattierung gab dem Gesicht ein sonderbar flaches Aussehen. Die zierliche, katzengeschmeidige Figur, schöne Hände und Füße machten sie in einem lebenden Bilde, wenn sie geschminkt und gepudert war, zu einer vollendeten Schönheit, im gewöhnlichen Leben aber so ausdruckslos wie eine Mondscheibe; sie war die Nichte der Gräfin, Komtesse Ebba Gyllenkrona. Auf einer Chaiselongue lag die neunjährige Tochter des Hauses, ein kränkliches, etwas verdrießliches Kind, das sich

ungeduldig hin und her warf, als ob es nicht wüßte, was es anfangen solle. Auf ihrem Schoß schlummerte eine schwarz-weiß-gelbe Katze und unter dem Sofa kamen zuweilen zwei Kätzchen hervorgerast, mit gekrümmten Buckeln und schiefen Sprüngen einander jagend. Kissan, die alte Katze, öffnete dann das eine Auge so schmal wie eine Ritze, um zu sehen, ob etwa Gefahr drohe, dann schnurrte sie weiter; ab und zu jedoch machte sie beide Augen auf, wenn nämlich die Vögel, die sich auf der Balustrade Krümel holen wollten, ihr zu verführerisch nahe kamen. Dann gab ihr die kleine Gerda gleich einen Taps auf den Kopf und sagte: „Willst du mal unterlassen die Vögel so anzusehen, Kissan! Du weißt, wenn du einen davon erwischest, so kommst du gleich ins Wasser."

Gegen die steinerne Balustrade gestützt, stand der Sohn des Hauses, Graf Arvid Gyllenkrona. Er war der Mutter sehr ähnlich und machte, gleich ihr, einen sehr anziehenden Eindruck, nur lag in seinem Gesicht ein Anflug von Schwermut, der in dem ihren nicht zu finden war. Er reckte sich jetzt in die Höhe und bei dieser Bewegung erklärte sich jener Zug: der Graf war nämlich verwachsen. Die Schultern waren zu hoch, die Arme zu lang, der Rücken war zu rund und der Gang etwas unsicher. Trotzdem sah er weder kränklich noch verweichlicht aus, sondern sein Wesen machte im Gegenteil den Eindruck von Energie und Zufriedenheit.

„Mama," sagte er und drehte sich um, „findest Du nicht, daß wir die unteren Zweige der beiden großen Linden da absägen müssen? Gerade wie die Sonne jetzt steht, sich dem Horizonte nähernd, würde es eine entzückende Perspektive geben, wenn man den Sonnenuntergang durch ein Laubgewölbe sähe."

„Darin hast Du ganz recht," erwiderte die Gräfin aufblickend, „aber nur um Gotteswillen nicht alte Bäume umhauen! Meine schönen, alten Bäume sind wie ein Stück von mir selbst."

„Ja, aber die Jugend muß auch an die Reihe kommen," lächelte der Graf, „die alten Bäume werden zuweilen nutzlos und müssen dann anderen Platz machen."

„Das kannst Du nach meinem Tode thun," sagte die Gräfin; „jetzt komm her und gieb mir einen Rat wegen meiner Arbeit." Der Graf nahm einen Stuhl und setzte sich neben die Mutter.

„Ei, was hast Du da für ein Riesenwerk angefangen! Das wird ja etwas Pompöses."

„Das will ich meinen, und Du wirst das Beste davon haben. Ich will nämlich den Ahnensaal in Ordnung bringen, der jetzt wie eine Rumpelkammer aussieht, und das soll bis zu Deiner Hochzeit fertig sein."

„Oho," sagte Graf Arvid, „dann kannst Du hundert Jahre daran arbeiten."

„Bewahre, ich habe solche Eile, daß ich kaum in der Nacht schlafen kann. Nun sieh mal her! Du weißt, daß im Ahnensaal der schön vergoldete Lehnstuhl steht, worin der Tradition nach unsere Ahne, Gunilla Bjelke, saß, als König Johann um ihre Hand warb. Der Sessel ist ein Prachtstück, aber der Gobelinüberzug mottenfräßig. Nun will ich zuerst einen neuen Gobelin dafür anschaffen, und zweitens hinter dem Stuhl, wo jetzt die verschossene rote Sammetgardine wie eine KrähwinklerTheaterdekoration hängt, diese meine Stickerei anbringen. Auf weißem Atlas werde ich nämlich die vereinigten Wappen unserer Geschlechter in heraldischen Farben und Gold und Silber sticken, rundum soll dann, gleich einem Rahmen, eine Art Draperie aus rotbraunem Tuch gelegt werden. Ferner will ich in den alten Archiven alle Faksimile heraussuchen und diese in bunter Seide und Gold sticken, dazwischen sollen sich Arabesken in metallischen Farben winden. Glaubst Du nicht, daß dies im Saale einen sehr schönen Hintergrund zwischen den großen, vergoldeten Wandspiegeln und Kandelabern bilden wird? Ich denke es mir sehr hübsch. Nach und nach will ich auch die Gardinen durch rote Seidendamastvorhänge, auf die ich auch Applikationen machen werde, ersetzen; ich freue mich schon auf die lange Arbeit!"

„Das wird ja prachtvoll, Mama, aber übereile Dich nur nicht, meiner Hochzeit wegen kannst Du Dir zehn Jahre Zeit nehmen."

Die Turmuhr schlug acht. „Ich begreife nicht, daß unsere junge Gouvernante nicht kommt," sagte die Gräfin, „sie hätte vor einer halben Stunde schon hier sein müssen. Thu mir doch den Gefallen, Arvid, und erkundige Dich, wann der Kutscher abgefahren ist, hoffentlich ist ihr unterwegs nichts passiert."

Der Graf näherte sich der Thür, da ertönte in der Ferne Peitschenknall, einige Minuten darauf rollte eine kleine Kalesche heran und hielt vor der Thür. Ein junges Mädchen, welches sich allein darin befand, sprang leicht heraus, sammelte mit Hilfe eines Dieners ihr Reisegepäck zusammen und folgte dann einer Zofe, die, an der Treppe harrend, ihr den Weg zu ihrem Zimmer weisen sollte.

Eine Viertelstunde später betrat unsere junge Reisende den Salon. Die Gräfin ging ihr ein paar Schritte entgegen und sagte mit freundlicher Würde: „Willkommen, liebes Fräulein Ström! Ich fing an zu befürchten, daß Ihnen ein Unfall zugestoßen sei, denn seit einer halben Stunde erwarte ich Sie schon."

„Ich glaube, der Kutscher fuhr etwas langsam," antwortete das junge Mädchen, „aber dadurch ward mir die Gelegenheit, die Schönheit der Gegend zu genießen."

„Lassen Sie mich jetzt meine Familie vorstellen: Meine Nichte Komteß Ebba, mein Sohn Graf Arvid und hier Ihr zukünftiger Zögling, meine arme, kleine Gerda."

„Die arme, kleine Gerda" hatte den Kopf nach der Wand gewendet und that, als ob sie schliefe. Die neue Gouvernante war ihr ein Greuel, und sie hatte sich vorgenommen, sie nicht eines Blickes zu würdigen, ehe es unumgänglich nötig wäre.

„Haben Sie eine angenehme Reise gehabt, Fräulein Ström? Es that mir zu leid, daß ich Ihnen die Reisegesellschaft, deren ich in meinem Briefe erwähnte, nicht verschaffen konnte."

„Die Reise war sehr behaglich; es ist amüsant, so viel neue Gesichter zu sehen, und die Menschen

sind so natürlich auf Reisen, sie zeigen ihre Launen im Alltagskostüm."

„Fürchteten Sie sich nicht, so allein zu reisen?" fiel Komteß Ebba ein. „Ein junges Mädchen ohne Schutz riskiert doch zu leicht behelligt zu werden."

Ingeborg Ström richtete ein Paar große, fragende Augen auf die Sprecherin und antwortete ruhig: „Ich habe nie daran gedacht, daß man wagen könne, mich zu beleidigen."

Es lag etwas in dem Ton, worin dies geäußert wurde, was Graf Arvid veranlaßte, das junge Mädchen mit mehr Aufmerksamkeit als vorher zu betrachten. Sie saß zwischen ihm und dem Fenster, so daß ihr feines Profil sich scharf gegen die helle Abendwolke abhob. Das reiche, dunkelbraune Haar wand sich zu einem dicken, griechischen Knoten, die Stirn war mehr breit als hoch. Große, graublaue, strahlende Augen, die scharfmarkierte Nase mit den beweglichen Nasenflügeln, der geschlossene, aber volle Mund, das runde Kinn mit dem tiefen Grübchen darin, alles dies im Verein mit einer hohen, schlanken Gestalt und dem etwas langgestreckten Nacken, auf dem der kleine Kopf graziös ruhte, verlieh ihrem ganzen Wesen etwas so Stolzes und Energisches, aber zugleich jungfräulich Reines, daß Graf Arvid bei sich ihre Vermutung berechtigt fand, daß wohl niemand sie zu beleidigen wagen würde.

Das Gespräch zog sich unter Fragen und Antworten während des Theetrinkens interesselos hin. Endlich fand jedoch die kleine Gerda, daß man ihre Anwesenheit zu lange ignoriert hatte, weshalb sie in weinerlichem Tone anhub: „O, wie ich schlecht liege! Warum bringt man mir nicht mein Eiswasser? Ach, wie warm ist mir!"

„Warte einen Augenblick," sagte Ingeborg und stand auf; sie verließ schnell das Zimmer und kehrte bald mit einem schönen, duftenden Kranz von Wiesenblumen zurück. Sie ging an Gerdas Chaiselongue heran, legte den Kranz rund um ihr Kopfkissen und sagte freundlich: „Siehst Du, kleine Gerda, diesen Kranz habe ich Dir unterwegs gewunden, ich habe eine kleine Schwester, die auch kränkelt; wenn sie matt und fieberheiß ist, pflegte ich frische Blumen um sie zu legen, das kühle so schön, meinte sie." Mit aufgerissenen Augen stierte Gerda auf die Blumen, aber noch mehr auf die mit so viel Angst erwartete Gouvernante.

Endlich sagte sie: „Hast Du eine Schwester? Wie heißt sie?"

„Helga."

„Ist sie immer artig?"

Ingeborg lachte munter und antwortete: „Ach, das wechselt ab."

„Was machst Du mit ihr, wenn sie unartig ist?"

„Zuweilen rede ich es ihr aus, zuweilen lasse ich sie sich besinnen, und wenn es sehr schlimm kommt, so bringe ich sie zu Bett."

„Das sollst Du auch mit mir thun," sagte Gerda, dann fügte sie hinzu, indem sie die kleinen Hände vor den Mund hielt: „Ich bin auch zuweilen unartig."

Der Abend verging langsam, aber schließlich hatte auch er ein Ende, Arvid fand sogar, daß er schneller als gewöhnlich verstrichen war. Eigentümlich frühlingsfrische Winde hatten mit den Wiesenblumen das gräfliche Gemach durchströmt, er ertappte sich selbst beim Summen eines Liedchens und als er auf den Balkon hinaustrat, schien es ihm, als sei dieser Frühling schöner und das Grün der Wiesen saftiger als je vorher.

Spät am Abend saß die Gräfin in ihrem Boudoir, Graf Arvid ging auf dem weichen Teppich auf und ab, er sah erregt und nicht vergnügt aus und sagte endlich wie in Fortsetzung eines vorangegangenen Gesprächs:

„Welch ein verrücktes Testament! — Ich möchte es am liebsten ins Feuer werfen! Was hat der Onkel eigentlich damit gemeint, mir sein ganzes Vermögen zu vermachen und der einzigen Tochter nur eine Leibrente von fünftausend Kronen! Und das muß ich nun annehmen von einem Manne, den ich beinahe gehaßt habe, seit dem Augenblick, wo er mir das Rückgrat brach. Ich spüre noch das Gefühl, als ich schreiend ins Bett gebracht wurde und man dem Doktor sagte: ‚Der Onkel hat ihn über seinen Kopf schwingen wollen und ihn dabei fallen lassen.' Es vergingen viele Jahre, ehe ich ihn anders nannte als ‚den Onkel, der mir das Rückgrat brach'."

„Vielleicht hat er dies Vermächtnis als einen Ersatz für Deine Leiden betrachtet," fiel die Gräfin ein.

„Schöner Ersatz," sagte Arvid bitter. „Wenn man selbst ein großes Gut zu verwalten hat, so ist es Mühe genug ohne die Zulage von fremden Gütern, noch dazu mit industriellen Anlagen. Geld zu sammeln habe ich trotz besten Willens kein Talent, und die Arbeit wächst mir schon jetzt fast über den Kopf."

„Dieser, mein Schwager, war immer ein Sonderling ersten Ranges," sagte die Gräfin nach einer Weile. „Mit souveräner Verachtung blickte er auf die Frauen; für ihn war jedes Weib nur ein höher gestelltes Tier, dessen Aufgabe nur darin bestand, zu essen und zu trinken, Kinder in die Welt zu setzen und zu sterben. Er heiratete wahrscheinlich nur, um einen Sohn zu haben; der neugeborenen Tochter nahm er es gleich übel, daß sie ein Mädchen war, und als die Mutter bei der Geburt starb, erboste es ihn doppelt, weil er nun keinen Sohn mehr haben konnte. Das Kind überließ er den Dienern, und schickte sie nachher in eine Pension, wo sie als reiche Erbin gefeiert und umschmeichelt wurde. Als ich sie später in die Welt einführte, warben unglücklicherweise nur zwei verschuldete Lieutenants um sie. Die verabschiedete der Vater gleich mit der Frage: welches von seinen Gütern sie wohl zuerst verkaufen wollten, um ihre Schulden zu bezahlen. Ebba wurde gar nicht mal gefragt."

„Arme Cousine," sagte Arvid. „Dein Vater hat uns beiden die Jugendfreude verbittert."

Der Graf setzte sein Hin- und Hergehen fort, endlich begann er wieder:

„Wenn er ihr doch wenigstens eine anständige Rente ausgesetzt hätte — aber elende fünftausend Kronen! Damit kann sie nicht einmal ein standesgemäßes Leben führen, geschweige denn besondere

Genüsse, wie schöne Reisen und dergleichen sich erlauben. Es ist wirklich hart! Sie wird immer mehr oder weniger von den Verwandten abhängig sein, und einen Mann kriegt sie auch nicht dafür. Was soll ich — was soll ich dazu thun?"

„Ich vermute fast, daß all diesem der Wunsch Deines Onkels zu Grunde liegt, Du sollest seine verwaiste Tochter heiraten, und mit seiner gewohnten Tyrannei hat er durch seinen scheinbaren Edelmut Dich gleichsam dazu verpflichten wollen. Seine Güter überließ er Deiner Tüchtigkeit als Landwirt — seine Tochter Deinem ritterlichen, großmütigen Herzen."

„Schönes Arrangement, um zwei Menschen recht auseinander zu bringen," sagte der Graf verdrießlich. „Ebba ist ein gutes Mädchen und trägt mit großer Sanftmut den harten Schlag; aber schon der Gedanke, daß sie vielleicht die Absichten des Vaters kennt, entfernt mich von ihr und macht mein Herz aufrührerisch gegen den auferlegten Zwang."

„Aber lieber Arvid, Du bist doch nicht gezwungen, sie zu heiraten," wandte die Gräfin ein.

„Ja, Mama, das ist leicht gesagt, aber Du mußt zugeben, daß ich mich in einer fürchterlich unangenehmen Lage befinde. Erstens bin ich die unfreiwillige Ursache, daß sie statt einer reichen Erbin, ein armes, abhängiges Mädchen wird, und nachher weigere ich mich, die Verbindung einzugehen, die der Vater gleichsam als Ersatz für sie geplant hatte! Wie soll ich ihr nun eine unabhängige Stellung verschaffen? Ihr eine Summe Geldes anbieten? Dagegen würde sich jedes stolze Mädchen sträuben, und ich kann doch in aller Welt nicht zu ihr gehen und sagen: ‚Hier, liebe Cousine sind zweihunderttausend Kronen als Entschädigung dafür, daß ich nicht Ihr Mann werden will.'"

Die Gräfin schüttelte den Kopf und sagte: „Du bist wirklich in ein schlimmes Dilemma geraten, und die große Erbschaft hat Dir bis jetzt wenig Freude gebracht. Aber wir wollen hoffen, daß Du im Laufe des Sommers immer mehr gute Eigenschaften bei Ebba entdecken und sie lieb gewinnen wirst, so daß Ihr vor dem Winter vielleicht Hochzeit machen könntet. Du weißt, daß ich Gerdas Gesundheit wegen den Winter an der Riviera zubringen werde, und es ist selbstverständlich, daß Ebba bei niemand anders als bei mir, ihrer einzigen Tante, sich aufhalten kann. Aber gerade ein längeres Zusammenleben mit uns würde die Welt in dem Glauben bestärken, daß sie zu Deiner Gattin auserkoren ist und dadurch jeden anderen eventuellen Bewerber verscheuchen. Sie scheint ein gutes, fügsames Gemüt zn haben . . ."

Der Graf fiel eifrig ein: „Ein bißchen zu fügsam für mich, Mama! Ich kann Leute nicht ausstehen, die zu allem was ich sage, Ja sagen, ich will Widerstand besiegen."

„Oho," sagte die Gräfin lachend, „das klingt hübsch in der Theorie; sonst gilt es ja als eine sehr große Tugend der Frau, keinen anderen Willen zu haben, als den ihres Mannes. Aber im Ernst gesprochen, Arvid, versuche wirklich, Dich mit dem Gedanken zu befreunden, denn sollte es in der That sich so unglücklich fügen, daß Du sie nicht haben wolltest . . ."

„Halt, Mama," rief Arvid, „wir sprechen ja beide sehr eigenmächtig, als ob es nur einen Kontrahenten bei diesem Bunde gäbe! Vielleicht will Ebba mich gar nicht haben."

„O doch," sagte die Gräfin sinnend, „sie betrachtet Dich zuweilen mit sehr verliebten Augen."

„Unmöglich, Mama," erwiderte der Graf sehr bestimmt, „ihre Augen sind nur eines Ausdrucks fähig. Ach, ich wollte, sie verliebte sich lieber in mein Geld als in mich, denn wie die Sachen jetzt stehen, bin ich als ehrenhafter Mensch gebunden! Dies unglückselige Testament," brummte er wieder vor sich hin. Dann fügte er hinzu: „Kannst Du mir sagen, Mama, warum fast jedes Testament einen Haken hat, der die unerwartetsten Konsequenzen nach sich zieht? Der Testator meint es gut und bewirkt gerade das Gegenteil."

„Ich habe auch oft darüber nachgedacht. Vielleicht ist es ein Fingerzeig Gottes, daß der Mensch, der das Irdische verläßt, nicht mehr durch seinen Willen die Hinterbliebenen zu beherrschen hat. Indirekt mag seine Person noch Einfluß ausüben, aber direkt nicht."

„Ja, so mag es wohl sein," meinte der Sohn, küßte der Mutter zärtlich die Hand und verbeugte sich zum Abschied.

An der Thür angelangt, drehte er sich noch einmal um und sagte: „Nun, Mamachen, wie gefällt Dir denn die neue Gouvernante?"

„Sehr gut," sagte die Gräfin, indem sie sich erhob und die Patiencekarten zusammenlegte. „Sie scheint mir ein kluges, einfaches Mädchen zu sein, und hat feine Manieren, worauf ich sehr halte. Sie hat gewiß eine gute Kinderstube gehabt und weiß auch, was sie will, wie es mir vorkommt."

„So denke ich auch; ich habe mir immer gewünscht, ein junges, selbständiges Mädchen kennen zu lernen, jetzt scheint mein Wunsch in Erfüllung zu gehen."

* * *

Einige Wochen waren vergangen, herrliche, warme Sommertage, in denen Natur und Menschen wieder aufzuleben schienen; die kleine Gerda hatte ihre Stunden bei der neuen Lehrerin begonnen, und nach kurzer Zeit waren beide gleich von einander eingenommen. Ingeborg hatte es so eingerichtet, daß die Lektionen im Freien erteilt wurden, um das kränkliche Kind anzuregen, und es wurde bald dieser, bald jener schöne Platz gewählt, wohin man Gerda im Rollstuhl fuhr. Die frische Luft und die neue, amüsante Beschäftigung gaben ihr seelisch und körperlich eine nie geahnte Kraft, und es war erstaunlich, zu sehen, wie sie gedieh — einer Blume gleich, die in frisches Erdreich umgepflanzt ist; sie probierte sogar ohne Krücken zu gehen, und niemand lachte herzlicher als Gerda, wenn die Versuche mißlangen.

Eines Tages hatte Graf Arvid einen langen Spaziergang unternommen, um das Abforsten eines Waldes zu inspizieren, und auf dem Rückwege fand

er die ersten reifen Erdbeeren, mit denen er Gerda zu erfreuen gedachte. Anstatt den direkten Heimweg einzuschlagen, machte er einen Umweg, um sich eine Weile auf einem seiner Lieblingsplätze auszuruhen, einer Anhöhe, von alten Linden beschattet, von der aus man die herrlichste Aussicht über zwei Seen hatte. Der Klang von zwei Stimmen bewog ihn, stehen zu bleiben, er hörte Ingeborg und Gerda sprechen, und da er entnehmen konnte, daß es eine Lektion war, wollte er nicht stören, sondern setzte sich ins Gras, um das Ende abzuwarten.

Unbewußt ihres neuen Zuhörers fuhr Ingeborg mit der Religionsstunde fort:

„Sage mir, kleine Gerda, hast Du nie die Bibel gelesen?"

„Nein, bonne amie sagte, dies sei ein Buch, das niemand verstehen könnte."

„So, und den Katechismus?"

„Ja, wir fingen einmal an, aber es war so langweilig, und da bat ich, daß ich es lassen dürfte."

„Kannst Du noch etwas davon?"

„Ja, die zehn Gebote."

„Hast Du wohl je darüber nachgedacht, ob sie von irgend einer Bedeutung für Dich sein könnten? Glaubst Du nicht, daß Du schon gegen eins davon gefehlt hast?"

Gerda besann sich einen Augenblick, dann sagte sie zögernd: „Ja! Ich glaube wohl, daß ich Gottes Namen zuweilen mißbrauche."

„So, und keins von den anderen?"

„Nein," sagte Gerda sehr entschieden; „ich habe nicht gestohlen, und ich habe nie getötet, auch habe ich nie gewünscht, in einem anderen Haus zu wohnen, denn das unsrige ist das allerschönste."

„Sonst nichts?" fragte Ingeborg weiter.

Gerda wurde etwas rot. „Ach, es kann wohl sein, daß, wenn ich nicht meine kleinen Ponys bekommen, ich einen kleinen Esel begehrt hätte."

„Aber Kindchen, warum fängst Du am Ende an, warum denkst Du nicht an das erste Gebot?"

Gerda riß die Augen weit auf: „Aber süße Ingeborg, wie kann ich denn andere Götter haben?"

„Jawohl, Du könntest einen Abgott haben!"

„Solche, wie die wilden Menschen haben, von denen ich in den Büchern gelesen?"

„Es giebt aber auch welche aus Fleisch und Blut, statt aus Holz und Stein, willst Du einen solchen sehen?"

„Ja, furchtbar gern," erwiderte Gerda ganz eifrig.

Ingeborg öffnete eine kleine Schachtel und zeigte Gerda ihr eigenes Bild in dem Spiegel.

Nun brach Gerda in ein so klingendes Lachen aus, daß sie sowohl Ingeborg, wie den lauschenden Bruder ansteckte.

„Nein, Ingeborg," rief sie, „nun bist Du zu komisch. Als ich klein war, pflegte Bruder Arvid mich vor dem großen Salonspiegel aufzuheben und zu fragen, ob ich des Königs Meerkatze sehen wollte, und jetzt zeigst Du mir dasselbe Gesicht und fragst, ob ich einen Abgott sehen will!"

In demselben Augenblick trat Graf Arvid vor, die reifen Erdbeeren in der Hand haltend, er sagte lächelnd: „Ja, ja, kleine Gerda, so klein Du bist, wird es doch wohl Wahrheit sein, daß Du bis jetzt niemand so vergöttert hast, als Dich selbst!"

„Ach, wie nett von Dir, Arvid, daß Du kommst! Lieber Bruder, wann wirst Du denn anfangen, mit mir Botanik zu treiben, erinnerst Du Dich, daß Du es mir schon im vorigen Sommer versprochen hast?"

„Sobald Du Zeit hast, und Fräulein Ström es erlaubt," antwortete der Bruder freundlich. „Die Gelegenheit ist jetzt vortrefflich, da Du so viel im Freien verweilst."

Die Stunden wurden gleich vereinbart und bald waren es nicht die einzigen Lektionen, denen Graf Arvid beiwohnte, und wenn das Kind sich ausruhte, entspannen sich andere Gespräche zwischen Bruder und Lehrerin. Der erstere entdeckte, daß Fräulein Ström die Tochter des berühmten Staatsökonomen sei, und sie fand, daß der Graf die Arbeiten ihres Vaters hochschätzte. Wenn sie davon sprach, strahlten ihre Augen so, daß der Graf dieses Thema als Universalmittel gebrauchte, wenn er einen leichten Schatten auf ihrer Stirn sah. An Gesprächsgegenständen fehlte es übrigens nie, im Gegenteil, die Zeit verflog, ehe alles erörtert werden konnte. Solch ein unbefangener Gedankenaustausch zwischen zwei jungen Personen verschiedenen Geschlechts, die zum ersten Mal Gelegenheit haben, sich frei auszusprechen, hat eine erziehende Macht, gegen welche die Weisheit Salomonis späterer Jahre nicht aufkommt. Man ist weder wählerisch noch kritisch, nur richtig geleitet durch den feinen Instinkt, der in der Jugend die Klugheit ersetzt. Aber über diesem Aufblühen des Besten, was im Herzen schlummert, liegt ein Duft und eine Schönheit gleich dem Zauber der Frühlingsluft. Vom Himmel stammen beide, und darin liegt ihr wohlthuender Einfluß. Und welche Würze sind die kleinen Mißhelligkeiten und Meinungsverschiedenheiten, wie lieblich die Versöhnungsscenen, und wie wohlthuend die Überzeugung, daß man zuletzt einander doch versteht. Mit jedem Tage glaubt man sich besser begreifen und schätzen zu lernen! — O, weh um die Menschenkenntnis zweier Menschen, die noch nie geliebt.

„Welch Idealist Sie sind, Fräulein Ström," sagte eines Tages Graf Arvid, als er neben seiner Schwester saß und sich den Anschein gab, einem zerbrochenen Pferd zu seinem vierten Bein zu verhelfen. „Sehen Sie doch die Menschen, wie sie wirklich sind! Sie sind gar nicht so gut, wie Sie glauben."

„Und nicht so schlecht, wie Sie meinen."

„Ich nehme sie, wie sie sind und sage wie das Sprüchwort; ‚Thu ihnen recht, aber nie gut'."

„Wie können Sie sich selbst so hart darstellen, was Sie doch gar nicht sind. Ein ganz anderes Urteil würde die arme Frau fällen, die soeben hier vorbeiging und von Ihrer Güte sprach," sagte Ingeborg, indem sie ihn warm anblickte.

„Sehen Sie, wie Sie gleich mit dem Idealisiren bei der Hand sind," lachte der Graf. „Weil ich einer Bauersfrau das Geld vorstreckte, um eine Kuh zu kaufen, da ich ihr doch sonst die Milch liefern müßte,

wittern Sie gleich eine Aufopferung darin. Seiner Ehre wegen thut ja ein Mann vieles, was ihm nicht angenehm ist, aber an Opfer glaube ich im allgemeinen nicht."

„Warum sagen Sie, ein Mann und nicht ein Mensch? Das Weib bringt ja auch für seine Ehre Opfer, wenngleich sie es freudiger aus Liebe thut."

„Ach, ein Weib wird nicht auf so harte Proben gestellt, ihr Leben ist doch so mehr ein Spiel."

„Sie scheinen das Weib nicht besonders hochzustellen," sagte Ingeborg errötend.

„O gewiß, es ist ja die Zierde unseres Lebens, wir stellen nur verschiedene Ansprüche an beide."

Ingeborg empfand eine Art Kränkung, und hätte gern den Streit fortgesetzt, aber die Frühstücksglocke läutete und rief die Gesellschaft zurück. Diese zufälligen Plauderstündchen waren doch zu reizend; traf es sich doch immer, daß der Graf beim Inspizieren der Arbeiter auf dem Rückwege auf seine kleine Schwester und deren Gouvernante stieß, und das Gespräch, das sich sogleich entspann, ob kurz oder lang, gab Nahrung für Phantasie und Herz, bis man sich wieder traf. Graf Arvid hatte wenig Gelegenheit gehabt, vertraulich mit jungen Menschen zu verkehren, und im Verein mit seinem körperlichen Gebrechen gab dies seinem Wesen eine gewisse Scheu, was Ingeborgs Herz mit Teilnahme und Interesse erfüllte. „Armer Jüngling," dachte sie oft, „wie ist sein Leben vergiftet worden, wen kann es wunder nehmen, wenn er zuweilen bitter und egoistisch erscheint." Die Zeit flog dahin wie im fröhlichen Spiel; man freute sich allgemein, die sonst so mürrische Gerda immer lebensfroh und zufrieden zu sehen, und auch über die übrigen Mitglieder des Gyllenkronaschen Hauses legte sich ein Hauch von Naturfrische und Jugendfreude.

* * *

In unverminderter Glut sandte die Augustsonne ihre Strahlen hernieder. Die Tage waren noch immer siedend heiß und man war froh, die Vormittage ganz ruhig auf der kühlen Veranda sitzen zu können; erst der Abend entschädigte für die Strapazen des Tages. Ingeborg war jetzt ganz heimisch in dem gräflichen Hause; sie bewegte sich dort so unbefangen und ruhig, als ob sie nie etwas anderes als den Luxus und die gekünstelten Bedürfnisse, die der Reichtum hervorbringt, gekannt hätte, wurde jedoch nicht geblendet von dieser scheinbaren Überlegenheit, denn sie war im Elternhause dem Unglück zu nahe getreten, um nicht zwischen falscher und wahrer Größe unterscheiden zu können. Aber mit der Elasticität der Jugend genoß sie all die tausend Annehmlichkeiten, die ihre neue Stellung bot, und sprach so offenherzig ihre Freude daran aus, daß auch die anderen davon angesteckt wurden. Ingeborg hatte immer neue Projekte, bald sollte man über den See fahren und eine schöne Aussicht bewundern, bald das Flüßchen entlang rudern zu einem Platze, wo ein schönes Echo war. Dann sang sie mit ihrer klaren, weichen Stimme eins von Gerdas Lieblingsliedern, und Graf Arvid stimmte ein. Selbst die herzensgute, aber etwas kühl vornehme Gräfin konnte nicht umhin, dies einfache Landleben sehr behaglich zu finden. Als nun endlich an Gerdas Geburtstag Ingeborg mit der Haushälterin ein Komplott geschmiedet hatte, und das Abendessen auf einer kleinen Insel, wohin man in einem laubgeschmückten Boot gefahren war, eingenommen wurde, da erreichte Gerdas Entzücken seinen Höhepunkt. Die kleinen, wasserkalten, wimperlosen Augen der Komteß Ebba aber blinzelten noch schneller als gewöhnlich, und der boshafte Zug um ihre dünnen Lippen übte auf Ingeborgs Herz und Gemüt einen Druck, den sie bis jetzt in dem neuen Heim noch nicht empfunden hatte.

Eines Tages war Ingeborg mit Gerda in einem kleinen Boot den Fluß hinaufgefahren, wo Gerda einige Wasserlilien gesehen hatte. Ingeborg ruderte schnell dem Ufer zu und scherzte dabei fröhlich mit dem Kinde. Plötzlich hörte sie eine Stimme, die rief: „Halt, halt!" und Graf Arvid ward am Ufer sichtbar. Ein unbestimmtes Gefühl von Trotz und Schelmerei ließ sie weiter rudern. Arvids Stimme klang noch heftiger, als er rief: „Um Gottes Willen, kehren Sie um, ich befehle es, oder . . ." und in einem Nu warf er den Rock ab und stürzte sich ins Wasser.

Jetzt sah Ingeborg ein, daß es Ernst war, sie drehte den Kopf, um die Ursache zu ergründen und bemerkte dabei zu ihrem Entsetzen, wie das Boot schnell nach einigen Wasserwirbeln schoß, die zwar keinen großen Wasserfall bildeten, aber doch reißend genug waren, ein Boot umzukippen, das nur von schwacher Frauenhand gesteuert wird. Im entscheidenden Augenblick langte Arvid an und wandte das Boot. Dann schwamm er ans Ufer zurück, holte seinen Rock und sagte gelassen: „So, nun werde ich Sie nach Hause rudern, dann bin ich bald wieder trocken; Ihr seid ein Paar wahre Kinder, alle beide!"

Giebt es auf Erden ein reineres, beglückenderes Band zwischen Mann und Weib, als wenn er sich als der Schützer und sie sich als die Beschützte fühlt? Ingeborg war zuerst so benommen, daß sie nicht recht fassen konnte, was geschehen war, aber als sie nach und nach anfing, die Gefahr zu begreifen, welcher sie durch ihre Unvernunft und Unbedachtsamkeit das ihrer Obhut anvertraute Kind ausgesetzt hatte, wurde sie von solcher Angst für dasselbe und solchem Dankgefühl für den Retter ergriffen, daß ein heftiges Zittern ihren ganzen Körper befiel. Vor Gerda niederknieend, legte sie ihre Arme um das Kind und küßte und liebkoste es, während ihre großen, strahlenden Augen auf Arvid mit einem Ausdruck ruhten, der für seine Herzensruhe ein viel gefährlicherer Strudel wurde, als es der war, aus dem er ihr Leben gerettet. An der Brücke angelangt, sagte er: „Jetzt, meine kleine Schwester, werde ich Deine Verschwiegenheit auf eine Meisterprobe stellen: ich wünsche, daß Du keinem Menschen dies, unser kleines Abenteuer mitteilst. Du weißt, wie ängstlich Mama für meine Gesundheit besorgt ist; wenn sie mich heute zweimal niesen hörte, würde sie gleich denken, daß das kalte Bad mir schlecht bekommen ist. Jetzt, Schwesterchen, zeige also, daß Du schweigen kannst."

Gerda schwieg, als ob sie ein Schloß vor dem Mund gehabt hätte, und dies kleine Geheimnis machte das Verhältnis zwischen den dreien noch inniger, als es vorher gewesen war.

2.

Es ging zum Herbst; die Gräfin hatte während des ganzen Sommers keine größere Einladung ergehen lassen, und um nun alle die Nachbarn auf einmal sehen zu können, wurde beschlossen, einen großen Ball zu geben. Ingeborg war unermüdlich im Anordnen und Helfen, zum ersten Mal bot sich die Gelegenheit, den in ihr wohnenden Schönheitssinn zu bethätigen, und es war ein gar anmutender Anblick, das junge Mädchen zu beobachten, als sie den improvisierten Ballsaal mit Guirlanden schmückte und die großen Vasen mit schönen Blumen füllte, sie selbst so blühend wie eine von Floras Töchtern, die sie in den Händen hielt. Unzählige Male lief sie hin und her zwischen dem Gewächshaus und dem Ballsaal. Endlich war alles fertig außer den großen silbernen Schalen, die mit Trauben und Pfirsichen gefüllt werden sollten. Noch einmal mußte sie hinaus, um grüne Blätter zu holen, auf denen die Früchte ruhen sollten. Die Thür stand halb offen und sie trat ein, zu gleicher Zeit mit der alten Haushälterin Frau Brita Lundström, die von der anderen Seite kam.

Als beide über die Schwelle schritten, hörten sie die Stimme von Komteß Ebba flüsternd: „Siehst Du, Sophie, bin ich erst so weit, daß ich ihn zum Mann bekomme, dann . . .“ Ingeborg riß heftig einige Blätter ab und eilte von dannen; ein unerklärliches Gefühl von Trauer dämpfte ihren Frohsinn, es war, als ob auf einmal alle Freude geflohen wäre. Aber sie war nicht das Mädchen, das seine Gedanken ohne Ziel herumwandern ließe, und schüttelte bald ein Gefühl ab, das sie nicht zu deuten vermochte. Binnen kurzem war sie wieder ganz von ihrer Thätigkeit in Anspruch genommen.

Der Abend kam und mit ihm die vielen Gäste. Lichte, Blumen, schöne Toiletten, Geplauder und Lachen innen, draußen der Vollmond, der eine so herrliche Landschaft beleuchtete, daß man sich aus diesem Prunk hinaussehnte, um die balsamische Luft einzuatmen. Ingeborg befand sich wie in einem Rausch. Sie hatte nie vorher den Zauber in der Nähe betrachten können, der in dem Verkehr der vornehmen Welt liegt. Sie fragte jetzt nicht, ob es nur ein äußerer Schein sei, der sie blendete, und ob der Kern der Schönheit der Schale entspräche. Sie genoß in vollen Zügen den Reiz des Augenblickes, den Tanz, das Gespräch, die ungezwungene Art der Vornehmen.

Es war schon spät am Abend, Ingeborg war auf einen Augenblick zu Gerda hinaufgesprungen, ihr Eis und einen schönen Pfirsich zu bringen. Jetzt kam sie zurück und suchte Graf Arvid, um ihm einen Gruß der kleinen Schwester zu bringen. Lange sah sie sich vergebens nach ihm um, doch endlich fand sie den Grafen, draußen auf dem Balkon sitzend.

„Ich bringe Ihnen Grüße von der kleinen Gerda, sie läßt Ihnen sagen, daß sie sehr artig ist, trotzdem sie zu Bette gehen mußte! Ach, sieh da, Komteß Ebba,“ fügte sie hinzu, als sie das kleine, vornehme Fräulein neben Graf Arvid entdeckte. „Tanzen Sie nicht, gnädiges Fräulein?“

„Ich wie Arvid finden wenig Vergnügen an diesem gedankenlosen Herumdrehen,“ antwortete die Komteß gekniffen, „ich ziehe es vor, in seiner Gesellschaft hier zu sitzen und den herrlichen Mondschein zu genießen.“

„Du irrst Dich, Cousine, wenn Du glaubst, daß ich nicht Gefallen am Tanz habe,“ fiel Graf Arvid ein. „Im Gegenteil, ich habe ein ganz besonderes Behagen daran, wie an jeder körperlichen Bewegung, aber,“ fügte er mit einem wehmütigen Lächeln hinzu, „ich denke, ich erweise den jungen Damen die größte Artigkeit, wenn ich unterlasse, sie zu engagieren, oder was meinen Sie, Fräulein Ström? Glauben Sie, daß die alten Damen, die an den Wänden sitzen, und schon ganz lange Gesichter haben, wieder ganz munter würden, wenn sie jemand mit meiner Gestalt sich im Tanze bewegen sähen?“

„O,“ sagte Ingeborg fröhlich, „dann finde ich, daß Sie aus reiner Menschenliebe den Versuch wagen sollten. Können Sie sich selbst und den lieben Damen ein Vergnügen bereiten, so haben Sie wahrlich eine gute That gethan!“

„Wollen Sie mir helfen, Barmherzigkeit zu üben?“ fragte Arvid strahlend.

„Gern!“ erwiderte Ingeborg freundlich.

Graf Arvid ging hinein, um seine Handschuh zu suchen. Ingeborg blickte ihm nach und sagte: „Armer Graf Arvid, seine Jugend ist doch recht verschieden von der anderer junger Männer, er hat eigentlich wohl wenig Jugendfreuden gekostet.“

„Es ist merkwürdig,“ bemerkte Komteß Ebba, „was für eine lebhafte Teilnahme man empfindet, wenn es einem Majoratsherrn gilt. Ich muß Ihren Mut bewundern, Fräulein Ström, sich den lächerlichen Bemerkungen der Anwesenden auszusetzen, nur um Ihren Zweck zu erreichen und der Eitelkeit meines Vetters zu schmeicheln! Aber was wagt man nicht, wenn es einen épouseur gilt!“

In demselben Augenblick kam Graf Arvid zurück, um Ingeborg abzuholen. Sie ließ sich in den Wirbel des Walzers führen, ohne recht zu wissen, wo sie sich befand, es war ihr, als ob sie einen heftigen Schlag vor den Kopf erhalten hätte, sie fühlte sich verwirrt und machtlos, und nur ein einziger Gedanke stand klar vor ihr: Wenn alle Anwesenden denselben Gedanken wie Ebba hätten, wenn er . . .! Es schwirrte ihr vor den Augen und die Füße versagten, sie wünschte sich weit weg von den Blicken der Menschen, um die Qualen ihres Herzens ungesehen verbergen zu können.

Komteß Ebba hatte den Pfeil gut gezielt, sie hatte das stolze Mädchen ins Herz getroffen und ihr zugleich das klar gemacht, was Ingeborg bis jetzt sich selbst nicht eingestanden. Arvid befand sich in einem Seligkeitstraum. Es war lange her, daß er getanzt hatte, und die ungewohnte Bewegung erfüllte ihn mit unsagbarem Wohlbehagen. Freudetrunken wie

noch nie, gab es in diesem Augenblick für ihn nur ein Wesen in der ganzen Welt, das holde, strahlende Mädchen, das er in seinen Armen hielt. Lange tanzte er so, ohne die Veränderung zu bemerken, die mit Ingeborg vorgegangen war.

„Das war ein schöner Tanz," sagte er endlich und blickte warm in ihr Auge, „darin konzentriert sich meine ganze ungenossene Jugendwonne! Aber was fehlt Ihnen, Fräulein Ingeborg?" fügte er hinzu, als er endlich die scheuen Blicke bemerkte, mit denen sie sich umsah. „Habe ich vielleicht zu heftig getanzt?" flüsterte er zärtlich.

„O nein, gewiß nicht," antwortete Ingeborg mit schwankender Stimme, „aber ich glaube . . . Ich weiß nicht . . ."

Graf Arvid sah sie erstaunt an, ein dunkler Schatten legte sich über sein Gesicht und mit mißtrauischem Blick sagte er: „Sie blicken so unruhig im Saal umher, Fräulein Ström, vielleicht haben Sie schon entdeckt, welches Vergnügen ich anderen so wie mir selbst bereitet habe? Am Ende bereuen Sie Ihr barmherziges Werk."

In demselben Augenblick bemerkte Ingeborg die Gräfin, deren Blicke mit einer gewissen Verwunderung auf sie gerichtet waren, es wurde dunkel vor ihren Augen und nur mühsam konnte sie hervorstammeln: „Ich glaube wirklich, daß ich nicht länger tanzen kann, wenn Sie erlauben, so hören wir auf."

Mit einem wehmütigen Tonfall in der Stimme sagte Graf Arvid, ihre Hand loslassend: „Wie Sie wünschen, Ingeborg, ich war ein Narr, zu glauben, jemand außer mir könne mein Gebrechen vergessen!"

Die Gräfin trat jetzt an sie heran und sagte mit fröhlicher Stimme: „Nun, mein guter Arvid, das war mir wirklich eine liebe Überraschung, Dich im Tanze zu sehen, jetzt mußt Du auch Ebba engagieren und Fräulein P. und M.

„Danke schön, Mama, ich habe genug vom Tanz. Ich weiß nicht, was für ein Taumel mich erfaßt hatte, aber von der Krankheit bin ich für immer geheilt."

Ingeborg verließ den Saal, sie flog die Treppe hinauf und in ihr Zimmer, dessen Thür sie verriegelte, als ob sie die ganze Welt ausschließen wollte. Sie warf sich vor ihrem Bette nieder und verbarg den Kopf in den Kissen. Endlich machte das beklommene Herz sich in einem Thränenstrome Luft, es brauste und kochte in ihr, das junge Gemüt befand sich in höchster Erregung. Daß jemand es wagen konnte, ihr einen so elenden Beweggrund zuzutrauen! Ihre Wangen glühten und brennende Thränen überströmten das Gesicht. Im ersten Augenblick war das Gefühl des beleidigten weiblichen Stolzes das überwiegende, aber bald wurde es verdrängt durch den Gedanken an ihn, von dem sie jetzt erst einsah, wie sehr sie ihn liebte. Das Herz sieht klar in solchen Stunden, wo es noch nicht Zeit gehabt, mit sich selbst zu plaidieren, und nach einigen Augenblicken hatte Ingeborg die Zukunft voller Qual und Kampf ermessen, die sich ihr aufthat. Was würde er wohl von ihrem sonderbaren Benehmen denken? Nie, nie würde sie Gelegenheit haben, sich zu rechtfertigen. Jetzt, da sie selbst klar in ihr Herz blickte, schien ihr Geheimnis auch allen anderen offenkundig zu sein, und diese anderen würden in derselben Weise wie Komteß Ebba urteilen, und er, für den sie ihr Leben hätte geben mögen, er würde, wenn er unglücklicherweise einmal ihre Schwäche entdeckte, bei seinem tiefen Mißtrauen zu sich selbst, auch so denken wie jene anderen. O, das war bitterer als der Tod! Was sollte sie beginnen? Sie mußte fort, weit fort, aber wohin? Sollte sie ihrer Mutter alles mitteilen? Doch das würde ja die arme Mutter nur beunruhigen, die jetzt mit den beiden Schwestern in der ländlichen Stille bei Onkel Göran aufatmete. Und doch war dies der einzige Ausweg. Ohne der zärtlichen Mutter ein Wort über ihre eigenen Gefühle zu sagen, wollte sie ihr den ganzen Vorgang mit Komteß Ebba schildern und ihr anheimstellen, ob sie nicht unter irgend einem Vorwand die Tochter zurückberufen wolle.

Ach, es war ein schwerer Entschluß; sie jammerte und schluchzte, als ob das junge Herz brechen wolle, und kein Wunder: das erste Weh, das den Menschen als Individuum trifft, giebt oft den Ausschlag für das ganze Leben, und es ist kein leichtes Ding, zu fühlen, daß man die Last des Lebens auf den eigenen Schultern tragen muß.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, aber sie wurde aus ihrer Traumwelt geweckt durch eine warme Hand, die die ihrige faßte, ein kleiner Kopf schmiegte sich an sie; es war Gerda, die durch Ingeborgs Schluchzen geweckt worden und die, nachdem sie eine Weile den schweren Seufzern gelauscht hatte, sachte aus ihrem Bett und an Ingeborg herankroch.

„Bist Du krank, süße Ingeborg?" fragte das Kind innig. „Bist Du gefallen und hast Dich gestoßen, daß Du so am Boden liegst?"

Ingeborg fühlte, daß sie sich zusammennehmen mußte und diese Kraftanstrengung war ihr wohlthuend. Sie hatte jetzt den ersten Schmerz ausgeweint und schämte sich vor sich selbst, sich so rückhaltslos demselben hingegeben zu haben. Sie erhob sich, nahm Gerda in ihre Arme und sagte: „Mein Liebling, ich bin nicht krank, aber ich bin traurig und meine kleine Gerda darf mich nicht fragen, warum. Jetzt sollst Du mir zeigen, daß Du mich lieb hast, dadurch, daß Du versuchst, wieder einzuschlafen, vorher aber mußt Du Gott bitten, daß er Ingeborg hilft, gut und demütig zu werden."

Es wurde an die Thür geklopft, ein Diener bestellte Grüße von der Gräfin mit der Bitte, Fräulein Ström möchte sogleich herunterkommen. Die gute Gräfin hatte sich an Ingeborgs Hilfe bei jeder Gelegenheit gewöhnt, und diese mußte jetzt bei den jungen Damen die Honneurs machen, wenn die Gräfin als Wirtin nicht in Unruhe versetzt werden sollte.

Ingeborg badete das Gesicht in kaltem Wasser und eilte hinunter, und war bald ganz in der Sorge für das Wohl der Gäste aufgegangen.

In der Zwischenzeit war Graf Arvid im Park umhergewandert, auch er hatte an diesem Abend den Zustand seines eigenen Herzens entdeckt, aber ihm war die Entdeckung nicht so betäubend wie Ingeborg;

er hatte immer den Moment gefürchtet, wo er mit der ganzen Leidenschaft der Jugend ein Weib lieben würde, das seine Liebe nicht erwidern könne. Jetzt war die Stunde gekommen, gegen die er sich in seiner Phantasie gesträubt hatte.

Wie der Frühling über Nacht ins Land bricht und am folgenden Morgen schon alle Knospen schwellen, weil der vorbereitete Erdboden nur auf Sonne und Regen gewartet hat, so giebt es im menschlichen Leben eine Periode, wo das Herz so von Sehnsucht nach Verwirklichung seiner geträumten Ideale erfüllt ist, daß der Zufall zuweilen mehr als eine bestimmte Persönlichkeit die ganze Blüte des Seelenlebens zu entfalten vermag. Diese beiden jungen Herzen waren gleichsam überrumpelt worden von der Allbeherrscherin der Welt — hätte er, der aristokratische Graf Gyllenkrona, sonst an eine Gouvernante gedacht, hätte sie, die stolze Ingeborg Ström, sich sonst von ihren Gefühlen hinreißen lassen? Und doch waren sie in diesem Augenblick für einander alles auf der Welt. Sie war schön und er war unglücklich — das ist oft Zauber genug, um die verschiedenen Geschlechter aneinander zu fesseln!

* * *

Während des Abendessens befand sich Arvid plötzlich an Ingeborgs Seite; sie bemerkte ihn nicht, da sie von den Pflichten als Wirtin ganz in Anspruch genommen war, aber er sah sowohl sie wie sich selbst in dem gegenüberbefindlichen großen Wandspiegel. Ein wehmütiges Lächeln überflog sein Gesicht, als er sich neben ihr betrachtete, nie war ihm der Kontrast so frappant geworden, seine Blicke waren wie gebannt. Da hörte er eine linde Stimme neben sich sagen:

„Sie betrachten ja Ihr Bild in dem Spiegel, als wenn Sie ein junges, kokettes Mädchen wären, mein Vetter!"

„Ja, und ich dachte daran, welchen Empfehlungsbrief die Natur dem gegeben hat, der ein schönes Äußere besitzt."

„O ja, für Menschen, bei denen das Äußere alles bedeutet, kann es wohl ein Vorteil sein, aber kein denkender Mensch wird seine Gefühle von etwas so Wechselndem abhängig machen. Vielleicht liebt man noch tiefer, wo nur der innere Wert der Ursprung der Liebe ist."

Graf Arvid schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Dein gütiges Herz, liebe Ebba, Du willst mich trösten, aber halte mich auch nicht für so kindisch, über meine Mängel zu trauern, ich sehe sie nur ein."

„Ja, gerade wie ich," sagte Ebba, „obgleich ich gewiß nicht Ursache habe, von einem schönen Äußeren als einer Bagatelle zu sprechen. Wäre ich schön gewesen," fügte sie mit süßsaurer Miene hinzu, „so wäre ich wohl zu mehr als zwei Tänzen engagiert worden."

Graf Arvid war in einer Gemütsstimmung, in der er diese Bemerkung tiefer fühlte, als er es wohl sonst gethan hätte. Die einsame, abhängige Stellung seiner Cousine stand ihm klarer als je vor Augen und er dachte: „Arme Ebba, Deine Zukunft sieht dunkel aus. Warum zögere ich, sie so hell zu machen, wie es in meiner Macht steht? Meine Liebe kann ich Dir nicht geben, fordere auch die Deinige nicht; es war ein kurzer, herrlicher Traum, den ich von Glückseligkeit geträumt, mag er verschwinden wie er gekommen."

Der Morgen nach dem Ball fand die gräfliche Familie um den Frühstückstisch versammelt; die Gräfin schien sehr animiert, ihr Fest war über alle Erwartungen gelungen, sie hatte eine Menge Komplimente über ihre „charmanten Arrangements" bekommen, und jetzt ließ sie gerade die Gäste eine kleine Musterung passieren. Graf Arvid sah blaß und zerstreut aus, Ingeborg klagte über Kopfschmerzen, nur Ebba war mehr als gewöhnlich bemüht, das Gespräch in liebenswürdiger Weise zu erhalten.

„Warum hattest Du nicht ein weißes Kleid an, Ebba?" fragte die Gräfin. „Alle jungen Mädchen sollten auf einem Balle weiß gekleidet sein, das paßt am besten für Tanz und Fröhlichkeit. So ein einfaches, duftiges, weißes Kleid wie das, was Fräulein Ström gestern an hatte, ist die kleidsamste Toilette für ein junges Mädchen."

„Ja, so denkt gewiß Fräulein Ström auch," sagte Ebba scherzend, „denn meine Jungfer hat mir erzählt, daß das Fräulein schon des Morgens um vier Uhr aufstehe, um ihre weißen Kleider zu plätten."

Das Blut schoß Ingeborg ins Gesicht; bei einer anderen Gelegenheit hätte sie Ebba auf die verächtliche Bemerkung gedient, aber jetzt war sie in einer so reizbaren Stimmung, daß der kleinste Tropfen das Maß überfließen ließ. Sie fühlte sich in einem empfindlichen Punkte beleidigt, in dem Gefühl ihrer Armut, und antwortete daher mit ungewöhnlicher Heftigkeit: „Der sonst so scharfe Blick von Komteß Ebba scheint sich diesmal in den Motiven geirrt zu haben; ich trage weiße Kleider, weil sie die billigsten sind, ich plätte sie selbst, um niemand anders damit zu bemühen. Ob sie aber für mein Äußeres kleidsam sind oder nicht, darüber habe ich nie nachgedacht."

Die Gräfin und Graf Arvid blickten beide erstaunt auf die Sprecherin; sie kannten ja nicht die Begebenheiten des vorigen Abends und mußten daher ihr Aufbrausen sonderbar finden, denn der leichte Ton, in welchem Ebba ihre Insinuation hingeworfen hatte, ließ das Ganze mehr als Scherz wie als Grund zu Unwillen erscheinen.

„Bitte, Fräulein Ström, entschuldigen Sie, wenn ich Sie beleidigt habe," sagte Ebba in süßlichem Ton, „das war wahrlich nicht meine Absicht. Im Gegenteil, ich beneide Sie um alle ihre Talente; Kindererziehen, Waschen, Servieren, alles können Sie, ich Ärmste kann nichts, nur denen dankbar sein und die lieben, die gütig gegen mich sind!" Dabei bog sie sich herab und küßte der Gräfin zärtlich die Hand.

Einige Wochen vergingen. Auf Sture-Holm war Friede und Freude gewichen; die Tage fingen an, regnerisch und herbstlich zu werden, und da man sich nicht draußen aufhalten konnte, mußten Ingeborg und Gerda die meiste Zeit auf ihren Zimmern zubringen. Unter dem Vorwand außergewöhnlicher Arbeit, zeigte sich Graf Arvid selten außerhalb der

Mahlzeiten. Wenn er und Ingeborg sich trafen, vermieden beide es gleich eifrig, in ein besonderes Gespräch zu geraten. Aus dem veränderten Benehmen Ingeborgs nach jenem verhängnisvollen Tanze glaubte Graf Arvid zu entnehmen, daß Ingeborg seine Gefühle erkannt und ihm jetzt durch Kälte und Zurückhaltung zu verstehen geben wollte, daß seine Gefühle sie verletzten. Das genügte für sein mißtrauisches Gemüt. In tiefster Seele verwundet, zog er sich zurück und kämpfte mutig gegen die Qualen des aufrüherischen Herzens.

Die Abreise der Gräfin rückte indessen mit Riesenschritten heran, und die gute Dame zergrübelte sich das Hirn, wie sie den Heiratsantrag Graf Arvids beschleunigen könne.

An einem verheißungsvollen Montagsmorgen entschloß sie sich, mit ihrem Sohne zu sprechen. Sie ließ Graf Arvid in ihr Boudoir bitten, und nachdem sie einige gleichgiltige Worte gewechselt hatten, kam sie endlich mit der Frage, wie weit das Verhältnis zu seiner Cousine gediehen sei! Arvid antwortete, daß er auf demselben Punkt stände wie vorher, aber gerade beabsichtigt hätte, seine Mutter zu bitten, den mißlichen Auftrag bei Ebba auszuführen. Jedoch ersuchte er die Gräfin dringend, recht deutlich seine Beweggründe darzulegen, die den Zweck hätten, Ebba eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, ohne daß er fürs erste ihr mehr als eine brüderliche Zuneigung entgegenbringen könne. Die Gräfin versprach, nach besten Kräften zu handeln, und schweren Herzens trennten sie sich.

Im nächsten Augenblick trat der Premierminister der Gräfin, Frau Brita Lundström, ein. Sie war Graf Arvids Amme gewesen, und nachher als eine Art Faktotum im Hause geblieben. Ihr eigentliches Amt war, Silber- und Wäscheschränke unter ihrer Obhut zu halten, außerdem das Reinigen des großen Hauses zu überwachen. Aber durch ein stillschweigendes Übereinkommen hatte sie die geheime Mission, täglich der Herrin Rapport abzustatten über alle Vorkommnisse im Haushalt. Diese Mitteilungen sollten eigentlich nur sachlich sein, doch ist nicht zu leugnen, daß sie auch sehr oft persönlich wurden.

Nachdem Frau Brita etliches über die letzte Wäsche, das neue Polierpulver und andere wichtige hausmütterliche Angelegenheiten vorgetragen hatte, stockte das Gespräch. Es war ersichtlich, daß Frau Brita etwas auf dem Herzen hatte und nicht wußte, wie sie es anbringen sollte. Nach vielem Hin- und Herdrehen des Schlüsselbundes und einigem Räuspern sagte sie endlich: „Es wird in der Umgegend sehr viel davon gesprochen, daß unser junger Graf die Komtesse Ebba heiraten solle, das kann doch wohl nicht wahr sein?“

„Es ist am besten, daß Brita ihn selbst danach fragt,“ erwiderte die Gräfin ausweichend.

„Nein, davor werde ich mich wohl hüten, und glauben werde ich es auch nicht,“ antwortete Brita, „aber das sage ich der gnädigen Gräfin im voraus, wenn wirklich ein solches Unheil einträfe, und diese Ehe zu stande käme, dann könnte ich nicht länger in diesem Hause bleiben, um Zeuge eines solchen Unglücks zu sein.“

„Nun, Brita, warum hältst Du es für ausgemacht, daß es ein Unglück würde? Ebba könnte ihm ja eine gute Hausfrau werden.“

„Sie, gut?“ rief Brita entrüstet, „nein, Frau Gräfin, ein boshaftes und hartes Weib würde sie werden. Wir Diener sehen vieles, was die Herrschaften nicht sehen, Frau Gräfin können es glauben; wenn wir so still herumgehen und Augen und Ohren offen haben, so können wir Fehler und Schwächen bemerken, die niemand ahnt. Es passiert oft, daß eine Laune, die im Salon unterdrückt wird, im Vorzimmer austobt! Unser junger Graf, der ein so guter Hausherr ist, ein so liebevoller Sohn und Bruder, wie könnte er glücklich werden mit einer Frau, die sowohl launenhaft als hartherzig ist, hochmütig und dennoch sich nicht ihrem Range nach zu benehmen weiß. Mit ihrer leichtfertigen Kammerzofe schwatzt sie über ihre geheimsten Angelegenheiten!“

„Nun, nun, Brita, jetzt gehst Du zu weit,“ bemerkte die Gräfin.

„Geh ich zu weit?“ rief Brita heftig. „Nein, Frau Gräfin, ich und das ganze Dienstpersonal wissen mehr von ihren Plänen, als Sie selbst ahnen. Denn zuerst schwatzt sie mit der feinen Jungfer über alles mögliche und nachher, wenn sie sich zanken, kriegen wir am zweiten Tisch alles zu wissen; denn dann natürlich haßt die Zofe ihr sonst so geliebtes Fräulein.“

„Meine gute Brita, ich kann unmöglich glauben, daß Ebba sich so weit vergessen würde, mit einer Untergebenen über ihre Angelegenheiten zu sprechen,“ erwiderte die Gräfin streng.

„Jawohl, Frau Gräfin, so wahr wie ich hier stehe, habe ich mit eigenen Ohren gehört, wie sie mit Sophie über ihre Pläne auf den jungen Grafen gesprochen hat. Hier kommt Fräulein Ström,“ sagte Brita, sich gegen die eintretende Ingeborg wendend, „und sie kann bezeugen, daß wir beide einmal im Gewächshaus hörten, wie Komteß Ebba sagte: ‚Wenn ich ihn erst so weit habe, daß er mein Mann wird, dann wird es ein Ende haben mit dem Regiment von all den Frauen, Gouvernanten und Haushälterinnen.‘

Die Gräfin erwiderte nichts, aber ihre Augen richteten sich fragend auf Ingeborg.

Bei dem unerwarteten Appell war das junge Mädchen erblaßt, ein instinktives Gefühl sagte ihr, daß ihre Antwort bestimmend sein würde für mehr als das Glück nur einer Person, aber ihr ehrliches Herz empörte sich gegen den Gedanken, nur mit einem einzigen Wort ihre Rivalin zu vernichten, um so mehr, da sie dem Urteil ihres eigenen befangenen Herzens mißtraute. Es kostete ihr Anstrengung, mit Ruhe zu erwidern: „Ich sah nicht die Sprechende bei der von Brita angedeuteten Gelegenheit, und obgleich ich dem Stimmlaut nach annehmen kann, daß es Komteß Ebba war, getraue ich mich nicht, den Sinn ihrer Worte zu deuten, um so mehr, da ich nur die erste Hälfte davon hörte und mich gleich darauf entfernte!“

Mit einem Knopfnicken verabschiedete jetzt die

Gräfin die mißvergnügte Frau Brita und winkte Ingeborg, Platz zu nehmen.

„Ich komme mit einer Bitte um Vergebung," fing Ingeborg an, „daß ich mich genötigt sehe, eine Änderung in den Plänen der Frau Gräfin vorzuschlagen. Ich habe heute einen Brief von meiner Mutter gehabt, den ich der Frau Gräfin vorlegen zu dürfen bitte."

Diese nahm den Brief und las:

„Mein geliebtes Kind, Du schreibst mir in Deinem letzten Brief, daß Frau Gräfin die Absicht habe, den Winter, Gerdas Gesundheit halber, in Italien zuzubringen. Dabei ist mir der Gedanke gekommen, daß Du unter solchen Verhältnissen der gütigen Frau eine große Last und unnütze große Ausgabe sein könntest, denn auf Reisen kann von Lernen doch nicht viel die Rede sein, und die Jungfer ist ja eine allbewährte Pflegerin für das Kind. Möglicherweise mag die freundliche Gräfin dies nicht aussprechen, und sich gebunden fühlen durch das gegenseitige einjährige Engagement. Zu diesen Bedenken tritt auch für mich ein persönliches Motiv, Deine Rückkehr zu wünschen. Onkel Göran trägt sich ernstlich mit dem Plan, daß ich nach Stockholm übersiedeln solle, um dort eine Schule einzurichten, wozu die Schulkenntnisse meiner Töchter ja eine gute Grundlage geben. Ich bitte Dich, Deiner gütigen Herrin diesen meinen Vorschlag mitzuteilen, da wir uns schnell entschließen müssen, um noch eine Wohnung in Stockholm zu finden. Bis zur Abreise der Frau Gräfin würdest Du natürlich in Deiner Stellung verbleiben. Es umarmt Dich zärtlich

Deine Mutter."

Die Gräfin faltete langsam den Brief zusammen, und sagte dann kühl: „Können Sie wirklich daran denken, Gerda zu verlassen, die so an Ihnen hängt?"

„Die kleine Gerda findet bald eine andere Freundin," erwiderte Ingeborg mit zitternder Stimme.

„Und Sie selbst, Ingeborg," fuhr die Gräfin milder fort, „haben Sie nicht ein Wort in die Wagschale zu legen? Haben Sie sich nicht wohl bei uns gefühlt? Haben wir nicht alle Sie wie eine wahre Verwandte behandelt? Ich könnte versucht sein, Sie undankbar zu nennen," fuhr sie mit steigender Erregung fort, „da Sie nach einem halben Jahre eine Stellung verlassen können, die ich wohl ohne Eigendünkel in mehr als einer Hinsicht vorteilhaft nennen darf. Eine Reise ins Ausland scheint mir auch keine zu verachtende Sache, und es kommt mir vor, als ob Ihre Mutter nicht genug diese Vorzüge in Betracht zieht. Sagen Sie mir aufrichtig, ob irgend etwas vorliegt, womit Sie unzufrieden sind, und ich will alles thun, es abzuändern. Denn ich sage Ihnen ganz ehrlich, daß ich nicht auszudenken wage, welchen Einfluß diese Trennung auf Gerda haben würde."

Ingeborg senkte den Kopf ohne zu antworten; sie war zu wahr, um noch mehr die Worte der Mutter zu bestätigen. Mit thränengefüllten Augen und klopfendem Herzen hörte sie die Worte der Gräfin an, ohne eine Rechtfertigung ihres Benehmens zu unternehmen, was sie weder konnte noch wollte.

Mit steigendem Erstaunen betrachtete die Gräfin sie: „Ich verstehe Sie nicht, Ingeborg. Sie, sonst so offen und wahr, warum sprechen Sie jetzt nicht Ihre Meinung aus? Ich fange an zu glauben, daß der Brief Ihrer Mutter ein Vorwand ist, und daß die Ursache Ihrer Abreise nur in Ihnen selbst zu suchen ist. Hat Sie vielleicht jemand beleidigt? Meine Nichte ist ja zuweilen etwas nachlässig, aber Sie sind zu hochsinnig, um sich von solchen Lappalien beeinflussen zu lassen. Wenn mein Sohn auch etwas zerstreut ist, so liegt ihm doch nichts ferner, als unhöflich zu sein, besonders gegen Sie, die . . ." Die Gräfin hielt inne, sie hatte das tiefe Rot bemerkt, das sich über Ingeborgs Gesicht bei der Erwähnung von Graf Arvid ergoß, ein Erröten, das ebenso plötzlich einer tiefen Blässe wich, — wie ein Blitz stand die Wahrheit vor ihrer Seele! Einen Augenblick befanden sich die beiden Frauen einander gegenüber, das Herz von demselben Gedanken erfüllt.

Die Gräfin war die erste, die die Fassung wieder gewann, mit mildem Ernst nahm sie Ingeborgs Hand und sagte: „Ihr Entschluß, uns zu verlassen, ist also unwiderruflich?"

„Unwiderruflich!"

„So sei Gott denn für immer mit Ihnen, Ingeborg, ich will versuchen, meine arme kleine Gerda über Ihren Verlust zu trösten. Aber ehe wir uns trennen, muß ich Ihnen sagen, wie hoch Sie in meiner Achtung stehen, und daß Sie auf mich immer als auf eine mütterliche Freundin rechnen können. Möge meine eigene Tochter Ihnen einmal ähnlich werden."

Ingeborg beugte sich über die Hand der Gräfin und küßte sie, während diese das junge Mädchen zärtlich in ihre Arme schloß und einen Kuß auf ihre Stirn drückte; sie hatten einander verstanden.

Bei der Mittagstafel verkündete die Gräfin Ingeborgs Abreise, schweigend hörten es alle. Mit großen, fragenden Augen blickte Gerda auf ihren Liebling, schob den Teller weg und erfaßte ihre Hand so fest, als ob sie sie nie wieder loslassen wolle.

„Ingeborg, Du willst mich verlassen?"

„Ja, ich muß."

„Dann will ich auch nicht länger leben," antwortete Gerda, und als ob sie sogleich anfangen wolle zu sterben, aß sie weder, noch trank sie während des ganzen Diners.

Gegen Abend kam Graf Arvid zu seiner Mutter, er schien aufgeregt und nervös, und mit heftig erregter Stimme sagte er: „Liebe Mutter, ich habe Dir die Unannehmlichkeit ersparen wollen, mein Anliegen bei Ebba vorzubringen, ich habe es selbst gethan, und sie war edelmütig genug, mich anzunehmen, obgleich ich ihr offen gestand, daß es nicht Liebe sei, was mich zu diesem Schritt bewege. So hast Du jetzt einen verlobten Sohn und kannst Dich zur Hochzeit rüsten, soviel es Dir beliebt," fügte er mit erzwungenem Lachen hinzu.

3.

Der Herbst war gekommen, Nebel und Dunkelheit lag über die Natur ausgebreitet, Nebel und Düsternis herrschte auch im Schlosse. Man rüstete alles zur Hochzeit, die an demselben Tage stattfinden sollte, an dem die Gräfin ihre Reise ins Ausland antrat. Die an und für sich schwermütige Jahreszeit erschien noch melancholischer durch den Mangel an Gemütlichkeit und Frieden im Inneren. Die Gräfin war viel beschäftigt, teils mit der Einrichtung für das junge Paar, teils für ihre eigenen Angelegenheiten. Graf Arvid benutzte seine vielen Herbstarbeiten als Vorwand, um meist in seinem Zimmer zu bleiben; Komteß Ebba setzte unzählige Schneiderinnen und Stickerinnen in Bewegung, um den Trousseau recht prächtig herzustellen. Am liebsten hätte sie Monogramme mit gräflicher Krone auch auf den Scheuerlappen gehabt. Die kleine Gerda lag in ihrem Bett still und leidend. Im Spätsommer hatte sie sich eine gelinde Erkältung zugezogen, die nach dem Tage, wo sie die Kunde von Ingeborgs Abreise erhalten, zu einem schleichenden Fieber ausgeartet war. Appetit, Schlaf und Fröhlichkeit, alles war mit einem Schlage verschwunden, und man fing an, das Schlimmste zu befürchten. Welche Seelenmarter war es nicht für Ingeborg, das arme, leidende Kind zu sehen, wie es die großen, flehenden Augen auf sie richtete, ohne daß sie deren stille Bitte, sie nicht zu verlassen, gewähren konnte. Sie wagte ja nicht in einer Familie zu bleiben, wo jeder Augenblick eine unvorhergesehene Versuchung ihre Gefühle zu verraten, herbeiführen und Beschämung über ihr Haupt bringen konnte, nein, fort mußte sie, je eher, desto besser.

In der Schummerstunde hatte man Gerdas Chaiselongue vor den Kamin gerückt, das kleine Mädchen lag dort ausgestreckt und blickte nachdenklich in das glimmende Feuer. Sie hatte eben das Abendgebet gesprochen und das Kind schien darüber nachzudenken.

„Wie kann man Jesu ähnlich werden, wie es im Gebet heißt?“ fragte sie plötzlich.

„Wenn man freiwillig sein Liebstes aufgiebt und mehr an das Glück anderer, als an sein eigenes denkt,“ antwortete Ingeborg sogleich.

„Dann mußt Du bei mir bleiben, Ingeborg, wenn Du Jesu ähnlich sein willst,“ sagte das Kind und schlang die Arme um den Hals seines Lieblings.

Unbemerkt von beiden, war die Gräfin eingetreten, sie legte die Hand auf Ingeborgs Schulter und sagte mit tiefem Ernst: „Sie haben wahr gesprochen, Ingeborg, und damit ihr eigenes Schicksal besiegelt.“ Leise fügte sie hinzu: „Verlassen Sie dies Kind, dessen Leben nächst Gott, Sie in den Händen haben, wenn Sie es können, und Sie werden eine Schuld auf sich laden, die nie von Ihnen weichen wird. Ich weiß, daß jede bei uns zugebrachte Stunde ein Opfer ist, das nicht jede zu bringen vermöchte, aber Sie wären nicht das Mädchen, das Sie sind, weigerten Sie sich, den Weg zu gehen, auf dem die Pflicht ruft.“

Ingeborg saß stumm, ihr Herz kämpfte einen harten Kampf, endlich brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus, warf sich vor dem kleinen Mädchen nieder und rief: „Ich bleibe bei Dir, mein Liebling!“

4.

Acht Tage währte es nur noch bis zur Hochzeit; eine Besserung war in Gerdas Krankheit eingetreten, das Fieber gewichen, und sie genoß wieder in vollen Zügen die Gesellschaft ihrer geliebten Ingeborg.

Eines Abends hatte das Kind sich in den Kopf gesetzt, daß ihr Bruder zu ihr heraufkommen sollte, um das Bein ihres Puppenbettes zu reparieren. Gerda lag auf der Chaiselongue, Ingeborg saß auf einem Schemel neben ihr und las Andersens „Häßliches Entlein“ vor. Graf Arvid hatte am Tisch Platz genommen, wo die Lampe brannte, und fing an, das verunglückte Bein zu ersetzen, aber es wollte nicht gehen. Er schnitzte und schnitzte, und das kleine Puppenbett hätte ebenso gut auf hundert, wie auf einem Fuße stehen können, denn der ungeübte Tischler war nie mit seiner Arbeit zufrieden. Seine Augen hafteten wie festgebannt auf dem feinen Gesicht ihm gegenüber, dessen durchsichtige Blässe noch vermehrt wurde durch den Schein, den die Lampe darüber warf. Graf Arvid widmete seinem Werk nicht die nötige Aufmerksamkeit, die Folge war, daß das Messer abglitt und ihm so tief in die linke Hand hineinfuhr, daß der Graf einen Ausruf nicht zurückhalten konnte. Ingeborg blickte auf und sah das Blut aus der verwundeten Hand strömen. Sie sprang auf; bebend, aber gefaßt eilte sie, kaltes Wasser und einen Verband zu holen, und fragte innig: „Sind Sie sehr verletzt, Graf Arvid? Lassen Sie mich sehen!“ und suchte dann das strömende Blut mit ihrem Daumen zu hemmen. Nachdem sie die Wunde untersucht, legte sie Kollodium darauf, band eine Binde fest darum und setzte sich endlich auf einen Stuhl, zitternd und weißer im Gesicht als das Tuch, womit sie den Verwundeten verbunden hatte.

Unbeweglich hatte Graf Arvid bis dahin verharrt, und seine Blicke verließen nicht einen Augenblick das Antlitz, das sich über seine Hand bog. Der klare See spiegelt nicht mit mehr Treue die wechselnden Farbenbilder des Himmels, als Ingeborgs Gesichtsausdruck die Gefühle ihres Herzens wiedergab. Unruhe, Hingebung, aufopfernde Liebe, alles stand dort klarer, als wenn sie dieselben in Worte gekleidet hätte.

Dem Grafen Arvid klopfte das Herz zum Zerspringen; die zurückgedrängte Leidenschaft ward plötzlich Herr seiner Besinnung, und der Macht des Augenblickes unterliegend, schloß er das holde Mädchen in seine Arme, indem er ihr zuflüsterte: „Ingeborg, Du liebst mich, wie ich Dich liebe, ich lese es in Deinen Augen, sage es mir, Geliebte, und mache mich glücklich!“ Und ehe sie sich loswinden konnte, hatte er einen brennenden Kuß auf ihre Lippen gedrückt.

Als aber Gerda sich hinter der spanischen Wand, die des Zuges wegen aufgestellt war, bewegte, schlich

ihr Bruder blitzschnell aus der Thür, und Stille herrschte in dem halbdunklen Zimmer.

Ingeborg stand wie versteinert, mit einer Last auf dem Herzen, die sie zu ersticken drohte. Was war geschehen? Sie fühlte sich schuldig und war doch schuldlos, sie hatte nichts verbrochen und hätte dennoch Komteß Ebba nicht in die Augen sehen können.

Eine der edelsten und dennoch gefährlichsten Eigenschaften des weiblichen Herzens ist die Neigung, alles zu entschuldigen bei dem Mann, den es liebt. So lange die Eifersucht sich nicht darein mischt, nimmt das Weib oft seine Schuld auf ihre Schultern, bloß um ihn nicht tadeln zu müssen. Ingeborg war empört über die Kränkung ihrer weiblichen Würde und dennoch sagte sie sich, seine Liebe sei mächtiger als seine Vernunft. Bittere Thränen schossen ihr in die Augen, während sie dachte: „Ob er dies einem Mädchen seines Standes wohl angethan hätte. Ob er denn überhaupt keine Achtung vor dem Weibe hatte, oder ob sie selbst schuld daran sei?" Und doch jubelte es in ihrem Herzen: „Er liebt mich, er liebt mich, jetzt weiß ich, was Glück ist. Wer von uns schuldig ist, ich vermag es nicht zu sagen, aber selbst wenn dies auch der einzige Glücksstrahl meines Lebens sein sollte, so will ich dem Geliebten verzeihen, daß ich durch ihn zu einem Zweifel an mir selbst gekommen bin."

Am folgenden Tage fand die Hochzeit statt. Man hätte es für das Leichenbegängnis fremder Verwandten halten können, so kalt und grau waren die Gesichter aller Gäste; nur die Braut strahlte in- und auswendig, denn sie trug Brillanten im Wert von fünfzigtausend Mark und wußte, daß sie noch mehr kaufen könne. Ihr Lebenszweck war erreicht, dem Bräutigam schien es, als gäbe es keinen.

Gleich nach dem Mittagsmahl reiste die Gräfin mit Ingeborg und Gerda ab. Rasch eilten die Pferde vorwärts, und als Ingeborg bei einer Biegung des Weges das Schloß mit seinen erleuchteten Fenstern in dem Dunkel strahlen sah, da wurde plötzlich ihr Herz von einem heftigen, unerträglichen, verzweifelten Schmerz erfaßt. Ihre jugendliche Seele empörte sich gegen den grenzenlosen Zwang, den sie ihren Gefühlen hatte auferlegen müssen und mit leidenschaftlichem Weinen warf sie sich in die Wagenecke zurück. Niemand schien ihre Aufregung zu bemerken; Gerda fühlte mit dem feinen Instinkt des Kindes, daß hier etwas vorginge, wonach sie nicht zu fragen hätte, die Gräfin schien zu schlafen. Nachdem das beklommene Herz in einem Thränenstrom sich Luft gemacht hatte, beruhigte sich nach und nach ihre heftige Gemütsbewegung, und als sie hinausblickte und die klaren Sterne sah, die so majestätisch über der Erde mit ihren kleinen Freuden und Sorgen strahlten, wurde ihr Herz allmählich von dem Frieden erfüllt, den der Mensch immer empfängt, wenn er sein Ziel außer der Zeit gestellt hat.

5.

Nebel und Sturm, Regen und Kälte, geräuschvolle Hotels, kalte Zimmer, die trotz vorangehender Bestellung erst geheizt werden, wenn man ankommt, wobei die Räume erst gegen Morgen, wenn man wieder abreist, warm werden. Lärmende Nachbarn, horrende Rechnungen, da die Gräfin mit Jungfer und Schoßhund reiste; trinkgeldhungrige Kellner, Ärger beim Geldwechseln, Schwierigkeiten mit dem vielen Gepäck, ängstliches Suchen nach den richtigen Zügen, überfüllte Coupés in die man Gerdas Hund nicht hinein lassen wollte ... Die Gräfin ungeduldig, Gerda mürrisch und Ingeborg blaß und abwesend, die Jungfer verdrießlich und vergeßlich infolge der ungewohnten Sprache und Umgebung. Dies waren die Begebenheiten der ersten acht Reisetage. Die Gräfin seufzte ... dafür hatte sie ihr schönes, komfortables Heim verlassen — für eine unsichere Kur in einem fremden Klima sollte sie und das Kind dies alles ertragen. „Heutzutage experimentieren die Ärzte doch gar zu viel, vielleicht hätte Gerda sich ebenso gut zu Hause erholen können; ich wollte, ich wäre schon auf dem Rückweg."

Ingeborg saß zurückgelehnt in der Coupéecke und stierte in die dunkle Nacht hinaus, sie träumte wachend, während die anderen um sie herum schliefen. „Herz, warum bist Du nicht fröhlich, warum liegst Du wie ein Stein in meiner Brust, anstatt zu springen vor Freude. Ich fahre ja über den Gotthard, der Lieblingswunsch meiner Jugend erfüllt sich, ich gehe nach Italien. Italien, Du Wunderland, Du wirst mir neues Leben verleihen; im Anschauen Deiner Schönheit werde ich genesen. Wie will ich alles genau erforschen. Ich will den Dogenpalast genau studieren, in Gondeln werden wir nach dem Lido fahren; wie herrlich wird es sein in den Klostergängen, wo Savonarola und Fra Angelo ihre größten Werke ausdachten, wie ..."

Und während sie so die Phantasie zwang, sich mit der Zukunft zu beschäftigen, schob sich aus der Vergangenheit gleichsam eine Fata Morgana dazwischen ... Ein trauliches Zimmer, ein kleines Mädchen auf einer Chaiselongue, ein halberloschenes Feuer, die Lampe auf dem Tisch, ein Puppenbett auf drei Füßen, eine blutende Hand, zwei Augen, die sich in die ihrigen versenkten, um nie wieder aus ihrem Herzen zu verschwinden. Ach, es war vergeblich ... sie konnte nicht vergessen!

Endlich eines Abends langte die Gräfin mit ihrer Gesellschaft reisemüde und erfroren in Bordighera an. Dies war also der vielgepriesene Süden; wie die Menschen übertreiben können!

Aber als sie am folgenden Morgen erwachte, siehe, da lag der Süden in seiner ganzen Zauberpracht vor ihnen, sie blickten nach dem schwarzblauen Himmel hinauf; eine Palmengruppe verdeckte ihnen die Sonne. Sie wollten nach dem Meer schauen, aber Citronen- und Orangenbäume, Eukalyptus und blühende Pfefferbäume, Kaktus und Agaven benahmen ihnen die Aussicht. Sie wollten über das Gras gehen und der Boden war blau von duftenden Veilchen. Auf einer Terrasse ruhte man aus, wo eine manneshohe Hecke von blühenden Heliotropen sie den Blicken der Vorübergehenden verbarg. O Wunder, o Herrlichkeiten, sprachlos, mit Thränen in den Augen blickten sie einander an.

Auf die dringenden Bitten Ingeborgs hatte die Gräfin sich entschlossen, eine Villa zu mieten. Die an das Leben der großen Welt gewöhnte Dame dachte wohl mit einer gewissen Befangenheit an einen langen Winter ohne Geselligkeit, aber sie sah die Richtigkeit der Argumente Ingeborgs ein, daß ein Hotelleben mit späten Essensstunden, zweideutiger Gesellschaft, dem Anblick vieler Kranker und von Schwindsuchtskeimen infizierten Zimmern, einem kränklichen Kinde nicht zuträglich wäre. Man begab sich also auf die Wohnungssuche und fand auf einer Anhöhe in der Via Romana ein Häuschen, wie für sie geschaffen. Hinter einer großen Mauer versteckt, in Citronen- und Olivenbäumen eingebettet, mit Balkons auf allen Seiten und einem platten Dach, von wo aus man das Meer von Ospitaletto nach Antibes sehen konnte, erschien es in Sonnenbeleuchtung wie ein wahres Paradies. Die Einrichtung ließ sehr viel zu wünschen übrig, aber obgleich die wenigen Möbel einander nur aus der Ferne begrüßten, erschien es dem Wirt doch als vollständig. Der Kontrakt wurde bald abgeschlossen, und so zog man in die kahle Wohnung ein. Für die Gräfin war es etwas ganz Neues, ein Haus einzurichten, sie war gewöhnt, im Frühling nach Sureholm überzusiedeln, wo das Haus seit Generationen in vollkommenen Stand erhalten wurde. Im Spätherbst zog sie wieder nach Stockholm, in das ebenso gut eingerichtete Heim. Wenn da etwas fehlte, so schickte sie zu einem Tapezierer, bestellte das Nötige, ließ die Rechnung vom Geschäftsführer bezahlen und dachte nicht weiter daran. Hier sollte sie mit Ingeborgs Hilfe alles selbst ausdenken, und das machte ihr eigentlich ein ganz kindliches Vergnügen. Sie hatte gar keinen Begriff vom Wert des Geldes und der Arbeit. Ihren Namen auf einen Wechsel von tausend Kronen zu unterschreiben, hatte ihr nie Bedenken eingeflößt, aber hier, wo sie alles bar bezahlen mußte, schien ihr das Geld zwischen den Fingern zu rollen; es kam ihr vor, als müsse sie auf einmal sehr ökonomisch werden; und Ingeborg mußte oft herzlich lachen über die Art und Weise, wie sie die Sache auffaßte. Es war ihr gesagt worden, man müsse immer mit den Italienern handeln, und von diesem Gesichtspunkt aus machte sie jetzt alle ihre Einkäufe. Sie suchte ganz Bordighera durch, um Vorhänge für die neue Wohnung zu finden, und wenn sie glaubte, daß sie diese für fünf Francs billiger in San Remo bekommen könne, nahm sie einen Wagen für zwanzig Francs und kaufte sie dort. Stolz auf ihren praktischen Einkauf kehrte sie dann zurück. Für dreißig Francs Küchengerät hielt sie zum Beispiel für eine Notwendigkeit. Bei all dem war die ganze Gesellschaft brillanter Laune, alles war ihnen neu, sie waren vollkommen unabhängig, und alles zusammen wirkte wie eine unbewußte Kur. Ingeborg hatte von Anfang an sich ausgebeten, den Hausstand führen zu dürfen. Es schien ihr, als könne sie nie genug Arbeit bekommen, um sich von ihren eigenen Gedanken loszumachen, und nur, wenn sie des Abends so totmüde war, daß sie augenblicklich einschlief, war sie mit sich selbst zufrieden.

Für den Hausstand hatte die Gräfin ein italienisches Ehepaar engagiert. Giovanni sollte zugleich Koch und Diener sein, was sich in Italien sehr gut thun läßt; Marietta hatte die häusliche Arbeit zu besorgen, und die mitgenommene Jungfer Silber, Wäsche, das Abstäuben und die Bedienung der Damen übernommen. Ingeborg hatte ihre liebe Not, den Dolmetscher zwischen diesen heterogenen Elementen abzugeben, was nicht immer eine leichte Sache war bei dem heftigen Giovanni und der sich ihrer hohen Stellung bewußten Jungfer. Es dauerte nicht lange, bis Ingeborg entdeckte, daß Giovanni der Lieblingssünde seiner Landsleute huldigte, keinen Einkauf zu machen, ohne dabei zu verdienen; ungemischt einen Wein auf den Tisch zu setzen, war ihm einfach eine Unmöglichkeit. Nun hatte sie sich vorgenommen, er solle nicht mehr als fünfundzwanzig Francs per Monat stehlen und sie sollten reinen Chianti trinken, und dies gab zu den köstlichsten Scenen Veranlassung. Wenn Giovanni einer Übervorteilung überführt wurde, so fing die italienische Komödie an: er drehte sich wie ein Kreisel rund um, fuhr mit allen zehn Fingern in die Haare, schlug sich vor die Stirn und rief: „O, ich Esel, ich Esel, ist das Alter ein Unglück, ich vergesse bald meine eigene Nase. Da sitzen Sie, Signorina, in Ihrem Zimmer und erinnern sich, daß das Fleisch zwei Francs kostet; während ich vom Markt bis hierhergehe, vergesse ich's und schreibe drei Francs auf.“ Ingeborg schwieg und ließ ihn toben, aber er merkte sehr wohl, daß er durchschaut war.

Endlich war man vollkommen in Ordnung, und nun wurde eine regelmäßige Tagesordnung eingeführt. Für Gerda war ein Korbwagen angeschafft, so leicht, daß Ingeborg ihn überallhin schieben konnte. Der Tag fing an mit langen Wanderungen in der herrlichen Umgebung; wenn man um neun Uhr zurückkehrte, schmeckte das erste Frühstück vortrefflich; dann ging die Schularbeit an, die meistens im Freien vorgenommen wurde. Welch eine Wonne, den lieben langen Tag die balsamische Luft einzuatmen! Der vernachlässigte Garten war vielleicht in seiner ungepflegten Schönheit noch ansprechender, weil die Urwüchsigkeit der Natur noch mehr hervortrat. An der Mauer kletterten Passionsblumen und Rosen um die Wette, in jedem Sonnenstrahl wärmten sich unzählige Eidechsen; Citronen hingen dicht wie Trauben an den Ästen, und die Palmen wiegten die graziösen Zweige über den Häuptern der Lustwandelnden. Lehrerin wie Schülerin vergaßen zuweilen das Lernen, um nichts zu thun, als ihr physisches Dasein zu genießen. Um ein Uhr wurde der Lunch genommen; dann ruhten alle ein paar Stunden, worauf bis kurz vor Sonnenuntergang größere Ausflüge zu Wagen, zu Esel oder zu Fuß unternommen wurden. Sowie aber die Sonne im Sinken war, floh alles ins Haus, denn da wußte man, daß Verderben und Krankheit den Unheil bringenden Dünsten entströmten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Ikarus.

Von **F. Gebhardt.**

Heil Euch, Ihr stillen,
Friedlich bescheidenen,
Glücklichen Seelen,
Die Ihr die wilde,
Himmelanstrebende
Sehnsucht nicht kennt!
Dankbaren Sinnes
Nehmt Ihr entgegen
Mild erwärmendes Sonnenlicht,
Sanft hernieder rieselnden Regen
Und den lieblich säuselnden West,
Gleich wie der Wetter
Grollenden Donnersturm,
Was des erwachenden Morgens Strahl
Immer Euch bieten mag!
Heiteren Sinnes,
Ohne zu forschen
Oder zu fragen:
Von wannen, warum Euch
Alles dies ward,
Freut Ihr der Blüten des Lenzes Euch
Und der herbstgespendeten Frucht,
Nimmermehr klagend
Ob brennender Sonnenglut,
Noch ob des Winters
Eisigem Hauch —
Heil Euch, Ihr stillen,
Ihr glücklichen Seelen,
Die Ihr die wilde,
Himmelanstrebende
Sehnsucht nicht kennt! —

Weh aber Dir,
Ruhelos suchender,
Unstäter Geist!
Der Du in nimmer befriedigtem,
Stürmischem Drang
Nicht davon lassen kannst,
Mit Deiner schwachen,
Allzuoft Dir
Versagenden Schwinge,
Nach dem Urquell
Des ewigen Lichts
Forschend, aufwärts stets,
Sonnenwärts,
Immer aufs neu' den
Allzuverwegenen
Flug zu erheben! —

Thöricht Verblendeter,
Armer, was hilft es Dir,
Daß Du in kurzen,
In flüchtigen Stunden
Wahngeborenen Wonnerauschs,
Da Du voll selbstüberhebenden,
Frevelnden Stolzes
Nah schon dem Ziel Dich geglaubt,
Wähntest, allein in
Der seligen Höhe,
In der Nähe des Lichts,
Wehe die Luft, darinnen Du
Einzig zu atmen,
Zu leben vermagst! —
Weißt Du es nicht,
Daß, um so höher Du Dich
Glanzverblendet zu fliegen erkühnst,
Einst um so furchtbarer nur
Der Sturz in die Tiefe,
Die grausige Nacht sein muß!

Sahest Du nicht schon
Schaudernden Blickes
In die grundlos finstere,
Gähnende Kluft, die unter Dir
Deiner schon harrt?
Wo mit weitgeöffnetem Rachen
Und mit beutegierigen Fängen
Schon auf Dich lauert
Der Tod —
Und der Abgrund entstiegene,
Furchtbare Dämon
Glühenden Auges,
Grausenerweckend
Ins Antlitz Dir starrt,
Und mit gellender Stimme
Höhnend entgegen Dir ruft:
„Fliege, nur fliege, wie hoch Du magst —
Mir, mir gehörst Du doch,
Mir bist Du verfallen,
Denn es lässet sein Opfer
Nimmer der Wahnsinn!" —

Wehe, was hilft es Dir,
Armer Verblendeter,
Daß Du voll bangen
Entsetzens den Blick
Wendest ab von den Bildern der Nacht?
Daß Du in zitternder Flucht
Hin nach dem rettungverheißenden Licht
Immer schnelleren Flugs
Sonnenwärts strebst?
Weißt Du es nicht, daß die Glut,
Die ersehnte Glut,
Wenn Du zu nahe ihr kommst,
Dir die Schwingen versengen muß?
Daß Du stürzen mußt,
Rettungslos stürzen hinab
In die grausige Nacht,
Die dort unten Deiner schon harrt? —

Weh Dir, verblendeter,
Ruhelos suchender Geist,

Der Du die wilde,
Himmelanstürmende
Sehnsucht nicht lassen kannst!

Deutsche Treue.

Dr. P. Graffunder hat im „Allgemeinen deutschen Verbande“ in Berlin einen Vortrag gehalten über den „deutschen Nationalcharakter in altdeutschen Dichtungen“. Der Vortrag ist jetzt in guter Ausstattung bei Bernhard Krebs in Fürstenwalde herausgekommen (0,75). Um unsere Empfehlung, die das Büchlein der warmen Vaterlandsliebe wegen verdient, wirksam zu unterstützen, lassen wir hier einen Abschnitt aus der Schrift abdrucken:

„Den Charakter jedes einzelnen Menschen pflegt ein Grundzug zu beherrschen, der in allen Lebensäußerungen desselben sich offenbart und auch in seinen besonderen Eigenschaften wiederkehrt. Nie kann man einen Menschen verstehen, nie ihm auf den Grund seiner Seele schauen, wenn man nicht zu diesem verborgenen Quell seines Wesens hinabgestiegen ist, aus dem sein Thun und Handeln, sein Denken und Empfinden die eigentümliche Richtung hernimmt. Ein getreues und klares Bild eines Charakters wird man nur dann entwerfen, wenn man diesen Grundzug als Mittelpunkt hinstellt und um denselben die anderen Eigenschaften ordnet.

Auch im deutschen Nationalcharakter finden wir solch einen Grundzug, der immer wieder hervorklingt, wie im Akkord ein tiefangeschlagener Ton, der uns erst das Geheimnis dieses Volksgeistes enthüllt. Und ich wage es kühn zu behaupten, die Treue ist diejenige Eigenschaft, durch welche das deutsche Volk sich von anderen am meisten unterscheidet. Natürlich, würde ich den Begriff so bestimmen, wie unsere Sprache ihn jetzt faßt, dann wäre ich leicht zu widerlegen. Denn wir verstehen unter Treue die Stetigkeit der Gesinnung im Guten, wir sehen in ihr nur eine Tugend. Wollte ich also in diesem Sinne die Treue als Grundzug unseres Wesens hinstellen, so könnte man mir mit Recht vorwerfen, daß die eigene Selbstgefälligkeit mich als einen Deutschen zu solcher Behauptung getrieben habe. Man muß vielmehr den Begriff der Treue so bestimmen, wie es Tacitus gethan hat. Tacitus rühmt, daß die Deutschen der Klage und den Thränen nur kurze Zeit Raum geben, lange aber dem Schmerz und der Wehmut. Er preist ihre ungestüme Tapferkeit, der nichts standhalten könne. Sollte doch das Auge eines Germanen so furchtbar im Kampfe blitzen, daß kein Feind in diese Glut hineinzuschauen wagte. Andrerseits tadelt Tacitus den Jähzorn der Germanen, durch welchen sie sich oft zu einem Morde hinreißen lassen. Er tadelt besonders ihre Maßlosigkeit im Trunk und im Spiel; sie setzen in eigensinniger Verblendung, wenn sie schon Weib und Kind, Hab und Gut verspielt haben, auf den letzten Wurf auch noch ihr Leben und ihre Freiheit ein, um den blinden Zufall über sich entscheiden zu lassen. Tacitus schließt dann jenen Abschnitt mit den Worten: „quod illi fidem vocant — und das nennen sie Treue.“ Nach seinem Berichte ist die Treue also durchaus nicht eine Tugend, sondern eine ganz allgemeine Eigenschaft, aus der gute und böse Regungen gleichmäßig hervorgehen können. Sie ist die Fähigkeit der tiefen und andauernden Willenserregung, was wir eine cholerische Anlage zu nennen pflegen. Man könnte das Wort wohl übersetzen durch Gemütstiefe; da es Tacitus aber gerade auf die maßlose Spielwut der Deutschen bezieht, so wird man es am besten durch Leidenschaftlichkeit wiedergeben. Nur eines wollen, das aber mit der ganzen Kraft und Glut der Seele, das ist Treue, ein zähes unerschütterliches Festhalten an dem einmal Beschlossenen ohne Rücksicht auf Wohl und Wehe der Person.

Daß aber Tacitus mit fides wirklich das deutsche Wort Treue meint, daß er seine Auffassung aus der lebenden Sprache hergenommen hat, das wird bewiesen durch die Sprachgeschichte, durch die Etymologie des Wortes. Treue lautet im Gotischen triggva, wo ein Nasal hinzugeschlagen ist. Reiner ist das althochdeutsche triuwa, die femininale Form zu dem Neutrum triu, welches, ähnlich dem englischen tree, den Stamm bedeutet, oder die Eiche; es entspricht dem griechischen drys, Eiche. Und in der That, die Eiche soll das Bild der deutschen Treue sein. Wie sie die knorrigen Äste eigensinnig biegt und die eisenharten Wurzeln gleich Adlerkrallen tief ins Erdreich schlägt oder mit ihnen die Felsen umklammert, wie sie im Gewittersturm die Krone trotzig hebt, ein Bild der Festigkeit und Stärke: so soll der Sinn des Deutschen unerschüttert stehen. Mag ihn die Woge des Glückes hoch emporheben, oder ihn Unglück tief in Trübsal eintauchen, im Grunde soll seine Gesinnung sich gleich bleiben, wie der Dichter von der Eiche sagt:

„Der Sturm mag toben in dem Laub,
Nie wird der edle Stamm sein Raub.“

Durch diese leidenschaftliche Tiefe der geistigen Anlage unterscheidet sich nun der Deutsche sehr klar von den antiken Völkern. Die Semiten besaßen in hervorragendem Grade die Fähigkeit der Abstraktion. Daher schritten sie zuerst zum Monotheismus fort; auch die Abstraktion von Maß und Gewicht haben sie wohl vollzogen. Dagegen sind sie für die Buchstabenschrift nur die Verbreiter, nicht die Erfinder gewesen. An den Römern rühmen wir neben der Tapferkeit besonders den ruhigen, nüchternen Sinn, wodurch sie sich das Verdienst erwarben, die Rechtswissenschaft auszubilden. Bei den Griechen pries man vor allem vier Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Besonnenheit, und noch neuerdings hat man allegorische Darstellungen dieser vier Tugenden zur Ausschmückung der Berliner Ruhmeshalle verwendet. Aber sie lassen sich nicht so ohne weiteres auf das deutsche Volk übertragen. Tiefe des Empfindens und Wollens ist dem Griechen mit dem Deutschen gemeinsam. Aber jener besaß zugleich die ruhige Selbstbeherrschung, das maßvolle Wesen, das aus allen Schöpfungen jenes Volkes so wunderbar zu uns spricht. Über den Deutschen kommt es wie eine übermächtige Gewalt, die seine Seele bis auf den Grund erschüttert, so daß er sich wohl selber darüber verliert. Der Geist des Hellenen, so hat man mit Recht gesagt, ist wie ein klarer Edelstein, in dem der Funke schlummert, der doch jederzeit geweckt werden kann. Der Deutsche ist wie ein loderndes Feuer, das sein ganzes Wesen durchglüht und ihn fast zu verzehren droht.

Ein ähnliches Urteil über das Wesen der Germanen ist schon öfter ausgesprochen worden von Männern, deren Namen in der Wissenschaft einen guten Klang haben. Fichte in den Reden an die deutsche Nation sagt, daß das deutsche Volk durch Begeisterung zu jedweder Begeisterung und Klarheit zu führen sei, daß diese Begeisterung für das Leben aushalte und es umgestalte. Zeller in der Geschichte der deutschen

Philosophie meint, daß der Deutsche eine Neigung zur Betrachtung des eigenen Inneren habe, zur Mystik; Gestalten wie Meister Eckard und Jakob Böhme seien urdeutsche Philosophen. Auch daraus würde sich Gemütstiefe als Eigenschaft der Deutschen ergeben. Und gerade durch die Betrachtung der Dichtkunst wird Scherer zu dem Urteil geführt: „Maßlosigkeit scheint der Fluch unserer geistigen Entwicklung. Wir fliegen hoch und sinken um so tiefer.“ In ähnlicher Weise spricht sich der unbekannte Verfasser eines vor einigen Jahren viel gelesenen Buches aus; er sagt: „Die große Zukunft der Deutschen beruht auf ihrem excentrischen Charakter.“

Und wird diese Auffassung nicht auch durch die Geschichte vollkommen bestätigt? Der Ungestüm der germanischen Tapferkeit, welche wie ein heranbrausendes Meer alle Schranken niederriß, hat das mächtige Römerreich in Stücke zerbrochen und dadurch erst die Grundlagen für die neuere Geschichte gelegt. Die Politik der Hohenstaufen, welche mit maßloser Kühnheit das höchste Ziel erstrebte, ist genau des gleichen Ursprungs. Zwei Völker, verschieden durch Abstammung und Lebensgewohnheiten, sollen geeinigt werden, obwohl sie noch obendrein durch die Scheidewand des höchsten europäischen Gebirges getrennt waren. Das Ideal, das damals dem deutschen Volke ebenso wie seinen Kaisern vorschwebte, hat zwar alle Kräfte zur höchsten Anspannung gebracht, aber unerreichbar blieb es darum doch. Im Laufe der Zeit ist dann die ursprüngliche Heftigkeit des germanischen Charakters durch die Einwirkung des Christentums etwas gemildert, aber die Fähigkeit der Begeisterung, die Tiefe des Empfindens ist doch geblieben. Die Reformation verdankt ihre Entstehung der Tiefe des deutschen Gemütes. Und noch am Anfange unseres Jahrhunderts, wenn das damals so kleine Preußenvolk plötzlich von wunderbarer Begeisterung entflammt wird, wenn das heilige Gut der Freiheit auf einmal mit solcher Heftigkeit all sein Streben und Sinnen ausfüllt, daß es zu den schwersten Opfern bereit war: wenn wir mit Recht sagen dürfen, daß diese Begeisterung des Preußenvolkes zumeist den Thron Napoleons umgestürzt hat, so erkennen wir, daß sie die echten Nachkommen jener alten Germanen sind, deren Berserkerwut so sehr von den Feinden gefürchtet wurde.

Dieser Grundzug unseres Volkes ist nun sehr klar erkennbar schon aus der deutschen Sprache an sich, aus ihren allgemeinen Gesetzen und aus der Art, wie sie die Worte erschafft. Die Sprache ist eine lautere Quelle der Erkenntnis für eine Zeit, wo es noch keine Litteratur giebt und schriftliche Aufzeichnung noch gar nicht gebräuchlich war. Welch ein ungestümes Vorwärtsstreben liegt darin, daß der Germane die Muten nicht auf derselben Stufe verharren ließ, wie die übrigen Indogermanen, sondern daß er sie weiter drängte von einer Stufe zur anderen. Die sogenannte Lautverschiebung entspricht sehr gut dem unruhigen Kampfesmute, der kühnen Eroberungslust, wie sie seit dem Zuge der Cimbern die Germanen beseelte. Das andere Gesetz, das ebenso nur in den germanischen Sprachen wirksam ist, besteht darin, daß der Hochton des Wortes auf die Stammsilbe zurückgezogen wurde. Es offenbart sich darin die Absicht, mit rücksichtslosem Nachdruck das hervorzuheben, was das Wesen eines Dinges ist, mochten auch dadurch die Bildungs- und Flexionssilben dem sicheren Untergange geweiht werden. Ebenso bezeichnend ist die Art, wie in der deutschen Sprache die Personennamen gebildet sind. Überhaupt charakterisiert bekanntlich nichts ein Volk besser als seine Personennamen, in denen es unbewußt die Eigenschaften angiebt, die ihm als Ideal erscheinen. Wie nüchtern nehmen sich ein Fabius, der Bohnenmann, ein Cicero, der Erbsenbauer, der langhaarige Cäsar, der krummbeinige Varus, wie nüchtern nehmen diese sich aus neben den hochklingenden griechischen Namen wie Alkibios, Aristomenes, Themistokles und ähnlichen. Nahe verwandt erweisen sich auch hier die Griechen und die Germanen. Die griechischen Namen auf -menes, -sthenes und -krates kann man gut vergleichen mit den deutschen auf -hart, wie Wolfhart, Eberhart u. s. w.; jene bezeichnen die Kraft, diese die Härte oder Festigkeit der Gesinnung. Den Griechen aber mangeln Namen, deren Bestimmungswort vom Feuer hergenommen ist. Dahin gehören Hildebrant, Brandulf, Hildefons, Fusia; die letzten beiden von dem gotischen Worte fon, das Feuer. Lohengrin ist der Feuerhelm. Die mit dem Eigenschaftswort „kühn“ gebildeten Namen wie Konrad, Kuono u. s. w. gehen vielleicht doch zurück auf das Wort kaun, das wie die alte Rune den Feuerbrand bedeutet. Auch Giesebrecht, Giese u. s. w. werden wohl mit Recht aus der Wurzel abgeleitet, die in dem altnordischen gisli, der Strahl, enthalten ist. Alle diese Namen bezeichnen also einen Mann, der das, was er will, mit glühender Leidenschaft erstrebt, der im Kampfe seine Gegner vor sich niederwirft, wie die Feuersbrunst die leichtgebauten, wehrlosen Hütten der Germanen verzehrte. Ein besseres Sinnbild der Leidenschaft als das Feuer, mit seiner unruhig züngelnden Flamme und seiner verzehrenden Kraft, giebt es nicht.

Unbewußt haben sich die Germanen auch dadurch charakterisiert, daß sie zum Gebieter von Walhalla einen Gott erhoben, der eine Personifikation solcher Leidenschaft ist. Es giebt einen alten Runenspruch, eingeritzt auf einer Spange, welche bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg gefunden ist; sie gehört allerspätestens dem sechsten Jahrhundert an, da sie die zweite Lautverschiebung noch nicht mitgemacht hat. Die Inschrift lautet: „Iona thiore Wodan winuth lonath“, mit teurem Lohne lohnt Wodan Treue. Aber daß Wodan in diesem ältesten Lobspruch der Treue als Beschützer derselben erscheint, das ist nicht die Hauptsache. Wichtiger ist sein Wesen, das uns aus seinem Namen und durch die Sagen vom wilden Jäger ziemlich gut bekannt ist. Das ist um so beachtenswerter, da Wodan seine Stellung als oberster Gott von der Tacitus noch nichts weiß, gerade in unserem Vaterlande erhalten hat. Dieselbe ist wahrscheinlich ausgegangen von den Franken oder Sachsen und ist von ihnen nach Süden gedrungen, und nach Norden bis zu den skandinavischen Germanen. Wenn der Sturm mit den Wolken um die Wette daherfährt und die Riesen des Waldes entwurzelt, wenn er dann an den Bergeshängen hinaufbraust und die Felstrümmer donnernd ins Thal stürzt, dann meinte der Germane, daß sein oberster Gott zur Jagd ausziehe oder zum Kampf mit den Riesen. Wodan ist also ein Sturmgott; auch der Sturm ist ein Bild der Heftigkeit und Leidenschaft.

Aus der eigentlichen Litteratur mögen nur zwei Gestalten herausgegriffen werden, um an ihnen den Grundzug deutschen Wesens aufzuweisen, die Heldin des berühmtesten Volksepos und der Held des berühmtesten höfischen Epos. Kriemhild ist ihrem ursprünglichen Wesen nach eine Göttin des Frühlings und der Liebe. Die Liebe zu dem Helden Siegfried ist es, die in der glücklichen Hälfte ihres Lebens ihre Seele erfüllt. Daher ist sie bei ihrem ersten Erscheinen so mild und lieblich,

wie der Glanz der Frühlingssonne, wenn sie wärmend die Fluren wieder bestrahlt, und es in den Zweigen schon rauscht wie ein Ahnen der kommenden Pracht. Aber dieselbe Liebe ist es, die nachher eine so entsetzliche Wandlung in ihr hervorruft. Sie wird zur Rachegöttin, die mit blutiger Furchtbarkeit die Strafe für den Mord des Gemahls vollendet. Welche Griechin wollte man mit ihr vergleichen? Etwa Antigone? Die tötet nur sich. Oder Medea? Die tötet ihren Bruder, ihre Kinder und die Geliebte des treulosen Gemahls. Aber Kriemhild weiht in dem Grimme ihres Rachegefühls ihr ganzes Geschlecht, ihr ganzes Volk den Todesgöttern, bis sie selber durch die Hand des alten Hildebrand ihr Ende findet, umflossen von Blutströmen, wie die Sonne oft im Hochsommer in purpurner Glut versinkt. So ist denn der Gegensatz in ihrem Wesen ausgeglichen durch die eine leidenschaftliche Empfindung, die Liebe zu Siegfried. Auch entspricht gerade solch Gegensatz sehr wohl dem Charakter der Deutschen, wie schon Tacitus hervorhebt. Die Seele des Deutschen ist darin vergleichbar dem Meere. Es liegt wohl oft in heiterer Ruhe da; der Glanz des sinkenden Tages ruht auf seiner Fläche aus. Aber die Tiefe ist unergründlich. Wenn auch die Wellen oben sich nur leise kräuseln, mögen tief unten auf dem Grunde die Feuerströme unterirdischer Vulkane wüten. Nur ahnen kann man, wie hoch die Wogen gehen können, wenn der Sturm der Leidenschaft die Seele aufregt.

Nicht so gewaltig, aber doch tief und innig ist die Reue, von der Parcival erfaßt wird, als er, zuerst aus der Gralburg verstoßen, durch drei in den Schnee gefallene Blutstropfen an seine Gemahlin erinnert wird. Um auf Abenteuer auszuziehen, hatte er sie verlassen und war jahrelang umhergeirrt, ohne sich um sie zu bekümmern. Jetzt mahnt ihn die weißrote Farbe des Schnees an ihr liebes Antlitz, und so mächtig überwältigt ihn die Sehnsucht und Reue, daß er wie ein Irrer auf den Boden starrt, wo er ihre Züge zu erkennen meint. Erst langsam und spät erwacht er aus seiner dumpfen Betäubung, um alsbald zu ihr zurückzukehren.

Solche einzelnen Züge, deren man viele sammeln könnte, mögen nur nebenbei erwähnt sein. Auch das soll nur berührt werden, daß in allen altdeutschen Epen eine nie ermüdende Kampfeslust, eine verwegene Tapferkeit, die das Leben für nichts achtet, einen wesentlichen Teil des Inhalts ausmacht und uns manchmal in barbarischer Rauheit entgegentritt, wie im Hildebrandsliede oder Waltharíliede. Die Ritterlichkeit in den höfischen Epen mit allen ihren wunderlichen Fahrten und Kämpfen ist ebenfalls nur ein Abglanz der altgermanischen Tapferkeit und ihrer Eroberungszüge. Aber verwegene Tapferkeit wird auch in den Liedern anderer Völker gepriesen; das ist also nicht ein unterscheidendes Merkmal im Charakter der Deutschen; sie haben diese Eigenschaft mit allen arischen Völkern wenigstens gemeinsam. Darin hat vielmehr am tiefsten die deutsche Leidenschaftlichkeit auf unsere Dichtung gewirkt, daß diese überhaupt eine solche Höhe erstiegen hat. Wenn es wahr ist, was Goethe sagt, daß ein Herz ganz voll von glühender Empfindung den Dichter macht, so müssen das auch die Thatsachen der Geschichte erweisen. Nun ist es aber dem deutschen Volke allein vergönnt gewesen, zweimal seinen gesamten Lebensinhalt in der schönen Form vollendeter dichterischer Werke zum Ausdruck zu bringen, während die anderen Völker nur einmal eine Litteraturblüte entfalten konnten. Wie wollte sich die römische oder romanische Dichtung mit der deutschen messen? Ist auch der Funke geistiger Anregung öfter von Westen her zu uns herübergeflogen, so hat doch immer erst der Deutsche diese Anregung vertieft. Ebenbürtig stehen sich in der Dichtkunst nur die Griechen und die Deutschen gegenüber. Nur ihnen strömt im Busen der Quell der Lieder, bald leise rauschend, wie ein im Schoß der Felsen noch verborgenes Bächlein, bald mächtig brausend, wie ein ungestümes Gebirgswasser. Denn nur sie besitzen die Leidenschaftlichkeit des Herzens, die dem Römer abging.

Darin aber unterscheidet sich die griechische und die altdeutsche Dichtung, daß die letztere überall eine merkwürdige Neigung zum Tragischen zeigt. Schon die germanische Mythologie ist durchweht von einem tragischen Grundgedanken. Wo ist wohl der Gedanke der Vergänglichkeit tiefer aufgefaßt und großartiger dargestellt als hier? Nicht der Zufall führt den Weltenbrand herbei, nicht das Schicksal, das wie ein ungelöstes Rätsel hinter der heiteren Götterwelt des Olympos steht. Die deutschen Götter sind durch eigene Schuld aus dem Glanz reiner Göttlichkeit herabgezogen. Sie ringen mit feindlichen Mächten; und je mehr sie Schuld auf sich laden, desto mehr naht ihnen das Verderben, bis sie zuletzt erliegen, wenn die Welt in Flammen vergeht. Die griechische Mythologie mag lebensvoller und farbenreicher sein, sie mag in der Kraft der Gestaltung der deutschen weit überlegen sein, aber es fehlt ihr solch ein tragischer Grundgedanke, es fehlt ihr ein Abschluß von so großartiger Erhabenheit, wie es die Götterdämmerung ist. Die gleiche Vorliebe für das Tragische kommt oft auch in den altdeutschen Dichtungen zum Durchbruch. In ergreifender Weise ist im Rolandsliede Schuld und Strafe miteinander verknüpft. Den Verräter ereilt die sicherschreitende Gerechtigkeit, und siegend steigt das Bild des im Hinterhalt gefallenen Helden herauf, um in verklärter Gestalt in der Sage fortzuleben. Der alte Hildebrand steht zuletzt doch an der Leiche seines einzigen Sohnes, wie lange er auch geschwankt hat, ob er der Vaterliebe folgen soll oder dem Gebote der Heldenehre. Im Nibelungenliede bricht ein ungeheures Schicksal über die Frevler herein, wie die Nacht unaufhaltsam niedersinkt und alles in ihr Dunkel einhüllt. Der Strahl der Rache reißt zahllose Unschuldige mit in den Abgrund, und wir stehen zuletzt erschüttert in den öden Königshallen Etzels, die von dem Blute so vieler Helden triefen.

Spätsommertag.

Zielloses Wandern, köstliches Geh'n zu Zweien,
Still Hand in Hand und Aug' in Auge senkend,
Am späten Sommertag im Mittagsschein,
Kein Gestern kennend, an kein Morgen denkend.

Wunschloses Glück! — Es blaut die weite See
Und dehnt sich gleißend wie ein Riesenspiegel.
Ein Mövenpaar regt des Gefieders Schnee
Und streift die Fläche mit gespanntem Flügel.

Im Sonnengolde flimmern Baum und Strauch,
Kein Säuseln rührt sich in den schwülen Lüften.
Der flachen Woge herber Salzeshauch
Vermischt sich mit den harz'gen Föhrendüften.

Und ferne senkt sich auf das braune Ried
Gleich einer Wolke hin ein Heer von Staren,
Die herbstesahnend, sonn' und heimatsmüd'
Zur großen Reise sich zusammenscharen.

Wir schritten langsam Arm in Arm dahin,
Im wachen Traum die schöne Welt betrachtend,
Halb unbewußt, und halb mit Deutungssinn
Des leisen Gleichklangs unsrer Schritte achtend.

Da kommt's herangeflattert, schimmernd weiß
Wie Greisenhaar, ein luftiges Gewebe.
Des Herbstes früher Gruß. Es hebt sich leis
Und senkt sich dann als ob es atmend lebe.

Und schwebt gelass'nen Fluges auf und ab,
Gleichwie ein Schmetterling, ein duftbetäubter.
Nun wallt das weiße Schleiertuch herab
Und schlingt sich sanft um uns're beiden Häupter.

Wir hemmen unsern Schritt, stumm und verwirrt,
Und bang vorahnend regt sich's in uns beiden:
Der seidenweiche Sommerfaden wird
Zur Kette werden, uns ins Fleisch zu schneiden.

C. Eysell.

Du mußt es selbst beschließen!

Von **Karl Theodor Schulz**.

I.

Der Kern und Grundgedanke der lutherischen Reformation liegt ausgedrückt in dem Worte: „Du mußt es selbst beschließen!" Die römische Kirche hatte die Vorstellung ausgebildet, daß des Menschen religiöse Rechtfertigung bewerkstelligt werden könne durch äußere Werkheiligkeit, durch Verdienste anderer (Schatz der guten Werke), ja sogar durch Geld (Ablaßhandel). Den fest gefugten Bau dieser verderblichen Lehre schlug Luther in Trümmer und setzte an seine Stelle den sittlichen Selbstbeschluß durch den Glauben und innere Wiedergeburt, d. h. eigenes moralisches Wollen und Schaffen. In diesem Sinne gilt das Wort: Du mußt es selbst beschließen! heute jedem Protestanten als selbstverständlich. Es gilt aber auch in nichtreligiöser, so besonders in lebenspraktischer und gesundheitlicher Beziehung. Abgesehen von besonders gearteten Fällen, kann im allgemeinen kein Arzt einen Kranken gesund machen, ohne daß dieser selbst etwas dazu thut. Stärke- und Heilmittel, Mineralbäder, Brunnenkuren, vor Kranheit schützen sollende Gesundheitstrachten (Wollregime) können, in rechter Zeit und Weise angewandt, oft sehr wohl die Gesundung fördern. Stehen sie aber nicht im Dienst eigener Einsicht, eigenen Beschlusses, so sind sie alle nicht viel mehr als körperlicher Ablaß. Und Gott sei Dank! Denn sonst könnten nur die, denen dergleichen zur Verfügung steht, gesund werden. Aber auch Mittel und eigenes Wollen und Thun vermögen allein dies nicht zu bewirken, vielmehr gehört dazu ein gewisses Maß noch ungeschwächter Naturheilkraft. Sie ist auf gesundheitlichem Gebiete das, was auf religiösem eine angeborene oder anerzogene sittliche Grundlage ist. Der beobachtende, leitende Arzt endlich ist zur Gesundung zwar oft recht wohl entbehrlich. Wir entraten aber seiner ähnlich so schwer und ungern, wie wir in seelischen Nöten eines tröstenden, hilfreichen Freundes oder Priesters entraten. Doch wehe Dir, wenn Du gedanken- und willensschlaff Dich nur allein auf Arzt und Priester verläßt! Denn kein, kein Mensch ist je imstande, Deinen körperlichen und geistigen Zustand so zu ermessen und zu empfinden wie Du selbst, habe er auch tausendfache Erfahrungen. Keine von diesen wird eben gerade auf Deinen Fall ganz genau zutreffen, und die Menschen urteilen nach Schablonen. In diesem Sinne bleibt so jeder lebenslang allein. Der eine empfindet es nur mehr, der andere weniger. Die nie ganz gestillte Sehnsucht jeder tieferen Natur nach einer wahlverwandten bezeugt dies. Wie kein Blatt ein und desselben Baumes völlig dem anderen gleicht, so sind auch die Menschen und ihre Zustände und Verhältnisse für sich eigenartig und unter sich unterschiedlich. Ist aber dem Blick des Älteren oder Sachverständigen nicht oft mehr zu vertrauen als der eigenen Einsicht? Gewiß! Daß man also durchaus alles, wie unsere gesellschaftlichen Rechthaber wollen, besser wissen müsse, liegt nicht im Sinne unseres Themas, sondern vielmehr nur dies: höre und erbitte Dir Rat, ja sammle ihn Dir in kritischen Zeiten förmlich ein, sichte den gewonnenen Stoff und dann — denke, entscheide, beschließe selbst! Wie jedoch machen es zumeist unsere heutigen Menschen?

Fast genau noch so wie die, welche vor 2000 Jahren Jesus in seinem Gleichnisse vom Säemann kennzeichnete: Sie lesen und hören wohl oft und viel, was recht, gut und heilsam sei; nicht im mindesten aber denken sie meist nur daran, es auch in Thaten umzusetzen. Leider giebt's auch ein geistiges Trägheitsgesetz, das dem Fortschritt gerade so Hindernisse bereitet wie das mechanische. Wer von einem guten Rat, einer einmal gelesenen sittlichen Wahrheit sich auch zum Handeln bestimmen läßt, gehört bereits mehr oder weniger zu den „Rittern vom Geist", zu denen, welchen eine frucht- und lebensfähige Erkenntnis, um wirksam zu werden, nicht mehr vom Geschick „eingebläut" werden braucht. Ein halbes Paradies schon müßte die Erde sein, wäre nur ein Zehntel von dem, was unsere Weisen gelehrt haben, auch praktisch verwirklicht worden. Die Menschen scheinen eben zu zwei Fünfteilen sanguinische Genußmenschen und zu zwei anderen Fünfteilen egoistisch-indifferente Trägheitsnaturen zu sein, die nur vereinzelt einmal aus ihrem „dunklen Ich" herauskommen. So bleibt nur ein Teil übrig für die Charaktermenschen, für die cholerischen Lessing-Luther-Naturen, die voll inneren, idealen Lebens, einer in ihnen lebendigen Idee nachstreben, für die alles, was der Augenblick bringt, zumeist nur Mittel ist. Sie geben die eigentlichen Motoren der Weltgeschichte ab, ohne welche der geistige und sittliche Fortschritt versumpfen würde. Die Menschen jener ersten Klasse sind vorwiegend weiblichen, die der zweiten männlichen Geschlechts. Ideen und moralische Gesetze, die nicht in ihrer Natur oder derselben fern liegen, mögen, meinen sie, ja ganz schön und gut sein, praktisch aber gehen sie dieselben weiter gar nichts an. So sind diese Menschen Träger eines Hauptübels in der Welt, des lebenspraktischen Unglaubens. Nur ihre, meist kleinlichen, sinnlich-materiellen, selbstischen Motive, nur die, welche in ihnen stecken, begreifen und glauben sie, unterstellen sie daher auch den übrigen und zeigen sich, eines verklärenden Optimismus unfähig, in der Regel sehr mißtrauisch. Redliche Menschen erbittert das, schlechte macht es nur noch berechnender, raffinierter, verstockter. Unter scheinbar ruhiger Oberfläche wird so ein geheimer Gesellschaftskrieg genährt, dessen Vater der Pessimismus ist. Dem Dichter (Schiller) preßte er diesen Schmerzensruf ab:

„Fluchwürd'ger Argwohn! Es giebt nichts Festes mehr und Unverrücktes,
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt."

Sage einem lügenhaften Dienstmädchen, daß Lügen, wenn auch wirklich zuweilen vorteilhaft, doch meist Schaden bringe, weil „nichts so fein gesponnen, daß es nicht endlich doch kommt an die Sonnen“, sie glaubt es nicht. Dringe in eine Hausfrau, eine echt weibliche, konservative, den Kindern das übliche Sitzen und Spielen auf den hohen Steintreppen zu verbieten, diese künftig nicht trocken abzufegen und so sich und andere zu nötigen, den lungenschädlichen Steinstaub einzuatmen: sie wird in der Regel, wenn überhaupt, nur wie gezwungen dem Folge geben. „Ums Himmels willen, haltet doch das schlanke, rosenwangige, hektische Mädchen ab, zu tanzen und ausgeschnitten zu gehen, sie wird sich sonst zu Grunde richten!“ ruft wohl ein wohlwollender Nachbar aus. „Ganz recht!“ bemerken die Bekannten, „aber was hilft's? sie thut es ja doch nicht.“ All diese armen Ungläubigen, sie müssen's erst thatsächlich an sich selbst erfahren und dann selbst beschließen, ehe ihnen Heil werden kann. Die in tausendfachen Variationen zu hörende Klage: O, hätte ich's geglaubt! O, wäre ich dem Rat gefolgt!“ bestätigt dies. „Nur durch Schaden wird man klug“, besagt nichts anderes, als daß lediglich eigene Erfahrung, nicht die anderer, weise mache. Das ist der Segen, die unentbehrliche Notwendigkeit des Unglücks und Schmerzes, ohne die es in der Welt einfach nicht auszuhalten wäre. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, darf man also behaupten: Der Menschen größtes Glück ist das Unglück. Was wir wirklich und selber erlebt haben, ist ferner auch von weit größerer Wirkung und Bedeutung für uns, es haftet länger und lebendiger in uns, als das nur in der Vorstellung Erlebte. Und nicht das sowohl ist unser wirkliches geistiges Eigentum, was wir irgendwo gehört und gelesen haben, als vielmehr dasjenige, was wir im Wege eigenen Denkens und Beobachtens, wenn vielleicht auch unter Mitwirkung und Anregung von Wort und Schrift aus uns selbst herausgearbeitet haben. Daher nur die Weltanschauung, nur der Glaube und Trost befriedigen, die man in sich selbst erzeugt und beschlossen hat. „Was Glaube ist? — Der Himmelsstrahl, der mit beruhigendem Licht durch schwarze Schicksalsflöre bricht, das selbsterrungene Ideal“ (Feuchtersleben). Sei dies selbst materialistischer und pessimistischer Art, — immer noch besser als die heute so allgemeine Überzeugungslosigkeit und Gleichgiltigkeit gegen Fragen des Innenlebens.

Daher ein Lehrer nach eigener, selbsterfundener Methode, sei sie auch nicht durchaus mustergiltig, meist erfolgreicher unterrichtet, als nach einer eingelernten, — nach einem selbstverfaßten Buche besser als nach einem fremden. Die Einführung einheitlicher Schulbücher dürfte also schon aus rein psychologischen Gründen eine Gefahr für die Schule bedeuten; und dies mit größerer Wahrscheinlichkeit, wenn man den herrlichen, folgenschweren Satz anerkennen muß, den mutig „Die Neue Deutsche Schule“ (Dr. Göring, Berlin) aufstellt: „Die rechte Lehrer-Individualität ist besser als der beste Unterrichtsplan“. Dem Volk endlich geht: „Probieren über Studieren“ und ein Praktikus über den Gelehrten. Freilich hat das Weltübel des lebenspraktischen Unglaubens wie jedes auch seine gute Seite: Leute von lebensgefährlichen Berufsarten z. B. glauben stets, bei ihnen werde die Regel eine Ausnahme erleiden, und im Kriege die meisten, sie würden mit dem Leben davonkommen.

(Schluß folgt.)

Ewiger Frühling.

Ihr fragt mich: ob ich glücklich wäre,
Und was mich stets so heiter hielt —
Ob ich denn nie das herbe, schwere,
Das Daseinslos, wie Ihr gefühlt?

Ob nie mein Auge unmutstrunken
Sich grollend von der Erde wandt',
Ob es denn nie in Feuerfunken
Des Hasses und des Zorns entbrannt?

Ob nie mein Mund in wilder Klage
Sich gegen Gott und Welt vermaß,
Ob stets am Schlusse aller Tage
Das Lächeln mir im Herzen saß?

So fragt Ihr mich mit düstren Blicken
Und schätzt des Leichtsinns Kern in mir —
Litt ich denn nie des Schicksals Tücken?
Bin ich denn nicht ein Mensch, wie Ihr? —

Wer grub in diese glatte Stirne
Mit scharfem Meißel Falten ein?
Wer dunkelte mir die Gestirne —
Wer raubte mir den Sonnenschein?

Wohl hab' auch ich das Leid erfahren,
Wohl lag auch ich in Winters Schoß:
Doch zog ich mir nach langen Jahren
Den ew'gen Frühling in mir groß.

Da ist mein Geist vom Gram erstanden,
Da hat mein Mund in Lust gelacht,
Da wünscht' ich, daß aus Eisesbanden
Auch Euer Herz zum Licht erwacht!

Georg A. Albert.

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Urteile nicht abschließend über einen Menschen, ehe Du nicht weißt, wie er sich bei Erbschaftsangelegenheiten betragen hat. Ich habe manchen für feinfühlig, rücksichtsvoll und gutherzig gehalten, der urplötzlich eine fast gemeine Ichsucht entfaltete, als es die Teilung eines Nachlasses galt.

*

Wer sich zu viel mit einer schönen Hoffnung beschäftigt, versäumt oft jene vielleicht kleine That, die sie zur Wirklichkeit gestaltet hätte.

*

Für andere leben und dabei auf Dank mit Sicherheit rechnen, ist eine große Thorheit. Die Ichsucht der meisten Menschen ist so groß, daß sie sich schnell an fremde Opfer gewöhnen und in ihnen nichts Ungewöhnliches erblicken. Darum schalte aus den Beweggründen Deiner Handlungen die Hoffnung auf Dank aus. Du wirst um so größere Freude haben, wenn Dir einmal echte Dankbarkeit entgegentritt und nur ein geringes Leid, wenn sie ausbleibt. Und selbst dieses Leid ist mehr Mitleid mit dem Menschen, der nicht das Glück kennt, von Herzen dankbar zu sein, als ein Dich selbst quälendes Weh.

*

Thatlose Reue über ein begangenes Unrecht ist die Mutter eines neuen.

*

Rascher Erfolg wirkt meistens wie ein heißes Frühjahr: er lockt tausend Blüten in kurzer Zeit hervor, aber ihm folgt nicht ein fruchtreicher Herbst.

*

Wenn einer, der Deinem Herzen nahe steht, einen teuren Menschen durch den Tod verloren hat, so tröste ihn nicht, sondern liebe ihn mit doppelter Kraft.

*

Deine Lieblingsvorstellungen werden Dein Schicksal. Je öfter Du sie in Deinen Träumen Dir vorführst, desto mehr wächst in ihnen die Willensspannung, desto mehr Verbindungen gehen sie mit allen anderen Vorstellungen ein und stellen sich beherrschend in deren Mitte. Allen anderen, die ihnen feindlich entgegentreten, saugen sie die Kraft aus, und geben zuletzt Deinem Leben die bestimmende Richtung. So webst Du an dem Gewande, das Dein Geist tragen wird, sei es das Nessuskleid der verbrennenden Leidenschaft oder der Purpurmantel des Überwinders, der härnene Knechtskittel oder das Gewand des Herrn seines Ichs.

*

Vorstellungen zu wecken, die Gefühle auslösen, ist die Kunst des Redners, der die Menge beherrschen will. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob die geweckten Bilder wahr sind. Sie werden wirklich dadurch, daß der Wille der urteilslosen Menge in sie hineinfließt, ihnen Spannung giebt. So kann ein Wahn Herr der Zeit werden, und so gewaltig, daß er sich für einige Zeit alles unterwirft und zuletzt das Schicksal eines Volkes wird. Jeder Wahn muß einmal an der Weltvernunft scheitern. Und dann zahlt die Menge mit Not und Blut den Irrtum ihres dunklen Willens. Die Geschichte des einseitigen Sozialismus wird diese uralte Erfahrung einmal auch bestätigen.

*

Wer sein Leben nur nach dem Pulsschlag des warmen Herzens einrichten will, irrt. Es irrt, wer es gestalten will nur nach den Schlüssen der kalten Logik. Aber da die Einheit leider ein unendlich schwer zu erringendes Gut ist, so irren wir alle im Leben tausendmal. Und den Irrtum des Herzens hat oft der Kopf, den des Kopfes das Herz zu büßen. Das beweist, wie beide eigentlich im Ursprung auf einander bezogen und zur Einheit bestimmt sind.

*

Wie arm an selbständigem Denken und Fühlen heute die Menschen sind, beweisen die Erfolge von Werken, die oft nur scheinbar eigenartig sind. Sofort bilden sich Gemeinden von Anhängern, die auf die Wahrheit schwören. Und wenn einer die unbedingte Unabhängigkeit des „souveränen Ichs“ predigt, so werden Tausende von ihm abhängig und schlagen um ihre Schwachheit das wallende Gewand der „Freiheit“ und sind eitel auf Gedanken, die ein anderer gedacht hat.

*

Quält, Väter und Mütter, Eure Herzen nicht zu sehr um das Schicksal Eurer Kinder. Mit aller Liebe und Vernunft könnt Ihr das Werdende nicht zwingen in die Bahn Eurer Wünsche. Thut Eure Pflicht und laßt Gott walten. Jedes Geschlecht muß seine Kämpfe kämpfen, sein Leid leiden. In Wahrheit einen sicheren Besitz vererben könnt Ihr gar nicht mit Willen. Und stellen sich Unverstand und Willensschwäche Euren besten Absichten entgegen, so tragt das Leid, ohne unter seiner Last zusammenzusinken. Einmal kommt alles in Ordnung, und jede Menschenseele wird einmal den Weg finden.

Friede.

Abend war's; seinen bleichen Strahl
Goß zitternd der Mond über Höhen und Thal,
Die goldenen Sternlein am Himmelszelt,
Sie grüßten die traumverlorene Welt,
Das Firmament, es wölbte sich
In ewiger Herrlichkeit über mich
Leise flüsternd, nur sanft wie ein Hauch
Zog bebend der Wind über Busch und Strauch,
Das murmelnde Bächlein floß heimlich und sacht
Durch die wonnig duftende Frühlingsnacht.
Ich ruhte einsam auf moosigem Stein,
Entrückt aller menschlichen Not und Pein,
Ein Bild von heiligem Gottesfrieden
War meinem sinnenden Auge beschieden.
Da klang es wie fernes Flüstern mir lind:
„Verzagtes, thörichtes Menschenkind,
Wirf ab alle Sorgen, allen Erdenschmerz
Und blicke vertrauensvoll himmelwärts!
Der Ew'ge, der über den Sternen thront,
Den kein Menschenherze erfasset — nur ahnt,
Der die Geschicke der Menschen und Völker lenkt,
Er führt auch Dein Leben zu seligem End!“
Da versank all mein Sehnen und Träumen in nichts,
Ich fühlte nur Dich, Du Vater des Lichts,
Die unendliche Allmacht Deiner Güte
Empfand ich mit selig trunk'nem Gemüte,
Und ein wortlos Beten zum Himmel ich sandte.
Du, Herr, hast mein Flehen und Rufen verstanden,
Du, Vater und Herrscher, ohn' Anfang und End'
Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!

A. Godron.

Briefkasten.

Herrn P. Kn. in L. Zu wenig Eigenart. Briefliche Antwort unmöglich. — Frl. E. Gr. in M. „Vier Bilder“ sind gut gemeint, aber noch in Form, Gedanken und Empfindung zu jugendlich unreif. Besten Gruß für Sie und die nahen Berge. — Herren F. H. u. J. in P. Die Gedichte zeugen für eine reine Gesinnung, aber sie sind zu kindlich unreif. Antwort unmöglich. — Herrn P. Gr. in L. „Ultima Thule“ wirkte viel besser, wenn Strophe 2, 3 und 5 wegfielen. Überlegen Sie sich's. Besten Gruß. — Herrn G. Sch. in E—th. In Ihnen scheint Begabung zu stecken. „Gedankengruß“ zeigt Ansätze zur Eigenart. Sie können mir gelegentlich wieder drei Gedichte senden. — Frl. Cl. Pf. in H. Wenn ich nur das Geschlecht der ästhetisch-kritischen Tanten vertilgen könnte! Ich kann die Ihrige nicht ausnehmen, aber würde für eine sanfte Todesart bürgen. Da wird so lange in die Nichten hineingeredet, bis diese wirklich glauben, sie seien Dichterinnen von Gottes Gnaden. Sie träumen nur vom Lorbeer? Sie werden gut thun, sich aus dem

Schlafe zu reißen und nicht mehr so zu träumen, denn die zwölf Gedichte sind ohne eine Spur von Begabung geschrieben. — Frl. Ida B. in A. Ich glaube es Ihnen, daß Sie es „furchtbar ernst“ mit der Poesie meinen. Jedes Wort der vier Gedichte macht mir den Eindruck, als sei es in Schweiß gebadet. Aber wenn auch die Götter den Schweiß vor den Ruhm gesetzt haben, ist man noch nicht Dichter, weil man schwitzt. Lassen Sie die Kunstspielerei, es ist schade um Kraft und Zeit. — Herrn Fr. Kl. in R. Vielleicht entspricht die „Geschichte des Reisens in der Schweiz“ von G. Peyer (Basel 1885, B. Detloff) Ihrer Absicht. Das Buch dürfte 3 Mk. kosten. — Herrn Prof. S. in H. Das genannte Buch ist uns eingeschickt und wird besprochen werden. Wir sind bei bestem Willen nicht imstande, die Anzeigen so rasch zu bringen. Besten Dank für die gute Gesinnung. — Frl. G. S. in B. Sie scheinen begabt. Senden Sie gelegentlich neue Proben. — Frau Past. H. K. in Sch. Bitte, senden Sie. Besten Gruß. — Herrn M. B. in W. Sie machen entschiedene Fortschritte auch in der Form. Aber lassen Sie die „Vagantenpoesie“ fahren, diese Mummerei, die vor zwanzig und mehr Jahren Wahrheit sein mochte, jetzt aber nur Nachahmung ist. Selber empfinden, als jenes Ich, das man ist, darin liegt das Geheimnis. Machen Sie sich frei, dann dürfte Ihnen noch manches echte Lied gelingen. Sie dürfen mir wieder etwas senden. — Herrn W. Ö. in R. (Westfalen). Aus Ihren Versuchen spricht Anlage zu selbstständiger Anschauung. „Metronom“ soll kommen, aber unter anderem Titel. — Herrn cand. med. M. R. in L. Obwohl keines der beiden Gedichte mir genügt, sehe ich darin doch ein kräftiges Empfinden. Sie können mir neue Proben senden. Vermeiden Sie nur solchen Pessimismus wie in „Junitag“. Wer an einigen Menschen traurige Erfahrungen gemacht hat, besitzt noch nicht das Recht, von „tiefer Menschenschlechtigkeit“ zu reden. — Frl. E. H. in M. Sie sind sicher eine liebe Tochter, aber Dichterin sind Sie noch nicht. Vielleicht später. — W. H. in E. „O, schau nicht weg“ soll kommen. — H. H. in St. „Unserem Kaiser“ mißlungen. — Frl. J. Th. in Sp. Die letzte Strophe Ihres Gedichtes „Alles ist eitel!“ lautet:

„O Weh, der Mai
Ist schon vorbei!
Der Juni geht,
Und an der Thür
Der Juli steht.
Nichts bringt er mir,
Und schließlich gar,
Wohin ist das Jahr.“

Sie hätten die anderen Monate nicht vernachlässigen dürfen. Z. B. ginge es so:

Und Du, August,
Vorüber mußt;
September auch,
Nach altem Brauch,
Hat schnell ein End,
Potz Element!
Wenn Oktober endet,
Sich's zum November wendet.
Und ist Dezember gar
Dann pfutsch —
Ach, alles ist eitel! —
So kriegt das neue Jahr
Den Lutsch-
Beutel.

Ich kann Ihnen auch nach Lesung von „Tantens Geburtstag“ und „Zu einem Geburtstagskuchen“ von der Dichterei nur abraten. — Herrn G. v. Pr. in Br. „Regina“ und „Einsamer Wanderer“ sollen kommen. — Herrn E. S. in Z. „Größe der Natur“ ist mir zu rednerisch; aber einiges ist gelungen. „Dichterherz“ will ich gelegentlich bringen. — Frau M. J. in G. Das Gedicht ist sehr gut gemeint, aber nicht mehr. Von den „Wahrnehmungen“ ist die Bemerkung über die Ehe ganz hübsch. Besten Gruß! — Herrn W. C. in Berlin NW. „Schleswig-Holstein“ angenommen. — Herrn Joh. Kr. in Kiel. Wann Ihre Gedichte zur Besprechung gelangen, kann ich nicht sagen. Viele Bücher müssen ein Jahr und länger warten, da zu viel neues eingesendet wird. — Herrn E. B. in S. Einige der Sprüche werden abgedruckt. Besten Dank. — Herrn Jos. K. in H. Sie machen entschieden Fortschritte. Aber eins: vermeiden Sie, das Wort „deutsch“ dutzendmal anzubringen. Die Empfindung soll deutsch sein, das ist die Hauptsache. Nur weiter! — Herrn cand. W. J. in M. (Mecklenburg). Die Arbeit kommt; Sie müssen Geduld haben. Andere warten viel, viel länger. — Herrn Curt M. in Str. Die beiden Gedichte taugen nicht viel. Aber alle Begabung kann ich Ihnen danach noch nicht absprechen. — Frau E. G. in W. Das Buch wird besprochen werden. Beste Empfehlung. — Frl. J. R. in Lz. Die beiden genannten Romane stammen von Lindau, nicht von Spielhagen. Tieferer Zusammenhang ist nicht vorhanden, äußerlich im Stoff finden sich aber Beziehungen. Die Namen weiß ich nicht mehr. Ich kann mein Gedächtnis doch nicht damit belasten, mir Menschen aus Romanen zu merken, die doch nur zum mittleren Durchschnitt des unterhaltenden Romans gehören. — Frl. Agnes K. in K. Bitte zu senden. — Nr. 2. X. „Über den Ähren“ kommt.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.
2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.
3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.
4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.
5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.
6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 40.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 41.

In deutscher Hand.

Roman

von

Carl Postumus.

(Fortsetzung.)

III.

„Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel
Nur der Gedanke ist unser, nicht sein Ziel."
Shakespeare.

Auf dem sandigen Waldwege, dessen gewundene Linie die Grenze zwischen Krzhowo und Jerzonkowo bildet, lag jene stickende Sommerschwüle eines glutheißen Oktobertages, die mitten zwischen Kiefernwald, zumal wenn begleitet von Wolken Staubes und Scharen blutdürstiger Waldfliegen, für Mensch und Vieh höchst ermattend wirkt.

Ermattend, obwohl Ehrentraut Wallrode von den Reizen des schönen Herbsttages noch eben geschwärmt und dessen sonnige Heiterkeit dankend empfunden hatte. Das junge Mädchen hatte sich vorher auf die schattige Fahrt durch den kühlen Wald gefreut, nun wunderte sie sich nicht wenig, diesen hier drückend heiß zu finden.

Die dickborkigen, krüppelhaften Kiefernschonungen, deren Alter man ihrer unnormalen Entwickelung halber schlecht berechnen konnte, in denen Wind und Schneebruch, außer der Dorfbewohner diebischer Art — ein Wald gilt für manches Rechtsbewußtsein ja als Allgemeingut — derart gewüstet, daß große Flecke baumlos waren, diese Schonungen hatten die Sonnenwärme förmlich eingesogen, um sie als ausstrahlende Hitze wieder von sich zu geben. Und der weiße, nur ab und an mit mageren Erikabüscheln und Brombeergestrüpp bewachsene Sand, der in Gottes freier Natur sehr zur Unzeit den Glutofen spielte, blendete förmlich das Auge.

Jeder tüchtige Förster würde bei diesen Kiefernpflanzungen über die „gottvergessene Dummheit des lotterigen Wirtes" fluchen, der hier seinen Wald Jahr aus Jahr ein sauber ausgerecht und dadurch seiner ihm angestammten Düngung, der Waldstreu, beraubt hatte. So beraubt, daß der Wind die ohnehin geringe Bodenfeuchtigkeit nicht nur ungehindert aussog, sondern den Baumwurzeln auch von vornherein jeglichen Zuschuß an Nahrung nahm, und sie bei der Armseligkeit ihres sandigen Standpunktes dahinsiechen ließ, wie Menschenkinder ohne Speise und liebevolle Sorgfalt dahinsiechen.

„Solch Raubverfahren auf Kosten künftiger Geschlechter nennt man polnische Wirtschaft."

Auch Wallrode, der sich mit Ehrentraut auf diesem Wege zum Damskischen Erntefeste begab, murmelte beim Anblick seines Waldes spöttisch ingrimmig in den Bart:

„Polnische Wirtschaft! Das Vernünftigste wär's, das elende Gestrüpp niederzuhauen und neu anzuschonen. 'S ist nichts als ein Herd von Ärger! Wenn der ausgemergelte Boden jungen Pflanzen nur nicht von vornherein den Hals bräche!"

Dabei schnippte Hans Heinrich mit der Peitsche nach einigen sich allzusicher niederlassenden Bremsen, und ließ seine dampfenden Füchse in Schritt fallen.

Ehrentraut war nicht ihres Bruders Meinung und schüttelte den blonden Kopf.

„O, nicht doch! Ich finde es hier ganz hübsch! Sieh nur der Brombeerblätter leuchtende Farbenpracht und jene goldigen Streiflichter auf meiner geliebten Erika!"

Das junge, heute besonders heitere Mädchen war nach den Erfolgen des letzten Tages sehr geneigt, die ganze Welt tadellos zu finden. Ihr Bruder sah sie deshalb neckisch von der Seite an:

„Daß Ihr Weiber solch weites Herz für allerlei Unkraut habt! Seitdem meine schwesterliche Liebe gestern Oberwasser bekommen, darf ich meinen Ingrimm wohl weder an Brombeeren noch an jener Waldpest, dem Ginster, der frech zum zweiten Mal blüht, auslassen, um ihn von der Erde zu vertilgen?"

„Gott bewahre!" eiferte Ehrentraut. „In diesem landschaftlichen Bilde, dürften weder Brombeeren,

Ginster und Heide, noch die knorrigen Kiefern fehlen, über die jene Samenkiefern sich palmengleich erheben. Ist das nicht ein hübscher Vordergrund für den an frische, grüne Saaten grenzenden, blauen See, hinter dessen Fläche dunkel bewaldete Höhen sich in perspektivischer Ferne verlieren? Dafür fehlt Euch Männern hier, Herrn von Krosatz ausgenommen, nur leider aller Sinn. Du besonders thust heut, als dächtest Du an nichts als Gelderwerb. Ginge es nach Dir —"

„Verböte ich der Sonne meinen Sand noch mehr auszutrocknen!" unterbrach Wallrode die lebhaft Sprechende und strich über deren rosig angehauchten Wangen. „Solch Sprühteufelchen! Eigentlich paßt das nicht zu Deiner zarten Schönheit, Kind! Rechthaberei bei deutschen Frauen? Pfui! Besonders, sobald es sich um Beurteilung einer männlicherseits bereits gefällten Entscheidung handelt. Verstanden, kleine Weisheit?"

„Ausnahmsweise, Gestrenger!" lachte Ehrentraut, und kreuzte die Arme in angenommener Unterwürfigkeit, ehe sie ernster fortfuhr: „Daß Graf Mlezki aber vor Tante Lottchen kommt! Er scheint freilich rücksichtsvoller als unsere seitherigen Gäste, da er, um uns nicht durch nächtliche Ankunft zu stören, im Pfarrhause sein Schlafquartier erbeten hat!"

„Werden sehen!" meinte Hans Heinrich, der ihren kleinen Ausfall scheinbar unbeachtet ließ, bis er nach einer Pause spöttisch sagte: „Wenn Deine Begeisterung nur in Zukunft keine Abkühlung erleidet, und Du dem rücksichtsvollen Mlezki, gleich seinen Vorgängern, sanft lächelnd bedeutest, „das Lokal zu verlassen!"

Er hatte der Schwester diplomatische Leistung als Eingriff in seine Rechte doch übelgenommen. Jetzt ließ er seine Peitsche ungeduldig über den Pferdeköpfen spielen, daß die Füchse ihre Ohren spitzten und in schnellen Trab fielen.

Fast übermütig lachte Ehrentraut, die heut ausgelassen lustig war: „Sobald es wieder gilt, für Ew. Gestrengen die Kastanien aus dem Feuer holen!"

Auf des Gestrengen Lippen schwebte schon eine schalkhafte Antwort, als er, den Blick auf die Schonung gerichtet, in der kein vernünftiger Baum stand, sich plötzlich erhob und scharf ausspähend, zornig rief: „Wer, zum Teufel, kriecht denn da herum?"

Im nächsten Augenblicke standen die Pferde wie eine Mauer, und er sprang, der Schwester die Zügel zuwerfend, mit weitem Satz aus dem Wagen.

Bei näherer Betrachtung gehörte das helle Frauengewand indes keiner Holzdiebin, sondern Wanda Ridthal an, die bei Herrn von Wallrodes überraschendem Erscheinen errötend aufschaute, und in seine ihr lebhaft entgegengestreckte Hand die ihre mit verlegenem Zögern legte.

„Nun, Gräfin, wieder in der Nähe meiner gestrigen Heldenthat, die mir nicht 'mal 'nen Schnupfen eingebracht hat? Wen befehlen Sie vor dem Erstickungstode im Sande zu retten?"

Unter seinen schelmischen Worten runzelte sie erst die Stirn, lachte dann aber fröhlich auf und hielt ein Körbchen wie im Triumph hoch.

„Das Rettungswerk war diesmal meine Sache! Sehen Sie, Baron! Pfifferlinge, die sich von Ihrer Heide nach den Fetttöpfen Czernices gesehnt! Ich wagte mich freilich nicht ins Wasser, sondern nur in glühende Sonnenstrahlen!"

„Ganz erklärlich für einen Lichtgenius! Wie strafe ich jedoch die Unterstützung der Unbotmäßigkeit meiner Hörigen? Soll ich die Waldläuferin ihrer Beute berauben und solche zu eigenem Nutzen verwenden?"

Seine Hand streckte sich begehrlich nach dem Körbchen aus, während sein Blick an ihren blauen Augen hing, die dem dunklen, von braunem Haar umgebenen Zigeunergesichtchen solch fesselnden Ausdruck verliehen.

Wanda wollte ihr Eigentum indes nicht hergeben, sondern verbarg es blitzschnell hinter ihrem Rücken, und neckte ihn, daß sie, wenn auch auf der That ertappt, es nicht leugne, unverbesserliche Pilzdiebin zu sein, und die leckeren Waldfrüchte doch nicht gutwillig fahren ließe. Höchstens dürfe der edle Herr einmal daran riechen!

In übermütiger Schalkheit hielt sie ihm dann das Körbchen wieder hin. Doch schneller als sie gedacht, griff er nach dem Henkel und erwischte mit demselben ihr braunes Händchen, das er nicht freigab. Heut in dem weißen Gewande dünkte ihm ihr in Purpur getauchtes Köpfchen unendlich liebreizend.

Bemüht, die kleine Hand mit samt dem Streitgegenstande ohne zu harten Druck festzuhalten, entglitt ihnen das Körbchen, dessen Inhalt in lustigen Sprüngen von dannen rollte. Nun bückten beide sich nach den Entflohenen, griffen in ihrem lachenden Eifer indes fast immer nach denselben gelben Pilzchen, welchen gemeinsamen Fund sie dann in den Korb legten.

Ein neckisches Spiel, das sich wiederholte, bis alle Flüchtlinge beisammen waren.

Wallrode war freilich nicht ganz ehrlich, denn den letzten eidottergelben Pilz schloß er triumphierend in sein Taschenbuch ein und erklärte, der wäre nun sein Glücksamulett.

Ihr kindlich helles Lachen bezeugte, welche Freude sie an dem Raube habe, doch plötzlich verstummte der silberne Klang, und sie senkte die dunklen Wimpern auf die erglühenden Wangen.

Hans Heinrichs Art und Weise sie anzusehen, machte sie manchmal ganz beklommen.

So beschäftigt mit sich und ihrem Spiel, oder sollte es mehr sein? überhörten sie Ehrentrauts Rufen vollständig. Erst als deren Ton ängstlicher klang, gedachte Hans Heinrich seiner Schwester Ungeduld und der Feinfühligkeit seiner Goldfüchse bei Bremsenstichen. In langen Sätzen rannte er nach dem Wagen und fiel den von Fliegenschwärmen gequälten, sich bäumenden Pferden, deren Bändigung das junge Mädchen nicht gewachsen war, schnell in die Zügel, daß die Pferde, ihren Herrn und Meister erkennend, nach kurzem Widerstande wie die Lämmer standen.

Jetzt klopfte er die mit Schaum bedeckten Nacken.

„Pfui, Castor! Schäme dich, Pollux! Wollt

ihr immer nur durch harte Faust geriegelt werden, ihr dummen Kerle?"

Darauf hob er Ehrentraut vom hohen Selbstkutschierer und befahl dem Diener, langsam auf und ab zu fahren.

Die beiden Freundinnen umarmten sich zärtlich. Ehrentrauts Hand strich liebkosend über Wandas heiße Wange, doch fragte die erstere nicht nach dem Grunde dieser auffallenden Erhitzung, und die kleine Heuchlerin selbst erwähnte ihrer Pilzjagd mit keinem Worte. Bei Hans Heinrichs Zügelung der mutigen Pferde hatte ihr Herz auch aufgejauchzt. Welch schönes Bild männlicher Kraft! Sie verglich ihn im Geiste mit dem klassischen „Pferdebändiger", verriet von ihren inneren Gefühlen aber nichts, und sah bis auf ihre wunderbar funkelnden Augen ganz unbefangen aus.

Nebeneinander hergehend, erzählte Wallrobe nun von Ehrentrauts Heldenthaten, machte seine Randglossen, in denen er die blonde Schwester mit jenem Engel verglich, der die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben hatte, und neckte sie, daß sie damit nicht zufrieden, nun auch auszöge, die Lustbarkeit des Erntefestes durch eisigen Hauch zu stören.

Wanda lachte ausgelassen. Sie las jedes Wort von des jungen Mannes Lippen, dann rief sie:

„Ist's nicht wunderbar, daß Damskis für das Erntefest den Todestag ihres Nationalhelden Kosciusko wählten? Mein allweises Trutchen unterrichtete ihren Herrn Bruder hoffentlich schon über die weltgeschichtliche Thatsache?"

Ein herausfordernder Blick streifte Baron Wallrobe, der spöttisch sich verbeugend an seinen Hut griff.

„Unterthänigsten Dank für hochbero Meinung, Fräulein Bäschen. Ich gehörte, dank der Andeutungen daheim, auch zu den Wissenden. Außerdem," er befreite ihr leichtes Kleid von einer allzuanhänglichen Brombeerranke, „außerdem steht im Konversationslexikon wörtlich —"

„Um Gottes willen!" wehrte sie energisch ab. „Daß mein polenfressender père und ich Damskis aber heut im Mannheimerschen Laden trafen, steht in Ihrem Lexikon nicht! Väterchen mußte sich der schönen Severinka vorstellen lassen, die ihm, wäre er kein Prinzipienreiter, gut gefallen hätte. Aber so etwas zugeben? — Gott bewahre, wo bliebe da der männliche Charakter? Das ärgerte mich bei meinem Väterchen, zumal ich die Gräfin furchtbar fesselnd finde!"

Jetzt hatte die Plaudernde sich an der Freundin Arm gehängt, so schritt sie zwischen den Geschwistern dem Wagen voraus. Ehrentraut sah erstaunt aus, und wunderte sich, daß Damskis heute morgen nach ihrem Dankbesuch bei Hans Heinrich noch in die Stadt gefahren seien. Dann schilderte sie der schönen Polin überströmende Dankergüsse, die Wanda nur in Ordnung und gar nicht übertrieben fand. Sie war wieder ganz zutraulich geworden, und fragte Hans Heinrich plötzlich, ihre linke Hand leicht auf seine rechte legend:

„Herr Vetter, finden Sie nicht auch, daß Severinka Damski die lebende Verkörperung einer tragischen Heldin ist?"

Hans Heinrich blieb verwundert stehen, ehe er nach ihrer Hand haschte. „Tragisch?" Sein hübsches, offenes Gesicht verriet wenig Zustimmung. „Tragisch? Die schöne Frau kann ja herzhaft lachen!"

Er hatte von Trauerspielen, die lächelnden Mundes durchlebt werden müssen, keine Ahnung.

Die kleine Gräfin ließ sich jedoch durch diesen Einwurf nicht stören und nickte mit dem Kopfe: „Ja mit den Lippen. In ihren tiefblauen, oft förmlich schwarzleuchtenden Augen liegt jedoch etwas — etwas — wie —"

„Thränen und Entsagen!" vollendete Ehrentraut, die sinnend in die Ferne schaute.

„Das ist's! Du bemerktest es also auch?"

Ehrentraut neigte bestätigend den blonden Kopf und meinte einfach: „Ja. Welche Last mag das Schicksal wohl auf ihre Schulter gelegt haben? So seltsam es klingt, lebt sie mit ihrem Manne glücklich, vergöttert ihr Töchterchen — und doch —"

Hans Heinrichs Auflachen unterbrach sie. Diese nach Trauerspielstoffen dürstenden Mädchenseelen weckten seinen Spott; weshalb Damen sich doch oft den Kopf zerbrechen und nach Problemen jagen! Die Damski war nach seiner Meinung weniger Sphinx als Polin reinsten Wassers, die um das Vaterland auf ihre Art trauerte. Solch anscheinend natürliche Erklärung genügte den Mädchen indes nicht. Schon wollte Fräulein von Wallrobe ihre Ansicht begründen, als Wanda Ridthal stehen blieb und plötzlich ausrief:

„Nein, wie gedankenlos! Farewell, meine Herrschaften, und fahren Sie schnell. Sonst entgeht Ihnen der feierlichste Augenblick des Tages, die Kränzeüberreichung!"

Ganz flüchtig drückte sie der Freundin Hand und lief in wilder Anmut davon, daß die Geschwister der Eilenden betroffen nachblickten. Da wandte sie sich noch einmal um, warf ihnen einen Handkuß zu und lachte übermütig: „Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Worauf Baron Wallrobe beide Hände als Sprachrohr an den Mund legend schnell entgegnete:

„Grausame, welch kleiner Bruchteil käme da für mich!"

Ob die kleine Gräfin diese etwas gewagte Redensart hörte? Der böse Wallrobe beschwor später, ihre winzigen Ohren wären errötet. Eine bei der Entfernung etwas kühne und wohl nur in sehr lebhafter Einbildung wurzelnde Behauptung, welche von Wanda Ridthal stets auf das entschiedenste geleugnet ward. Hans Heinrich behauptete dann, in dem Augenblick ein viel sachgemäßerer Beurteiler gewesen zu sein, als die Besitzerin jener beiden Ohren.

Trotz des nicht unbedeutenden Zeitverlustes im Walde, kamen Wallrobes nicht zu spät. Wie sie in den Jerzonkowoer Hof einfuhren, stellten die Leute sich gerade zum Erntezuge auf, der dem deutschen Auge und Ohr solch eigentümliches Gepräge bot, daß Hans Heinrich seine Pferde anhielt, obgleich die Geschwister der Musik mit gelindem Entsetzen lauschten. Sie hörten zum ersten Mal einen Dudelsack, der von einer Violine begleitet, hier das Orchester bildete,

und dessen Quietschen und Pfeifen der Dorfbewohner hellen Beifall hervorrief. Heidi, welche Lebens- und Tanzlust! Hüpfend und johlend folgten alle den Musikanten, deren Seele offenbar in ihren Melodien aufging. Für alles andere unempfänglich, wiegte ihr Oberkörper sich lächelnden Mundes im Takte, gehobenen Hauptes, wie vom Gotte selbst begeistert, schritten sie leuchtenden Auges einher.

„Zwei Hamelner Rattenfänger!" lachte Wallrode, dessen Bemerkungen manchmal den Nagel auf den Kopf trafen.

Denn hier öffneten die lustigen Weisen nicht nur polnische Herzen, sondern auch die Hüttenthüren, aus denen immer neue Menschen in freudiger Hast traten. Hier Männer im Festtagsschmucke; schief war die viereckige Konföderatka aufs dunkle Haar gedrückt, ihre hohen Stiefel blitzten und die Schnurrbärte standen keck hochgewirbelt. Kichernd und schwatzend folgte des Dorfes Mädchenschar, vom kurzen Röckchen und Mieder an, aus dem das blütenweiße Hemd schaute, bis zu den langen, mit roten Schleifen geputzten Zöpfen schien alles zierlich und sauber an ihnen.

Die Tanzmusik ließ aber den Weibern auch keine Ruhe daheim. Sie hatten sich ähnlich wie die Mädchen geschmückt, nur ihre Haare unter dem Häubchen geborgen, und schlossen sich nun, ihre Säuglinge auf dem Arme tragend, oder von ungeduldigen kleinen Fäusten am Rocke gepackt, dem Zuge an.

Nun galt es für Wallrodes vorzufahren. Ein leichtes Zungenschnalzen und die Füchse trabten dem Schlosse zu, wo ein herrschaftlicher Diener das Schutzleder des Wagens gewandt öffnete.

Schloß Jerzonkowo ist ein großes, düsterblickendes Gebäude, dessen viele Fenster sich ohne jegliche Symmetrie, wie nach Bedarf und Laune des Augenblickes in die dicken Mauern fügen. Erst das hohe Portal mit seinen reichen Sandsteinverzierungen und dem von zwei Wappenträgern gehaltenen Damskischen Wappen giebt dem großen, viereckigen Kasten ein vornehmes Gepräge, ohne ihm freilich ein freundlicheres Aussehen zu verleihen, da der seit vielen Jahrzehnten an seinen Mauern emporrankende Epheu mit dem dunklen Grün zu dem ernsten Grau der Wände stimmt.

Die Gartenalagen sind im Gegensatze zum Schlosse licht und heiter. Offenbar neuere Schöpfung, welche den ursprünglich von Lenôtre angelegten Garten mit seinen beschnittenen Hecken und Gängen sehr geschickt in einen englischen Park umwandelte.

Wie der Park, waren auch die Wirtschaftsgebäude wohlgehalten, ein seltener Fall auf einem polnischen Edelhofe. Das hübsche, rechts vom Schlosse liegende Schweizerhäuschen, „die Officin", zeigte frischen Kalkabputz. Hohe, alte Nußbäume beschatteten sein Schindelbach und die Holzgalerie, von der zwei preußische Husarenoffiziere nach dem Schlosse ausschauten und beim Nähern des Erntezuges sich anschickten, ihren Beobachtungsposten zu verlassen.

Den Schleppsäbel unter den Arm nehmend, traten sie aus der Thür des Kavalierhauses und schritten dem Schlosse langsam zu, vor dem sich inzwischen ein sehr bewegtes Leben entfaltete. Die Erntekränze waren unter den üblichen Ansprachen übergeben und von Damskis mit Dank entgegengenommen. Von des Grafen kleinen polnischen Rede verstanden seine deutschen Gäste natürlich nichts.

„Die gewöhnliche Jahresübersicht," meinte er erklärend. —

Während die Mehrzahl der polnischen Grundbesitzer ihrer preußischen Einquartierung fast feindlich entgegentraten, nahmen Damskis die ungebetenen Gäste freundschaftlich auf, zogen sie, im Gegensatze zu ihren Landsleuten, sogar in ihren Familienkreis, und zwangen ihre Bekannten, den „Spionen" im Jerzonkowoer Hause höflich zu begegnen. Die Offiziere staunten. Jerzonkowo galt als Mittelpunkt der aufrührerischen Bestrebungen im Großerzogtum, trotzdem gelang es den Herren nicht, irgend etwas Verdächtiges zu bemerken.

Zwar zeigte der Graf sich nicht als begeisterter Preuße, auch sprach er sich sehr offen über das harte russische Joch aus, unter dem seine Landsleute seufzten, und entschuldigte deren Widerstand auf das lebhafteste. Doch dem polnischen Aufstande selbst stellte er ein ungünstiges Prognostikon. Die Zeit ist noch nicht gekommen! Das klang alles vollkommen unparteiisch und konnte unmöglich übel vermerkt werden.

Und die Gräfin?

Nun, die unterhielt sich offenbar prächtig mit den schmucken Husaren und ritt als kühne Amazone manche Patrouille mit.

Die polnische Unabhängigkeit war zwar ihr Ideal, von dem sie feurig begeistert schwärmte. Dergleichen Schwärmereien einer schönen Frau schienen indes um so weniger staatsgefährlich, als sie dieselben ihren deutschen Gästen gegenüber mit so anmutigem Entgegenkommen verband, daß die Herren in Severinka sehr bald nicht mehr eine ränkesüchtige Polin, sondern nur das entzückende, geistreiche Weib sahen, welches, à la guerre, comme à la guerre, vielleicht zu erringen sei. Denn der Graf zeigte, wunderbar genug, keine Eifersuchtsanwandlungen und schien für seine Frau den Tribut einer begeisterten Huldigung zu verlangen.

Diesen zu zahlen, ward nicht schwer. So suchten die Blicke der sich nähernden Offiziere zuerst die Gestalt der Schloßherrin, ehe sie die andere Gesellschaft kritisch musterten. Ein schneidiger Reiter muß doch vor dem Gefechte zuvor das Gelände nach allen Richtungen übersehen.

„Ah, charmante! Schön wie ein Sommermorgen!" Herr von Schwaber, der schlanke Rittmeister, näselte etwas und kniff sein Monocle krampfhaft fest. „Ihr Gefolge, die Zolkowskas und jene üppige Czarlinska zwar nicht zu verachten, dürfen ihr aber nicht die Schuhriemen lösen!"

Lieutenant von Krosatz, sein weniger leichtlebig dreinschauender Gefährte, rückte an seinem Kneifer, ehe er nachdenkend meinte:

„Die Polinnen sind fraglos höchst fesselnd, — das heißt, für unterhaltungsbedürftige Seelen am sprühenden Kaminfeuer — ich lobe mir aber Baroneß Wall-

robe. — Raketen verpuffen mir zu rasch, während Herdfeuer wärmt!"

„Verdammt praktisch!" spöttelte Schwaber, und drehte seinen semmelblonden, spärlichen Schnurrbart. „Die Blonde ist 'ne Partie, weiß das aus guter Quelle; 's spukt noch 'ne alte, reiche Tante im Hintergrunde! Praktische Einrichtung, diese maiden aunts! Aber sich binden? Abschreckend, selbst bei der Weiße jener famosen Ehrentraut!"

Des Kameraden frivoler Ton behagte Krosatz wenig, doch unterdrückte er eine scharfe Bemerkung und schlug ein anderes Thema an.

„Ob man sich dort oben nicht irrt, Schwaber? Wer den frohen Augenblick so lebenslustig genießt wie diese Leutchen, sieht nicht nach Verschwörung aus. Welche Heiterkeit auf allen Gesichtern! Alle Wetter, in den Polen steckt Rasse! Diese sehnigen, geschmeidigen Männergestalten, und der Bursche da, mit der Binde über der Stirn, wahrscheinlich Raufbold ersten Ranges, bewegt sich wie ein geborener Kavalier!"

Krosatz zeigte auf einen jungen Bauern, der, in einen neuen, langen blauen Leinewandrock gekleidet, die Pelzmütze besonders schief auf den edel gebildeten Kopf gedrückt, angenehm auffiel. Des Rittmeisters Achselzucken erschien fast wegwerfend.

„Seh nichts an dem Burschen, hab eben kein Malerauge, äh, such nicht nach Modellen! Der Kerl ist wenigstens nicht so garstig, wie bislang Ihre hiesigen Vorbilder. Lob mir übrigens die Weiber. Famose Dirnen, sind nur verdammt spröde! — Pah, neben der Königin der Schönheit freilich nicht in einem Atem zu nennen! Beneide den Kerl, der deren Kniee da in tiefster Unterwürfigkeit umfaßt! Auf Ehre!"

Eberhard Krosatz belächelte des Rittmeisters Erregung, konnte aber nicht mehr antworten, weil Graf Damski ihnen seine Hände grüßend entgegenstreckte. Wie schlecht seine wohlbeleibte Gestalt und weingerötetes Gesicht zu der herrlichen Erscheinung seiner jungen Frau paßte! Wer das ungleiche Ehepaar sah, fragte sich gewiß stets, weshalb wohl die liebreizende Gräfin diesen alten Mann gewählt habe?

Severinka überragte ihren Gatten um einige Zoll. Groß und schlank, war ihr Körper von jenem vollendeten Ebenmaße, den wir an den klassischen Linien antiker Statuen bewundern. Doch mehr noch als diese herrlichen Formen zog der Gräfin Kopf an, welcher, von schweren bräunlich goldigen Haarmassen gekrönt, die leicht gewellt eine klare Stirn umgaben, von einem Paar wunderbar blitzenden und zugleich sanft strahlenden Augen belebt ward. Der kleine, festgeschlossene Mund deutete Selbstbeherrschung, doch nicht Befriedigung an, während die edel geschnittene, bewegliche Nase, über der eine feine Falte zwei scharf gezeichnete Brauen trennte, Leidenschaft sowohl, wie Thatkraft verriet. Daneben ließ die wechselnde Farbe der zart gerundeten Wangen und lebhaftes Mienenspiel auf ein reiches Innenleben und leichte Erregbarkeit schließen.

Wie sie jetzt unter das huldigende Volk zurücktrat, bald diesen, bald jene mit Wort und Lächeln beglückte, schauten alle bewundernd zu ihr auf, umfaßten begeistert ihre Kniee, oder suchten, wo nicht die Hand, doch wenigstens den Saum ihres gelblich seidenen, lang nachschleppenden Gewandes zu küssen.

Plötzlich erstarrten ihre Züge. Die erblaßten Lippen öffneten sich wie zu einem Schrei, und ganz verwirrt blickte sie auf den jungen, vor ihr stehenden Bauern, eben jenen mit der schwarzen Binde über dem linken Auge, der, sich über ihre Hand beugend, nur ihr vernehmlich flüsterte: „Ja, ich bin's, Severinka! Bei allen Heiligen, Fassung!"

Sie bebte, unterdrückte ihre Aufregung jedoch gewaltsam, und da ihr Mann sich mit dem Rittmeister näherte, vermochte sie es, lächelnd auf den fast vor ihr Knieenden zu deuten: „Reißt der Tölpel hier mich fast um, und bittet mich dann zur Belohnung noch um einen Tanz!"

„Wielmozna pani!" (gnädigste Gebieterin) stotterte der Einäugige, der ganz zerknirscht nach ihrer Hand griff.

„Cicho, (schweig) Wladislaw!"

Der Graf schien erzürnt, reichte dem Burschen dann aber besänftigt die Hand zum Kusse, wobei seine Finger sich um ein von diesem hineingeschobenes Briefchen schlossen, ehe er herablassend sagte: „Nun geh! Die Herrinnen werden Euer Fest verherrlichen, da versuch als guter Tänzer Dein Heil!"

Er winkte entlassend, aber in dem auf seiner Frau ruhenden Blicke lag eine Frage. Dann senkte er leise seufzend den kahlen Kopf und verabschiedete die Leute, die mit jubelndem Hoch und einem von Dudelsack und Violine gespielten Tusch sich lärmend entfernten, worauf Damskis mit ihren Gästen ins Schloß gingen.

In der gewölbten, feucht kühlen Halle fröstelten die Damen und fühlten sich deshalb von dem prasselnden Kaminfeuer des ebenfalls gewölbten Gartensaales, wo der Kaffee eingenommen werden sollte, ungemein angenehm berührt.

Neben den beiden Wärmespendern des länglichen Raumes bildeten sich ungezwungen plaudernde Gruppen, denen ab und zu eilende Diener die ersehnten Erfrischungen brachten.

Wie auf Verabredung hatte die Gesellschaft sich in zwei völlig getrennte Gruppen niedergelassen, von denen die um Severinka gescharte sich der deutschen Sprache bediente, während an der anderen Seite mit dem Hausherrn polnisch gesprochen ward, und zwar mit einem Eifer, der auf große Erregung schließen ließ. Diese erhöhte sich noch, als der Graf jenes kleine, bis dahin verborgen gehaltene Briefchen laut gelesen und in die Kaminglut geschleudert hatte. Ein Autodafé, dem die Polen sehr befriedigt zuschauten, bis sie triumphierend spöttisch auflachten. Was würden die Herren da drüben nicht für dies jetzt verkohlte Papier gegeben haben! Da spürten sie nach Gesetzwidrigem, während man vor ihren Augen hier der geheimen Nationalregierung Anordnungen verkündete. O, man fand schon Mittel und Wege, diesen Aufpassern in Uniform ein Schnippchen zu schlagen! Die waren Gottlob leicht zu überlisten! Warum schickte man ihnen auch keine geriebeneren Schlauköpfe? Die ritterlichen Herren hatten offenbar keine Ahnung von dem, was ihre Augen sahen und ihre Ohren hörten. Dies Spielen

mit der Gefahr war ein köstlicher Sport für alles, was polnisch hieß, und manche Unbequemlichkeit wert. Vorausgesetzt, daß man erreichte, was erreicht werden sollte.

Wie gemütlich Damski heute jedem der Freunde seine Rolle zuweisen konnte! Jerzonkowo war wirklich unverdächtiger Boden geworden!

Hans Heinrich hatte ebenfalls neben der Gräfin Platz genommen, weil er zwischen sich und der schönen Rósza ganz gern eines Zimmers Breite als Scheidewand legte. Er sehnte sich jetzt wenig nach Unterhaltung. So schaute er schweigend in die an dem riesigen Holzblocke emporflackernden Flammen, hörte mit einem Ohr Ehrentrauts Gespräch mit Herrn von Krosatz und mit dem anderen Herrn von Schwaders Redensarten. Ungestraft zweien Herren zu dienen, gelang ihm freilich nicht; sein Begriffsvermögen verwirrte sich, und er hätte darauf schwören mögen, daß beide Offiziere plötzlich sagten: „Diesen Kuß der ganzen Welt." Wie man nur solch ein verliebter Träumer werden konnte!

Wallrodes Verstummen war dem Rittmeister, der nun allein das Wort führte, ganz recht. Er verschlang Severinka fast mit den Augen, und bemerkte gar nicht, wie wenig die schöne, ihren Kaffee trinkende, und sich fächelnde Frau ihm folgte. Dienstbeflissen reichte er ihr Cigarretten und Feuer. Da die Gräfin sich dann weit in ihren Sessel zurücklehnte — sie suchte den Sinn der einzelnen, zu ihr herüberschallenden polnischen Ausrufe zusammenzureimen — beugte er sich geziert zu ihr und flüsterte süßlich:

„Welch charmanter Festzug! Ein Bild zum Malen, als Sie, gnädigste Gräfin, unter die Huldigenden traten! Wahrhaftig! Wette, der Krosatz nahm den Anblick tief genug in sich auf, um ihn mit dem Pinsel zu verewigen. Der Engel der Huld und Gnade sich zum Tölpel von Einäugigen verzeihend niederbeugend! Einer Ihrer Bauern, Gräfin?"

In nervöser Betroffenheit wandte Severinka sich dem Fragenden zu. Ob er ihren Schreck bemerkte und Argwohn schöpfte? Nein, seine Züge blieben ganz unbefangen. Nun lächelte sie überlegen, ehe sie mit einem kleinen Anflug von Hochmut sagte:

„Bester Herr von Schwader, Sie verlangen doch von mir nicht allen Ernstes, mich jedes einzelnen Dorfbewohners zu erinnern? Falls der Einäugige Sie jedoch anzieht —"

„Der Graf nannte ihn Wladislaw!" kam er ihr zu Hilfe.

Sie zuckte mitleidig die Schultern: „Wladislaw, Stanislaus oder Ladislaus, was will das sagen? So heißen sie alle, just wie bei Ihnen Hans, Peter, Michel!"

Ton, Blick und Geste ließen bei diesem Vergleich an Bosheit nichts zu wünschen übrig. Doch der junge, vor Anbetung verblendete Mann lachte fast geschmeichelt, und meinte entschuldigend, daß der hübsche Kerl ihm selbstverständlich ganz gleichgültig sei, er hätte seinem Kameraden nur gern das famose Modell verschafft.

„Ah, — so?"

Gräfin Severinka sah sich nach dem jüngeren Offizier mit plötzlich erwachender Teilnahme um, und fragte leise: „Fand Herr von Krosatz hier schon Gelegenheit zu malen?"

„Gewiß, gnädigste Gräfin! Er behauptet, Charakterköpfe prägten sich seinem Gedächtnisse unverwischbar ein! Neulich sprachen gnädigste Gräfin lange vorm Schloß mit 'ne paar Bettlern — für mich reine Galgengesichter, — der Krosatz aber zauberte sie mit leichten Pinselstrichen aufs Papier!"

„Ein gefährlicher Mensch!"

Die Gräfin drehte ihre Cigarrette unruhig hin und her und warf sie dann auf den Boden. Großen Auges blickte sie zu dem plaudernden, jungen Paar hinüber.

„Gefährlich? O nicht doch! Trotz seiner Kunst macht er bei Damen kein Glück!"

Schwader hatte ihren unfreiwilligen Ausruf nach seinem Sinne gedeutet. Jetzt schnippte er mit den Fingern und reckte seine schlanke Gestalt selbstbewußt hoch. Neben ihm mußte der gedrungene, kleine Krosatz ja unrettbar übersehen werden.

Der Gräfin Entgegnung, ob Baroneß Wallrode nicht des Rittmeisters Ansicht Lügen strafe, schien nicht ganz grundlos, da Ehrentraut dem eifrig Sprechenden offenbar sehr angeregt lauschte.

Der kunstsinnige Reiterlieutenant schilderte dem jungen Mädchen gerade die ihr noch unbekannten Kunstschätze des Schlosses und machte sie auf das merkwürdige Deckengemälde des Saales aufmerksam. Die Beleuchtung war aber nicht günstig. Deshalb konnte Ehrentraut weder das ihr gerühmte herrliche Kolorit, noch die, wenn auch gewagten, doch der Natur abgelauschten Verkürzungen jener von Meisterhand entworfenen, schwebenden Gestalten würdigen. Trotz Krosatz erklärenden Worte erkannte sie die Einzelheiten nicht, obwohl sie den Raum schon einmal bei Morgensonne betreten und die Deckenmalerei betrachtet hatte.

Wie bei vielen jungen Mädchen ging ihre Liebe zur Kunst nicht Hand in Hand mit ernstem Wissen. Wohl fand ihr schönheitsdurstiges Auge sich auf dem Gebiete der darstellenden Kunst von deren Meisterwerken angezogen und konnte, wenn auf die unvergleichlichen Vorzüge derselben aufmerksam gemacht, sich bewundernd in solche Perlen der Galerien versenken; doch entbehrte ihr Verständnis der Schulung, entbehrte, wie ihr blindes Vorübergehen bei dieser Decke bezeugte, des selbständigen Urteils. Das Bewußtsein dieses Mangels machte sie auch in diesem Augenblick befangen. Sie stützte das errötende Köpfchen sinnend mit der Hand, während sie zu dem jungen Manne aufschauend ihm für seine Fingerzeige mit mehr als gewöhnlicher Wärme dankte. Jede Unterhaltung Krosatzs gewährte ihr nämlich Freude, weil sie seinen Belehrungen immer eine Art geistiger Gehobenheit verdankte. Es freute sie, ihn von mal zu mal besser zu verstehen. Sich umsehend fiel ihr Auge nun auf die das Gewölbe tragenden Karyatiden; sie fragte lächelnd:

„Habe ich recht, mich von den Gestalten wie von etwas Schönem anmuten zu lassen, oder geht mein Gefühl wieder mit meinem Verstande durch?"

„Nein, sie und ihre kleineren Schwestern, auf

deren Schultern die schweren Marmorkamine zu ruhen scheinen, verdienen Ihre Bewunderung, gnädiges Fräulein! Was sagt denn aber Ihr Verstand oder Gefühl zu der Kassettendecke des Tanzsaales, eines schon durch seine harmonischen Größenverhältnisse ansprechenden Raumes?"

Er beugte sich zu dem Mädchen, und sein kluges, graues Auge traf das ihre in inquisitorischer Frage. Sie zögerte. Es war ihr unangenehm, durch ihr Urteil sich einer Dummheit zu zeihen, doch berührte sie diese peinlich ausgeführte Kleinmalerei der Hochrenaissance, all diese Arabesken und hängenden Cirbeln, wie eine Geschmacksverirrung, bei deren Betrachtung ihre Gedanken abschweiften. Die Darstellung menschlicher Gestalten, Verkörperungen historischer Ereignisse oder Gedanken, oder eine schöne Landschaft fesselten dagegen ihren Geist ganz anders. Das setzte sie jetzt dem jungen Krosatz in der ihr eigenen Offenheit, wie zur Selbstverteidigung auseinander. Sie fühlte sich zwar wenig berechtigt, anerkannt Schönes geschmacklos zu finden, aber wer konnte die Auffassung anderer immer als eigene annehmen?

Eberhard Krosatz drohte dem Mädchen scherzend mit dem Finger: „Baroneß haben mich hintergangen! Da verwerfen Sie eine Kunstrichtung gänzlich, und stellen beurteilende Vergleiche an wie ein Kritiker vom Fach! Ei, ei!"

Das schöne, blonde Mädchen erschien in seiner mit Verwirrung gepaarten Lebhaftigkeit unendlich reizvoll. Mit diesem holden Leben verglichen, traten freilich alle Meisterschöpfungen des Meißels und Pinsels weit zurück! Krosatz blickte denn auch bewundernden Blickes in das lichte Frauenantlitz, über das eine Blutwelle nach der anderen sich heiß ergoß und selbst den unterm klaren Mull weiß schimmernden Nacken rosig durchglühte.

Ehrentraut ärgerte sich über dies kindische, ihr wenig damenhaft vorkommende Erröten. Sie stockte, wußte nichts zu sagen, und spielte in ihrer Verlegenheit krampfhaft mit der in ihrem Gürtel steckenden Uhrkette. Da kam Severinka, welche schon einen Augenblick zugehört hatte, ihr zu Hilfe. Deren Unbefangenheit gab ihr das Gleichgewicht wieder. Ob der Gräfin kühle Hand, die so ruhig über des Mädchens heiße Wange strich, wohl jemals in ähnlicher Schüchternheit bebte? Dem Vorschlage, den „beiden Kunstliebhabern" oben eine Kupferstichsammlung zu zeigen, stimmte Ehrentraut begeistert bei, doch der Hausherr sowohl, wie Graf Thaddäus vertraten den Aufbrechenden den Weg und baten die Damen, sich lieber der Kunst des Tanzes zu widmen. Beide mußten über des jungen Polen klägliches „Bardzo prosze" (bitte sehr) wirklich lachen. Die Sammlung blieb ihnen am Ende noch immer, wohingegen der Tanzlust, wenn die anderen wirklich gleich nach dem Abendessen fahren wollten, nur eine kurze Spanne Zeit vergönnt war. Alle erhoben sich, doch vor der Thür bat der Graf um Entschuldigung, wenn er bei seinem Podagra sich nicht anschlösse, sondern im Lehnstuhle Trost suchte. Hans Heinrich sah ihn verwundert an.

„Ich hörte Sie noch nie über Schmerzen klagen, Graf Damski?"

„Danken Sie Gott dafür, lieber Baron. Dann bin ich nämlich ein unausstehlicher Mensch! Vergnügen Sie sich nur gut! Ja, die Jugend!" Er seufzte. — „Bin eben ein elender Krüppel! — Und bitte, mes dames, beglücken Sie meine Leute auch ab und an durch ein Tänzchen. Was, Baroneß?"

Ehrentraut lächelte gewährend. „Lieber Baron, ich bitte meiner Frau Ihren Arm zu bieten. A propos, Mierzwinski, alter Freund, tröste Du mich in meiner Einsamkeit!"

Einer plötzlichen Eingebung folgend, hielt er pan Joseph an der Schulter zurück.

„De tout mon coeur! Werrd meine Frrau nicht überwachen wie Arrgus. N'est ce pas, mein Täubchen?"

Pani Mierzwinska beantwortete diese Anrede mit so holdem Lächeln, wie es sich unter Turteltauben gehörte.

Die beiden Herren schauten den Davonschreitenden ernst nach und begaben sich dann in des Grafen Arbeitszimmer, wo Mierzwinski, alle Ziererei abwerfend, sich an den Schreibtisch setzte.

„Macht sich prächtig!"

Der Graf nickte schweigend mit dem Kopf und legte dem Freunde eine Anzahl Papiere vor, die jener aufmerksam zu vergleichen begann. Der jetzt eintretende Diener schloß nun, ohne einen Befehl seines Herrn abzuwarten, die Laden, und zündete Lichter an, ehe er vor dem Grafen stehen bleibend, sich weitere Anordnungen ausbat.

„Kasimir, von Deiner Umsicht hängt heut viel ab! Vergiß den Ungarwein nicht. Sobald die gnädige Gräfin sich zurückgezogen, bedient Feodor allein. Du hast Wache! Elf Uhr halten die Wagen jenseits des Berges."

„Zu Befehl, Herr Graf!"

„Ist die Fallthür geölt, für Blendlaternen gesorgt? Die Nacht wird dunkel!"

„Zu Befehl, ja!"

„Misch Dich unter die Leute. Strengste Ruhe und Nüchternheit, hörst Du? Das heißt für die Unseren!"

Kasimir verneigte sich.

„Ah, noch eins. Die Papiere für die Frau Gräfin liegen im Blumenzimmer. Während ich die Herren beschäftige, wird die Gräfin alles dem Emissär übergeben. Gut!"

Der Diener rückte noch Wein, Gläser und Cigarren zurecht, ehe er sich entfernte.

Gesenkten Hauptes stand Damski am Ofen, dann ließ er sich müde in einen Sessel fallen und drehte seine Cigarre ruhelos zwischen den Fingern. Es lag ein schwerer Druck auf ihm. Weshalb erblaßte Severinka vorhin bei dem Anblicke Dorpowskis? Weshalb? Er hatte ihr den wahren Namen des zu erwartenden Emissärs verschwiegen und sie beim ersten Sehen beobachtet, ihr Erschrecken gesehen. Warum mißtraute er aber der Stolzen, Reinen? Weil Jugend besser zur Jugend gepaßt hätte?

Mit zitternder Hand strich er über die gewölbte, hohe Stirn, die seinen etwas verschwommenen Zügen das Gepräge eines hervorragenden Verstandes gab,

und schüttelte den Kopf. Dann ging er gleichmäßigen Schrittes im Zimmer auf und ab und überlegte, ob er seit dem berühmten „Aufruf des Central-National Komitees an die Polen" vom 1. September 1862 noch mehr für die gute Sache hätte thun sollen. Ursprünglich hatte er als „Weißer" zwar für die „legale Exploitierung" gewirkt, seitdem aber die „Roten" zum bewaffneten Aufstande gedrängt, und die Gesetzlosigkeit um sich gegriffen hatte, unterstützte er diese mächtigere Partei durch seinen weitgehenden Einfluß. So viel es an ihm lag, wollte er das beiden gemeinsame Ziel „Unabhängigkeit Polens", ob nun als Republik oder Wahlkönigreich, nicht durch Uneinigkeit schwächen. Mochte die „Jond narodowji" (Volksjunta) vorläufig die Bewegung leiten. Erreichte sie mit ihrer Schreckenswirtschaft, den „Hängegendarmen", dem „geheiligten Morden" nennenswerte Erfolge, war es immer noch Zeit, für eine Monarchie oder Adelsherrschaft einzutreten. Ohne blutige Aussaat konnte solche Ernte am Ende doch nicht aufgehen! Nun stand man vor den entscheidenden Schritten, um zuerst Rußland, dann Österreich und Preußen mit vereinten Kräften zu trotzen. — Mit den Erfolgen seiner Arbeit durfte Graf Damski bis jetzt zufrieden sein.

Sein Gefährte hatte inzwischen die Register nachgesehen, und lachte spöttisch triumphierend auf.

„Hast Dich selbst übertroffen, Bruder!" Er klopfte des Grafen Schulter. „Wenn trotz des Belagerungszustandes Posens so gewirkt werden konnte, darf man unserer Unterdrücker lachen!"

Der Graf zuckte ernst die Achseln und verschnürte die chiffrierten Papiere. „Bis jetzt griff alles wie das Räderwerk einer Maschine ineinander, es darf nur kein unglücklicher Zufall in die Köpfe unserer Überwacher Argwohn werfen! Wir sitzen sozusagen auf einem Pulverfaß! Unbequem sind die Preußen mir doch!"

„Pah, Damski, ich wette, das Lager wird con amore über die Grenze geschafft! Und bei Deinem Meisterzug, Werben und Sammlungen auf feindliches Gebiet hinüberzuspielen — Wär nur des guten Wallrodes Freundschaft mit dem Ridthal nicht — so ein findiger Fuchs!"

„Dem wir den Lärm mit der Fahne verdanken!" brummte der Hausherr, und trank sein Glas Ungarwein in einem Zuge aus. Er haßte das Eingreifen aufgeregter Frauen, und traute nur der seinigen die für ernste Dinge nötige Selbstbeherrschung und Überlegung zu. Nachdem er die für den Emissär bestimmten Papiere an ihren Ort gebracht hatte, stellte er sich wieder mit dem Rücken an den erwärmten Ofen und grübelte. Seitdem Wallrode ihm sein Kind rettete, bedrückte doch die Hinterlist, mit der er den jungen Deutschen umgarnte, sein sonst nicht sehr zartes Gewissen. Der Zweck heiligte zwar die Mittel; und Feind war Feind! Dessen Schwächen benutzen, hieß die eigene Kraft stärken! So hatte er Hans Heinrich ohne zu zögern bis jetzt getäuscht. Nun es zu spät war, um zurückzutreten, entsprangen seiner Dankbarkeit erst Bedenken. Unmutig stampfte er mit dem Fuße auf.

Mierzwinski wandte sich erstaunt um: „Fürchtest Du, unsere Wächter könnten Lunte riechen?"

„Pah," antwortete der andere kühl. „Dann rechtfertigte 'ne Eifersüchtelei unsererseits leicht einen schnellen Gewaltstreich! Man sagt uns ohnedies heißes, rachsüchtiges Blut nach! Nein, das ist es nicht, aber lasest Du Villemains ‚Souvenirs contemporains d'histoire'? Ich fürchte, Napoleon täuscht uns, und nimmt sich die Ansichten seines Vorfahren über uns Polen zur Richtschnur! Womit wir Weißen, die wir in Napoleon III. den allmächtigen Leiter einer uns günstigen Politik ansehen, uns — Wenn er im Ernst nicht an die Herstellung Polens dächte, uns mit leeren Versprechungen hinhielte? Uns sein kaiserliches Wort bräche, wie ich Wallrode hintergehe?"

Er blickte düster vor sich hin. Ein so finsterer Ernst umwölkte seine Stirn, daß pan Joseph den Kopf schüttelte. In dessem Katechismus stand kein Wenn und Aber; überdies hatte das Pariser Organ der Adelspartei, „Wiadomosci polskie" (polnische Nachrichten) einst geschrieben: „Die Sonne von Austerlitz geht wieder über den Alpen auf; in dem weiteren Laufe, den die Vorsehung ihr angewiesen, wird sie mit ihren Strahlen auch die lechitischen Gefilde berühren. Bevor sie dieselben erreicht, säen wir eifrig die Saat des künftigen Polens!" Nach erstaunlichen Anstrengungen war man bereit. — Hatte sich die aufrührerische Vereinsthätigkeit doch über ganz Europa und einen großen Teil Amerikas ausgebreitet. Nun wollte Damski, der hier der erste gewesen war, dem Programm des freien, polnischen Komitees „Czartoryski als Wladislaw IV., König von Polen; Unabhängigkeit des Königreichs Polen auf Grund der Verträge von 1815 mit Hilfe Napoleons III. und des Papstes", Anhänger zu werben und zu agitieren, nun wollte derselbe Damski heute den Kopf zweifelnd hängen lassen? Pah, er mußte nur einen schlechten Tag haben, wurde alt! Und der bisherige Verlauf durfte doch als glückverheißendes Omen gelten.

Mierzwinski hob sein Glas. „Stoß an, Bruderherz!" lachte er sorglos, worauf der Graf, nachdem der feurige Wein seine Glieder durchströmte, rief: „Du hast recht, Joseph, für uns gilt Kosciuskos Ruf am Tage von Maszillhowice noch nicht! Für uns gilt kein ‚Finis poloniae'!" Er hob den Kopf, und meinte dann mit plötzlichem Gedankensprunge: „Ob ich wohl, wenn's gegolten hätte, des deutschen Barons Kind zu retten, in das Wasser gesprungen wäre?"

Mierzwinski lachte, daß sein Glas ihm aus der Hand fiel. Unbequeme Dankbarkeitsgefühle waren ihm ein Buch mit sieben Siegeln.

„Ein Piorkowski wird der nie, wir unterschätzten ihn!" murmelte der Graf und schob die Glasscherben mechanisch mit dem Fuße zur Seite.

„Pah, die Czarlinska war nur nicht der rechte Köder!" lachte der andere cynisch. „Solche Weiber ziehen sonst den Besten ins feindliche Lager! Unsere Delila gab ihren Simson übrigens endgültig auf!"

„Schade drum, wenn auch für ihn ein Glück!"

Der frühere Besitzer Krzhowos machte große Augen. Was war denn in den Freund gefahren?

„Pah, des Feindes Unglück bringt uns Nutzen! War sonst auch Dein Standpunkt, alter Freund!“

Dabei stand er auf und schnürte ein Bündel Piesni norodowe (Nationallieder), „Boze cos Polske“ u. s. w., und Z dymem pozarów“ — die er dem Krzhowoer Propste zur Verteilung mitzubringen versprochen hatte.

IV.

„Mußt stets an Deiner Mutter Art,
Du Kind der Erde, Dich erinnern,
Wie sehr die Schale Dir erstarrt,
Wahr' Dir den flüss'gen Kern im Innern.“
Paul Heyse.

Durch Laub- und Tannengewinde war ein Teil des Jerzonkowoer Schüttbodens zum Festsaal umgestaltet, in dem die Leute sich bald in so wildem Reigen drehten, als wollten sie, bevor bitterer Lebensernst an sie herantrete, die lustige Gegenwart durch tolle Ausgelassenheit auskosten.

Die in der Mitte des Raumes auf einem Tische thronenden Musikanten schlugen zu ihrem immer stürmischer werdenden Spiele unermüdlich mit den Füßen den Takt und jauchzten hin und wieder vor Lust laut auf.

Ihre Freude steckte die Burschen an. Sie warfen ihre Mützen mit hellem Juchhe in die Luft, stampften dröhnend den Boden und drehten ihre Tänzerinnen im schnellsten Wirbel. Dies Lärmen erhöhte offenbar die allgemeine Fröhlichkeit und wirkte anregend auf die schmucken Husaren, die gar selbstbewußt drein schauten. Denn siegesgewiß wie vornehme Herren traten sie auf. Da niemand ihnen jedoch Mißmut oder gar Feindseligkeit zeigte, verschwand ihre Zurückhaltung bald unter dem ihnen anhaftenden kecken Übermute; sie waren eben gewöhnt, allüberall die Unwiderstehlichen zu spielen.

In diesen von realster Lebenslust durchglühten Kreis traten nun die Schloßherrschaften.

Zuerst stutzten die Damen bei dem ausgelassenen Treiben, um im nächsten Augenblicke an den Armen ihrer Herren munter dahinzufliegen. Bei Volksfesten darf man nicht allzu wählerisch sein, und muß sich an eine mit Staub, Schweiß, Tabak und Schnapsdüften geschwängerte Luft zu gewöhnen suchen! Daß die Burschen beim Tanz mit den „gnädigen Herrinnen“ ihre Cigarren, diese sonst so gern gezeigten Symbole schneidiger Männlichkeit, zur Seite legten, war überdies anzuerkennen.

Ehrentraut und Hans Heinrich ließen es auch außerdem nicht an Anerkennung fehlen; die tanzgewandten Polen imponierten ihnen. Besonders erstere stellte keine Vergleiche zu Gunsten ihrer deutschen Landsleute an. Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen. So wanderte sie mit vor Vergnügen geröteten Wangen von einem Arm in den anderen, daß ihr Bruder sie neckte und behauptete, sie trüge jetzt auch die ihr sonst so verhaßten polnischen Farben.

Da Severinka es vorgezogen hatte, mit den Leuten zu tanzen, stellte Rittmeister von Schwader sich abwartend an die Thür, und betrachtete das bunte Treiben, ohne sich weiter zu erhitzen. Mochten die Polinnen und die blonde Wallrode seinetwegen sich getrost mit den anderen Herren vergnügen, er war trotzdem, sobald die Hausfrau ihn nur beachtete, mit der ihm und seinen Leuten zuerteilten Rolle zufrieden, die in seinen Augen an Bedeutung zunahm.

Eingehendes Beobachten war zwar seine Sache nicht. Er lächelte aber doch vielsagend, als ein Unteroffizier einem Bauern die Tänzerin nach Soldatenart ohne weitere Umstände entführte, und letzterer, statt zornig aufzufahren, wie geschmeichelt ob der Anerkennung seines guten Geschmackes grinste, ja, dem Nebenbuhler nach Beendigung des Tanzes ein volles Glas kredenzte. Sein „trink, Bruderherz meiniges,“ klang harmlos zuthunlich.

Herr von Schwader verstand den halbunterdrückten, polnischen Fluch freilich nicht, sah nicht die hinter dem Rücken geballte Faust, nicht den von Gruppe zu Gruppe eilenden Kasimir, und runzelte nur mißmutig die Stirn, wenn die hohe Gestalt Severinkas bei ihm vorbeischwebte. Nach seiner Meinung dehnte sie ihre herablassende Huld über Gebühr aus. Auch langweilte das Zusehen ihn auf die Dauer, weshalb er plötzlich die schöne Rósza zum Tanze aufforderte. —

„Severinka, so sehen wir uns wieder,“ flüsterte der Einäugige, der die ihm halb widerstrebend folgende Gräfin im Übermaß seiner Erregung fest an sich preßte. „Wie suchte, ersehnte ich Dich, und muß Dich als Gräfin Damski finden? Das Weib eines anderen!“

Er knirschte mit den Zähnen, seine Stimme klang vor erstickter Leidenschaft fast heiser, wie er der blassen, atemlosen Frau triumphierend ins Ohr raunte: „Jetzt aber laß ich Dich nicht — Du wirst mein! Die Sonne des Glückes soll uns aufgehen!“

Angstvoll umklammerte ihre Hand seinen Arm, dann schüttelte sie, seinen heißen Blicken ausweichend, den gesenkten Kopf. „Wladislaw, beleidige nicht mich und meinen Gatten,“ sie atmete heftig, wie sie nach einer Pause sicherer hinzufügte: „Ich folgte ihm freiwillig zum Altar!“

Daß ihr Herz bei dem plötzlichen Anblick des geliebten Mannes aufgejubelt hatte, ihr Blut jetzt, wo seine Arme sie hielten, wie ein feuriger Strom durch ihre Adern rann, durfte sie ihm ja nicht gestehen, mußte vergessen, was er ihr gewesen, mußte ihrer Pflichten eingedenk bleiben. Höhere, heiligere Pflichten als die der Jugendliebe.

Sein keuchender Atem streifte ihre Stirn. Er war zornig. Hatte er dazu ein Recht? Er, der es zugelassen hatte, daß ihre Vereinigung an dem berechnenden Starrsinn seiner Eltern gescheitert war? Weshalb erhörte sie denn ihren jetzigen Mann? Den Vater ihres Kindes? War sie nicht die Zurückgestoßene gewesen? Das warf sie, die Zähne zusammenbeißend, dem früheren Verlobten jetzt vor. Die Vergangenheit durfte für sie kein Bindeglied mehr sein, für sie gab es nichts Gemeinsames mehr als ihr Vaterland, für dessen Größe sie sich als treue Freunde verbinden wollten.

So redete sie dem Erregten entsagend zu. Ihre

bebenden Lippen zwangen sich sogar zu einem ermutigenden Lächeln. Als er aber stehen blieb, um ihr, alles vergessend, wie ein Rasender in die feucht schimmernden Augen zu schauen, drängte sie tanzend vor und flüsterte ängstlich: „Um der Heiligen willen, der Rittmeister beobachtet uns!“

Er stürmte in einen dichten Knäul Tanzender, wobei er ihr zuraunte: „Ich denke und empfinde nichts als das Glück, Dich an meiner Brust zu halten!“

Wieder löste sie eine Hand aus der seinen. „Bedenk Deine Sendung! Trennen wir uns jetzt, Du darfst nicht auffallen!“

Doch er griff hastig nach ihren widerstrebenden Fingern. „Ich vergaß,“ grollte Graf Dorpowski, „daß die stolze Polin jene Herren in Uniform zu unterhalten hat! Der deutsche Baron scheint ein Gentleman, die unverschämten Blicke des blasierten Blonden dagegen verdienten Züchtigung! Ängstige Dich nicht, Holde,“ er drückte ihre Hand gegen sein wildpochendes Herz, „so leicht fall ich nicht aus der Rolle, aber mein Blut siedet bei dem Gedanken, daß Deine Person, Geliebteste, ihn einzig uud allein blind und taub macht! Der glaubt den viel gesuchten Emissär Meilen entfernt!“

„Willst Du ihm die Augen öffnen? So, jetzt führ mich zurück, und tanz mit der Wallrode!“

Er murrte, daß sie imstande war, an alles zu denken und auf seine Entfernung zu bestehen! Was galt jenes blonde Mädchen ihm? Ingrimmig spöttisch lobte er Severinkas beneidenswerte Geistesgegenwart. Dann berührte sein Mund fast ihr Haar, während er sie in seiner alten, gebieterischen Art um eine Zusammenkunft anflehte. „Ungestört, hörst Du? Ich habe ein Recht, zu erfahren, weshalb es so hat kommen müssen!“

Sie zitterte unter seinem herrischen Verlangen, und eine tiefe Röte stieg in ihre Wangen, als sie Gewährung versprach.

Sowie sie nun an ihren Platz zurücktrat, verließ Schwader seine bachantische Gefährtin, die Czarlinska. Mit Unbehagen sah er, wie der Einäugige erst der Gräfin Hand, dann sich bis zur Erde neigend, den Saum des weißen Gewandes küßte, ehe er Fräulein von Wallrode, die gerade mit Hans Heinrich gewalzt hatte, ehrfurchtsvoll aufforderte.

Jetzt mahnte der Rittmeister die zerstreut dreinblickende Gräfin im vielsagenden Flüsterton an den ihm versprochenen Tanz, und legte schon seinen Arm um ihre Taille. Da wehrte sie ihn mit leichtem Fächerschlage ab. Sie sei erschöpft, außer stande, auch nur einen Schritt weiter zu tanzen, völlig außer Atem! Das schien keine leere Redensart, so setzte er sich zu der schönen Frau auf eine in einem Winkel stehende Holzbank. Was er sagte, hörte sie offenbar nicht, doch legte sie plötzlich ihre Hand leicht auf seinen Arm und bat leise:

„Ach, raten, helfen Sie mir, lieber, teurer Freund.“

Diese Anrede in dem Tone berauschte ihn förmlich. Natürlich stellte er sich ihr unter heißem Handkuß gänzlich zur Verfügung, obwohl sie ihm versicherte, nichts Geringeres zu verlangen, als durch seinen Einfluß bei ihrem Manne ein eben gegebenes, voreiliges Versprechen durchzusetzen. Da die schöne Frau auf seinen Einfluß baute, begann er wirklich an denselben zu glauben. Sich ihr zu verpflichten, hätte er die abenteuerlichsten Dinge begangen, und sollte doch nichts als eine Ehe stiften helfen! Sie hatte eben ihrem Tänzer, dem Stanislaus, der sich ihr als Schatz ihrer Lieblingszofe entpuppte, eine Stellung versprochen, durch die er sich verheiraten könne.

Seufzend beschattete sie ihre Augen und beklagte, ihrer Neigung, Ehen zu stiften, gefolgt zu sein, obwohl ihr Mann es haßte, verheiratete Leute im Schloß zu haben. Er sei in seinen vorgefaßten Meinungen unglaublich hartnäckig, versicherte sie dann mit zitternder Stimme.

„Selbst Ihren Bitten gegenüber?“

Des Rittmeisters Flüstern war eitel Mitgefühl, tröstete die junge Frau indes nicht; sie fürchtete sich vor der Rechthaberei ihres Mannes. Mit einem Mal hob sie den mutlos gesenkten Kopf und sah dem blonden Kriegshelden flehend in die Augen.

„Dies Podagra macht ihn so unwirsch. Aber wenn Sie und Herr von Krosatz mir das Opfer brächten, ihn durch Ihre Unterhaltung — die anderen fahren ja zeitig fort — die ersten, gewöhnlich schmerzreichen Nachtstunden zu erheitern, könnte ich ihm nachher vielleicht eine Einwilligung abschmeicheln, ihn mir willfährig machen. Ja, wollen Sie?“

Herr von Schwader strahlte auf. Nichts als ein paar Nachtstunden opfern? In der Gesellschaft des munteren Hausherrn trinken und spielen? Er schämte sich fast, so leichten Kaufes davonzukommen.

Als sichtbares Zeichen ihres geschlossenen Vertrages entwand er ihrer Hand eine vom Kleide gelöste, rote Schleife, drückte die ans Herz und beteuerte, ehe er sie in seine Uniform schob, daß nichts auf der Welt imstande sei, ihn glücklicher zu machen, als das Bewußtsein, der schönsten, geistreichsten Frau dienen zu dürfen. Damit sprach er allerdings seine augenblickliche, innere Meinung aus. Dies kleine Schutz- und Trutzbündnis gegen Severinkas Gatten bestärkte Schwader überdies in der eigenen guten Meinung und spiegelte seiner Phantasie allerlei Verheißungen vor.

Ganz Anbetung achtete er seiner Umgebung kaum noch und bemerkte die dicken Köpfe seiner sich bei ihm scheu vorüberdrückenden Leute nicht. Ja, er wies eine darauf bezügliche Andeutung Krosatz fast unfreundlich ab. „Wir beide sollen deren Blechschädel nicht tragen! Im übrigen führe ich die Schwadron, Lieutenant von Krosatz!“

Dieser verbeugte sich und wandte dem Paare den Rücken, um beim leichtlebigen Wallrode den Rat einzuheimsen, den vielgeschundenen Leuten doch einen vergnügten Tag zu gönnen!

Ehrentraut, die leidenschaftlich gern tanzte, fühlte sich heute in dem polnischen Kreise zum ersten Mal sehr froh, und gab sich dem heiteren Treiben mit größter Unbefangenheit hin. Daß die bekannten polnischen Herren vortreffliche Tänzer waren, wußte sie schon lange. Man legte eben in polnischen Häusern, im Gegensatz zu den deutschen, größeres Gewicht auf körperliche Anmut und Geschicklichkeit. Das junge

Mädchen war auch gerecht genug, der sarmatischen Rasse für alle ritterlichen Künste günstigere Naturanlage zuzugestehen. Heute überraschte sie es aber, daß ein einfacher Knecht sämtliche Herren sowohl in sicherer und doch leichter Führung, wie im fast körperlosen Dahinschweben schlug. Sie erinnerte sich nicht, je mit ähnlichem Hochgenusse wie mit diesem Einäugigen getanzt zu haben. Es war wirklich zu bedauern, daß der Tanz ein Ende nahm.

Plötzlich verwickelten sich Krosatz Sporen in der Krause ihres langen Mullkleides. Der junge Bauer bückte sich diensteifrig, sie zu befreien, wobei eine gleichzeitige, unvorsichtige Bewegung des Offiziers ihm die schwarze Binde von Stirn und Auge streifte. Mit Blitzesschnelle befestigte er dieselbe zwar wieder, aber Ehrentraut hatte doch eine dunkle, kaum vernarbte Wunde gesehen und fragte teilnehmend, wie er zu der argen Verletzung gekommen sei.

Mit fast scheuem Blick schaute er auf, zuckte dann die Achseln und meinte gleichmütig: „nie rosomnie, wielmozua pani!“ („Ich verstehe nicht, gnädiges Fräulein!“)

Ihr musikalisches Ohr ward durch die eigenartig tiefe Klangfarbe seiner Stimme höchst angenehm berührt, was sie der Gräfin sofort begeistert aussprach. Diese belachte des jungen Mädchens romantische Anwandlungen in betreff eines Pferdeknechts und sichtbaren Raufboldes, und konnte sich über das „auffallend gebildete Organ“ gar nicht beruhigen. „Oh, diese Deutschen, diese Deutschen!“ rief sie ein über das andere Mal und drohte der Baroneß neckend mit dem rotweißen Fächer.

In dem Augenblick näherte Hans Heinrich sich eilig. Die Hand seiner Schwester in seinen Arm ziehend, bedauerte er, jetzt schon Abschied nehmen zu müssen, ein reitender Bote hätte ihm aber die Ankunft von Fräulein von Falkenstein gemeldet; er habe sich schon erlaubt, seinen Wagen zu bestellen.

Davon wollte Severinka zuerst nichts hören. Als die Geschwister indes fest blieben, küßte sie Ehrentraut auf beide Wangen, und schlug den übrigen Gästen vor, auch in das Schloß zurückzukehren, um Wallrobes noch die paar Minuten zu genießen.

Trotz dieser sehr natürlichen Absicht rief ihr von Schelmerei leuchtender Blick nicht Hans Heinrich, sondern den Rittmeister an ihre Seite, sie nach Hause zu führen. Mit eigentümlichem Ausdrucke ihrer schönen Züge lächelte sie dem Dienstbereiten zu, legte den Finger wie Schweigen gebietend an die Lippen und sagte:

„Die Polonaise nach Hause gehört Ihnen, Herr von Schwader! Werden Sie Wort halten?“

Das letzte hauchte sie nur für ihn vernehmlich, während er sie in ihre Mantille hüllte, die sie zusammenschaudernd fester um ihre Schultern zog. Dann wandte ihr Kopf sich ihm noch einmal mit halber Wendung und einem vielversprechenden Lächeln zu. Die Frau war eine berückende Zauberin! Wie schwebend schritt sie neben ihm hin, kaum daß er ihre Hand auf seinem Arme fühlte, da konnte er es nicht lassen, diese fester auf denselben zu legen, und ein Wonnestrom durchrieselte ihn, als die schlanken Finger in den seinen zitterten.

Auch für Eberhard Krosatz erschien der dämmrige Spaziergang an Ehrentrauts Seite ein grausam kurzer. Ihm lag so viel auf dem Herzen, aber des jungen Mädchens unbefangene Freundlichkeit verschloß ihm den Mund. In der hell erleuchteten Halle, wo der Graf und Mierzwinski die Heimkehrenden empfingen, drängten sich naturgemäß alle um die Geschwister, deren Wagen bald vorfuhr.

Nun nahmen ihre bisherigen Gäste unter überströmenden Dankversicherungen und einer Flut von Küssen auf die rechte und linke Wange und unzähligen Händedrücken Abschied. Alle schworen, die entzückenden Tage von Krzhowo nie zu vergessen.

Diese Gefühlsüberschwänglichkeiten, gegen die gehalten ihre und Hans Heinrichs ruhige Worte sich fast kalt ausnahmen, mißfielen dem jungen Mädchen so, daß ihre etwas steife Haltung immer unnahbarer wurde. Das empfand sie ganz gut selbst, konnte sich aber zu der am Platz scheinenden gesellschaftlichen Lüge, „sie verlören durch das Scheiden ihrer Gäste am meisten“, nicht aufraffen. Da sie nichts weniger hoffte, als ein Wiedersehen, so stand ihr kein Wortschwall, die Polen vom Gegenteil zu überzeugen, zur Verfügung. Wie sie ihren Bruder beim Abschied von der schönen Rósza auf einen Stoßseufzer der Erleichterung ertappte, lachte sie in sich hinein. Ob deren heutiges Augen- und Wortgeplänkel mit dem Gecken Piorkowski ihn wohl geärgert hatte?

Merken ließ er sich nichts, forderte aber Damskis und die Offiziere mit angelegentlicher Wärme zu freundnachbarlichen Besuchen auf, und sprach die Hoffnung aus, Graf Mlezkis in Aussicht gestelltes Eintreffen möchte sich als starke Anziehungskraft erweisen.

„Was? Mein Vetter kommt schon morgen?“

Damski schien sehr überrascht. Versprach dann, bald zu kommen um auch der Gnade teilhaftig zu werden, sich Fräulein von Falkenstein vorzustellen.

Als Ehrentraut dem Ausgange zuschritt, suchten alle ihr noch einmal die Hand zu drücken und etwas Schönes zu sagen. Es war eine unglaubliche Verwirrung. Bis das junge Mädchen sich endlich aus Severinkas zärtlicher Umarmung losriß, obwohl die Gräfin ihr sehr, sehr sympathisch war. Damskis zu den seßhaften Nachbarn zu zählen, freute sie wirklich, und noch mehr, daß sie diese Vorliebe mit Hans Heinrich teilte.

„Damskis kann man wenigstens nicht meteorgleich verschwinden lassen!“ neckte Wallrobe sie jetzt und streichelte ihr die erhitzten Wangen.

Das lustige Abendmahl bei Damskis nahm, wie alles in der Welt, ein Ende. Der reiche, aus roten Geranien und weißen Astern bestehende bedeutungsvolle Blumenschmuck der Tafel war den Offizieren nicht weiter aufgefallen. Ja, sie teilten natürlich die polnischerseits lebhaft ausgesprochene verdammende Kritik der „Roten“, welche „alles für das Volk, alles durch das Volk“, die „Herrschaft der Gleichheit“ und den Sturz aller Throne der Welt anstrebten. Dagegen schienen ihnen die angeführten Äußerungen der Prze-

glad rzeszy polskich, daß eine Nation, die so hohe Beweise ihrer Reife (wie die polnische) abgelegt, sich unter Martern sowohl, wie verführerischen Erleichterungen nur zur entscheidenden Wiedergeburt vereinigen müsse, ihnen fast komisch. „Die Polen erhöben sich unter einer milden, fremden Regierung, weil sie könnten, unter einer strengen, weil sie müßten", diese Äußerungen kamen den beiden, durch Wein und Unterhaltung angeregten Deutschen vor, wie unschädliches, theoretisches Wortgeklingel. Paßte man doch preußischerseits auf, daß die polnischen, ungesunden Ansichten nicht zu viel Grund und Boden gewannen. Das Morden und Brennen da drüben mußte aber endlich auch die Heißblütigsten überzeugen, wie gerecht das preußische Scepter waltete Überdies sollten sie, die Husaren, nicht gegen Theorien, sondern offene Unbotmäßigkeit zu Felde ziehen. Worte waren keine Waffen! So wäre es Schwader wie unritterlicher Verrat erschienen, wenn er die in seiner Gegenwart zwanglos gepflogene Unterhaltung höheren Ortes berichtete. Nach seiner Meinung war es eine Hauptsache, den aufsätzigen Klerus zu bekämpfen. Seit Erzbischof Leo von Przyluski von seiner Romfahrt im Sommer 1862 nach Posen zurückgekehrt, sich als Metropolit von Polen, wie Primas der Krone von Polen und Litauen aufspielte, und sich, obwohl die ersten Mordanfälle schon in Warschau vorgekommen, nicht entblödete, bei seinem Empfange seitens der polnisch-demokratischen Partei, und Erteilung des apostolischen Segens, seine Fürsprache bei dem Papste in Worten voll der heftigsten Schmähungen gegen die preußische Regierung offen auszusprechen, hatte der Klerus in des Erzbischofs Sinne weiter gewirkt. Diesem Klerus war auf die Finger zu sehen!

Diese Ansicht behielt auch Krosatz freilich für sich, da er, der Protestant, die Gefühle einer streng katholischen Gesellschaft nicht beleidigen wollte. Mit dem vorurteilsfreien Hausherrn ließen derartige Dinge sich schon eher besprechen. So kehrte er mit Damski und Schwader, nachdem die Fremden alle fortgefahren waren, in gehobener Stimmung in das Rauchzimmer zurück, wo sie sich bei Wein und Cigarren gemütlich plaudernd niederließen.

Severinka war, eine Beute widersprechender Gefühle, in ihre Gemächer geeilt. Über dem Bette ihrer Kleinen brannte unter einem Madonnabilde ein ewiges Lämpchen. Aber der jungen Frau erregter Blick galt heut nicht der Mutter Gottes von Czenstochau, sondern ruhte auf den friedlichen Zügen der unschuldigen Kleinen, als müßten diese ihr Gemüt besänftigen.

Dann preßte sie die Hand gegen die Augen, ohne doch das Weh der letzten Jahre und die unterdrückten Wünsche von idealem Glück an Wladislaws Seite zurückdrängen zu können. Seine berückende Stimme hatte wie sonst den Weg zu ihrem Herzen gefunden. Wieder gefunden, obwohl sie selbst sich die Thür zum Paradiese verschlossen hatte. Hatte nicht krankhaft verletzter Stolz sie geleitet, die Liebesbande zu zerreißen und einem anderen Manne anzugehören?

Er wollte wissen, weshalb sie geflohen war? Severinka rang die Hände und starrte trockenen Auges vor sich hin, als stände die Geschichte ihres Lebens dort geschrieben.

Aus Jagellonenblut stammend, doch nichts als die bezahlte Gesellschafterin seiner Mutter, lernte sie den Grafen Dorpowski kennen und lieben. Eine selige Zeit! Seine Neigung hob sie über alle Widerwärtigkeiten ihrer Dienstbarkeit hinweg. Daß seine Eltern die Lebensgefährtin des einzigen Sohnes lieber unter den vornehmsten Töchtern des Landes gesucht hätten, erschien ihr, die sich des ihr zuwendenden Glückes nicht würdig fühlte, überaus natürlich, obwohl sie sich der Kraft, ihn glücklich durch ihre Liebe zu machen, wohl bewußt war.

„Des Menschen wahre Hoheit ist Demut". So diente sie demütigen Sinnes, bis seine Eltern endlich, durch Wladislaws Beharrlichkeit besiegt, in ihre geheime Verlobung unter der Bedingung einwilligten, daß er ein halbes Jahr auf Reisen ginge.

Er jubelte und hielt den Frieden zwischen der Geliebten und seiner Mutter für besiegelt; nun mußte Severinkas Liebreiz ja den Stolz der alten Gräfin überwinden! Daß diese seiner Braut seit seiner Entfernung ein Martyrium bereitete, erfuhr er durch deren Briefe nicht. Zu stolz, sich zu beklagen, trug sie jene vielen Nadelstiche, welche nur ein erbittertes Frauengemüt imstande ist zu ersinnen, um zu verwunden, lieber allein. Aber trotz ihrer Absicht, alles über sich ergehen zu lassen, drückten die steten wohlgezielten Kränkungen doch den Stachel des Mißtrauens gegen den Geliebten tiefer in ihr Gemüt, und als die Gräfin ihr einst vorwarf, wie alle Mädchen abhängiger Stellung bewußterweise ausgegangen zu sein, durch ihr glattes Lärvchen den reichen Magnaten zu ködern, empörte sich ihr Selbstbewußtsein. „Solch Männerherz ist leicht in Brand gesetzt, zumal, wenn man die Spröde spielt, bis der sinnlos Verliebte verspricht, sich fürs Leben zu verbinden. Er will nichts als einen interessanten Roman erleben, der seinem natürlichen Ende zustrebt, um dann eine passende Verbindung zu schließen; sie dagegen pocht auf ihr Recht, sieht die Absicht der sogenannten Verlobung nicht ein, macht Scenen, und will nicht begreifen, nur das Spielzeug einiger müßiger Stunden gewesen zu sein."

Die Worte der alten Gräfin verletzten das stolze Mädchen mehr als alles andere. Sollte er ihrer überdrüssig geworden sein und seine Mutter beauftragt haben, ihr Verlöbnis zu lösen? War das der Hauptzweck seiner Reise? Er hatte sich so leichten Herzens von ihr getrennt! Sich selbstbewußt aufrichtend, antwortete sie damals voll Würde: „Sollten in solchem Falle nicht die meisten armen Mädchen wie ich denken, Frau Gräfin, und den Mann, sobald dessen Liebe erloschen, gern frei geben? Wer mich leichten Sinnes verläßt, ist meiner Neigung nicht wert! — Und — und falls Sie in Wladislaws Namen sprachen — entbinde ich ihn seines Schwures."

Bei deren Versicherung, allerdings vom Sohne beauftragt zu sein, hatte Severinka den kleinen diamantfunkelnden Reifen von ihrem Finger gestreift. Mußte sie seiner Mutter nicht glauben, da er seit drei Wochen keinen Brief beantwortet hatte? Noch an demselben Tage reiste sie nach Warschau zu einer Tante. Wenn er bereute, würde er sie aufsuchen. Wochen, Monate vergingen, doch kein Zeichen

seines Gedenkens traf ein, bis er ihr endlich ihren Ring in Begleitung einer größeren Geldsumme zusandte. Diese Demütigung hatte sie nicht erwartet.

Da warb Graf Damski um ihre Hand. Sie glaubte ihn achten zu können, fühlte sich alt geworden, und gleichgültig gegen sich selbst. Nur bestrebt, der alten Tante den Lebensabend zu versüßen, reichte sie dem reichen Manne die Hand.

Daß eine Ehe ohne Liebe Unmoral ist, daß sie sich verkauft habe wie jede Dirne, ward ihr erst später klar, als die Wirklichkeit den Glauben an Ideale in ihr zerschmetterte. Sie gehörte sich nicht mehr selbst, und sah die Unmöglichkeit ein, bei eigenem Unglücklichsein glücklich zu machen.

Ihre Ehe lastete wie eine Schmach auf ihr, obwohl Gott ihr ein Kind schenkte, an dem ihre ganze Seele hing. Wohl schätzte sie ihren Gatten als bedeutenden Mann und fühlte sich im Streben für die Einheit ihres Vaterlandes mit ihm vereint, ja, es gewährte ihr zeitweise wirkliche Befriedigung, die ebenbürtige Gefährtin eines wahren Patrioten zu sein. Doch wenn Pietrahz, von dem im Übermaß genossenen Wein sinnlos berauscht, sich ihr näherte, seine verglasten Augen allein von tierischen Instinkten sprachen, erstarrte ihr Blut, und Ekel rann gleich Eis durch ihre Adern. Widerwillen, ja Verachtung beklemmten ihren Atem, und um an solches Wesen nicht mehr für das Leben gekettet zu sein, hätte sie sich selbst vernichten mögen.

Wo sie sich nun ihrer Liebe zu Wladislaw wieder bewußt ward, empfand sie auch die Sünde, deren sie sich schuldig machte. Den Gatten, der schwer unter seiner Schwäche litt, hatte sie nach Art der meisten Menschen lieblos verurteilt, während sie für das eigene Vergehen nicht einmal an eine Entschuldigung dachte.

Jetzt rang sie über ihre unselige Verblendung die Hände. Thränen netzten das Lager ihrer Kleinen, ihr Haupt fiel auf die weißen Kissen und heftiges Schluchzen erschütterte die junge Frau. Wenn sie Pietrahz das lang gehütete Geheimnis ihrer Liebe beichtete? Hatte er nicht die Pflicht, sie vor sich selbst, vor etwaiger Schwäche zu schützen? —

Nach dem Cigarrendampf und der Zahl der geleerten Flaschen zu schließen, war die inzwischen verflossene Zeit von den drei Herren gründlich ausgenutzt.

Eben brachte Feodor neue Gläser und einige mit Spinnen und Staub bezogene Weinveteranen aus Damskis Keller.

Der Graf schenkte den ölig fließenden Ungar in heiterster Laune ein.

„Ei, ei! Sr. Majestät kühne Reiter wollen sich doch nicht von mir altem Knaben überwinden lassen? Ergo bibamus!"

Er lachte vor sich hin. „Frau Venus und alle Liebesgötter verließen uns treulos, trösten wir uns in Bachus Gesellschaft!"

Dabei hob er sein Glas mit der dunkelgoldenen, starkduftenden Flüssigkeit, mit der er liebäugelte, dann zog er als Kenner das köstliche Aroma ein, ehe er das seltene Naß seiner Zunge fast andächtig spendete. Eine Schande, diese Perle Ungarns hier vor die Säue zu werfen!

„Nun? Schmeckt Ihnen? Was?"

„Kapital, bester Graf! Fließt wie Feuer durch die Adern!" meinte Schwader, der sehr erhitzt aussah, und sich etwas schwer in seinen Stuhl zurücklehnte.

Gott Bachus hatte dem armen Krosatz schon übler mitgespielt. An starke Weine gar nicht gewöhnt, war er zudem kein Freund von vielem Trinken. Jung gewohnt, alt gethan! Des Grafen Versicherung, Ungar stiege nicht zu Kopfe, berausche nie, in aller Unschuld glaubend, kostete er eine der schweren Marken nach der andern, und mußte für seine Unerfahrenheit büßen.

Wenn er sich nur noch in einem Zustande halber Besinnung befunden hätte, würde der Spruch: „Wer niemals einen Rausch gehabt, das ist kein braver Mann", ihn vielleicht ob seiner Bravheit trösten. Doch er ahnte nichts von seiner stammelnden Ungeschicklichkeit, wußte nicht, wie entsetzlich berauscht er war, versuchte aber das gefüllte Glas immer wieder zu Munde zu führen.

Ein Häuflein grauen Elends. Aller Selbstbeherrschung bar, lag er zusammengeknickt, lallend in seinem Sessel und starrte Gläser wie Flaschen blöde grinsend an. Wie wunderbar die da vor ihm Cancan tanzten! Ausgelassenes Volk! Und der Stuhl unter ihm, ja, Tische und Sessel ergingen sich, von der Lustigkeit angesteckt, um ihn, auf ihm und unter ihm in tollen Sprüngen. Das kreischte, polterte, klopfte, klirrte durcheinander, ein Höllenkarneval! Ach! Dies Ächzen und Stöhnen! Nein, er konnte den Wirrwarr nicht mehr ansehen, und schloß die Augen, obwohl sie die Tücke nun so weit trieben, ihm mit einem großen Brummbaß ins Ohr zu geigen.

„Verteufelt schwacher Kopf! Der ist hinüber!"

Schwader that groß und bückte sich sehr vorsichtig zu dem auf den Teppich gesunkenen Kameraden. „Wahr — haftig — haha, — Schlaf — des — des — Gerechten! Waas? — Wollen — ihn — zu — den — T — toten — werfen?"

Er erhob sich taumelnd. Auch ihm schwankte der Boden unter den Füßen, aber mit Hilfe des Dieners gelang es ihm doch, Eberhard Krosatz auf das Sofa zu betten. Nach der Anstrengung lehnte er sich an den beobachtend sitzen gebliebenen Grafen, um sein verloren gegangenes Gleichgewicht zu stützen, und legte beide Hände in täppischer Vertraulichkeit auf Damskis breite Schultern. Schwader hätte die Welt liebend umarmen mögen, so wonnig war ihm zu Mute. Ein köstlicher Seelenzustand! Gemütlich vor sich hinlachend, tippte er mit einem Finger auf Pietrahz Damskis hohe Stirn und meinte vertrauensselig:

„Bist 'n gutes, altes Haus, 'ne treue — Seele, Freundchen! — Aufwiegler, Du? — Pa! — Na, Dein Wohl!"

Sich vor Heiterkeit schüttelnd, stürzte er den starken Ungar in einem Zuge hinunter und fiel gewichtig in den nächsten Stuhl, wobei sein Oberkörper

allerlei bedenkliche Schwankungen machte, gerade als ob der Teppich ihn anzöge.

Erst als sein Rücken und Kopf die Sessellehne gefunden, saß er fester. „Verdammter Scherz, den Bezug mit Seife einzuschmieren," brummte er, und vertilgte, um den inneren Brand zu stillen, den ihm von neuem gereichten Wein.

Lauernden Blickes betrachtete Pietrahz Damski den Weinseligen und empfand für dies Spiegelbild seiner eigenen Schwäche namenlosen Ekel. Bei dem Gedanken, wie oft sein Weib ihn ähnlich gesehen hatte, krampften seine Finger sich zusamnten. Selbst heute, wo so viel auf dem Spiele stand, klebte die Zunge ihm verlangend am Gaumen und es ward ihm unsäglich schwer, den anderen einzuschenken, ohne seiner Leidenschaft zu fröhnen. Jetzt nicht zu trinken, gestaltete sich zur Qual, deren Ende er herbeisehnte.

Endlich ertönte der verabredete Pfiff des Pirols, ein=, zweimal. Folglich war alles nach Wunsch abgelaufen. Bei der Dunkelheit, zumal die Bedeckung eine starke war, würde der Transport die Grenze schon glücklich überschreiten. Er atmete auf.

Des Rittmeisters umnebeltes Ohr hatte den für diese Jahreszeit seltenen Ruf nicht aufgefangen, er erhob sich aber, um sich schlafen zu legen. —

Nach Severinkas Fortgange stürmte Wladislaw Dorpowski in die einsamen Gänge des Parkes, deren Dunkel zu seiner Seelenstimmung paßte.

Nun er die Heißgeliebte wiedergesehen, begriff er erst, was er verloren hatte und wütete gegen sich selbst, den Erzählungen seiner Mutter glaubend, an der edlen Weiblichkeit seiner Braut in unbegreiflichem Mißtrauen gezweifelt zu haben. Sich hintergangen wähnend, redete er sich in hellen Zorn, und versuchte nicht einmal, ihr durch eine Aussprache Gelegenheit zur Verteidigung zu geben.

Er hielt sie für eine berechnende Verlorene und trachtete, nach Männerart, seine Herzensöde durch rauschenden Lebensgenuß zu betäuben.

Paris, dies Dorado reicher Polen, that es auch ihm an. Als er endlich zurückkam, schien er im Strudel des Seinebabels seine Liebe vergessen zu haben, aber zum Bedauern seiner Mutter hatte er dort noch etwas anderes verlernt. Ihm war auf dem schlüpfrigen Boden der Weltstadt die Hochachtung vor weiblicher Tugend abhanden gekommen, und er konnte sich zum Leidwesen der kranken Gräfin nicht entschließen, seine Freiheit irgend einer zweifelhaften Schönen zu opfern. Galt die bewährteste Sittenreinheit ihm doch nur als gesellschaftliche Maske. Käuflich war alles!

Von der Ansicht bekehrte Severinka ihn heute mit einem Schlage. Sie liebte ihn noch, hatte nie aufgehört ihn zu lieben, dies fühlte er mit beseligender Gewißheit. Zugleich aber empfand er ebenso unumstößlich, daß sie, so unglücklich sie auch an der Seite des alten Mannes sein mochte, wissentlich ihre Pflicht nie verletzen würde. Ihre Worte und noch mehr der Ton ihrer süßen Stimme zeugten von Seelenreinheit. Welch blinder Thor er gewesen, je an ihr zu zweifeln!

Der Wind rüttelte die Zweige der Eiche, an deren Stamm Graf Dorpowski seine brennende Stirn lehnte, und warf vergilbte Blätter dem mit sich selbst Kämpfenden auf den Scheitel. Erschrocken fuhr er empor und ließ seinen Fuß mit wildem Behagen in dem am Boden liegenden, raschelnden Laube wühlen. Weiterschreitend blickte er in das kahle Ästegewirr einer riesigen Linde. „Das Bild meines Lebens," sagte er sich, mit dem Schicksale grollend, welches ihn nicht vor dem furchtbarsten Verluste bewahrt hatte.

Wenn Sturm und Frost dem Baume dort oben auch alle Blätterpracht, die in Lenzeszartheit, Sommer= und Herbstesfülle geprangt, raubte, blieb ihm nach langem Winterschlafe doch noch die Hoffnung, bei lachendem Himmel zu neuem Treiben zu erwachen, ihm, dem Menschen, dagegen war Wonne und Glück unwiederbringlich verloren.

Zornig fuhr er über seine dunklen Locken und als seine Hand dabei das schwarze Tuch von seiner Stirn streifte, warf er dasselbe an die Erde, ja, trat mit dem Fuße darauf. Was sollte die Maskerade? Mochte man ihn erkennen! Er sehnte sich nach zeitlicher Vernichtung.

Wie verlockend die erleuchteten Fenster des Schlosses herüberschienen! Wo mochte sie jetzt weilen? Trockenen Auges starrte er von dem Hügel auf die Mauern, die einen kostbaren Schatz vor ihm bargen. Sehnsuchtsvoll streckte er beide Arme aus, um sie dann über der keuchenden Brust zu schließen. Daß er wie ein verzweifelndes Kind weinte, wußte er gar nicht; als er aber die Thränen mechanisch aus den Augen wischte, erblickte er über dem vor ihm liegenden, großen Gebäude einen schwankenden Stern, in bald blauem, bald rotem Lichte. Wladislaw faßte sich besinnend an die Stirn, dann raffte er sich gewaltsam auf. Das war ja das verabredete Zeichen für ihn, den Emissär! Der politischen Zwecke, deretwegen er gekommen war, dachte er aber kaum, sondern nur, daß jetzt der Augenblick einer Zusammenkunft mit Severinka da sei.

(Fortsetzung folgt.)

Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens ging Ingeborg mit Gerda nach Valle Crocia, um Anemonen zu pflücken und den Anblick der Seealgen zu genießen; sie schob den Korbwagen längs des Baches den Berg hinauf, aber dieser war steiler, als sie geglaubt hatte. Ein paar Mal hielt sie stille, dann sagte sie scherzend: „Gerda, Du bist in diesen Wochen so dick geworden, daß Du mir zu schwer wirst; wenn es so weiter mit Dir geht, werde ich Dich bald nicht mehr schieben können."

Die dänische Dogge, die sie auf den Spaziergängen immer begleitete, fing jetzt an zu knurren, als sie über den Graben sprang. Ingeborg stand still und rief den Hund, der noch immer bellte.

Gleich darauf trat ein Herr mit einem Knaben aus dem Gebüsch hervor, beide kamen auf die Landstraße hinaus und ihnen entgegen. Der Herr lüftete seinen Strohhut, indem er verbindlich sagte: „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie erschreckte, meine Dame, Ihr Hund scheint einen italienischen Banditen in mir gewittert zu haben. Ich wollte aber nur meine Hilfe anbieten, um den Wagen in die Höhe zu bringen, und als ich mich vom Grase erhob, wo wir lagerten, stürzte er auf uns zu. Erlauben Sie, daß ich jetzt das kleine Fräulein hinaufführe." Damit legte er Hand an den Wagen, und gemeinsam erstiegen Sie die Anhöhe.

Der Fremde schien ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, er hatte ein blondes, frisches Gesicht mit wohlwollendem, intelligentem Ausdruck; der Knabe war dünn und in die Höhe geschossen wie die ersten Frühlingsspargel.

„Sie haben eine gute Schwester, die sich abmüht, den Wagen bergauf zu schieben," sagte der Herr und bog sich über Gerdas Kopf.

„Sie ist nicht meine Schwester," erwiderte die Kleine, „sie ist meine geliebte Ingeborg."

Ingeborg errötete. „Ich bin Erzieherin bei der Gräfin Gyllenkrona, deren einzige Tochter Gerda ist," sagte sie erklärend.

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Fräulein," sagte der Fremde, indem er aus dem Portefeuille eine Karte herausnahm. „Mynherr van Swieten, Amsterdam, Hooglandt. Dies ist mein Sohn Jan, dessen Gesundheit halber wir uns an der Riviera aufhalten. Ihr kleiner Zögling scheint auch ein warmes Klima nötig zu haben."

Ingeborg bejahte dies, und so ging man plaudernd weiter, Gerda war ausgestiegen und wurde von Jan am Arm geführt, was der kleinen Dame sehr zu gefallen schien.

Am Anemonenplatz angelangt, wurde Milch und Brot, das für das schwache Kind immer mitgenommen wurde, hervorgeholt, den Kindern schmeckte der Morgenimbiß vortrefflich. Der Wagen wurde mit Anemonen, die wie Feuer leuchteten, gefüllt, und so trat man lustig den Heimweg an. Am Villagitter angelangt, sagte Herr van Swieten: „Ich werde mir erlauben, der Gräfin Gyllenkrona meine Aufwartung zu machen, vielleicht kann ich den Damen in irgend einer Weise zu Diensten sein. Auch würde ich mich freuen, wieder etwas über Schweden zu hören, denn Stockholm ist mir gar nicht unbekannt, da mein Vetter viele Jahre als holländischer Gesandter dort angestellt war."

Als die Damen am Nachmittag bei ihrem Five o'clock tea saßen, wurde Herr van Swieten gemeldet. Als Abwechselung in dem etwas monotonen Leben war der Besuch der Gräfin sehr willkommen, und sie empfing den Fremden huldvoll. Dieser erwies sich auch bald als ein ebenso liebenswürdiger als geistreicher Mann, er hatte die seltene Gabe, selbst viel und hübsch zu sprechen und trotzdem die ganze übrige Gesellschaft mit ins Gespräch zu ziehen, seine Reden erschienen aber nie wie Vorträge. Die Konversation floß leicht und ungezwungen, und war dennoch nicht inhaltslos. Im Fluge verging die Zeit, und erst in einer Stunde verabschiedete sich Herr van Swieten mit dem Versprechen, den folgenden Tag die Damen abzuholen, um nach Mortola zu fahren und die tropischen Gewächssammlungen von Mr. Hanbury zu sehen. Das Diner wurde stets um sieben eingenommen, wobei Giovanni seine ganze Kochkunst entfaltete. Gerda genoß nur ein leichtes Abendbrot, und ging dann zu Bett. Darauf folgten dann die langen Plauderabende, wo die Gräfin und Ingeborg vor dem knisternden Oliven- und Cederfeuer saßen, ab und zu einen Pinienapfel hineinwerfend, um die Glut zu unterhalten. In diesen vertraulichen Mitteilungen traten sich die beiden so nahe, daß sie teilweise den Abstand in ihrer gesellschaftlichen Stellung vergaßen; die Gräfin erzählte von ihrer Jugendzeit, wo sie als Hofdame bei der Königin angestellt war. Ihre Großmutter hatte dieselbe Stellung bei der Königin Sophia Magdalena eingenommen, als König Gustav III. ermordet wurde. Auch sie hätte dem grauenvollen Volkstumult beigewohnt, als Graf Fersen umgebracht wurde.

Dagegen lauschte die Gräfin mit großem Interesse, wenn Ingeborg über ihr Elternhaus sprach; dies geistig reiche, aber an irdischen Gütern arme Heim, erschien der Tochter noch immer als das Paradies auf Erden, und wenn sie von dem vergötterten Vater sprach, war es, als ob dieser Mann nie einen menschlichen Fehler gehabt hätte.

So plauderten sie oft bis spät in die Nacht

hinein, dann traten sie auf den Balkon hinaus, und entzückten sich an der Landschaft, die das Mondlicht noch zauberischer machte, indes die Leuchtkäfer gleich Diamanten im Grase blitzten. Sie fühlten jetzt den ganzen magischen Einfluß des Südens über sich kommen.

Nun folgte eine Zeit, die geistig ebenso anregend, wie körperlich zuträglich war. Die Bekanntschaft mit Herrn van Swieten erwies sich als eine unerschöpfliche Quelle geistiger Anregung. Obgleich von unabhängiger Stellung, widmete er sich seinen Studien gleich einem Manne der Wissenschaft. Er hatte seine Frau nach zweijähriger Ehe verloren, und schien jetzt nur seinem Sohne zu leben. Der Knabe war nach einem Scharlachfieber sehr in die Höhe geschossen und zu schwächlich, um die Schule zu besuchen, er wurde daher vom Vater selbst unterrichtet. Bald gesellten sich die Gräfin mit Ingeborg und Gerda zu diesen Stunden, die auch Veranlassung zu großen Exkursionen gaben. Einmal saßen sie in der Ruine des römischen Amphitheaters, wo dann über die römische Kaiserwelt und die Volksspiele gesprochen wurde. Ein ander Mal kletterte man in einen Sarazenenturm hinauf. Dort gab Herr Swieten eine Beschreibung der Kreuzzüge oder der großen Kämpfe zwischen dem Orient und Venedig. Dann saßen sie wieder in Sankt Amphichios Klausnerkapelle und beobachteten das Branden der Wellen gegen die Klippen, die saphirblau und silberbefranzt sich an den Felsen brachen. Daran knüpfte sich dann ein Gespräch über die Größe und den Verfall der katholischen Kirche. Zuweilen nahmen sie den Lunch mit und brachten den ganzen Tag im Winter-Palmengarten zu, wo Swieten Anlaß fand, über seine Orientreisen zu sprechen. Ging man dann nach Hospitaletto, so ruhte man unter der Scheffelpalme aus und hörte den „Trompeter von Säckingen“ vorlesen. Kurz, alles und jedes bot Veranlassung zum Lernen ohne Anstrengung. Nur die darstellende Kunst ließ man fort, denn in dieser himmlischen Gegend hatte Gott selbst die Landschaften gemalt, und fast jede Menschengruppe war ein Muster der Plastik.

Die Zeit flog hin, bald waren die drei Monate für den Aufenthalt an der Riviera zu Ende. —

So verlebten sie in harmloser, von allem geselligen Zwang unberührter Weise diese Zeit, die ihnen anfangs fast endlos erschienen war. Eine innige Freundschaft war zwischen allen entstanden, und mit Sehnsucht dachten sie an die Zeit, wo sie nach drei Wochen in Rom sich wieder treffen würden. Es giebt solche Episoden im Leben, wo das Einfache, Natürliche so seine Macht ausübt, daß selbst Gelehrte und Hofdamen von ihrer Höhe herabsteigen, um sich wie Kinder an Kleinigkeiten zu erfreuen.

Am letzten Abend saßen die Gräfin und Ingeborg wieder allein vor dem Kaminfeuer.

„Ich hörte heute ein Gespräch zwischen Jan und Gerda,“ hub die Gräfin an, „soll ich's Ihnen erzählen?“

„Gern, wenn Sie es wollen!“

„Jan sagte: ‚Wie bist Du glücklich, Gerda, daß Du zwei Mamas hast, Du könntest mir Ingeborg abtreten, denn ich habe meine eigene Mama nie gekannt‘.“

Ingeborg errötete und schwieg, sodann sagte sie zögernd: „Und was antwortete Gerda darauf?“

„Sie sagte entrüstet: ‚Das thue ich nie. Ingeborg lasse ich nicht von mir. Du hast ja Deinen Papa!‘ — ‚Ja, aber der könnte Ingeborg heiraten, und dann würde ich Vater und Mutter haben.‘ — Aber wenn ich keinen Papa habe, so brauchst Du keine Mama zu haben, und wenn Du sie mir wegnimmst, so werde ich Dich nicht mehr lieben.‘“

Es trat eine lange Pause ein, endlich sagte die Gräfin: „Haben Sie nie selbst an diese Möglichkeit gedacht, Ingeborg?“

„Nein . . . weil ich nicht daran denken will.“

„Daß der Vater den Geschmack des Sohnes teilt, darüber können wir nicht im Zweifel sein, er hat seinen Antrag wohl hier nicht überstürzen wollen, aber sicherlich wird er in Rom seine Gefühle aussprechen. Wie aber die Ihrigen für ihn sind, ist mir nicht recht klar geworden. Wollen Sie nicht einmal aufrichtig mit mir sprechen?“

„Gewiß, gern, ich hege keine Gefühle für Herrn van Swieten.“

„Außerdem ist er eine sehr gute Partie, die sich nicht jeden Tag bietet.“

„Ich verdiene mein Brot bei Ihnen, Frau Gräfin,“ erwiderte Ingeborg kühl.

„Mein liebes Kind, ich will jetzt wie eine Mutter mit Ihnen reden und meine Erfahrungen als ältere Frau aussprechen.“

Ingeborgs Gesicht entfärbte sich bei diesen Worten, sie machte eine kleine, abwehrende Bewegung mit der Hand, aber sagte kein Wort.

„Was man in der Jugend Liebe nennt, liegt sehr oft in der Einbildung und ist ein Gefühl, das im allgemeinen nicht lange vorhält, woher kämen sonst die vielen unglücklichen Ehen und die zunehmenden Scheidungen? Haben die Leute sich nicht in der Jugend geliebt? Sicherlich, und je größer die Leidenschaft, desto größer die Enttäuschung. Achtung, gegenseitiges Ertragen der Schwächen und Gewohnheit machen in den meisten Ehen das dauerhafteste Glück.“

„Ein kaltes Glück,“ sagte Ingeborg und legte die Hände vor das Gesicht.

„Nicht kalt, aber vernünftig, man muß lernen, das Leben zu nehmen wie es ist,“ sagte die Gräfin.

„Aber meine Mutter liebte doch meinen Vater bis ans Ende?“

„Es mag wohl Ausnahmen geben, aber bei den meisten spielen die Verhältnisse doch die Hauptrolle, und ich sage Ihnen, Ingeborg, es ist unklug, eine gesicherte Existenz von sich zu weisen.“

„Das ist möglich, aber es ist noch unkluger, noch einen anderen Menschen außer sich selbst unglücklich zu machen.“

Sie stand auf, verbeugte sich etwas steifer als gewöhnlich und verließ das Zimmer.

* * *

Es passiert zuweilen heiratsstiftenden Damen, daß sie in ihrem Eifer, die wohlwollenden Absichten zu befördern, sich in dem Mittel irren und gerade das Gegenteil bewirken. So erging es der Gräfin. Hätte sie die Sache sich ruhig entwickeln lassen, wäre Ingeborg nicht vor den Kopf gestoßen worden durch diesen „Verkauf,“ wie das Mädchen in der Bitterkeit ihres Herzens diese Beleidigung ihrer heiligsten Gefühle nannte. Aber in ihrer warmen Freundschaft für Ingeborg erblickte die Gräfin in dem erwarteten Antrag des Herrn van Swieten einen wahren Segen für das Mädchen, dessen Einwilligung sie sich durch eine kleine Bearbeitung unter der Hand sichern wollte. Von einer im stillen genährten Liebe konnte sie sich keinen Begriff machen, denn ihr eigenes Leben war ganz leidenschaftslos gewesen; sie war Braut, Gattin, Mutter und Witwe geworden, in derselben regelmäßigen Ordnung, wie die Jahreszeiten aufeinander folgen; ihr Gemahl war wohl ihre eigene freie Wahl gewesen, aber hätte sie einen anderen bekommen, würde sie sich auch beruhigt haben. Wie konnte sie nun glauben, daß dies äußerlich so ruhige Mädchen mit ihrem warmen Interesse für alles, was sie umgab, an einem kranken Herzen leiden könne!

Der einzige Widerstandspunkt, den die Gräfin befürchtete, war, daß der Freier zweiundvierzig Jahre zählte und eine ganz kleine beginnende Glatze hatte.

Von dem Augenblick, wo die Gräfin mit Ingeborg gesprochen, war diese ein verändertes Wesen. Sie hatte ehrlich und mutig gegen ihre Neigung gekämpft, und gehofft, den Sieg davonzutragen. Jetzt wurde mit Gewalt die Wunde wieder aufgerissen, und sie in die Zukunft zu blicken gezwungen. In einigen Monaten mußten sie nach Schweden zurück. Dort war sie genötigt, täglich mit Graf Arvid zu verkehren und sich den Sticheleien der jungen Gräfin auszusetzen; wie würde ihr Leben sich dann gestalten, und wozu diese Qual? Mit dem Verbleiben im gräflichen Hause hatte sie ein Opfer gebracht, das niemand zu begreifen schien; man konnte glauben, die Gräfin hätte diese ganze Episode vergessen, und die geschäftliche Art, mit welcher die Dame die Heiratsfrage behandelte, empörte Ingeborg doppelt, weil es von seiner Mutter kam. Dafür also hatte sie Tag und Nacht gegen ihre Gefühle gekämpft, damit man es für eine Art vorübergehender Kinderkrankheit hielte, die durch eine vorteilhafte Partie geheilt werden könne? „Ich war eine Thörin, die sich von dem Egoismus anderer Menschen beherrschen ließ,“ seufzte sie, „warum folgte ich nicht dem Rat meines edlen Großvaters, der stets sagte: ‚Kind, entflieh immer einer Gefahr, der Du Dich nicht gewachsen fühlst!‘ Warum floh ich nicht damals? Jetzt bin ich gebunden.“

Bei der Ankunft in Rom war Herr van Swieten am Bahnhof, um die Gräfin zu empfangen, und sie in die von ihm eingerichtete Wohnung zu führen. Es war eine hübsche, gemütliche Etage in der Via Sixtina, mit herrlicher Aussicht über Rom; die Zimmer waren von dem Freunde mit schönen Gewächsen und Blumen dekoriert, und jede von den drei Damen bekam ein dem Alter entsprechendes Bouquet. Ingeborg dankte, verbindlich lächelnd, roch an den schönen Rosen, aber nahm sie nicht in die Hand, und ließ sie nachher auf dem Salontisch stehen. Herr van Swieten, der vorher wie vom Glück verjüngt aussah, heftete einen forschenden Blick auf das junge Mädchen und richtete nachher sein Gespräch hauptsächlich an die Gräfin.

Der erste Abend verging im Fluge; man hatte so viele Pläne zu machen für die vier Wochen, welche die Gräfin in Rom zuzubringen gedachte, um dann später die Seebäder in Castellamare zu gebrauchen. Herr van Swieten hatte die alte Roma an seinen fünf Fingern, konnte also genau bestimmen, in wieviel Zeit man ohne Anstrengung das Sehenswerte in Augenschein nehmen könne. Die Gräfin hatte gleich von vornherein erklärt: „Um Gottes willen, schleppen Sie mich nicht in zu viel Kirchen und Galerien! Ich bin eine treue Lutheranerin und verstehe nichts von Kunst, wozu mir also den Nacken verdrehen, um verblichene Bilder anzusehen, die ich nicht einmal immer schön finde. Aber von der Natur geben Sie mir soviel sie wollen, da bin ich unersättlich.“

Es wurde festgesetzt, sich zwei Stunden am Vormittag den Kunstschätzen zu widmen, nach dem Lunch Ausfahrten vorzunehmen, und am Abend ruhig daheim zu bleiben, um das Genossene zu besprechen.

Die erste Zeit verging fast so fröhlich, wie man es in dem lieblichen Bordighera gewöhnt war. Aber nach und nach legte es sich wie ein kalter Nebel über die ganze Gesellschaft. Die Kinder konnten nicht so ungeniert spielen wie damals in dem schönen Garten, Ingeborg war scheu und zurückhaltend, Herr van Swieten beobachtend und ernst, die Gräfin in tödlicher Angst, daß sie zu früh aus der Schule geplaudert habe; die Harmonie war gestört.

Die Luft in Rom schien auf die kleine Gerda nicht so vorteilhaft zu wirken, als es die linden Lüfte in Bordighera gethan hatten, das Kind klagte oft über Kopfschmerzen und Müdigkeit, und man sprach schon davon, den dortigen Aufenthalt abzukürzen und gleich nach Ostern nach Capri zu gehen, damit die Seeluft sie stärke. Dies Unwohlbefinden benutzte Ingeborg oft, um mit dem Kinde zu Hause zu bleiben, wenn die anderen Morgenwanderungen vornahmen. Die Gräfin sah wohl ein, daß ihre Gesellschaft für Herrn van Swieten nicht die ersehnte sei, aber was war zu thun? Sie mußte das erlösende Wort abwarten, in der Hoffnung, daß Ingeborg besser als vorher ihren eigenen Vorteil würde einsehen lernen. Endlich kam es so weit. Eines Morgens, als Ingeborg sich Gerdas halber weigerte mit nach Sankt Peter zu fahren, benutzte Herr van Swieten die ungestörte Stille im Dom, um der Gräfin seine Wünsche auszusprechen mit der Bitte, dieselben der jungen Dame mitzuteilen. Es wäre seine Absicht gewesen, persönlich Fräulein Ström zu sagen, wie beglückt er für sich und seinen Sohn sein würde, wolle sie einwilligen, seine Gattin zu werden, aber eine leichte Veränderung in ihrem Wesen hätte ihn beunruhigt, und er wolle das junge Mädchen nicht in die unangenehme Lage versetzen, eine abschlägige Antwort aussprechen zu müssen. Daß er sie liebe

und schätze als die Einzige, die je seine Jugendliebe ersetzen könne, daß müsse sie schon bemerkt haben; er fügte hinzu, daß er denselben Abend nach Tivoli gehen wolle und dort entweder eine Aufforderung zur Rückkehr von Ingeborg erwarten, oder ein einfaches telegraphisches „Nein“ von der Gräfin, in welchem Fall er gleich weiter nach Sizilien und Tunis reisen würde.

Die Gräfin war sehr perplex und außer Fassung, versprach aber, den delikaten Auftrag nach besten Kräften auszuführen.

Ingeborg bedurfte keiner Bedenkzeit, und am folgenden Morgen ging das ominöse Nein ab. Wie ein Stein fiel es ihr vom Herzen, legte sich aber mit Centnerschwere auf ein zweites Herz, das unter anderen Umständen ihr Glück und Segen hätte bringen können.

Verstimmt und aus dem Gleichgewicht gebracht, kam die Gräfin mit ihrer Begleitung in Castellamare an. Sie hatte sich dermaßen an die Gesellschaft und die Hilfe des Herrn van Swieten gewöhnt, daß sie ohne seinen Beistand ganz ratlos war, jetzt, da sie sich für die Badesaison einrichten wollte. Auf der anderen Seite war sie dankbar, Ingeborg bei sich zu haben, nun Gerda wieder zu kränkeln anfing; denn hätten Herrn van Swietens Wünsche Erhörung gefunden, würde er wohl sogleich die Hochzeit haben feiern wollen, da er weite Reisepläne hegte. Das ließ sich alles gut sagen, aber die gute Dame, die an ein Leben ohne Hindernisse gewöhnt war, empfand die Störung als einen allgemeinen Angriff gegen ihre Behaglichkeit.

Bei Herrn Weiß hatte sie eine komfortable Wohnung gefunden, und von dort wurden nun alle Tage Ausfahrten vorgenommen. Sorrento, Amalfi, La Cava, Pompeji und Salerno wurden besucht. Aber in der gedrückten Stimmung kam ein lebhaftes Interesse nicht auf, man empfand den Staub und Schmutz mehr als die Naturschönheit und die Antiquitäten. In dem traumhaften Pompeji ging Ingeborg selbst wie in einem Traume umher, denn vor ihren Gedanken stand Tag und Nacht dieselbe Frage: „Wie soll ich meine Bande lösen, wohin soll ich fliehen, um Sture-Holm zu entgehen?“

Eines Abends saßen die Damen auf dem Balkon; der Abendhimmel war noch mit Purpur und Gold übergossen, während schon der Mond seine Silberstreifen über das Meer zu ziehen begann. Unzählige Gasflammen in langen Reihen wie Perlenschnüre zierten die Villa Nationale, den Vesuv herab wälzten sich vier Lavaströme, hinter Pompeji entlud sich ein Gewitter und in Torre del' Annunziata wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Auf der Rhede lagen drei französische Kriegsschiffe, die Übungen bei elektrischer Erleuchtung machten, bald beleuchtete man eine Ruine, dann den Vesuv, dann plötzlich wurde der eigene Balkon tageshell; es war feenhaft schön, und dabei flogen die Feuerfliegen umher und übersäten alles mit Diamanten.

„Nein, wieviel verschiedene Beleuchtungen,“ sagte endlich die Gräfin, „lassen sie uns doch mal zählen, wie viele; es ist, als ob alles in Flammen stände.“

„Alles in Flammen, mein Kopf steht auch in Flammen!“ schrie plötzlich Gerda und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Als der Arzt kam, erklärte er es für das neapolitanische Fieber.

Es kam nun eine Zeit, wo Leben und Tod um das junge Wesen stritten, und es ist zweifelhaft, ob die Bemühungen des Doktors gelungen wären, hätte er nicht an Ingeborg eine Pflegerin gefunden, die seine Befehle fast voraussah und ausführte. Es giebt Frauen, die zur Krankenpflege wie geboren sind, andere, die es nie lernen können. In dieser Hinsicht war Ingeborg die echte Tochter ihrer Mutter, der „klugen Frau“, wie der Hausarzt in Malmö sie genannt hatte. Wie ein guter Geist, dessen Gegenwart man fühlt, aber nicht sieht, bewegte sie sich aufmerksam, still und ruhig im Krankenzimmer, die Wünsche der Kranken erratend und sie nie mit Fragen belästigend. Die gute Gräfin wäre ja für ihr Leben gern nützlich gewesen, aber es war ihr einfach unmöglich. Im täglichen Leben unpraktisch, war sie es doppelt, wenn es galt, schnell einen Entschluß auszuführen. Sie war zugleich unruhig und langsam, stieß oft etwas um, verwechselte die Medizin, wurde nervös, wenn sie lange im dunklen Zimmer sitzen sollte, und hörte nie auf, dieselbe Frage zu stellen: „Fühlst Du Dich jetzt nicht ein klein bißchen besser, mein Engel?“ gerade als ob ein Fieber von 39 Grad sich in einer halben Stunde verändern könne.

Ingeborg war froh, als sie die Dame überzeugt hatte, sie müsse sich schonen, damit sie nicht selbst krank würde, und ihr die Pflege mit Hilfe zweier Diakonissinnen allein überlassen blieb.

Endlich war die Gefahr gehoben und das Kind glich einem Schatten; der Doktor aber machte seine Besuche so oft wie vorher, denn jetzt beobachtete er die Pflegerin ebenso genau wie die Kranke.

„Sie müssen hinaus in die frische Luft, Signorina,“ hieß es immer . . .

„Was — soll das Ihr Frühstück vorstellen? Sie essen ja wie ein Vogel. Schlafen Sie denn auch ordentlich?“ worauf Ingeborg immer dieselbe Antwort gab, ihr fehle gar nichts, sie befände sich vortrefflich. Damit gab er sich aber doch nicht zufrieden, sondern ging zu der Gräfin.

„Gnädige Frau, ich muß Sie ersuchen, auf Ihre junge Erzieherin etwas acht zu geben, ihr Zustand will mir nicht recht gefallen.“

„Um Himmels willen, Herr Doktor, Sie denken doch nicht, daß Ingeborg auch krank werden könne? Was soll dann aus mir und Gerda werden!“

Ein etwas höhnischer Zug spielte um den Mund des Doktors: „Frau Gräfin, das junge Mädchen hat ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, um das Ihrer Tochter zu retten. Solche Anstrengungen haben Folgen, doch glaube ich kaum, daß für den Augenblick ihre Gesundheit bedroht ist, denn sie hat eine kräftige Konstitution und viel Widerstandsfähigkeit. Den Beginn des apathischen Zustandes, in dem sie sich jetzt befindet, bemerkte ich außerdem schon vorher, ich glaube, sie leidet an dem, was die Nordländer ‚Heimweh‘ nennen.“

Die Gräfin sperrte die Augen auf.

„Das glaube ich nicht, darüber hat Ingeborg nie gesprochen.“

„Leute, die am tiefsten fühlen, sprechen am wenigsten über ihre Gefühle,“ antwortete der Doktor trocken; „jedenfalls muß sie aus dieser Apathie heraus, denn wenn etwas dazu tritt, bekommt sie ein Nervenfieber.“

„Aber lieber, guter Doktor, was fang ich an? Sagen sie mir, was ich thun soll; ich habe mich so an Ingeborg gewöhnt, daß ich ohne sie ganz verloren bin. Sie ist meine rechte Hand in allem.“

„Das glaube ich wohl,“ versetzte der Doktor etwas satirisch, „desto besser muß sie gepflegt werden. Ihr Töchterchen ist jetzt durch die Krankheit und die Rekonvalescenz so herrisch und anspruchsvoll geworden, daß es weder für das Kind noch für die treue Pflegerin gut ist, wenn sie länger zusammen bleiben. Gerda muß eine fremde, etwas strenge Person um sich haben, Fräulein Ström dagegen vollkommene Ruhe und Bergluft genießen, Sie selbst, Frau Gräfin, haben die Heimat nötig. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich Ihnen eine Lehrerin verschaffen und alles für Ihre Rückreise ordnen. Fräulein Ström nehme ich dann auf einige Zeit zu meiner Familie in die Berge, späterhin muß sie sich zur Krankenpflegerin ausbilden; es wäre ein zu großer Verlust für die leidende Menschheit, wenn sich ein so veranlagtes Mädchen nicht diesem Berufe widmen wollte.“

Der gute Doktor nahm eine große Prise Tabak aus seiner Dose und beobachtete dabei die Wirkung seiner Worte. Der Gräfin war es, als ob der gute Mann den Vorschlag gemacht, Ingeborg solle bei der Feuerwehr eintreten.

„Herr Doktor,“ rief sie empört, „welcher Gedanke! Ingeborg sollte jedem Beliebigen das Bett machen und den Schmutz abwaschen, immer diese abscheuliche, unkleidsame, weiße Haube tragen und von jedem Lumpen ·Schwester genannt werden?“

„Nun, nun, wir wollen sie selbst fragen, mag sie entscheiden, hier kommt sie.“

Ingeborgs blasses, abgemagertes Gesicht strahlte von Glück, als der gute Doktor ihr seine Pläne darlegte.

„O Herr Doktor,“ sagte sie, seine beiden Hände ergreifend, „Sie haben in meinem Herzen gelesen, stets habe ich mich zu den Kranken hingezogen gefühlt und oft während Gerdas Krankheit dachte ich, daß mir ein Krankenzimmer viel schöner erscheine als ein Ballsaal.“ Ihre Gedanken kehrten zu dem einzigen großen Ball zurück, den sie je mitgemacht hatte, sie sah sich wieder mit Graf Arvid im Tanze herumwirbeln — wahrlich, der Ballsaal bringt nicht immer Glück!

Die Gräfin wußte selbst kaum wie es zuging, daß der schlaue Doktor alle seine Vorschläge zu ihrer Zufriedenheit auszuführen verstand, bald befand sie sich auf dem Rückwege nach dem Vaterland und Gerda mußte sich fügen, weil sie zu schwach zum Widerstand war. Die Trennung wurde ihnen allen schwer und als Ingeborg am Bahnhof das letzte Lebewohl winkte, strömten Thränen aus allen Augen. Von Ingeborgs Herzen jedoch fiel ein Stein: „endlich bin ich frei,“ sagte sie fast laut, „nun ich die Seinigen nicht mehr um mich sehe, muß es mir leichter werden, zu vergessen, woran mein ungehorsames Herz nur allzugern sich erinnert — ist Treue ein Fehler oder ein Verdienst, wer sagt es mir?“

* * *

In demselben Wagen, der vor zehn Jahren die zwanzigjährige Gouvernante, Fräulein Ström, vom Bahnhof abgeholt hatte, saß jetzt die Krankenpflegerin Schwester Ingeborg, die nach Sture-Holm gesandt war, um die lahme Gräfin Gyllenkrona zu pflegen. Als Ingeborg diese Anordnung ihrer Oberin hörte, begriff sie zum ersten Mal, in welch mißliche Lage ihr Beruf die Ausübenden führen kann, und sie erkannte deutlicher als je, daß nur eine unerschütterliche Liebe und strenger Gehorsam gegen Gott die Kraft verleihen kann, so unerwartete Schwierigkeiten zu überwinden. Die Zeit, die fast alle Wunden heilt, hatte auch ihre linde Hand auf Ingeborgs blutendes Herz gelegt, aber die Wunde war kaum vernarbt und jetzt schmerzte sie wieder. Ihre Lippen brannten, so auch ihre Wangen, als sie bei dem Fenster vorüberfuhr, an dem sie vor zehn Jahren gestanden, als die Gewißheit, geliebt zu sein, wie sie selbst liebte, ihr ganzes Wesen durchbebte. Wie oft hatte sie gewünscht, diesen Fleck aus ihrem Gedächtnis verwischen zu können, aber unser Wille hat keine Macht über diesen verborgenen Mechanismus unseres Gehirns.

Grau und öde stand das alte Schloß da, wie das Bild einer traurigen Vergangenheit, kein Hundegebell zum Willkommen, keine Spur von Menschenfüßen auf dem großen sandbestreuten Schloßhof, kein Laut fröhlicher Stimmen oder emsiger Arbeit, niemand auf der Treppe, die Reisende zu empfangen. Stille, langweilige Stille überall.

„Hier scheinen wohl alle zu schlafen,“ sagte der Kutscher und knallte mit der Peitsche. Darauf ertönte das heftige Klingeln einer Zimmerglocke, ein Diener stürzte heran, um die Thür zu öffnen, und Ingeborg stieg die wohlbekannte Treppe hinan, auf der sie in ihrer glücklichen Jugend hin und her gelaufen, das Herz nur von dem einen Gedanken erfüllt, wie schön ist das Leben!

Das also war sein Heim, hier lebte und webte er; wo aber sollte sie eine Spur seines schaffenden Geistes entdecken. Ein jeder drückt doch etwas von dem Gepräge seiner eigenen Persönlichkeit seiner Umgebung auf, wie war seine Persönlichkeit — — —? Hatte sie sich dies je anders als in allgemeinen Formen gedacht? nein — er war er, der Einzige gewesen, damit hatte sie sich in der Morgenbeleuchtung der Jugend begnügt, jetzt stand sie inmitten der scharfen, kritischen Mittagsbeleuchtung, die unbarmherzig jeden Flecken enthüllt. Sie war selbst so verändert, wie würde sie ihn finden!

Ingeborg hatte sich gleich melden lassen, aber es verging eine halbe Stunde, bevor sie zu der Kranken gerufen wurde. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen, als sie beim Eintreten sogleich den Grafen

Arvid entdeckte, der in einen Fauteuil gelehnt, eine Zeitung vor dem Gesicht hielt. Gräfin Ebba lag im Bett, so in rosa Seide und Spitzen gehüllt, daß sie wie ein Taufkind sich ausnahm, nur das gelbe, vertrocknete Gesicht sah aus wie die Heiligenbilder, die bei katholischen Festen ausgestellt werden. Welch ein Kontrast zwischen der hohen, vollen Frauengestalt Ingeborgs, in dem schwarzen Kleide, das reiche Haar von der steifen, weißen Haube bedeckt und dieser ausgeputzten Mumie.

Ingeborg näherte sich dem Bett und sagte, sich vorbeugend: „Guten Abend, ich bin Schwester Ingeborg."

„Dummheiten," kreischte die Gräfin, „ich hasse diese Anmaßung und werde Sie nie anders als Ingeborg nennen."

„Frau Gräfin wollen entschuldigen, daß ich dies nicht zugeben kann," erwiderte jene fest, „unser Beruf fordert eine Ausnahmestellung, um die Autorität zu behalten und wir werden aus dem Verband ausgestoßen, wenn wir uns in die Verordnungen nicht fügen."

„Hochmütiger Vorwand, um den Höhergestellten näher zu kommen! So, jetzt können Sie die Wunden untersuchen," sagte die Kranke, indem sie die Bettdecke zurückwarf und den Fuß hervorstreckte.

Ingeborg regte sich nicht, aber ihr Blick streifte den Grafen, der nicht zu hören, noch zu sehen schien, nachdem er die Schwester obenhin begrüßt hatte.

„Hört Sie nicht, was ich sage, ich befahl doch die Wunde zu besichtigen," rief die Gräfin.

„Dazu müssen wir allein sein," erwiderte Ingeborg ruhig, indem sie an den Waschtisch ging und die nötigen Gegenstände besichtigte.

„Arvid," schrie die Kranke wütend, „Du kannst sogleich wieder anspannen lassen, die Person muß augenblicklich aus dem Hause, ich lasse mir von niemand befehlen."

Der Graf stand jetzt auf, legte langsam die Zeitung fort und sagte, sich an Ingeborg wendend: „Halten Sie dies nicht für eine persönliche Beleidigung, es ist nur die gewohnte Art meiner Frau und Sie wären schon die vierte Pflegerin, die weggejagt würde. Nun ist aber das Bein so schlimm, daß es amputiert werden muß, wenn meine Frau sich nicht ordentlich pflegen lassen will, augenblicklich scheint sie die Amputation vorzuziehen. Ich meine aber Du bedenkst Dich noch, Ebba, nicht wahr?"

Wie ein Dolchstich durchfuhr es Ingeborg, als sie diese häusliche Scene beobachtete und die höhnischen Worte des Mannes vernahm. War dies der Jüngling, dessen liebenswürdiges, wehmütiges Lächeln ihr Herz so oft mit Mitleid und noch wärmeren Gefühlen erfüllt hatte?

Dies war der Anfang von drei schweren Monaten, die für Ingeborg wohl fast unerträglich geworden, wenn sie nicht von der Überzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß Pflichterfüllung die einzige Befriedigung verleiht und ihr höchstes Gebet „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern".

Es ist mit Herzen, wie mit Häusern, wenn neue Geister da hineinziehen, möblieren sie dieselben um und man erkennt die alten Räume nicht mehr. Vielleicht waren sie immer so kahl und unfreundlich, wie sie jetzt aussehen, aber man führte selbst so viele hübsche Sachen mit sich und ließ Sonne und frische Luft das Ganze durchströmen, daß der ganze Frühlingszauber zur Geltung kam. Die neuen Bewohner verstanden das vielleicht nicht und so legte sich Staub und Spinnengewebe darüber, der Staub des irdischen Gewinnes, das Spinnengewebe der kleinlichen Gedanken, die Mäuse des Mißtrauens, die in den Ecken sitzen und lauern, ob jemand sie fangen will. — Alle waren sie auch früher da, aber sie hatten nicht Gelegenheit zum Vorschein zu kommen und daher beurteilten wir das Ganze nach unseren Gefühlen und nicht nach dem, was es an sich war. So ging es Graf Gyllencron. Die gute alte Gräfin war tot und der Mangel ihres menschenfreundlichen Einflusses auf den Sohn machte sich mehr und mehr bemerkbar. Die Scheu und das Mißtrauen in seinem Charakter entwickelte sich nach allen Richtungen, er vermied jeden intimeren Verkehr und die Gesellschaft seiner boshaften Gattin verbitterte ihn noch mehr. Seine ökonomischen Bestrebungen waren nach und nach in Geiz ausgeartet, denn es geschieht oft, wenn der Mensch von höheren Interessen abkommt, daß er den irdischen Erwerb für seine höchste Pflicht hält. Aber die Jugend warf damals ein milderndes Licht auf die scharfen Ecken und ein liebendes Herz verschönerte das übrige.

Langsam aber sicher überkam das Bewußtsein ihrer Selbsttäuschung Ingeborg. Dieser Mann, den sie als ihr Ideal aufgestellt hatte, weil sie ihn zu kurze Zeit gekannt, um ihn anders, als mit der Phantasie zu beurteilen; dieser Mann, zu dem sie in späteren Jahren nie hätte aufblicken können, war nicht schlechter und nicht besser als andere, aber ach wie verschieden von dem, den sie gedacht. Wie der Nebel im Herbst die sonnige Landschaft verdüstert, so legte sich ein tiefer Schatten über die vergangenen zehn Jahre, in denen sie nur einer Illusion gelebt hatte, während sie dem Manne, der sie einmal freventlich um ihre Liebe angefleht, nur ein Spiel gewesen war, dessen er sich jetzt nicht einmal mehr erinnerte. Sie machte ihm keine Vorwürfe, denn er war, was er war und nur ihr Hang zum Idealisieren hatte etwas anderes aus ihm geschaffen. Ihr Glaube an die Menschheit aber erlitt einen harten Stoß. Langsam beschlich der lähmende Gedanke ihren Geist, sind die Menschen vielleicht nur das, wozu wir selbst sie machen, ist unser Glaube an sie ein Trug und unsere Liebe nur das grausame Spiel der eigenen Phantasie, der Wert des Gegenstandes nur Nebensache? —

Am Tage vor ihrer Abreise, während die Gräfin ihren Mittagsschlaf hielt, durchwanderte Ingeborg zum letzten Mal die Räume, in denen sie einst den kurzen Glückstraum gelebt und kam auch in den Salon, wo sie zum ersten Mal Graf Arvid erblickt. Leer und öde war das Zimmer, nichts erinnerte an die damalige Schönheit, die Balkonthüren standen offen und die Strahlen der glutroten Abendsonne

übergossen das Gemach mit einem Feuermeer. In diesem Himmelslicht vergaß Ingeborg alles, nur nicht die Seligkeit, die einst ihr Herz durchströmt, sie faltete die Hände und sprach leise: „O Gott, jetzt verstehe ich alles und trotz Leid und Weh danke ich Dir für das, was ich hier erlebt! Die heiligende Macht der Liebe liegt nicht in dem Glück des Besitzes, sondern in dem durch sie erweckten Bedürfnis sein eigenes Ich für andere zu opfern. Jetzt erkenne ich, daß nur die Liebe unser Herz groß und warm für die Menschheit machen kann und wir durch sie an Deine Liebe für uns Sünder zu glauben vermögen. Mag der Gegenstand sein, wie er will, die Liebe stammt von Gott und führt zu Gott!"

IV.

Die große Frage.

Auf einer Leiter, die an einen Kirschbaum gelehnt war, stand ein junger Mann und pflückte Kirschen in einen Korb. Unter dem Baum befand sich ein junges Mädchen, die ihre Befehle an den Pflückenden und an die sie umgebenden fünf Hunde erteilte.

„Höher hinauf!" rief Signe Ström ihrem Vetter Torsten zu, „dort hängen einige Kirschen, die prachtvoll aussehen — laß mein Kleid los, Murre, es ist schon zerrissen genug — willst Du mal das Bellen lassen, Topsy, sonst stimmen bald alle Hunde der Nachbarschaft ein — aber lieber Torsten, wo hast Du denn Deine Augen, daß Du nicht das Büschel siehst, das gerade hinter Dir hängt, die Beeren sind ja so reif, daß sie wie Feuer glühen! — Apporte, Kurre, da fiel eine zu Boden."

„Habe ich denn Augen auf dem Rücken, daß ich sehen soll, was hinter mir ist," lachte Torsten.

„O, mit gutem Willen kann man alles," behauptete Signe, „Du brauchst Dich ja nur auf der Leiter umzudrehen."

„Das wäre ein Wagstück selbst für einen Akrobaten."

„O nein, durchaus nicht, mein Junge; aber ich will Dir was sagen, Torsten, Du wirst zu dick, das geht so nicht weiter! Aus Liebe für die Haushälterin Petronella Punkt ißt Du viel zu viel von ihren schönen Puddings."

„Brrr," sagte Torsten.

„Gebrauche doch eine Schweninger Kur, dann wirst Du so gelenkig, daß Du Dich um Dich selbst drehen kannst.. So, nun mach noch einen Versuch."

Dies geschah auch, und nachdem Torsten auf einen Ast geklettert war, stand er endlich dem verlockenden Kirschenzweig gegenüber. Kaum hatte er aber Signe den Rücken gedreht, als sie den Hunden ein kleines Zeichen gab und wie der Wind den Hügel hinunterflog, von den Kötern in weiten Sprüngen gefolgt.

„Lebe wohl, mein Vetter," rief sie dem Verblüfften zu, „wenn Du mich aufsuchen willst, so kannst Du nachkommen."

Am See angelangt, stieg sie in ein Boot, befahl den fünf Hunden, auf der Brücke zu bleiben und ruderte das Ufer entlang nach einem von Weiden, Erlen und Hängebirken beschatteten Platz, wo in der Dämmerungsstunde die schönsten Barse zu angeln waren. Sie hatte sich wohl gemerkt, daß der zweite Kahn im Bootshause fehlte, und so konnte sie sicher sein, daß Torsten ihr nicht nachkäme. Jetzt galt es, Glück beim Fischen zu haben, um die Wette zu gewinnen, wer am Ende der Woche die meisten Fische zur Küche gebracht haben würde.

Sie hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als Torsten endlich mühsam von dem Baum geklettert war und am See anlangte, war der alte Fischer mit dem zweiten Kahn zurückgekehrt, und so stieg er ruhig in dies Boot, rief den Hunden zu „Such" und ruderte dorthin, wo die Tiere voran schwammen oder liefen. Signe hatte beim Erkennen der Gefahr sich lang in den Nachen hingestreckt, um unbemerkt zu bleiben, aber das half nichts, Torsten ruderte heran, band sein Boot an das ihrige und sagte ruhig:

„So, Signe, laß uns nun Frieden schließen. Ich halte dafür, daß ich durch mein Kommen die drei Barse, die noch an Deiner Zahl fehlten, verscheucht habe, und so bezahle ich Dir das Pfund Konfekt, das Du gewinnen wolltest. Und jetzt laß uns plaudern, wir haben nicht mehr viel Zeit dazu, da ich morgen abreise. Komm herüber in das größere Boot, dann versteht man sich besser."

„Ich danke, dann kann ich ja nicht fort, wenn Du zu unartig bist."

„Bitte, Signe, komm! Es ist so viel netter, wenn wir nebeneinander sitzen beim Plaudern."

„Das finde ich gar nicht — aber — ich glaube, es ist etwas feucht hier von der Angelschnur; nun so gieb mir denn Deine Hand, Torsten, es ist vielleicht besser für mein Kleid, daß es nicht naß wird."

Sie stieg in das Boot und setzte sich ihm gegenüber.

„Nun bitte, erzähle. Du hast doch etwas Hübsches zu berichten, nachdem Du mir diese gräßliche Mühe gemacht?"

„Ich wollte Abschied von Dir nehmen, wenn wir allein sind, Signe. Es werden vielleicht vier Jahre vergehen, ehe wir uns wiedersehen, und da muß man doch einen lichten Punkt in der Vergangenheit haben, zu dem die Gedanken immer wieder zurückkehren."

Warum bleibst Du so lange weg, Du kannst ja zurückkommen wann Du willst."

„Nein, das kann ich nicht. Wie Du weißt, verfolge ich immer dasselbe Ziel in meiner Arbeit, das Studium der Geisteskrankheiten im Zusammenhange mit den Verbrechen; soll ich dies im größten Maße thun können, muß ich Zeit haben, die besten derartigen Anstalten zu besuchen und meine Beobachtungen auszuarbeiten."

„Wo wirst Du das Geld dazu herkriegen?" fragte Signe, „wirst Du Schulden machen?"

„Nimmermehr, wenn ich es irgend vermeiden kann. Lieber esse ich und kleide mich wie ein Arbeiter, als daß ich mir so eine Kette um den Hals

lege. Schulden sind Krebsschaden, die einem das ganze Leben vergiften können; oft hat man mich hart genannt, weil ich leichtsinnigen Studenten nicht habe helfen wollen; das ist mir aber ganz einerlei. Mit einem kranken Kameraden teile ich gern mein letztes Stück Brot, für jemand aber, der seine Leidenschaften nicht beherrschen kann, habe ich kein Mitleid, nur Verachtung. Ich borge nie selbst und kann also fordern, daß man dergleichen Ansprüche auch nicht an mich stellt."

„Wie wirst Du es aber machen? Ich glaube nicht, daß Onkel Dir das Geld giebt, um diese ‚verrückte Idee', wie er Deine Pläne nennt, auszuführen."

„Zu Anfang habe ich ja die Erbschaft meiner Mutter, und dann ist des Vaters Herz oft zärtlicher als seine Worte. Ich fürchte auch nicht für die ersten Jahre, es ist erst, wenn die Ausführung meiner Vorarbeiten kommt, daß die Schwierigkeiten mir vielleicht über den Kopf wachsen. Käme es nur darauf an, Brot zu erwerben, so würden wohl meine Kenntnisse mir bald genug dazu verhelfen. Das ist jedoch nicht mein Hauptzweck. Man hält mich manchmal für einen Sonderling, und in der Hinsicht bin ich es vielleicht, daß die weltliche Stellung mir so indifferent ist. Ich bin gerade das Gegenteil von Dir, Signe, ich kann das Glück nicht in Luxus und Genuß sehen."

„Ja, Du bist immer solch ein Großvater Weisheit gewesen, aber mich überzeugst Du nicht; wäre es nicht wundervoll, so viel Geld zu haben, daß man alles thun kann, was man will? Giebt es etwas Schöneres, als eine große Gesellschaft mit schönen Toiletten und vielem Tanz?"

„Ich gehe lieber in ein Gefängnis und pflege die dortigen Kranken; und was die Unterhaltung anbelangt, so wird unter Geisteskranken nicht größerer Unsinn gesprochen, als auf den Bällen."

„Und unter solchen Menschen möchtest Du am liebsten leben?"

„Als Umgang würde ich sie mir nicht wählen, obgleich Du keinen Begriff davon hast, welch fesselnde Unterhaltung der alte Geistliche der beiden Anstalten und ich über unsere gemeinsamen geistigen und körperlichen Kranken führen. Aber mein Lieblingsgedanke ist es ja, die Kinder von solchen Verschrobenen zu erziehen. Ich möchte ein Heim gründen, wo Kinder von den schwersten Verbrechern und den schlimmsten Irren aufgenommen würden, ohne daß sie selbst oder andere wüßten, woher sie stammen. Da möchte ich beobachten, wie weit sich die Anlagen vererben, und ob nicht Luft, Kost, Umgebung und Erziehung sie vertilgen oder verändern könnten. Warum soll man bei Menschen nicht dasselbe erreichen können wie bei Tieren, und sie auf eine höhere Stufe bringen auch durch materielle Einwirkung?"

Signe folgte zwar mit Aufmerksamkeit der Rede ihres Vetters, aber er sah ihr wohl an, daß sie nur zur Hälfte seine Worte verstand. Daher brach er plötzlich ab und sagte nach einer Weile: „Nun ist aber genug von mir gesprochen worden, jetzt wollen wir von Dir reden. Signe, weißt Du, ich mag diese Geschichte mit der Hochschule gar nicht."

„Du magst wohl überhaupt nie etwas, das amüsant ist, nicht wahr?"

„Doch; aber dieser immerwährende Umgang mit jungen Leuten, von denen Du weiter gar nichts weißt, als daß sie mehr oder weniger gut spielen oder singen, will mir gar nicht gefallen."

„Ich habe ja nichts mit ihnen zu thun, sie gehen ihre Wege und ich die meinigen."

„Das glaubst Du jetzt, aber dabei bleibt es nicht! Man gewöhnt sich allmählich an vieles, was einem im Anfang unmöglich erscheint. Man will nicht von den anderen verschieden sein, und so entstehen leichte Manieren, Klangwörter, Herumtreiben auf den Straßen, Besprechungen auf den Korridoren und am Eingang, lautes Lachen und ungeniertes Wesen mit den Herren; und nun gar die Bälle — ja vielleicht sogar Maskenbälle — —" er holte Atem und Signe benutzte den Augenblick.

„Torsten, kannst Du mir sagen, warum alte Leute immer so langweilig werden?"

Torstens braune Wange färbte sich etwas höher, als er fragte:

„Soll dies Bezug auf mich haben, Signe?"

„Natürlich; es ist doch als ob alte Leute nie selbst jung gewesen wären, nie haben sie sich amüsieren oder Thorheiten begehen mögen, immer heißt es: in meiner Jugend war es nicht so! Dabei denke ich immer, wenn Ihr selbst Euch tüchtig in der Jugend amüsiert hättet, so würdet Ihr auch die Jugend jetzt besser verstehen können."

„Wie alt glaubst Du denn eigentlich, daß ich bin," fragte Torsten.

„Ach, das ist schwer zu sagen, so zwischen dreißig und sechzig wird es wohl sein."

„Aber Signe, ich bin ja erst sechsundzwanzig."

„Ist es möglich! Ich habe mir immer gedacht, daß der Patriarch Abraham so aussah wie Du."

Torstens Eigenliebe war verletzt, als er aber Signes lachende Augen und schelmische Grübchen gewahrte, wurde er wieder gut. Er hub von neuem an:

„Willst Du mir nun versprechen — —"

„Halt, Torsten, ich verspreche nie etwas, weil ich so fürchte, es nicht halten zu können."

„Aber dies kannst Du halten, wenn Du willst. Es ist nur das Versprechen, oft, oft, ja jeden Tag an mich zu denken."

„O, nichts anderes? Das werde ich nicht umgehen können, denn Du wirst mir immer fehlen! Wer soll mir all meine Besorgungen machen, wenn Du weg bist, und dann weißt Du, sind zwar die Hunde eine ganz nette Gesellschaft, aber alles können sie mir doch nicht zu Gefallen thun, so zum Beispiel nicht sprechen, und wenn ich eine besondere Blume haben will, so verstehen sie auch nicht welche! Da werde ich gleich denken: wenn doch Torsten hier wäre."

„Pfui, Signe, wirst Du denn nie lernen, ernst zu sein? Verstehst Du denn nicht, daß es Deine Aufgabe ist als meine Freundin, an mich zu denken? Du bist doch jetzt sechzehn Jahre alt, da muß ein Mädchen nicht nur spielen und scherzen können, sie

muß auch wissen, daß sie Pflichten gegen sich selbst und andere hat und nicht nur für den Augenblick lebt." —

Signe saß und spielte mit der Hand im Wasser, um die in allen Farben schillernden Tropfen zu beobachten, dabei tauchte sie den weißen Arm immer tiefer hinein, der wie Marmor glänzte, den Kopf hielt sie gesenkt und die zwischen den Zweigen durchdringenden Sonnenstrahlen glitzerten auf ihren goldigen Haarflechten. Immer tiefer bog sie sich herab, bis das Boot beinah auf der Seite lag.

„Nimm Dich in acht, Signe," rief Torsten, der sie mit liebenden Augen betrachtete, „sonst kippt das Boot um. Wohin schaust Du denn so eifrig in die Tiefe, anstatt mir zu antworten?"

Signe blickte auf, ließ aber auf die Antwort warten, dann sagte sie plötzlich:

„Torsten, findest Du nicht, daß das Wort ‚Pflicht' ein furchtbar schwer verständliches ist? Ich finde, die Menschen lügen sich selbst und anderen so oft etwas vor mit ihren selbst erschaffenen Pflichten, wobei sie im Grunde nur ihren eigenen Willen thun; besonders aber wissen sie ganz genau, wie die Pflichten ihres Nächsten aussehen sollen. Nun sagst Du, es wäre meine Pflicht, an Dich zu denken; das kann ich aber nicht einsehen, wenn es nicht auch zugleich mein Wunsch ist. Die alten Damen bei Mama jammern immer über ihre geselligen Pflichten und die großen Gesellschaften, die sie geben oder denen sie beiwohnen müssen, im Grunde ist es aber nur ihre Eitelkeit und der Wunsch nicht hinter den anderen zurückzustehen, der sie dazu treibt. Sie nennen es ‚Pflicht', Bälle zu geben, dabei liegt aber stets im Hintergrund der Wunsch, eine passende Heirat für die Tochter zu finden. Ich glaube jedoch, wenn ein Freier kommen soll, so kommt er selbst durch den Schornstein. Dann folgt die gute Präsidentin und predigt mir vor, es wäre meine ‚Pflicht', Mama den Haushalt abzunehmen, ich kenne aber mein Mütterlein, sie kann sich nicht daran gewöhnen, daß ich als erwachsenes Mädchen meine eigenen Ansichten im Haushalt haben kann, sie wird nervös, wenn ich nur den Leinenschrank öffne und muß immer gleich nachsehen, ob ich auch die Servietten in das richtige Fach gelegt habe. Da sage ich mir, zwei brauchen doch nicht zu thun, was eine will und so laß ich diese Pflicht beiseite. In der Schule stellt ein jeder Lehrer mir sein Lehrfach als meine ‚Pflicht' dar, ob ich dafür Talent habe oder nicht, nur um sich mit mir brüsten zu können, und nachher nennen sie mich trotzig, wenn ich mich mit so fruchtloser Arbeit nicht abgeben will. Ich bin aber wirklich nicht so trotzig und leichtsinnig, wie die Menschen mich ausgeben, nur will ich überzeugt sein, daß eine Pflicht wirklich eine Pflicht ist und nicht bloß ein Vorwand."

„Das kommt wohl, weil Du nicht gehorchen willst, kleine Signe," sagte Torsten gutherzig.

„Nein, darin thust Du mir Unrecht, wenn ich überführt bin, gehorche ich auch und bin auf meine Weise pflichttreu. Ich vermag aber nicht mit Versprechungen um mich zu werfen, ohne sie zu halten, wie andere Mädchen dies thun, ich kann auch heut keine Freundin haben, die ich morgen verlasse, nicht etwas übernehmen, ohne es auszuführen, denn darüber empfinde ich einen Katzenjammer, der mich nicht in Ruhe läßt. Ich will mich nicht besser machen als ich bin, aber ich habe das Gefühl, daß, wenn ich einmal zu jemand mit vollem Vertrauen aufblicken könnte, so würde ich, um ihm zu gehorchen, alles zu opfern vermögen."

Torsten hätte vor ihr niederknieen mögen, als er in das liebliche, halbernste Gesicht schaute, seine Stimme war dumpf vor Bewegung, während er sie fragte:

„Könntest Du auch Deine Genußsucht opfern, Signe? Deine Leidenschaft für ein luxuriöses Leben, Dein Bedürfnis nach Vergnügen, vermöchtest Du einen armen Mann zu lieben?"

„Wie kann ich das wissen, ehe ich ihn gesehen habe," lachte Signe, „aber hier räsonnieren wir über Zukunftspflichten und versäumen die nächstliegenden. Sieh doch, Torsten, wie das Boot vom Strom getrieben worden ist, jetzt kannst Du zusehen, wie Du mit den Angelschnüren aus dem dicken Seegras herauskommst."

Dies gelang auch nur mit großer Mühe und Signe trug nicht gerade dazu bei, die Schnüre in Ordnung zu bekommen, denn hinter Torstens Rücken schlug sie hier und da eine hindernde Schlinge, endlich kamen sie los und ruderten langsam nach Haus. Beide schwiegen, Signe war beschäftigt, einen Kranz aus Seerosen für ihre Schwester Helga zu winden, Torsten kämpfte mit sich selbst, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen; fast hätte er sich verleiten lassen seine Gefühle zu verraten, was bei seiner jetzigen unsicheren Existenz ein Verbrechen gegen das junge unerfahrene Mädchen gewesen wäre; so langten sie schweigend bei der Brücke an, wo die bellenden Hunde ihrer harrten. Nachdem die Boote angebunden waren, gaben sie dem Senior der Vierfüßler den Korb mit Katzenfischchen zu tragen, wobei der Köter furchtbar wichtig that, mit dem Schwanz wedelte und sich immer umsah, ob die Kameraden auch bemerkten, welches Vertrauen er genösse.

„Willst Du mir heut abend noch eine letzte Freude machen, Signe?" brach Torsten endlich das Stillschweigen.

„Gern, sehr gern, lieber Torsten."

„Ich möchte Dich noch einmal ganz allein im großen Salon singen hören. Wenn die anderen dabei sind, giebt es nie Ruhe, weil Vater doch nicht Geduld hat, so lange stillzuschweigen. Wollen wir uns dort um fünf Uhr treffen, dann schläft Papa und wir sind ungestört?"

Während er dies sagte, waren sie den Hügel heraufgekommen und gingen durch den Gemüsegarten. Dort stand die Haushälterin, Mamsell Punkt, und breitete Wäsche auf die Stachelbeerbüsche aus. In diesem weiblichen Individuum war eine heftige Leidenschaft für den Sohn des Hauses entbrannt. Zu Anfang ihrer Dienstzeit hatte sie wohl dem Hausherrn ihre Zärtlichkeit zugewandt, aber diese hatte er unbewußt für immer verscherzt, als er das letzte Mal den Anmeldezettel ausfüllte. Als er sie damals nach

ihrem Geburtsjahr gefragt, war sie in zwölf Monaten fünf Jahre jünger geworden, worauf er trocken die Bemerkung machte: „Wissen Sie, Mamsell, wenn es so rasch mit dem Verjüngern weitergeht, werde ich Sie wohl zuletzt als ‚neugeboren‘ in ein Kinderheim einschreiben müssen.“ Dies konnte die Punkt nie verzeihen und seitdem trat der Sohn die Erbschaft ihrer Hingebung an, die sich in tausend kleinen, von ihm unbeachteten Aufmerksamkeiten kundgab.

Wie sie nun da stand, hörte sie die von Torsten geäußerten Worte und Signes Antwort:

„Jawohl, ich will pünktlich um fünf Uhr im Salon sein, wir können ja die Thür zuschließen, so kann niemand uns stören.“

„Das wollen wir doch sehen, mein feines Fräulein,“ dachte Petronella, ich möchte wohl wissen, was Du sagen würdest, wenn eine Dienerin so ein Stelldichein geben würde, aber die Reichen erlauben sich alles.“ Mit diesen Gedanken hing sie rasch mehrere Stücke Wäsche aufeinander, um schneller fertig zu werden und Zeit zu haben, ihre Pläne auszuführen und dem Rendezvous beizuwohnen.

Punkt fünf Uhr traten die beiden Verwandten in den großen Salon, dieser war unverändert geblieben seit ungefähr einhundertfünfzig Jahren, als das Schloß gebaut wurde. Es war ein ausgezeichnetes Musikzimmer, die Wände waren getäfelt, weder Teppiche noch Vorhänge fingen den Schall auf und nie klang Signes Stimme schöner als hier. Der Möbel waren wenige, da der Raum selten benutzt wurde, nur dann und wann, bei Gelegenheit eines Balles. An der einen Wand befand sich ein offener altmodischer Kamin, der im Sommer von einem Schirm, worauf in Tapisserie ein Ritter einem Edelfräulein den Hof macht, verdeckt wurde. Im Winter wurde er zuweilen geheizt, weil man größtenteils das Winterobst hier aufbewahrte. An der anderen Wand stand ein altes Piano, nicht sehr schön, aber mit einem weichen Ton, der gut zu Signes Stimme paßte.

Als Signe eintrat, trug sie ihren Liebling Topsy auf dem Arm. „So, mein Würmchen,“ sagte sie, „nun mußt Du fort, hier soll's still sein. Lauf nun, damit ich die Thür zumachen kann.“

Aber Topsy wollte nicht gehorchen, gleich beim Eintritt spitzte er die Ohren und schnupperte mit der Nase und als Signe ihn auf die Erde stellte, fing er sofort an herumzuschnüffeln, als verfolge er eine Spur. Plötzlich machte der Hund vor dem Kaminschirm Front und erhob ein entsetzliches Gebell. „Er wittert eine Ratte,“ sagte Signe erklärend, „deren giebt es hier zuweilen. So, Topsy, komm jetzt, Du mußt wirklich gehorchen! Hinaus mit Dir!“

Aber die wachsame Topsy ließ sich nicht beruhigen, sie legte sich platt auf die Erde, winselnd und bellend, daß man taub werden konnte.

„Es muß etwas im Kamin stecken,“ sagte Torsten. „Halte den Köter fest, Signe, so will ich den Schirm rücken.“

Gesagt, gethan —— Vetter und Cousine standen sprachlos da, im Kamin steckte Petronella Punkt! Der Raum war zu eng, um eine andere Stellung einzunehmen, und so lehnte sie mit der einen Seite an die neugestrichene Kalkwand und mit der anderen auf dem schwarzen Boden, wohin der Ruß aus dem Schornstein gefallen war. Sie bot einen kläglichen Anblick dar, halb schwarz, halb weiß, wie die Clowns im Cirkus, das Gesicht und die Hände hatten auch ihr Teil von beiden Farben bekommen.

Zuerst starrten die beiden die unglückliche Haushälterin an, die in einer so fatalen Situation entdeckt worden war, dann aber brach das Gelächter los, Signe schrie förmlich und Torstens Baßstimme rollte dazwischen. Er witterte jedoch eine Bosheit hinter der Lächerlichkeit und stellte sich sogleich vor den Eingang. Mühsam kroch Petronella auf allen Vieren aus ihrem Versteck heraus, was ihr Aussehen noch komischer machte, und als sie entschlüpfen wollte, sagte Torsten fest:

„Halt, Mamsell, Sie kommen hier nicht weg, ehe Sie mir sagen, was Sie im Ofen zu thun hatten.“

Bevor sie zu antworten vermochte, stürzten die Hausgenossen durch das Geräusch herbeigelockt samt den Hunden von allen Seiten herbei, es gab ein Fragen, Lachen, Quietschen und Bellen, daß kein Wort zu verstehen war und dabei stand die schwarz und weiß marmorierte Petronella als Mittelpunkt aller Blicke. Bald hatte aber Frau Margareta die Fassung wieder erlangt und sagte ernst:

„Gehen Sie an Ihre Arbeit, Mamsell Punkt, ich werde nachher mit Ihnen sprechen.“

Es dauerte noch lange, ehe die Jugend aus der Lachstimmung herauskam, dadurch wurde der Ernst des Abends, der wohl sonst alle mehr oder weniger bedrückt hätte, in etwas gehoben; der alte Herr Göran Ström trennte sich ungern von dem einzigen Kinde, das er in seiner etwas trockenen Weise doch zärtlich liebte. Daß der Junge auf mehrere Jahre die Heimat verlassen wollte, da er es doch im Vaterlande so gut haben konnte, war ihm unfaßbar. Daher machten ihn die Abschiedsgedanken auch zugleich ärgerlich. „Dumme, neumodische, unausführbare Ideen,“ murmelte er verdrießlich, als er den unschönen Sohn mit der schönen Signe scherzen hörte. Wäre es nach seinen Ideen gegangen, so hätten die beiden nichts Besseres zu thun, als eine Hochzeitsreise anzutreten und sich nachher bei dem alten Vater niederzulassen. Jetzt mußte seine häusliche Gemütlichkeit von einer alten Hexe von Haushälterin abhängen, die er außerdem am nächsten Tage aus dem Hause zu jagen gedachte.

Petronella Punkts Intermezzo hatte aber noch andere Folgen. Das Lächerliche dieser Episode machte den Tag für Signe unvergeßlich und dies Gedenken beschränkte sich nachher nicht nur auf den letzten Abschnitt, sondern umfaßte auch das Vorhergehende. So hatte Torsten einige Worte fallen lassen, deren Bedeutung nicht auf Signe berechnet war, die aber dereinst in der Zukunft wie Feuerschrift vor ihrer Seele stehen sollten, dadurch einen verhängnisvollen Einfluß auf ihr Leben ausüben.

* * *

Nach einer Abwesenheit von achtundzwanzig Jahren nahm Margareta Ström wieder ihren Wohn-

sitz in Stockholm, wo sie ihre glückliche Jugend zugebracht, wo sie den Mann hatte lieben lernen, mit dem sie späterhin so viel Glück und Leid geteilt. Wie verschieden von damals erschien ihr jetzt das Leben mit seinen wenigen Lichtstrahlen, seinen tiefen Schatten. Jetzt hieß es ertragen, nicht genießen, und Geduld üben, wenn es keine andere Hilfe gab.

Es war fast ein Glück für ihr treues Herz, daß, neben allen in ihrem Freundeskreis eingetretenen Veränderungen, die Stadt auch in äußerer Form eine ganz andere geworden war; sie wohnte jetzt in einem Stadtteil, wohin man in ihrer Jugend Landpartieen machte, sie spazierte in einem schönen Park, wo sie damals auf dem See gerudert war, sie fuhr blitzschnell durch den Berg, auf dem sie als Kind herumgeklettert, und kam in wenigen Sekunden mit dem Lift auf Mosebacke an, das damals weder zu erreichen, noch sicher vor Überfällen war. Alles war fremd, neu, und so riefen die Umgebungen keine trüben Erinnerungen wach.

Mit bangem Gefühl, aber klarem Blick richtete sich Frau Margareta in den neuen Verhältnissen ein. Ihr guter Schwager hatte ihren zwei ältesten Kindern die Mittel zu ihrer Ausbildung gewährt, jetzt wollte er es auch für seinen Liebling Signe thun, und da sie für Musik entschiedenes Talent hatte, konnte die Mutter nur mit Dankbarkeit sein Anerbieten annehmen, obgleich sie mit Angst und Widerwillen sich die Möglichkeit vorstellte, daß deren Konsequenzen das öffentliche Auftreten mit sich führen könnten. Daß der große Umzug und das viel teurere Leben in der Hauptstadt alle ihre kleinen Ersparnisse verschlingen würde, sagte sie ihm nicht. Er hatte sich schon erboten, die Miete zu zahlen und daher erschien ihr die Erwähnung jeder weiteren Geldfrage wie eine Bettelei. Deshalb hatte sie sich gleich vorgenommen, durch feine Handarbeit etwas nebenher zu erwerben, sie hatte eine lohnende, aber für die Augen sehr anstrengende Thätigkeit gewählt, die Reparatur von echten Spitzen. Dadurch kam sie nur mit den feinsten Damen in Berührung, die froh waren, ihre Schätze so sicheren Händen überlassen zu können. Besonders fand sie an der Königin eine sichere Kundschaft, da die Majestät seit Jahren jemand gesucht hatte, die fast unschätzbaren alten Points in stand zu halten. Hierdurch wurde sie auch gezwungen, eine Wohnung in einer der modernen Straßen zu suchen, was sie sonst des Preises wegen nicht gethan hätte, die vornehmen Kunden würden sich aber schwerlich bequemen, nach weitentlegenen Stadtteilen zu fahren, und so mußte die größere Einnahme die größere Ausgabe decken. Ein Vorteil dabei war ferner, daß die junge, auffallend schöne Signe auf ihren täglichen Wanderungen nach der Hochschule stets nur belebte feine Straßen passierte.

Nach einigen Monaten war alles im besten Gange, Frau Ström hatte mehr Arbeit als sie bewältigen konnte, Signes schöne Stimme berechtigte ihre Lehrer zu den größten Erwartungen und auch die jetzt erwachsene Helga hatte eine ihr zusagende Thätigkeit gefunden. Das bescheidene ruhige Mädchen übernahm den Haushalt, damit die Mutter die hellen Vormittage ausschließlich für ihre feine Arbeit benutzen konnte; außerdem fand sie bald Gelegenheit, die Leidenschaft ihres ganzen Lebens, die Erziehung kleiner Kinder nämlich, auszuüben. Wie sie in ihrer Kindheit sich um nichts als ihre Puppen gekümmert hatte und es damals für das größte Glück gehalten, vierundzwanzig Kinder zu haben, so hatte sie sich seitdem in derselben Richtung konsequent entwickelt. Von Onkel Göran wurde sie stets die „Gänseliese" genannt, weil sie bei ihm auf dem Lande nie ohne eine Herde von wackelnden, krabbelnden, schwankenden Würmchen, die kaum auf den Beinchen zu stehen vermochten, zu sehen war. Sie war mit einem Mutterherzen geboren und es war ganz komisch zu beobachten, mit welcher Sicherheit sie so ein kleines Ding anfassen und ankleiden konnte. Sie war ein kluges, vernünftiges, aber kein reichbegabtes Mädchen, daher interessierte sie sich auch nicht für die intellektuelle Erziehung älterer Kinder; den kleinen, hilflosen, unentwickelten bewies sie aber eine himmlische Geduld und den feinen Instinkt, auch das kleinste Lichtchen zur Geltung zu bringen. Es war ihr und der Mutter also eine große Freude, als einige Familien aus der Nachbarschaft sie baten, eine Klein-Kinderschule zu gründen. Selbst hätte Helga in ihrer Bescheidenheit nie den Mut hierzu gehabt, aber da man sie eindringlich darum bat, war sie nur zu glücklich, ihrer Neigung folgen zu dürfen. Für die gewöhnlichen Jugendvergnügungen fehlte ihr der Hang. Kränklich in der Kindheit, war sie immer schwächlich geblieben und hatte von äußerer Schönheit gar nichts als gute graue Augen und ein wohlthuendes Lächeln um den gutgeformten Mund. Die jungen Mädchen fanden sie meistens langweilig, die jungen Herren ahnten einfach nicht, daß sie existierte — nur die Kinderherzen schlugen ihr entgegen und unter ihnen fühlte sie sich in ihrem Reich.

Auch in geselliger Hinsicht hätte die Familie viele Annehmlichkeiten haben können, wenn nicht Geldmangel vorhanden gewesen wäre. Das Andenken von Margaretas Vater, des verehrten Justizrats Borg, und die große Anerkennung, die man dem verstorbenen, noch mehr als dem lebenden Schriftsteller und scharfen Juristen Ström zollte, öffnete der hinterlassenen Witwe jede Thür der guten Gesellschaft. Aber treu ihrem Grundsatz, nie über ihre Einnahme zu leben, schlug Margareta gleich jede derartige Annäherung ab. Sie wußte zu gut, was es heißt, wenn eine Familie fast das Notwendige entbehrt, um den Töchtern neue Ballkleider anzuschaffen, oder welche unnötig bittere Demütigung es für ein junges Mädchen ist, über die Schulter angesehen zu werden, weil sie die neueste Mode nicht hat mitmachen oder das letzte Theaterstück nicht hat sehen können. Das sind solche kleinen Stiche, über die man im Alter lacht, die aber in der Jugend dem Charakter eine falsche Richtung geben können!

Für Signe waren diese Einschränkungen ein Greuel. Schon ihr zweimal gewandtes Kleid war ihr eine harte Nuß, nun sollte sie auch ihrem Lieblingsgedanken, die Freuden der großen Welt zu kosten, entsagen. Dies geschah auch nicht ohne eifrigen Protest ihrerseits. Mit jedem Jahre wurde Signe

ihrem Vater ähnlicher, dasselbe sanguinische Temperament, derselbe Widerwille gegen das Sichfügenmüssen, dieselbe Überzeugung von der eigenen Kraft. Sie dachte wenig an die Zukunft und genoß den Tag wie er kam; jedoch verbarg sich hinter dieser scheinbaren Oberflächlichkeit eine wehmütige Sehnsucht nach etwas Besserem, was sich aber nur in ihrem Gesang verriet. Wenn möglich, liebte Margareta ihre zweite Tochter noch inniger ihrer Fehler wegen, worin jeder Zug an den Geliebten ihrer Jugend erinnerte. So hatte auch er gewähnt, die Verhältnisse ändern zu können, das Geld gering geachtet und keine Schwierigkeiten gesehen, wenn es galt, seinen Willen durchzusetzen. Er war darüber zu Grunde gegangen, obgleich er ein Mann war!

* * *

Signe hatte in der Hochschule keine intimeren Bekanntschaften gemacht, aber es erging ihr ganz so wie Torsten es vorausgesagt hatte. Sie wollte sich nicht zu sehr von den anderen unterscheiden, besonders da man ihr oft Hochmut vorwarf, und so kam sie allmählich in einen gewissen Verkehr mit den übrigen Schülern. Dieser tägliche Umgang brachte zuweilen einen Austausch von Gedanken und Anschauungen, die ihr so fremd waren, als hätte sie eine neue Sprache gehört. Einiges berührte sie so unangenehm, daß sie es gleich von sich wies, einiges versetzte sie in Erstaunen, wieder anderes übte Einfluß auf sie, so zum Beispiel die stets wiederkehrende Lehre von der Berechtigung der Jugend, sich unabhängig von den Vorurteilen und Ansichten älterer Leute zu machen. Man behauptete, es sei Vorurteil, daß ein junges Mädchen nicht über jeden Gegenstand sprechen, nicht jedes Buch lesen könne, sich in der Öffentlichkeit nicht so frei bewegen dürfe wie die jungen Männer. Ein Vorurteil sei es auch, in die Kirche zu gehen und seine Ideen von dummen Priestern fesseln zu lassen. Ein Vorurteil wäre es ferner, sich in der Kirche trauen und die Kinder taufen zu lassen. Alles sei überhaupt ein Vorurteil, was den geringsten Druck auf eine zügellose Freiheit ausübe. Bei solchen Unterredungen geschah es nicht selten, daß die jungen Männer größere Mäßigung in ihren Freiheitsideen bekundeten als die weibliche Jugend.

Einmal sagte sogar ein Jüngling: „Ja, wenn aber die Frauen wie Männer werden, wen sollen wir dann lieben und verehren als Gegensatz zu uns?"

Signe öffnete ihre Ohren weit, das waren andere Lehren, als die von Hause gewöhnten! Sie dachte an ihre Schwester Ingeborg, an den Bruder Gunnar, an den Vetter Torsten, waren sie wirklich solche antediluvianischen Erscheinungen, wie dergleichen Charakter in dieser lustigen Welt bezeichnet wurden? „Alles für sich, nichts für andere thun", so lautete der neue Grundsatz; konnte er richtig, konnte er auch beglückend sein?

Nach und nach gewöhnte sie sich jedoch an die neuen Lehren, von denen viele mit ihren eigenen Anschauungen übereinstimmten, mit ihrer Mutter jedoch sprach sie nie darüber, „das hieße nur Mama unnütz beunruhigen, ältere Leute vermögen selten die neue Zeit zu verstehen und geben nie zu, daß die Jugend ebensogut denken kann wie sie selbst. Ich bin ja selbst für meine Handlungen verantwortlich und weiß doch ebensogut wie andere, was Recht und Unrecht ist."

Bald genug kam es dazu, daß sie diese Meinung in Handlungen übersetzte. Bei einigen der musikstudierenden Jünger war es Gewohnheit nach den Stunden zum Konditor zu gehen und dort eine Erfrischung nach der Arbeit und vor der weiten Mittagspromenade einzunehmen. Signe war oft aufgefordert worden mitzugehen, aber da sie selten bei Kasse war, wenn nicht Onkel Görau ihr etwas Taschengeld geschenkt und sie bei der hartarbeitenden Mutter nicht Geld für Näschereien erbitten mochte, so hatte sie bis jetzt, trotz ihrer Schwäche für Süßigkeiten, der Versuchung widerstanden. Eines Tags machte man ihr wieder den Vorschlag, gemeinschaftlich Schokolade zu trinken, Signe wollte eben ablehnen, als eine junge Dame höhnisch sagte:

„Ach, laßt doch das Baby in Ruhe! Sie darf nicht ein Glas Wasser ohne die Erlaubnis ihrer Mama trinken."

Diese Worte trafen den wunden Punkt Signes. Um sich unabhängig zu zeigen, erwiderte sie kurz: „Ich gehe mit," und bald saß sie die Fröhlichste, unter den Fröhlichen, in dem eleganten Café.

Als sie nach einer Weile aufstand, um ihre Rechnung zu bezahlen, entdeckte sie zu ihrem Entsetzen, daß sie kein Geld mit hatte; sie zitterte vor Aufregung, während sie dem Ladenfräulein eine Entschuldigung vorstammelte. Dieses schien aber so unbefangen, als ob es sich um die natürlichste Sache der Welt handelte und versicherte lächelnd, dergleichen käme täglich vor, sie freue sich, daß dies eine Veranlassung sei, die junge Dame wiederzusehen. Voller Scham blickte Signe sich um, ob wohl jemand diesen kleinen Zwischenfall bemerkt hätte, aber die Küste war klar, die anderen standen schon vor der Thür, und beglückt versicherte Signe dem Ladenfräulein, sie würde am folgenden Tage wiederkommen.

Als Signe zu Hause angelangt war, wollte sie der Mutter gleich alles erzählen, diese hatte jedoch Besuch und am Nachmittag war Signe ausgebeten. So verging der erste Tag, ohne daß es zur Aussprache kam, sie fühlte ein großes Unbehagen, wußte sie doch, daß die Mutter das Geschehene mißbilligen würde und es beleidigte ihren Stolz, wie ein Schulmädchen darüber ausgescholten zu werden. Am folgenden Morgen sah sie ihr Betragen in einem anderen Licht. „Warum brauche ich überhaupt mit der Mutter über diese Lappalie zu sprechen, ist es nicht mein eigenes Geld, was der Onkel mir zu meinem Vergnügen geschenkt hat? Die Mama hat doch gar zu altmodische Ansichten über das, was sich für junge Mädchen schickt! Gehen nicht alle meine Bekannte zum Konditor und viele bezahlen erst nach Wochen, wie mir das Ladenfräulein versicherte! Das kann man doch nicht Schulden machen nennen, wovor Mama solche Angst hat, nein, gewiß nicht. Wenn ich heut die siebenzig Pfennig bezahle, so ist die ganze Sache vergessen

und Mutter nicht um eine Kleinigkeit aufgeregt; wenn sie mich frägt, werde ich natürlich die Wahrheit sagen."

Beim Konditor wurde Signe wie eine alte Kundin empfangen, und um sich den Anschein zu geben, daß der gestrige Geldmangel wirklich nur zufällig gewesen, bestellte sie sofort zwei Eistörtchen, die sie mit Wonne verzehrte. Einem reichen Mädchen wäre diese Idee kaum gekommen, aber die verschämte Armut gerät leicht durch falschen Stolz auf solche Irrwege. Das Ladenfräulein teilte ihr mit, daß kräftige Bouillon und Fleischpasteten um diese Stunde immer bereit seien, das wäre ein stärkendes Frühstück für die jungen Damen, die in der Hochschule angestrengt gearbeitet hätten. Signe fiel in die ausgelegte Falle und beschwichtigte ihre Bedenken, was wohl die Mutter zu diesen Besuchen beim Konditor sagen würde, mit der Entschuldigung, daß Bouillon keine Näscherei wäre, sondern eine gute Nahrung, deren sie wohl bedürfe bei der einfachen häuslichen Kost. Um die Mama nicht zu betrüben, hatte sie dies nicht aussprechen wollen und so betrat sie öfter und öfter den zuerst so unmöglich erscheinenden Weg, damit das alte Sprüchwort bestätigend: „ce n'est que le premier pas, qui coûte." Zu Anfang bezahlte sie regelmäßig, dann geschah es, daß sie nicht bei Kasse war und anschreiben ließ, nach und nach vergaß sie vollständig, daß sie Schulden machte. Die sie gänzlich absorbierenden Studien und die neue Umgebung, in der sie lebte, trennten sie mehr und mehr von der Mutter, die nichts dagegen vermochte und nur klagen konnte, daß sie ihre Signe verlöre. Das junge Mädchen nahm sich keine Zeit zum ernsten Nachdenken, sie lebte dem Augenblick, berauscht vom Zauber des verführerischen Künstlerlebens, das in der Ferne so dornenlos aussieht. Je weiter sie sich musikalisch entwickelte, desto reifer wähnte sie auch ihr Urteil in anderer Hinsicht. Das Wort „Kunst" erschien ihr wie ein Talisman, der jede andere Pflicht in den Hintergrund drängte; so stand sie auf dem Standpunkt der halbgebildeten Jugend, die noch nicht weiß, daß sie nichts weiß. Und darum blickte sie auch, trotz der warmen Liebe zur Mutter, mit einer gewissen Geringschätzung auf deren veraltete, für die Neuzeit unbrauchbaren Ideen und genoß in vollen Zügen die mehr und mehr zunehmende Unabhängigkeit.

In den musikalischen Kreisen sprach man schon sehr viel von Signes wundervoller Stimme und ihrem ganz eigenartigen Talent. Beim Singen vergaß sie alles und riß alle hin. Über ihr jugendfrisches, etwas keckes Wesen legte es sich dann wie ein Schleier von Ernst und Tiefsinn, als ob aus ihrem Innersten Gefühle und Gedanken emporstiegen, die sonst verborgen lagen. Bei dergleichen Gelegenheiten hatte sie für Schmeicheleien und schöne Redensarten kein Ohr; wenn sie aufhörte zu singen, so schien es, als ob sie die Thür ihres Heiligtumes wieder schlösse, worin ein fremdes Eindringen ihr unangenehm sei. Dies im Verein mit ihrer auffallenden Schönheit machte sie zu einem Gegenstand von ungewöhnlichem Interesse. Man fühlte, daß diese dunkelblauen Augen noch eine ganz andere Sprache sprechen konnten als die der unbefangenen Jugendfreude, und daß dem Wort „ich will" aus diesem festen Munde kein zweideutiger Sinn unterzulegen sei. Mit älteren Herren, die sich mit Signe ihrer Schönheit wegen gern unterhielten, versuchte sie oft ernste Gespräche anzubahnen, was diese für eine hübsche Kinderei hielten, nicht ahnend, daß es in dem kleinen Trotzkopf ein Tappen und Suchen nach selbstempfundener Wahrheit bedeute. Sie wollte nicht für gut halten, was andere dafür erklärten, sie wollte auf eigenem Wege zum Konditor gehen und auf eigenem Wege die Moral suchen. Auf beiden Wegen fiel sie, weil sie sich zu klug dünkte und sich selbst nicht kannte.

Im dritten Winter nach Anbeginn ihrer Studien, lud man Signe oft zu großen Gesellschaften, um vorzusingen. Frau Margareta konnte dies nicht verhindern, trotz ihrer Abneigung, die Tochter allein in die Welt gehen zu lassen. Sollte das junge Mädchen aber Carriere machen als Sängerin oder Lehrerin, so mußte sie bekannt werden und Gönner erwerben, der erste Schritt in die Öffentlichkeit war gethan, jetzt galt es keinen Rückzug. Die kluge, besonnene Frau Margareta war sich ihres Urteils nicht so sicher wie sonst, denn ihr Liebling bewegte sich in einer ihr fremden Welt und von sogenannten Freunden stand ihr niemand so nahe, daß sie hätte um einen Rat bitten können. So wurde sie gezwungen, den Verhältnissen ihren Lauf zu lassen, ihre älteren Kinder waren zu weit entfernt, um die Sachlage in dem richtigen Licht sehen zu können, Gunnar von seinem freien Predigeramt so beglückt und in Anspruch genommen, daß die Mutter ihn nicht durch Sorgen, die vielleicht nur imaginär waren, stören wollte. Ingeborg, die jetzige Diakonissin, lebte ihren Kranken und stand der Künstlerwelt noch ferner als sie selbst. Onkel Görau war entzückt von dem Erfolg seiner Nichte, und mit Torsten, der noch immer auf Reisen war, stand sie nicht in Korrespondenz. Kurz und gut, es blieb nichts übrig als das beste zu hoffen und das geliebte Kind in die schützende Hand Gottes zu legen.

In demselben Hause wie die Familie Ström wohnte der amerikanische Gesandte Mr. Thompson. Diese Fremden hatten großes Interesse für Signe gefaßt, teils ihrer wundervollen Stimme wegen, die aus der Parterrewohnung zu ihnen hinaufdrang, teils um ihrer seltenen Schönheit willen. Mrs. Thompson machte eines schönen Tages Frau Ström einen Besuch, um sie selbst und ihre Tochter zu einer großen Abendgesellschaft einzuladen. Mit ihrer gewohnten ruhigen, etwas zurückhaltenden Höflichkeit lehnte diese die Einladung für sich ab, nahm sie jedoch mit Dank für die Tochter an. Wenige Tage später schickte Mrs. Thompson mit einem artigen Schreiben ein kostbares seidenes Kleid, welches, wie sie sich ausdrückte, die Schönheit Signes bei dem Feste noch erhöhen würde. Frau Margareta nahm den Stoff und ließ sich bei der Dame melden.

„Gnädige Frau," sagte sie ernst, „ich bitte mich nicht mißzuverstehen, wenn ich Ihr schönes Geschenk zurückbringe. Sehr dankbar bin ich für Ihre Freundlichkeit meiner Tochter gegenüber, aber ich kann nicht

zugeben, daß sie einen so kostbaren Stoff trägt, ehe sie ihn sich nicht selbst verdienen kann. Signe besitzt nur ein sehr einfaches weißwollenes Kleid, sollte dies zu bescheiden sein für Ihre glänzende Versammlung, so muß sie darauf verzichten."

Mrs. Thompson machte einige Versuche, Frau Ström umzustimmen, allein vergeblich. So mußte denn Signe zu ihrem Leidwesen in ihrer „Eternelle", wie sie das schlichte weiße Kleid nannte, auftreten. Es stand ihr sehr gut, daran war kein Zweifel, aber Signe liebte den Luxus an sich, nicht nur um des Gegenstandes halber, der ihre Schönheit vielleicht noch vorteilhafter hob. Alles, was Reichtum verschaffen kann, Gold und Edelsteine, kostbare Kleidung und Wohnung, Equipage und Dienerschaft, alles, alles übte einen bestrickenden Einfluß auf sie, aber es mußte auch alles stilvoll sein, sonst verschmähte sie es. Nie hätte sie einen unechten Schmuck getragen oder ein Kattunkleid gekauft, weil es wie Seide aussah und wäre es noch so kleidsam! Sie konnte vor einem Juwelierladen stehen und einen wahren Genuß in dem Anblick der blitzenden Edelsteine empfinden, ohne sich dabei die Frage zu stellen: „was würde mir wohl davon am besten stehen." Sie wünschte die Brillanten zu besitzen, weil diese schön waren, nicht weil sie selbst dadurch an Schönheit hätte gewinnen können. Zuweilen meinte sie, wenn der Mensch bei der Seelenwanderung ein Tier würde, so müßte sie ein Rabe werden, denn sie könne nichts Glänzendes sehen, ohne es besitzen zu wollen.

Als Signe in die vornehme Gesellschaft trat, stieg dieser Wunsch wieder recht heiß in ihr auf. „Könnte ich doch nur ein einziges Mal in meinem Leben so ein goldgesticktes Kleid anziehen," dachte sie, als sie sich vor der englischen Gesandtin verneigte und ihr Blick über deren hellblaues Atlaskleid glitt. „Was gäbe ich um solch eine Riviere," seufzte sie, als sie die Brillanten der Gräfin P. strahlen sah.

Im Laufe des Abends sollte Signe zum ersten Mal vor so großem Publikum auftreten, ihr Lehrer wollte sie selbst begleiten, um ihren ersten Triumph zu teilen, doch — Signe war ein Kind des Augenblicks und hing von Stimmungen ab. Die kühle, formvollendete Umgebung, in der sie sich so fremd fühlte, die artige und doch zurückweisende Art der Unterhaltung schnürte ihr das Herz zusammen, lähmte ihre Begeisterung. Sie bekam Angst, was sonst nicht bei ihr der Fall war, und so verlor sie die Macht über ihre Stimme, die Ausführung war zwar korrekt, aber das innige Empfinden fehlte, und so vermochte sie ihr Auditorium nicht zu erwärmen. Zum Schluß applaudierte man wohl der vielversprechenden, aber vor allem schönen Sängerin, doch von Begeisterung war keine Rede, und als ob man einen Stein ins Wasser geworfen, so schlugen die Wellen der Konversation bald über diesen kleinen Zwischenfall zusammen.

Dem Lehrer war heiß und kalt geworden, es galt sein und seiner Schülerin Ruf, was war zu thun? Da kam ihm eine kühne Idee, Signe sollte noch einmal auftreten und zwar sich selbst begleiten, dabei kam ihr Gesang immer am vorteilhaftesten zur Geltung, weil sie dann ihre Umgebung vergaß. Die liebenswürdige Wirtin wünschte nichts sehnlicher, als das Ansehen ihres jungen Schützlings zu retten, und so wurde denn Signe trotz ihres Widerstrebens noch einmal ans Klavier geführt. Sie sollte eine im Volksliedstil gehaltene Ballade von einem jungen Komponisten vortragen, deren Begleitung nur in einigen abgerissenen Akkorden abhub. Es war die alte Sage von der schönen Jungfrau, die sich von den Schätzen des Bergkönigs verführen läßt und um ihm zu folgen, dem früheren Geliebten treulos wird. Die Komposition war sehr dramatisch gehalten, jeder Vers schloß mit dem Namen des Jünglings, durch den das Mädchen neckend, jubelnd, klagend und zuletzt verzweifelnd den Geliebten zu sich zurückruft.

Signe setzte sich ans Klavier; zuerst schüchtern, dann mutiger durch die Stille um sich herum, war sie bald ganz in ihr eigenes Gefühl versunken. Bei solchen Anlässen trat fast immer das Bild ihres Vetters Torsten ihr vor die Seele; den Wunsch, täglich seiner zu gedenken, hatte sie nicht erfüllt, vielmehr den alten „Schulmeister", wie sie ihn nannte, recht gründlich vergessen. Aber wenn sie von ihrem eigenen Gesang ergriffen war, dann sehnte sie sich nach ihm, dann stand er in verschönter Gestalt vor ihr, als der einzige, der sie je recht verstanden hatte und dem sie ihr ganzes Herz öffnen konnte. An diesem Abend fühlte sie sich unbefriedigt und verlassen, die Worte der Ballade fielen mit ihrer eigenen Stimme zusammen. Als sie die Lichte und Lampen, die Edelsteine und Goldstickereien, die schimmernden Farben der Damenkleider und die Ordensbänder der Herren von den Spiegeln zurückgeworfen sah, kam ein Grauen, eine mystische Angst über sie, als wäre sie schon im Palaste des Bergkönigs, aus dem nur der Jugendfreund sie befreien könne. Ihr Vortrag trug das Gepräge dieses Eindrucks und als sie im letzten Vers den Namen „Hialmar" wie im Sterben aushauchte, erfaßte die ganze Gesellschaft gleichsam ein Schauer über ihr tragisches Geschick.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Umsonst.

Von **Aug. Ferd. Maier.**

Die Sonne will zur Rüste gehen,
Es ruht die Flur im Dämmerschein;
Ein Bahnzug brauset in der Ferne,
Der letzte, noch ins Land hinein.

O nimm mich mit! Auf Deinen Flügeln
Laß flieh'n mich durch die Thale hin,
Und durch die Berge laß mich jagen
Und über Brücken, hoch und kühn.

O führe nach dem langen Wandern
Mich in ein Land des Friedens ein,
Auf das aus wolkenloser Bläue
Herniederlacht des Glückes Schein!

Umsonst! Und zögest Du nach Süden
Bis zu Neapels dunklem Golf,
Und flögest durch des Nordlands Heiden,
Ein Schreckgespenst dem Steppenwolf;

Und irrt' ich weiter durch die Meere
Zum Nordkap, wo voll Wut der Gischt
Am schwarzen Trotze starrer Riffe
Im Strahl der Mitternacht verzischt:

Umsonst! Umsonst! Der Seele Sehnen
Stillt nicht am Pol des Eises Wand,
Und nicht Italiens goldne Auen,
Die Mondnacht nicht am Josefsland!

O irres Herz, nicht in den Fernen,
In jeder Nähe findest Du
Das Land des Friedens Dir zu Füßen
Im Erdenschoße nur sechs Schuh!

Der erste Schritt.

Von **Fred von Sensky.**

Die Abendluft spielt um die dunklen Dächer der hohen, schmalen Häuser in dem ältesten und häßlichsten Stadtteil einer Großstadt; sie streicht herb und feucht durch die zerbrochenen, blinden Scheiben eines Dachfensters. Es ist, als bringe sie die Dämmerung mit, die sich so grau und dicht in die Ecken des kahlen, düsteren Zimmers legt und einen Schleier um die spärlichen Geräte spinnt. Sie fährt raschelnd in ein Büschel Stroh, welches aus einer Ecke der unsauberen Bettstelle heraushängt, die an der einen Schmalwand aufgestellt ist; sie spielt mit den langen Spinnweben, die von der dunklen Decke herabhängen, an der schon längst kein Putz mehr haftet. Auf dem Rande des Bettes sitzt ein Weib.

Die abgemagerte Gestalt umhüllt ein rotes, türkisches Tuch, dessen krause Muster schon verblichen sind; die fieberglänzenden, tief in den Höhlen liegenden Augen sehen unheimlich groß aus dem elenden Antlitz heraus; das wirre schwarze Haar klebt feucht an der Stirn. Die heißen Hände spielen mechanisch, aber unaufhörlich mit einem kleinen Buche.

Vom Hofe herauf schallt jetzt deutlich Lachen und Scherzen. Eine Mädchenstimme kichert hell auf, ein tieferes Organ spricht weiter. Das Weib oben erhebt sich mühselig von dem knackenden Rahmen der Bettstatt, fährt mit den bloßen Füßen in ein Paar alte, schmutzige Pantoffel, deren zerrissener Besatz dennoch ihre ehemalige Kostbarkeit verrät, und schlurrt an das Fenster. Oben am Himmel steht ein hellroter Streif — das Stückchen Sonnenuntergang, welches die Dächer nicht verbarrikadieren — sein Schein fällt herab auf die flachen Quadern des Hofes. Die Laterne unten ist schon angezündet; unter ihr steht ein bralles, junges Geschöpf mit schwarzen Locken und roten Wangen. Sie trägt ein auffallendes, fast feuerfarbenes Kleid, die Handschuhe hält sie noch in der Hand, denn der Mann neben ihr beugt sich soeben nieder, um ein Armband an ihrem Handgelenk zu befestigen. Jetzt reicht er ihr mit einer Geberde übertriebener Höflichkeit den Arm, sie legt ihre Hand hinein, beide schicken sich an, zu gehen. Obgleich das Mädchen in Gang und Haltung nicht ungeschickt die „Dame" kopiert, ist doch unschwer zu erkennen, daß sie nicht derselben Gesellschaftssphäre angehört wie ihr Begleiter, der offenbar das verkappte Mitglied der höheren Kreise, ein Vertreter der „goldenen Jugend" ist. Das Paar verschwindet. Die Einsame oben an dem Mansardenfenster streckt plötzlich, wie von einer Gewalt getrieben, beide Arme nach den Verschwindenden aus, als wolle sie dieselben zurückhalten. Sie öffnet den Mund und stößt etliche Worte hervor, da überfällt sie der Husten, keuchend hält sie sich, solange der Anfall dauert, an dem Fensterrahmen fest. Dann schleicht sie langsam zurück auf das elende Lager, rückt die dünnen Kissen zurecht und streckt sich aus, lang, wie ein totmüdes Kind.

Es wird ganz dunkel. Oben an der Decke zeichnet sich grell — in der Mansarde gegenüber hat man die Lampe entzündet — das Kreuz des Fensters ab. Das Weib starrt, ohne ihn eigentlich zu sehen, in den Lichtfleck. Sie hat Zeit dazu: niemand kümmert sich um die Totkranke, Schwindsüchtige; niemand, am allerwenigsten die, welche daran Teil haben, daß sie hier verlassen, elend, verworfen, gemieden von den ehrbaren Frauen im Hause, sterben muß.

Sie träumt mit offenen Augen. Und ihr Traum wird zur Vision. Die Decke des Zimmers weicht zurück, sie sieht die Vergangenheit. Ein ärmliches, aber reinliches und freundliches Hinterhausgemach. Es dämmert stark. Die bresthafte, alte Frau im Bette seufzt tief auf. Am Fenster, durch welches das schwindende Tageslicht grau hereinfällt, sitzt ein reizendes, junges Mädchen vor einem Stickrahmen. Finstere Unzufriedenheit liegt in dem Blick der dunklen Augen, ein durstiger Zug um den vollen Mund. Sie hat die feine Sticknadel neben das halbvollendete Monogramm in den feinen, weißen Battist gespießt und starrt in den Hof hinaus, mißmutig, trotzig und sehnsüchtig. Über die ausgetretenen Fliesen des steinernen Fußsteiges, der durch den Sandplan führt, geht soeben mit tänzelndem Schritt ein Mädchen. Das ist die Bach-Kathrin, die Handschuhnäherin aus dem dritten

Stock. Sie ist vielleicht etliche Jahre älter und jedenfalls nicht halb so hübsch als die, welche ihr nachschaut. Sie trägt ein helles Kleid, von jenem knappen, übermodernen Schnitt, den manchmal die Toilette der Weltdame, fast immer die der Konfektioneuse aufweist. Sie trägt ein leichtes Seidentuch auf dem hochfrisierten Haar, einen Fächer in den Händen. Jetzt wendet sie sich und sieht zu der Hinabschauenden hinauf mit einem selbstzufriedenen, fast mitleidigen Lächeln. Dann eilt sie schnell davon. Mit einer fast wilden Gebärde schiebt das Mädchen am Fenster den Stickrahmen zurück und steht auf. Es sieht aus, als wolle sie die Scheiben einschlagen, um hinaus, fort zu können. Jetzt öffnet sie leise, leise, damit die Mutter es nicht merkt, ein wenig das Fenster und lugt hinaus. Süß und lockend klingt eine kecke Passage zu ihr herüber. Ach, man tanzt schon drüben im Tivolisaale. Man tanzt und amüsiert sich, man genießt die kurzen Jugendjahre und freut sich seines Lebens und seiner Schönheit. Von nebenan tönt das Stampfen der Pferdehufe, jetzt schlendert der Bursche des Lieutenants, der im Vorderhause wohnt, pfeifend über den Hof, dem Box zu. Jetzt gleich wird sein Herr erscheinen. Richtig! Da, das leise Säbelklirren, da, sein rascher, federnder Schritt. Sie sieht, halb verdeckt durch die dünne Mullgardine, zu, wie der Bursche das Pferd vorführt, wie der Herr musternd um dasselbe herumgeht. Jetzt schwingt er sich hinauf. Der Bursche steht, die Hände an den Hosennähten, stramm und nimmt noch etliche Befehle entgegen. Dann, auf eine verabschiedende Handbewegung seines Herrn, macht er Kehrt und verschwindet. Der Lieutenant streicht mit der schlanken Hand über den glänzenden Hals des schönen Tieres; wie zufällig gleitet sein Blick hinauf, an das Fenster hin. Und jetzt hat er das schöne Mädchen gesehen. Lächelnd, mit einem heißen Blick seiner dunklen Augen, sendet er einen nachlässigen Gruß hinauf. „Dora!“ Die Angeredete zuckt zusammen, klirrend fällt das Fenster zu. „Ich glaube gar, Du hast das Fenster offen, und Du weißt doch, daß der Zug Gift ist für mich. Was hast Du denn draußen zu sehen?“

„Nun, Mutter, Besonderes giebt's freilich nicht zu schauen auf dem langweiligen Hof. Ich hab auf die Tanzmusik gehört, die Kathi ging eben hin.“

„So, und Du beneidest sie wohl?“

„Freilich thue ich das. Wenn sich eins die ganze Woche schindet und plagt und nicht einmal am Sonntag sich ein bissel freuen kann, so — na, es wäre am besten, gar nicht erst auf der Welt zu sein. Ich hab's satt.“ Sie stößt das alles hervor in einem bitteren, feindseligen Ton.

„Meinetwegen geh hin, ich kann Dich nicht halten. Aber ob es recht von Dir ist, Deine kranke Mutter allein zu lassen, mußt Du Dich erst fragen. Wenn Du mal ganz allein stehen wirst —“

Dora hält sich mit einer ungezogenen Gebärde die Ohren zu. „Dein zweites Wort ist Sterben, das hör ich nun schon etliche Jahre. 'S ist kein Wunder, wenn man da abgestumpft wird gegen das Gered. Du wirst mir's doch nicht übelnehmen, daß ich jung und lebenslustig bin. Du lieber Gott, die paar Jahre gehen hin, und man hat nichts vom Leben gehabt, gar nichts. Wenn man alt und häßlich ist, wendet keiner mehr den Kopf nach unsereinem.“

„Du willst wohl damit sagen, daß ich Deinem Glück im Wege steh? Nein, nein, ich brauch Dich nicht, ich hab ja meine kleine Pension, von der kann ich schon leben. Ich würde mich ja so freuen, wenn Du einen braven, ordentlichen Mann bekämst. Aber Dir steht ja keiner an. Was hat sich der junge Schlosser drüben für Mühe um Dich gegeben. Aber Du hast gethan, als wär's eine Beleidigung, daß er Dich haben wollte. Du bist keine Prinzeß, sondern ein armes Mädel, hast nichts als Dein bißchen Gesicht und Deinen ehrlichen Namen. Du wirst's noch bereuen, wenn Du die ausschlägst, die in Ehren um Dich werben. Ein ehrlicher, braver Handwerker ist besser als ein vornehmer Lüdrian, der Dich nur unglücklich macht —“

„Herr Gott, wer denkt denn daran. Du verdrehst auch meine Worte, Mutter. Aber zum Waschen, Kochen, Arbeiten und Kinderwarten komm ich allemal noch zu zeitig. Ich will aber nicht hier versauern, ich will nicht mehr sticken, ich will's haben wie die anderen, ich kann's auch haben, ich nehm's mit mancher auf, was das Aussehen anlangt —“

„Ja, was hast Du denn vor? Wie willst Du's denn machen?“

Dora dreht den Garnknäul zwischen den Händen in rasender Eile. „Nun, der Herr, der an der Römerstraße das große Cigarrengeschäft hat, der hat mich gestern hereingerufen und hat gesagt, er wolle mir höheres Salär geben als allen anderen, wenn ich bei ihm als Verkäuferin einträte. Nur ganz feine Leute kaufen dort. Man würde doch dort eher ein bissel gesehen und könnte sein Glück machen, aber freilich, wenn man sich hinter seinen vier Wänden verkriecht und beim Stickrahmen bald die Augen einbüßen soll, da kommt keiner, der einem recht wäre.“

Die Alte faltet die Hände. „Kind, ich bitte Dich, thu's nicht. Die Prellschen Verkäuferinnen sind als leichtfertige Mädchen bekannt. Du wirst doch unserem ehrlichen Namen keine Schande machen. Denke an Deinen Vater, wie er immer auf Dich gehalten hat. Du bist ja mein einziges Kind. Laß mich nicht erleben, daß Dein hübsches Gesicht Dein Unglück wird. Heirate — ich will Dir geben, was ich kann, damit Du nicht ganz arm zu Deinem Manne kommst. Aber bleib brav.“ Und als die Tochter nichts erwidert, sondern finster und trotzig am Fenster stehen bleibt, dreht sie sich mühsam nach ihr um. Ihr Blick bleibt hängen an der schlanken Anmut der jungen Gestalt, aber ohne Mutterstolz, nur mit Angst und Unruhe. Sie streckt die Hand aus. „Dora.“ Widerwillig wendet sich das Mädchen um. „Gieb mir die Hand, Kind, versprich mir —“

„Ach, laß doch, Mutter.“

Die Kranke lehnt sich zurück. „Gott, Gott, wie schwer ist mir das Sterben gemacht,“ murmelt sie. „Mein Kind auf abschüssigem Weg, und niemand da, der es aufhält. Ich seh schon, wie alles kommen wird. — Du wirst es schwer bereuen, Dora, wenn Du mir nicht folgst — Du wirst es bereuen —“

Ein heftiger Hustenanfall unterbricht sie. Sie schweigt; das Mädchen steht stumm und trommelt ungeduldig mit den Fingern an den Stickrahmen. Es wird ganz dunkel, aber sie zündet die kleine, weiße Lampe, die auf der Kommode steht, nicht an. Sie will ja nicht mehr sticken, gar nicht mehr. Sie ballt die Faust nach der Stickerei hin und horcht dann den regelmäßigen Atemzügen vom Bette her. Die Alte ist, ermattet von der Erregung und dem vielen Reden, eingeschlummert. Auch draußen ist's jetzt still, ganz still. Um so deutlicher tönt die Tanzmusik herüber. Als riefe sie ein Dämon, klingt es schmeichelnd ihr ins Ohr. Leise, auf den Fußspitzen schleicht sie an dem Bette vorbei und in das Kämmerchen

nebenan. Dort öffnet sie weit das Fenster. Die Nachtluft streicht um ihre heißen Wangen. Sie zündet eine Kerze an und stellt sich vor den schmalen Spiegel. Wie klein er ist! Sie sieht sich kaum zur Hälfte darin. Aber er ist doch groß genug, um sie sehen zu lassen, wie hübsch sie ist. Ihre Lippen brennen, ihre Augen glänzen. Wenn sie jetzt — da hüstelt die Mutter nebenan. Dora streift die kleinen Lederschuhe von den Füßen und schleicht an die Thür. Alles ist still. Die Kranke schläft weiter. Dora stellt die Kerze auf den kleinen Tisch, löst ihr reiches Haar und frisiert es sorgfältig. Dann sieht sie sich befriedigt an. Ja, es steht ihr gut so. Die moderne Frisur, die sie als Perrücke auf einem Wachskopfe bewundert hat, kleidet sie herrlich. Ihr frisches, feines Gesicht sieht reizvoll unter der schwarzen Flechtenkrone hervor. Ach, wenn man sie so sehen könnte. Wenn jetzt gerade der Offizier — sie wird rot. Nein, sie will nicht heimlich hinweglaufen, sie will nur einmal ausprobieren, wie sie aussieht, wenn sie schön gekleidet ist. Nicht umsonst hat sie seit Monaten Groschen um Groschen von ihrem Sticklohn beiseite geschafft. Sie geht an den großen, dunklen Schrank, öffnet vorsichtig die quietschende Thüre und wühlt in den dort aufbewahrten Sachen. Endlich fördert sie aus seinem verborgensten Teile ein weißes Paket. Ein Ballkleid aus roter, leichter Seide ist es. Sie zieht es hervor aus dem umhüllenden Tuch und legt es an. Zart und weiß wie Rosenblätter heben sich Arme und Schultern von dem tiefen Rot des Kleides ab. Wie schön sie ist. Eine namenlose Lebenslust macht jede Fiber in ihr beben. Nun noch der Fächer. Es ist ein gewöhnliches Ding aus hellem Tüll, mit roten Blumen bemalt. Ihre Barschaft reichte eben nicht zu einem Federfächer. Sie spannt ihn auf und geht tänzelnd auf und nieder. Von fern klingt ein Straußwalzer, eine klingende, lachende Verzweiflung. O, wie schön das Leben sein kann!

Sie geht leise an die Thür. Die Mutter schläft ahnungslos weiter. Jetzt keine Minute verloren. O, nur einmal hineinsehen können in den hellen Saal, in die wirbelnden Paare! Sie bindet ein Tuch über den Kopf, vorsichtig, damit die Frisur nicht verdirbt, nimmt den alten Regenmantel der Mutter um die Schultern — ihr eigener würde das Kleid zerdrücken — und gleitet hinaus. Sie drückt die Thür ins Schloß und tappt sich an den Wänden hin bis an die Hausthür. Sie sucht mit den Fingerspitzen das Schlüsselloch, steckt den Schlüssel hinein und dreht ihn langsam um. Jetzt steht sie auf der Schwelle. Alles ist totenstill. Sogar die Musik schweigt. Ein naßkalter Wind fegt pfeifend die lange, schmale Straße hinab, die Trottoirsteine glänzen feucht im Lichte der Gaslaternen. Der Wind erfaßt ihren Mantel und zerrt an ihr herum. Sie erschauert, unwillkürlich tritt sie einen Schritt weiter hinein in die dunkle Hausflur, die wie unendlich hinter ihr gähnt. Da — klingt es wieder herüber, so deutlich, so prickelnd, so lebensdurstig. Wie ein Strom gleitet es ihr durch die Glieder. Nach dem Takte hebt sie den Fuß und — tritt über die Schwelle, hinaus auf die Straße. —

Der erste Schritt ist gethan. — — —

Im Spätsommer.

Von **Siegfried Stern.**

Schon über Stoppeln zieht der Wind;
Schon mischt sich Gold ins Grün der Bäume.
Wie schnell bereits der Tag verrinnt!
Laß, Erde, nun die Frühlingsträume!

So ist mein Lebensmai verweht.
Es irrt der bange Blick in Räume,
Durch die des Herbstes Odem geht —
Ade, Ihr süßen Jugendträume!

Du klagst, als ob den Weg zum Grab,
Nicht manche holde Blume säume.
Pflück' einen bunten Strauß Dir ab,
Und von dem neuen Frühling träume!

Du mußt es selbst beschließen!

Von **Karl Theodor Schulz.**

(Schluß.)

Wie es sich nun in Bezug auf Selbstbeschluß mit dem geistigen Eigentum verhält, gerade so auch mit dem materiellen, den Glücksgütern, dem Glück. Und was wir im Schweiß der Arbeit selbst erworben haben, gehört uns wirklich zu eigen, weil wir nur dies lieben, zu schätzen und demzufolge uns auch zu erhalten wissen. Wer mühelos, besondern plötzlich im Wege des Lotteriegewinnes, Glücksgüter überkommt, geht oft durch sie unter.

Im allgemeinen darf man sagen: „Der Besitz von Eigentum fördert die Menschen gesellschaftlich, seelisch und sittlich". Die Schlußfolgerung jedoch: „Und dies um so mehr, je größer jener ist", kann nur falsch sein. Denn viel mehr besitzen, als zur Sicherung der Existenzbedingungen erforderlich ist und dementsprechend auch mehr genießen, als die Gesundheit des Körpers und Geistes und die äußere Annehmlichkeit des Lebens es erheischen, ist ein Zuviel. Alles Zuviel aber erzeugt Krankheit; in physischer Hinsicht: Übersättigung und Übernährung. Und gerade heutzutage ist zu gute Ernährung fast ebenso oft Ursache zu Erkrankungen wie zu schlechte, genau so wie unter zu günstigen Verhältnissen ebenso viele zu Grunde gehen wie unter elenden. Die seelischen Folgekrankheiten des Zuviel aber sind: Übermut, Langeweile, Blasiertheit, Lebensüberdruß. Zuviel ist in Wahrheit daher eher ein Übel als ein Glück. Dennoch suchen verblendet die Menschen meist das Glück in diesem: „Mehr als genug" und verwechseln damit das Glück mit seiner äußeren Vorbedingung, das Mittel mit dem Zweck.

„Was die Menschen Glück benannt,
Wisse, ist nur Unterpfand;
Ist nur das, wodurch's besteht,
Ohne das es untergeht."

Glück erwartet man nicht von innen, sondern von außen, von Zerstreuungen, äußeren Geschehnissen, vom Genuß und Herrschaftskitzel.

„Geh' mit Dir selber ins Gericht!"

(auch körperlich) sagt Bodenstedt,

„Und wenn Dir's nicht gelingt von innen
Das Glück, die Ruhe zu gewinnen:
Von außen kommt Dir beides nicht."

Nachhaltig erwärmt nur die im Körper selbst erzeugte Wärme. So ist auch das Glück ein inneres Gut, das kein anderer für uns zu erwerben und zu beschließen imstande ist. Wohl vermag im Leben der eine den anderen zu vertreten, für ihn zu sprechen, zu sehen, zu hören, zu arbeiten, — nimmer aber zu empfinden, zu leiden, zu schlafen, zu genießen, welche ganz selbstverständliche Wahrheit der Volksmund noch besonders ausdrückt mit dem Wort: „Selber essen macht fett".

Leben und sterben endlich kann der eine für den anderen am allerwenigsten. Ohne unser Zuthun giebt uns die Natur das Leben, und es ist eben deshalb ein so unvergleichliches Gut, weil wir es auf keine Weise wie ein sachliches Gut erwerben oder ersetzen können, wie denn auch das einmal geraubte Leben durch keine Hinrichtung sühnbar erscheint. Feuchtersleben sagt: „Und ohne Träumen hätte das Wachen kein Gewicht"; d. h. ohne den Schlaf würden wir keine Freude, ja vielleicht nicht einmal ein Bewußtsein vom Dasein haben. Wer für sein Leben nie hat kämpfen brauchen, weiß es ähnlich so wenig recht zu würdigen wie ein stets Gesunder — die Gesundheit, ein von Hause aus Reicher — das Geld. Je häufiger das Gut des Lebens für uns in Frage kommt, je gesteigerter ist meist das Lebensbewußtsein. Einen eigentlichen Wert erhält das Leben also erst, wenn es sozusagen ein selbsterrungenes geworden ist und es täglich wird. In diesem Sinne hat man also die Schillerworte zu verstehen:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein,"

und:

„Erst dann genieß ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir jeden Tag auf's neu erwerbe;"

d. h. wenn ich auch in Bezug auf das Leben „selbst beschließe", wenn ich nicht sanguinisch oder indifferent seine Gestaltung rein äußerlichen Momenten, Zufällen und anderen Menschen überlasse. Mit ihr, falle sie aus, wie sie wolle, sind nun die wenigsten zufrieden. Was an meist selbst hervorgerufenen Zuständen, Folgen und Ereignissen uns im Leben unangenehm ist, suchen wir gar häufig von uns ab und auf andere zu wälzen. Diesem ziemlich allgemeinen Triebe stellt sich beharrlich die Erfahrung entgegen, daß wir alle Konsequenzen unseres Lebens, unserer Wahl — selber tragen müssen. Daher kommt's wohl, daß man sagt: „Jeder lebt sein eigen Leben; jeder muß sein Päckchen tragen, es nimmt's ihm keiner ab." Vermag nun kein Mensch sich den Wirkungen, die sein Leben gezeitigt, zu entziehen, so vollends nicht der letzten großen Schlußwirkung desselben: dem Tode. Jeder stirbt, könnte man sonach sagen, seinen eigenen Tod; den physischen wie den seelischen, weil kein anderer denselben für ihn übernehmen kann. Der Mensch, der in sich und um sich zu schauen weiß, setzt sich daher frühzeitig mit diesem unabweisbaren Geschick ins Einvernehmen, mit Lessing denkend: „Wer zehn Jahr gelebt, hat zehn Jahr Zeit gehabt, sterben zu lernen"; eine Aufgabe, die wir als zu den sittlichen Hauptaufgaben mitgehörig zu betrachten haben. Gelöst wird sie vornehmlich durch Erwerbung des Bewußtseins, „zu leben, wie man, wenn man stirbt, wünschen muß, gelebt zu haben", und durch Überwindung oder doch Abschwächung der dem Menschen von Natur innewohnenden Furcht vor dem Tode. Von Religion abgesehen, ist letzteres am besten thunlich und möglich durch Gewohnheit und Refl[illegible] kann der Mensch auch durch natürliche oder künstlich erzeugte Bewußtlosigkeit der Schrecknisse des physischen Todes überhoben werden, der seelischen nimmer. Denn für jeden steht die Gewißheit, einst sterben zu müssen, bedingungslos fest, und keiner vermag der Vorstellung von seinem Ende sich stets und dauernd zu erwehren. Je öfter nun jemand mutigen Sinnes im Geist oder in Wirklichkeit dem Tode ins Auge blickt, je mehr verliert dieser für ihn das Schreckende. Der als Mensch sonst mutige Rekrut ist in der Schlacht doch gewöhnlich zaghafter als der gewohnheitgehärtete Veteran. Defoe, der Dichter des Robinson sagt: „Nichts würde mehr dazu beitragen, uns zu guten Christen zu machen, als wenn wir fähig wären, alle Dinge, Ursachen und Personen mit demselben Auge zu sehen, wie wir thun, wenn wir die Ewigkeit vor uns haben. Der Tod setzt alle Dinge in das rechte Licht." Die meisten schlagen leider, der Selbstsucht fremd, gerade den der Gewöhnung entgegengesetzten Weg ein, indem sie thunlichst dem Gedanken an den Tod keinen Raum geben und alles an ihn Erinnernde fliehen. Sie sind meist Kinder des alten Schulzopfs, der die Gesetze des menschlichen Körpers und die Tiefen des Lebens den Kindern verhüllen will in dem Glauben, ihre Lebensfreude und Schamhaftigkeit könne darunter leiden. Die Reflexion endlich drängt uns die Einsicht auf in die Notwendigkeit, nur bis zu einem gewissen Alter zu leben. Ohne diese würde die Erde die Menschen bald nicht mehr fassen und ernähren können, die, den verschiedensten Zeiten und Anschauungen angehörig, sich stetig untereinander bekriegen müßten. Der ewig lebende Mensch würde ein ruheloser Ahasverus sein. „Die ewigen Götter," sagt Heine, „und können nicht sterben. Ich aber, der Mensch, der totbeglückte, ich klage nicht länger." Kann man nun diesen rechten intellektuellen Standpunkt, Furchtlosigkeit und ein „gut Gewissen", diese ethischen Waffen gegen den Tod, nur selbst sich erringen, so liegt ein anderes, mehr sachliches und physisches Mittel, den Tod zu entschrecknissen, nicht eigentlich in unserer Hand, nämlich: die Hoffnungslosigkeit oder Unerträglichkeit des Lebens und die daraus hervorgehende Lebensunlust. Wen keine Hoffnung mehr reizt, alle Lieben schon verlassen haben, fremde Zeiten und Verhältnisse umgeben, der stirbt gern und leicht. „Unter der Erde schon liegt meine Zeit"; sagt Schillers Attinghausen, „wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!" Und Fouqué in dem bekannten Kirchenliede:

„Du müßtest schier verderben;
So lieb wär Dir die Welt.
So fällt eins nach dem andern,
Manch süßes Band Dir ab.
Je freier kannst Du wandern
Gen Himmel durch das Grab."

Danach würde sich also der Tod zum Leben etwa verhalten, wie der Abschied eines Menschen von einem geliebten Wesen oder Orte. Je schöner und werter diese für uns, je schwerer jener und umgekehrt. Wertlosigkeit des Lebens und Todesangst schließen sich also aus.

Giebt es so auch außerhalb des Rahmens unserer Macht befindliche Momente, welche uns den Tod, gleichsam ohne unser Zuthun, ohne unseren Beschluß, leicht machen können, seelisch in uns beschließen müssen wir ihn mehr oder weniger doch immer. Es ist die Todesstunde, die wirkliche oder vermeintliche, die mehr als jede andere im Leben zeigt, ob wir einen sittlichen Halt in uns gewonnen haben, einen Halt, der nicht zu erjagen und zu erkaufen ist, den jeder nur durch sich selbst gewinnen kann.

Sommernachtfrieden.

Unter den Bäumen
Waldgeister träumen,
Still küßt die Erde des Mondlichtes Strahl;
Nah und in Weiten
Glühwürmchen gleiten,
Duftende Blumen, sie grüßen vom Thal.

. . . Hier in dem Herzen
Banne die Schmerzen,
Sommernachtfrieden, umhülle den Sinn!
Laß es gelingen,
Breite die Schwingen,
Zieh', ach, die ruhelos Wandernde hin! . . .

Ida Schneider.

Bessere Krankenpflege für die kleineren Orte.*)

Es zeichnet unsere Zeit aus, daß sie mit einem scharfen, oft vielleicht zu scharfen Blick für die wirtschaftlichen und sozialen Schäden das Bestreben verbindet, diese Schäden möglichst rasch zu beseitigen. Und so hat keiner bedeutenderen Frage bis jetzt hingebende und tüchtige Bearbeitung gefehlt. Auch als die Klage erscholl, daß überall im Lande es an Krankenpflegerinnen mangele, daß die Zustände, welche namentlich in kleinen Orten, auf dem flachen Lande herrschten, auf die Dauer unerträglich würden, begannen alsbald die Arbeiten, Abhilfe zu schaffen, und es wurde eine Anzahl von Krankenpflegeeinstituten gegründet, die vorzugsweise zur Werbung und Ausbildung tüchtiger Pflegekräfte bestimmt waren. Durch aufopferndes Wirken konnte von Jahr zu Jahr die Zahl der Pflegerinnen vermehrt werden. Aber so erfreulich dieser Fortschritt auch ist, er genügt noch lange nicht.

Wir haben z. B. in den östlichen Teilen Preußens noch Bezirke, deren über eine weite Strecke dünn bevölkerten Landes zerstreute Einwohner zusammen die Seelenzahl einer großen Stadt darstellen und dabei nur einen einzigen Arzt zur Verfügung haben, dessen Hilfe unter Umständen erst nach zehn Stunden zur Stelle sein kann und schon deshalb kaum in Betracht kommt, weil deren Kosten für die meisten unerschwinglich sind. In solchen Bezirken tritt dann an Stelle der ärztlichen Hilfe die von anderen oft ganz ungeeigneten und geradezu gefährlich wirkenden Persönlichkeiten. Da sind nun geschulte Pflegekräfte eine unbedingte Notwendigkeit.

Aber sie dürfen auch da nicht fehlen, wo ärztliche Hilfe erreichbar ist, denn die Thätigkeit des Arztes bewegt sich auf einem ganz anderen Gebiete, wie die der Pflegerin. Unser Land muß deshalb mit einem Netz von Krankenpflegestationen überzogen werden, wie dies in so mustergültiger und schwer nachzuahmender Weise bereits im Großherzogtum Baden geschehen ist. Es handelt sich also darum, stets neue Stätten einzurichten, die sich mit Ausbildung von Krankenpflegerinnen befassen, und die Thätigkeit der bereits vorhandenen Mutterhäuser so weit wie irgend möglich zu steigern, dann aber weiter darum, für jede neuausgebildete Pflegerin einen Wirkungskreis am geeigneten Orte zu schaffen und zu sorgen, daß in jedem Kreise mindestens eine Pflegerin walte. So eng gesteckt dieses Ziel scheint, so werden doch noch lange Jahre vergehen, bis es erreicht ist, bis auch die kleineren Orte Krankenpflegestationen besitzen, denen geschulte Pflegerinnen vorstehen. Für uns ist nun die Frage wichtig, was wir bis zur Erreichung dieses Zieles zu thun haben.

Wir müssen also Pflegestationen in möglichst großer Zahl errichten, und mögen hierbei die Vaterländischen Frauenvereine mit den Männervereinen vom Roten Kreuze gemeinsam wirken und schaffen. Solche Stationen an kleinen Orten werden, wie dies auch für gewöhnliche Zeiten vollständig ausreicht, nur mit einer Schwester vom Roten Kreuz besetzt werden können. Erfahrungsgemäß treten aber die Krankheiten in gewissen Jahreszeiten viel häufiger auf, größere und kleinere Epidemien steigern rasch die gewöhnliche Krankenzahl und stellen die Pflegeschwester vor eine nicht zu bewältigende Aufgabe. Es giebt Pflegen, welche an die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Pflegerin Anforderungen stellen, denen sie kaum mit Aufwand der letzten Kraft Genüge leisten kann und die die Bethätigung bei anderen Kranken vollständig ausschließen. Wer soll nun da für die anderen sorgen?

Unsere Aufgabe ist es deshalb auch, Hilfe für unsere Schwestern zu beschaffen; wir müssen Damen finden, welche in Zeiten besonderer Hilfsbedürftigkeit den Pflegerinnen in der Kranken- und in der Armenpflege zur Hand gehen und diejenigen Arbeiten übernehmen, welche nicht gerade eine geschulte Krankenpflegerin erfordern. Giebt es doch gar viele Leidende, bei welchen es sich nur darum handelt, ein- oder zweimal den Tag das Bett zu machen, sie zu reinigen, zu verbinden, hier ist das Essen zu beaufsichtigen, dort nach den Kindern zu sehen, ob sie richtig versorgt sind, da Trost und Mut zuzusprechen u. s. w. Das sind alles Dinge, die eine tüchtige praktische Hausfrau auch ganz gut besorgen kann, wenn sie dazu geschult ist. Gelingt es uns, solche Hilfen den Schwestern zur Seite zu stellen, dann erreichen wir erst das Ideal der Pflegestation. Diese müßte also so beschaffen sein, daß eine sehr gute Pflegeschwester und zwar mindestens eine — an der Spitze steht und über eine Anzahl von Damen verfügen kann, die bereit und geeignet sind, ihr tüchtig und selbstlos zu helfen.

Solche Damen bedürfen aber unter allen Umständen einer gewissen Vorbildung, Geheimrat von Esmarch erteilt diese in Kursen, in denen an acht Abenden die Grundlagen der Kranken- und Verwundetenpflege theoretisch und praktisch gelehrt werden. Zur Erreichung des gleichen Zieles haben andere Stellen eine größere Anzahl von Abenden verwendet; so hat z. B. der Vaterländische Frauenverein in Kassel 153 Damen in Kursen von zwölf Abenden ausgebildet und denselben jedes zweite Jahr einen Wiederholungskurs von drei Abenden erteilen lassen. Diese Kurse sind nicht zu unterschätzen und gerade dadurch, daß sie auch besonders die Schwierigkeiten der Krankenpflege und die Wichtigkeit jeder einzelnen Handlung darthun, geeignet, schädliches, dilettantisches Eingreifen zu verhüten. Immerhin kann aber in solchen Kursen nur ein Überblick gegeben werden; wirkliche Sicherheit und gründliches Wissen ist in so kurzer Zeit unmöglich zu erlangen und so müssen diejenigen, welche höhere Anforderungen an sich stellen, auch mehr Zeit aufwenden. Zur Ausbildung einer tüchtigen Helferin, die voll ihre Stelle versehen kann, sind drei Monate nötig, die in einem Krankenpflegeinstitute zu verbringen sind.

Von den meisten unserer Leserinnen wird dies sofort für

---

*) Wir empfehlen diesen dem „Roten Kreuz" entnommenen Aufsatz besonders unseren Leserinnen auf dem Lande angelegentlich zur Beachtung.

D. L.

unmöglich erklärt. Und doch ist dieser Gedanke schon vielfach in die Wirklichkeit übersetzt worden. So hat der Johanniterorden eine große Zahl von Helferinnen in dieser Weise ausbilden lassen, und ebenso sind verschiedene Vereine, z. B. der Vaterländische Frauenverein in Kassel vorgegangen. Alle die solchergestalt vorgebildeten Damen haben ihren Entschluß nie zu bereuen gehabt. Der Aufenthalt in einem gut geleiteten Krankenpflegeinstitut ist nicht unangenehm. Schöne, luftige Räume von musterhafter Sauberkeit nehmen die Leidenden auf, bescheidene aber freundliche Zimmer bilden die Wohnungen der Schwestern. Die Ansteckungsgefahr, welche wohl zuerst stets von den Angehörigen gegen den Wunsch, Krankenpflegerin zu werden, ins Treffen geführt wird, ist kaum in Betracht zu ziehen. Wäre diese wirklich so bedeutend, nun dann müßten ja auch stets die Kranken in den Lazareten, wo die ansteckenden Krankheiten doch kaum abbrechen, infiziert werden, was nicht der Fall ist. Mit Recht hat Herr Dr. Semmler in seinem bei der letzten Generalversammlung des Vaterländischen Frauenvereins gehaltenen vortrefflichen Vortrag über die Hamburger Choleraepidemie nachdrücklichst hervorgehoben, daß trotz der namenlosesten Anstrengungen bei Nacht und Tag, trotz der furchtbaren Menge von Kranken, das gesamte Pflegepersonal unberührt von der Krankheit geblieben ist. Und trat in diesen entsetzlichen Notzeiten eine Ansteckung nicht ein, so wird dies naturgemäß noch viel weniger in regulären Verhältnissen geschehen. Außerdem wird man auch kaum die Helferinnen zur Pflege von Typhus-, Diphtheritis- u. s. w. Kranken verwenden.

Der Gedanke, in einem Krankenhause kurze Zeit zu verleben, ist namentlich dann nicht unsympathisch, wenn der Schwesternbestand sich aus gebildeten Kreisen rekrutiert und in seinem ganzen Denken und Fühlen der Helferin nahe steht. Solcher Häuser giebt es, außer dem erwähnten in Kassel, eine ganze Reihe.

Nun entsteht die weitere Frage, wozu ist die Helferin verpflichtet, wenn der Kurs beendet ist? und da ist die Antwort leicht, die Helferin verpflichtet sich zu gar nichts, was sie nicht freiwillig auf sich nehmen will. Es bleibt ganz allein ihrem Gefühle, ihrem Herzen überlassen, in welcher Weise sie die erworbenen Kenntnisse verwerten will. Diese Kurse sind von vornherein nicht zur Ausbildung von Damen bestimmt, welche nachher die Krankenpflege gewerbsmäßig betreiben wollen, sondern wollen nur solche schulen, welche, getrieben von reiner Nächstenliebe und Herzensgüte, zu ihrem Teile helfen wollen, menschliches Elend, menschliche Not zu lindern. Und diese braucht man nicht durch Verpflichtungsscheine zu binden, sie werden nicht müßig stehen, wenn es gilt, helfend einzugreifen

Also eine bestimmte Verpflichtung wird nicht verlangt was aber gefordert werden muß, ist unbedingte Unterwerfung unter die Hausdisciplin, Anpassung an die Gewohnheiten des Hauses und eine große Dosis von Selbstverleugnung, denn es gilt, viel zu arbeiten und viel zu lernen, nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch, nicht nur am Krankenbett, sondern auch in der Küche und den Haushaltsräumen, denn die Helferin muß soweit geschult werden, daß sie sich in jeder Lage zu helfen weiß. Sie muß soweit gebildet werden, daß sie dem Arzt zur Seite stehen und da, wo rasches sachkundiges Eingreifen not thut und ärztliche Hilfe nicht zu erreichen ist, selbst die ersten Maßnahmen zur Rettung und Hilfe ergreifen und überwachen kann.

Sollte denn ein solches Ziel nicht viele Damen aus den höheren Ständen reizen? Sollte es nicht viele Damen geben aus den Kreisen der Mitglieder der vaterländischen Frauenvereine, die mit Freuden diese Gelegenheit, Kenntnisse zu einem befriedigenden, segensreichen Wirken zu erwerben, ergreifen? Wir wenden uns in erster Linie an alle diejenigen Frauen und Mädchen, welche jetzt schon in der Armen- und Krankenpflege thätig sind. Wieviel mehr können diese leisten, wenn sie eine genügende Vorbildung als Helferinnen erhalten hätten. Wir wenden uns aber auch an alle Frauen. Die Zeiten sind vorüber, in denen es für die Frauen keine Beteiligung am öffentlichen Leben gab. Ihre Thätigkeit wird jetzt gerade so zur Beseitigung sozialer Mißstände in Anspruch genommen, wie die der Männer, und auf ihnen lastet dieselbe Verpflichtung, mit allen Kräften zu helfen und zu nützen, wie auf jenen. In unserer Frage ist ihre Verpflichtung sogar eine noch höhere, denn die Hilfe am Krankenbette ist vor allem Sache der Frau, die dazu eine natürliche Begabung mitbringt, die der Mann selten oder nie erreicht. Bisher ist kein Ruf an unsere deutsche Frauen um Hilfe und Unterstützung ergangen, der nicht erhört worden wäre, möge auch dieser nicht ungehört verhallen, denn hier handelt es sich darum, unsägliches Elend beseitigen und lindern zu helfen.

Wir wenden uns aber auch an alle unter dem Zeichen des Roten Kreuzes wirkende Vereine, seien es Frauen-, seien es Männervereinigungen, sie alle müssen, und wenn es irgend möglich ist, gemeinsam dahin arbeiten, daß überall geschulte Pflegerinnen wirken, daß überall diesen vorgebildete Helferinnen zur Seite stehen. Wirken in dieser Weise die Vereine des Roten Kreuzes zusammen, dann muß es gelingen, das Ziel zu erreichen und damit wäre wieder ein Werk geschaffen, auf welches unser Vaterland stolz sein könnte.

Dr. jur. Rudolf Osius.

Ritornelle.

1. Hängende Traube,
Mein Lieb kommt heute Abend in den Garten,
Form eine Laube uns aus Deinem Laube.

2. Blüte der Winde,
Mit Dir im blonden Haar sah ich ein Mädchen,
Hilf mir, daß ich sie wiederfinde.

3. Trauernde Weide,
Einst bargst Du mich mit meinem sel'gen Glücke,
O, birg mich jetzt mit meinem Leide.

4. Säuselnde Cypressen,
In Eurem Schutz schwur er mir einstens Treue:
Ihr seid verwelkt — und er hat mich vergessen.

C. B.

Vermischtes.

Gegen das Mieder. Es freut mich, einmal eine Frau zu Worte kommen lassen zu können, die sich gegen das Schnürmieder ausspricht, dieses Verkrüppelungsmittel, das unsere Frauen und Mädchen so sehr lieben, weil sie sich einbilden, es mache die Gestalt schön. Wem die Wespentaille gefällt, der muß von allen Musen verlassen sein. Jene Frau ist die Ärztin Anna Kuhnow, ihr Schriftchen heißt: „Die Frauen-

kleidung vom Standpunkt der Hygiene" und ist in Leipzig bei Peter Hobbing 1893 erschienen. Ich empfehle es **dringend** und bringe einen kurzen Abschnitt hier zum Abdruck:

Kommen wir nun zu dem Grundstock der Frauenkleidung, demjenigen Kleidungsstück, welches besonders dazu dienen soll, die speziell weiblichen Formen zu markieren, dem Korsett.

Es soll von der Königin Elisabeth von England erfunden worden sein, die es keineswegs benutzte, um ihre schönen Formen in ein noch besseres Licht zu stellen, sondern um damit die Verkrüppelung und Unschönheit ihrer Gestalt zu maskieren. Leider Gottes dient der Panzer heutzutage dem verbildeten Schönheitsgefühl unserer geradgewachsenen Frauen und ist ein Fluch des civilisierten Menschengeschlechtes geworden, ganz besonders in der jetzigen Zeit, wo durch den erleichterten Verkehr der Menschen untereinander, ca. 80 Prozent aller Frauen denselben tragen: teilweise bei schwerer körperlicher Arbeit tragen, unter Verhältnissen also, bei denen man erwarten sollte, daß jeder vernünftige Mensch sich selber sagte, wie eine Beengung des Körpers auf seine Beweglichkeit, Kraftentfaltung und Gesunderhaltung doppelt und dreifach schädlich wirken müsse. So geschieht dies bei Dienstmädchen, Krankenpflegerinnen 2c., so erlauben Mütter ihren Töchtern selbst beim Turnen widersinnigerweise das Tragen eines Korsetts und heben damit förmlich jeden Nutzen dieser sonst so ausgezeichnet wohlthätigen körperlichen Übungen auf.

In der Regel sind die Mütter so vernünftig, die kleinen Mädchen in ihrer Kleidung nicht mehr zu beengen als die kleinen Knaben, so daß sich der kindliche Körper etwa bis zum zehnten oder zwölften Jahre normal entwickeln kann; dann aber beginnt die Mutter an die Zukunft ihrer Tochter zu denken: das Kind muß „Figur" bekommen, wenn es später an den Mann kommen soll. Wie oft hat jene von der Männerwelt die schöne „Figur" rühmen hören, wie oft kann sie beobachten, daß die Damen mit den schlanksten Taillen die Löwinnen der Bälle und Gesellschaften sind, wie oft nicht hat sie in Novellen und Romanen gelesen, daß der Autor, wenn er bei der Schilderung seiner Heldin auf den Höhepunkt der Begeisterung kommt hingerissen schreibt: — „und sie hatte eine Taille, zum Umspannen!" — Nun, soweit will es die Mutter bei ihrer geliebten Tochter zwar nicht treiben, aber „Figur" bekommen muß sie doch und das kann sie bei unserer jetzigen Geschmackrichtung nur durch ein Korsett!

Der Panzer wird also dem jungen, nachgiebigen, unentwickelten Brustkorb angelegt. Er drückt zuerst wohl etwas, denn die des Zwanges ungewohnten Rippen rebellieren doch; aber der stetigen Gewalt weichen die biegsamen Knochen bald. Besonders die falschen Rippen beschreiben mit der Zeit eine ganz andere Kurve, als dies normalerweise der Fall sein würde, und der untere Rippenbogen, der vorn einen stumpfen Winkel am unteren Ende des Brustbeins bilden sollte, schrumpft zu einem schmalen Spalt zusammen. Die inneren Organe helfen sich bei der sehr beträchtlichen Raumverminderung in der Rumpfhöhlung wie sie können; die meisten, wie Leber, Magen, Eingeweide, werden mit Gewalt in die Leibeshöhle unterhalb des Zwerchfelles gedrängt und üben dort einen beständigen Druck nach unten, besonders auf den so äußerst wichtigen Bandapparat der inneren weiblichen Geschlechtsorgane aus, der dadurch einer beständigen Zerrung ausgesetzt ist, mit allen ihren möglichen Folgen, Vorlagerungen, Senkungen der Gebärmutter, Zirkulations- und Ernährungsstörungen, mangelhafter Ausbildung der lebenswichtigsten Organe des Frauengeschlechtes. — Der Atmungsprozeß wird unter dem Druck des Korsetts bei Frauen notgedrungen ein anderer als er natürlicherweise sein sollte: Die Bewegungen des Zwerchfelles fallen fast ganz aus, denn es hat keinen Platz mehr, sich bei der Einatmung nach der Leibeshöhle hin auszudehnen und zu senken; die Rippen suchen durch eine stärkere Höherhebung den Schaden auszugleichen, um den Brustkorb möglichst weit auszuspannen, daher das beständige deutliche Heben und Senken des Busens der Ballschönen bei vollständiger Unthätigkeit des Unterleibes. Trotz alledem läßt die Erweiterung des Brustkorbes sehr viel zu wünschen übrig: Die Ausdehnung der Lunge, und infolgedessen die Sauerstoffaufnahme in das Blut ist stark beschränkt, oft bis zur Hälfte der Möglichkeit; das Blut kann sich also kaum der Kohlensäure so weit entäußern, um genügend Sauerstoff für einen gesunden Stoffwechsel aufzunehmen. Die Erneuerung des Blutes ist höchst mangelhaft. Das venöse Blut, das nur durch die genügende Erweiterung des Brustkorbes in rechter Weise in das Herz zurückströmen kann, staut sich in allen möglichen Organen, besonders auch in den Gliedmaßen an, kalte Hände und Füße, Krampfadern, Stauungserscheinungen in den Geschlechtsorganen, Katarrhe und Menstruationsbeschwerden, Hämorrhoiden, Konstipation, Kongestionen nach dem Kopfe, Kopfweh, allgemeine Müdigkeit können die Folge davon sein. Auch die dritte Funktion der Atmung, die Anregung der Unterleibsorgane durch die Bewegungen des Zwerchfelles, die ihnen für einen gesunden Stoffwechsel unbedingt notwendig ist, fällt durch die mangelhafte Ausdehnung des Zwerchfelles ganz oder fast vollständig weg. — Der Druck des Korsetts bringt durch die in die Leber hineingedrückten Rippen so große Verheerungen hervor, daß oft die Hälfte der Leber bei Frauen, welche sich stark schnüren, zu Grunde geht; fast bei allen Frauen, welche ein Korsett tragen, geht wenigstens ein Teil des Lebergewebes zu Grunde.

Der **„Hilfsverein der deutschen Adelsgenossenschaft"** hat vor etwa einem halben Jahre ein „**werkthätiges Damenheim**" gegründet, um Frauen der adeligen Schicht Gelegenheit zu lohnender Arbeit zu bieten. Wie viel Not auch in diesem Gesellschaftskreise vorhanden ist, weiß man. Mag immerhin manches ältere Fräulein oder manche mittellose Frau jede bezahlte Arbeit als ihres Namens unwürdig ansehen, so ist das heute doch schon die Ausnahme. Die meisten wollen arbeiten und sich von Unterstützungen unabhängig machen. Man hat vorläufig in Schöneberg bei Berlin, Colonnenstr. 2, II., eine für dreizehn Personen hinreichende Wohnung gemietet. Als Hauptbeschäftigung wird die Anfertigung von Puppenkleidern ausgeübt, die allmählich eine im In- und Auslande sehr absatzfähige Ware geworden sind. Aber das Heim will sich nicht darauf beschränken. Es sollen auch Damen aufgenommen werden, die sich in Berlin mit Malerei, Gesang- und Klavierunterricht ihr Brot erwerben, sich zu Wirtschafterinnen oder Krankenpflegerinnen ausbilden wollen. Da noch das dritte und vierte Stockwerk des Hauses dazugemietet werden können, ist eine Vergrößerung des Heims leicht zu ermöglichen, bis sich das Unternehmen ein eigenes Grundstück erwerben kann. Als Oberin waltet Frl. L. v. Witzleben, die alle Mühewaltung unentgeltlich übernommen hat; Frau v. Grumkow, in dem Geschäftszweige bewandert, besorgt die Anleitung der arbeitenden Frauen und die Buchführung.

Das Heim kann viel Segen stiften. Aber dazu ist es

nötig, daß ihm viel Arbeit und freiwillige Gaben zugewiesen werden. Ich wende mich an alle Frauen, die ein warmes Herz für ihre Geschlechtsgenossinnen haben, mit der dringenden Bitte, das Unternehmen nach Kräften zu unterstützen. Wenn viele wenig geben, ist's auch viel. Und wahrlich, in unseren Tagen tritt an jeden gebieterisch die Pflicht heran, nach Kräften in der Liebe thätig zu sein. Mögen die Worte nicht verhallen!

Des Frauenherzens schönste Blüte,
Des Weibes Krone ist die Güte.

An diese Güte wende ich mich in der festen Überzeugung, daß sie sich bethätigen werde. Gaben sind zu senden an: Herrn Hptm. von Treuenfeld, zu Händen der „Deutschen Central-Genossenschaft", Berlin SW., Königgrätzerstr. 58, pt.

O. v. L.

Briefkasten.

Ein treuer Abonnent in Halle a. S. Das Gedicht „Der Zukunft Rätsel" ist leider in Form und Sprache noch zu mangelhaft. Besten Gruß. — Primaner B. in Br. „Sirene" nicht reif genug. Die 10 Pf. sind einer Sammelbüchse der Ferien-Kolonien überwiesen. Lesen Sie „An die Einsender". — C. Kr. Berlin S. Beide Versuche bestätigen meine Ansicht: es scheint, als seien Keime von Begabung da. Aber noch ist alles unklar, noch machen Sie zu viele Worte und lassen bald hier, bald dort unbewußt Fetzen von Erinnerungen an Fremdes sich vordrängen. Der Vergleich im Lied der Wellen ist abgebraucht. Am besten wäre es, wenn Sie vorläufig ein oder zwei Jahre das Dichten sein und Geist und Gemüt reifen ließen. Ist Ihr Drang echt, so wird er dann um so kräftiger hervorbrechen. Aber ich bin trotzdem gerne bereit auch früher schon neue Versuche zu prüfen. — Frl. M. G. in M. Ich glaube es ja, daß Ihre Verse fließen, sobald Sie sich „zum Dichten setzen", aber leider zerfließen sie auch ins Form- und Wesenlose. Solche „selige Stunden" sind ein Raub an unserem Leben. Ihre Begabung ist ganz kunstspielerisch, Sie werden nie etwas erreichen. — Frl. R. H. in M. Echt weiblicher Schluß! Weil ich Ihnen antwortete, Sie seien ganz unbegabt, sagen Sie: „Soll ich denn nur den Kochlöffel schwingen?" Das habe ich doch nicht verlangt. Aber wohl meine ich: ein Mädchen, das wirklich gut kochen kann, ist für die Menschheit nützlicher, als ein solches, das schlechte Verse macht. — Frau B. O. in W. Was darin, daß ich Sie unter den „Unbegabten" angeführt habe, „Beleidigendes" liegen soll, ist mir rätselhaft. „Ich hätte Ihnen einer Dame gegenüber mehr Takt zugemutet." Verzeihung, aber auf diesem Gebiete giebt es für mich keine Damen. Und andererseits halte ich es für taktlos, dem überbürdeten Leiter einer Zeitschrift dreiundzwanzig schlechte Gedichte auf einmal zuzusenden. — Frl. W. Kr. in N. Ein Bühnenschriftsteller Fiedler ist mir nicht bekannt. Sollten Sie den Namen nicht mißverstanden haben? — Herrn Pr. L. T. in B. Fr. Alb. Langes „Geschichte des Materialismus" ist in 4. Auflage bei J. Baedeker in Iserlohn erschienen. Der Verfasser hat mit Friedr. Lange, dem Herausgeber der „Täglichen Rundschau" nichts zu thun; er ist schon seit 1875 tot. Das Buch dürfte 7—8 Mk. kosten. Schwer ist es nicht zu lesen, doch auch nicht „leicht". Es fordert, daß man mitdenke. — Unbekannte. (Postst. Würzburg.) „Gutes Beispiel" verdient hier abgedruckt zu werden:

Ach, wie innig,
Ach, wie sinnig
Schaut mich an Vergißmeinnicht.
Gott zum Ruhme,
Hat die Blume
Solch ein süßes Angesicht.

Kommet labend
Her der Abend,
Spricht es still ein Nachtgebet.
Und wenn's schummert,
Blümchen schlummert
Bis die Sonne aufersteht.

Ich hätte noch eine zweite wichtige Strophe vorzuschlagen:

Kommt der Morgen
Ohne Sorgen,
Geht es an die Kneiperei;
Tauestroppen
Trinkt's in Schoppen
Und ist kreuzfidel dabei.

Frl. Agn. Sch. in Berlin NO. Charlottenburg, Salzufer 8. Leiter ist Herr Garten-Direktor Ernst Riebe. Der Lehrgang nimmt an zwei Jahre in Anspruch. Wenden Sie sich wegen des Weiteren an die Anstalt. — Frl. J. Pf. in Sch. Ich rate Ihnen entschieden ab, die Stellung anzunehmen, ehe Sie sich nicht über die Familie erkundigt haben. Die Verhältnisse „da unten" sind im allgemeinen wenig vertrauenswert, und eine Unvorsichtigkeit könnte sich schwer rächen. Wenden Sie sich zuerst an das dortige deutsche Konsulat um Auskunft. — Herrn C. W. in H. Der Genannte ist in seiner Art auch ein Mückensucher und Elefantenschlucker. Sein größtes Verdienst besteht darin, daß er Anregungen gegeben hat und durch den Widerspruch manches geklärt worden ist. In einigem aber kann man ihm beipflichten, auch in den von Ihnen bezeichneten Fällen. — Frau S. B. in A. Sehr einfach: zuerst nach Reife streben, dann mit klaren Augen durch das Leben gehen; sich nicht vom Geschrei der anderen verblüffen lassen, sondern selbst denken und selbst fühlen — aber nicht Scheingedanken und Scheingefühle. Das übrige besorgt Gott. Besten Gruß. — Mehreren. Ich beschäftige mich weder damit, nach Handschriften „Charakterbilder" zu entwerfen, noch aus Lichtbildern die Menschen zu deuten. Dazu habe ich keine Zeit. — Herrn R. v. G. in G. „Sociale Briefe aus Berlin", Berlin bei Pfeilstücker. 4 Mk. Besten Gruß. — Frl. M. K. in Br. Nichts wie falsche Empfindsamkeit und Nachahmung Heines. — H. C. Sch. in A. Die Gedichte sind gutgemeinte Versuche ohne Eigenart. Was J. K. betrifft, haben Sie richtig geraten.

Inhalt der Nr. 41.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 42.

In deutscher Hand.

Roman

von

Carl Postumus.

(Fortsetzung.)

Wie von Sinnen lief der Graf dem Schlosse zu. Der Nachtnebel lag noch in seinen Haaren, wie er ihr gegenüber stand. Geblendet schloß er die Augen und blieb ungewiß an der Thür stehen. Sie sah so strenge aus. Da fiel ihm das, was er an ihr verschuldet hatte, schwer auf das Herz. Die junge Frau aber erbebte bei dem Anblicke seines gramgefurchten Antlitzes und trat ihm einige Schritte näher.

„Armer Freund, Deine Mutter —“

„Nicht weiter, Severinka! Ich fluche der Mutter, die Dich mir raubte!“ wehrte er ab. Seine wirren Blicke hingen verzehrend an ihren Zügen, wie er nun, beide Hände vorstreckend, auf seine Kniee stürzte.

„Wladislaw!“

Sie wollte ihm zürnen, aber ihre Stimme zitterte im Gefühle namenloser Schwäche, und statt ihm zornig den Rücken zu drehen, stand sie, von Licht umflutet, ein liebendes, verzeihendes Weib vor ihm. Er vergaß, was sie ihm gesagt hatte, sein Blut schoß heiß in sein Gehirn, vor seinen Ohren brauste es. Vor dieser Stimme, dem süßen Veilchenduft, der ihren Gewändern entströmte, versank alles, was zwischen ihnen lag. Seiner selbst vor Leidenschaft nicht mächtig, sprang er auf, umfaßte das geliebte Weib, es an seine Brust ziehend und mit trunkenen Küssen bedeckend.

Sein war sie durch tausend heilige Eide. Was galten diesem Liebesrechte gegenüber Menschensatzungen?

Und Severinka duldete seine Liebkosungen einen kurzen, seligen Augenblick. Dann kam sie zu sich, entwand sich ihm hastig, und vor innerer Erregung erbleichend, streckte sie ihre Rechte in gebieterischer Abwehr aus.

„Sinnloser! Deiner geheiligten Sendung zu vergessen! Nicht Mann und Weib sind wir, sondern für das Wohl Polens strebende Werkzeuge!“

Ihre wundervollen Augen blitzten. Der junge Mann schaute sie wie eine ihm fremde Erscheinung sprachlos an, dann stürzte er zu ihr, um sein Haupt in den Falten ihres weißen Kleides zu bergen. „Heilige!“

Seine Berührung scheuend, wich sie zurück.

„Laß ab! Und sei ein Mann!“

Ihr herber Ton verlieh ihm eine Art von Selbstbeherrschung.

„Verzeih!“

In fast schüchterner Bitte griff er nach ihrer herabhängenden Hand, die sie ihm eine Sekunde ließ, ehe sie sich an einen mit Karten und Papieren bedeckten Tisch niederließ und stumm auf den ihr gegenüber stehenden Sessel deutete.

„Unsere Arbeit ist gesegnet! Hier reichlicher Ersatz für die bei Grabowskis, Eckerts und den Bernhardinern geplünderten Volksmagazine!“

Dabei reichte sie ihm stolz die chiffrierten Verzeichnisse. Zuerst stutzte er, dann leuchtete sein dunkeles Gesicht auf. Jetzt war er ganz bei der Sache, das sah sie mit Genugthuung. Wie hätte Wladislaw auch ein Unwürdiger sein sollen? Nach der Kraft gab es in ihren Augen nichts Höheres als deren Beherrschung, die der Geliebte jetzt in schwerer Stunde bewiesen hatte. Ihr Vertrauen zu ihm, wie zu sich selbst, kehrte zurück, und sie begann ihm Beleg für Beleg kurz zu erklären, damit er deutlich sähe, auf welche Hilfsmittel das nationale Unternehmen in Posen zu rechnen habe.

Die meisten der Gesinnungsgenossen hatten sich, obwohl die „Nationalsteuer“ zum Ankauf von Waffen noch nicht von der geheimen Regierung ausgeschrieben war, freiwillig zu den größten Opfern verpflichtet. Keiner der „Weißen“ setzte zwar in Mieroslawskis Waffenankäufe in Lüttich viel Vertrauen, sie warfen ihm vielmehr vor, die nötigste Macht zum Kriegführen: das Geld, zum Heile der Waffenfabrikanten zu verschleudern, doch gab jeder trotzdem mit vollen

Händen. Wo es galt, erst dem russischen Tyrannen, dann Österreich und Preußen eine gewappnete Stirn zu bieten, war Eintracht und Opferwilligkeit von Anfang an geboten. Trotzdem staunte Dorpowski über die in seine Hand gelegten Mittel, was er Severinka nicht verhehlte.

„Wenn wir nicht erlahmen, werden wir mit Frankreichs Hilfe siegen!“ rief er zuversichtlich, und steckte eins der Papiere nach dem anderen in seine hohen Stiefelschäfte.

Gräfin Damska stimmte begeistert bei, konnte sich indes für seinen Vorschlag zu der im Volke wurzelnden mächtigen Partei der „Roten“ überzugehen, nicht erwärmen, und wollte der einheitlichen Leitung zuliebe ihre monarchischen Prinzipien nicht unter deren streng demokratische beugen. Doch versprach sie alles, was Wladislaw sagte, den hiesigen Leitern und heute noch ihrem Manne mitzuteilen. Jetzt war überdies keine Zeit, derartige weitgehende Fragen zu erörtern.

„Thaddäus Zoltowski führt den Transport?“ fragte Wladislaw.

„Ja! Er und die anderen erwarten die Wagen unfern der Försterei ‚Königs-Schlößchen‘, wo Du die dort zur Verteilung lagernden ‚Mustra Kosynierska‘ (Exerzieren der Sensenmänner) und ‚Instrukcya Powstan'cza‘ (Aufstandsinstruktion) mit aufladen lassen mußt!“

Wladislaw nickte. „Einigen Vorrat davon werde ich mit mir nehmen,“ meinte er aufstehend.

Sie vermied es, seinem Blicke zu begegnen, und fragte, nach der Klingelschnur greifend:

„Wirst Du rechtzeitig zurück sein?“

„Falls alles glatt abläuft, vor Tagesanbruch! Am Königs-Schlößchen stehen meine frischen Pferde!“

„Nun denn vorwärts mit der Heiligen Hilfe!“

Während die junge Frau eine Reihe Blendlaternen anzündete, löschte er die Lampen und Lichter aus, und öffnete die Fenster, durch die dann dunkele Gestalten hereinstiegen, welche ohne weitere Anweisung Severinkas Himmelbett auf die Seite trugen, um eine unter demselben sich befindende Fallthür aufzuschlagen. Die Gräfin gab jedem eine Laterne, worauf sie in der Tiefe verschwanden. Nach einer Weile kam einer nach dem anderen, unter schwerer Last keuchend, wieder hervor, reichte seine Bürde vorsichtig zum Fenster hinaus, wo man ihm dieselbe ebenso geräuschlos abnahm und zur Weiterbeförderung forttrug. Aus den erleuchteten Fenstern des Spielzimmers fiel matter Lichtschein auf den Weg, über den die vermummten Gestalten hinhuschten. Doch blieb alles ruhig, nur vom Schüttboden tönte der Jubel tanzenden, trunkenen Volkes herüber.

Graf Dorpowski, welcher die Verladung überwachte und die Stücke gezählt hatte, kehrte noch einmal zurück.

„Alles geborgen! Bete fürs Gelingen!“ flüsterte er, und reichte der am Fenster stehenden jungen Frau beide Hände.

„Die Gebenedeite sei mit Dir!“ gab sie leise zurück; sie vermochte es nicht, ihm ihre Hand zu verweigern. Wie sein Abschiedskuß heiß brannte! Sein zärtliches ‚auf Wiedersehen!‘ ließ sie freilich unbeantwortet. Dann verschlang die Dunkelheit ihn. Sie beugte sich weit hinaus, um den verhallenden Ton seines festen Schrittes möglichst lange zu vernehmen. Endlich erstarb auch der. Angestrengt lauschend glaubte sie das Rollen der Wagen zu hören, obwohl das bei den Sandwegen kaum möglich war. Tiefer Friede lag über Schloß und Park, den der quietschende Ton von Dudelsack und Geige wie grinsender Spott unterbrach. Als dies Zeichen der Lust aufhörte, drang zu dem bebenden, aufhorchenden Weibe nichts als das Brüllen einiger sich nach ihren Kälbern sehnenden Kühe, der Hufschlag eines wild gegen die Planken donnernden Pferdes und der Pfiff des Nachtwächters, welcher die zweite Stunde meldete. Aus dem Parke aber zog Käuzchenschrei lang klagend durch die nächtliche Stille. Was verkündete der Totenvogel?

Vor Frost und Müdigkeit zitternd, machte der jungen Frau krampfhaft gesteigerte Nervenspannung völliger Erschlaffung Platz und ihr Haupt senkte sich kraftlos gegen das Fensterkreuz. Da berührte eine vom Nachtwinde bewegte Epheuranke ihre Stirn; Severinka schauerte zusammen, blickte verstört um sich, und schloß schnell das Fenster. Die dunkle, von keinem Sterne durchleuchtete Nacht flößte ihr plötzlich Grauen ein.

Und doch traten die ihre Seele marternden Schrecken nicht von außen an sie heran, sondern lagen herzbeklemmend in ihr selbst. Die Hände ringend, kniete sie hilfesuchend auf ihrem Betstuhl, beugte die sonst so stolz getragene Stirn angstvoll, und flehte:

„Vater unser, der Du das All schufst und auch mein armes Herz, Du, Mutter des Herrn, deren irdische Qualen ohne Ende, nehmt Euch seiner, unser an! Beschützt ihn, schenkt ihm Vergessen, und mir, mir gebt Frieden.“

„Amen!“ hauchte eine heisere Stimme neben ihr. Ein heißer Atem traf ihre thränenüberströmte Wange, und ein Arm legte sich um ihre Schulter. Es war ihr Gatte.

Erbebend stand sie auf, dann senkte sie den Kopf. Die Stunde ihrer Beichte war gekommen.

V.

„Nur das Leben lehrt jeden, was er sei.“
Goethe.

Seine Erwartungen getäuscht zu sehen, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Und Fräulein von Falkensteins Enttäuschung war eine große, denn ihre seit Wochen gebildeten Erwartungen vergingen beim Betreten des Krzhowoer Schlosses wie Seifenblasen.

Da hatte Ehrentraut von der übernommenen Einrichtung befriedigt geschrieben, sie eine „höchst vornehme“ genannt und gebeten, außer einigen Lieblingsstücken aus dem Kieler Hause nur Leinen und Silber mitzubringen. Das leuchtete Tante Lottchen ein. Hans Heinrich würde sich doch verheiraten, sie mit Ehrentraut wieder heimziehen; fürs Leben dachte sie nicht im Großherzogtum zu bleiben.

Trotzdem ließ sie beim Abschiede mehr einpacken, als sie ursprünglich beabsichtigte. Und welches Glück war das jetzt! Nach ihrer Ankunft schritt sie im fremden Hause sofort prüfend von Zimmer zu Zimmer. „Entdeckungen machen“, nannte Hans Heinrich es. Ihrem scharfen Auge entgingen die Spuren des Verwohntseins natürlich nicht und sie freute sich ihres reichlich mitgenommenen Hausrates. „Elegant? Vornehm? Wodurch das Kind nur geblendet war?“ Fräulein Charlotte zuckte die mageren Schultern und stieg in die oberen Gemächer, „die Gastzimmer“.

Hier hob das alte, klug dreinblickende Fräulein nun nicht nur die Schultern, sondern schüttelte, ob der Unwohnlichkeit der Räume, über all die Spuren vom Einpacken, den grauen Kopf so bedenklich, daß die Haubenbänder flatterten. Sie begriff nicht ihr leichtsinniges Vertrauen auf das Wort eines jungen Mädchens und bedauerte, in Kiel viel zu viel gelassen zu haben. Dann zog sie ihr Taschenbuch hervor, um anzuschreiben, wo überall Gardinen wie Teppiche nötig seien. Hier schien es nur Lumpen zu geben!

Eine vornehme Einrichtung das! Bei der Untersuchung von Öfen, Betten, Schränken und Waschtischen brauchte sie für sich ziemlich drastische Ausdrücke und machte sich in aller Eile einen Überschlag, wieviel sie der Gemütlichkeit und Ordnung opfern müsse.

Ziemlich enttäuscht kehrte sie in das ihr angewiesene Zimmer zurück, wo ihre alte Dorte der Herrin Koffer auspackte.

Mit dieser Beschäftigung mochte das als rechte Hand recht eigenwillige Wesen sich noch nicht lange abgegeben haben. Wie der Herr, so der Diener! Auch sie hatte sich zuvor umgesehen. Man war nicht so weit gereist, um sich gleich geduldig in ein Zimmer sperren zu lassen! Gott bewahre! Ihre Findigkeit führte sie nun durch Mierzwinskis Allerheiligstes, in die Jungferstube, wo die schmucke Hespita mit riesigen Kisten und Koffern herumhantierte. Deren Treiben sah sie eine Weile argwöhnisch zu. Da die Kleine aber im gebrochenen Deutsch über das engelgute, gnädige Fräulein ein Loblied sang, hatte Dorte ihr freundlich zugenickt, und war in die Küche gegangen, an deren Thür sie völlig erstarrt stehen blieb.

Nur ihre kleinen, verkniffenen Augen nahmen von Ort und Personal einen genauen Steckbrief auf, ehe sie, zitternd vor Erregung, plötzlich Kehrt machte.

Daß ein derartiger Schmutz überhaupt in einer herrschaftlichen Küche des Weltalls Raum fände, begriff ihr tapferes Arbeitsherz nicht, und auch nicht, weshalb jene schwarzhaarige, schwarzäugige und schwarzschürzige Person am Kochherde sie so überaus giftig ansah. Erst wie Hespita erzählte, die gospodinni sei „verboßt“, weil sie der deutschen Köchin weichen müsse, verstand Dorte der Polin „Verboßung“ und fühlte sich befriedigter. Sie versicherte der niedlichen Jungfer ein über das andere Mal, „das sei man gut, denn mit einem Frauenzimmer, die wie eine Hexe aussähe, und in einem Schweinestall koche, hätt' sie nich am selben Herd gewirtschaftet.“

Dann prüfte sie noch die Beschaffenheit ihres Bettes, und zog sich in ihrer Herrin Gemach zurück, um für deren Wohl zu sorgen.

Das ging der treuen Seele nun schnell genug von der Hand. Als sie die Bibel neben Witschels „Morgen- und Abendopfer“ auf das Nachttischchen gelegt hatte, stellte sie sich, einen Arm auf die breite Hüfte gestemmt, vor Fräulein von Falkenstein:

„So! 'S is allens p'rad!“

Fräulein Charlotte stand vom Sofa auf und gähnte:

„Wunderbar, so müde zu sein! Ich werde meinen Thee im Bette trinken, Dorte, laß Dir alles von dem Diener geben!“

„Mach ihn lieber selbst!“

„Weshalb?“

„Na, bei dem Schmutz, gnädiges Fräulein!“

„Wo?“ fragte die Herrin, und Dorte antwortete geradezu empört:

„Na, in der Küche! Aber Gottlob is morgen auch noch 'n Tag, un ich hab' ein Paar Arme am Leibe; na, un wenn Baron Hans Hinrich kommt, bitt ich um Maurer fürs Weißen. Ja! Na, un nach un nach soll's nur so blitzen! Seife un Scheuerwisch wird's doch in de Polackei geben!“

Bei den Versicherungen steckte Dorte ihre kleine Stulpnase sehr unternehmend in die Höhe und half dem alten Fräulein wie die sorgsamste Kammerjungfer. Nachdem sie ihr das weiße Nachthäubchen aufgesetzt hatte, ging sie hinaus, um nach einer Weile mit zierlich besetzter Platte wiederzukehren, die sie ihrer Herrin auf das Bett stellte. Dann holte sie einen stummen Diener, auf dem das Theewasser schon im kupfernen Samowar kochte.

„Den Stanislaus, so heißt der Diener, können wir behalten, Fräulein!“ bemerkte sie, und brühte den Thee auf. Als sie eine Tasse einschenkte, versicherte sie wichtig: „Das is ein ganz anstelliger Mensch, der wird werden!“

Offenbar hatte sie ihren Schlachtplan schon entworfen, und war gar nicht entzückt, daß ihr altes Fräulein nicht weiter fragte, sondern nur mit zerstreutem „hm“ antwortete.

In dem Augenblick öffnete man ungefragt die Thür. Dorte sprang cerberusgleich vor, um ihr Fräulein, die doch im Bette lag, durch ihre breite Person zu verdecken, aber Ehrentraut schob das stattliche Mädchen lachend zurück, und umarmte die alte Dame ungestüm freudig.

„Tante Lotti! Tante Lotti! Da bist Du endlich, gute, alte Tante! Komm nur herein, Hans Heinrich!“

Dessen Begrüßung fiel weniger ungestüm aus, und ward von seiten Fräulein von Falkensteins auch ruhiger erwidert. Er konnte sich in ihren Augen eben nicht mit ihrem Lieblinge messen. Ehrentraut saß nun Hand in Hand mit ihr auf dem Bettrande und berichtete fliegenden Atems, dem Bruder nur ab und an Raum für eine kurze Bemerkung lassend. Dem alten Fräulein schwindelte bei all den fremden Namen der Kopf, daß sie endlich entschied, lieber erst auszuschlafen, um für all die „kis“ und „kas“ mehr Kraft zu haben.

Dorte hatte das Theegeschirr fortgeräumt, trat aber, als die Geschwister aufbrachen, noch einmal vor, und brachte ihr Maureranliegen gleich an die rechte Person. „Die Küche süht ja aus," sie stockte, denn es fehlte ihr der rechte Vergleich, da sie den „Schweinestall" nicht vor herrschaftlichen Ohren in das Feuer führen wollte. Hans Heinrich half ihr, höchst belustigt durch ihre frische Art:

„Wie die Hölle, altes Mädchen! Hast ganz recht! Wollte Dir nur damit eine kleine Überraschung machen und Dir ein passendes Feld für Deine Kulturbestrebungen lassen!"

Dorte verstand nicht ganz, was er meinte, greinte aber: „Ne, aber auch, Herr Baron!" Sie zog sich in der tröstenden Überzeugung, die Maurer zu bekommen, ganz befriedigt zurück, worauf Fräulein von Falkenstein erleichtert ausrief: „Ein Segen, wenn ihr ihn auch bemerktet!"

Daß mit dem „ihn", der Schmutz gemeint war, vergaß sie zu sagen, doch der Neffe verstand sie, und lachte:

„Und ob! Ehrentraut ängstigte sich deshalb ja vor Dir wie vor Dorte gründlich. Nur ließ sich bis jetzt nichts Gründliches gegen ihn thun!"

Seine Schwester wollte das nun nicht so schroff hingestellt wissen, und versprach der Tante morgen ganz feiertäglich gesäuberte Vorratsräume zu zeigen, wodurch sie natürlich wieder in deren Wertschätzung stieg. Die blonde Nichte stand ihr eben bedeutend näher als alle Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe und durfte sich manches erlauben, was sie bei anderen neunzehnjährigen Mädchen unverzeihlich gefunden hätte; zum Beispiel dies Irreführen mit der eleganten Einrichtung.

Vor Ehrentrauts Lächeln und roten Wangen war ihr Groll verschwunden. Sie sagte sich nur beim Einschlafen, daß Jugend, Jugend sei, von der man Vernunft noch nicht verlangen dürfe. Diese zu handhaben sei Tante Lottchen da, deren Aufgabe es wäre, die Augen weit aufzumachen, um dem blonden, hübschen Nichtchen nach Art in ihre Kinder verliebter Mütter den Weg durch das Leben zu ebnen.

Das war der Verlauf des ersten Abends, den Fräulein von Falkenstein unter dem Dache ihres Neffen verlebte. —

„Nun, Tantchen, schön geschlafen?"

Rotbäckig und im weißen Morgenkleide sehr hübsch aussehend, trat Ehrentraut der alten Dame an dem nächsten Morgen schon an der Thür des Eßzimmers entgegen. Das junge Mädchen bereitete gerade Thee und Kaffee und fühlte sich sehr stolz, der Frühaufsteherin den Rang abgelaufen zu haben.

„Guten Morgen, mein Kind!"

Sie küßte ihres Lieblings weiße Stirn und ließ sich am Frühstückstische nieder. Nachdem sie aus Ehrentrauts Händen ihre Tasse Kaffee empfangen hatte, nahm sie Zucker und Sahne, rührte mit dem Löffelchen den Trank zerstreut um, sah dann auf, und meinte zögernd:

„Von Schlafen war bei mir nicht viel die Rede. Ich weiß nicht, ob — ob's hier — nur Wanzen giebt?"

Dabei holte sie ein Papierchen aus ihrer Börse, dessen Inhalt sie fast verlegen zeigte. Nach ihren Begriffen gereichte es den früheren Besitzern dieses Hauses nicht zur Ehre, den Tieren, wenn auch unfreiwillig, Obdach gegeben zu haben. Doch scheute sie sich fast, Frau von Mierzwinskas halber, die Thatsache zu besprechen.

Ehrentraut erschrak und steckte das dunkelerrötende Köpfchen über das Papier. Sie verwünschte ihren Einfall, der Tante gerade jenes Zimmer eingerichtet zu haben, und sah besorgt fragend auf Hans Heinrich, der das corpus delicti nach kurzer Prüfung in den Kamin warf. Mit ungestörter Gemütsruhe behauptete er, das sei allerdings eine Wanze, er sähe auch keinen Grund ein, weshalb es keine sein sollte?

Ehrentrauts vorwurfsvolle Erklärung, dies sei ein Beweis langjährigen Schmutzes, rührte ihn so wenig wie die Versicherung, Frau von Mierzwinska habe behauptet, dergleichen kämen in Krzhowo nicht vor.

„Natürlich nicht so lange den blutgierigen Gästen kein süßes deutsches Blut vorgesetzt war!" lachte der Unverbesserliche und küßte der Tante welke Hand. Sein launiger Blick schien dieser zu raten, sich die nächtliche Störung als Vorzug anzurechnen. Als Fräulein von Falkenstein aber sehr ernst blieb, und nur ungewiß war, wie gegen solche Plage ins Feld zu ziehen wäre, gab er seinen Rat dahin ab, daß man zuerst riesigen Zug entwickeln, dann alle Tapeten abkratzen, Mauernritze verkleben und frisch tapezieren lassen müsse. Sollte aber weder das, noch Schwefel und Chlordämpfe etwas nützen, bliebe kein anderes Mittel, als den ganzen Kasten zu verbrennen. Und sich seine Morgencigarre anzündend, pfiff er lustig:

„Wenn dat nich god för de Wanzen is," u. s. w.

Da traten Mierzwinskis ein.

„Ah, guten Morrgen! Frreuen uns serr, gnädigstes Frräulein vorr unserre Abgang noch zu begrrüßen!" schnarrte er, und küßte den Damen zärtlich die Hand, während seine Frau sich tief verneigte und ihre „goldene Baroneß Ehrentraut" auf polnische Art umarmte.

„Ah, Kaffee von Ihnen selbst bereitet?"

Er versicherte, das würde für ihn ein Göttertrank sein, dann fragte er nach dem Grunde von des Barons ganz besonderer Heiterkeit, worauf dieser schelmisch erzählte, was seine Tante entdeckte. Seine Schwester hielt ihm, erschrocken vor der Tragweite seiner Erklärungen, den Mund mit ihrer Hand zu. Tante Lottchen sah ganz verstört drein, dergleichen vor Fremden erörtert hören zu müssen, doch pan Joseph nickte ihr lächelnd zu.

„Wanzen, meine Gnädigste!" rief er. „Das is nichts Schlimmes, darran gewöhnt man sich!"

Ob dieser Auffassung erstarrte die alte Dame wie Lots Frau, und fand kein Wort der Entgegnung. Dagegen plauderten die Polen desto lebhafter. Erzählten vom gestrigen Feste und flochten so viel Schmeichelhaftes für die Geschwister ein, daß Tante Lottchens Abneigung gegen das Ehepaar sich verminderte. Ja, als der Pole erklärte, die gospodinni mitnehmen zu wollen, drückte sie ihm, an Dortes

Antipathie denkend, dankbar die Hand, und Hans Heinrich mußte der Exküchenbeherrscherin schnell den Lohn ausbezahlen, damit sie mit dem Gepäck nur abfahre, ohne noch mehr vom Küchengerät mitgehen heißen zu können.

Dann nahte der Polen Abschied, unter dem die arme Frau sichtlich tief litt, wogegen ihr edler Gemahl gänzlich unberührt drein sah. Sein Herz hing nicht an Krzhowo. Von solcher Gefühlsweiche wußte er nichts. Und da seine alte Mutter wohl noch genügend Geld hatte, um ihm, außer Kredit bei den Juden, auch häusliches Wohlleben zu gewähren, war der ersten Not gesteuert. Hatte auch das ein Ende, würde er an den Tischen seiner Freunde noch immer einen Platz finden. Wozu sich unnütz aufregen?

Dies offene Geständnis entsetzte Tante Lottchen geradezu. Solch wunderbarer Heiliger war ihr bis jetzt nicht begegnet. Sie hatte, den Abschiedsschmerz ehrend, sich zartfühlend zurückgezogen. Trat aber neugierig wieder vor, als pan Joseph zuguterletzt von der köstlichen Bereitung eines „besonders komplizierten Salates" schwärmte, und Hans Heinrich auf die wunderbar edlen Obstsorten im Krzhowoer Garten noch einmal aufmerksam machte.

Da zogen die Pferde an. Frau Josephine drückte ihr Taschentuch an die Augen. Sie sank schluchzend zurück, während er lächelnd zum Wagen hinauswinkte, und bei der Zurückbleibenden ernsten Mienen ganz erstaunt aussah.

Nun bog das Gefährt in die Dorfstraße ein. Nach einer kurzen halben Stunde ließen Mierzwinskis die Grenze ihrer früheren Herrschaft hinter sich.

Ehrentraut warf sich erregt in des Bruders Arme.

„Wenn Du einst ähnlich von hier ziehen müßtest!"

Er strich sanft über ihr weiches, silberblondes Haar. Die in seinen Zügen vorherrschende männliche Entschlossenheit strafte seinen scherzenden Ton Lügen. „Kindskopf!" lachte er. „Jetzt ruht Krzhowo in deutscher Hand, und soll, so Gott will, unserm Geschlechte ein fester Stammsitz werden! Tantchen, stell doch die Handwerker an, ich muß aufs Feld, das trockene, schöne Wetter möglichst zu nutzen!"

Er schritt dem Hofe zu, kam aber noch einmal zurück. „Bitte nehmt den Mlezki an, und macht es ihm gemütlich!"

Die Damen gingen in das Haus. Der neue polnische Name berührte aber Tante Lottchen nicht angenehm. „Wer ist denn das schon wieder?" fragte sie mißgestimmt, und fuhr bei des jungen Mädchens Erklärung ganz entsetzt fort: „Was Hans Heinrich sich nur denkt, einen Menschen mit Pariser Sitten in sein Haus zu nehmen, noch dazu, wo Du hier bist!"

Vor diesem Angstruf floh Ehrentrauts gedankenvolle Stimmung. Der Tante Arm durch den ihren ziehend, lachte sie fröhlich auf. War sie, nachdem so viele französierte Polen bei ihnen verkehrten, nicht stich-, hieb- und kugelfest gegen die sämtlichen Pariser Kollegen? Das alte Tantchen kannte die Sorte Lebemänner nur nicht, sonst wäre ihr um der Nichte Seelenheil nicht bange! Darauf sprach Fräulein von Falkenstein sich nicht weiter aus, obwohl ihre Bedenken noch vollauf bestanden. Ein Segen, daß sie ihr Kleinod jetzt selbst behütete! In ihrer Natur lag es Gottlob nicht, sich mit Achs und Ohs zu plagen. Dazu gab es heute auch keine Zeit, wo die häuslichen Veränderungen überlegt sein wollten. —

Nach einigen weiteren Viertelstunden waren Töpfer in die eine Seite des Schlosses gezogen, während Tapezierer in einem anderen Raume sich zum Aufpolstern der Möbel einrichteten und Maurer in der Küche wirtschafteten. Im Handumdrehen wirbelte dicker Staub durch die meisten Zimmer, daß Ehrentraut bei dem sich ausdehnenden Chaos angst und bange ward. Aber Tante Lottchen schwamm in ihrem Elemente, sie verstand es, einige Räume von der Verwirrung auszuschließen, und ergriff die Zügel des Hauswesens mit fester Hand. Ideale Ordnung war erst nach derartigem, wüst aussehendem Eingreifen möglich.

„Und bis dahin sparte ich mir weiße Kleider, liebes Kind!" Ihre Hand deutete auf den schwärzlichen Saum des sonst leuchtenden Gewandes.

Ganz beschämt zog Ehrentraut sich zurück, um nach einer Weile in blauem Kaschmir wiederzukommen, der mit seinem schwarzen Sammetbesatze die zarten Farben ihrer weichen Züge ungemein hob.

Tante Lottchen stand am Fenster des allgemeinen Wohnzimmers und sah in den Garten. Da schlich das junge Mädchen auf den Fußspitzen näher, legte ihren Arm um der Sinnenden Hals und fragte neckend, ob das nimmermüde Tantchen vielleicht schon den Entwurf zu neuen Gartenanlagen mache?

Die beiden Frauengestalten boten einen merkwürdigen Gegensatz. Zumal das überaus zierliche, alte Fräulein im schwarzen Seidenkleide, ohne den üblichen Reifrock, neben der hohen, wenn auch mädchenhaft schlanken Gestalt der Nichte winzig aussah, wogegen im Vergleich zu deren gemesseneren Bewegungen Tante Lottchens lebhaftes Mienenspiel und frische Geberden auffallen mußten.

Auch jetzt drehte sie Ehrentraut den Kopf mit rascher Wendung zu, zeigte mit der Hand auf die weite, schmucklose Rasenfläche, und sagte lebhaft: „Da vor die Thür kommen Frühlings- und Sonnenblumen, die Buchsbaumeinfassung kann der Gärtner bald pflanzen, und rechts wie links hochstämmige, remontierende Rosen. Weißt Du, wie's Onkel Bülow auf Schmuckhöven hat! Hübsche Gebüsche und einzelne Bäume lassen sich im Herbst noch pflanzen. Ich schreibe sofort an eine nahe Gärtnerei; weißt Du, —"

Sie unterbrach sich erstaunt und hielt ihr Glas vor die kurzsichtigen Augen. „Wunderbare Gestalt!"

Über der Tante Schulter hinweg hatte Ehrentraut die zwei näherkommenden Herren schon beobachtet. So bestätigte sie: „Wunderbar, ja. Das heißt, nur der eine, Tantchen, des hochwürdigen Propstes Onkel, Herr Schnackenberg. Trotz seines deutschen Namens fanatisierter Pole. Neulich soll er bei einer Prozession des Neffen geistliches Gewand zerrissen und an die Menge als rotweiße vaterländische Abzeichen verteilt haben. Ob sein schlanker Begleiter Hans Heinrichs Zukunftsadjutant ist?"

Tante Lottchen schüttelte den Kopf. „Hm,"

brummte sie bedenklich, „mir wäre es lieber, wenn der weniger groß, weniger schlank und weniger vornehm aussähe!“

„Ich danke, Tantchen!“ widersprach das Mädchen lebhaft. „Nein, der gefällt mir so ganz gut! Ein Raubvogelgesicht wie das Herrn Schnackenbergs, oder die Bullboggenzüge unseres Kieler Käsehändlers möchte ich bei Tische nicht immer als Gegenüber haben. Der liebe Gott schuf schöne Menschen zur Freude aller. Da man die nun selten genug sieht, will ich mir den hübschen Anblick nicht durch Deine abscheulichen Bedenken stören lassen, Tante Lotti!“

Von dem Standpunkte betrachtet, konnte diese keinen Einwurf erheben, zumal sie sich schon mit der Annahme: eine schöne Außenseite verberge gewöhnlich einen leeren Kern, tröstete. Eine hohle Nuß in glänzender Schale aber ward ihrem Kinde nicht gefährlich.

Doch ehe sie sich noch des künftigen Hausgenossen geistige Beschaffenheit ausmalen konnte, waren die Herren schon angemeldet und hereingeführt.

Mit unglaublichem Aufwande von Verbeugungen begrüßte Herr Schnackenberg die Damen und stellte den Grafen halb verlegen, halb geziert, jedoch sehr wortreich vor. Dabei rieb er seine großen Fäuste glutrot und blickte bei Ehrentraut so scheu vorüber, als sollten seine Worte nicht ihr, sondern einer hinter ihr stehenden Person gelten.

Sobald er schwieg, wandte Graf Mlezki sich in verbindlich weltmännischer Form an Fräulein von Falkenstein, ihr seine Befriedigung über Baron Wallrodes ihm bewiesenes, liebenswürdiges Entgegenkommen aussprechend.

An seinem Auftreten fand das kritische alte Fräulein durchaus nichts auszusetzen. Ja, sie gestand sich seufzend ein, nie einen auf den ersten Augenblick so anziehenden jungen Mann kennen gelernt zu haben. Und diese wunderbar gesangreiche Stimme! Tante Lottchen war in dem Punkte merkwürdig empfindlich und hatte die Nervosität ihrer Ohren förmlich systematisch ausgebildet. Menschen mit kreischenden, gellenden Stimmen galten ihr von vornherein als herrsch-, hab- oder selbstsüchtig, manchmal sogar für ungebildet. Ohne nähere Prüfung ging sie denen lieber aus dem Wege.

Im Laufe eines langen Lebens, als Sechzigerin schon auf ihre Jahre stolz, war dies Vorurteil fast krankhaft geworden. Ihm dankte Graf Mlezki nun, von dem ersten Worte an in die Rubrik „warmfühlend und zuverlässig“ eingeschaltet zu werden, wogegen Herr Schnackenberg das Prädikat „heuchlerisch“ erhielt.

Von dem ihm gesprochenen Urteile hatte dieser Gottlob keine Ahnung. Sonst hätte er wohl in noch größerer Unbeholfenheit an einer Ecke seines Stuhles geklebt, und seine langen Arme noch verlegen ratloser an seinem schmächtigen, etwas schief gestellten Oberkörper hinabhängen lassen. Offenbar schlüge er zur besseren Unterbringung seiner ungelenken Beine am liebsten einen Knoten in diese. Im steten Kampf mit seinen Gliedern haspelten seine Antworten auf Ehrentrauts freundliche Fragen sich so scheu unterwürfig ab, daß der „gnädigsten Baronesse“ vor der „submissesten Devotion“ recht ungnädig zu Mute ward, und sie sich auf die Lippen biß, um über den albernen Menschen nicht laut zu lachen. Glücklicherweise fragte der Graf sie jetzt, ob sie Frankreich kenne, und erzählte ihr darauf von seinem mehrjährigen Pariser Aufenthalte.

Er hatte bis jetzt mit dem Rücken nach dem Fenster gesessen. Als er sich nun aber beeilte, einen von dem jungen Mädchen fallen gelassenen Ring, mit dem sie gern während der Unterhaltung spielte, aufzuheben, traf seine Züge volles Tageslicht. Während sie den Ring an ihren Finger steckte, unterwarf sie des Grafen Gesicht nochmals einer arglos neugierigen Prüfung und stutzte wieder. Sie schüttelte den blonden Kopf und meinte nachdenkend: „Wüßte ich nicht ganz bestimmt, nie in Paris gewesen zu sein, behauptete ich, Sie schon einmal gesehen zu haben, Graf Mlezki!“

Der Angeredete lächelte verbindlich und lobte die liebenswürdige Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes, das den Fremden durch Entdeckung einer Ähnlichkeit gewissermaßen gleich in den Kreis guter Bekannter rücke! „Hoffentlich habe ich kein gewöhnliches Allerweltsgesicht?“ Seine bis dahin blassen, etwas überwachten Züge röteten sich.

Das junge Mädchen hörte ihm vorgeneigten Kopfes mit halbgeschlossenen Augen unbewegt zu. Sie sah sehr verlegen aus.

„O, nein, nein!“ wehrte sie ab und blickte ihn von neuem, als stehe sie vor einem Rätsel, prüfend an. „Lachen Sie mich nur aus,“ fuhr sie zögernd fort. „Nicht allein Ihre äußere Erscheinung berührt mich bekannt, sondern auch — bitte, sagen Sie mal auf polnisch ‚ich verstehe nicht‘!“

Er willfahrte ihrem Wunsche, obwohl derselbe ihn in Erstaunen zu setzen schien.

Unbefriedigt zuckte sie die Schultern. „Das ist ein anderer Laut! Sonst behauptete ich, Sie und ein Bauer, mit dem ich bei Damskis tanzte, wären ein und dieselbe Person!“ Jetzt lachte sie sich selbst aus. „Er war freilich im Gegensatz zu Ihren braunen Haaren ganz dunkel. Aber Ihre Größe und solche kaum vernarbte Wunde hatte er auch, und — und — fast dieselbe Klangfärbung des Organes!“

„Ein Jerzonkowoer Bauer? Den soll mein Vetter mir vorstellen; ich will ihn fragen, wo er sich die leidige Narbe holte; ob auch im schönen Paris?“

Sein spöttischer Ton drückte hochmütiges Unbehagen aus, und sein dunkles Auge streifte das junge Mädchen mit einem ihr unerklärlichen Ausdrucke. Sie meinte in dem Blicke Bitte und Drohung zugleich zu lesen. Sollte sie ihn beleidigt haben?

Herr Schnackenberg murmelte etwas von polnischer Volkscharakteristik. Tante Lottchen aber lachte über der Nichte Beharrlichkeit. Fragend sah einer zum anderen. Da stürmte Hans Heinrich in das Zimmer und schüttelte des Grafen Hand so freundschaftlich, daß man sah, sein Willkommsgruß war keine leere Redensart.

„Hörte auf dem Hofe schon von Ihrem Kommen, lieber Graf! Aber begleiten Sie mich doch einen Augenblick, ich möchte Ihnen meine direkt bezogenen

Holländer Kühe zeigen, wahre Prachtviehcher. Sie werden gerad in den Stall geführt!"

Ehrentraut sprang auf und hing sich an des Bruders Arm. Vergessen war der Gegenstand der eben geführten Unterhaltung, vergessen ihr eigenes Unbehagen. Ganz Eifer fragte sie lebhaft:

„Tantchen, willst Du mit? Hans Heinrich hat die Sendung ja schon sehnlich erwartet, er will doch eine Holländer Stammherde anlegen!"

Der junge Pole horchte hoch auf. „Gnädige Baroneß interessieren sich für Landwirtschaft?"

Ihr blondes Köpfchen nickte, und zärtlich des Bruders Rechte streichelnd, meinte sie: „Und ob! Alle Zukunftspläne meines Bruders, der den Hof in ein paar Jahren auf den Kopf gestellt haben wird, fesseln mich sehr, und —"

„Und wir befleißigen uns derselben Theorie hier im Hause!" unterbrach sie Tante Lottchen, worauf diese den Grafen bat, den durch die Handwerker hervorgerufenen Schmutz zu entschuldigen.

Mlezki rückte im Flur eine Karre mit Lehm, an die Ehrentrauts Kleid streifte, leicht zur Seite, ehe er verbindlich lächelnd sagte, er hoffe als Hausgenosse nach keiner Richtung zu stören, und sähe wohl ein, was alles vor dem Winter in der verwahrlost gewesenen Häuslichkeit nachzuholen sein müsse.

Diese Auffassung entzückte Fräulein von Falkenstein um so mehr, als sie an Mierzwinskis denkend, sich den Grafen ähnlich vorgestellt hatte. Höchst befriedigt zog sie sich zurück.

Des Gastes Lernbegierde und nicht zu unterschätzender Überblick zeigte sich den Geschwistern dann in den Ställen wie in der Brennerei von der besten Seite, und verdoppelte nicht nur Hans Heinrichs Vertrauen, sondern verscheuchte auch Ehrentrauts kühlere Zurückhaltung. Zutraulich plaudernd schritt sie zwischen den Herren hin und freute sich, von all den sonst üblichen polnischen Schlagwörtern, mit denen Mlezkis Landsleute ihre Geduld oft erschöpft hatten, heute kein einziges zu hören. Ja, sie gab dem Bruder im stillen bei der Wahl dieses Wirtschaftsfreiwilligen recht. Sah sie doch Hans Heinrich ordentlich das Behagen an, mit dem er den verständnisvollen Fremden in seine reformatorischen Pläne einweihte. Im Eifer des Gespräches hatte er seine Mütze schon von der Stirn geschoben; jetzt zeigte er auf eine verqualmte, schindelbedeckte Baracke.

„Dort soll ein neues Gesindehaus den Hof nach der Seite vollständig abschließen! Ich weiß nicht, wohin mit den Leuten — denn zwei, drei oder vier Familien in einen Raum zusammenpferchen und jedem sein Gebiet durch 'nen Kreidestrich abschließen, schlägt doch den laxesten Begriffen von menschenwürdigem Dasein ins Gesicht!"

Sein Begleiter zuckte die Achseln. „Sie kennen's hier nicht anders! Hüten Sie sich, der Arbeiter Ansprüche zu hoch zu schrauben!"

„Zu hoch?"

Mit dem verwunderten Ausrufe blieben die Geschwister stehen und sahen einander fragend an.

„Ein Stübchen muß doch jeder sein eigen nennen!" rief Ehrentraut lebhaft.

Der Graf verdeckte ein fast mitleidiges Lächeln durch eine schnelle Handbewegung. Dann sagte er: „Ihr polnisches Gesinde wird dies Muß kaum verstehen! Wenn Sie aber germanisieren, Deutsche mit größeren Ansprüchen einführen wollen, zerstören Sie leicht die Bescheidenheit Ihres polnischen Volkes, schaffen Unzufriedene —"

„Da haben wir schon die Bescherung!" unterbrach Wallrobe den Grafen und zeigte ärgerlich auf ein anderes baufälliges Leutehaus, vor dem ein halbes Dutzend Kerle, doppelt so viel alte und junge Weiber mit einer Menge Kinder wild durcheinander keiften. Jetzt rückte er seine Kopfbedeckung fester aufs blonde Haupt. „Aha, die Schwefelbande will mich durch Arbeitseinstellung zwingen, ihnen dieselbe Vergünstigung wie den deutschen Knechten zu geben! Wartet! Jetzt rede ich aber deutsch mit Euch!"

Unwillig zog er seinen Arm aus Ehrentrauts Hand und runzelte bei ihren Besorgnissen die hohe Stirn. Dann wies er Mlezkis Begleitung fast schroff ab und schob die Reitpeitsche unter den Arm.

„Danke; führen Sie nur meine Schwester nach Hause, Graf Mlezki!"

Dieser zögerte. „Sie sprechen kein Polnisch, Baron, ich —".

„Die Kerle sollen eben Deutsch lernen und sehen, wer hier Herr ist!"

Er warf den Kopf in den Nacken, winkte noch einmal, zurückzubleiben, und ging auf den Menschenhaufen zu, der ihn sofort schreiend umringte. Die wilden Bewegungen der Leute jagten Ehrentraut Angst ein, doch wagte sie nicht dem Befehle des Bruders zu trotzen. Neben Mlezki stehen bleibend, der ungewiß war, was er thun sollte, ob zur Hilfe springen, oder der Sache den Rücken kehren, flüsterte sie erregt: „Nein, nein, bleiben Sie! Hans wär böse, mißtrauten wir seiner Kraft — erst wenn Hilfe not. —"

Sie faltete ihre Hände. „Hätte er nur eine Waffe — die Widersetzlichkeit der Leute steigt seit kurzem — neulich bedrohten sie den Inspektor sogar mit Messern!"

Trostbedürftig sah sie zu dem jungen Polen auf. Doch der verwandte kein Auge von dem sich wie zum Kampfe zuspitzenden Auftritt, wobei die Narbe auf seiner Stirn von Minute zu Minute röter ward. Ob er zürnte, weil die Geschwister seine thatkräftige Unterstützung ablehnten?

Schritt vor Schritt trat das Paar jetzt näher heran.

„Cicho, (schweigt) Kanaillen!" donnerte Wallrobe einige offenbar angetrunkene Kerle an, die sich ihm erst demütig, dann mit drohend erhobenen Fäusten und von der Weiber Geschrei unterstützt, näherten.

„Cicho dort, sag ich!"

Ein Zornesblitz fuhr aus seinen weitgeöffneten hellen Augen auf die Menge. „Und zurück da! Macht Platz!"

Mit einer einzigen kraftvollen Bewegung seines rechten Armes warf er, sich Raum zu schaffen, den ihm Zunächststehenden in den Menschenknäul, und als ein paar andere Kerle herandrängten, packte er auch die, sie wie ein paar Bälle jenseits des Kreises

zu befördern, wo sie unsanft niederfielen, ihre schmerzenden Glieder rieben und sich unschlüssig umsahen. Ob nach Hilfe von auswärts gegen diese teutonische Muskelstärke?

Bei des Barons Kraftprobe biß Mlezki sich auf die Lippen, von denen er den dunklen Schnurrbart zurückstrich, und atmete laut auf. Wohl ein Seufzer der Erleichterung nach vorangegangener Spannung!

Die gellenden Weiberstimmen waren verstummt. Drei Frauen halfen ihren Eheherren beim Aufstehen von der harten Mutter Erde, und blickten zu ihrem deutschen Gebieter mit jener Hochachtung empor, die männliche Körperkraft stets bei dem weiblichen Geschlechte hervorruft. Der „pan Baron" erschien ihnen plötzlich riesengroß. Sie wären am liebsten still davongeschlichen, der Blick seines Auges bannte sie indes.

„Was wollt Ihr?"

Alle schwiegen.

Da berührte seine Reitpeitsche einen rothaarigen, untersetzten Kerl, dessen tückischer Gesichtsausdruck das Sprüchwort: „rotes Haar und Erlenholz wächst auf keinem guten Boden", zu bewahrheiten schien.

„Du bist ihr Rädelsführer! Sprich!"

Der Angeredete schielte auf. seinen Herrn. Näherte sich dann kriechend unterwürfig und haschte nach Wallrodes Hand, um sich, wie niedergedonnert durch dessen Auge, plötzlich zur Erde zu beugen.

„Prosze! Bardzo prosze (bitte, bitte schön), gnädiges Herr, uns geben wie den niemiec (Deutschen) Stube und mehr mleko (Milch)! Pan inspectora hat's versprochen — viel robotta (Arbeit), wenig penunce, wollen mehr haben, pan Baron! —"

„Canalio jeden (Du bist ein Schurke)," brach Wallrode los. „Canalio canalski! Trotzen wollt Ihr! Ihr habt's jetzt besser als früher — erkennt meine Güte aber nicht an — wollt mich zwingen! — Ihr Hundeköpfe! Marsch an die Arbeit — sage ich!" Ein sausender Peitschenhieb fuhr dem Rothaarigen bei jedem Satze von oben in das Gesicht. „Ich will Dich lehren mit Messern zu stechen, Halunke! Fort, fort!"

Dabei entwand er dem Constantin das in der Hand gezückte Messer und warf es ihm vor die Füße. Da keine Hand sich rührte, dem Gefährten beizustehen, wagte dieser kaum aufzublicken und schielte nur von der Seite nach den anderen, die sich aus Angst, ein schneidiger Hieb könne auch sie treffen, immer mehr zurückzogen. „Vor dem Herrn muß man Respekt haben," murmelten sie und liefen davon, welchem Beispiele auch Constantin beim letzten „fort" schleunigst folgte. Helles Blut tropfte ihm zwar von der Stirn, aber das Revolutionmachen war ihm für eine Zeit verleibet, er ballte nur die Faust in der Hosentasche und wünschte für den pan Baron die rächenden kosynierce (Sensenmänner) herbei, ehe er seine ihm befohlene Arbeit wieder aufnahm.

Mit dem Taschentuche sein Gesicht wischend, trat Hans Heinrich, als sei nichts geschehen, auf das seiner wartende Paar zu.

Ehrentrauts Herz klopfte noch vor Angst. Sie hätte sich dem Bruder am liebsten in die Arme geworfen; als er ihre Hand indes ruhig in seinen Arm legte, blickte sie etwas scheu auf seinen festgeschlossenen Mund und fragte zögernd:

„Warst Du nicht zu hart? — Ich glaube — er blutete!"

Er lächelte kalt. „Natürlich blutete er, Kind! Warum mißbrauchten sie meine Güte, jetzt werden sie den Herrn anerkennen!"

Des Polen dunkles Auge bohrte sich förmlich in Wallrodes charakteristische Züge. Mlezkis Gesichtsausdruck vereinte ebensoviel Erstauntsein wie Unbehagen, er zog den braunen Schnurrbart zwischen die Lippen, betrachtete sich des jungen Deutschen hohe Gestalt mit erneuter Aufmerksamkeit und fragte langsam:

„Welch loses Handgelenk Sie haben! Kommen derartige väterliche Züchtigungen häufiger vor?"

Wallrode beantwortete diese einen Hauch von Spott enthaltende Anrede durch ernstes Kopfschütteln. Dann rückte er die Mütze wieder aus der hohen Stirn und wie zu sich selbst sprechend, meinte er:

„Ich vertrage mal auf die Dauer keinen Widerspruch! Hier hatte sich viel angesammelt. Aber das Gesindehaus bau ich sofort im Frühling! Bei dem Leben wirds Volk ja zur Bestie erniedrigt!"

Mlezkis schweigendes Achselzucken ließ sich verschieden deuten. Er strich seinen Schnurrbart und setzte ein paar Mal zum Sprechen ein. Ehrentraut sah vor sich hin; Wallrode schlug mit der Peitsche gegen seine hohen Reitstiefel. Es war, als ob sich etwas zwischen die drei jungen Menschen schöbe, das ihre Vertraulichkeit störte.

Plötzlich fragte Hans Heinrich:

„Sie sind Jäger, Graf?"

Den ungefährlichen Gesprächsstoff ergriff der Pole hastig.

„Leidenschaftlicher, Baron! Die Jagd ist hier gut? Wenigstens haben Sie großes Terrain!"

„Sechstausend Morgen nur! Aber verwahrlost — wie alles — vor Wilddieben schwer hochzubringen! Ah, da kommt ja der Förster. Wir wollen den Halunken heut abend auflauern. Begleiten Sie mich?"

Ein Streifzug gegen Wilddiebe? Die Augen des polnischen Edelmannes leuchteten auf, verschleierten sich aber, als Wallrode hinzusetzte, die Jerzonkowoer Offiziere ebenfalls aufzuforbern.

„Verzeihung, Baron — aber — heute schlaf ich am Ende lieber aus!"

„Gut, gut! Dann ein ander Mal! Ah, die Tischglocke? Bitte, Kind, laß nicht eher auftragen, bis ich mit Passia sprach, und mich umgekleidet habe!"

Von der Mittagstafel erhob man sich sehr befriedigt. Mlezkis Unterhaltung hatte es verstanden, sich den Interessen der Deutschen geschickt anzupassen, andererseits wußte er auch aufmerksam zuzuhören. Nachdem Tante Lottchen sich zum Mittagsschläfchen zurückzog, forderte Ehrentraut die Herren nun auf, ihre Verdauungscigarre in ihrem kleinen Schmuckzimmer zu rauchen. Hans Heinrich lächelte vor sich hin. Das war für Mlezki ja eine große Auszeichnung!

Mit allerliebster Geschäftigkeit reichte das junge Mädchen selbst Cigaretten und Feuer, stellte jedem

Aschbecher hin, und wußte in ihrer ruhigen Anmut überhaupt solch Behagen um sich zu verbreiten, daß es dem leidenschaftlichen Polen vorkam, als ruhe er auf stiller Insel von schweren Stürmen aus.

Bis jetzt hatte er geschickt geschauspielert, sich gezwungen, für die Deutschen immer das rechte Wort zu finden. Nun er den gewünschten festen Boden unter seinen Füßen beispiellos rasch erreicht hatte, fühlte er sich indes durch seiner Wirte offenes Entgegenkommen recht beschämt. Doppelt beschämt, da sein Ziel für alle Fälle auf Vertrauensbruch hinwies. Dies Bewußtsein war so niederdrückend, daß er in des jungen Mädchens Allerheiligstem seine Sendung verwünschte. Er kam sich wie ein frecher Eindringling vor. Schon bei Nennung seines angenommenen Namens floß das Blut schneller durch die Adern, und es schien ihm, als entweihe er den Frieden dieses trauten Mädchenzimmers. Mlezki war wahrlich in Damenboudoirs zu Hause. Aber hier, wo ihn kein berauschender Duft, kein üppig ausgestatteter Raum umgab, kam eine wunderbare Stimmung über ihn. Hier lauerte keine Schlange unter Rosen. Was war es, das ihn mit dem lichtblonden Mädchen förmlich in magnetischen Rapport setzte? Sein erregtes Blut wie süßer Friedenshauch besänftigte?

Ehrentraut legte ihre Handarbeit in den Schoß und sah unbefangen freundlich zu dem Schweigsamen hinüber.

„Graf, Sie sind doch ganz anders als Ihre Landsleute!“

Er blickte träumerisch auf.

„Ich, Baroneß?“

Sie nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ja! Denn seit fünf Minuten ging Ihre Cigarette aus. Dann schauten Sie weitere fünf Minuten unbeweglich in die Wolken, und drittens, mir am rätselhaftesten, sprachen Sie noch gar nicht vom heiligen, polnischen Reiche, von dessen Unterdrückern!“

Schade! Sie brach den Zauber und erinnerte ihn an seine Pflichten!

Einen Augenblick sah er die Lächelnde fast verständnislos an; die Narbe auf seiner Stirn glühte wie ein Feuerzeichen. Er wandte sich an Hans Heinrich, dessen Stellung an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und bat ihn um Feuer.

„So! Nun antworte ich als Vollblutpole, daß ich den nationalen Bestrebungen mit Leib und Seele anhänge! Freilich —“ er brach ab. Konnte er den Deutschen gegenüber von Thaten sprechen? „Mehr vermissen das gnädige Fräulein nicht an mir?“

Mit einer ihr sonst fremden Schelmerei bejahte das Mädchen seine Frage.

„O doch! Sie wunderten sich noch nicht, in meinen deutschen Händen kein Strickzeug festgewachsen zu sehen, und sind über meine Unkenntnis im Rauchen gar nicht erstaunt!“

Er trat zu ihr und schaute auf ihre sehr schönen Hände.

„Richtig! Jetzt sehe ich, was diesen Kinderhänden fehlt! Weitere Zugeständnisse mache ich übrigens nicht, denn mich freut's, eine Dame ohne Cigarette zu finden. Die würde zu Ihnen auch sehr schlecht passen!“

Diese letzten geflüsterten Worte schlugen wie ein verhallender Hauch an ihr Ohr. Errötend senkte sie das Köpfchen auf ihre Arbeit und ärgerte sich ihrer allzu sichtbaren Verlegenheit, für welche die Kinderhände doch kein genügender Grund waren. Ob er sie nicht für recht einfältig hielt? Sie ahnte nicht, welch neuen Reiz diese verräterisch aufsteigende Blutwelle ihr in seinen Augen verlieh. Seit lange hatte er solch mädchenhaftes Erglühen, das ihn an Severinka und sein verlorenes Glück erinnerte, nicht gesehen. Dabei fiel ihm aber auch der Gräfin Warnung ein: sich heute nachmittag, wo ihr Mann mit den Offizieren nach Krzhowo reiten wolle, nicht zu zeigen, weil Wladislaws Gesichtsbildung Herrn von Krosatz aufgefallen sei.

Er runzelte die Stirn und bat Fräulein von Falkenstein, welche eben erfrischt durch ihr Schläfchen wieder eintrat, ihn beim Kaffee entschuldigen zu wollen. Wallrode lachte und klopfte freundschaftlich auf Mlezkis Schulter. Innerlich verspottete er den Schwächling, dem man die durchreiste Nacht derart ansah.

„Na, schlafen Sie aus, Mlezki! Schauen ja wie ein Murmeltierchen drein, das durch irgend ein heilloses Naturversehen um seine Winterruhe kam!“

„Ja, schlafen Sie, Graf. Ich schicke Ihnen das Vesperbrot hinauf!“

Er küßte der alten Dame Hand, verbeugte sich und eilte hinaus.

„Ein prächtiger Mensch!“

Tante Lottchen bewahrte sich für ihr sympathische Menschen einen fast jugendlichen Enthusiasmus, dem ihr Neffe in diesem Falle nicht ganz beizupflichten schien. Er pfiff leise vor sich hin, ehe er beide Hände auf ihre Schultern legte.

„Verzieh ihn mir nur nicht zu sehr, Tante! Sonst werde ich eifersüchtig!“

Fräulein von Falkenstein hatte sich mit schnellem Überblick in die fremde Häuslichkeit gefunden und kannte schon alle Schlüssel des an ihrem Arme hängenden Körbchens, das Ehrentraut ihr sofort als Herrscherzeichen übergeben hatte. Ebenso lag der Plan zur Umgestaltung des Hauswesens bereits fix und fertig in ihrem Kopfe. Ihre thätige Energie verstand es von jeher, das ihr zu Gebote stehende Material richtig zu verwerten. Wie es ihr eine Unmöglichkeit war, die Hände müßig in den Schoß zu legen, so haßte sie auch Unthätigkeit bei anderen. „Kind,“ pflegte sie oft Ehrentraut zu sagen, „träume meinetwegen, aber beschäftige Dich dabei! Für uns Frauen ist mechanische Thätigkeit ein Segen, unser bester Ratgeber in Freud und Leid, der uns das Nachdenken beibringt. Ruhiger Fleiß am Nähtische hat schon manche Selbstprüfung zu stande gebracht — oft zur Selbstverurteilung geführt. Glaub es mir, fleißige Finger zeigen geistige Regsamkeit an, schützen vor Unglück!“

Auch jetzt zog das alte Fräulein, nachdem sie Platz genommen, aus ihrer Kleidertasche das den Polen so lächerliche Strickzeug, und ließ die vier Nadeln derart schnell in den mageren Händen fliegen, als hätten sie für ein Dutzend trippelnder Kinder-

füßchen zu sorgen. Wie Hans Heinrich sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, blickte sie kampfbereit auf.

„Bitte, ein Wort, mein Junge! Weshalb willst Du das Gartenzimmer nehmen? Die Eckstube nach dem Hofe hinaus wäre für Dich doch praktischer!"

Er wandte sich der Tante augenzwinkernd zu.

„Damit meine Schmierstiefel den ersten Schmutz in Euren Zimmern lassen? Dem Raum fehlt ja der zweite Ausgang!"

Ihr Finger tippte gegen seine Stirn.

„Als ob die Wand nach Deinem Schlafzimmer keinen Platz für eine Thür böte? Des Töpfers halber mußt Du so wie so morgen ausziehen!"

„Das Ei des Kolumbus! Meinetwegen laß die ganze Wand einreißen, Tante!"

Er küßte ihr dankbar die Hand und schritt pfeifend hinaus.

Ehrentraut hatte seit des Grafen Fortgang kein Wort gesprochen. Irgend etwas Ungewohntes bedrückte sie. Sie fühlte sich beunruhigt und legte ihre Stickerei leise seufzend in das Arbeitskörbchen.

„Hörtest Du, wovon die Rede war?" Der Ton klang strenger.

„Doch, doch!" Und als Beweis ihrer Aufmerksamkeit fügte Ehrentraut hinzu: „Im Winter können die Herren dann, ohne den kalten Flur zu betreten, gleich von dem Wohn- ins Rauchzimmer gehen!"

In dem Augenblick schritt Hans Heinrich pfeifend und sporenklirrend am Fenster vorüber; dann hörte man nichts als das Rasseln der Stricknadeln. Wie oft hatte das Mädchen stumm arbeitend neben der Tante gesessen, doch heute war es ihr, als suche der letzteren beobachtender Blick in ihrer Seele zu lesen. Hatte sie etwas zu verbergen? O nein!

Trotz dieser Verneinung zitterten ihre gesenkten Lider und sie stand wie erlöst auf, als der Diener meldete: der Kaffeetisch sei gedeckt. Da legte sie, um allein zu bleiben, der Tante Papier, Feder und Tinte auf dem Schreibtische zur Hand.

„Wolltest Du nicht an die Gärtnerei schreiben, Tantchen? Die Post wird bald abgeholt. Hier sind gute Adressen!"

„Ach, das hätte ich fast über die häuslichen Änderungen vergessen! Wer weiß, wann der Frost uns schon auf den Hals kommt. Schicke mir nur den Gärtner zur Besprechung her!"

Leichten Fußes eilte Ehrentraut hinaus. Als sie dann an den brodelnden Samowar trat, klopfte ihr Herz vom schnellen Lauf durch den Garten und ihre Hand zitterte derart, daß sie das kochende Wasser nicht in den Trichter, sondern auf die silberne Platte goß.

„Übereilter Eifer!" lächelte sie, und wischte das Kaffeebrett rasch ab. Dabei sang der Samowar ein Trostliedchen. „Jugend hat keine Tugend" schien er zu summen, wozu er immer von neuem einsetzte, während seine heißen Dämpfe Ehrentrauts rosiges Gesichtchen umsprühten. Ein paar Mal fuhr sie mit dem Taschentuche kühlend über die glühenden Wangen, ehe sie sich anschickte, die Kohlen zu dämpfen.

Plötzlich hob sie den Kopf und hielt den Atem horchend an.

Wer ging denn dort oben immer auf und ab? Warum ruhte der Graf nicht? Er hatte doch so müde ausgesehen. Wie ungleichmäßig seine Schritte klangen! Ob er zu abgespannt war, um zu schlafen?

Sie richtete die versprochene Erfrischung auf einer Platte an und schellte. „Für den Herrn Grafen, und sagen Sie —" sie stockte. Was wollte sie ihm sagen lassen?

„Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, ich ließe zum Kaffee bitten!"

Als die Thür sich hinter dem Diener schloß, belächelte sie ihre Aufregung. Jetzt trat er oben ein. Wie deutlich sie den Grafen sprechen hörte; ein Stuhl ward gerückt. —

„Nicht wahr, starker Kaffee beruhigt die Nerven?" fragte Ehrentraut plötzlich die gemütlich trinkende Tante.

„Wieso?"

„Graf Mlezki ging so ruhelos umher!"

„An Deiner Stelle machte ich mir darüber keine Sorge, Kind! Wen haben wir denn aber da?" Sie zeigte auf vier herantrabende Reiter.

Ganz Feuer und Flamme stürzte das Mädchen an das Fenster; „Wie hübsch, Tantchen, da bringt Hans Heinrich den Grafen Damski und seine Einquartierung!"

In zierlicher Geschäftigkeit begann sie neuen Kaffee für die unerwarteten Gäste zu bereiten. Fräulein von Falkenstein dagegen sah über den in Aussicht stehenden Besuch sehr mißvergnügt aus, und schlang ihre schwarze Spitzenbarbe unter dem Kinn fester zusammen, doch dachte sie nicht daran, sich zurückzuziehen. Gott bewahre, sie wich nicht vom Posten, und sollte es auch wie im Taubenschlage aus- und eingehen! Wenn ihr Liebling zwischen den polnischen Herren, oder den wie Kometen auftauchenden Offizieren jemand gefunden hätte, der ihr schon näher getreten wäre? Das junge Gesichtchen zeigte heute einen der Tante fremden Zug. Dazu diese Freude bei dem Auftauchen der Reiter.

Trotz dieses Argwohns empfing sie die Herren sehr höflich und erkannte die Liebenswürdigkeit Damskis, der nur gekommen war, sich ihr vorstellen zu dürfen, aufrichtig an. Man bemüht sich nicht immer so warm um die Gunst älterer Damen! Auch die beiden Offiziere widmeten sich ihr mehr als dem jungen Mädchen. Des Rittmeisters Tante entpuppte sich als Fräulein von Falkensteins Jugendfreundin, und der Vater des Herrn von Krosatz — die Welt ist eben zu klein, um nicht überall Beziehungen zu finden, war gar Tante Lottchens Tänzer gewesen. Sie verdankte ihm eine Menge hübscher Skizzen, die sie dem Sohne zu zeigen versprach.

„Wir spülten auseinander, ohne daß ich je wieder etwas von ihm hörte!" meinte die alte Dame und reichte dem Lieutenant gerührt die Hand. Wie nahe dessen Vater ihr einst gestanden hatte, verriet sie nicht. Er hatte, des Wartens müde, sich wohlhabend vermählt, gerade zwei Wochen vor dem Tode einer alten Tante, die aus dem armen Fräulein von Falkenstein eine vielumworbene Erbin machte. Tante Lottchens Rechte fuhr zitternd über die runzelige

Stirn, da „sein“ Sohn nun ihrer einstigen Erbin gegenüber stand.

„Sehnen Sie sich nicht nach Ihrem Vetter, Graf Damski?“

Wallrode wunderte sich, daß sein Nachbar gar keine Anstalten machte hinaufzugehen.

„Ah! Richtig! Der arme Bursche laboriert ja an Reisestrapazen! Gnädige halten sich tapferer! War immer nervös, unser Vetter Wladislaw! Na, und Paris! Haha! Das stärkt die Nerven auch nicht! Werd ihn mir mal ansehen, was?“

Hans Heinrich begleitete den Grafen hinauf, kehrte aber sofort wieder zurück und setzte sich zum Rittmeister, welcher Tante Lottchen von der wirklich leidenden Gräfin Damski vorschwärmte, die heute nicht einmal bei Tafel erschienen sei.

Fräulein von Falkenstein hörte geduldig zu, obschon sie für Polinnen und gar solche mit Migräne und Nerven keine Spur von Mitgefühl besaß. Dabei machte sie im stillen die Beobachtung, daß beide preußischen Herren auch recht blaß, „modern angekränkelt“ aussähen.

Von der gestrigen schweren Weinprobe und der Herren heutigem Katzenjammer, den der Frühdienst in frischer Morgenluft nicht hatte verjagen können, ahnte die gute, alte Seele nichts. Sonst wären beide in ihrer Achtung sehr rasch gesunken. Denn nach Art einzeln stehender Frauen nannte sie Trinken aus Wohlgeschmack kurzweg Schlemmen und unmoralisch. Für eine sogenannte „polnische Stunde“ aber würde ihr jegliches Verständnis, obwohl sie sich für die Gefühle der Jugend im übrigen ein mitempfindendes Herz bewahrte, gefehlt haben. Nach der Richtung hatte ihr Neffe ihre Erfahrungen eben nie bereichert und folglich auch keine liebevolle Nachsicht beansprucht. Diese verdiente aber sowohl der kleine Krosatz wie sein Rittmeister. Schon allein wegen des heut dienstlich durchlebten Fegefeuers.

Nichts war wie sonst am Schnürchen gegangen. Die Unannehmlichkeiten hatten sich mit einer Bosheit sondergleichen gehäuft. Alle Kerle schienen über Nacht den Gebrauch von Putzzeug und Striegel vergessen zu haben! Was aber noch schlimmer war — sämtliche gestern beschlagene Gäule lahmten und besserten sich nicht. Obwohl Schwaber seinen Ärger durch manchen Fluch erleichterte und seinen Leuten versicherte, „das wäre eine Schweinerei, um aus der Haut zu fahren!“ Musterhafte Geduld ist nur in Hinblick auf die Vorgesetzten befohlen und würde bei jungen Reiteroffizieren den Untergebenen gegenüber wenig von Schneidigkeit zeugen.

So unerquicklich der Dienst auch gewesen war, hatte er doch ein Ende gefunden. Für Eberhard Krosatz freilich ein Ende mit Schrecken, da sein Pferd über eine tückisch verborgene Baumwurzel stürzte und seinem Reiter von dem gestrengen Rittmeister allerlei Randbemerkungen über „liederliche Zügelführung“ eintrug.

All dies Ungemach ernüchterte aber nicht so, wie der vom Ober-Kommando eingelaufene Befehl eines morgenden Quartierwechsels.

Beim Eintritt Graf Damskis setzte der kleine Krosatz die niederschlagende Wirkung dieser Nachricht Fräulein von Wallrode gerade auseinander. Er sprach ruhig, doch sein Blick suchte den ihren mit so ernster Frage, daß sie fast ihre Unbefangenheit verlor.

„Morgen schon? Kommen Sie weit fort?“

„Unser heutiger Besuch wird als Abschied gelten müssen!“ seufzte er.

„Wer weiß, in welche Baracke Sie an der Grenze einquartiert werden. Sie beide thun mir zu leid, Herr von Krosatz! Für uns gehörten Sie zu den Jerzonkowoern. Wirklich zu schade!“

„Werden wir Ihnen fehlen, Baronesse?“ flüsterte er eindringlich. Sein blasses Gesicht färbte sich dunkelrot. Noch niemals war sie ihm so liebreizend mädchenhaft erschienen, wie jetzt in dem blauen Kaschmirgewande, das zu dem lichten Haare und ihrem zarten, warm angehauchten Kolorit in wundersamem Gegensatze stand.

Sie wäre kein Weib gewesen, wenn sein heißer Blick ihr nicht seine Gefühle verraten hätte.

Um eine Aussprache zu verhindern, unterdrückte sie indes ihre Verwirrung und zwang sich scherzend aufzusehen.

„O, Ihr kurzes Gedächtnis! Natürlich bedauere ich das Fehlschlagen unserer hübschen Pläne! Erstens wollten Sie meinen interessanten Einäugigen zeichnen und zweitens, o, Ihr Oberst ist unhöflich, zweitens geht mein kunstgeschichtlicher Unterricht mir verloren!“

„War das Ihnen Ernst? Da darf ich es wagen, Sie zu bitten, dies Buch von mir anzunehmen? Es behandelt die Blütezeit der Renaissance und wird Ihnen alle nötigen Fingerzeige statt meiner geben. Ihrer Gewähr vertrauend, zeichnete ich nach Tische des Polen schönen Kopf zur Erinnerung an mich hinein. Ist's zu vermessen, Baroneß Ehrentraut?“

Er zeigte ihr das erste Blatt des geöffneten Buches. Beide waren im Laufe des Gespräches an das Fenster getreten, wo das Mädchen nun den prächtigen Polenkopf leuchtenden Blickes betrachtete.

„Wie wunderbar er Ihnen gelungen ist!“

Mit herzlichem Dank reichte sie dem jungen Manne die Hand, und sah dann wieder auf die Zeichnung, deren Ähnlichkeit mit Mlezki sie geradezu packte. Da begann er oben wieder auf- und abzugehen. Einen Augenblick drängte es sie, Krosatz von diesem Doppelgänger zu erzählen. Doch verschloß eine unerklärliche Besorgnis ihren Mund.

„Sie glauben nicht, welche Freude Sie mir machen!“

„Wirklich? O, dann geben auch Sie mir einen Gruß mit auf den Weg. Spielen Sie mir noch einmal die Appassionata!“

„Gewiß! O gern!“ Sie entzog ihm ihre Hand, und fühlte sich sehr beruhigt, daß er nichts anderes verlangte.

Sich über die Tante lehnend, flüsterte sie ihr einige Worte ins Ohr, und rief den Herren lächelnd zu: „Wer von Ihnen musikfeindlich ist, muß seine Cigarre im Zimmer meines Bruders rauchen, um Beethoven aus dem Wege zu gehen!“

Davon wollte aber keiner etwas hören. Hans Heinrich schwärmte wirklich für Musik. Schwaber

und Damski gaben aber zu, des jungen Mädchens Verweis zu verdienen, da sie neulich während des Musizierens laut geplaudert hätten.

Ehrentraut nickte ernst und legte einen Finger an die Lippen. „Also bitte! Beethoven, nicht ich, verlangt ungeteilte Hingabe!"

„Verteufelte Lektion!" dachte Schwader, der zu unmusikalisch war, um vollständiges Schweigen nicht als Zwang zu empfinden. Die gute, alte, beim ersten Ton verzückt dreinschauende Schachtel anschauen — mon dieu, cela ne vaut pas la peine! Und der lustig unternehmende Baron that, als sei er in den siebenten Himmel versetzt, selbst Damski blickte verständnisinnig drein. Der alte Schauspieler! Hübsch sah das Mädel freilich beim Spielen aus! Hübsch, vornehm und eigenartig! Dann der sichere goldige Hintergrund!

Derartig berechnende Gedanken lagen seinem Kameraden, der den weihevollen Klängen gespannt lauschte, gänzlich fern. Er verstand der Töne beredte Sprache, obwohl es keine Meisterhand war, welche sie übermittelte. Die entbehrte er auch nicht bei Ehrentrauts warm pulsierender Wiedergabe, durch die ein Hauch heißer Leidenschaft zog. Schon neulich hatte er sich ihrer eigenartigen Auffassung aufrichtig gefreut, die kein mechanisches Eingelerntsein verriet, und weder an Schablone, noch an eitlem Stolzieren unterm Banner des Namens Beethoven erinnerte. Heute aber packte ihr Spiel ihn. Es war ihm, als ringe eine keusche Frauenseele sich zum Lichte wahrer Liebe durch.

Wenn diese Sprache ihm gälte! Die Arme über der Brust gekreuzt, wagte er kaum zu atmen, und seufzte leise auf, da sie, die Wangen von dem Spiel gerötet, ihre Hände langsam sinken ließ.

Keiner sprach ein Wort. Selbst über der stumm vor sich hinschauenden Ehrentraut rührte sich nichts. O, sie hatte es wohl bemerkt, wie oben nach den ersten Takten Ruhe eingetreten war. Da hatte sie gleichsam nur für ihn gespielt, ihn zu erfreuen. Welche Thörin sie war! Der Fremde war doch kein Saul? Und ihr mangelte zum David jedweder Genius! In dem Bewußtsein lehnte sie jetzt den lebhaften Dank der Anwesenden auch ernst ab. Nur Krosatz reichte sie, da sie seiner beim Spiel nicht gedacht hatte, wie zur Sühne die Hand.

Zu irgend welcher Erklärung ließ Tante Lottchen dem Lieutenant freilich keine Zeit. Sie war lebhaft zur Nichte geeilt, die sie umarmte.

„Bravo, Kind! Dein Vortrag vertiefte sich! Ja, ja, unser Meister verlangt in jedem Fingernerv zuckendes Mitgefühl, verlangt dämonische, himmelstürmende Leidenschaft und dann wieder hinsterbend vor Schmerz zu vergehen!"

Ganz Eifer, würde das alte Fräulein dies Thema noch länger behandelt haben, wenn der Graf ihr nicht mit einigen höflichen Redensarten in das Wort gefallen wäre.

Unter dem Vorwande, seine leidende Frau nicht länger allein lassen zu dürfen, drängte er zum Aufbruche, was dem Rittmeister, der sich nach der schönen Gräfin sehnte, sehr angenehm war. In aller Eile sprach er nur noch die Hoffnung aus, die Damen jedenfalls im Winter auf den Posener Bällen wiederzusehen.

Hans Heinrich war ärgerlich, die Herren bei der abendlichen Patrouille zu entbehren, und meinte kurz, man würde anstandshalber höchstens die Gesellschaften bei dem Oberpräsidenten und dem Kommandierenden mitmachen. Das schien Krosatz nicht zu genügen, denn der murmelte etwas von Versetzung in die Krzhowo nächste Garnison. Ehrentrauts Hand drückte er fast krampfhaft und sagte leise: „Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen!" antwortete sie ruhig, und blickte den Davonsprengenden nach, ohne daß ihr Herz um einen Schlag lebhafter klopfte. Trotzdem zeigte sie der Tante das Buch nur im Vorbeigehen, und erwähnte der Zeichnung gar nicht. Weshalb sie das verschwieg, wußte sie selbst nicht. Aber des Einäugigen Züge beunruhigten sie derart, daß sie zuletzt überzeugt war, er und Mlezki müßten ein und dieselbe Person sein. Ein polnischer Bauer konnte unmöglich so intelligent in die Welt schauen. Aus dem Auge dort, dem Stückchen unverhüllter Stirn, noch mehr aber dem Munde sprach die Denkkraft eines außergewöhnlich begabten Mannes zu ihr.

Unwillkürlich fragte sie sich da: „Was will er nur hier?" Sie fand keine Antwort, schloß indes zitternd das Buch, und faltete die Hände wie vor einem dunkel heraufziehenden Verhängnisse. —

VI.

„Wohin Gott Dich stellt, da stehe mit Mut und Vertrauen."

„Es ist ja stockfinster!" murmelte Wallrobe, und zog den stürmisch vordrängenden Hund mit der Leine zurück. „Ruhig doch, Norma!"

Dann schlich er und sein Förster unter dem Teichdamm vorsichtig weiter. Schritt vor Schritt strebten sie, die Flinten schußbereit, dem Rehwechsel zu, und bemühten sich nach Kräften, jegliches verräterische Geräusch zu vermeiden. Bei der großen Anzahl dürrer Äste und raschelnder Blätter verlangte das um so mehr Vorsicht, als ihr Weg, rechts von Unterbusch beschattet, in starker Dämmerung lag. Der letzte, schwache Schimmer aus lichteren Wolken beleuchtete noch den Damm, wo die Umrisse einiger entlaubter Eichen sich ziemlich deutlich von dem Abendhimmel abzeichneten.

Nachdem die beiden Jäger, den Wechsel zwanzig Schritte vor sich, unterm Winde zehn Minuten an der Dammbiegung gestanden hatten, zeigte der Hund Unruhe. Zur selben Zeit legte des Försters Hand sich bedeutungsvoll auf des Barons Arm. Dieser fühlte mehr als daß er es deutlich sah, wie jener nach drei Gestalten zeigte, die sich auf dem Damm langsam näherten. Die mittlere sehr groß und wie in langem Bauernkittel gekleidet, die anderen untersetzter, trugen etwas auf den Schultern. Wallrobes Falkenauge glaubte Tierformen zu erkennen.

„Wer da?" rief er, die Flinte an der Wange. Kaum war das Korn noch sichtbar.

denn nie würde ich in einer fremden Sprache meine Begeisterung aussprechen können. Ich habe die größten Sängerinnen Europas gehört, aber noch nie einen Vortrag, der mir so zu Herzen ging."

Signe beugte den Kopf zum Dank für das Kompliment und antwortete kühl: „Ich dagegen bedauere fast, daß ich Ihre Worte verstehe, denn Sie scheinen mich wirklich entweder für sehr eitel oder für sehr einfältig zu halten, wenn Sie mir zutrauen, Ihren Schmeicheleien Glauben zu schenken und mich einer Patti gleich zu stellen."

Mr. Steffens drehte den Kopf und sah Signe etwas betroffen an.

„Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, Fräulein Ström, was ich sagte, war wirklich meine aufrichtige Meinung, aber Sie müssen meinen Worten nicht eine zu weitgehende Bedeutung geben! Ich sagte nicht, daß Sie eine ebenso große Künstlerin seien wie die berühmten Divas, ich sagte nur, daß Ihr Vortrag das Schönste sei, was ich je gehört."

Signe wurde blutrot vor Beschämung. Sie hatte dem Fremden zu verstehen geben wollen, daß sie nicht so thöricht sei, sich von seinen schönen Redensarten beirren zu lassen, und nun hatte sie, um sich unabhängig zu zeigen, seiner Artigkeit mehr untergelegt als er gemeint; in die Erde hätte sie sinken mögen vor Ärger über sich und ihn!

Man war im großen Eßzimmer angelangt, wo der blumendekorierte Tisch unter der Fülle der aufgetragenen Speisen zu brechen schien. In den Ecken standen kleine Tische, an denen die älteren Damen Platz nehmen konnten, dazwischen bewegte sich die aus mehr als hundert Personen bestehende Gesellschaft hin und her, Lieblingsgerichte auswählend oder munter plaudernd.

„Ich mag diese schwedische Sitte gern, das Abendessen stehend einzunehmen," sprach Mr. Steffens, „man hat einen viel besseren Überblick vom Ganzen und ist unabhängig in seinen Bewegungen, auszusuchen was man will oder sich zu unterhalten, wo man Lust hat. Ich muß dabei immer an die alten holländischen oder venetianischen Ölbilder denken, wo die Künstler auch in den Details der Speisen und Tischgeräte ihre Meisterschaft zeigten. Kann man etwas Malerisches sehen, als diesen silberglänzenden Lachs mit den kleinen Butterschuppen garniert, oder die beiden Fasanen, deren farbenschillernde Schweife die Endpunkte des Tisches zieren? Fräulein Ström, darf ich Ihnen etwas Hummermayonnaise anbieten, oder ziehen Sie das getrüffelte Haselhuhn vor? Sehen Sie wie es hübsch gespickt ist, die kleinen Trüffelstücke liegen wie schwarze Mosaik auf dem weißen Fleisch."

Signes Augen strahlten, sie empfand jedes Wort des Fremden wie aus ihr selbst gesprochen. „Ich nehme von beiden, wenn Sie sich die Mühe machen wollen, mich zu bedienen," sagte sie fröhlich, die vorangehende Beschämung völlig vergessend.

Mr. Steffens kehrte bald mit einem Teller zurück, worauf eine delikate Haselhuhnbrust und eine Hummerschere nebst Gabel und einem Glase Champagner sich befanden.

„Sie erlauben, daß ich das Weinglas halte, während Sie essen, Fräulein Ström, Sie sind nach dem langen Warten und dem vielen Singen gewiß recht hungrig?"

„Ja, ganz furchtbar und ich esse so gern was Gutes," antwortete Signe unbefangen. „Aber Sie," fügte sie schüchtern hinzu, „kommen auf diese Weise ganz um Ihr Souper."

„Ich bedarf keines," lachte Mr. Steffens, „um halb elf stand ich vom Mittagstisch auf, ich kann also höchstens ein Glas Wein auf Ihren ferneren Erfolg trinken."

Er holte sich ein Glas Pale Sherry und sie stießen miteinander an. Signe aß lustig weiter; es amüsierte den blasierten Mann unbeschreiblich, zu beobachten, mit welchem Genuß sie mit ihren kleinen Perlzähnen in all die guten Dinge hineinbiß, ein solches Naturkind war ihm noch nicht vorgekommen, sie schämte sich nicht zu zeigen, daß sie hungrig und außerdem noch ein Feinschmecker war.

Er fuhr nun in seiner Plauderei fort, um ihren wechselnden Gesichtsausdruck zu beobachten, während sie die kandierten Früchte knabberte.

„Ich behaupte, alle Menschen werden schöner, wenn sie so um einen gefüllten Tisch stehen; die alten Herren verlieren ihre verdrießlichen Mienen, die Hausfrauen sind belebt von der Kritik über das Dargebotene, das man mit einem Blick auffassen kann, die jungen Mädchen lassen sich Artigkeiten erweisen und den Hof machen, und die jungen Herren können in aller Stille so viel Austern aufhäufen und so gefräßig sein, wie sie wollen. So ein buntbewegtes Bild von schönen Menschen in kostbaren Gewändern, und als Staffage die prachtvollen Geräte und die geschmackvoll arrangierten Lebensmittel, sollte sich ein Maler zum Motiv wählen! Wenn heute ein Künstler sich hier befände, so würde ich ihm den Auftrag geben, eine solche Skizze aufzunehmen, aber als Vordergrund müßte er entschieden den Platz wählen, wo Sie stehen, Fräulein Ström," fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Ohne die letzten Worte zu beachten, fiel Signe lebhaft ein: „Ach, Sie sprechen ganz wie ich denke! Man wirft mir immer vor, ich liebte den Luxus zu sehr; aber warum soll man die Wirklichkeit nicht ebenso bewundern wie das Nachgeahmte. Meine Mutter wünscht, daß ich die Museen besuche, um meinen Geschmack auszubilden, aber da ich gar nichts von der Kunst des Malens verstehe, so kann ich doch ebensogut mein Gefühl für das Schöne entwickeln, indem ich die Natur oder den Luxus unmittelbar, anstatt erst in der Übertragung auf Leinewand, genieße. Warum nennt man es Eitelkeit, wenn ich mich in Gesellschaft für eine schöne Sammetrobe begeistere, Kunstsinn aber, wenn es ein Van Dyk-Bild betrifft? Man behauptet, ich gäbe zu viel auf Kleider und Schmuck, aber man kann doch das Schöne in jeder Form schätzen, und kostbare Kleider erhöhen fast immer die menschliche Schönheit."

„Nicht immer," sagte Mr. Steffens mit einem so vielsagenden Blick, daß Signe tief errötete, „es giebt auch Schönheiten, für welche die größte Ein-

bliebenen. Sie kannte die arme, kindergesegnete Frau, die vor einigen Tagen erst einem Zwillingspärchen das Leben geschenkt, ganz gut, da sie deren Not zu lindern versucht hatte.

So lehnte sie ihr blondes Köpfchen bittend an des Bruders Schulter.

„Wir werden das arme Weib nicht unter des Mannes Schuld leiden lassen, nicht wahr, Hans Heinrich?“

Dieser zuckte mißmutig die Achseln.

„Thue, was Du nicht lassen kannst, Kind! Wahrscheinlich taugt die ganze Brut nichts, und Du päppelst Gesindel nach Art des Vaters auf. Na, laß nur, der Halunke mag ja auch gute Seiten gehabt haben! — Diese verwünschten gesetzlichen Schwierigkeiten!“ Er dehnte gähnend seine breite Brust. „'Nen Wust Schreiberei, die keinen Hund aus dem Ofen lockt!“

Der Staatsanwalt war von Baron Wallrodes und des Försters Bericht nicht unangenehm berührt, da der Getötete ihm schon lange als eine ebenso allgemein gefährliche, wie schlaue Persönlichkeit bekannt war. Des Gutsherrn Aussage erwies sich natürlich nach allen Seiten wahrheitsgetreu, so daß auf ihn und seinen Förster auch nicht der leiseste Schatten einer gesetzlosen Handlung fiel. Die gerichtlichen Förmlichkeiten mußten freilich ihren Lauf nehmen.

Als Wallrode am frühen Morgen zu dem Propst schickte, um ihn wegen rückständiger Patronatszahlungen zu sich zu beordern, ließ Hochwürden sich krankheitshalber entschuldigen, worauf der Baron sich selbst in das Pfarrhaus begab. Hier wollte die Wirtin ihn zwar nicht vorlassen, er drang aber ein und fand den jungen Priester krank im Bette liegen, während sein Onkel Schnackenberg mit allerlei Bandagen am rechten Bein auf dem Sofa ruhte. Letzterer wollte die Kellertreppe hinabgestürzt und eine Quetschung davongetragen haben, die ihn verhinderte seinen Fuß anzusetzen.

Das klang sehr begreiflich. Dabei schaute sein Vogelgesicht so schmerzlich drein, daß Wallrode schon eine Art Mitleid empfand, und sich zum Gehen anschickte. Beim Abschiedsgruß bemerkte er aber am Vorderrande des schwarzen Rockes ein ausgerissenes Loch, das seinem Mißtrauen neue Nahrung gab. Wie er nun vor der Kirche auf Graf Mlezki stieß, beichtete er dem seine und des Försters Vermutungen, wurde aber von dem Polen laut ausgelacht.

„Wie leicht doch die weißgewaschenste Unschuld durch thörichten Verdacht befleckt wird! Bester Baron, ich selbst kann des guten Schnackenberg Alibi beweisen, denn ich war just im Pfarrhause, während Sie Ihr Abenteuer erlebten! Übrigens ein Original, dieser gute Schnackenberg!“

Hans Heinrich horchte hoch auf und senkte den bärtigen Kopf. Er schämte sich seines Mißtrauens und nahm sich vor, dem Förster etwas den Kopf zu waschen.

Das fragwürdige Läppchen führte bei den Akten ein still beschauliches Leben, ohne daß es gleich manchen an ähnlichen Orten aufgehobenen Dingen zu irgend einer Entdeckung gedient hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

(Fortsetzung.)

Die letzten Akkorde waren verklungen und träumend blickte Signe auf. Ihr gegenüber befand sich ein Vorhang, der den Eingang zum Eßzimmer verdeckte; die schwere Gardine war etwas zurückgeschlagen und zwei schwarze Augen, wie Kohlen brennend, blickten nach ihr herüber. Von dem Gesicht war weiter nichts zu sehen als eine scharfgebogene Nase und einige Streifen rabenschwarzes Haar, das die niedrige Stirn bedeckte. Im Moment, wo Signes Blicke dies Bild trafen, fiel der Vorhang herunter und das Ganze erschien ihr wie eine Vision.

Vom Klavier sich erhebend, wurde sie von lobspendenden Herren und Damen umringt, die ihren Gesang in so überschwänglichen Worten rühmten, daß dem jungen Mädchen fast schwindelig wurde; das Blatt hatte sich gewendet, ihr Triumph war vollständig.

Das Souper wurde gemeldet und die Herren sahen sich nach den Damen um, die sie zu Tisch führen sollten. Da trat die Wirtin mit einem Herrn an Signe heran, in dessen Gesicht diese sogleich die brennenden Augen von vorher wiederfand. Er war eine schöne aber eigenartige Erscheinung, mehr unheimlich als anziehend und sie wünschte sich weit weg, als Mrs. Thompson sagte: „Fräulein Ström, Sie erlauben, daß ich Ihnen Mr. Steffens vorstelle, der um die Ehre bittet, Sie zu Tisch zu führen.“

„Sie sprechen Englisch, Fräulein Ström?“ sagte der Fremde, ihr den Arm bietend.

„Etwas, aber schlecht,“ antwortete Signe, „ich habe leider zu wenig Gelegenheit, mich darin zu üben.“

„Ich bin froh, wenn Sie so viel verstehen, um meinen Dank für Ihren schönen Gesang anzunehmen,

denn nie würde ich in einer fremden Sprache meine Begeisterung aussprechen können. Ich habe die größten Sängerinnen Europas gehört, aber noch nie einen Vortrag, der mir so zu Herzen ging."

Signe beugte den Kopf zum Dank für das Kompliment und antwortete kühl: „Ich dagegen bedauere fast, daß ich Ihre Worte verstehe, denn Sie scheinen mich wirklich entweder für sehr eitel oder für sehr einfältig zu halten, wenn Sie mir zutrauen, Ihren Schmeicheleien Glauben zu schenken und mich einer Patti gleich zu stellen."

Mr. Steffens drehte den Kopf und sah Signe etwas betroffen an.

„Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, Fräulein Ström, was ich sagte, war wirklich meine aufrichtige Meinung, aber Sie müssen meinen Worten nicht eine zu weitgehende Bedeutung geben! Ich sagte nicht, daß Sie eine ebenso große Künstlerin seien wie die berühmten Divas, ich sagte nur, daß Ihr Vortrag das Schönste sei, was ich je gehört."

Signe wurde blutrot vor Beschämung. Sie hatte dem Fremden zu verstehen geben wollen, daß sie nicht so thöricht sei, sich von seinen schönen Redensarten beirren zu lassen, und nun hatte sie, um sich unabhängig zu zeigen, seiner Artigkeit mehr untergelegt als er gemeint; in die Erde hätte sie sinken mögen vor Ärger über sich und ihn!

Man war im großen Eßzimmer angelangt, wo der blumendekorierte Tisch unter der Fülle der aufgetragenen Speisen zu brechen schien. In den Ecken standen kleine Tische, an denen die älteren Damen Platz nehmen konnten, dazwischen bewegte sich die aus mehr als hundert Personen bestehende Gesellschaft hin und her, Lieblingsgerichte auswählend oder munter plaudernd.

„Ich mag diese schwedische Sitte gern, das Abendessen stehend einzunehmen," sprach Mr. Steffens, „man hat einen viel besseren Überblick vom Ganzen und ist unabhängig in seinen Bewegungen, auszusuchen was man will oder sich zu unterhalten, wo man Lust hat. Ich muß dabei immer an die alten holländischen oder venetianischen Ölbilder denken, wo die Künstler auch in den Details der Speisen und Tischgeräte ihre Meisterschaft zeigten. Kann man etwas Malerisches sehen, als diesen silberglänzenden Lachs mit den kleinen Butterschuppen garniert, oder die beiden Fasanen, deren farbenschillernde Schweife die Endpunkte des Tisches zieren? Fräulein Ström, darf ich Ihnen etwas Hummermayonnaise anbieten, oder ziehen Sie das getrüffelte Haselhuhn vor? Sehen Sie wie es hübsch gespickt ist, die kleinen Trüffelstücke liegen wie schwarze Mosaik auf dem weißen Fleisch."

Signes Augen strahlten, sie empfand jedes Wort des Fremden wie aus ihr selbst gesprochen. „Ich nehme von beiden, wenn Sie sich die Mühe machen wollen, mich zu bedienen," sagte sie fröhlich, die vorangehende Beschämung völlig vergessend.

Mr. Steffens kehrte bald mit einem Teller zurück, worauf eine delikate Haselhuhnbrust und eine Hummerschere nebst Gabel und einem Glase Champagner sich befanden.

„Sie erlauben, daß ich das Weinglas halte, während Sie essen, Fräulein Ström, Sie sind nach dem langen Warten und dem vielen Singen gewiß recht hungrig?"

„Ja, ganz furchtbar und ich esse so gern was Gutes," antwortete Signe unbefangen. „Aber Sie," fügte sie schüchtern hinzu, „kommen auf diese Weise ganz um Ihr Souper."

„Ich bedarf keines," lachte Mr. Steffens, „um halb elf stand ich vom Mittagstisch auf, ich kann also höchstens ein Glas Wein auf Ihren ferneren Erfolg trinken."

Er holte sich ein Glas Pale Sherry und sie stießen miteinander an. Signe aß lustig weiter; es amüsierte den blasierten Mann unbeschreiblich, zu beobachten, mit welchem Genuß sie mit ihren kleinen Perlzähnen in all die guten Dinge hineinbiß, ein solches Naturkind war ihm noch nicht vorgekommen, sie schämte sich nicht zu zeigen, daß sie hungrig und außerdem noch ein Feinschmecker war.

Er fuhr nun in seiner Plauderei fort, um ihren wechselnden Gesichtsausdruck zu beobachten, während sie die kandierten Früchte knabberte.

„Ich behaupte, alle Menschen werden schöner, wenn sie so um einen gefüllten Tisch stehen; die alten Herren verlieren ihre verdrießlichen Mienen, die Hausfrauen sind belebt von der Kritik über das Dargebotene, das man mit einem Blick auffassen kann, die jungen Mädchen lassen sich Artigkeiten erweisen und den Hof machen, und die jungen Herren können in aller Stille so viel Austern aufhäufen und so gefräßig sein, wie sie wollen. So ein buntbewegtes Bild von schönen Menschen in kostbaren Gewändern, und als Staffage die prachtvollen Geräte und die geschmackvoll arrangierten Lebensmittel, sollte sich ein Maler zum Motiv wählen! Wenn heute ein Künstler sich hier befände, so würde ich ihm den Auftrag geben, eine solche Skizze aufzunehmen, aber als Vordergrund müßte er entschieden den Platz wählen, wo Sie stehen, Fräulein Ström," fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Ohne die letzten Worte zu beachten, fiel Signe lebhaft ein: „Ach, Sie sprechen ganz wie ich denke! Man wirft mir immer vor, ich liebte den Luxus zu sehr; aber warum soll man die Wirklichkeit nicht ebenso bewundern wie das Nachgeahmte. Meine Mutter wünscht, daß ich die Museen besuche, um meinen Geschmack auszubilden, aber da ich gar nichts von der Kunst des Malens verstehe, so kann ich doch ebensogut mein Gefühl für das Schöne entwickeln, indem ich die Natur oder den Luxus unmittelbar, anstatt erst in der Übertragung auf Leinewand, genieße. Warum nennt man es Eitelkeit, wenn ich mich in Gesellschaft für eine schöne Sammetrobe begeistere, Kunstsinn aber, wenn es ein Van Dyk-Bild betrifft? Man behauptet, ich gäbe zu viel auf Kleider und Schmuck, aber man kann doch das Schöne in jeder Form schätzen, und kostbare Kleider erhöhen fast immer die menschliche Schönheit."

„Nicht immer," sagte Mr. Steffens mit einem so vielsagenden Blick, daß Signe tief errötete, „es giebt auch Schönheiten, für welche die größte Ein-

fachheit genügt und die jeden Schmuck entbehren können."

Mr. Steffens sprach nicht gleich weiter, er wollte seinen Worten Zeit lassen zu wirken; instinktiv seine Absicht fühlend, suchte Signe die Pause abzukürzen und sagte das erste, was ihr auf die Zunge kam.

„Schade, daß man bei diesen stehenden Soupers so ermüdet!"

„Vom Stehen oder von der aufgedrungenen Gesellschaft?" fragte Mr. Steffens spöttisch.

„Natürlich vom Stehen," antwortete sie hastig, und wieder errötete sie, denn dies konnte er als Kompliment deuten. „Der unausstehliche Mensch," dachte sie, „er verhext mich ordentlich Dummheiten zu sagen."

„Alles hat Licht- und Schattenseiten," sagte Mr. Steffens gelassen, indem er ihr den Arm bot, um in die Salons zurückzukehren. „Betrachten Sie einmal die korpulente Frau des holländischen Gesandten, die hätte ich bei einer festen Abendtafel unterhalten müssen eine ganze Stunde hindurch; jetzt habe ich in dem Gedränge unbemerkt indessen mit Ihnen plaudern können und ein solches Vergnügen würde ich gern damit erkaufen, eine ganze Nacht zu stehen. – Sind Sie nächstens auf dem Ball, den die hier anwesenden Amerikaner geben?"

„Nein, ich komme nicht in die große Welt."

„Diesem Fest müssen Sie entschieden beiwohnen, dafür werde ich sorgen! Gute Nacht, Fräulein Ström, auf Wiedersehen."

* * *

Wer war Mr. George Steffens, den der amerikanische Gesandte diesen Winter in die große Welt eingeführt hatte?

„Ist er von Familie?" fragte eine Gräfin, die drei bleichsüchtige unverheiratete Töchter hatte.

„Das vermute ich, da er geboren ist," antwortete Mr. Thompson lächelnd.

Ein Schatten, der Erröten bedeuten sollte, flog über der Gnädigen Gesicht. „Ich meine, ob seine Eltern von Stande sind," lispelte sie, indem sie das Binocle vor die Augen hielt, um Mr. Steffens aus der Ferne zu beobachten.

„Danach fragen wir in Amerika nie, denn jeder Mann schafft seinen eigenen Stand."

„O, dann kann er ja der Sohn eines Verbrechers sein, deren es in Amerika so viele geben soll."

„Ja, leider bekommen wir jährlich ganze Schiffsladungen davon aus Europa. Unter ihnen giebt es zuweilen Leute, die dankbar sein sollten, daß wir nicht nach ihrer Familie fragen, sondern ihnen den Platz gönnen, den sie fähig sind, sich zu erwerben." Mit diesen Worten verbeugte sich Mr. Thompson und ging weiter, indem er murmelte: „Alter Meerrettich."

„Ist er reich, was hat er für Beziehungen in Europa? Ich hörte noch nie seinen Namen," sagte der jüdische Bankier.

„Reichtum ist ein relativer Begriff, in Chicago ist Mr. Steffens Hauptbesitzer der neuen Eisenbahn und auch des neuen Stadtviertels, ich weiß nicht, ob Sie das reich nennen?"

„Das kann abbrennen," sagte der Bankier prophetisch.

„Ja, die ganze Welt wird wohl einmal brennen," erwiderte der andere und ging weiter.

Er kam bei einer Gruppe junger Damen vorbei; der alte Herr war ihr Liebling und sie riefen alle sogleich: „Mr. Thompson, lieber Mr. Thompson, kommen Sie und plaudern Sie mit uns! Wir brennen vor Neugier, etwas über Mr. Steffens zu hören. Warum ist er hier? Wo kommt er her? Wird er lange bleiben?"

„Das kommt darauf an, ma Belle! Er reist durch die Welt, um sich eine Frau auszusuchen, verkürzen Sie ihm doch die Reise, Schweden ist das einzige Land, was er noch nicht kennt."

„Wie eigentümlich er aussieht mit den furchtbar blitzenden Augen und dem strähnigen, schwarzen Haar! Trotzdem er brünett ist, sieht er doch nicht aus wie ein Italiener," meinte eine junge Dame.

„Haben Sie bemerkt, welch einen merkwürdigen Gang er hat, immer in Windungen, nie geradeaus," flüsterte eine andere. „Mir kommt es vor, als wäre er nicht gewöhnt, Stiefel zu tragen und fürchte sich daher, zu viel Lärm zu machen. Ich kriege immer einen Schreck, wenn er so plötzlich herangeschlichen kommt wie eine Schlange."

„Ei, was haben Sie dem beneidenswerten Mann für eine Aufmerksamkeit gewidmet," schmunzelte der alte Herr. „Aber hüten Sie sich vor Schlangen, die Bekanntschaft hat der Mutter Eva das Paradies gekostet, und wo Sie sind, meine Gnädige, ist immer ein Paradies, also beware!" —

Mr. Thompson verließ die Gesellschaft und fuhr nach Hause.

„So," berichtete er seiner Frau, „nun ist die Welt gerade so klug über Mr. Steffens, wie sie vorher war. Ich habe die Bitte meines Kollegen, ihn hier in die Gesellschaft einzuführen, erfüllt und die Menschen mögen nun selbst bestimmen, wie weit sie ihn heranlassen, gerade wie wir es bei uns mit den Europäern machen. Mir ist der Mann nicht sympathisch und das kleine, schlauköpfige Mädchen hatte ganz recht, wenn sie sagte, daß er in Windungen geht! Ich habe den stillen Verdacht, daß Indianerblut in seinen Adern fließt, denn seine Gesichtsfarbe, das strähnige Haar und die platten Füße sind mir etwas bedenklich. Darum kann er aber doch ein braver Mann sein, daß er ein tüchtiger Geschäftsmann ist, steht wohl fest, denn sonst hätte mein Freund ihn nie empfohlen."

Zwei Tage nach der Begegnung mit Signe machte Mr. Steffens ihrer Mutter einen Besuch, wurde aber nicht empfangen. Als das Mädchen aus der Hochschule kam, sah es sofort seine Karte auf dem Tisch liegen. Ohne eigentlich zu wissen warum, hatte Signe doch seine Visite erwartet, ohne sich aber darauf zu freuen. Weder seine Persönlichkeit noch seine Komplimente hatten für mehr als den Augenblick Eindruck auf sie gemacht. Als Frau Ström in das Zimmer trat, stand Signe mit der Karte in der

Hand, und die Mutter fragte sogleich: „Was ist das für ein Herr, Signe? Kennst Du ihn?"

„Ja, ich sah ihn neulich bei Frau Thompson, wo er mich zu Tisch führte."

„Aber wie sonderbar, daß er mir einen Besuch macht!"

„Vielleicht wollte er mich zu einem Balle einladen, von dem er neulich sprach."

„Davon hast Du mir nichts erzählt, Signe!"

„Gott, Mama, da war doch nichts zu erzählen! Du machst immer so viel aus allem. Außerdem weiß ich ja nicht, ob er deshalb den Besuch gemacht hat."

„Warum sollte er es sonst thun?"

„Wie kann ich das wissen, ich war ja nicht zu Haus."

„Signe!" Der Ton, in welchem dies Wort ausgesprochen wurde, brachte die Tochter zur Besinnung. Sie war übler Laune und haßte es, ‚ausgefragt' zu werden, wie sie es nannte, wenn die liebevolle Mutter das Vertrauen ihrer Tochter suchte.

„Liebe Mama, verzeih, wenn ich unartig war," sagte sie etwas freundlicher, „ich meinte es nicht so schlimm, aber wenn Du wüßtest, wie es mich reizt, wenn Du thust, als ob ich Dir etwas verheimlichen wollte! Ich habe ja nichts zu erzählen."

„Darin irrst Du Dich, Signe. Wenn das Verhältnis richtig ist zwischen Mutter und Kind, so ist es ein Herzensbedürfnis, jeden Gedanken, jede, auch die kleinste Begebenheit mitzuteilen. Leider führt uns die geteilte Arbeit immer mehr und mehr auseinander, aber unsere Herzen darf sie nicht trennen. Darum hat Gott das Mutterherz so groß und geduldig gemacht, daß es immer bereit sein soll, die Freuden und Leiden der Kinder zu teilen und dies Naturrecht dürfen die Kinder ihm nicht vorenthalten."

„Mama, süße, liebe Mama, ich liebe Dich ja über alles, aber ich bin keine mitteilsame Natur, trotzdem ich so leichtsinnig bin. Wenn ich nach Hause komme, bin ich so müde, daß ich nicht sprechen mag. Du kennst auch die Menschen nicht, mit denen ich verkehre, und dann ist es so langweilig, wenn Du immer etwas an der jetzigen Lebensart auszusetzen hast. Die Menschen sind nun einmal nicht so, wie sie früher waren."

„Glaube mir, Signe, Deine Verschlossenheit hat noch mehr ihren Grund in Deinem Stolz, der immer befürchtet, daß Du im Unrecht sein könntest und ich Dir dies sagen würde. Du bist noch zu jung und unerfahren, um ohne Rat ein richtiges, festes Urteil haben zu können, dies zu bestimmen, ist meine mütterliche Pflicht, die ich nie aus den Händen geben werde, und noch eins, meine Signe, Deine Fehler treffen mich wie Gewissensbisse, denn sie sagen mir, daß ich nicht verstanden habe, meine Aufgabe als Erzieherin zu erfüllen."

„O, Mutter, teuere Mutter, Du, die beste von allen. Ich weiß, daß Du recht hast, und ich versuche wohl auch mich zu beugen, aber zuweilen fährt ein fürchterlicher Hochmutsteufel in mich und dann will ich allein herrschen. So ging es mir seit ich ein Kind war!"

„Jawohl," seufzte Frau Margareta, „aber damals konnte ich jeder Regung Deines Gemüts folgen, jetzt stehe ich oft fremd davor. Komm her, mein Kind, und lege Deinen Kopf an mein Herz, ich will Dir sagen, was mir die bittersten Thränen meines Lebens gekostet hat, das war die Entdeckung, daß Dein Vater mich als Vertraute verschmähte, und ohne mich zu Rate zu ziehen, unsere ganze Zukunft umwarf! Das brach mir beinah das Herz. Du bist in allem sein Ebenbild, laß mich nicht zum zweiten Mal solche Thränen vergießen!"

Nach einigen Tagen wiederholte Mr. Steffens seinen Besuch und bekam dieselbe Antwort: „Die beiden Damen wären beschäftigt."

Einen Augenblick stand der Amerikaner still, dann pfiff er einige Töne und stieg die Treppe hinauf zu Thompsons Etage, wo er sich melden ließ.

„Guten Morgen, Mrs. Thompson," sagte er handschüttelnd, „ich komme, um Sie zu Rate zu ziehen. Wie ich Ihnen neulich mitteilte, wollen wir Landsleute Ihnen zu Ehren ein Fest geben, und den hier tonangebenden Familien auch dabei unseren Dank für ihre Gastfreundschaft aussprechen. Unsere Kolonie besteht aber leider nur aus Männern, die bei den Arrangements unbeholfen sind. Wollten Sie mir gütigst in meiner Not beistehen?"

„Gewiß, mit Vergnügen, so etwas amüsiert mich immer, was haben Sie für Pläne?"

„Diners giebt man in Schweden so viel, daß es ein Wunder ist, wenn die Leute nicht zu Grunde gehen, außerdem sind sie langweilig, wenn der Tischnachbar einem nicht zusagt. Ball mit Souper ist auch etwas Alltägliches, wie wäre es, wenn man das kleine Theater mietete und die Damen und Herren aus der Gesellschaft lebende Bilder, dramatische Vorstellungen und Musik aufführten? Die Proben könnten auch dort gehalten werden. Das Theaterrestaurant würde sich nachher in hübsche Räume umwandeln lassen, in denen nach einem guten Souper ein Ball stattfinden kann. Die meisten Damen finden Geschmack an solchen Vergnügungen, die von dem schablonenmäßigen Familienleben abstechen!"

„Ihre Idee ist brillant, aber —"

„Aber? Sie werden mir doch nicht gleich untreu werden?"

„Sicherlich nicht. Aber es wird ein Riesengeld kosten."

„Meine Börse steht zu Ihrer Verfügung," sagte Mr. Steffens, sich verbindlich verbeugend. „Ich möchte aber nicht gern die öffentlichen Künstler hinzuziehen, es ist viel pikanter, wenn nur die Privatgesellschaft sich daran beteiligt, sicherlich giebt es darunter einige gute Schauspieler und auch Sänger —"

„Gewiß, der König hat ja neulich so eine reizende Soiree gegeben."

„Also, wenn Sie Ihre Wahl getroffen haben, Mrs. Thompson, werden Sie vielleicht die Güte haben, mich den Damen und Herren vorzustellen, damit ich persönlich um diesen Gefallen bitten kann. A propos, Fräulein Ström muß eine von den Sängerinnen sein. Sie hat neulich bei Ihnen ganz wundervoll gesungen!"

„Sehr richtig und es ist auch gut, daß das

junge Mädchen bekannt wird. Den Besuch könnten wir gleich erledigen, denn Frau Ström wohnt hier in der Parterrewohnung und um diese Zeit ist sie immer zu Hause."

Mr. Steffens pfiff wieder einige Töne, er hatte seinen Zweck erreicht. Nun konnte er die junge Schönheit, die seine Leidenschaft erweckt hatte, so oft sehen wie er wollte, ohne Aufsehen zu erregen. Durch Mrs. Thompson eingeführt, konnte Frau Ström sich nicht weigern, ihn zu empfangen und sein erster, etwas unbedachter Besuch bekam auf diese Weise eine ganz erklärliche Ursache.

Alles ging nach Wunsch und das große Gesellschaftsevenement nahm den bei dergleichen Gelegenheiten üblichen Gang. Zuerst hatte es den Anschein, als ob die Überlegungen wegen der zu wählenden Stücke nicht vor Ende des Winters beendet sein würden, so geteilt waren die Ansichten. Als diese Kardinalfrage erledigt war, ging es an die Verteilung der Rollen, ein Thema, das ebenso unerschöpflich schien. Niemand wollte die Rolle spielen, die ihm zugeteilt wurde, ein jeder war gleich erstaunt, wie wenig man gerade sein Talent aufzufassen verstände; die jungen Damen wollten alle die erste Liebhaberin spielen, außer der, die am geeignetsten dazu war, die aber im geheimen weinte, weil sie nicht als Soubrette mit einem jungen Lieutenant, der den Lakaien spielte, auftreten durfte. Zwei Damen, die sich vor Eifersucht die Augen hätten auskratzen mögen, sollten das liebliche Duett aus „Jessonda" singen; zuletzt erkrankte der Souffleur und die Gasleitung ging entzwei.

Mr. Steffens rieb sich die Hände; je mehr mißlungene Proben, um so öfter sah er Signe. Aus der Caprice, die ihr erster Anblick in ihm erweckt hatte, war eine Leidenschaft entstanden, die alle seine Gedanken in Anspruch nahm. In seiner reichen Erfahrung aus der Damenwelt war sie ihm eine völlig neue Erscheinung; er beurteilte sie zuerst nach dem gewöhnlichen Maßstab, aber dieser ließ ihn im Stich, und sein Interesse wuchs, je weniger er aus ihr klug zu werden vermochte. Nie hatte er ein Mädchen gesehen, dem jede Spur von Koketterie so fremd war und vergebens suchte er bei Signe nach einem Anflug davon. Ein Irrtum darüber war unmöglich, denn ihre guten und schlechten Eigenschaften lagen gleich klar zu Tage: Opferwilligkeit und Teilnahme für jedes Leiden, Verachtung für alles Niedrige und Kleinliche, Großmut gegen Freund und Feind, das war alles so merkbar wie ihre Launen und ihre Herrschsucht, die Rücksichtslosigkeit gegen die Meinung anderer, ihr Bedürfnis, das Leben in jeder Weise zu genießen und die Sorglosigkeit, nicht an den kommenden Tag denken zu wollen. So war sie ihm ein wirkliches Studium geworden und ohne daß sie es wußte, übte er eine wahre Spionage um sie aus. Öffentlich trat er nicht als ihr Anbeter auf, denn Mr. Steffens war ein schlauer Mann und wollte sich den Weg offen halten. Außerdem merkte er wohl, daß er keinen bevorzugten Platz in der Gunst des jungen Mädchens einnahm und so zog er vor, in Windungen sein Ziel zu erreichen, obgleich dieses selbst ihm noch nicht ganz klar war.

In diesen Wochen der Vorbereitung für die amerikanische Soiree machte Mrs. Thompson die Erfahrung, was es heißt, Theaterdirektor zu sein. Halb lachend, halb in Verzweiflung sagte sie oft: „Ich glaube, um die Charaktere der Menschen kennen zu lernen, muß man sie in Theaterproben prüfen; man kennt seine eigenen Freunde nicht wieder, so viel Neid, Eitelkeit und üble Launen kommen bei ihnen zum Vorschein. Die einzige Vernünftige ist die kleine Ström, sie ist immer fröhlich und beneidet niemand um seine Triumphe und doch wird sie die Schönste von allen sein. Wenn sie so am Strande sitzt und Ingeborgs Klagelied singt, ist sie rein bezaubernd."

Der verhängnisvolle Abend kam und die Fremden mit Mr. Steffens an der Spitze hatten wahrlich nicht das Geld gespart, um es fast zu einem königlichen Feste zu machen. Ein jeder that sein Bestes, um durch Eleganz und Liebenswürdigkeit den Bemühungen der Wirte entgegenzukommen, und so gab das ganze ein Musterbild des luxuriösen Weltlebens. Signe war in förmlicher Extase und atmete die betäubenden Wohlgerüche wie Frühlingsduft ein; sie fühlte sich jetzt nicht mehr fremd in der vornehmen Gesellschaft und genoß deren Vorzüge, die ihr immer von Kindheit auf als ihr Lebenselement vorgeschwebt hatten.

Das Auftreten Signes bildete den Schluß der zweiten Abteilung. Die Bühne stellte eine wilde, klippige Strandpartie dar, mit dem offenen Meer als Hintergrund. Ingeborg sitzt auf einer Klippe, die Hände in den Schoß gefaltet, Frithiofs Falken auf der Schulter; sehnsuchtsvoll blickt sie in die Ferne, während ihr klagendes Lied ertönt. Signe gab ein ideales Bild der nordischen Jungfrau, so warm und doch leidenschaftslos in ihrer Liebe, so hingebend und doch pflichttreu! Das schimmernde Haar wurde von einem goldenen Reif zusammengehalten und floß aufgelöst über den Rücken bis auf den Boden, ein weißes loses Gewand bis zum Halse hinaufgehend umschloß in weichen Falten und nur von einem breiten, goldenen Gürtel gehalten, den schlanken, mädchenhaften Körper.

Ihr Gesang war meisterhaft; alles um sich her vergessend, klagte sie in wehmütigen Tönen ihren Herzenskummer aus.

Mr. Steffens wurde mehr als je von ihr bezaubert; nach dem Ende ihres Vortrags verließ er den Saal, er wollte nichts mehr sehen, um sich den Eindruck nicht zu schmälern — sie war die Richtige — er mußte sie besitzen.

Das Souper wurde wieder stehend eingenommen und er versäumte die erste Gelegenheit nicht, sich ihr zu nähern.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Ström," flüsterte er ihr zu. „Wenn Sie mich auch für meine Worte ausschelten, muß ich Ihnen doch sagen, daß ich nie in meinem Leben etwas so Schönes wie Sie sah und hörte. Wie im Traum gehe ich umher!"

„Bitte wachen Sie auf und bringen Sie mir etwas kalten Lachs, ich bin ganz verhungert und auch durstig nach der großen Hitze."

Er gehorchte, und bald zurückkehrend, stellte er sich vor sie hin, so daß sie ihn ansehen mußte. Dann sprach er:

„An wen dachten Sie, Fräulein Ström, als

Sie die Worte aussprachen: ‚Ach, könnte ich nur Frithiof folgen.‘“

„An meinen Vetter Torsten,“ antwortete Signe unbefangen.

Mr. Steffens Gesicht färbte sich eine Schattierung dunkler. „So, Sie haben einen Vetter? Den habe ich noch nie gesehen!“

„Das glaube ich wohl, er ist weit weg, ich weiß nicht einmal wo! Vielleicht auf dem Mond, um die Mondsüchtigen zu studieren, da er ja so sehr alles Verrückte liebt.“

„Was ist er denn?“

„Arzt, aber vor allem ein guter, alter Junge, der alle Menschen bessern will, was ihm aber nicht immer gelingt, wenigstens nicht bei mir!“

„Hat er es denn versucht?“

„Natürlich; seit meiner Kindheit habe ich ihn immer den ‚alten Schulmeister‘ genannt.“

„Und an ihn dachten Sie, als Sie die Klage über Frithiofs Fernsein so hinreißend aussprachen?“

„An wen sollte ich sonst denken, ich kenne ja niemand, der unterwegs ist.“

Mr. Steffens bohrte seine brennenden Blicke in Signe, aber diese blieb unbefangen. Er suchte sich damit zu beruhigen, aber der Funke hatte gezündet und die keimende Eifersucht entfachte die bis dahin zurückgehaltene Leidenschaft zu hellen Flammen.

Es giebt Männer, die in ihrer Stimme eine Macht besitzen, deren Einfluß ihnen zum Glück selbst nicht bewußt ist; Mr. Steffens war einer von diesen; aber er kannte den Zauber, den er mit einigen halblaut gesprochenen Worten auszuüben vermochte. Er sprach wenig und leise, es lag jedoch etwas Vertrauenerweckendes, Einschmeichelndes, Beruhigendes in dem monotonen, verschleierten Organ; sein Auftreten war im allgemeinen so geräuschlos, daß man nie wußte, wo er sich befand. Wenn er nun plötzlich hinter einem jungen Mädchen stand und ihr einige schöne oder alltägliche Worte zuflüsterte, so hatte es den Anschein, als walte ein Geheimnis zwischen ihnen, um dessen Mitteilung halber er einzig und allein gekommen zu sein schien.

Signe fing an, diesem Einfluß zu unterliegen. Mr. Steffens eigentümliche Schönheit hatte keinen Eindruck auf sie gemacht, seine Stimme bezauberte und lullte sie ein. Wenn er anhub sein Vaterland zu beschreiben, hätte sie am liebsten die Augen geschlossen, um besser seinen weichen, melodischen Tönen zu lauschen. Ihr Interesse wurde reger, denn zuweilen trat hinter dem verfeinerten Weltmann etwas Ungebändigtes, Wildes hervor, was sie zugleich erschreckte und fesselte. Allmählich hatte er aufgehört, ihr die obligaten Komplimente zu sagen, er war ihr demütiger Sklave geworden, der von ihrem Gutdünken abhing, dessen magnetische Blicke sie aber fühlte; sie hob die Hand und er kam, sie blickte weg und er verstand ihren Willen. Ohne an die Konsequenzen zu denken, genoß sie die Wonne des Herrschens, ohne sich klar zu machen, durch welche Mittel sie diese Macht ausübe. Ihrer Eitelkeit schmeichelte es, den Löwen des Tages zu bändigen, aber sie bedachte nicht, daß ein Tierbändiger immer sein Leben aufs Spiel setzt. Aus dem Bächlein wird ein Fluß, der, wenn wir nicht aufpassen, unser Lebensfahrzeug mit sich reißt und uns ins Verderben führen kann. Dies ist eine Erfahrung auf allen Gebieten und an Signe mußte auch die Wahrheit des Spruches sich bestätigen. Je mehr sie aus dem einfachen häuslichen Leben herauskam und sich in einer Gesellschaft bewegte, wo Gold wie Gras zu wachsen schien, desto drückender wurden ihr die Entbehrungen, die die Notwendigkeit des Sparens ihr auferlegten. Diese eleganten Damen, mit denen sie täglich Musik übte, schienen nicht zu ahnen, daß es eine Münze gäbe, die Pfennig heißt; die Frage „Was kostet es“ war ihnen ein fremder Begriff, Begehren und Besitzen für sie eins; für Signe dagegen handelte es sich fast immer nur um Pfennige. Mit oder gegen ihren Willen mußte sie zuweilen Ausgaben machen, zu deren Bestreitung die Mittel nicht immer vorhanden waren. Diese sogenannten Kleinigkeiten wuchsen aber zu Summen an, die Signe nie berechnete, noch der Mutter mitteilte.

Es war Signe geradezu ein Bedürfnis geworden, täglich ihr Frühstück beim Konditor einzunehmen, ohne zu bedenken, wie ihre Schuld anwuchs. Im ersten Jahre hatte sie dann und wann bezahlt, dies geschah aber immer seltener, war aber eigentlich nur ein schwacher, feiger Versuch zu zeigen, daß sie bezahlen könne, der in diesem Winter immer in der entgegenkommendsten Weise von dem Ladenfräulein abgelehnt wurde. Leichten Herzens machte Signe davon Gebrauch, ohne Verdacht, daß hinter dieser Zuvorkommenheit andere Beweggründe sich verstecken könnten. Mr. Steffens hatte nicht umsonst neun Monate hindurch jeden Schritt des jungen Mädchens beobachtet, allmählich war er mit Frau Margaretas ökonomischen Verhältnissen ganz vertraut geworden, und er sah klar, daß Signes Einkäufe nicht immer gegen bare Zahlung geschahen. In seinem Spiel, das Mädchen zu gewinnen, konnte diese Kenntnis immerhin ein letzter Trumpf werden, den er in der Hand behielt, bis der Zufall ihn nutzbar machte. Einer Spinne gleich, die am Fenster sitzt und auf eine arme kleine Fliege lauert, so hatte auch er Geduld, ihr Schritt auf Schritt zu folgen, und jeden Vormittag saß er in der Herrenabteilung des Cafés und las die ausländische Zeitung. Signe sah ihn nicht, denn er hatte sich eine verborgene Ecke erwählt; mit dem Ladenfräulein stand er auf dem besten Fuß, der er ein- für allemal gesagt, daß er für die junge Dame bezahlen würde, wenn sie es selbst nicht könne. Bei einem gewöhnlichen reichtumshungrigen Mädchen hätte er nicht so viele Umstände zu machen brauchen, Signe aber war unberechenbar. Mit demselben Leichtsinn, mit dem sie das Geld verbrauchte, konnte sie es auch verachten, und seinem persönlichen Einflusse wagte er noch nicht zu trauen. Außerdem giebt es Leute, die lieber durch das Fenster kriechen als durch die offene Thür gehen, und für einen geriebenen Jäger ist eine schwierige Jagd doppelt interessant.

Was mochte aber die Ursache sein, daß dieser weitgereiste Mann, der für sein Geld alles haben konnte, sich so viel Mühe gab, ein einfaches schwedisches Mädchen zu fangen? Der erste Trieb dazu lag weit

in der Vergangenheit zurück und hing mit der Kindheit Mr. Steffens zusammen.

Fünfunddreißig Jahre vor dieser Episode kam ein junger Schwede, der im Vaterlande seinen Namen und sein Vermögen in den Schmutz gezogen hatte, nach Mexiko und wurde dort als Mr. Steffens bekannt. Für die Jagd passioniert, trat er als gewaltiger Jäger auf und gründete bald ein großes Pelzwarengeschäft. Dadurch kam er viel mit den Indianern in Beziehung, deren wilde Jagd- und Fischfangabenteuer ihm mehr zusagten als die zahme Jagd zu Hause. Zuweilen brachte er wochenlang bei ihnen zu, ihr Naturleben teilend. Dazwischen aber trat er als vollendeter Gentleman in den ersten Familien auf, denn die große Welt hat im allgemeinen ein schlechtes Gedächtnis für die zweideutige Vergangenheit eines jungen Mannes. Während eines dieser Streifzüge machte er die Bekanntschaft eines jungen, wunderschönen Indianermädchens. Sie sehen und lieben war eins, sie verführen das zweite. Aber selbst diese Schandthat gewährte ihm Interesse, weil sie mit Gefahr verbunden war. Das Mädchen war nämlich die erkorene Braut eines Häuptlings, und wenn die Liebesgeschichte entdeckt wurde, so galt es des Verführers und ihr Leben. So zog sich die Sache ziemlich in die Länge und unterdessen machte Mr. Steffens brillante Geschäfte und wurde in vier Jahren ein vielfacher Millionär. Nun war sein Zweck nach allen Seiten erreicht und er machte sich aus dem Staube, die arme Hiwaja mit dem neugeborenen Sohn ohne weiteres verlassend. Sie machte den Versuch zu entfliehen, wurde aber eingeholt und zu dem Manne ihres Stammes zurückgeführt, dessen Lasttier sie von nun an wurde. Zu ihrem Unglück bekam sie keine anderen Kinder und dies rächte der grausame Mann an dem Bastard, dem schönen, halbweißen Knaben, der die feinen Züge und die elegante Haltung des Vaters und die schwarzen Augen, sowie das strähnige Haar der Mutter geerbt hatte. Er hätte wohl das Kind gleich getötet, wenn es ihm nicht eine Wonne gewesen wäre, die Mutter immer wieder durch ihre Schande zu demütigen, und seine Wut an ihrem Liebling zu kühlen. Wenn er beide blutig geschlagen hatte, dann fühlte er sich wohl, wie einer, der einen heftigen Durst gestillt, die Mutter aber kauerte in einer Ecke mit dem wimmernden Kinde und sprach ihm Trost ein und Rache zu.

Indessen war Mr. Steffens nach Chicago zurückgegangen, wo er seinen Reichtum noch verdoppelte; das Indianermädchen hatte er völlig vergessen und eine reiche Spanierin geheiratet, die im ersten Wochenbett starb, von dem neugeborenen Knaben bald gefolgt. Das zehntägige Leben des Kindes hatte doch genügt, um Vatergefühle in dem Roué zu erwecken, und zum ersten Mal dachte Mr. Steffens daran, was wohl aus der schwarzäugigen Hiwaja und dem vor acht Jahren geborenen Sohn geworden sei. Er ging nach Mexiko, um sich nach beiden zu erkundigen. Da trat eines Abends im Hotel ein altes, zusammengeschrumpftes Indianerweib zu ihm ein; es war seine frühere Geliebte, von einem hochaufgeschossenen Knaben begleitet. Sie grüßte nicht, sondern sagte nur: „Dies ist Euer Sohn, nehmt ihn weg, um ihn vor Mißhandlungen zu retten. Noch ahnt niemand von meinem Volke Euer Hiersein, ich allein sah Euch heut am Fenster. Wenn Ihr den Knaben nicht rettet, so verrate ich es meinem Gatten und Ihr seid ein Mann des Todes, das hat er geschworen."

Mr. Steffens beachtete die Drohung kaum, aber das schöne Kind gefiel ihm, und am folgenden Tage reiste er in dessen Begleitung nach Chicago, wo er den Jungen in ein Knabenpensionat brachte. Das Kind war in keine andere Schule gegangen, als in die der Rache, denn obgleich George durch einen Missionär getauft war, hatte seine Mutter ihn kein anderes Morgen- und Abendgebet gelehrt als die Worte: „Gieb, daß ich die Schande meiner Mutter räche." Dann fügte diese hinzu: „Knabe, such Dir in der Welt das schönste weiße Weib, das Du finden kannst und laß sie entgelten, was Dein Vater an mir verschuldet hat. Ich war die Schönste und Lieblichste meines Volkes, sie muß auch die Schönste und Lieblichste ihres Volkes sein; wenn Du sie gefunden, so denk an Deine Mutter, denk an die blutigen Schläge, die sie Deinetwegen ohne Klage erduldet hat und räche sie, wie Du es am grausamsten thun kannst."

George Steffens war ein sehr begabtes Kind und machte Riesenfortschritte in der Schule, er hatte die Schlauheit und Selbstbeherrschung seiner Mutter und gewann dadurch einen bestimmten Einfluß auf den Vater, der allmählich nichts ohne seinen Rat ausführte und ihn zuletzt als seinen Adoptivsohn anerkannte. Jetzt standen dem jungen Mann alle Wege offen, und nachdem er einige Jahre des Vaters Geschäft geführt hatte, ging er nach dessen Tod auf mehrjährige Reisen nach der alten Welt.

Hier traten ihm Schönheiten genug entgegen, aber keine, von der er sich sagen konnte: „es wäre ein Triumph, sie zur Sklavin zu machen." Erst bei Signes Anblick erwachte dieser Gedanke in ihm; als er sie bei Mr. Thompsons Soiree singen hörte, war etwas in ihren wehmütigen Tönen, das an seine Mutter erinnerte; am liebsten wäre er gleich einer Tigerkatze auf sie gesprungen, hätte ihr reiches blondes Haar um seinen Arm gewickelt und sie hinter sich hergeschleift. Bald aber entdeckte er andere Eigenschaften als ihre Schönheit; sie wurde ihm eine feine Beute, um die er sich bemühen mußte, und er fing an, sie in seiner Weise zu lieben. Jetzt mußte er sie besitzen, sollte er auch alles dabei aufs Spiel setzen.

Dies war aber keine leichte Sache; mit kostbaren Geschenken hatte er es zuerst versucht, doch wurden diese sogleich von Frau Margareta in so würdiger aber energischer Weise abgelehnt, daß er nur Ehrfurcht vor der Mutter empfinden konnte, die so die richtige Stellung ihrer Tochter wahrte. Nun fing er an, ihr offenkundig den Hof zu machen und das in so auffallender Art, daß ihr fast wie einer Prinzessin gehuldigt wurde. Signe blieb im Herzen kühl, aber berauscht in der Phantasie und begann mit sich selbst zu überlegen: „Warum sollte ich den Mann nicht

nehmen, der mich augenscheinlich so liebt, der nur bei mir sein Glück finden kann, wie er sagt. Er kann mir alles geben, was mein Herz sich immer gewünscht hat: Reichtum, Lebensstellung und vollkommene Freiheit, denn ich habe nur zu befehlen und er gehorcht. Daß ich ihn liebe, glaube ich nicht, aber am Ende ist es gar nicht nötig, daß man so furchtbar verliebt ist! Alte Leute sagen auch, es genüge, wenn man Achtung vor seinem Manne hat, und obgleich ich nicht recht verstehe, was Achtung bedeutet, so ist das wahrscheinlich das Gefühl, das ich für Mr. Steffens empfinde. Ich kenne viele, die um des täglichen Brotes willen heiraten und andere, die bei ihrer Verlobung den Bräutigam leidenschaftlich liebten und doch nach wenigen Tagen sich trennten. Wenn ich Mr. Steffens heirate, kann ich nach Paris gehen und meine Gesangstudien vollenden, ich kann auch Mama und Helga helfen — ach, wenn doch Torsten hier wäre, er könnte mir einen guten Rat geben!"

Torsten, der gute, prächtige Junge, wie verschieden war er doch von allen Männern, die sie in diesen Jahren kennen gelernt hatte, wie klar in seinem Urteil, wie selbstlos und treu in seinen Gefühlen. Nie war sein Bild ihr so gegenwärtig gewesen wie in diesem Augenblick und selige Erinnerungen aus der Vergangenheit traten ihr vor die Seele und durch alle zog sich gleich einem roten Faden die Hingebung für die kleine, mutwillige Cousine! Sollte sie ihm schreiben und um Rat fragen? Aber was sollte sie über Mr. Steffens berichten: „Er ist reich und betet mich an?" Würde der gewissenhafte Torsten darauf antworten: „Heirate ihn!" schwerlich, Torsten hatte andere Begriffe von der Ehe!

Eines Tages, als Signe aus der Musikstunde zurückkehrte, saß die Mutter mit einem offenen Brief in der Hand. Sie war leichenblaß und ihre Worte klangen kaum hörbar, als sie sagte: „Signe, Onkel Göray ist tot; er hat einen Schlaganfall gehabt, der ihn augenblicklich dahingerafft!"

„Armer Onkel," sagte Signe mit jener Art Mitleid, mit welchem die Jugend derer gedenkt, welche dies schöne Leben verlassen müssen.

„Beneidenswerter Mann," dachte die lebensmüde Frau Margareta, aber sie sprach es nicht aus.

„Nun wird vielleicht Torsten nach Hause kommen," meinte Signe nach einer Weile. Ihre Phantasie suchte immer möglichst bald die lichte Seite der Dinge auf.

„Das ist kaum glaublich, der Onkel wußte in den letzten Briefen nicht einmal seine Adresse, vermutete aber, er wäre nach San Francisco gegangen. Ach, Signe, wir haben einen furchtbaren Verlust erlitten! Göray war mein ältester, treuester Freund, der mir wie ein Bruder zur Seite stand, als die Not am größten war."

Signe kniete vor der Mutter und umschlang sie mit ihren Armen.

„Du süße, einzige Mama, wie hart das Schicksal immer gegen Dich war, was hast Du alles leiden müssen."

„Sprich nicht so undankbar, mein Kind, denn ich habe das größte irdische Glück genossen durch die Liebe dessen, den ich allen Männern vorzog, und dann bin ich in meinen Kindern gesegnet worden. Nur die ökonomischen Sorgen waren drückend, aber die muß man durch Mut und Arbeit überwinden."

Plötzlich brach Signe in heftiges Weinen aus.

„O Mutter," schluchzte sie, „nur ich bin ein Sorgenkind gewesen und werde es wohl immer bleiben. Ich hasse mich selbst, wenn ich Dir so Kummer mache, aber die Reue kommt immer zu spät und doch liebe ich Dich so zärtlich; ja, ich kann wohl sagen, Du bist die einzige auf der Welt, die mir das Leben verständlich macht."

Frau Margareta blickte ihrer Tochter tief in die Augen, that jedoch nicht die ihr auf den Lippen schwebende Frage. Ein erzwungenes Vertrauen kann oft eine vorzeitige Entwickelung herbeiführen, die nachher nicht rückgängig zu machen ist. Daher sagte sie liebkosend: „Mein Herzenskind bist Du, Signe, nicht mein Sorgenkind, denn Du bist das Ebenbild meines Harald und ich glaube fast, daß das Edle und Gute, das in Dir schlummert, noch zur Reife gelangt. Ein Kind, das ich so oft in meinen Gebeten zu Gott erwähnt habe, muß durch seine Gnade zu ihm geführt werden; trockne Deine Thränen, mein Liebling, Du wirst noch der Trost meines Greisenalters werden."

Signe umfaßte und küßte die Mutter so leidenschaftlich, als könne sie dieselbe nicht aus ihren Armen lassen, dann sagte sie:

„Der liebe, gute Onkel Göray, wie war er immer so freundlich und nachsichtig gegen mich und alle meine Unarten, und wie freigebig! Was hat er mir alles geschenkt und —" plötzlich hielt sie inne, dann fuhr sie heftig fort: „was wird jetzt aus meinen Musikstunden werden?"

Mit leiserer Stimme als sonst sagte Frau Margareta: „Daran habe ich auch mit Unruhe gedacht, aber wahrscheinlich hat der Onkel in seinem Testament dafür gesorgt. Er war ein so pünktlicher, ordentlicher Mann, daß er sicherlich in jeder Hinsicht seinen übernommenen Verpflichtungen nachgekommen ist."

Dem war aber nicht so; Onkel Göray war einer der zahllosen Menschen, die nicht an ihren Tod denken mögen und immer meinen, sie hätten noch Zeit genug, für die Ihrigen zu sorgen. Vielleicht hatte er auch gedacht, daß der Sohn alles fortführen würde, was der Vater begonnen — ja, wer vermag all die Rätsel eines Menschenherzens zu deuten, genug, es war kein Testament vorhanden. Nun schlummerte der alte Mann in der Familiengruft, ein befreundeter Nachbar hatte die nächsten Pflichten übernommen, ein schwarzumränderter Brief flog durch die Welt, um den Erben zu benachrichtigen, und Frau Margareta saß mit gebeugtem Haupt und bangendem Herzen und sah neue unerwartete Sorgen nahen.

Mr. Steffens legte bei dieser Begebenheit große Teilnahme an den Tag und erwies sich, wie selbst Frau Margareta trotz ihrer Antipathie gegen ihn zugeben mußte, als ein wahrer, hilfsbereiter Freund. Allmählich trat Ruhe ein, die Arbeit der Mutter und Helgas nahm ihren gewohnten Gang und Signe

setzte ihre Studien fort, die bis zum Ende des Termins bezahlt waren.

Eines Tages kam Signe wieder zum Konditor. Das zuvorkommende Ladenfräulein sah heut etwas verlegen aus, und als Signe aufstand ohne Miene zum Bezahlen zu machen, trat diese an sie heran, indem sie sagte: „Fräulein Ström, ich muß Ihnen leider Ihre Rechnung präsentieren, ich habe sie so lange als möglich zurückgehalten, da ich ja weiß, daß junge Damen große Ausgaben haben; aber gestern hat der Prinzipal dies entdeckt und ich bin der Versäumnis halber beinahe um meine Stelle gekommen. Hier ist die Rechnung, es ist ja nicht so viel, nur dreihundert Kronen; Sie erinnern sich doch, daß Sie öfters auch einige Freundinnen zum Frühstück eingeladen."

Signe stand wie vom Blitz gerührt! Dreihundert Kronen und sie besaß nicht eine Öre! Was sollte sie anfangen; es war als hätte ein Abgrund sich vor ihren Füßen geöffnet, halbbetäubt murmelte sie etwas von „morgen zurückkommen" und verließ den Laden.

Zu Hause angelangt, ging Signe händeringend in ihrem Zimmer hin und her. Selbstverachtung, Reue, Verzweiflung über die Konsequenzen ihres Leichtsinnes kämpften in ihr. Woher das Geld bekommen? An wen sich wenden? Wie der ängstlichen, gewissenhaften Mutter eine Handlung eingestehen, die so gegen ihre Grundsätze stritt; dazu die Beschämung, als Betrügerin, Bettlerin vor dem Konditor zu stehen, und die Gefahr, daß es in der Welt bekannt würde, sie mache in Läden Schulden! Ihr ganzes Benehmen erschien ihr urplötzlich in einem anderen Licht; wo war die gepriesene Unabhängigkeit, wenn ein Konditor öffentlich an sie herantreten konnte und ihr sagen: „Bezahlen Sie mir mein Geld."

Wie dreihundert Kronen schaffen bis zum folgenden Morgen? Jetzt, da der liebe Onkel Görau tot war, stand sie ohne jede Hilfsquelle da; plötzlich kam ihr der Gedanke an ein prächtiges goldenes Armband, ihr einziger Schmuck, den Torsten ihr vor seiner Abreise geschenkt hatte. Es war ein Erbstück von seiner Mutter und er hatte es selbst ihr umgethan. Es kam ihr ein schneller Entschluß, sie wollte das Angebinde verkaufen und so die Not beenden.

Als sie das Etui öffnete, um noch einen letzten Blick auf den Diamant zu werfen, dessen Strahlen ihr so oft Freude gemacht, klangen ihr plötzlich die Worte Torstens in den Ohren: „Für den, der seine Leidenschaften nicht beherrschen kann, habe ich kein Mitleid, nur Verachtung." — „O, wie würde er mich jetzt verachten," schluchzte Signe, „nie mehr darf ich ihm vor die Augen treten, er würde mir nie verzeihen, seiner Gabe eine solche Verwendung gegeben zu haben, und doch muß ich es thun. Ach, er hatte wohl recht, Schulden sind Krebsschäden, wie bin ich durch meine eigene Schuld so unglücklich geworden; wäre ich doch damals das erste Mal nicht zum Konditor gegangen, oder hätte ich es wenigstens Mama erzählt! Wozu brauchte ich auch noch die anderen Schülerinnen einzuladen, und warum gestand ich der Mutter nicht die volle Wahrheit, als sie mich nach Onkel Göraus letztem Geld fragte? Und, und, und — ja, in diesem ersten ‚Ich gehe mit' habe ich mir selbst das Netz über den Kopf geworfen."

Der Mutter wollte sie nichts sagen, denn wozu diesem armen geprüften Herzen noch eine schwere Last auferlegen, hatte sie ihr nicht schon ihr Leben lang Kummer genug gemacht und nun sollte sie noch Schande auf dies geliebte Haupt häufen? Denn Signe kannte das edle Selbstbewußtsein ihrer Mutter, die alles ertragen konnte, wenn nur der Name der Familie unbefleckt blieb; Schulden aber, die ohne Not gemacht worden, waren für Margareta ein Fleck auf dem Charakter!

Signe grübelte weiter über ihre Lage. Wenn es nur diese Rechnung allein gewesen wäre; aber wo hatte sie nicht auf Borg genommen? Beim Schuster, im Handschuhmagazin, bei der Schneiderin; es wirbelte ihr im Kopf als ob die ganze Luft von kleinen Papierstücken erfüllt wäre, auf denen obenan die Worte ständen: „Rechnung für Fräulein Ström". Sie hatte eine schlaflose Nacht und drehte sich fieberheiß hin und her, bemüht, einen Ausweg zu finden, allein vergeblich!

In diesem Augenblick der aufgedrungenen Selbstprüfung stand ihre ganze Vergangenheit vor ihr und sie mußte eingestehen, daß die Warnungen der Mutter sich wörtlich erfüllt hätten. „Ach, seufzte sie, „wenn ich nur aus dieser Not herauskomme, will ich gewiß ein ganz anderer Mensch werden, nie wieder will ich diese halben Wahrheiten sagen, mit denen ich die Mutter zuweilen getäuscht habe, ich hasse ja eigentlich alles, was Lüge und Betrug heißt, aber eine kleine Notlüge habe ich nie für so gefährlich gehalten." Und so fing das thörichte Kind an zu beten, in dem Wahn, daß Gott, der alles vermag, ihr in irgend einer Weise dreihundert Kronen schicken würde, wenn sie nur recht darum bäte. Es giebt klügere Leute als Signe, die sich vorstellen, Gott würde ihres Gebetes wegen die Weltordnung umstürzen, dabei sich nicht der Vorbedingung entsinnend: „Alles, was Ihr in meinem Namen bittet." Signe hätte schwerlich bei dieser Gelegenheit in Jesu Namen auf Gebetserhörung rechnen können.

Mit schleppenden Schritten trat Signe am folgenden Morgen beim Konditor ein, das Armband in der Tasche. Ehe sie jedoch zu Wort kam, sagte das Fräulein in freundlichster Weise: „Entschuldigen Sie, Fräulein Ström, daß ich Sie gestern in meiner dummen Aufregung wohl etwas erschreckt habe mit der Rechnung. Der Prinzipal ist aber auch zu grob, wenn er nicht gleich sein Geld kriegt. Nun ist aber alles gut, da die Rechnung bezahlt ist!"

„Bezahlt?" stammelte Signe leichenblaß.

„Jawohl, von dem Freunde Ihrer Frau Mutter, Mr. Steffens, der zufällig dazukam. Gleich nachdem sie gestern fortgegangen waren, erschien mein Prinzipal und fing wieder an zu schelten, daß ich das Geld noch nicht hätte. Da kam Mr. Steffens, der hier die amerikanischen Zeitungen liest, um eine Cigarre zu fordern; als er mich weinen sah, fragte er nach der Ursache und der Konditor erzählte ihm gleich alles. Mr. Steffens sah sehr böse aus und fragte meinen Herrn, wie er sich wohl unterstehen könne, über eine

junge Dame von Stand sich mit Mißtrauen zu äußern. ‚Geben Sie mir die Rechnung, ich bezahle sie sogleich, damit nicht ein Wort weiter darüber geredet wird. Doch werde ich der Mutter der jungen Dame den Rat geben, ihre Kundschaft einem so taktlosen Geschäfte zu entziehen.‘“

Das Ladenfräulein spielte seine Rolle vortrefflich und hatte sich die zehn Kronen wohl verdient, mit denen Mr. Steffens seine Worte: „Inkommodieren Sie die junge Dame nicht, bis ich sage, daß es Zeit ist!“ begleitet hatte.

Signe stand wie versteinert. Das war schlimmer als alles. Dieser Fremde kannte ihr Geheimnis, ihm konnte sie nichts verheimlichen und ihm konnte sie auch nicht das Armband anbieten. Wo sollte sie den Mut hernehmen, mit ihm darüber zu sprechen? Man konnte die Sache auch nicht übergehen, und so ward dies eine noch festere Schlinge, aus der sich zu retten sie keinen Ausweg sah.

Viel Zeit zum Nachdenken blieb ihr auch nicht, weil sie zum Diner zu Mrs. Thompson geladen war und Toilette machen mußte. Sie hatte heftige Kopfschmerzen und wäre am liebsten zu Hause geblieben, fürchtete aber, daß die Mutter ihre aufgeregte Stimmung bemerken konnte und wollte außerdem nicht, daß Mr. Steffens auf den Gedanken käme, sie suche ihn zu vermeiden.

Es kam, wie sie es gedacht; Mr. Steffens führte sie zu Tisch, nun war der entsetzliche Moment gekommen. Spasmodisch schluckte sie die siedend heiße Suppe hinunter, dabei weder nach rechts, noch nach links zu blicken wagend. Als sie damit fertig war, begann Mr. Steffens plötzlich in einem gewissen väterlichen Ton: „Fräulein Ström, ohne Sie zu fragen war ich gestern so frei, in Ihrem Namen zu handeln. Ihre Frau Mutter ist die Kundin eines Konditors, den auch ich oft besuche und der ein grober Patron ist. Damen haben keine Ahnung, wie solche Leute sein können und da er gestern das Ladenfräulein in rohen Worten wegen einer Jahresrechnung anfuhr, wollte ich verhüten, daß Sie je wieder etwas mit ihm zu thun hätten. Wenn Sie mir einen Rat erlauben, so besuchen Sie ein anderes Geschäft, wo Sie dergleichen Unhöflichkeiten nicht ausgesetzt sind.“

Ein Stein fiel von Signes Herzen. Mr. Steffens schien keine Ahnung von ihrem Leichtsinn zu haben und hatte nur als ihr Freund geschäftlich auftreten wollen. Sie fühlte sich durchdrungen von Dankbarkeit, durch ihn aus aller Not befreit zu sein, daß sie mit Worten und Blicken ihm eine wärmere Anerkennung aussprach, als sie selbst wußte. Mit übertriebener Fröhlichkeit ging sie auf seine Pläne ein, in betreff des Blumenkorsos, den er zu arrangieren beabsichtigte, und nahm mit sichtbarer Begeisterung sein Anerbieten an, sich in Mrs. Thompsons Begleitung von ihm kutschieren zu lassen.

Und dennoch hatte sie sich nie so elend gefühlt wie bei diesem fürstlichen Mittagsmahl. „Es kommen mir alle mit Güte, Vertrauen und Nachsicht entgegen,“ dachte sie, „und ich lohne es mit Selbstsucht und Leichtsinn. Durch mein feiges Schweigen ist nun sogar meine gewissenhafte Mutter bei diesem Fremden in Verdacht gekommen. Anstatt von Anbeginn zu sagen: ‚ich habe gefehlt, verzeih mir,‘ bin ich immer weiter gegangen, bis ich nicht mehr aus noch ein weiß.“

Die wechselnde Stimmung Signes während des ganzen Abends deutete Mr. Steffens aber in ganz anderer Weise. Nie hatten ihre Augen einen so ernsten, tiefen Ausdruck gehabt, den er der keimenden Liebe zuschrieb, ihre aufflackernde Fröhlichkeit nahm er „für leichtsinniges Hintersichwerfen einer unangenehmen Situation“. Hätte sie gesagt: „ich fühle mich zerknirscht vor Reue,“ so hätte er gelacht und erwidert: „Nehmen Sie doch eine Bagatelle nicht so schwer, wer kann immer die Wahrheit sprechen und wozu? Die Pflicht ist eine viel zu strenge Herrin, als daß man sie nicht dann und wann durch einen Genuß sich versüßen müßte.“

Im Laufe des Abends benutzte Mr. Steffens ein von der Wirtin geplantes Alleinsein mit Signe, um ihr eine glühende Liebeserklärung zu machen. Es geschah dies in Ausdrücken, die das junge Mädchen zugleich erschreckten und entzückten. Nervös und aufgeregt durch die Kämpfe der letzten Tage, war sie in diesem Augenblick eines eingehenden Nachdenkens unfähig, eine Sehnsucht nach Veränderung, nach einem neuen Lebenszweck, wo sie vielleicht einen Menschen beglücken konnte und nicht nur egoistisch für sich selbst leben wie bisher, danach hungerte in dieser Stunde ihr Herz, und die Anbetung, die er ihr zu Füßen legte, nahm sie weniger seines Reichtums halber an, als in der Hoffnung, durch ihn und seine Liebe möglicherweise ein besserer Mensch zu werden. So sprach sie ihr zögerndes Ja aus und entzückte ihren Anbeter noch mehr durch die mädchenhafte Scheu und Einfachheit, mit der sie sagte: „Ich will versuchen, Ihre Liebe zu verdienen und Sie glücklich zu machen, aber zuerst müssen Sie mich kennen, wie ich wirklich bin, denn ich bin gar nicht so gut, wie Sie glauben.“

Mr. Steffens war hingerissen. Zum ersten Mal in seinem Leben stand er einem reinen, unschuldigen weiblichen Wesen gegenüber, das an seinen Wert glaubte und sich dem hingab; es überkam ihn eine Art Ehrfurcht, als er ihre Hand küßte. „Ich glaube, Sie sind ein Engel,“ sagte er aufrichtig, indem er sich zum Abschied verbeugte.

Es war spät, als Signe nach Haus kam, und alle schliefen. Das junge Mädchen zog sich aus und schlich zu der Mutter herein. Frau Margareta erwachte sogleich und sagte erschreckt: „Du, Signe? Zu dieser Stunde, was hast Du, bist Du nicht wohl?“

„Jawohl, Mama, aber bitte, Liebste, nimm mich in Dein Bett, wie Du thatest, wenn ich als Kind unartig gewesen war. Laß mich auf Deinem Arm einschlafen, nachdem ich, wie damals, gebeichtet habe.“

Die Mutter machte dem Kinde Platz, legte den blonden Kopf auf ihre Brust und sagte zärtlich: „So, Liebling, beichte jetzt und wenn es auch das Schlimmste wäre.“

Unter strömenden Thränen und in abgerissenen Worten erzählte nun Signe ihr ganzes Sündenregister

und wie alles sich bis zum heutigen Abend entwickelt hatte.

„O Mutter, Mutter, wie habe ich so gegen Dich handeln können," fügte sie schluchzend hinzu.

Frau Margareta vermochte kaum mit Aufmerksamkeit den Worten ihrer Tochter zu folgen, denn unter ihnen war gleich einem Blitz ein Namen gefallen, der das Herz der Mutter zum Stillstehen brachte. „Und Mr. Steffens, Signe?" sagte sie endlich langsam.

„Ach, Mama, er ist seit wenigen Stunden mein Verlobter. Konnte ich anders, da er so gut gegen mich war?"

„Du liebst ihn also nicht?"

„Lieben? Wie kann ich das wissen? Sage mir, Mutter, was heißt es, zu lieben?"

„Lieben heißt, lieber geben als nehmen. Wir lieben einen Menschen, wenn seine Gegenwart uns beglückt, ohne daß wir wissen warum, wenn wir sein Glück teilen, sein Leid tragen möchten, wenn wir für ihn beten und dabei uns selbst vergessen, wenn die übrige Welt verschwindet und er nur allein als Mittelpunkt dasteht!"

„O Mutter, dann liebe ich Mr. Steffens nicht."

„Das glaube ich wohl, mein Kind, Du hättest sonst nicht danach zu fragen brauchen; aber dann darfst Du ihn auch nicht heiraten."

„Aber Mama, lieben denn alle so, wie Du es beschrieben hast? Deine Liebe scheint mir kein Glück zu sein und auch nicht der seinigen zu gleichen. Da schien mir alles ein Glückseligkeitsrausch, um das Leben zusammen zu genießen! Die Jugend ist so schön und warum sollte man nicht ebenso gern nehmen wie geben wollen?"

„Das ist auch ein berechtigter Anspruch und trotzdem kannst Du mir glauben, Kind, daß das gegenseitig sich opfern die einzige Liebe ist, die in den Prüfungen des Lebens vorhält!"

„Muß denn das Leben immer so ernst sein, wie das Deinige war, Mutter?"

„Ich könnte Dir nichts Besseres wünschen, Liebling, wenn Du dabei so viel wahres Glück genössest, wie ich es gethan."

„Ach, ich möchte nicht viel weinen," sagte Signe und schmiegte ihren Kopf an der Mutter Brust.

„Es giebt viele Arten Thränen, Kind, nur die Thränen, die man über sein eigenes, verlorenes, besseres Ich vergießt, sind bitter, aber selbst die können durch Thränen der Reue versüßt werden."

„Das habe ich heut empfunden," seufzte das Kind und küßte die Mutter.

„Nun mußt Du aber schlafen," sagte Frau Margareta und hüllte den schlanken Körper in die Decke ein. „Der morgende Tag soll über Deine Zukunft entscheiden, ich hätte noch sehr viel darüber zu sprechen, aber Du bist jetzt zu erschöpft, um ein klares Urteil zu haben. Nur um eins bitte ich Dich innig, meine Tochter, denke nicht, daß Du unwiderruflich durch Deine gestrige hastige Zustimmung an den Mann gebunden bist, den Du so wenig kennst und von dem Du selbst sagst, daß Du ihn nicht liebst. Aus Dankbarkeit für seine Güte mußt Du Dich nicht gefesselt wähnen, denn die war zufällig und darf nicht mit so hohem Preis bezahlt werden. Die Ehe ist ein heiliges Bündnis, das zu Glück oder Unglück führen kann, und im letzteren Fall müssen wir uns wenigstens sagen können, daß wir es mit Pflichtgefühl und reinen Absichten eingegangen sind. Es ist edler, die Schande eines zurückgenommenen Jaworts zu tragen, als durch Leichtsinn das Lebensglück zweier Menschen aufs Spiel zu setzen. Das erste trägst Du allein, für das andere müssen vielleicht Generationen büßen."

* * *

Frau Margareta hatte eine schlaflose Nacht; fast mit Entsetzen gedachte sie der Möglichkeit, daß dieser Fremde, der ihr von Anfang an so unsympathisch war, die Stütze, der Leiter ihres unschuldigen Kindes werden könne. War er der Mann, ihre guten Eigenschaften zu entwickeln, ihre Fehler zu bessern? Sprachen diese leidenschaftlichen Augen von reinen Gefühlen und besonnener Ruhe? Würde Signe, dies Geschöpf des Augenblicks, durch ihn Ruhe und Selbstbeherrschung lernen? Nein, sie mußte mit ihm sprechen, ihm klarmachen, wie kindlich und unreif ihre Tochter sei, wie unbekannt mit den menschlichen Verhältnissen, wie unfähig, ihre eigenen Gefühle zu beurteilen! Ja, sie wollte ihm alles sagen, was ein beängstigtes Mutterherz befürchtet, wenn es sein Kind in Gefahr sieht.

Und als Mr. Steffens kam, um seinen Antrag zu machen, sprach sie in bewegten, herzergreifenden Worten ihre Bedenken aus. Mit der kühlen Ruhe des Weltmannes hörte Mr. Steffens ihr zu, bis sie alle ihre Gründe erschöpft hatte, dann sagte er verbindlich: „Ich verstehe sehr gut, wie schwer es Ihnen werden muß, sich von einer solchen Tochter zu trennen, selbst ein Mutterherz kann sich bei dieser Gelegenheit nicht des Egoismus erwehren, aber über seine Zukunft kann wohl nur ein jeder selbst bestimmen. Darf ich nicht mit Ihrem Fräulein Tochter sprechen und die Entscheidung von ihr selber hören?"

Frau Margareta war geschlagen, sie fühlte sich zwar frei von dem ihr vorgeworfenen Egoismus, aber sie empfand die Richtigkeit seines Wortes, ein jeder müsse über seine eigene Zukunft bestimmen! Sie hatte diesem Manne nichts vorzuwerfen, hatte sie denn das Recht, nur ihrem Instinkte zu folgen?

Signe hatte lange geschlafen und war aufgewacht mit dem Gefühle eines aus Todesgefahr Erretteten, ihr erster Gedanke galt ihrem Retter und seinen glühenden Liebesworten, die der Mutter Warnungen übertönten. Warum sollte sie ihn nicht lieben können, wenn auch nicht so, wie diese es beschrieb, es war vielleicht auch nur in früheren Zeiten, daß man so schwärmerisch war; von ihren jugendlichen Bekannten hatte sie es wenigstens nicht so gehört, die schienen sich oft fast auf Probe zu verloben, so schnell ging das Verlöbnis wieder zurück.

Mit dieser günstigen Stimmung trat Signe in das Zimmer, und die Mutter zog sich an das eine Fenster zurück. Gleich einer Schlange, die einen kleinen Vogel durch Blicke bezaubert, saß Mr. Steffens

da und ließ seine funkelnden Augen langsam in die ihrigen versinken, indes seine weiche, melodische Stimme leise die Worte der Liebe aussprach. Signe lauschte den einschmeichelnden Tönen und war besiegt; sie konnte nicht mehr an seiner Liebe zweifeln und begann, an die ihrige zu glauben. Als sie aufstand und Mr. Steffens den ersten Kuß gab, begriff Frau Margareta, daß sie sich in das Unvermeidliche fügen müsse.

Die Verlobung sollte nicht lange währen und um die Hochzeit zu beschleunigen, bestellte der Bräutigam den ganzen Trousseau aus Paris. Signe wurde mit kostbaren Geschenken überschüttet und hatte keinen unerfüllten Wunsch mehr; sie schwamm in einem Meere von Lustbarkeiten und Abwechslungen; es war wundervoll, gerade wie sie es immer gewünscht hatte, jeder Tag brachte einen neuen Genuß.

Es geht aber mit den geistigen Genüssen wie mit den körperlichen, ehe man sich so daran gewöhnt hat, daß sie zur zweiten Natur geworden sind, kommt eine Periode der Übersättigung, wo Fleischsuppe und Arbeit eine ersehnte Abwechselung, gegenüber von Trüffelpasteten und sechsstündiger Geselligkeit jeden Tag, bieten. Nach drei Monaten war Signe auf diesem Punkt, sie ging zwar mit großen Schritten der Metamorphose zur Weltdame entgegen, noch aber hatte sie vieles von ihrer Backfischnatur; sie holte sich gern einen Eierkuchen direkt von der Pfanne oder pellte sich stehenden Fußes eine Kartoffel. Dagegen zitterte sie nicht mehr vor Aufregung, als ihr Trousseau ausgepackt wurde, sondern nahm den gebotenen Luxus wie ihr angeborenes Erbteil hin. Für die Armen hatte sie immer eine volle Börse, nichts hatte ihr Herz dem Bräutigam so geöffnet, als das von ihm gespendete Glück, ihren Überfluß mit anderen teilen zu dürfen. Seine Freigebigkeit, die sie für Herzensgüte hielt, erweckte warme Dankbarkeit und Bewunderung in ihr. Diese Gefühle hielt sie für zunehmende Liebe und sie drängte damit die Frage zurück: „Bin ich wirklich eine glückliche Braut?“ Inzwischen war der Bräutigam immer mehr und mehr von dem schönen Mädchen eingenommen; gerade eine Natur wie die ihrige zum Gehorsam zu zwingen, schien ihm der Mühe wert, „aber um junge Pferde zu dressieren, muß man langsam und vorsichtig vorgehen,“ dachte der frühere Prairiejäger, als er einst seiner Braut eine Perlenschnur um den Nacken legte.

Eines Tages kam Signe von einer Spazierfahrt mit dem Verlobten zurück; er hatte feurige Pferde, die er selbst fuhr und einen schönen Phaeton, worin Signe auf hohem Sitz wie eine Königin thronte. Sie fuhr bei der Hochschule vorbei und begrüßte ihre früheren Kameraden; wie wunderbar! War die Vergangenheit oder ihr jetziges Dasein ein Traum? War sie dieselbe Signe wie damals? Warum lachte sie jetzt so selten, warum machte ihr alles so wenig Freude? Es kam ihr vor, als sei sie mehrere Jahre älter geworden in dieser kurzen Zeit!

Zu Haus angelangt, kam sie freudestrahlend herein.

„Guten Tag, süßes Mütterchen,“ rief sie, indem sie Hut und Jackett ablegte, „heute wollen wir einen recht fröhlichen Abend in altgewohnter Weise verleben. Mr. Steffens ist zu einem Herrendiner ausgebeten und kommt heut nicht mehr hierher; da wollen wir uns den Spaß machen, Helgas kleine Schulkinder zum Kaffee einzuladen, nachher braten wir Äpfel im Ofen und spielen schwarzer Peter und zum Abendessen backt uns Helga Waffeln. Die Kuchen werde ich selbst besorgen, ach, wie freue ich mich, wieder einmal in so einen kleinen Bäckerladen zu gehen. Es ist furchtbar langweilig, daß die Engländer meinen, eine junge Dame könne nicht allein auf die Straße gehen, und in der Hinsicht ist Mr. Steffens ein richtiger Engländer.“

„Dann solltest Du es nicht thun, Liebling,“ fiel Frau Margareta ein, „ich kann ja die Kuchen besorgen.“

„Ach, Mütterchen, laß mich dies eine Mal wieder eine einfache Schwedin sein. Es ist mir ja noch nie etwas auf der Straße passiert, warum sollte es jetzt geschehen? Schließlich ist es doch nicht so schön, immer zu fahren, wie man es glaubt!“

Helga lachte schelmisch: „Nun, Schwesterchen, ich möchte Dich sehen, wenn Du jetzt wieder anfangen solltest, in Regen und Schmutz herumzuwandern; da würde es doch heißen: ‚Ach wie glücklich sind die, welche eine Equipage haben.‘“

Signe war schon aus der Thür und kam nach einer Weile zurück, mit so viel Kuchen beladen, daß sie wohl zwanzig Kinder damit hätte speisen können. Sie trällerte und sang, während sie den Kaffeetisch deckte, und war wieder so recht die alte, lustige Signe.

„Mama,“ sagte sie plötzlich, „ich will noch kochen lernen, ehe ich heirate, ich muß doch wissen, wie alle meine Lieblingsgerichte zubereitet werden.“

„Ihr werdet ja einen Koch haben, hat Mr. Steffens gesagt.“

„Das thut nichts, ich kann ja auch kochen.“

„Das wird so ein vornehmer Koch nicht zugeben und vielleicht Dein Mann auch nicht,“ meinte Frau Margareta zögernd.

Signe riß die Augen weit auf. „Wie, ich soll nicht thun, was ich will, in meinem eigenen Hause?“ fragte sie erstaunt.

„O ja, zuweilen, aber nicht immer! Dienstboten können schlimme Herren sein, wenn man sie nicht richtig beherrscht.“

„Nun, das werde ich bald lernen,“ sagte Signe mit großer Zuversicht.

Die Mutter lächelte und überließ es der Zukunft, sie auch in diesem Punkte zu belehren.

Unter großem Jubel hatte die kleine Gesellschaft Signes Kuchen Gerechtigkeit widerfahren lassen, jetzt spielten die Kinder im Eßzimmer, Frau Margareta war ausgegangen, um Besorgungen zu machen, Helga in der Küche beschäftigt. Die Schummerstunde war eingetreten, es war dunkel im Zimmer, nur durch die Stores fiel das kalte elektrische Licht der Straßenlampen und beleuchtete streifenweise, wie der Mondschein, einige Gegenstände. Draußen ertönte Lärm und Geräusch wie gewöhnlich um diese Zeit, hier drinnen herrschte Friede und Freude, gerade wie in Signes Herzen. Warum fühlte sie sich heut so glücklich?

Sie trug einen Brief in der Tasche, er war von Torsten. Endlich hatte die Trauerbotschaft ihn erreicht, und er befand sich auf dem Heimwege. Nur einige Zeilen enthielt der Brief in der alten, treuen Weise geschrieben, keine wohlklingenden Phrasen, aber warme Liebe für die Seinigen, Verstorbene wie Lebende. Von Signes Verlobung hatte er noch keine Nachricht, und freute er sich innig auf ein Wiedersehen. Wie ein wohlthuender Balsam berührten diese Worte ihr Herz, nun waren alle Sorgen gehoben, welch Trost und Ratgeber würde er für sie alle sein, in ihm hatte die Mutter in schweren Zeiten einen Helfer zur Hand! Alles, alles kehrte mit dem lieben, guten Jungen zurück!

In überwallendem Glücksgefühl setzte sie sich ans Klavier und fing an, die Ballade zu singen, die sie in der großen Gesellschaft bei Thompsons gesungen hatte. Ihr ganzes überströmendes Herz lag in der Weise, wie sie den Namen Hjalmar aussprach, als wolle sie wirklich einen Geliebten heraufbeschwören.

Die Thür hatte sich leise geöffnet, einem Schatten gleich schlich Mr. Steffens herein und stellte sich hinter das Mädchen. Sie sang immer weiter und seine Augen brannten wie Kohlen bei den schmelzenden Tönen. Als sie das letzte Wort ausgehaucht, bog er ihren Kopf nach hinten zurück, küßte sie und sagte flüsternd: „An wen dachte denn mein schönes Mädchen, als sie so ihren Liebling rief?"

Signe schrie laut auf, als ob ihr eine Maus über das Gesicht gelaufen wäre; am ganzen Körper zitternd, rief sie zornig: „Wie haben Sie mich erschreckt, George, ich erwartete Sie heut gar nicht mehr!"

„Und darum hast Du mich wohl so sehnsüchtig gerufen, nicht wahr? Das Diner wurde abgesagt, und natürlich suchte ich nun die Königin meines Herzens auf. Nun sage aber einmal, an wen dachtest Du? Ich glaube es wohl zu wissen, aber ich höre es zu gern von Deinen Lippen!"

Signe antwortete nicht, sie war empört über die Überraschung und hatte ein taubes Ohr für seine Liebesworte. Verloren war der ganze schöne Abend, auf den sie sich so furchtbar gefreut hatte, und noch dazu wollte er sie zum Sprechen zwingen, wenn sie keine Lust dazu hatte! Sie fing an, ein modernes Akrobatenstück zu spielen und schenkte den schwierigen Passagen ihre ganze Aufmerksamkeit.

„Ma belle scheint schlechter Laune zu sein, aber da sie nie hübscher ist, als bei solchen Gelegenheiten, so füge ich mich gern in ihre kleinen Kapricen! Dafür mußt Du mir aber auch einen Kuß geben," sagte er, indem er sie um die Taille fassen wollte.

„Laß mich, rühr mich nicht an," entgegnete Signe trotzig, „ich will jetzt spielen," fügte sie hinzu, während sie die Finger über die Tasten gleiten ließ.

„Das will ich aber nicht," sagte Mr. Steffens kalt, und ehe Signe wußte, wie ihr geschah, hatte er sie in seine Arme gehoben und trug sie nach dem Sofa, wo er sie ziemlich unsanft niederließ. Dann kniete er vor ihr nieder, so daß sein Gesicht in gleicher Höhe mit dem ihrigen war, umfaßte ihre schlanken Finger mit seiner stählernen Hand und sagte mit eisenharter Stimme: „So, Signe, jetzt sollst Du sprechen. Antworte mir, an wen dachtest Du?"

Aber Signes Hände waren geschmeidig, in einem Nu hatte sie sich losgewunden und stand auf ihren Füßen. Mr. Steffens war auch aufgesprungen, Signe jedoch streckte mit einer so würdevollen Bewegung ihm die Hand abwehrend entgegen, daß er sich nicht traute, sich ihr zu nähern. Sie war leichenblaß, ihre Augen erweiterten sich mehr und mehr, der Atem stockte ihr. Endlich sprach sie langsam und deutlich: „George, ich gestatte Ihnen nicht, mich in dieser Weise zu behandeln, es ist ein Mangel an Achtung vor meiner weiblichen Würde."

„Ein Kind hat keine weibliche Würde, und Du benimmst Dich wie ein Kind! Sei würdig wie Deine Mutter, und mein Benehmen wird sich danach richten."

Signe stand ganz still, sie konnte keinen Einwand machen, denn er hatte recht, es war ihre eigene Schuld. Wenn ein Weib durch Mangel an Selbstbeherrschung Nichtachtung ihrer selbst zeigt, so kann sie es auch nicht von anderen fordern. Mr. Steffens blieb auch ruhig, es war das erste Mal, daß sie in offenem Kampf einander gegenüberstanden, jetzt wollte er sie seine Macht noch weiter fühlen lassen.

In diesen wenigen Minuten vollzog sich aber eine Umwälzung in Signes Inneren; es war kein leeres Wort, wenn sie sagte, daß ihre weibliche Würde verletzt sei, bis dahin war sie ein gedankenloses Kind gewesen, in diesem Moment erwachte die weibliche Selbstachtung, die auch von anderen anerkannt sein will. Wie durfte er es wagen, sie in dieser rohen Weise anzufassen, und wenn er auch im Recht war, durfte er es in dieser Art zeigen? Je intensiver sie darüber nachdachte, desto kühler wurde sie; den ersten kindischen Ärger hatte sie zu ihrer eigenen Beschämung austoben lassen, jetzt wollte sie durch ruhiges Benehmen seine Achtung erzwingen.

Als sie endlich ihrem Bräutigam entgegentrat, schien es ihm, als trüge sie den Kopf höher.

„Verzeihen Sie mir, George, wie ich Ihre Rücksichtslosigkeit entschuldigen will! Es ist sehr schlimm, daß ich meiner Laune so den Zügel lasse, aber ich verspreche Ihnen und vor allem mir selbst, es soll nicht wieder vorkommen. Kindisch war es von mir, mich so darüber zu ärgern, daß ich den Abend nicht mit den Kindern spielen konnte."

„Und an wen dachtest Du bei dem Gesang?" fragte er hartnäckig.

„An meinen Vetter Torsten! Ich erhielt heute einen Brief von ihm, worin er schreibt, daß er bald zurückkommt."

Mr. Steffens pfiff ein paar Töne. „So —" sagte er sehr langsam, „Du korrespondierst mit ihm, das hast Du mir nie gesagt."

„Weil ich es nicht gethan, ich wußte ja nicht einmal seine Adresse; jetzt schreibt er, daß er sich in Kalifornien aufgehalten hat."

Mr. Steffens pfiff wieder, er hatte seine Gedanken für sich.

„Wenn Du aber seine Adresse gewußt hättest, dann würdest Du ihm geschrieben haben?"

„Natürlich, wir haben uns von Kindheit an

immer geschrieben. Der liebe Junge! Willst Du seinen Brief lesen?"

„Ich danke. Aber jetzt höre meinen Willen, Signe! ich verbiete Dir, Dich selbst in Gedanken so mit einem anderen als mir zu beschäftigen. Eine Braut darf einem anderen Mann nicht so nahe stehen, daß sie mit ihm korrespondiert, und ich wünsche nicht, daß Du diesen vertraulichen Umgang mit Deinem Vetter fortsetzest." Während Mr. Steffens sprach, kam er Signe immer näher, so daß sie langsam sich zurückziehen mußte; seine Stimme klang hart aber noch leiser als gewöhnlich.

Signe starrte ihn an. „Ich soll nicht mit Torsten wie mit meinem Bruder verkehren?" sagte sie fast atemlos, „das kann und will ich nicht versprechen."

„Du wirst doch keinen anderen Willen als den meinigen haben, denke ich," erwiderte der Bräutigam kalt. Als er aber die Wirkung seiner Worte in Signes erregtem Gesicht las, fügte er erklärend hinzu: „Vettern benehmen sich nicht immer wie Brüder gegen ihre Cousinen, sie erlauben sich Freiheiten, die ein Bräutigam nicht immer dulden kann — —"

„Ich bitte, in Ihren Vermutungen nicht zu weit zu gehen," sagte Signe kühl. „Schon ohne Ihren Wunsch, George, hätte mein Taktgefühl mir verboten, die Grenze des Schicklichen zu überschreiten." Sie drehte sich um und verließ das Zimmer, und Mr. Steffens pfiff wieder seine Lieblingsmelodie, indem er dachte: sie ist bezaubernd, wenn sie den Nacken so trotzig hebt.

Bevor Signe zu Bette ging, erzählte sie ihrer Mutter den ganzen Vorgang. Das frühere kindische Unabhängigkeitsbedürfnis war verschwunden, und sie flüchtete jetzt zu dem mütterlichen Herzen um Rat, da sie sich mit ihrem Verlobten auf ganz fremdem Gebiet fühlte. Es war Frau Margareta peinlich, die rohe Natur des Bräutigams aus diesem Benehmen zu erkennen, aber sie sagte ruhig: „Mein liebes Kind, es ist das erste Mal, daß die Eifersucht Dir entgegengetreten ist und daher natürlich, wenn eine Leidenschaft, die so verheerend auf unser Glück einwirken kann, Dich erschreckt hat. Ich glaube, es giebt keine wahre Liebe, die nicht ihre Kehrseite in der Eifersucht hat; es ist ein Naturgesetz, wie Du selbst bei Deinen Kanarienvögeln sehen kannst, und das einzige, was wir vernünftige Menschen zu thun haben, ist, jede Veranlassung dazu zu vermeiden. Es ist sehr erklärlich, wenn Dein Bräutigam nicht duldet, daß Du neben seinem Bild ein anderes in Deinem Herzen hegst —"

„Aber ich stelle ja niemand neben ihn in meinem Herzen, denn Torsten ist Torsten und er steht, wo er immer gestanden hat."

„Darüber hättest Du vorher Deinem Bräutigam Rechenschaft geben müssen, es giebt Verlobte, die selbst auf ihre Schwiegereltern eifersüchtig sind, weil sie befürchten, nicht den ersten Platz in der Geliebten Herz auszufüllen. Kein Wunder also, wenn Mr. Steffens in seiner großen Liebe für Dich zu weit geht in seinen Befürchtungen hinsichtlich dieses ihm unbekannten Vetters."

„Aber Torsten werde ich nie aufgeben, nie und nimmer, Mama," sagte Signe entschieden.

„Bedenke, was Deine Worte enthalten," sagte die Mutter erblassend. „Man kann nicht zweien Herren dienen. Wenn Du Deinen Bräutigam so liebtest, wie Du ihn zu lieben verpflichtet bist, so würdest Du nicht daran denken, seinen Willen nicht als maßgebend zu erachten. Besonders in diesem Fall, wo Du selbst in seiner Heftigkeit einen Beweis seiner Liebe sehen mußt. Fühlst Du aber nicht die ernste Absicht in Dir, Deine Wünsche den seinigen zu opfern, dann mußt Du ihm dies ehrlich sagen und Deine Verlobung lösen, es wäre ein Frevel, in die Ehe zu treten mit geteiltem Herzen und geteiltem Willen."

„Ich thue ja alles, was er will und thue es auch gern, wenn er nicht wie heute zu weit geht," sagte Signe halb weinend. „Meine Verlobung lösen! Du denkst doch nicht im Ernst daran, Mama, daß ich mein Wort brechen sollte?"

„Ich würde es wahrlich nicht gern sehen, aber besser, es offen zu thun, als geheim im Herzen. Sag mir, Signe, hast Du Dir je die Frage gestellt, wen Du am meisten liebst, George oder Torsten?"

„Natürlich George, denn ihn habe ich geküßt, und wenn ein Mädchen sich hat von einem Manne küssen lassen, so ist sie an ihn gebunden. Torsten aber ist mein bester Freund, dem ich alles sagen möchte!"

„Dein Gatte muß Dein bester Freund sein, Du darfst keinen anderen Vertrauten haben als ihn."

„Ja, aber ich kenne George doch noch so wenig und ich kann mir nicht helfen, — aber zuweilen habe ich Angst vor ihm, wenn er mich mit seinen funkelnden Augen ansieht. Das wird sich aber gewiß geben, denn er sagt immer, wenn man erst verheiratet ist, wird alles ganz anders."

Die Mutter umfaßte den Kopf ihres Kindes und küßte sie auf die Stirn. „Jawohl, es wird alles ganz anders," sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer, „und darum mußt Du Dich noch im letzten Augenblick genau prüfen."

Es trat wieder eine Pause ein, endlich sagte Signe: „Und dann, Mama, was würde die Welt sagen zu einer aufgelösten Verlobung, besonders die Frauen sind so ungerecht und schieben fast immer der Braut die Schuld zu."

„Die Welt, Signe? Wann hast Du Dich je um die Meinung der Welt gekümmert! Sonst hieß es ja immer: ‚es ist mir ganz einerlei, was die Menschen sagen' und jetzt willst Du dieselben Menschen als Richter über Dein Gewissen stellen? Das kann nur sein, weil Deine Eitelkeit befürchtet, man könne Dich für die Verstoßene halten; jetzt im Gegenteil sage ich, laß die Welt reden, sie ist ebenso ungerecht im Lob wie im Tadel! Wenn man vor seinem eigenen Gewissen rein dasteht, so kann man die Nadelstiche der bösen Zungen ertragen. Von dem Tage an, da König Herodes Johannes den Täufer enthaupten ließ, obgleich er ihn liebte, nur weil er sein Wort gegeben und um derer willen, die mit ihm am Tisch saßen, hat die Feigheit, gegen das Urteil der Welt nicht auftreten zu wagen, unzählige Menschen un-

glücklich gemacht! Mein Kind, halte das Auge fest auf das Große gerichtet, so stört Dich das Kleinliche nicht. Es sind kleine Geister, die alles zum Schlechten deuten, laß Dein Benehmen davon nicht abhängig sein; es giebt nur einen Ratgeber, dem wir gehorchen können, das ist der heilige Geist, der in unserem Gewissen spricht; flehe zu ihm, meine Signe, und laß nicht die Welt Dein Urteil beeinflussen."

Diese Nacht schloß Signe kein Auge. Der vergangene Tag hatte ihr die Kehrseite der Verlobungsmedaille gezeigt und viele Fragen zu Tage gefördert, die bisher verborgen lagen. Das Verbot, mit Torsten wie bisher umzugehen, lenkte erst recht die Gedanken zu ihm und zum ersten Mal fiel es ihr ein, Vergleiche zwischen ihm und ihrem Bräutigam anzustellen. Wie hätte er sich wohl bei der heutigen Nachmittagsscene benommen, sie errötete jedesmal bei der Erinnerung, daß ein Mann sie so auf den Armen getragen hatte; immer kam ihr dabei ein altes Ölbild, „Pluto die Proserpina entführend", in den Sinn. Hätte Torsten so gehandelt? Gewiß nicht, nein, er hätte mit Güte und Ernst sie wegen der schlechten Laune gerügt und sie hätte sich schämen müssen, aber in ganz anderer, nicht so erniedrigender Weise wie jetzt. Ach wäre doch Torsten dagewesen, wie anders stände alles, seinem Rat wäre sie gefolgt, war er doch ihr bester Freund. Plötzlich klangen ihr wieder seine Worte in den Ohren: „Wer Schulden aus Leichtsinn macht, den verachte ich." Konnte sie nun dies Bekenntnis über die Lippen bringen und sich seiner Verachtung aussetzen, die doch ihr größtes Unglück wäre! Ach nein, sie mußte ihre Schuld büßen, denn sie war in einer Schlinge gefesselt, die nicht mehr zu lösen war. Und wenn sie sich nun ehrlich die Frage stellte, ob sie ihre Verlobung lösen wolle, so mußte sie nein sagen, denn es schien ihr unmöglich, diese kleinlichen Verhältnisse zu ertragen, jeden Luxus zu entbehren und um das tägliche Brot zu arbeiten. „Der Mann liebt immer heftiger, pflegte Mr. Steffens zu sagen, so ist es auch uns ergangen," räsonnierte sie weiter, „seine Liebe hat mich besiegt und zum Teil die meinige erweckt. Auf Torsten aber verzichte ich nie," so dachte sie weiter, „soll man nicht ebenso treu sein in der Freundschaft wie in der Liebe, soll ich heut vergessen, was mir gestern teuer war? Dies zu erzwingen, wäre ein Machtspruch, der ohne Gerechtigkeit ist, Torsten würde dies nicht von seiner Braut fordern und ich werde mich nicht darin fügen."

So drehten sich ihre Gedanken immer wieder um den Jugendfreund und Mr. Steffens Verbot hatte nur soviel erreicht, daß sie sich dieses Gedenken vorwarf, was sie nie vorher gethan. Signe hatte wahr gesprochen, ihr unbewußt nahm der Vetter immer einen Platz für sich in ihrem Herzen ein, den er eingenommen, so lange sie denken konnte, und daher hatte sie nicht mehr an ihn gedacht, wie an ein Kleinod, daß man in einem sicheren Schrank eingeschlossen hat, nun man es ihr rauben wollte, fing sie an über den Besitz zu grübeln. „Man soll den schlafenden Bären nicht wecken," sagt ein altes Sprichwort.

Am folgenden Tage kam Mr. Steffens früher als gewöhnlich. Er brachte ein prachtvolles Rosenbouquet, obgleich es mitten im Winter war. Signe verhielt sich zuerst etwas zurückhaltend, als sie aber die schönen Blumen gewahrte, lächelte sie vergnügt und fing an dieselben in eine Vase zu ordnen; er stand dabei und küßte ihr zärtlich die Hände, die sie zuerst zurückzog, nach einer Weile jedoch befanden beide sich wieder auf dem alten Fuß und der gestrige Tag schien vergessen.

„Meine süße Braut," sagte Mr. Steffens bald darauf, „ich habe heute Briefe aus Paris bekommen, die unsere Hochzeit um vierzehn Tage beschleunigen. Mein Kompagnon kommt dorthin und wünscht mich zu sprechen, wir müssen deshalb sobald als möglich abreisen, denn ich habe meine Ferienzeit gehabt, nun will er die seinige genießen."

„Seid Ihr von einander so abhängig?"

„Ja, leider," antwortete Mr. Steffens und schlug mit der Reitgerte durch die Luft, daß es sauste. „Willst Du einen Spazierritt machen, Signe, so zieh Dich schnell an."

„Ich muß zuerst mit Mama der Hochzeit wegen sprechen," sagte Signe zitternd.

„Das kann ich thun, während Du Toilette machst, aber beeile Dich, sonst kommt vielleicht Schnee, jetzt ist es noch ganz warm."

Es war keine Zeit mehr zu Bedenken und um Einwendungen zu machen, halb freiwillig, halb durch die Umstände gezwungen, ging Signe vorwärts auf der einmal betretenen Bahn; als sie in ihrem Reitkostüm zurückkam, war alles mit der Mutter abgemacht, am nächsten Sonntag sollte das erste kirchliche Aufgebot stattfinden, vierzehn Tage darauf die Hochzeit.

Von nun an befand sich Signe wie in einem Traum, denn der Bräutigam ließ sie gar nicht mehr zur Ruhe kommen, er fühlte sich nicht sicher, ehe das schöne Mädchen unwiderruflich die Seine war.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Kinderlachen.

Er grübelt tief,
Die bleiche Stirn gesenkt,
Die Denkerstirn.
Da bringt ein Kinderlachen
Zu ihm herauf,
Das klang wie Maiengruß,
So hell, so frisch;
Er schaut empor, er lauscht —
Durch seine Seele zieht's
Wie halbes Träumen
Von Märchenklängen, Blumen, Lenzeswonnen,
Und um die Lippen spielt ein ernstes Lächeln.
Wie wohl das that —
Dies Kinderlachen!

Die Jahre gehn —
Vor einer Jungfrau steht
Der ernste Mann —
Ihm lodert eine Flamme
Im Angesicht:
Die stieg vom Herzen auf,
So heiß, so wild — —
Sie senkt den Blick, sie lauscht.
Durch ihre Seele zieht's
Wie fernes Ahnen —
Dann schaut sie auf, sie schüttelt leicht das Köpfchen
Und lacht dazu — sie hat ihn nicht verstanden.
Wie weh das that —
Dies Kinderlachen!

Anna Hinckeldeyn.

Zwei deutsame Geschichten.

Von **Georg A. Albert.**

I.

Die Brille.

Als ich noch war wie die anderen, ebenso anspruchsvoll, mit einem ebenso „gesunden Egoismus“ begabt, da fiel es mir nicht auf, daß die Menschen in all ihrem Thun und Lassen mit meinem Wünschen und Wollen so ganz in Übereinstimmung sich befanden. Mir schien es natürlich, daß die Begierde ihre Befriedigung suchte. Verlangt doch der Durst unabwendlich nach einem erfrischenden Trunke, der Hunger nach Sättigung. Und ich war immer durstig und hungrig. Sei es nun der Hunger nach Liebe, Ehre, Ruhm, Schmeichelei und Lob zur Fütterung der Eigenliebe, sei es der Durst nach Rache für Beleidigung und Nichtachtung — genug, überall und in tausenderlei Gestalt lebte beides in mir, wie in den anderen. Also mußte es so sein. Schließlich aber kam eine Zeit, wo die ewige Befriedigung meiner Wünsche mir eine Last war, wo man meinen „gesunden Egoismus“ nicht immer gelten lassen wollte. Das war dort, wo er den anderen unbequem und hinderlich wurde. Das erbitterte mich. Ich philosophierte. Kein Wunder, wenn ich ein Menschenfeind wurde. Aber die Klärung war mir dienlich. Sie vollzog sich in mir mit der Notwendigkeit des Naturgesetzes — dem Wechsel aller Dinge.

Eines Tages stand ich dem Spiegel gegenüber und fand, trotz meiner vorzüglichen Augen, eine Brille auf meiner Nase. Wie mochte diese wohl dorthin gekommen sein? Ich sann darüber nach. Aufmerksam betrachtete ich mich im Widerschein. Das war ein ganz stattliches Instrument da auf meinem Gesichtsvorsprung! Zwei große runde Gläser wölbten sich vor meiner Iris, so groß, daß ich, wie ich probierte, nur in den seltensten Fällen und mit Anstrengung über ihre Einfassung hinauszublicken vermochte. Und merkwürdig! Sobald mir dieser freie Ausblick gelang, sah ich mir durch die Augen hindurch bis tief in die Brust, auf das Herz hinab. Das ermöglichte nur ein Augenblick, aber er genügte, mir zu meinem geheimen Schrecken mein ganzes Innere zu zeigen, nicht, wie ich es durch die Brille sah, sondern wie es in der That war. Ich war nicht wenig betreten. Das, was sich meiner gespannten Beobachtung bot, war mir keineswegs angenehm: Ich sah in mir das Räderwerk und die ureigentliche Triebfeder zu jedem Gedanken, jedem Gefühle, jedem Wunsche und jeder vorbereiteten Handlung. Und jede dieser Regungen ging von mir aus, sollte nur mir zu gute kommen, nie, oder nur zum kleinsten Teile, meinen Mitmenschen, und kam stets zu mir zurück. Mein Ich war die Angel, um die sich alles drehte. Entsetzlich! Nirgends sah ich in mir Selbstlosigkeit, alles geschah durch mein Ich, für mein Ich. Mein vergangenes Leben stieg vor mir auf. Und wie sich meine Gedanken um die Begebnisse rankten, Wunsch und Handlung prüfend, da wußte ich, daß das natürliche Licht meiner Augen bisher stets getrübt war, daß ich immer durch die Gläser jener Brille geschaut hatte, die ich erst jetzt davor bemerkte. Lange sah ich in mich hinein: Die Liebe sollte, trotz meiner Fehler, in meiner Person das Vollkommenste, das Heiligste sehen, die Achtung der Menschen meinen Verdiensten durch Schmeichelei und Lob Tribut zahlen, eine einfache Handlung der Barmherzigkeit wollte ich durch Hingabe und Dankbarkeit aufgewogen wissen — kurz, ich sah, daß ich nichts dachte, fühlte und that, was nicht zu meinem Vorteile ausfallen sollte. Ich verlangte die schrankenloseste Aufopferung für mich, und war selbst zu geben nur zögernd und bedächtig rechnend bereit. Und so wie ich die Dankbarkeit für eine natürlich menschliche That, die den Namen eines Opfers nicht verdient, in überschwenglicher Weise forderte, übte ich selbst die Undankbarkeit, sie vor mir selbst stets entschuldigend.

Und einen schwarzen Fleck fand ich in mir, einen unheimlichen Schatten in Form einer gekrümmten Gestalt, einen Dämon mit einer giftigen, spielenden, beweglichen Zunge im Munde, wie die der Schlange. Er verneigte sich höhnend und spöttisch lächelnd und legte eine Maske vor sein häßliches Antlitz, ein zweites gleißendes, geschminktes Gesicht, dessen Stirn die dunkle Aufschrift „Lüge und Heuchelei“ trug. Tief verletzt barg ich meine Augen hinter den schützenden Gläsern der Brille. Zu spät: Ich hatte zu viel von mir selbst gesehen. Die verschleiernde Selbsttäuschung war dahin. Die

Brille versagte den Dienst, ihre Kraft war gebrochen. In dem Schmerze über mich selbst, in meiner niederschmetternden Selbstverachtung zerbrach ich sie Stück für Stück. Jetzt lag mein Inneres für immer unverhüllt vor mir. War es die ungewohnte Schärfe des Lichtes, was meine freiblickenden Augen trübte — waren es Thränen? — Ich beweinte mich selbst.

Länger als ein Jahr mied ich die Menschen. Ich war nahe daran, ein wirklicher Pessimist zu werden. Die Geißel, mit der ich mich selbst züchtigte, wollte ich über die Fehler meiner Mitmenschen geschwungen wissen, so wie der Schmerz ein Trost ist, wenn wir auch andere leiden sehen. In der eigenen Schwäche verachtete ich die ganze Menschheit, in der Kraft dünkte ich mich ihr überlegen. Ich meinte, nur in der Verachtung läge die richtige Schätzung der Kreatur, der ich selbst zugehörte. Geburt, Dasein und Tod fand ich ebenso unvermeidlich wie unnütz. Generationen sah ich versinken und neu erstehen, ohne Endziel, ohne Bestimmung. An die Stelle der Weltordnung und des Weltgesetzes setzte ich den Zufall. Und wieder fand ich die Brille vor meinen Augen. Zu meinen Füßen aber wand sich ein Wurm im trockenen Sande, in dem heißen Bemühen, das harte Erdreich zu durchbohren. Zehnmal wohl schob ich ihn von seiner Stelle, und zehnmal strebte er mit letzter Kraft seinem Lebenselemente entgegen. Endlich lag er ermattet, verschmachtet still — wehrlos, ein Opfer meiner Laune, meiner Willkür. Vor mir aber stand ein Kind, die blauen süßen Augen groß, voll Schrecken und Furcht auf mich gerichtet. Scheu näherte es sich dem verendenden Tiere, nahm es zart und vorsichtig in seine kleine Hand und weinte leise. Wie das Schuldbewußtsein eines Mörders überkam es mich. Mit verzweifeltem Griffe riß ich die Brille von meinen Augen und floh. Mir nach folgten die vorwurfsvollen, mitleidigen Blicke des Kindes, das, rein und selbstlos, nur seinem Herzen gehorchte.

Und unter die Menschen ging ich und fand sie wie einst, da ich wie sie war. Ich predigte ihnen Entsagung, und sie schalten mich einen Narren und verlachten mich, ich sprach ihnen von Selbstlosigkeit, und sie klagten mich des Ehrgeizes an, besser zu sein als sie; auf ihre Fehler verwies ich sie, und sie mißhandelten mich. Da ertrug ich ihre Irrtümer, ihre Eigenliebe mit Lächeln, Schweigen und Vergebung, und sie hielten mich für weise. Ich aber fühlte, daß ich nur ein schwacher Mensch war wie sie, und daß der Irrtum und die Kurzsichtigkeit unser irdisches Los sei.

II.

Der Mantelträger.

Jeder Mensch, meine ich, kommt mit einer gewissen Selbständigkeit auf die Welt, mit einem eigenen Ich, das ihn gestaltend beeinflußt, ihm Auffassung, Willen, Geschmack und Handlung vorschreibt. Das ist sein angeborenes Wesen oder seine Eigentümlichkeit im besonderen. Erst die Gesellschaft, zu deren Mitglied ihn die gleichen Lebensbedingungen pressen, verallgemeinert ihn. Sie zwingt ihn, ihrer Auffassung, ihrem Willen, ihrem Geschmack und ihren Handlungen zu huldigen, wenn nicht in der Wahrheit, so doch im Schein, wenn nicht freiwillig, so mit Gewalt. Eifersüchtig wacht sie über ihre Macht, und jede Besonderheit ist ihr verhaßt. So bleibt einem ursprünglich stark veranlagten Ich kein anderer Weg, als sich unterzuordnen oder im Ansturm gegen ein Heer von Wespen zu Grunde zu gehen.

Wer lebt nicht gern? Niemand wird dem Gebote der Klugheit Mißfallen zollen, besonders wenn es sich um die wichtige Frage des Daseins handelt. Das unbedingte Vernunftgesetz bemeistert uns. Mir schien nichts entsetzlicher, als das Nichtsein. Nichtsein aber ist die Entbehrung alles dessen, was uns das Leben angenehm macht. Und mich lockte das Dasein so golden, so verheißungsvoll! Aber ich verfehlte den breiten Weg, den die Menge ging. Meine Besonderheit suchte in stolzer Unabhängigkeit die entlegenen Pfade. Zwar blühten dort Blumen, deren Duft die Menge nicht schätzte, deren Schönheit sie nicht begriff, aber sie wuchsen spärlich, und mit Neid blickte ich auf die üppigen Sträuße der anderen, wie sie im Genusse schwelgten und die vollen Becher bis zur Neige auskosteten. Fester zog ich meinen Mantel um mich, unwillig wandte ich mich ab. Da war mir's, als wiesen höhnend tausend Finger auf mich und ebenso viele Stimmen riefen: „Narr!“ Um meinen Mund aber spielte ein verachtungsvolles Lächeln. Die Blumen meines einsamen Weges drückte ich an meine Lippen, an mein bebendes Herz. „In der Entbehrung erst seid ihr süß!“ rief ich mit den Schmerzen des Märtyrers.

Und wie mich der Schlaf floh, und ich mich auf ruhelosem Lager wälzte in ungestillter Sehnsucht, während ich die anderen in ihrer Thorheit und Niedrigkeit gesättigt wußte, machten sich Geist und Herz mählich mit ihrem Wesen vertraut. Und ich lächelte spöttisch, als ich ihrer Beschimpfung gedachte, und bannte diesen Zug in Antlitz und Seele, um ihn als Waffe auszuspielen gegen sie, die sich für weise hielten. So wurden sie meine Feinde. Sie bestritten mir das Recht des Daseins. Sie rissen die Blumen, sie stießen den Becher aus meiner Hand. Während mich früher die Nichtachtung traf, vergiftete mich jetzt die Verleumdung. Hochauf schäumte mein Blut in ohnmächtigem Zorn. Doch bezwang ich mich.

Wäre ich ein Heros gewesen, ohne jene bessere Einsicht, welche die Vorsicht bedeutet — nur über meiner Leiche hätte die Gewalt ihre Fahne aufgepflanzt. So aber war ich nicht einmal zum Märtyrer geboren. Ich wurzelte zu fest an der Welt, als daß ich ihr hätte entsagen können. Wohl gedachte ich jenes Opfers der ewigen Wahrheit, das unter Folterqualen sein: „Und sie bewegt sich doch!“ rief, und die Begeisterung glühte in mir, ihm gleich zu thun. Doch fehlte mir der Mut zum Leiden. Und jenes Gottessohnes gedachte ich, der unter Schmach und Backenstreichen Vergebung lächelte, und ich fühlte meine Schwäche und Sterblichkeit. Aber wie der Adler sich kühn zum Lichte aufschwingt und sich frei wähnt — die tödliche Kugel des Schützen erreicht ihn doch. So preßte die Not des Lebens meinen Willen langsam, aber stetig hinab zur Allgemeinheit. Mein aufrecht getragenes Haupt neigte sich. Der Mund, den einst Verachtung und Spott herbe umspielten, lächelte süß und verbindlich, meine Rede, rauh und selbstbewußt, wurde glatt. Für niemand hatte ich Vorwurf, für alle Beifall. Und meinen Mantel, welcher der Menge ein Ärgernis war, weil er ihr zu lang dünkte, kürzte ich und lernte ihn tragen nach ihrem Geschmack und Wohlgefallen, bald rechts, bald links, je nach der Witterung und dem Winde. Und alle meine ehemaligen Feinde nannten mich „vernünftig“ und klatschten mir Beifall. Der Besitz suchte mich auf, und die Armut wich. Ich lag am Busen des Genusses und schwelgte wie sie, die mich einst „Narr“ hießen, da ich ihre Kost verachtete. Nur scheu und verstohlen blickte ich auf jene stillen Wege, die ich einst einsam gewandelt, auf jene Blumen, die keusch und schweigsam zu

mir herüberleuchteten. Und mein Herz zitterte leise in schwacher Sehnsucht, Trauer und Reue — ein Vögelchen, das der Frost schüttelt. „Fände ich euch hier unter der wuchernden Fülle eurer minder würdigen Schwestern," flüsterte ich — „ich wäre glücklich! Aber ihr blüht nicht unter dem Mißwuchs, und nur die Entsagung und der Edelmut können euch verdienen."

Und ich suchte Ersatz durch die Liebe, die das Gemeine veredelt, von heimlich beglückter Hoffnung getragen, in ihren Armen das sein zu dürfen, was die Welt mir verwehrte: ein eigenes Ich. Umsonst. Auch sie suchte den Schein und die schmeichelnde Täuschung, denn sie meinte nur dadurch und darin leben zu können. Auch ihr trug ich den Mantel nicht immer recht, das Haupt zu aufrecht. Und so entsagte ich abermals um des Friedens willen. — Da wurde ich Vater. Den ungebändigten Trotz der Jugend sah ich wachsen und wiedergeboren in meinem zweiten Ich. Und die Vaterliebe zitterte um das Dasein und den Seelenfrieden des Kindes und um seine Schmerzen. Sie pries ihm unaufhörlich die Süße des Scheins und die Bitterkeit der Wahrheit — und nannte es „vernünftig". Aber meine Rede stockte. Mit verborgener Scham und Angst sprach ich zu ihm und rückte meinen Mantel, auf den die Augen meines Kindes ernst — tiefernst gerichtet waren. — Und es ward wie ich. — — —

Mein Haupt ist weiß und mein Herz erstorben. Ich blicke in die Leere. — Die Sonne versinkt glühend am Horizonte. Da schlägt eine reine, begeisterte Stimme an mein Ohr — mein Herz erwacht. Es ist die Stimme meines Kindes. Es verkündet die Wahrheit. Die Menge aber antwortet mit Hohngelächter und wütendem Gebrüll. Steine sausen durch die Luft — und schwer getroffen sinkt es nieder auf die Blumen, auf den Weg, den ich selbst einst gewandelt und geliebt. — — —

Der Freundschaft Traum.

Von **Otto Bredrow**.

O redet mir von Freundschaft nicht
Und nicht von Freundestreue! —
Ich denk' an manchen schönen Traum
Zurück voll bitt'rer Reue.

Genossen hab' ich manches Mal
Der Freundschaft reine Wonnen;
Voll heit'rer Ruhe schöpft' ich oft
Aus ihrem reinen Bronnen.

Wohl weiß ich: Freundschaft kann das Herz
Des Mannes reich beglücken,
In höh're Welten seinen Geist
Durch Zauberkraft entrücken.

Doch hab' im eignen Busen ich
Die Marter auch empfunden,
Wie Freundschaft bitter kränken kann
Und tief das Herz verwunden.

Wie schwer errungenes Verdienst
Sie scheelen Auges neidet
Und an des Freundes Mißgeschick
In Heimlichkeit sich weidet;

Wie um ein freies, wahres Wort
Sie finster grollt im stillen,
Wie schmählichen Verrat sie übt
Um eines Weibes willen! —

O redet mir von Freundschaft nicht
Und nicht von Freundestreue! —
Ich denk' an manchen schönen Traum
Zurück voll bitt'rer Reue.

Etwas über die Oper.

Von **M. Leland**.

„Gehen Sie heute in die Oper?"

„Nein, ich ziehe vor, den heutigen Abend für mich zu behalten."

„Aber man giebt den Fliegenden Holländer!"

„Trotzdem."

„Sie Barbar!"

So sagte die schöne Frau zu mir. Ich ging still nach Haus und überlegte ihre Meinung.

Sie schwärmt für Musik, kommt stets entzückt aus der Oper zurück und ruft: „Es war entzückend! himmlisch!" Wo ein junges musikalisches Talent auftaucht, ladet sie es in ihre Salons und läßt ihm ihren Schutz angedeihen.

Vielleicht ist ihre Meinung eine parteiische; denn ich gehöre nicht zu den musikalischen Genies.

Wie denkt die Gesellschaft?

Dicht vor meiner Thür treffe ich einen Bekannten.

„Wohin so eilig?"

„Du, ich habe keine Zeit, ich muß in die Oper."

„So — mußt Du?"

„Ja, der Fliegende Holländer ist heute."

„Hast Du gestern das neue Stück von Moß gesehen?"

„Nein — ich hatte keine Zeit. Adieu, kommst Du nicht mit?"

„Nein."

„Was hast Du vor?"

„Nichts; ich will für mich sein."

„Du Sonderling!"

Damit eilt er weiter.

Dieser ist nicht wie die Baronin; weder von besonderer Begabung für die Musik, noch ein Liebhaber von Beruf. Er geht wohl, weil sie alle nach der Oper laufen, oder — halt, da liegt der Haken.

Gedankenvoll steige ich meine Treppe hinauf. Es ist Sonnabend. Auf dem ersten Absatz steht das Mädchen und reinigt die Stufen. Dabei trällert es ein Lied.

„O, kommen Sie schon nach Haus?! Ich dachte, Sie gingen heut ins Theater — ich habe Ihre Stube eben aufgewischt."

Ich mußte lächeln. Also auch die!

„Es soll doch heut so was besonders Schönes sein. O, ich bin auch mal drin gewesen und weiß noch ganz gut, wie das war. Wie sie da beide stehen und sich ansingen."

(Hier muß ich bemerken, daß wir uns in der Stadt der Musen befanden, wo selbst das Dienstpersonal klassisch angehaucht ist.)

Trotz der nassen Stube und der Gefahr, mir einen Schnupfen zu holen, setzte ich mich an meinen Schreibtisch und dachte nach. Ein Schnupfen wäre ja noch nicht das Schlimmste für mich — da ich kein Sänger bin.

Drei Menschen aus verschiedenen Kreisen, von verschiedener Bildung, und alle drei waren sie einig in ihrem Urteil, daß ich ein Sonderling sei, weil ich eine Stunde der

Sammlung, vielleicht auch ein gutes Buch — kurzum, daß ich der Oper etwas vorziehen könnte.

Ja, Musik! — wer sollte deinem Zauber gegenüber kalt bleiben? Der göttlichen Kraft dieser Kunst, die die Mauern von Theben sinken machte und das Meer und die Unterwelt bezwang, die von jeher alle Wesen unter ihr Scepter beugte und alle Herzen bewegte?

Die Musik ist das innigste Band, das eine Menschenmenge verbinden kann; sei's der Chorgesang in der Kirche, oder ein lustiges Studentenlied, oder eine Oper von der Bühne herab. Ob sie in Andacht erhebt oder in Freude hinreißt, sie schlingt ein magisches Band um die Herzen der Menschen, jung oder alt, gebildet oder nicht gebildet. Darin liegt ihre Popularität. Die Musik setzt keine Bedingung voraus, um zu wirken. Vor dem schönsten Marmorbilde kann man plaudern — oder gähnen, wenn man in angenehmer Gesellschaft oder nicht in Stimmung ist. An einem Tizian kann man unberührt vorübergehen, die schönsten Gedichte können aufgeschlagen vor mir liegen — und meine Augen starren über sie hin.

Bei all diesen Künsten muß ich den Willen haben, ihre Schönheit zu empfinden — ihr Eindruck hängt von meiner Stimmung und von meiner Beschaffenheit ab.

Anders die Musik. Wenn sie an unser Ohr klingt, gleichviel unter welchen Umständen, ruft sie unmittelbar eine Empfindung in uns wach. Darin ist sie der menschlichen Schönheit zu vergleichen.

Ein Trauermarsch bringt in die fröhlichste Gesellschaft Verstummen; ein Te Deum ergreift Millionen Herzen eines Volkes; jedem Trauernden wird ein trostreicher Gesang Thränen der Wehmut entlocken; jedem Jubelnden wird das Herz aufgehen bei einem: „Seid umschlungen, Millionen!" Die Braut braucht Musik an ihrem Hochzeitstage — und ohne Gesang wird kein Sarg in die Gruft gesenkt: denn was kein Wort aussprechen kann, das kann sie!

Das waren meine ersten Gedanken über die Musik. Und in diesen Gedanken liegt schon die Erklärung, nach der ich suchte.

Die Musik verlangt von uns weiter nichts, als daß wir da sind. Ihr Reich ist das der Gefühle. Hier ist sie alles. Hier schleicht sie dem Herzen nach bis in seine geheimsten Regungen, hier rührt sie, entzückt sie — begeistert sie. Aber wofür sind wir eigentlich begeistert? Weshalb gerührt? Warum entzückt? — Der vielleicht wegen seines neuen Ordens; die wegen ihres Geliebten — der Dichter um sein Werk. Das geht die Musik nichts an. Sie macht Empfindungen rege, und diese Empfindungen haben alle gleich, aber die Vorstellungen, denen man sich dabei hingeben kann, sind ganz unabhängig von der Musik.

Darum hat sie keinen moralischen Einfluß — nur einen sinnlichen. Keine Gedanken — nur Gefühle. Der Musiker, der Komponist mag bei der Musik etwas denken, Noten, Töne, sich über geschickte Griffe freuen, über ungeschickte ärgern; das denkt er; die Musik selbst empfindet er nur. Die Gedanken bleiben bei den schönsten Tönen unbeschäftigt, man denkt sich höchstens etwas dabei. Und damit das Publikum ungefähr dasselbe denke, leiht der Musiker in der Oper seinen Tönen Worte. Daher ist es nicht auf Konto der Musik zu schreiben, wenn man geistig beschäftigt ist, sondern es ist das Verdienst des Libretto-Dichters, das denn leider Gottes oft klein genug ist.

Ich für mein Teil wäre gar nicht dagegen, daß man die Musik ganz ohne Worte betriebe. Laßt die Sängerinnen A, O und U singen — die Wirkung der Musik kann dadurch nicht abgeschwächt werden, und man spart sich die Täuschung, als müßte diese und jene schöne Partie gerade die Empfindung eines in den Krieg ziehenden Helden oder einer am Spinnrocken sitzenden Jungfrau sein.

Ein Musik-Drama ist meiner Ansicht nach eine Lüge, in der die Kunst sich und andere belügt.

Warum giebt es keine Opern, die in der modernen Gesellschaft spielen? Weil es uns lächerlich erscheinen würde, Herren im Frack und Damen in Balltoilette sich gegenseitig ansingen zu sehen.

Und weshalb finden wir es natürlich, daß dies alte Ritter und Burgfräulein thaten, unter den Trümmern eines versunkenen Schlosses oder in Feuersbrunst und Todesgefahr? Weil wir es gewohnt sind. Im Grunde genommen ist dies eben so närrisch wie jenes; aber nicht die Schuld der Musik, sondern des Publikums, das da meint, die Musik sei berechtigt, Gestalten zu schaffen, Vorgänge zu improvisieren, damit man sich etwas dabei denke. Ja, sogar in Konzerten giebt es gedruckte Programme, die man sich vor die Nase hält, um seinen Gefühlen die nötige Richtung zu weisen.

Das ist eine falsche Auffassung von der Musik. Hingeben soll man sich ihr, wie jeder Kunst. Und was sie dann aus uns macht, das ist ihre Sache. Man soll seinen Sinnen alle Gewalt über sich einräumen, wenn man Genuß bei der Musik haben will. Man soll seine Nerven im Wonnerausch erbeben fühlen, die schmeichelnden, prickelnden Töne und Melodien das Blut erhitzen lassen, von Seligkeit zu Schmerz alle Stufen der Gefühlsleiter durchlaufen: das ist ihr Reich. Das ist ihr Zweck.

Durch den Text tritt sie in Wettbewerb mit dem Schauspiel, und hier muß sie den kürzeren ziehen.

Das Wort sagt uns, was es meint und fordert ein Urteil heraus; daher bedarf es zur Wirkung der Poesie eines denkenden Objektes. Der Ton erregt die Sinne und überläßt jedem seine Gedanken. Danach kann man beurteilen, in welchem Maße ein Volk steigt mit der Vorliebe für Musik, wie man das täglich bei uns beobachten kann.

Die Musik ist eine göttliche Kunst, und ihrem Zauber, dem berückenden, entziehe ich mich nicht. Aber gerade darum enthalte ich mich ihrer, wenn ich nicht in Gefühlen schwelgen, sondern im Urteil erstarken will. Ich liebe sie, aber ich opfere ihr nicht meinen Kopf. Der bleibt ganz unbeteiligt und fährt um zehn Uhr fort zu arbeiten, wo er um sieben Uhr aufgehört hat.

Und ich behaupte, daß gerade diese Trägheit des Gehirns es ist, die die Häuser ausverkauft macht, wenn eine neue Oper gegeben wird — und der das große Defizit in der Kasse des Schauspiels zuzuschreiben ist.

In die Oper stürmt das Publikum, alle jungen Mädchen trällern daraus, alle Börsenjünglinge citieren sie, es giebt niemand in der ganzen Welt, der sie nicht kennt: — ausgenommen vielleicht einen Gelehrten. Denn die meisten lassen ihre Nerven lieber anregen wie ihre Köpfe; wenn nicht der Hang zum „Selbermitmachen" ebenso schwer in die Wage fiele, die zwischen Oper und Schauspiel schwankt.

Beim neuen Drama giebt es, sobald der erste Akt vorüber ist, Meinungsaustausch, Disputieren, die Geister erregen sich, und am nächsten Tag stehen in der Zeitung die verschiedensten Urteile. Hier handelt es sich eben um Gedanken, um ein: „Wie verstehst Du das?" Und wer keine Lust

zum Nachdenken hat, der geht gelangweilt nach Haus und lobt sich die Oper. Da kann er sich seinem Gemütstaumel in aller Ruhe überlassen. Da dringen Elend, Schmach, Entsetzen gemäßigt an sein Ohr und verklingen mit den Tönen der Musik.

Jungen Mädchen verbietet man, ein Stück zu sehen, das mit heiligem Ernst an der Unmoralität rüttelt, aber dem süßen Gesang, wenn in der Oper eine Verführung vor sich geht, den kosenden Sirenenstimmen, der fiebernden Leidenschaft in der Musik entzieht man sie nicht.

Und was denkt man weiter beim Hören einer liebesseligen Arie, als wie Erinnerung an eine süße Stunde, die man genossen hat, oder Verlangen auf eine künftige?

Die Musik beherrscht das Gefühl, und das Gefühl verlangt nach Musik.

Das ist die wahre Kunst des Volkes, deren Bedeutung ich wohl anerkenne, besonders im Hinblick auf die Einförmigkeit, Trostlosigkeit und Prosa des Lebens. Aber ihren ideellen Wert kann ich nicht dermaßen schätzen, daß man ihrer Herrschaft das Geistesleben eines Volkes unterordnen sollte. Würde ein Teil des Notengeldes für gute Bücher verwandt, stünde es im Kopfe mancher Achtzehnjährigen besser als heut. Und unter zehn musikalischen Abenden sollten lieber fünf für Litteratur benutzt werden. Aber es ist freilich viel bequemer und dankbarer, auf die Sinne der Gesellschaft zu wirken, als auf ihre Köpfe, und überdies immer gefährlich, Gedanken anzuregen, wenn man nicht weiß, welcher Ansicht der andere ist. Da würde manches Eigene zum Vorschein kommen, was im Salon besser hinter der Allgemeinheit verborgen bleibt. Man läuft Gefahr, gelangweilte Gesichter zu sehen oder streitende Gäste. Da öffnet man schnell das Piano, greift in die Tasten — und siehe da, „des Geistes Glutstrom ebbet nach und nach." Die holden Töne lösen jede Disharmonie in einem schwellenden Akkorde, und die ärgsten Feinde vereinen ihre Empfindungen in einem sanften Adagio.

Was fing doch Mephisto mit Faust an, als er ihn seinen Gedanken entreißen wollte? Er bestellte seine Elfen, die den Geist mit Melodien umgaukelten und seine Reue der Vergessenheit überlieferten.

Packe mich, Sturm!

Laue Luft, schmeichelnder West
Mir die Glieder erschlaffen läßt,
Löschet sanft der Seele Glut,
Küßt vom Auge die Thränenflut —
Fliehe die Ruh,
Den Rost am Stahl!
Der Höhe zu
Und nimmer zu Thal!

Packe mich, Sturm, mit der Fäuste Gewalt,
Löse die Schwingen vom schwächlichen Halt,
Schlag' auf den Stahl mit schmetterndem Stein,
Hülle in lodernde Flammen mich ein:
So sei's gewagt!
Die Welt versinkt,
Der Morgen tagt
Und Freiheit winkt!

Laß nicht ein Herz im Dunkeln vergehn,
Eh' es die leuchtende Sonne gesehn,
Daß nicht der Schaum im Pokale sich setzt,
Eh' er die schmachtenden Lippen genetzt —
Jetzt stockt das Blut
In dämmernder Haft;
Entfessle die Flut
Der Leidenschaft!

Agnes Harder.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

Besprochen von **Paul Remer.**

I.

Unter dem Titel **„Aus der Mansarde"** veröffentlicht Albert Möser eine fünfte Sammlung seiner Gedichte (Bremen 1893, Verlag von M. Heinsius Nachfolger).

Möser ist eine abgeschlossene, in sich fertige Persönlichkeit, die schon mehr der Litteraturgeschichte, der Vergangenheit angehört, als der lebendigen Gegenwart. Er ist aus jener Dichterschule hervorgegangen, die der antik gewordene, nachgoethische Goethe auf dem Gewissen hat, und deren bedeutendster Vertreter Platen war. Ein großes Formtalent, hat auch er verstanden, die widerstrebende deutsche Sprache den antiken Versmaßen gefügig zu machen; aber um welchen Preis! Die Gedanken und Gefühle haben dabei ihr rein deutsches Gepräge eingebüßt; der Inhalt ist ein Bastard, halb griechisch, halb deutsch, ohne rechte künstlerische Heimat. Mösers Dichtungen erinnern mit ihrer äußeren Vollendung und ihrer inneren Kälte an schneeig weiße Marmorstatuen. Zwar ist der Dichter bemüht, dem Marmor eine Seele zu geben, ihm menschliche Regungen, Schmerz und Thränen anzudichten, aber man glaubt dem toten Stein sein Leben selten. Die Thränen fließen aus leeren Augenhöhlen und sind auch wohl nur Regentropfen, die der Wind von den Bäumen geschüttelt hat; und diese oder jene Bewegung, die sich in den Gesichtszügen verriet, war gewiß eine Täuschung: es huschte nur der Schatten eines vom Luftzug bewegten Zweiges über das starre Antlitz. Der Dichter beklagt sich in einigen Versen über die Gleichgültigkeit der Menge gegenüber seiner Poesie; offen gestanden, mir erscheint diese Gleichgültigkeit berechtigt. Die Abkehr von der Antike ist ein Zeichen für das erstarkende Selbstbewußtsein deutschen Empfindens. Man muß aufrichtig bedauern, daß ein so reiches, schönes Talent wie Möser, im Griechentum für das Deutschtum verloren gegangen ist.

Neben dem sich neigenden Dichtergestirn eiu aufsteigendes: Die **„Lieder der Waldfrau"** von Heriberta von Poschinger (München 1893, Verlag von E. Albert und Komp.), bekunden eine starke lyrische Begabung, zu deren Zukunft man Vertrauen hegen darf. Wie schon der Verlag andeutet, steht Heriberta von Poschinger oder Heinz Offer der Münchener Dichterschule nahe, jener Vereinigung junger, gährender Geister, die kraftvoll nach einem Neuem ringen, die mutig den Irrtum nicht scheuen, da in ihm vielleicht die gesuchte Wahrheit schlummert. Von den Geschmacklosigkeiten, zu denen Neuerungsdrang die Jugend oft verführt, hält die Dichterin sich frei; sie flieht das Alte nicht, weil es das Alte ist, sondern nur, soweit es sich überlebt hat. Sie weiß, daß jede Neuerung immer mehr oder weniger eine Erneuerung ist, und schreckt nicht davor zurück, schon einmal Gedachtes

eigenartig wiederzudenken. In einfachen, sangbaren Weisen, die hier an Goethe und Heine, dort an das Volkslied anklingen, giebt sie ihre Empfindungen aus, Empfindungen, die ihrerseits in der Gefühlsrichtung Theodor Storms liegen. Moderne Klänge im engeren Wortsinn schlägt sie an nur mit jenen Gedichten, in denen sie für ihren Schmerz um den verlorenen Kinderglauben dichterischen Ausdruck sucht. Aus der reichen Fülle vollwertiger Poesien erwähne ich Gedichte wie „Charfreitag", „Mittsommer", „Seliger Tod", „Waldstation", „Wandlung" u. a. Möge der Dichterin Zukunft die Erfüllung dessen sein, was sie mit dieser Erstlingsgabe versprochen hat!

Aus der Tiefe des Lebens, wohin nur das Senkblei des Schmerzes reicht, sind heraufgeholt die Gedichte **„Schwarze Perlen"**, aus dem Nachlaß eines Heimgegangenen (Leipzig 1893, Verlag von Sigismund und Volkening).

Der heimgegangene Dichter hat vieles erlebt, vor allem innerlich; die schweren, seelischen Kämpfe, die ein Mensch von Herz und Gefühl in unserer verstandesnüchternen Zeit zu bestehen hat, um zu innerer Harmonie zu gelangen, er hat sie ehrlich gekämpft, aber er ist in allen unterlegen. Er hat es nicht verstanden, sein Herz mit dem Kopf, seinen Glauben mit der Vernunft, sein Ideal mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Ein tiefer Riß geht durch sein Wesen hindurch; Daseinsschmerz und Todessehnsucht beherrschen sein Dichten. Nur selten bricht durch das graue Wolken-Einerlei ein verirrter Sonnenstrahl, des Dichters düstere Welt zu erhellen, und auch dann erfüllt das flüchtige Licht nur den Zweck, uns nachher diese Welt nur noch trostloser und noch lichtleerer erscheinen zu lassen. Der Dichter steht nicht über seinem Schmerz, er steht in ihm, und das macht seine Weltschmerz-Poesien, obgleich sie innerlich erlebt sind, dichterisch unreif. Das ist ein ewiges Jammern und Klagen und Anklagen; der Schmerz bleibt allzu persönlich. Nirgendwo steigt der Dichter zur freien Höhe des Humors empor, von wo aus er die lächerliche Kleinheit seines Leides im Vergleich zur Leidenssumme aller zu erkennen und über den Gegensatz zu lachen vermag. Er hat wohl diesen Mangel an künstlerischer Objektivität sich selbst gegenüber gefühlt, da er für die äußere Einkleidung strenggeregelte Versnoten wählte; vielleicht wollte er so wenigstens in der Form sich zu einer gewissen Selbstherrschaft zwingen.

Einem frommen Gemüt entsprossen sind die **Heideblüten**, Gedichte von Adele Gründler (Halle 1892, Verlag von Eugen Striem).

Und zwar ist der Mutterboden, in dem die „Heideblüten" wurzeln, die weibliche Frömmigkeit im Gegensatz zur männlichen, für welche religiöse Dichter wie Gerok, Sturm und besonders Fr. von Sallet zeugen. Der Mann verehrt seinen Gott ruhig und ernst als das große Unerforschliche; das Weib schmiegt sich zitternd, flehend, verlangend in die Arme Gottes als in die der Liebe. Der Gott des Weibes wohnt allein im Herzen, am Gott des Mannes haben auch Vernunft und Philosophie ihren Anteil. „Gott ist die Liebe", das ist das Thema, das Adele Gründler fast in all ihren Gedichten erläutert, mag sie nun die epische Form der Legende und Parabel oder die lyrische Einkleidung des Gebets wählen. Ich mache auf das Gedicht „Mein Heiland" aufmerksam, welches das religiöse Empfinden des Weibes am deutlichsten wiederspiegelt. Dieser weibliche Grundzug der religiösen Poesien Adele Gründlers giebt ihnen Eigenart und Selbständigkeit, selbst Dichtungen von Sallet und Gerok gegenüber. Auch in den weltlichen Gedichten, die den Beschluß des Buches bilden, offenbart sich ein schönes Können. Ich habe am ganzen Bande eigentlich nichts weiter zu tadeln als den verbrauchten Titel „Heideblüten", der außerdem auch gar nicht für den Inhalt bezeichnend ist.

Die vorjährige Jubiläumsfeier der Entdeckung Amerikas hat den Anlaß gegeben zu einer Dichtung für musikalische Komposition **„Colombo"** von P. Graffunder (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich).

In einzelnen Cyklen, die sich ihrerseits wieder aus einzelnen Liedern und Chorgesängen zusammensetzen, schildert der Dichter die Fahrt des Kolumbus und seiner Mannen nach dem neuen Weltteil. Mit poetischem Feingefühl sieht er von der Schilderung von Äußerlichkeiten ab; er beschränkt sich auf die Wiedergabe der verschiedenen Stimmungen, welche die Seefahrer auf ihrer Reise bewegen. Der erste Abschnitt ist dem Weh des Abschieds von der Heimat gewidnet, der zweite giebt die Empfindungen während eines Sturmes wieder, der dritte versetzt in den Heimats- und Liebestraum des schlafenden Steuermanns, der vierte schildert die durch kurzsichtige Ungeduld hervorgerufene Meuterei, und endlich der letzte Cyklus klingt jubelnd aus in das Triumphgeschrei: „Land, Land!" Die kleine Dichtung zeichnet sich durch kräftige Steigerung in der Empfindung aus, und im Bunde mit der Musik kann sie sehr wohl hübsche Wirkungen erzielen. An einigen Stellen erscheint sie mir allzu sehr mit Gedanken belastet, tritt sie aus der reinen Stimmung heraus und bietet so nicht mehr die notwendige Lücke, welche die schöpferische Musik als nicht bloß begleitende und erläuternde, sondern auch als ergänzende Kunst für sich fordert. Die Form ist in geschickter Weise dem musikalischen Zwecke der Dichtung angepaßt.

Auf recht schwachen Versfüßen stehen die **Gedichte** von W. Maaß (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich).

Dem Inhalte nach kommen sie der Lyrik der Jüngstdeutschen nahe; die Muse des Herrn Maaß befleißigt sich einer möglichst „natürlichen" Ausdrucksweise. Leider nur ist unser Dichter ohne jedes Talent; sein Realismus wird als gemachte Burschikosität empfunden; nirgends leuchtet ein leidenschaftliches Empfinden auf, das den kräftigen Ausdruck rechtfertigen könnte. Selbstverständlich giebt die Muse des Herrn Maaß auch nichts auf ihr Äußeres; je unordentlicher, desto genialer! Wären die Verse nicht rein äußerlich für das Auge erkennbar, das Ohr würde sie nimmermehr als Verse erfassen. Mit kühner Hand hat der Dichter die rhythmischen Unterschiede zwischen Poesie und Prosa verwischt; seine Poesie ist Prosa, und zwar eine sehr holperige, unbeholfene Prosa. „Schönes Deutsch, wenn ich Dich reden könnte!" heißt es Seite 17 — das sind Worte treffender Selbstkritik, denen ich nichts mehr hinzuzufügen brauche.

Sinnsprüche.

Von **Edwin Bilharz.**

Es ist niemand so gut, wie er scheint und keiner so schlecht, wie man ihn macht.

*

Der Müßiggang ist die schwerste Arbeit.

*

Suche nicht die Mängel der Menschen auf, bevor Du ihre Vorzüge erkannt hast.

Der Mann macht die Gesetze, die Frau die Sitten, jene sind das Knochengerüst, diese die Weichteile am Körper der menschlichen Gesellschaft.

*

Wer zur rechten Zeit den Mund nicht halten kann, der kann auch zur rechten Zeit nicht sprechen.

*

Gott benützt die Menschen selbst als Bausteine, aber sie wissen nicht was er baut.

*

Durch fremden Schaden wird niemand klug, durch eignen nur — der Kluge.

*

Der Vater ist oftmals das Piedestal, von dem der Sohn — hinabfällt.

*

Dein Gebet sei stets ein Dankgebet, willst Du Gott aber um etwas bitten, so bitte ihn um ein reines Herz und gute Gedanken.

*

In Herzensangelegenheiten frage keinen Dritten um Rat, denn aus der harmlosen Linie zwischen zwei Punkten wird dann sofort ein Dreieck, und wo früher keine Ecke, sind jetzt plötzlich deren drei.

*

Nicht schlecht gelebt hat, wer unbemerkt geblieben.

*

Welche Ehen werden im Himmel geschlossen? Diejenigen, welche nach der Hochzeit aus den Wolken fallen.

*

Die fleißigste Mutter erzieht oft die faulste Tochter.

*

Es ist recht charakteristisch für die beiden Nationen, daß die Franzosen für „Halt“ kein französisches Wort haben und wir Deutsche für „Marsch“ kein deutsches, wir haben sie gegenseitig entlehnt von einander.

*

Ein braver Mann wendet die zweite Hälfte seines Lebens dazu an, die Thorheiten der ersten Hälfte wieder gut zu machen.

Vermischtes.

Unter dem Namen „Bienenkorb“ hat sich ein Verein gebildet, auf den ich unsere Leserinnen aufmerksam mache. Der Verein bezweckt neben der Pflege des häuslichen Kunstgewerbes die geschäftliche Verwertung kunstgewerblicher Arbeiten jeder Art, soweit sie durch Handarbeit hergestellt sind, einschließlich aller Erzeugnisse, welche dem Gebiet der weiblichen Handarbeit angehören, sofern sie, nach Ausführung und Entwurf, den an eine kunstgewerbliche Arbeit zu stellenden Anforderungen genügen. Dieses Ziel soll erreicht werden durch periodische Verkaufsbazare in Verbindung mit Lotterien, Beteiligung an Ausstellungen der Kunst und Industrie und durch den kommissionsweisen Verkauf in bestehenden Geschäften. Weitere Ziele des Vereins sind die preiswerte Beschaffung von Kunstmaterialien für die Mitglieder und die Anlegung einer Bibliothek mustergiltiger Zeitschriften und Vorlagen für kunstgewerbliche Arbeiten. Es ist ferner die Begründung einer Vorschußkasse für unbemittelte Mitglieder in Aussicht genommen.

Der Beitritt zum Verein steht Damen und Herren des In= und Auslandes frei; der Jahresbeitrag beträgt 4 Mk., der Sitz ist Berlin, doch können überall Zweigvereine („Schwärme“) gebildet werden.

Der Vorstand des Vereins besteht zur Zeit aus folgenden Personen: Frau Generalmajor Freifrau von Funck, Berlin W., Kurfürstenstr. 84, Vorsitzende — Frau Geh. Ober=Regierungsrat von Dehn=Rotfelser, Berlin, Lutherstr. 13, stellvertretende Vorsitzende — Frau Major Ziethen, Berlin, Lutherstr. 13. — Frl. M. von Reichenbach, Steglitz bei Berlin, Breitestr. 22. — Frl. M. von Winterfeld, Berlin, Lutherstr. 19a — Lieutenant a. D. Blankenstein, Berlin, Bremerstr. 1—12, Schriftführer. Jedes Mitglied des Vereins nimmt Beitrittserklärungen an und erteilt Auskunft.

Briefkasten.

H. H. aus Sachsen. Sehr gut gemeint, aber der Stil ist schlecht und der Stoff nur Ihnen wichtig, da Sie ihn erlebt haben. — Thr. C. Sch. in Sch. in H. Die Gedichte bezeugen reines Jugendfühlen, aber entbehren noch die Reife des Eigenwesens. — Frl. C. D. in B. Die letzte Sendung enthält nichts Eigenartiges. Alles Wiederhall von gelesenen Gedichten. Die Novelle kann ich nicht brauchen, da ich im Beiblatt nichts Erzählendes bringe. Besten Gruß. — Herrn O. D. in H. Die drei Gedichte sprechen für ein warmes Menschenherz, aber ihnen fehlt doch der Zauber ursprünglicher Eigenart. Vielleicht senden Sie gelegentlich anderes. — Herrn R. S. in W. 1.) Das eben leugne ich. Und zwar aus folgenden Gründen: Wo sind denn Spuren von „Gastraeaden“ vorhanden? Die hat Haeckel doch nur für seine Zwecke erfunden. Und die „Urwürmer“, die aus ihnen sich gebildet haben sollen, wo sind die? Haeckel nennt sie selber „unbekannt“ und „ausgestorben“ und dennoch rechnet er mit ihnen, als wären sie weder das eine noch das andere. Weiter: Man müßte doch annehmen, daß in der ältesten Schicht, die Tierreste enthält, nur niedrige Formen enthalten sein dürften. Aber die kambrische Schicht zeigt uns Gliedertiere, Trilobiten und daneben Brachiopoden. Von den Übergangsformen oder solchen, von denen die genannten abstammen könnten, sagt uns die Paläontologie nichts. Daß Sie noch an das Eozoon canadense glauben, beweist, wie zähe der Glauben auf diesem Gebiete ist. Dieses „Urtier“ ist überhaupt keine organische Bildung und ebenso ein Fabelwesen wie der berühmte Urschleim, Bathybius Haeckelii. Drittens: Der Archäopteryx aus dem Solenhofer Schiefer ist als Übergangsform gar nicht festzuhalten, seit den Untersuchungen von Dames (Berlin 1884). Es ist ein richtiger Vogel. 2.) Über das sogen. „biogenetische Grundgesetz“ Haeckels, das übrigens von Fritz Müller herstammt, kann ich Ihnen hier keine Abhandlung herschreiben. Ich halte es für eine Scheinhypothese, die ihre Geltung nur den Stimmungen der Zeit, d. h. der noch herrschenden Übermacht des Darwinismus verdankt. Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ wird in fünfzig Jahren einen bedeutenden Rang unter den Schöpfungen deutscher Phantasie einnehmen. — Herrn Dr. W. G. in H. Nein, auch jetzt „in diesen wirren Tagen“

kann ich der Beilage nicht „ein zum Teil politisches Gepräge" geben. Ich selbst gehöre keiner der bestehenden Gruppen an und bin nicht jung und nicht freigestellt genug, um mich in die Kämpfe des Tages einlassen zu können. Auch gehört all das schließlich nicht in ein Blatt wie die R.-Ztg. Die Beilage soll vor allem den Seelen dienen, soll die sittlichen Leitbilder des deutschen Volkes verteidigen und kämpfende Herzen aufrichten, stärken und trösten. Diesem Ziele strebe ich seit nun einem Jahrzehnte, und nicht ganz ohne Erfolg nach. Und ich glaube, daß gerade dieses Streben dem Beiblatte viele treue Freunde erworben hat. Übrigens herzlichen Dank für Ihr Wohlwollen, den ich auch Ihren Freunden zu übermitteln bitte. — Frl. M. D. in O. (Russisch Polen). Ich bedauere, aber ich bin Gegner jener Richtung, die heute eine Gruppe von Frauen und Mädchen der Mädchenbildung aufzwingen will. Aber nicht, wie Ihre Bemerkung andeutet, „aus Furcht vor der weiblichen Konkurrenz", sondern aus Ehrfurcht vor dem Anonymen des weiblichen Gemüts und aus Liebe zu meinem Volke. Ich bitte mich also als „rückständig" zu betrachten. — Herrn J. v. W. in N. A. Springer „Chr. Dahlmann" 1872 (?) in Leipzig. 2 Bde. Eine kurze, aber sehr geistreiche Kennzeichnung des Mannes giebt Treitschke in seinem „Hist. und polit. Aufsätze" (S. 359 — 444). 3 Aufl. 1867. Leipzig. — „Oberlehrer" (Postst. A. in Baiern). Eine solche kostbare Steinsammlung anzukaufen, bin ich außer stande. Leider kann ich Ihnen auch keinen Privatmann nachweisen, der sie erwerben möchte. — Hilda aus Pommern. Sie müssen noch sehr weltunerfahren sein. Woher sollte ich die Zeit nehmen, mich mit Ihnen in einen „Briefwechsel über Kunst, Religion und Herzensfragen (?)" einzulassen? „Es handle sich ja nur um 4—6 Seiten wöchentlich; das kann einem so federgewandten Manne doch keine Mühe machen." O, Unschuld — vom Lande! — Zwei Schwestern. Daß sich zwei Menschen zusammenthun, um ein Lustspiel oder eine Posse zu schreiben, ist ein häufiger Fall. Daß aber eine solche Genossenschaft Liebeslieder verfaßt, ist mir neu. Welche von Ihnen hat die Liebe und welche die Unbegabtheit beigesteuert? Es ist besser, wenn Sie das Geschäft auflösen, und jede für sich liebt und für sich dichtet. Für sich — aber, bitte, nicht für mich. — Frl. K. C. in M. Die erste Strophe Ihrer „Reiselust" lautet:

„Nun ist's so weit: ich setz' mir auf
Den lieben guten Reisefilz
Und suche in den grünen Bergen
Mir Blümelein und edle Pilz'! (!)"

Glückliche Reise und gesegnete Mahlzeit! — Frl. Johanna. Ihre „Hexameter" sind merkwürdig eigensinnig, denn kein einziger hat sechs Füße, alle entweder fünf oder sieben. Was Sie aber sagen wollen in „des Lebens Umkehr" ist mir vollkommen unverständlich. — Herrn Fr. S. in P. Zum 101 Male: Romane sind nur an O. Janke, Berlin SW. Anhaltstr. 11 zu senden; ich nehme keine an und lasse sie zurückgehen, weil ich nur solche selbst lese, die vom Prüfungsausschuß zur Annahme empfohlen werden. — Frau verw. Hauptm. F. in B. Sie werden sich unmittelbar an den Kaiser wenden müssen. Dem Kriegsministerium stehen dafür keine Mittel zur Verfügung. — Anemone. Besten Dank, aber wozu so überschwänglich? — Frl. Cl. B. in R. Wir Schriftsteller sind fast alle am nettesten in der Entfernung. Wenn man Zuneigung zu unseren Schriften faßt, so macht man sich vom Menschen ein geschmeicheltes Bild. Wenn also der genannte Dichter Ihnen, als Sie ihn selbst trafen, als „Schauerbock" erschien, so ist das etwas sehr Gewöhnliches. Wir sind alle in Wirklichkeit „Schauerböcke". Darum: Entfernung. Da machen wir uns oft thatsächlich recht nett. — Herrn W. P. in Tr. Einfach Dr. von Krafft-Ebing, Universitätsprofessor in Wien. — Alter Abonnent in Sp. Damals waren die Geschäfte der Leitung sehr mäßig, sie sind von Jahr zu Jahr gewachsen. Für Ihre lieben Worte herzlichen Dank. —

Anfrage.

Ein Mann gesetzten Alters, Buchbinder, in schriftlichen Arbeiten gewandt, gewissenhaft, wünscht eine Stelle als Hausverwalter oder sonst einen Vertrauensposten. Ich kenne ihn seit Jahren und kann für seine Anständigkeit bürgen. Kann ihn ein Berliner Leser unseres Blattes verwenden?

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.

2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.

3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.

4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.

5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.

6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 42.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 43.

In deutscher Hand.

Roman

von

Carl Postumus.

(Fortsetzung.)

Zweiter Band.

I.

„Das Weib denkt tief, der Mann denkt weit;
Ihm ist die Welt das Herz, ihr ist das Herz die Welt."

Ein Brief Dorte Michels an ihre Mutter.

Ende November 62.

Lewes Mutting.

Ja, mit das Schreiben geiht dat nich so gau (schnell). So ein bitschen Smutz, den ich hier ausgemistet, findet in unserem Dörp keinen Platz nich. Solch polnsche Wirtschaft! Heidenwirtschaft, sag ich. Denn ein Christenmensch kennt Seif un Wasser. Na, nich locker lassen, bis Fliegen, Smutz un Rauch meine Küche nich mehr verschimpfierten. Die swarzgelbe Person vor mir würd' sich nich zurechtfinden bei der Poprete!

Die Polen sind ganz anders als wir, un sprechen thun sie wie lauter Niesen, un rastern wie Kaffeemühlen. Ein bitschen kann ich auch schon.

Daß ich heut Zeit hab, kommt, weil unser Herr Baron heut Verlobung feiert mit einer Komtesse. Ein bitschen rasch ging die Geschichte, sie is eine Freundin von unserer. So ging's täglich hinüber oder herüber. Mir is sie man ein bitschen miserig, leicht as eine Dune, aber's eine swartze, un ein Paar Augen im Koppe, — na! Aber's sehr freundlich, un mit mir thut sie ganz gemein. Das is nichts als Glück un Liebe, was recht gut is. Aber's mein gnäd'ges Fräulein, — die Alte is kandidel, — will mich nich gefallen. — Haben da so einen fremden, dunklen Grafen im Hause, — wenn der kein Unheil anrichtet, na! Er heißt wie alle, — niesen und dann ki, doch bildsauber is er. Aber — der Baron denkt in der Wirtschaft; ja, Prostmahltid! — Beim Priester oder sonst wo! Das is kein Pastor, darf keine Frau haben, un trägt in der Kirche bunte Kleider; knixt un kniet, wozu Kinder singen un räuchern. Nachts segnet er die Mordwaffen für drüben vorm Altar. Na, ich sag Dir, das is nich schön, denn der möcht all unsere Leute in den Krieg schicken. Die Hespita hat's mir verraten, — ich soll's der Herrschaft nich sagen, thu's auch nich, denn was geht's uns an? — Geld un Waffen schicken sie. Man soll glauben, die vornehmen Leute beichten bei ihm. Solch Beichten möcht ich auch nich! Alles Schlechte, was sie denken un thun, müssen sie ihm ins Ohr sagen. Ich würd' mich schämen. Doch was geht's mich an!

Uns Grafen —ki trau ich auch nich, der schickt seine Briefe geheim fort, un nachts schleicht er in die Propstei. Sonst is's kein unebner Mensch nich, un Fräulein Ehrentraut; solch Lamm! Mir macht man kein X fürs U. Bald geht der Graf fort. Alle gehen über die Grenze un lassen sich abschlachten, was gut is, denn solch fremder Mann, der dem Priester alles erzählt, wär' nichs für unser engelgutes Fräulein.

Der Baron hat's mit der Hochzeit noch nich eilig. Das Nest soll erst austapeziert werden.

Mich geht's ganz gut un bleibe ich

Deine treue Tochter

Dorte Michel.

'S is zum Lachen, sie küssen hier den Herrschaften Hand un Fuß, — die Katzen! Vielleicht sag ich Baron Hans Heinrich doch, was ich weiß!

— — — — — — — — — — — —

Aus Ehrentrauts Aufzeichnungen.

Nein, gewiß, neidisch bin ich nicht! Den lieben beiden gönne ich den Glücksbecher, aus dem sie jetzt trinken. Erfüllte sich nicht mein Wunsch, als sie sich fanden? Sind sie nicht wie geschaffen, des Lebens Freuden gemeinsam zu genießen? Sie, meine liebe, kleine, warmherzige Wanda, und mein einziger Bruder?

Früher dachte ich es mir schwer, seine Liebe mit einer anderen zu teilen. Heute sehe ich, daß sein Herz mir nach wie vor gehört, daß seine Gefühle für seine liebliche Braut nur aus anderer Quelle geschöpft werden. Ich vermisse nichts, bin aber durch eine Schwester reicher geworden. Wir könnten uns, wenn einem Stamme entsprossen, nicht besser verstehen! Wie oft herrscht auch unter wirklichen Geschwistern, sobald jeder seine Interessen mit Selbstsucht vertritt, Zwietracht und Haß. Gottlob aber, daß sich kein fremdes Element zwischen Hans Heinrich und mich stellt. Meine Herzenswanda!

Ihre Liebe hat sie einander rasch zugeführt. Und welch ein Segen, beide beten zu einem Gott, sind Kinder desselben Vaterlandes, durften ihre Liebe glücklich und frei aussprechen.

„Wer liebt, der weiß, was er der Liebe schuldig ist.
Wer ihren Schmerz und ihre Wonne kennt,
Dem ist die fremde wie die eigne heilig."

Und das böse Kind wagt es scherzend, mit dem gütigsten aller Schicksale zu schmollen, weil — solch Kind — alles sich ohne Romantik fügte! Großer Gott, sich leichtsinnig nach Hindernissen zu sehnen; ein fragloses Glück gefährdet zu wünschen! Die kleine, selige Braut ahnt jener Seelenkämpfe Tiefe nicht, weiß nicht, welch Herzblut die Romantik oft fordert! Ich —

Nein, neidisch bin ich nicht! Gott schütze meiner Lieben sonnenbeleuchtetes Glück! Denn Schatten bleibt immer Schatten, und Zweifel wie Mißtrauen, — nein! — Nur wer vertrauen kann, ist auch des Vertrauens wert!

Welch harmonischen Akkord das Lachen unseres lieben Pärchens bildet! Graf Ridthal erzählte heute, wie Damski von 'ner polnischen Stunde berauscht nach Hause kommend, im ärgsten Winter vom schläfrigen Kutscher vors Schloß gefahren, und als der geglaubt habe, sein Herr sei ausgestiegen, mitsamt dem Schlitten in die Wagenremise gebracht sei, wo er seinen Rausch bis zum Morgen ausgeschlafen hätte. Wandas Vater freut sich immer solcher polnischer Charakterfehler. Er erzählt zwar mit Humor, Mlezki gegenüber war es aber nicht taktvoll, des Vetters Schwäche zu bespötteln. Wie glänzend Graf Wladislaw seine Stammesgenossen zu verteidigen und die unseren anzugreifen verstand. Und der Metkrug der alten Deutschen, wie Hans Schweinichens Großthaten ließen sich nicht leugnen. Die Neigung „Und tranken immer noch eins!" ist nicht allein polnisch, scheint mir.

Es war ein lustiges Redeturnier. Hans Heinrich rief: „Hi Welf, hi Waiblingen!" Tante Lottchen aber, des Geplänkels müde, forderte zum Musizieren auf.

Graf Mlezki spielt Chopin wunderbar. Dann scheinen alle Leidenschaften seines unglücklichen Volkes sich in ihm zu entfesseln. Dahin jagt es gleich Dämonen, um im nächsten Augenblicke blutenden Herzens und hoffnungslos von Grab zu Grab zu schleichen. Wenn er so verstörten Blickes in das Leere schaut, ist es mir, als ob in den Tönen Wahnsinn lauerte.

Welch anderes Empfinden, sobald wir unsere Meister vierhändig spielen. Heute sagte er mir: „Vom Vater Haydn abgesehen, solch Wiener Gemüt paßt nicht für mich, ringe ich mich mit Ihnen gern zum Lichte durch. Ihr Deutschen versteht es, dem wildesten Kampfe holden Frieden folgen zu lassen! Friede scheint überhaupt die Sie umgebende Atmosphäre zu sein, Baroneß Ehrentraut! Ja, ich glaube, Ihre Nähe allein heilt schon manche Wunden."

Wie wollte ich ihm wohlthun, besäße ich diese Wunderkraft! —

Ach! Jetzt verstehe ich, weshalb Severinka den Vetter ihres Mannes so auffallend mied! Zuerst fiel es freilich keinem auf. Man nannte es Zufall, wenn sie just an den Tagen kam, wo er fortgefahren war. Er, der bei seiner Rastlosigkeit immer unterwegs ist. Wenn Hans Heinrich diese Unruhe tadelte, tadelte, gerade weil er sein Freund ward, antwortete er mit seinem offenen Lächeln: „Was wollen Sie, Baron, das liegt mir im Blut, jetzt auch in der Luft! Wir Polen sind keine Schildkröten! Verlangen Sie von mir bei den Ereignissen da drüben Gleichgültigkeit? Anarchie verabscheue ich zwar, aber vor die Wahl gestellt, füge ich mich lieber einer polnischen Schreckensherrschaft als russischer Tyrannei! Wir ‚Weißen' müssen uns doch besprechen, wenn die ‚Roten' uns Terrain abgewinnen!"

Und fort war er. Kurz ehe Severinka vorfuhr. So berückend wie heute sah ich sie noch nie. Wie sie mit geröteten Wangen aus dem Schlitten sprang — sie lenkte ihre Pferde selbst — rief sie mir französisch zu: „Ehrentraut, bin ich froh! Nach dem Erfolge muß der Sieg sich an unsere Fahne heften! Und Anne und Ludovika durften das miterleben! O, zu helfen, den verhaßten Koloß zu zertrümmern!"

In sich überstürzenden Worten erzählte sie mir von der Ihrigen heldenhaften Waffenthat, jetzt könne Napoleon nicht mehr zögern, mit Waffengewalt einzugreifen. Dabei warf sie ihren mit blauem Fuchs gefütterten Sammetpelz nebst Barett an die Erde und zog mich in meine Stube.

„Beglückwünschen Sie mich nicht, Ehrentraut?" fragte sie heftig. Seit Jadwigas Rettung traten wir uns so nahe, daß wir uns beim Vornamen nennen.

Ich stand ihrer Erregung ziemlich kühl gegenüber, da der „schlesischen Zeitung" unparteiisches Urteil mich belehrt hatte, was über diese in die Welt posaunten Siege einzelner Insurgentenscharen zu denken sei. Trotz dieser letzten Kraftproben vor einem langen Todeskampfe wird die ersehnte französische Hilfe in Zukunft auch wohl nur im lauen Depeschenwechsel bestehen!

Sollte ich aber ihre Herzensfreude mit solchen Ansichten dämpfen? Glauben würde sie uns ja doch nie. So stotterte ich einige allgemeine Redensarten.

Sie ließ sich erschöpft in einen Stuhl fallen.

„Richtig! Du bist keine der Unseren!" seufzte sie und hinderte mich, Tante Lottchen zu holen.

„Nein, nein! Ich will mit Dir allein sprechen!"

Beklommen durch ihre fremde Art strich ich ihre kalte Hand, was sie wohl kaum wahrnahm, da ihre Augen fast angstvoll nach der Thür blickten.

„Niemand wird uns stören, Severinka, mein

Bruder ist bei seiner Braut, — Mlezki fuhr ebenfalls fort!"

Sie nickte düster mit dem Kopfe. „Ich weiß ja!" Dann starrte sie mich fast feindlich an. „Sprach er Dir von mir?"

Unbewußt mochte sie die polnische Anrede in das Deutsche übertragen. Ich sah sie betroffen an, schüttelte aber den Kopf.

„Wirklich? Du weißt nichts von unserer früheren Verlobung? Nicht, daß wir uns beim Erntefeste wiedersahen? Ah, ich beichtete meinem Manne unsere Leidenschaft und versprach, den Geliebten zu meiden!"

Sie stützte den Kopf in die Hand: „Fast geht's über meine Kraft!" murmelte sie.

Das also war es.

Nun faltete ich die Hände. Er liebt Severinka! Das klang mir wie Grabgeläute. Sie lieben sich! War ich von uns dreien nicht die Allerelendeste?

Da umfaßten ihre zitternden Arme mich; willenlos wie ein Kind schluchzte ich an ihrer Schulter. Ich war zum Bewußtsein meiner Liebe und meines furchtbaren Unglückes gekommen. Hoffnungslos! Des Wortes entsetzliche Tragweite lernte ich an dem Tage erkennen.

„Kämpf mit Dir, noch ist's Zeit, die Liebe aus Deinem Herzen zu reißen!" tröstete Severinka. Ich schüttelte den Kopf. Das war nicht mehr möglich. Jenes Gefühl, das von meinem Denken und Empfinden derart Besitz ergriffen hatte, mußte von ewiger Dauer sein. Ewig?

Bereit zu entsagen, wollte ich doch meine Liebe behalten. Es war ja nur zu natürlich, daß Wladislaw mich neben einer Frau wie Severinka übersah. In ein Nichts zurückzusinken ist nur bitter, und der Trost, daß er diesem Nichts doch einige Aufmerksamkeit schenkte, scheint mir ein herzlich geringer, obwohl — pfui, Ehrentraut! Er ist an Deiner Verblendung unschuldig, näherte sich Dir, ganz im Bann des hohen, herrlichen Weibes, unbefangen freundschaftlich, Du versengtest Dir nur bei dem Auffluge Deine armen Schwingen!

Wanda, Wanda, wie weh die Romantik thut!

— — — — — — — — — — — — —

In dem Ausdrucke: „Süßigkeit des Schmerzes" dachte ich früher, läge unlöslicher Widerspruch. Jetzt empfinde ich jene Wahrheit, aber auch, daß es Ahnungen giebt. Vorahnung kommenden Unglückes!

Heute beim Aufstehen ging ich wie immer, freilich müden Fußes, an das Fenster, um mich wieder an der glitzernden Pracht einer feenhaften Reiflandschaft zu erfreuen. Mein Herz sehnte sich nach dem erfrischenden Anblick. Doch mein Auge vermochte nicht zwei Fuß weit durch den Schneesturm draußen zu sehen. Wie eine bewegliche, weiße Wand trieben die dicht fallenden Flocken gegen die Scheiben; feine Sternchen rieselten selbst zwischen den Doppelfenstern hinunter, durch jedes Ritzchen drängten die festen Kristalle sich. Die weiß wirbelnde Dämmerung ringsum legte sich mir schwer auf die Seele und schuf mir das beklemmende Gefühl, als könne es nie mehr Tag werden. Und ich hätte mir nach langer, schlafloser Nacht an heller Wintersonne zum Tagewerk so gern neue Kraft getrunken.

Bis jetzt brauchte ich den Meinen nie etwas zu verheimlichen; aber mein Leid muß ich allein tragen; ich will nicht bemitleidet werden! —

„Du siehst übermacht aus, mein Liebling!"

Beim Frühstück entging meine Blässe Tante Lottchens scharfem Blicke nicht. Die Gute entsetzte sich förmlich, an mir „Migräne" zu erleben. Womit sonst konnte ich mein Aussehen entschuldigen? Anderen Menschen geht es vermutlich wie mir, und die vielgeschmähte Migräne ist nur eine Ausrede für Seelenstimmungen! Übrigens log ich nicht ganz, da mein Kopf sehr schmerzte.

„Aber Ehrentraut, wo in Czernice große Mittagsgesellschaft ist?"

Nach Hans Heinrichs Auffassung war mein heutiger Kopfschmerz eine Rücksichtslosigkeit gegen Ribthals.

„Schick rasch einen Boten hinüber für mich absagen zu lassen!" rief ich, und war bei der Aussicht, einen vollen Tag zum einsamen Grübeln zu haben, in mir recht froh.

„Bei dem Wetter? Wir werden genug zu thun haben mit vier Pferden durchzukommen! Mlezkis unerklärliches Ausbleiben macht der Mama schon bei der Tischordnung Konfusion!"

Er grollte förmlich in dem Gedanken, seiner Schwiegermutter, oder gar seinem „Wieselchen", seiner Wanda, eine kleine Ungelegenheit zu machen. Ich horchte auf. Wladislaw war fort? Vielleicht ohne Abschied verschwunden? Mir vergingen die Sinne und die Kaffeetasse entfiel klirrend meiner Hand.

So hilflos, gänzlich hilflos zu sein!

„Nein, mein Junge, Ehrentraut bleibt mir hübsch zu Hause! Ich wollte mir's Ausfahren bei dem Wetter auch schenken, aber da Du solchen Wert darauf legst, opfere ich mich schon. Auf Deine Gefahr hin, alter Freund!" entschied Tante Lottchen. Wie sorglos Hansens heiteres Lachen klang.

„Du bist ein tapferes Frauenzimmerchen, Tante! Na, durch müssen wir, und wenn ich einige Leiterwagen mit Hilfsmannschaften, um uns einen Weg durch die schlimmsten Schneewehen zu schaufeln, vorausschicken sollte! Dem Mlezki streiche ich seine Unzuverlässigkeit aber an!"

Mir that es weh, ihn selbst aus so befreundetem Munde angreifen zu hören. Aber wenn er auch Not und Gefahren entgegenging, konnte ich ihn doch nicht entschuldigen. Er hätte Hans Heinrich gegenüber aufrichtig sein, ihm sagen müssen, dann und dann gehe ich, mich gleich den anderen in den Kampf zu stürzen.

Und der Sturm umheulte unser Haus, als ob die Geister der Hölle es umtosten. Der Morgen verging rasch genug; bald war ich allein. Das viele Denken und Grübeln hatte mich ermüdet, so starrte ich teilnahmslos in das aufzüngelnde Kaminfeuer und spürte nichts wie müde Gleichgültigkeit gegen mich selbst.

* * *

So arglos wie in der ersten Zeit seines Weilens in Krzhowo war Hans Heinrich gegenüber den polnischen Umtrieben nicht mehr. Dafür sorgte schon sein Schwiegervater, der es sich angelegen sein ließ, ihm alle polnischen Eröffnungen gut übersetzt in die Hand zu drücken. Wallrode lernte hören und sehen und erkannte die Gefährlichkeit des landwirtschaftlichen Centralvereins für Posen, ebenso die geheimen Verbindungen der lernenden Jugend auf den polnischen Gymnasien als das, was sie waren: Aufreizungen gegen die bestehende Staatsgewalt. So lange seine Sympathien den Polen gehörten, hatte er auf Treu und Glauben angenommen, die revolutionäre Bewegung gälte nur der Befreiung von dem russischen Joche. Flugschriften wie die vom Propste Prusinowski, welcher behauptete: die Wiener Verträge sicherten den Polen im Verkehr mit den preußischen Staatsbehörden den Gebrauch der polnischen Sprache und der, gleich dem „Tygodnik katolicki“ (katholisches Wochenblatt) alle Zuwiderhandelnden als Entartete in die Acht erklärte, öffneten ihm die Augen. Zumal die Geistlichkeit den weltlichen Behörden erklärte, alle ihr in deutscher Sprache zugehenden amtlichen Schriften nicht zu berücksichtigen.

Baron Wallrodes Rechtssinn empörte sich gegen derartige Übergriffe. Zwar beschränkte er sich, weil alles Spionieren seiner offenen Natur verhaßt war, zur passiven Rolle des Beobachters. Aber er trat Damskis und Mlezki gegenüber doch frei mit der Sprache heraus und konnte jene fanatischen Haß gegen die preußischen Behörden atmenden Artikel des vorhingenannten Blattes nicht genug tadeln, worauf die polnischen Herren ob der über das Ziel hinausschießenden Sprache der „Roten“ mitleidig die Achseln zuckten. Daß die polnische Nation ein ungeteiltes Ganze sei, und Posen nur als polnische Provinz anzusehen wäre, war, trotzdem sie sich stolz „Weiße“ nannten, die in gesetzlicher Exploitierung das Heil suchten, doch auch ihr Evangelium. Ebenfalls war es ihre Ansicht, daß „die Priester vor allem die Verpflichtung hätten, für die Wiedererlangung der inneren und äußeren Einheit Polens zu kämpfen und die im katholischen Glauben, wie der Kirche ruhende Macht dergestalt zu benutzen, daß sie ein sicherer Weg zum Siege der nationalen Freiheit werde.“

Hans Heinrich nahm trotzdem an, vernünftige, gescheute Leute müßten die Vorzüge preußischen Staatswesens, deren Organe und selbst der protestantischen Kirche anerkennen, müßten Artikel, in denen es hieße: „Unsere Kirchen und Schulen sind überschwemmt mit andersgläubigem Pöbel, der meist gar keinen Glauben hat,“ als freche Unvernunft verwerfen.

In der Zeit seines Werbens um Wanda Ridthal kümmerte Hans Heinrich sich freilich wenig um den politisch bedrohten Himmel. Ihm war die Welt nicht das Herz, sondern Wandas Herz seine Welt, und ohne fremde Beeinflussung dachte er am liebsten nur an Krzhowo und Czernice.

Sein Brautstand nahm ihn eben derart in Anspruch, daß alles übrige zurücktrat. Selbst seine Wirtschaft litt, da er sie viel flüchtiger als früher inspizierte und nicht offen zu Tage tretende Schäden leicht übersah. Nur Mlezkis Aushäusigkeit behagte ihm, gerade weil er selbst stets unterwegs war, gar nicht. Er hatte von ihm doch mehr Aufgehen in die Wirtschaft erwartet, war aber von dem neuen Freunde im übrigen so gefesselt, daß er ihn auch wieder nahm, wie er eben war und sich durch Wladislaws Freundschaft befriedigt fühlte. In Wirklichkeit zogen die äußerst verschieden gearteten Naturen der jungen Männer sich sehr sympathisch an. Der Pole wurde nur oft durch seine politische Stellung, die ihn zur Heimlichkeit wider sein besseres Wollen zwang, Hans Heinrichs Vertrauen gegenüber innerlich tief bedrückt. Ihm war es, als sei ihm nicht mehr gestattet Mensch zu sein, seitdem er sein Ehrgefühl immer und immer wieder zum Schweigen zwingen mußte. Die Treue gegen das Vaterland kostete ihm, wo sie Treulosigkeit gegen den Freund verlangte, eben schweren Kampf.

Am Morgen des Schneesturmes, kurz ehe nach Czernice aufgebrochen ward, führte Wallrodens Hofbesichtigung ihn bis nach dem Gesindehause, wo ihm die auf dem altersschwachen Dache lagernden Schneemassen auffielen. Um den müßig daheimsitzenden Männern zu befehlen das Dach zu entlasten, trat er in die kleine, dunkle Hausflur. Während er die Thür hinter sich zuzog, hörte er Herrn Schnackenbergs näselnde Stimme zu ihm dringen. Hans Heinrich hatte der Witwe des erschossenen Wilddiebes hier freie Wohnung gewährt.

„Weib, Weib, wenn Du uns verrietest!“

Dem die Frau weinend, fast beschwörend antwortete: „Gnädiger Herr, Constantin ist Halunke, wie's Waclaw war! Aber die Pferde gehören doch unserm Herrn Baron!“

Dies war der Sinn ihrer Worte, wenn ihm auch bei seinen mangelhaften polnischen Kenntnissen nicht jede Wendung klar wurde.

Überzeugt, daß etwas Außergewöhnliches vorginge, trat er, als die Thür aufgerissen ward, in eine Ecke und sah, wie die Frau des Davoneilenden Arm ergriff. „Thun Sie's nicht, Herr Schnackenberg!“ bat sie.

Der schüttelte sie ärgerlich ab und zischte ihr zu: „Du lauschtest! Schweig wie das Grab — oder bei Deiner Seele Heil.“

Die Thür fiel hinter dem Erbosten donnernd in das Schloß. „Heilige Mutter Gottes, was soll ich thun?“ murmelte das geängstigte Weib.

Da faßte der Baron der Erschrockenen Schulter und zog sie in ihr Zimmer zurück.

„Weshalb bedrohte des Propstes Onkel Dich?“

Sie wußte in ihrer Ratlosigkeit nicht, was thun und was lassen. Der Baron und seine Schwester hatten sie doch aus tiefstem Elend errettet.

„Pan Baron,“ stotterte sie. „Hörrte, sie wollten nehmen heut Pferrde, zu bringen alles zu kosynierce, (Sensenmänner), Constantin soll gelten als Dieb, Wagen werden gepackt in Pfarrei. Graf Mlezki, Emissär von heilige Regierung und Propst —“

„Wer?“ Wallrode sah die Sprechende verständnislos an. Sein Herz krampfte sich bei des Freundes Namen förmlich zusammen. Wer sollte polnischer

Emissär sein? Er hoffte, sein Gehör müßte sich getäuscht haben. Doch die Frau blieb dabei: „Unser schöner Herr Graf!" und schob des Barons verstörtes Aussehen auf seine Angst um die Pferde.

Des jungen Mannes Gedanken jagten sich. Nach einigen Minuten hatte er seinen Entschluß indes gefaßt. Fast höhnisch lachte er auf. Von seinem Hause aus war also ein verräterischer Anschlag nach dem anderen in die Welt geschickt worden? Er selbst hatte den Aufwiegler durch seinen stolzen, deutschen Namen geschützt? Seine Hand ballte sich zur Faust. Wenn er von irgend einem anderen hintergangen worden wäre, es hätte nicht so geschmerzt! Das Blut kochte ihm wild, doch beherrschte er sich, und der verzagt dreinblickenden Frau einen Thaler in die Hand drückend, flüsterte er:

„Was auch geschieht, Du thust, als wüßte ich nichts! Schlägst keinen Lärm! Verstanden?"

Sie küßte dankbar seine Hand und geleitete ihn hinaus.

„Ruf mir die Männer!" befahl er draußen, und gab den Herbeieilenden seine Anweisungen wegen des Daches. Dann fuhr er mit Tante Lottchen nach Czernice.

Glücklich dort angelangt, begrüßte er seine Braut nur ganz flüchtig und zog sich mit dem Grafen zurück, um zu beraten. Dieser stimmte seinen Plänen zu. Die eigene und des Staates Ehre erheischte das Unterdrücken persönlicher Freundschaft. In einigen Minuten schon fuhr der Ridthalsche Viererzug vor. Hans Heinrich ließ das Mittagsmahl im Stich und jagte nach der Stadt, was keine kleine Aufgabe war, da kolossale Schneewehen den Tieren oft über den Rücken zusammenschlugen, so daß sie den leichten Wagen kaum herausziehen konnten.

Hans Heinrich erschien es, als käme er gar nicht vorwärts. Die Zeit brannte ihm auf den Nägeln. Wenn es zu spät wäre, er den Staatsanwalt nicht zu Hause träfe, oder er keine militärische Unterstützung erhielte! Je stürmischer die hartgefrorenen Schneesternchen ihm in das Gesicht getrieben wurden, desto größere Unruhe verzehrte ihn. Bald schlug er den Pelzkragen hoch und schloß die Augen, dann wieder befreite er seinen Kopf aus der warmen Hülle, um forschend um sich zu blicken.

„Platz da!" rief plötzlich der Kutscher einer schwarzen, sich vorwärts bewegenden Masse zu.

„Wer da?" tönte es gebieterisch zurück. Wallrode horchte auf.

„Was zum Teufel, sind Sie es, Krosatz?"

„Ja, als Schneemann, Wallrode! Wohin des Wegs?"

Der Lieutenant von einem Dutzend Husaren gefolgt, trabte heran und schüttelte des Barons Hand.

„Sind Sie auf bestimmter Fährte?" fragte Hans Heinrich leise.

Der junge Offizier schüttelte sich und blies in die erstarrten Hände.

„Gott bewahre! Kein Mensch weiß eigentlich wohin, aber wir sind alle unterwegs, den viel besprochenen, unsichtbaren Vertreter der Nationalregierung abzufassen. 'N Hundewetter!"

„Will Ihnen den Vogel ins Garn führen!" lachte Wallrode grimmig. „Steigen Sie ein, mein Bester, 's Reiten ist heut kein Spaß. Ihre Leute kommen in meiner Spur auch leichter vorwärts!"

In zwanzig Minuten war der nach Krzhowo führende Waldweg erreicht, welcher sich als ziemlich fahrbar auswies. Krosatz war ganz Feuer und Flamme. Das schien endlich einmal ein aussichtsvolleres Unternehmen. Zudem war er seelenvergnügt dank diesem Streifzuge Ehrentraut wiederzusehen. Was sein Nachbar bei seinen Fragen nach Mlezki und wie es gekommen sei, daß Wallrode nie argwöhnisch geworden war u. s. w., litt, ahnte Krosatz nicht im entferntesten, da jener eingehend objektiv antwortete. In bitterer Selbstironie sagte Hans Heinrich sich, seine harmlose Leichtgläubigkeit verdiene größere Strafe als die, den wunden Punkt mit einem guten Freunde zu besprechen. Mußte ein jeder ihn, den man so lange an der Nase herumführte, nicht für blödsinnig dumm halten?

„Noch eins, Krosatz!" rief er plötzlich, „finden wir pan Mlezki nicht in der Pfarrei, übernehme ich den Pfaffen und Sie eilen in das Schloß! Ich will ihn nicht wieder sprechen!" fügte er langsam hinzu. Er schämte sich, dem Unwürdigen, an den er seine Freundschaft verschwendet hatte, wieder ins Auge zu sehen.

Nun wurden im Dorfe Wachen ausgestellt, worauf die Herren mit ihrer Begleitung zu Fuß den Kirchweg einschlugen.

Infolge des zunehmenden Schneesturmes lag die Dorfstraße verödet da; jeder freute sich am warmen Ofen des schützenden Obdaches. Aber auch Kirche und Pfarrhaus schienen dunkel und vereinsamt, nicht einmal der Kettenhund schlug bei dem Nahen der Spähenden an.

„Wenn sie gewarnt wären!" knirschte Wallrode. Doch jetzt tönte der Laut menschlicher Stimmen an sein Ohr. „In der Scheune sind sie!" flüsterte er und zog Krosatz mit sich. Beide hielten ihre Revolver schußbereit in der Hand.

Durch die Thorritze blitzte Lichtschein. Wallrode sah hinein. „Sie bepacken einen Wagen — es sind wohl Pulverfässer. — Pan Schnackenberg leuchtet! Aber Mlezki? Aha! In der Knechtstube ist auch Licht!"

Nun ward das Gebäude umstellt. Die nichts Böses Ahnenden arbeiteten drinnen im Gefühle vollster Sicherheit. So hörten sie beim Brausen des Orkanes nicht, wie Wallrode das Thor öffnete und wieder hinter sich und seiner Begleitung schloß.

„Wie der Sturm heult!" meinte Schnackenberg. „Bei den Schneemassen haben wir sechs Pferde nötig! Haben Sie die Pulverladung notiert, Herr Graf?" rief er dann in die Kutscherkammer hinein. „So, schlingt die Stricke fest! Wir wären mit der Heiligen Hilfe fertig!"

Damit hielt er die Laterne hoch, den Knechten zu leuchten. Sein Raubvogelgesicht sah so schadenfroh drein, als hätte er seinen Streich schon sicher ausgeführt.

„Des Deutschen wohlgepflegten Pferde werden den Unseren nützen!“ meinte er schmunzelnd.

„Ei, Herr Schnackenberg, wenn Sie nur nicht die Rechnung ohne den Wirt machen!“ tönte es ihm wie die Posaune des jüngsten Gerichtes in das Ohr.

In schneller Geistesgegenwart versuchte er zwar die Laterne auszulöschen, doch des Barons Hand hielt seinen Arm wie im eisernen Schraubstocke fest.

„Wir Deutschen brauchen Licht, Herr!“ lachte Hans Heinrich spöttisch.

Bei dem ersten Tone seiner Stimme, gerade als Krosatz in die Knechtkammer trat, ward es dort dunkel, das Fenster klirrte, ein Schuß fiel, doch der Graf, glücklicher als Herr Schnackenberg, war entkommen. Krosatz suchte ihm auf demselben Wege zu folgen, blieb indes an irgend einem Haken mit seinem Pelze hängen und konnte erst befreit werden, nachdem seine Leute mühsam Licht gemacht hatten. Inzwischen banden drei andere Husaren die sich verzweifelt wehrenden Knechte.

„Hurra, Leute, untersucht mal die Ladung, welcher die Heiligen so schlecht halfen!“

Durch einen Fingerdruck zwang Wallrode den leuchtenden Herrn näher an den Wagen zu treten. Ein Tönnchen ward geöffnet. Richtig — Pulver! Hans Heinrichs Blick blitzte befriedigt auf. Heute hatte er seine Vertrauensseligkeit wenigstens in etwas wieder gutgemacht.

„Halt, Halunke!“ rief er da plötzlich, und schlug Schnackenbergs Linke hoch, daß der auf Wallrodens Kopf gerichtete Revolver sich unschädlich entladend zu Boden fiel.

„So wetteten wir nicht! Leute, bindet mal des Herrn allzu eifrige Hände auf den Rücken! Recht so, Kinder! Ihr zwei bewacht mir hier den Pulvertransport, wer sich von den Dreien da rührt, wird über den Haufen geschossen! Herr Schnackenberg, haben Sie die Güte, uns zur Haussuchung zu leuchten!“

Der Gefesselte ließ des Barons Hohn zähneknirschend über sich ergehen und schlug seine nach einer Gelegenheit zur Flucht spähenden Augen vor dessen verachtungsvollem Blick scheu zu Boden. Jetzt merkte er schmerzlich, wie fest deutsche Hände das halten, was sie erst einmal ergriffen haben.

„Vorwärts! Mit solchem Schurken macht man kein Federlesen!“

Der Aufrührer deutscher Abstammung kam Wallrode wie ein ekles, zu zertretendes Gewürm vor. Wie übermannte ihn aber erst der Zorn, als er bei Untersuchung des Schreibtisches außer chiffrierten und polnischen Schriftstücken, Rechnungen einer englischen Waffenfabrik fand, nach der diese eine beträchtliche Anzahl Gewehre als „Schnittwaren“ verpackt durch Preußen geliefert haben mußte. Ob die alle über Krzhowo gegangen waren? Herr Schnackenberg verweigerte all und jede Auskunft, ja fand jetzt sogar den Mut, den Baron auf die Gesetzlosigkeit dieser Haussuchung aufmerksam zu machen, was der eben von einer Kommunion nach Hause kommende Propst, der seine Hände in Unschuld wusch, äußerst bestürzt bestätigte. Das war zwar zutreffend, doch glaubte Hans Heinrich, um nicht den ganzen Fang in Frage zu stellen, nicht anders handeln zu können. Entschlossen nahm er alle verdächtigen Papiere an sich, und ließ im Pfarrhause strenge Bewachung zurück. Mochte der Staatsanwalt, den der Ridthalsche Wagen holte, weiteres anordnen. Schnackenbergs dem Baron nachgesandten ernstgemeinten Flüche drückten diesen um so weniger, als er nach Hause strebte, Mlezkis Schicksal zu erfahren. —

II.

Aus Ehrentrauts Aufzeichnungen.

Ich weiß nicht, ob ich bei zunehmender Dunkelheit wirklich einschlief. Doch plötzlich durchfuhr es mich wie ein elektrischer Schlag, als ich über mir Schritte hörte. Dann eilte jemand die Treppe herab und lief durch das Wohnzimmer. Im nächsten Augenblick stand Wladislaw, beleuchtet von den Flammen des Kamines, atemlos vor mir. Beschneit war er vom Kopf bis zu den Pelzstiefel und sein wirres Gelock umgab todblasse Züge.

Entsetzt blickte ich ihn an. Da preßte er meine Hände wild an seine Lippen und flehte in fliegender Hast. — O, ich ahnte gleich, daß er bedroht war!

„Ehrentraut, bei allen Heiligen retten Sie mich! Nur Ihr Zimmer bleibt mir als Ausweg. Weiß Gott, wer uns verriet! Sie wollen mich, den Emissär Dorpowski, aufheben. Durch die Thür dort laufe ich ihnen in die Arme. Mädchen, Sie flehe ich nun an, mich, und mit mir alle uns wichtigen Papiere nicht meinen Feinden zu übergeben! Sie zögern? Konnte ich mich in Ihnen täuschen?“

Im Banne seiner bittenden Augen, seiner Stimme, erhob ich mich, erfaßte seine kalte Hand und führte ihn in mein Schlafzimmer. „Fliehen Sie! Schnell, Wladislaw, fliehen Sie!“

Er riß den innern Fensterflügel auf. Eine qualvolle Sekunde widerstand der äußere seiner Kraft. Dann wirbelte der Schnee mächtig herein.

Nun trat Wladislaw zurück, schlang seine Arme heftig um mich und küßte meinen Mund.

„Mädchen, Du Edle! Mehr als das Leben danke ich Dir! Lebe wohl!“

Einen Augenblick lag ich willenlos selig an seiner Brust, darauf riß ich mich los.

„Um Gottes willen, flieh!“

Mit einem Satz sprang er in den Sturm hinaus. Die Dunkelheit entzog ihn meinen Blicken schon in der nächsten Sekunde.

An allen Gliedern zitternd, vermochte ich kaum die Fenster zu schließen und mich in mein Wohnzimmer zurückzuziehen. Da klopfte man an die entgegengesetzte Thür, welche sich vor dem mit der Lampe erscheinenden Diener und Herrn von Krosatz öffnete, hinter dem ich die Uniformen seiner Leute blitzen sah.

Dieser Anblick gab mir das Bewußtsein meiner Verantwortung zurück.

Hans Heinrich hätte den Besuch nicht mit unbefangenerer Überraschung begrüßen können, als ich es that.

„Ah, Herr von Krosatz! Wehte der Sturm Sie direkt von der Grenze her? Oder?“

Erstaunt zeigte ich auf seine Begleiter. Die armen Menschen sahen erfroren und todmüde aus. Auch Krosatz's mir gereichte Hand war eiskalt, und sein Schnurrbart glich einem Eiszapfen, der in der warmen Zimmerluft zu tauen begann.

„Verzeihung ob des Überfalls, Baroneß! Durch Ihren Bruder von des Grafen Dorpowski Aufenthalt in der Pfarrei unterrichtet, suchten wir ihn auszuheben, doch entkam er, floh hierher. Oben in seinen Zimmern beweisen Schneespuren, daß er dort war, doch ist er nicht zu finden!“

„Schneespuren?“ Ich blickte scheu um mich. Gottlob, die Teppiche verrieten nichts.

„Wie sollte Graf Dorpowski hierherkommen?“ fragte ich. Daß ich mich ohne Gewissensbisse so verstellte! Mein Herz zuckte zwar vor Angst, aber das Zittern meiner Stimme beherrschte ich. —

Der gute Krosatz machte mir nun begreiflich, daß Mlezki und Dorpowski eine und dieselbe Persönlichkeit sei!

„Weiß mein Bruder das?“

„Er entdeckte es erst heute! Seine arglos vertrauende Natur so zu hintergehen grenzt ans Teuflische!“ entgegnete er warm.

Schuldbewußt senkte ich den Kopf. Offenbar hatte meine Liebe jegliches Rechtsbewußtsein in mir erstickt, denn ich konnte „ihn“ nicht beschuldigen. Wie er war, liebte ich ihn. Seinen Kuß noch auf den Lippen, erschien die sorglose Kühnheit, mit der er mitten unter Deutschen seine Ziele verfolgt hatte, mir bewunderungswürdig, obwohl seine Handlungsweise allen mir gelehrten und bis jetzt von mir beschworenen Wahrheitsbegriffen ins Gesicht schlug.

Eberhard Krosatz stand unschlüssig vor mir. Es mochte ihm peinlich sein, den Leuten in meiner Gegenwart ein Durchsuchen der Räume anzubefehlen. Ich mußte ihm schon entgegenkommen.

„Ah, Sie vermuten den Grafen hier?“

„Baronesse befanden sich seit einer halben Stunde unausgesetzt in diesem Zimmer?“

„Gewiß! Ich fühlte mich nicht wohl, kann am Kamin sitzend eingeschlafen sein und etwas überhört haben!“

„Dürfen wir suchen?“

Ich neigte den Kopf. — Wie sie da in alle Winkel leuchteten! Es war schlecht von mir, aber dem Treiben sah ich von meinem Platze aus mit spöttischer Genugthuung zu.

Endlich trat Krosatz zu mir. „Verzeihung, Baroneß, doch möchte ich fragen, wohin jene Thür führt?“

Ich wandte mich ab. „In mein Schlafzimmer!“ antwortete ich kurz. Beim Gedanken an den dort hereingewehten Schnee stieg alles Blut mir siedendheiß in Stirn und Wangen. Großer Gott, was sollte ich thun? Hilfeflehend schaute ich zu ihm auf, der seinerseits äußerst verlegen stotterte:

„Und — und dort ist kein Ausgang ins Freie?“

„Außer dem Fenster, nein!“

Meine Sache schien gewonnen, so fügte ich schnell hinzu: „Sie alle thun mir herzlich leid, Herr von Krosatz, doch scheinen Sie mir auf falscher Fährte zu sein. Kann nicht einer der Dienerschaft jene Schneespuren auf Treppen und Dielen hinterlassen haben?“

Er blickte bei dieser einfachen Erklärung ganz beschämt auf. Dann schickte er sich an, sich zu empfehlen, um weiter zu suchen. Wie kleinlaut er aussah, und wie sein gutes Auge aufleuchtete, als ich ihn beredt aufforderte, sich's lieber in Krzhowo gemütlich zu machen. Ich führte den Schneesturm, die Unmöglichkeit, jetzt irgend jemand zu verfolgen, die Ermüdung seiner Mannschaft und Pferde, kurz alles in das Gefecht. Die Liebe hatte mich zur Hochverräterin gemacht, jetzt, glaube ich gar, verlieh sie mir die Gabe, mit Eberhard Krosatz zu kokettieren. Ich mußte ihn unter allen Umständen zurückhalten! Was mir auch vortrefflich gelang. Unter Zusage einer baldigen Erfrischung wurden die Leute zu den Pferden in die Ställe geschickt, ich aber half Dorte mit Rieseneifer für die leeren Magen meiner Gäste zu sorgen. Die Arbeit war für mich ein Segen, denn wie hätte ich Krosatz wohl allein in die ehrlichen Augen sehen können? Ein wunderbares Glücks- und doch auch Leidsbewußtsein erfüllte mich. Mochte kommen, was da wollte, jetzt war ich seines Gedenkens sicher. Severinka zwar besaß seine Liebe, mir aber schlug sein Herz in Dankbarkeit! Wie bescheiden man wird, sobald man sich ungeliebt weiß! — Ob er wohl schon in Sicherheit war? Er kennt ja Weg und Steg! Großer Gott, wenn ich nur geholfen hätte, ihn dem Tode in die Arme zu führen!

* * *

Baron Wallrode saß Krosatz bei der Abendmahlzeit düster brütend gegenüber. Tante Lottchen hatte sich nach ihrer Heimkehr sofort zurückgezogen, auch Ehrentraut war nicht bei Tische erschienen, deren Fehlen die Unterhaltung der jungen Männer immer stockender machte, bis sie sich beide zur Ruhe begaben.

In Hans Heinrichs Augen kam freilich wenig Schlaf. Als er zum Frühstück erschien, sah er so überanstrengt aus, daß Tante Lottchens Sorge erwachte. Doch lehnte er deren Teilnahme mit kurzem: „laßt nur, laßt“ ab.

Krosatz, der bei Tagesgrauen die Verfolgung des Emissärs aufnahm, fühlte sich nicht nur durch des Polen Flucht, sondern noch mehr durch Ehrentrauts Unsichtbarsein bedrückt. Was hatte er ihr, nachdem sie ihn so lebhaft zum Bleiben aufforderte, nicht alles sagen wollen. Und nun durfte er ihr nicht einmal die Hand zum Abschied reichen.

Auf Hans Heinrich lastete heute ein schwerer Alp, den des Staatsanwalts Ankunft, ja selbst das zeitige Erscheinen vom Grafen Ridthal mit seiner liebreizenden Tochter nicht zu heben vermochte. Wallrode fand, nachdem er flüchtig berichtete, keine Zeit, den Lobeserhebungen seiner Braut stand zu halten, so daß diese sich schmollend zu Ehrentraut begab, die ihr Zimmer hütete.

Die Herren hatten mit den Untersuchungen an

Ort und Stelle viel zu thun. Um so mehr, als die chiffrierten Papiere, der wahrscheinliche Schlüssel weiterer Unternehmungen, allen unentzifferbar blieben. Endlich ließ man sich an den Thatsachen genügen und fuhr unter sicherer Bedeckung mit den Gefangenen, wie dem corpus delicti! dem Pulver- und Waffentransporte, nach der Stadt. Trotz der Herren warme Anerkennung für Wallrodes energisches Auftreten, legte sich seine Erregung nicht, dazu hatte des Freundes Verrat ihn seelisch zu tief getroffen. Von Wladislaw, den er wie einen Bruder liebte, derart hintergangen zu sein, schien ihm unüberwindliche, nie zu verzeihende Schmach.

„Wem, wem auf der Welt kann ich noch Vertrauen schenken?“ rief er ganz verzweifelt und warf seine Cigarre zornig in den Ofen.

„Fürs erste keinem Polen, mein Sohn! Wie oft setzte ich Dir das schon auseinander! Was für die weiß erscheint, gilt bei uns als schwarz, da deren Rechtsstandpunkt ein dem unsern entgegengesetzter ist. Du wolltest meinen Erfahrungen zwar nicht glauben — na, laß es nur gut sein! Hast Dich prächtig herausgezogen! Wünschte aber, schon Ehrentrauts wegen, der Mlezki wäre nie in dies Haus gekommen!“

Der alte Herr sah seinen Schwiegersohn sehr unzufrieden an.

„Mein Gott, Papa, die gestrige Geschichte regt sie furchtbar auf, seit ein paar Wochen ist das Mädel ja nervös; aber daraus kannst Du mir doch keinen Vorwurf machen!“

„Hans!“ Der Graf tippte an seine breite Stirn. „Fiel es Dir nie ein, daß der durch und durch interessante Pole Deiner Schwester wärmere Gefühle einflößen könne?“

„Unsinn, Papa!“ lachte der Erstaunte unparlamentarisch. „Solch vernünftiges Mädchen! — Könnte ich den Schurkenstreich nur verwinden!“

„Hm! Vernunft hat mit der Liebe gewöhnlich wenig zu thun! Im übrigen gießt Du das Kind mit dem Bade aus! Mlezki war nicht nur außergewöhnlich talentiert, sondern mit seinem vollkommen ausgebildeten Willen ein Charakter, dazu selten schön — hm, ein Romanheld edler Art! — Schuft, Schurke? Hm — trotz des Vorgefallenen — nein, sage ich Dir! Ihm, ich möchte darauf schwören, ward es sauer genug, Dich zu hintergehen. Er stand aber auf dem ihm überwiesenen Posten — seine Ehre verlangte, daß er aushielt!“

„Ehre?“ brauste Wallrode auf. „Nach meinen Ehrbegriffen war es ehrlos.“

Der Graf wehrte hastig ab. „Bitte, das kommt auf die Auffassung an! Ich suche mich nur an seine Stelle zu versetzen. Für einen Gedanken, hm, wär's auch ein so toller wie die Wiederaufrichtung Polens, sich aufopfern, hm, selbst seine Ehrbegriffe zum Opfer bringen — wie's mir bei Mlezki fraglos scheint — ist doch kein Zeichen gemeinen Sinnes!“

Der alte Herr bemerkte gar nicht, in welche Widersprüche er sich bei seiner lebhaften Verteidigung verwickelte. Sein Schwiegersohn schaute ihn ganz erstaunt an. Diese väterliche Wandlung lenkte ihn aber von seiner Selbstquälerei ab. „Nun höre einer und staune!“ rief er lachend. „Was aus Dir Polenfresser ward! Der Mlezki machte an Dir eine Eroberung, und am Ende —“

„Larifari! Kann nur Übertreibungen nicht leiden, und stelle die Sache hin, wie sie höchst wahrscheinlich ist! Du thust, als ob die Leute Herr ihrer Handlungen wären. Das sind sie aber so wenig, wie irgend ein Jesuitenpater, dem seine Oberen eine ihm unsympathische, heikle Mission auftrugen. Das entschuldigt freilich nicht Deine Blindheit, Dir diesen Pfahl in das Fleisch gesetzt zu haben! Jetzt hat Deine Schwester Nerven! Sie gehört eben zu den Menschen, die wohl zu weich, oder zu viel, indes niemals zu wenig empfinden! Brause nur nicht auf, mein Sohn, sondern rechne mit Thatsachen!“

Seine Hand legte sich beschwichtigend auf Hans Heinrichs Arm.

„Was auch mein Grundsatz, Du Böser! Du weißt, immer die Tochter ihres Vaters!“ rief Wanda schelmisch, und schmiegte sich zärtlich an den Bräutigam, dessen Arm sie jetzt heiß umfing. „Nicht wahr, Du fügst Dich, und bringst uns Ehrentraut, daß sie sich bei uns von dem bösen Schrecken erholt? Du großer Riese, Du!“

Seine Stirn glättete sich, da sich ihm zwei frische Mädchenlippen zum Kusse darboten.

„Mein Wieselchen schleppt jegliche Beute in den Bau! Erst den Bruder mit Haut und Haar —“

„Pfui, Abscheulicher! Mit Herz und Haut!“ drohte sie.

„Dann die Schwester! Und Tante Lottchen?“

„Bleibt Dir für Deine Erziehung, bébé! Aber Trautchen sieht zu jammervoll aus, und weint herzzerbrechend — sonst beneidete ich sie um die romantische Episode!“ Ihre dunkelblauen Augen richteten sich in ein Paar helle. „Bei mir wickelte selbst meine Verlobung sich so natürlich wie ein Rechenexempel ab! Wenn mein Held nicht durch sein gestriges Abenteuer etwas Schwung in unsere Geschichte gebracht hätte, würde man uns für das prosaischste aller Brautpaare halten!“

„Kleiner Nimmersatt!“ lachte Hans Heinrich und nahm sein Bräutchen ausgelassen auf die Arme, um sie wie ein Kind durch die Zimmer zu tragen. „War's nichts, daß Du mir als Geist comme il faut erschienst, mich aus den Liebesarmen einer gewissen Polin zu befreien?“

„Hans, das erzählt man doch seiner Braut nicht! Gleich stell mich wieder hübsch ordentlich auf meine Füße!“

„Nein, nein! Sind ja viel zu klein und gebrechlich!“

„Du! — Ich habe noch eine Neuigkeit in petto! Sonst —“

„Nun?“

Er ließ sie sanft aus seinen Armen gleiten.

„Ja denk Dir, Trautchen sprach von Severinka Damska und Mlezki, und klagte weinend, daß die Gräfin mit ihrem Manne direkt am Aufstande teilnehmen wollte! Die kleine Jadwiga sei schon zu einer Tante gebracht!“

Graf Ridthal trat verwundert näher. „Woher weiß Ehrentraut das?"

„Von ihr selbst! Die Gräfin hat vorgestern von Trautchen Abschied genommen!"

„Nein, diese polnischen Weiber!" apostrophierte Hans Heinrich, während der alte Herr nachdenkend meinte: „Der Mann sollte vernünftiger sein! Es ist ja heller Wahnsinn! Lieber stieße ich selbst meiner Frau den Dolch in das Herz, als daß ich sie den Greueln dort drüben aussetzte. Auf einer Seite die entmenschte ‚Hängegendarmerie', die im Norden zuverlässige ‚Brüderschaft der Dolche', auf der andern ewiger Kerker, Sibiriens Einöden und die Knute!"

Aus Gräfin Wandas Zügen wich jede Schelmerei und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Das ist es ja, was Trautchen ängstigt! Zudem glaubt sie, die Gräfin wolle sterben. Überreizt wie sie ist, trennt ihre Phantasie Severinka und Mlezki nicht! — Der hätte sich auch lieber ruhig gefangen nehmen lassen sollen. Hier sicher hinter Schloß und Riegel sitzen, zöge ich dem Tode vor!

„Kleine, mit Hochverrätern macht man kurzen Prozeß!"

„Väterchen!" Der Schalk regte sich schon wieder bei ihr. „Bei uns in Preußen enthauptet, hängt und vierteilt man nicht mehr, das wäre unmodern und undeutsch! Aber, über Geschmack soll man nicht streiten! Ich ertrage es, wenn die Polen russische Behandlung vorziehen; mir ist es wichtiger, mein blondes Trautchen wieder gesund zu pflegen!"

III.

„Die Vorstellungen sind vergleichbar hohlen Säcken von dehnbarem Stoff und ganz unbestimmbarer Gestalt. Wenn aber der Sturm der Leidenschaft hineinfährt, werden sie zu straff gespannten Ballons, deren Auftriebkraft das Ich aus den Angeln hebt und es den äußeren Kräften zum Spielzeug ausliefern kann."

Otto v. Leixner.

„Boze cos Polske" sangen heisere Männerkehlen am Abend des 18. Februar. Dies Nationallied, ursprünglich nur drei Verse enthaltend, später zu zehn erweitert und selbst in Posen dem Gottesdienste mit erzbischöflicher Genehmigung eingefügt, sollte mit seinem religiös politischen Inhalte die kleine kriegerische Truppe von innen heraus etwas warm halten. Am Tage vorher hatten russische Kosaken dies polnische Korps zurückgeschlagen und gezwungen, im Sumornoer Fichtenwalde zu biwakieren.

Es war bitterkalt. Unter der Wucht des Schnees, dessen Kristalle bei der starken Luftströmung knisterten, senkten sich die grün befiederten Zweige und schwellten mit mächtigem Ruck in die Höhe, sobald ein glücklicher Zufall die schwere Last von ihnen streifte. Bis auf dies lebensfreudige Grün kalte, tote Schneemassen ringsum, über denen der sternenlose Nachthimmel bleiern grau lag.

An düster brennenden Feuern lagerten die Insurgenten und versuchten sich vergebens gegen die scharfe Kälte zu schützen, unter der jeder Atemzug zu Eis ward. Bärte, Haare, Pelzwerk, was nur der warme Mundhauch traf, gefror im Nachtwinde zu fester Masse. Sich gegen diesen durch Pelze oder Mäntel zu schützen, schien unmöglich, so griff jeder zur Feldflasche, um dem erstarrenden Körper wenigstens von innen neue Wärme zuzuführen.

Das Gewehr im Arm, schritten die ausgestellten Wachen auf ihrer knisternden Bahn eintönig auf und ab, und warfen auf die an den Feldkesseln hantierenden Kameraden manch heißhungrigen Blick.

Die bis an die Zähne bewaffnete Truppe hob sich von dem durch das Feuer beleuchteten Schnee ziemlich klar ab. Untereinander standen sie durch die Verschiedenheit ihrer Ausstattung in seltsamem Gegensatz. Es war eine bunt zusammengewürfelte Schar, aus deren Gesichtern Tapferkeit und Ausdauer, freilich auch, besonders bei den Sensenmännern, die Begierden eines Raubtieres sprachen. Wie unheimlich das Dängeln ihrer Mordwaffen durch die Luft zog. Neben ihnen lagerten einige Ulanen, doch waren deren Tschakos verbogen, die Ulankas zerrissen und die Lanzen mehr oder minder zerbrochen. Ihre durch die Mühsalen eines ungeordneten Winterfeldzuges abgetriebenen Pferde lagen ohne eine Schütte Stroh im Schnee und kauten stumpfsinnig an dem vorgeworfenen Heu, oder benagten die Kiefernzweige so weit wie möglich. Gewehre verschiedener alter Systeme lehnten ohne übersichtliche Ordnung an den Stämmen. Glücklicherweise hatten die Bewohner des nahen Dorfes, die ausnahmsweise russenfeindlich waren, ihre „Befreier" gut verproviantiert, so daß eine reichliche Nachtmahlzeit in den Feldkesseln brodelte.

Die Mutter Gottes, und die Heiligen hatten diese Vorräte offenbar vor requirierenden Russen gerettet, um die hungrigen Vaterlandsverteidiger zu kräftigen. Standen die Insurgenten doch unter der unbefleckten Jungfrau besonderem Schutze! Dies Bewußtsein und die Überzeugung, sich für eine gerechte Sache zu opfern, spannte die Kräfte aller auf das äußerste an. Wohl streckten die Männer sich vor physischer Erschöpfung im Schnee zur Ruhe aus, aber sie behielten ihre Waffen neben sich und waren bereit diese jederzeit wieder zu gebrauchen.

Die meisten von ihnen hatten, als das Vaterland nach seinen Söhnen rief, den eigenen Herd, Weib oder Kinder verlassen. Alle waren von gleichem Opfermute beseelt, so verschieden auch im übrigen ihr Alter und Stand war. Keine polnische Mutter hatte, wo Polen seines Armes bedurfte, ihren kaum den Knabenjahren entwachsenen Sohn aus weichlicher Sorge zurückgehalten. Als der gekrönten, auf Wolken thronenden Himmelskönigin dreifarbiges Banner entfaltet wurde, umgürteten Bräute ihre Geliebten mit dem Schwerte, das helfen sollte jenes heilige Polenreich neu zu begründen. Ja, manch edles Weib griff, ihres Geschlechtes vergessend, selbst zu den Waffen, während andere in nicht minder großer Entsagung die furchtbaren Wunden der Ihren zu heilen suchten.

Ohne Zögern opferten alle auf dem Altare des Vaterlandes. Aber die Charakterfehler des polnischen Volkes, die seine politische Selbständigkeit allmählich untergraben hatten, und dieses als Nation seinem Untergange zuführten, wurzelten auch in den Vertretern des Aufstandes der sechziger Jahre, und ver-

nichteten die durch selbstlose Hingabe einzelner erzielten Erfolge.

Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1861 leitete das Central-National-Komitee die Bewegung; vom September 1862 an folgte Aufruf auf Aufruf. Vom unbeweglichen Vermögen war ein halb für hundert, vom jährlichen Einkommen fünf von hundert einkassiert worden. Ja, man hatte, um immer neue Kämpfer herbeizurufen, diesen eine Belohnung durch Landverleihung versprochen. Doch die Kräfte zersplitterten sich durch den Ehrgeiz einzelner Insurgentenführer, wie durch die Uneinigkeit der Parteien. Von diesen war die demokratische im Königreiche die herrschende, während in Galizien und Posen die klerikal-aristokratische maßgebend war. Da warf Mieroslawski, der Führer der Roten, sich im Februar 1863 zum Diktator auf und veranlaßte den Insurgentenchef Miclencki ihm mit seiner fünfhundert Mann starken Bande zu folgen, war aber in der Nähe von Plonk überfallen und in die Flucht gejagt worden. Mieroslawski selbst, der beim Jahrestage der Revolution von 1830 so hochtrabende Worte gesprochen hatte, nach dessen Meinung der europäische Westen verfinstert, demoralisiert, abgestorben und in Fäulnis übergegangen war, der nur noch durch den Glanz des phosphorisierenden Mordes und der spanischen Fliegen der Spitäler leuchtete, dieser Mieroslawski war über die preußische Grenze gegangen und nach Krakau geflohen.

Durch einen hochkantgestellten Schlitten gegen den Wind geschützt, streckten Miclencki und sein Adjutant Wladislaw Dorpowski sich auf ihren Decken aus und erwogen, was zu thun sei.

„Hm, Graf, ich sage, wir bedürfen vor allem der Ruhe!“ meinte Miclencki, der sich seine letzte Cigarre anzündete. „Abgeschnitten vom Diktator, ohne Aussicht auf wesentliche Verstärkung, wär's am Ende das Gescheiteste, geschwächt wie wir sind, die Grenze zu überschreiten!“

„Den Preußen unsere Waffen überliefern?“ brauste Dorpowski auf. „Pah, die vielleicht in Frage kommenden Feinde sind nicht frischer als wir, und wenn auch in größerer Zahl — nichts wie Söldner!“

Er machte eine verächtlich abweisende Bewegung und breitete mit erstarrten Fingern eine Karte auf den Knieen aus. Innerlich verwünschte er die kraftlose Natur seines Vorgesetzten, der die Flinte, ohne an einen Ausweg zu denken, in den Graben werfen wollte. Obwohl vom Mieroslawskischen Korps getrennt, konnte man sich doch durch die versprochenen Freiwilligen aus dem Großherzogtum stärken, und in Rudno mit Munition wie Proviant versehen. Dann hieß es, sich mit dem Diktator vereinen, oder auf eigene Hand wie bisher vorgehen. Dabei zeigte er seinem Obersten auf der Karte die einzuschlagenden Wege.

„Hier, mein Oberst, beim Forsthaus am See erwarten die Freiwilligen uns. So verstärkt könnte ich mich mit Deckung nach Rudno schleichen, wie Dein erster Befehl lautete!“

„Ja — jawohl, lieber Dorpowski!“

Der Fürst nahm des Jüngeren ihm selbst zugeschobene Ansicht ohne verletzt zu sein als eigene an. Manchmal widerstand ihm zwar Dorpowskis Tollkühnheit, aber die energische, rücksichtslos auf das Ziel gehende Natur seines Untergebenen hatte auf seinen schwächeren Charakter doch einen zu großen Einfluß gewonnen. Außerdem waren alle von Wladislaw geleiteten Bewegungen bislang vom Glück begünstigt gewesen.

Um so besser, wenn sie sich durchschlagen konnten! Ihre Verluste, auch an Offizieren waren groß gewesen, im Dorfe lag ein Dutzend verwundet und heute früh hatten sie ebenso viele begraben. Auch den armen Grafen Damski begraben, der sich dem Tode auf geradezu unvernünftige Art aussetzte. Schade um den heiteren, guten Kameraden und eifrigen Förderer der heiligen Sache! Na, am Ende mußte ein jeder sterben! Jedenfalls hatte er ein feierliches Begräbnis gehabt. In Anlaß dessen der celebrierende Priester sein Ornat zerrissen hatte, um zur Verteilung an die Gläubigen Kokarden daraus zu machen. Nein, Graf Damski war nicht, wie viele andere, ohne Sang und Klang in die Grube gefahren. Daß er den Tod suchte, um seine abgöttisch geliebte Frau von den Fesseln der Ehe zu befreien, wußte nur Wladislaw, mit dem er noch gestern vom Gottesurteile gesprochen hatte, welchem sie alle drei unterworfen wären. Nun war der Richterspruch gefallen! Severinka war Witwe!

Weshalb grauste nur dem jungen Manne plötzlich vor der morgenden Zusammenkunft wie vor einem dräuenden Verhängnisse? Liebte er sie etwa nicht mehr, nun sie sein eigen werden durfte? O gewiß, sein Herz schlug dem schönen, großherzigen Weibe verlangend entgegen, obwohl er einsah, daß ihr jenes Etwas vollständig fehlte, das ihn an der jungen Deutschen so fesselte. Dorpowski seufzte, und die Augen mit der Hand beschattend, gedachte er Wallrobes. War seine schriftliche Rechtfertigung in ihre Hände gelangt? Oder stand er in den Augen des jungen Mädchens als kalt berechnender Ränkeschmied da, der ihres Bruders Freundschaft nur für seine Zwecke ausnutzte? Traumverloren starrte Wladislaw in das verglimmende Feuer und murmelte:

„Ein Weib, geschaffen, einen Mann nicht vor Seligkeit trunken, doch für ein Leben glücklich zu machen!“

Er stand auf und legte feuchte Scheite auf die verglimmenden Kohlen. Dann ging er auf und ab. Der Gedanke, ewig in Ehrentrauts Schuld bleiben zu müssen, dünkte ihm unerträglich. Wenn sie ihn seines falschen Spieles halber verachtete! Zornig stampfte er mit dem Fuße, da die spitzfindigsten Gründe sein Vergehen gegen Hans Heinrich nicht zu beschönigen vermochten. Mehr denn je sah er ein, daß selbst der Krieg nicht alle Mittel heilige. Heiß aufsteigende Scham durchglühte sein blasses Gesicht; dann warf er sich wieder auf seine Decke und versuchte Ruhe zu finden.

(Fortsetzung folgt.)



Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

(Fortsetzung.)

Am Sonntag des letzten Aufgebots gab Frau Margareta eine Abendgesellschaft, ihre älteren Kinder wollten die Bekanntschaft des Bräutigams machen und Signe noch einmal als junges Mädchen begrüßen. Früh, am folgenden Morgen sollte Gunnar die Trauung verrichten und das neuvermählte Paar mit dem Elfuhrzug abreisen. Als Signe Gunnar und Sophia sah, fuhr ihr der Gedanke durchs Herz: „das ist Glück, das ist Liebe, wird es wohl nach einigen Jahren bei mir und George auch so aussehen?"

Signe hatte beizeiten Toilette gemacht, um die Geschwister, die früher als die übrige Gesellschaft eintreffen wollten, zu empfangen. Sie war strahlend schön in dem elfenbeinweißen, seidenen Kleide und dem vor zwei Jahren so sehnlichst erwünschten Brillantkollier, einem Hochzeitsgeschenk des Bräutigams. Sie konnte nicht umhin sich noch einmal im Spiegel zu betrachten, und stellte sich unter den Kronleuchter, um die Steine in das rechte Licht zu bringen, da öffnete sich die Thür hinter ihr und in dem Spiegel trat ihr das Bild Torstens entgegen. „Torsten!" „Signe" — er öffnete die Arme, doch sie wich zurück.

„Torsten, lieber Torsten, bist Du es wirklich, ich erkenne Dich ja kaum, wie bist Du groß und schlank geworden!" sie sprach nervös erregt und doch zurückhaltend, er aber merkte es nicht in seinem Glück.

„Signe, wie hab ich mich nach diesem Augenblick gesehnt, wie Deiner gedacht, aber ich wollte nicht schreiben — — — ich wollte Dir mündlich sagen, wie innig ich Dich liebe, Dich, Signe, Dich allein in der ganzen Welt!" Die Worte strömten ihm von den Lippen, während er sie mit liebestrunkenen Blicken betrachtete.

„O Gott, schweig, Torsten, hast Du Mamas letzten Brief nicht bekommen?"

„Ich fand einen vor, den man mir nachgeschickt hatte und den ich noch nicht gelesen habe! Jetzt bin ich selbst da und Du hast Deinen sechsten Hund wieder," scherzte Torsten. „Freust Du Dich darüber, kleine Cousine?"

Signe stand regungslos, sie konnte nicht sprechen, kaum atmen. Endlich hob sie die Hand und deutete auf den Verlobungsring.

Er stürzte sich über die Hand, um den Ring abzuziehen: „Signe, Du bist verlobt, die Braut eines anderen? Das ist unmöglich, es kann nicht sein! Wie hast Du mich vergessen können, meine Signe," sagte er weich, „wußtest Du doch, wie sehr ich Dich liebte, daß Du längst meine erkorene Braut warst."

Signes Augen wurden immer größer, als ob sie eine Vision gehabt, endlich stammelte sie kaum hörbar:

„Nein, Torsten, das wußte ich nicht! Wie konnte ich es wissen, da Du es mir nicht gesagt."

„Gerade weil Du so ein Kind warst, wollte ich Dich nicht binden. O, ich armer, elender Thor! Bis aufs äußerste habe ich meine Gefühle bekämpft, um Deinen kindlichen Frieden nicht zu stören, während meine Zukunftspläne so unsicher waren, und unterdessen kommt ein anderer und zerstört meinen schönen Jugendtraum! Aber es kann nicht sein, es darf nicht sein, Du mußt die Meine werden, ich kann Dich nicht lassen." Er legte das Gesicht in die Hände und stieß einen einzigen schmerzvollen Laut aus.

Dieser heftige Schmerzensausbruch bei dem sonst so ruhigen Torsten brachte die junge Braut außer Fassung, fast streng sagte sie:

„Du darfst so nicht zu mir sprechen, Torsten, bedenke, morgen ist mein Hochzeitstag."

Torsten blickte ihr wild ins Gesicht und sagte ächzend: „Wer ist dieser Feigling, der mir die Geliebte gestohlen hat? Wie heißt er! Liebst Du ihn wirklich?"

Signe trat ein paar Schritte zurück, sie senkte die Augen, als ob sie in sich hineinblicken wolle, blieb noch einige Sekunden stumm und sagte dann mit fast unheimlicher Ruhe:

„Ja, er ist meine eigene Wahl und ich habe gelobt, ihm ein treues Weib zu sein! Vergiß die Vergangenheit, Torsten, denn sie ist für immer begraben."

Mit niedergeschlagenen Augen und ohne ihm die Hand zu reichen, wandte sie sich um und verließ das Zimmer. Wie aus einem Traum erwachend, blickte Torsten ihr nach. Er ballte die Hände, daß die Finger knackten, dann murmelte er langsam vor sich hin: „Vergessen, das ist leicht gesagt, aber — versuch das Herz aus dem Busen zu reißen und sage, daß es leicht ist! O, meine kleine Signe, mein süßer Liebling, was gäbe ich darum Dein Glück zu bereiten, mit so wenig hätte ich mich begnügt! Denn nur Dich lachen zu hören und Deinen sanften Tönen zu lauschen, mit Dir lachen und weinen zu können, wäre meine höchste Wonne gewesen. Ich habe damals den richtigen Augenblick versäumt und das rächt sich immer. Warum, o warum ist es uns nicht vergönnt, klar zu sehen?"

Er blickte sich noch einmal im Zimmer um, als ob er den Raum mit guten Wünschen hätte füllen wollen, nahm ein Taschentuch, das Signe auf dem Tisch hatte liegen lassen, küßte es und legte es wieder hin, dann verließ er das Haus ebenso unbemerkt, wie er es betreten hatte, zog den Rockkragen hoch

und ging wieder in die weite Welt hinaus. Die geistig und körperlich Unglücklichen harrten seiner und füllten seine Zeit aus, in sein Herz aber zog kein anderes Bild, als das der blühenden, fröhlichen Kindheitsgespielin, die er als verschönerndes Element seines ernsten Lebens geträumt hatte.

Signe ging in ihr Zimmer, um sich von der Aufregung zu erholen und die brennenden Wangen zu kühlen, dann nahm sie das Kollier ab, das ihr die Kehle zuzuschnüren schien und ging zur Mutter, um ihr alles zu erzählen.

„Was soll ich nun thun, wenn Mr. Steffens kommt? Er liest mir jede Gemütsbewegung vom Gesichte ab!“

„Sei wahr und ehrlich, mein Kind, das ist immer der sicherste Weg; es darf von Anfang an keine Geheimnisse zwischen Euch geben und mit reinem Gewissen kannst Du jedem Sturm trotzen.“

„Aber es wird gewiß eine Scene geben wie neulich, und ich habe solche Angst vor Scenen.“

„Besser eine Scene heute, als zwei morgen! Du mußt aber durch Selbstbeherrschung zeigen, daß Du Dir nichts vorzuwerfen hast und ruhig und demütig sein, wie es einem Weibe ziemt, wenn Dein Bräutigam etwas heftig werden sollte. Glaube mir, eine scheinbare Niederlage heute, kann sich morgen zu einem großen Sieg entwickeln, denn Achtung und Vertrauen in der Ehe sind von längerer Dauer als selbst die heftigste Liebe.“

Bei der ersten Gelegenheit im Lauf des Abends legte Signe die schwere Beichte ab, denn die Angst vor dem, was kommen konnte, falls der Bräutigam ihre Erregung bemerkte, ohne deren Ursache zu kennen, lähmte ihr die Zunge und machte ihr Betragen unnatürlich. In diesem Augenblick war aber Mr. Steffens so von seiner eigenen Leidenschaft erfüllt, daß die Eifersucht in den Hintergrund trat und als er in ihren klaren Augen las, während sie Torstens Worte und ihre eigene Antwort wiedergab, mußte er an ihre Unschuld glauben. Er lächelte etwas höhnisch, als er antwortete:

„Gut, daß ich nicht mit diesem überraschungsliebenden Vetter zusammentraf, denn wir wären wohl nicht so friedlich auseinander gekommen, von nun an wollen wir ihn für immer vergessen. Jetzt giebst Du jeden Gedanken an diesen Anbeter auf, denn ich allein will Dein ganzes Herz ausfüllen! Aber,“ sagte er, „wo hast Du denn mein Brautgeschenk, warum trägst Du mein Kollier nicht?“

„Ich hatte es umgelegt,“ antwortete Signe errötend, „aber es schien mir so eng, es drückte mir die Kehle zu!“

„Hoho, doch nicht zum Ersticken,“ lächelte Mr. Steffens, „geh und hole es, ich wünsche es.“

Und Signe ging — — — es war, als müsse sie durch Gehorsam ihrem Bräutigam etwas abbitten, und dennoch war sie sich keiner Schuld bewußt. Als sie die Schublade öffnete, fiel ihr Torstens Armband in die Hand, sie betrachtete es einen Augenblick mit thränenden Augen, stellte es dann in die hinterste Ecke und flüsterte: Lebewohl! — dann band sie das Kollier um den Hals — — nie hatte sie geglaubt, daß Diamanten so schwer zu tragen seien!

* * *

Hochzeit, Trennung, Vaterland, alles was ihr bisher teuer gewesen war, lag hinter Signe und mit scheuem Staunen, Wunder und Entzücken trat sie in das neue von ihr selbst gewählte Leben. Als sie vor vier Jahren nach der Hauptstadt gezogen war, hatte sie mit Mitleid an die kleine Provinzstadt zurückgedacht, wo ein jeder wußte, ob der Nachbar braune oder weiße Bohnen zu Mittag hatte und man die Uhr nach den regelmäßigen Spaziergängen der pensionierten Beamten stellen konnte. Jetzt empfand sie in Rom dieselbe Geringschätzung für Stockholm, das ihr bislang als die Welt erschienen war. Zuerst saß das Kleinliche noch so fest in ihr, daß sie nur durch Vergleiche genießen konnte, alles war ihr ein großes Wunder und dieser Ausdruck des Halbgebildeten, wenn er etwas nicht versteht: „Das haben wir doch besser bei uns,“ kam ihr oft auf die Zunge. Als sie aber bemerkte, daß ihr Mann sie deshalb auslachte, wünschte sie sich der Situation gewachsen zu zeigen und fing an die Verhältnisse möglichst objektiv zu beurteilen, sie wollte nicht als das einfache Mädchen aus dem Norden auftreten und begriff nicht, daß gerade dies ungewöhnliche Benehmen einen ihrer Hauptreize ausmachte.

Nachdem diese Reisekinderkrankheit, bei der man bildlich gesprochen, immer mit offenem Mund herumgeht, überstanden war, erschloß sich ihr reger Geist dem wirklich Großen. Das lustige Gewimmel auf den Straßen, das ihr zuerst wie ein Puppentheater vorgekommen war, fing an ihr zu gefallen und sie unerwartet zu interessieren. Warum dies Jagen, wohin diese unruhigen Schritte, was arbeitet hinter dieser Stirn? Füllen Qual oder Freude diese Tausende von Herzen? Ihre bisherigen Gedanken und Empfindungen kamen ihr so pygmäisch vor, so ohne Ziel, ohne Zusammenhang mit der übrigen Welt. Als sie eines Abends in einem Marionettentheater saß, sagte sie plötzlich zu ihrem Gatten: „Findest Du nicht, daß ich der einen Puppe ähnlich bin? Viel klüger als die, spreche ich wohl auch nicht?“

„Das brauchst Du auch nicht, für mich bist Du immer klug genug.“

„Ich danke,“ sagte sie lachend, „ich will aber keine Puppe bleiben.“

Nach und nach öffneten sich ihre Augen für die Kunst, und der Schönheitsdrang, der sich früher in der Sehnsucht nach schönen Kleidern geäußert, fand eine gesunde Nahrung durch die Offenbarung des Schönen in allen Formen. Die Zeit reichte ihr bald nicht für all das, was sie sehen und hören wollte, Malerei und Skulptur, Aussichten und Katakomben, Kirchenmusik und Militärorchester, königliche Paraden und Wettrennen, Ausstellungen von schönen Damen auf dem Monte Pincio und Audienz vom Papst im Vatikan, alles wollte sie mitmachen und that es auch, denn bis jetzt war ihr Wille Befehl für den Gatten.

Er war unermüdlich, ihr auf Schritt und Tritt zu folgen, ihre Zwecke waren zwar verschieden, aber davon wußte Signe nichts. Sie besuchte eine Ausstellung und er stellte seine schöne Frau aus und bemerkte mit dem Wohlgefallen des Besitzers, daß die römischen Nobilis sich sicherlich nicht so lange vor einem alten Heiligenbilde aufgehalten hätten, wenn nicht „la belle Suèdoise“ wie festgebannt vor dessen Schönheit gestanden hätte.

Zuletzt wurde ihm dies kühle Vergnügen, das ohne jede Aufregung war, langweilig und er sah sich nach einem anderen Publikum um. Um recht glücklich zu sein, muß man um sein Glück beneidet werden, und daß Signe die brennenden Blicke der jungen Herren mit vollkommener Gleichgültigkeit aufnahm, zogen sich diese langsam von einer so kalten Schönheit zurück. Die Saison war vorüber, in die aufregenden Spielklubs war Mr. Steffens nicht eingeführt, das Gesellschaftsleben bot nichts mehr, die Zeit der großen Hitze begann und obgleich es noch so kalt war, daß alle rechtschaffenen Amerikanerinnen mit Pelzmänteln umhergingen, war es nicht mehr fashion in Rom zu bleiben; so sprach denn Mr. Steffens eines Abends zu seiner Frau:

„Jetzt habe ich genug von Rom, in drei Tagen reisen wir nach Kapri.“

„Aber ich will noch nicht reisen,“ sagte Signe munter und blätterte in einer Kunstgeschichte; „ich könnte zwanzig Jahre hier sein, ohne zu ermüden. Es scheint mir, als finge ich jetzt erst an zu leben.“

„Bah, nonsens, wir reisen übermorgen nach Kapri und von da zurück nach der Schweiz.“

„Ach bitte, nein, ich möchte so gern das Raphaelsfest noch mitmachen, das so schön werden soll.“

„Botheration, Raphael! Ich hasse bald seinen Namen, wir reisen.“

„Bitte, bitte, nur noch acht Tage, lieber George!“

„Du hast meinen Willen gehört, wir reisen.“

„Aber jetzt mußt Du meinen Willen hören,“ sagte Signe neckisch, denn sie begriff noch nicht, daß es Ernst war. „Mein Wille ist es, daß wir noch eine Woche hierbleiben. Du hast immer gesagt, ich sei Deine Königin und Du mein Sklave, jetzt mußt Du mir gehorchen!“

„Tempi passati, mia cara! So etwas sagt man immer vor der Hochzeit.“

In Signes Augen blitzte es und sie öffnete den Mund wie zu einer Entgegnung, aber es kam nur ein langgedehntes „So —“ heraus. Es trat eine große Stille ein — — und zwei Tage darauf verließen sie Rom.

War es Mr. Steffens wirklich in der kurzen Zeit von fünf Monaten gelungen, Signes Willen zu beugen und sie in ein nachgiebiges Weib zu verwandeln? Keineswegs, aber sie hatte gelernt zu schweigen, und das Schweigen ist oft eine intensivere Macht als das Widersprechen. Die Scene, die sich vor der Hochzeit abgespielt, kam ihr nie aus dem Sinn und sie hatte sich gelobt, dies nie wiederholt zu sehen. Deshalb fügte sie sich ohne Widerspruch, um einer Mißstimmung vorzubeugen, wenn sie durch Bitten oder Schalkhaftigkeit nichts erreichte. Bisher war es ihr relativ leicht geworden, denn durch einige solche kleine Opfer genoß sie ihr Leben nach Herzenslust, aber tief in ihrem Herzen nagte die Erinnerung daran wie ein Wurm.

Ende Juni machten sie mit eigenem Wagen die Fahrt von Baveno über den Simplon nach Brieg; der Schnee war noch nicht ganz geschmolzen auf der Chaussee, hie und da blickten die Genzianen wie treue, blaue Kinderaugen unter der weißen Decke hervor und ganze Felder von glühenden Alpenrosen sproßten um die Zwergbäume, als ob sie diese trösten wollten über das kümmerliche einsame Leben, das sie hier oben führen mußten. Eine blendende Sonne beleuchtete die saphirblauen Spalten der Gletscher, die schneeglitzernden Alpenspitzen hoben sich klar von dem wolkenlosen Himmel ab, selbst die gefahrdrohende Fressinone sprang jetzt, da die furchtbare Lawinenzeit vorüber war, wie ein harmloses Flüßchen von Klippe zu Klippe. Kein Laut störte die erhabene Stille, es war, als ob die ganze Natur in Gebet versunken sei.

Thränen stiegen in Signes Augen auf, sie nahm leise die Hand ihres Mannes und sagte flüsternd, als wolle sie die heilige Ruhe nicht stören: „Nie habe ich die Majestät Gottes so empfunden wie in diesem Augenblick, ich möchte auf den Knieen ihm dafür danken, daß ich seine Größe so zu empfinden vermag!“

Mr. Steffens sah sich mit halbgeöffneten Augen um und sagte nur: „O yes, indeed!“

Signe fuhr fort: „Mein Herz scheint mir mit jedem Tage weiter zu werden, ich bin so glücklich über alles, was ich sehe und höre, daß ich die ganze Welt umarmen möchte! Je mehr ich selbst genieße, desto mehr möchte ich anderen davon abgeben. Gott sorgt für alles, für den Adler, der da fliegt, für die kleine Alpenrose, die heute blüht und morgen welkt und für mich, die seiner Gnade so unwürdig ist. Ach, ich wollte, ich könnte etwas für andere thun, um seine Güte zu verdienen.“

Mr. Steffens veränderte die Stellung seiner Beine, spannte den Sonnenschirm auf und näselte im feinsten Amerika-Englisch:

„Kutscher, ist es noch weit nach dem Hospiz? Ich bin hungrig wie ein Wolf, machen Sie, daß wir vorwärts kommen.“

Signe schrak zusammen, sie zog langsam ihre Hand zurück, öffnete plötzlich die Wagenthür und sprang heraus.

„Ich will mir einige Edelweiß holen,“ sagte sie erklärend, „bergaufwärts gehe ich ebenso schnell, wie die Pferde.“

Mr. Steffens verfiel wieder in einen Halbschlummer und Signe ging ihren eigenen Gedanken nach. In ihrem Innersten ergriffen durch die großartigen Naturerscheinungen, derengleichen sie noch nie gesehen, hatte sie sich hinreißen lassen, aus ihrer tiefsten Seele zu sprechen. Sie haßte alle Phrasen, die religiösen vor allen, jetzt kamen ihr die eigenen Worte wie eine Entweihung vor; sie hätte ebenso still sein sollen wie die Natur, das wäre die richtige Andacht gewesen. Wie kam ich dazu, mit meinem Mann von Gott zu sprechen, ich weiß ja überhaupt

nicht, ob er an Gott glaubt — — thue ich es selbst denn, oder ist auch mein Glaube nur so ein eingelerntes Geplärr, das viele Menschen Religion nennen, Worte ohne Bedeutung, nicht eine Religion in Leben und Kraft, wie Gunnars und Torstens!

Endlich waren sie im Hospiz angelangt, gerade zur rechten Zeit, um mit den Klosterbrüdern das Mittag einzunehmen. Der alte, ehrwürdige Prior empfing sie mit den feinen Manieren eines Weltmannes und hieß sie willkommen zu Tisch, nachdem er einen prüfenden Blick darauf geworfen. Bei der Entdeckung, daß der Streuzucker fehlte, holte er seinen Schlüsselkorb und nahm aus einem Eckschrank das Fehlende. Als Signe den alten Mann in seinen langen Röcken so hausmütterlich herumtrippeln sah, kam eine furchtbare Lachlust über sie, aber beim Anblick des alten runzligen, von Wohlwollen strahlendem Gesicht wurde ihr Herz gerührt durch den Gedanken an das kümmerliche, einsame Leben, das diese Männer hier oben führen, gerade wie die Zwergbäume draußen. Nach einem sehr langen lateinischen Tischgebet, wobei Mr. Steffens seine Ungeduld durch immerwährendes Wechseln der Füße kundgab, setzte man sich zu Tisch. Das Essen war einfach aber nahrhaft, der Wein leicht doch gut. Am oberen Ende saß der alte Prior, rechts von ihm acht junge Mönche, die die Augen nicht aufschlugen, links Mrs. und Mr. Steffens und zwei Damen, die sich Signe als Madame de Beaulieu mit Gesellschafterin Mademoiselle Morel vorstellten. In der Haltung und Toilette der ersteren verriet sich sogleich die vornehme Dame, deren Eleganz gerade durch Einfachheit imponiert. Mit dem Wohlwollen der älteren gegen eine jüngere, zog sie Signe nach und nach aus ihrer Zurückhaltung und bald entspann sich eine allgemeine Unterhaltung, die durch die taktvolle Lenkung der Dame zu einer sehr interessanten wurde, noch erhöht durch das Ungewöhnliche der Situation. Am Schlusse des Diners zeigte der Prior auf eine vor ihm stehende kleine Schüssel mit Pflaumen, indem er sagte: „Wünschen die Damen nicht einige Kirschen?"

Signe, die ihm zunächst saß, errötete und sah sich nach den Kirschen um, Madame de Beaulieu fiel aber lächelnd ein: „Ich glaube, Sie irren sich, mein Vater, es sind wohl kleine Pflaumen."

Der alte gute Mann betrachtete aufmerksam das Obst, dann zog eine Art wehmütiges Lächeln um seinen Mund und er sagte wie vor sich hin: „Also nicht Kirschen, die ich als Knabe so gern aß," dann fuhr er fort: „Entschuldigen Sie meinen Irrtum, meine Damen, ich bin achtzig Jahre und habe ein schlechtes Gedächtnis; es sind vierundzwanzig Jahr her, seit ich unten im Thal war, ich weiß nicht mehr, wie das Obst schmeckt, noch wie es aussieht. Dies schickte mir gestern ein Jugendfreund und ich meinte, er hätte mich damit an unsere gemeinsame Kinderliebhaberei erinnern wollen."

„Welch ein trostloses Leben," dachte Signe, „so ohne menschlichen Verkehr und ohne jeden Genuß, das nenne ich nicht Leben, das ist ein halber Tod."

Indes die Pferde noch etwas ausruhten, gingen die Damen, um Blumen zu pflücken. Im Laufe des entstandenen vertraulichen Gesprächs stellte es sich heraus, daß Madame de Beaulieu eine geborene Pariserin war und ein großes Haus machte, in dem besonders viel Musik getrieben wurde, wo die Autoritäten in dieser Kunst sich zusammenfanden. Sie erbot sich sogleich, Signe in diese Kreise einzuführen und sie besonders der Marchesi zu empfehlen. Signe tanzte vor Freude, endlich waren all ihre Wünsche erfüllt und die Krone derselben war gewesen, Stunden von dieser Autorität zu bekommen, was einer Fremden nicht immer gelingt.

Nun wurden die Spaziergänger von den Wagen eingeholt und mit vielen freundlichen „Auf Wiedersehen" trennten sich die Damen.

Signe konnte kaum den Augenblick erwarten, wo Mr. Steffens mit seinen vielen Reiseeffekten in dem Wagen zurechtgekommen, um ihm dies neue Glück zu berichten. Es lag eine graue Wolke über des Gatten Gesicht, „das kommt von dem zähen Fleisch," dachte Signe und fing fröhlich an:

„Denke Dir, Madame de Beaulieu hat mich in Paris zu sich eingeladen, wo sie ein großes Haus macht und die beste Musik von den ersten Kräften aufgeführt wird. Ist das nicht wundervoll?"

Mr. Steffens putzte seine Zähne und antwortete kühl:

„Ich wünsche, daß Du nicht Bekanntschaften einleitest ohne mich vorher zu fragen."

„Aber Madame de Beaulieu ist doch eine so reizende Dame voller Liebenswürdigkeit und Güte!"

„Ich kümmere mich nicht um Güte! Glaubst Du, daß ich meine Pariser Salons mit solchen alten Ruinen füllen werde? Ich hatte genug von Ruinen in Rom!"

„Sie war aber so freundlich zu mir und ich dachte, es wäre gut für eine junge Frau, wenn sie in einer Stadt wie Paris einen Halt hat durch den Umgang mit einer ehrwürdigen Dame, die die Verhältnisse kennt."

„Erstens brauchst Du nicht zu denken und zweitens brauchst Du keinen anderen Halt als Deinen Mann und damit basta!"

Signe schwieg und schluckte, noch konnte sie sich beherrschen, wenn auch nicht auf lange; sie hatte schon gelernt, den Barometerfall im Gesicht ihres Mannes zu unterscheiden, bei diesem kalten Schweigen war man bald auf Sturm.

Nach einer Weile fing sie an ein Lied zu trällern, dann sagte sie: „Wie freue ich mich auf die Stunden von der Marchesi, sie ist doch die einzige, die eine Stimme ausbilden kann."

„Darüber sind die Meinungen verschieden," erwiderte Mr. Steffens und pfiff ein paar Töne als wolle der eine Sturmvogel den anderen herbeilocken. „Ich habe mich schon erkundigt und einen anderen Lehrer für Dich bestimmt."

„Aber ich will keinen anderen haben," sagte Signe halberstickt vor Ärger, „man muß immer die besten Lehrer wählen, sonst ist die Arbeit umsonst."

„Laß uns nicht mehr Worte an diesen Gegenstand verschwenden," entgegnete Mr. Steffens gelassen, „es bleibt bei dem, was ich gesagt habe."

„Nein, es bleibt nicht dabei," rief Signe außer

sich, „ich will nur bei der Marchesi singen und werde es auch thun."

Mr. Steffens wandte den Kopf nach ihrer Seite, während das Weiße seines Auges wie eine Schwertklinge blitzte und hart wie Stahl klang seine Stimme, als er erwiderte:

„Und wer soll diese Lektionen bezahlen, wenn ich fragen darf?"

Signe sank zurück — — dann schnellte sie in die Höhe als ob sie aus dem Wagen springen wollte, ihr Gatte legte aber seine eisenfeste Hand auf ihr Knie und sagte ganz langsam und tonlos:

„Du siehst also, mein Kind, daß es so wird, wie ich es will."

* * *

In Paris hatte Mr. Steffens ein eingerichtetes Haus gemietet, was so fix und fertig war, daß es fast den Eindruck machte, als seien die Möbel noch warm von dem vorigen Mieter. Es war eine jener Dutzendwohnungen, die von Vergoldungen, Spiegeln, Kandelabern, Sammet, Damast, Nippsachen und sogenannten Antiquitäten strotzen, Wohnungen, wo der Dekorateur der einzig bestimmende ist und die in einem Nu zu Möbelmagazinen umgewandelt werden können, in denen niemand sich zu Hause fühlt und über deren Luxus die Kenner die Nase rümpfen. Signe war aber wie im siebenten Himmel und lief aus dem einen in das andere Zimmer, es kam ihr wie ein Märchen vor, daß sie, Signe Ström, sich in diesem Boudoir Stil Pompadour anziehen sollte, daß sie, allein mit ihrem Mann, zu Tisch in ausgeschnittenem Kleide und kurzen Ärmeln erscheinen müsse, daß er ihr den Arm bot, um sie durch die von Öllampen und Wachskerzen erhellten Salons nach dem Eßzimmer zu führen, wo sie beinah eine Verbeugung gemacht hätte vor dem in schwarzem Frack und weißer Krawatte prunkenden Haushofmeister. Und an diesem mit Silbergeräten besetzten Tisch sollte sie als Wirtin thronen und keine Hand bewegen, ohne daß einer der zwei aufwartenden Diener herangeschlichen kam, um nach ihren Befehlen zu fragen. Als der Haushofmeister mit gravitätischer Miene und einer Stimme, als gelte es ein Kriminalverhör, sie fragte: „Porto oder Amontigliado, Mrs. Steffens?" da hatte sie so den Kopf verloren, daß Mr. Steffens ihr zu Hilfe kommen mußte und in demselben feierlichen Tone antworten: „Ich denke der Portwein ist Ihnen zuträglicher, Mrs. Steffens."

War das ein Leben, noch viel herrlicher als sie gedacht! Spätaufstehen, dann Einkäufe machen, Lunch essen, Besuche abstatten, five o'clock teas einnehmen, Diners, Bälle, Theater, Konzerte mitmachen, sie traute kaum ihrem eigenen Glück und sagte eines Tages beim Frühstück in halb melancholischem Ton: „Es ist zu schön, um lange währen zu können! Auf wie lange hast Du dies Haus gemietet, George?"

„Auf ein Jahr."

„Ach, das ist herrlich; aber dann kommt wohl der langweilige Kompagnon und will seine Ferienzeit haben und wir müssen nach Chicago hinüber? A propos, ich habe ganz vergessen zu fragen, wie es kam, daß Du damals nach unserer Hochzeit nicht mit ihm zusammentrafst."

Mr. Steffens aß sein Ei und schmunzelte.

„Also hast Du wirklich die kleine Geschichte geglaubt?"

„Welche Geschichte?"

„Daß ich abreisen müßte, um ihn zu treffen. Das sagte ich ja nur, um die Hochzeit zu beschleunigen, denn ich hatte diese Vetterromantik satt und wollte sie mit einem Schnitt abschneiden. Hätte ich nicht zu einem solchen Mittel gegriffen, so hättet Ihr Frauen noch tausend Einwendungen gehabt. Da siehst Du, welch einen Narren die Liebe aus mir gemacht hatte!"

Leichenblaß saß Signe ihm gegenüber und starrte ihn an.

„Du hast . . . mit Willen mir eine Unwahrheit gesagt?" stammelte sie.

„Nenne es Unwahrheit, wenn Du willst, aber es geschah aus Liebe zu Dir und darum kannst Du es nicht tadeln. Ist es nicht schön, so sehr der Gegenstand meiner Anbetung zu sein, daß ich alles um Deinetwillen thun könnte?"

Signe vermochte kaum zu atmen, ein unsagbares Gefühl von Bitterkeit gegen den Mann, der sie hintergangen hatte, stieg in ihrem Herzen auf, und die Antwort: „Nein, ich verachte es," brannte ihr auf den Lippen, sie besann sich jedoch und erwiderte nur: „Nein, ich finde es nicht schön." Damit schob sie den Stuhl zurück und wollte aufstehen.

„Bleib ruhig sitzen, Signe, ich bin noch nicht fertig," sagte Mr. Steffens in seinem weichen, einschmeichelnden Ton. „In vierzehn Tagen will ich einen großen Ball geben und Du kannst mir helfen, die Liste der Gäste zu entwerfen. Bringen Sie Papier und Tinte," befahl er dem eintretenden Diener.

Signe war so betäubt, daß sie kaum sehen und hören konnte; in ihrem wirren Kopfe schwirrten immer dieselben Gedanken: vierzehn Tage später — und Torsten wäre dagewesen — —

„Du kannst schreiben, Signe, ich werde Dir die Namen nennen. Also — Mr. und Mrs. A., Graf und Gräfin B., Legationsrat und Madame Akulow . . . hörst Du, was ich diktiere, Signe, Du siehst ja so abwesend aus?"

Die junge Frau nahm sich zusammen und stammelte: „Akulow, Akulow, wo habe ich doch den Namen gehört?"

„Wahrscheinlich von einer neidischen Dame, denn Madame Akulow ist sehr schön. Ich machte ihre Bekanntschaft vor vier Jahren in Monaco und werde Dich heute zu ihr führen, da sie gestern nach Paris zurückgekehrt ist. Jetzt gehe ich meine Cigarre zu rauchen. Mach Dich fertig zu einem Ritt im Bois de Boulogne."

Signe flog durch die vergoldeten Gemächer, riß den Sammetvorhang zurück als ob er aus Leinwand gewesen wäre, schloß die Thür ihres Boudoirs hinter sich zu und warf sich, in Thränen ausbrechend, auf

die Chaiselongue. „Wie hat er sich zu einer solchen Lüge erniedrigen können," schluchzte sie, „wie kann man so —" sie drückte das feine Batisttuch fest auf den Mund, um nicht das verächtliche Wort entschlüpfen zu lassen, das sie fast ersticken und vor sich selbst schaudern ließ. „O Torsten, Torsten, mein Freund," seufzte sie, „wärest Du doch dagewesen; es ist doppelt schwer jetzt, da ich weiß, daß Du es hättest sein können. Ach, beurteile Deine kleine Signe nicht zu hart, sie fängt an für ihre Thorheit furchtbar zu büßen, sie hat kein Heim, wie Du es Dir denkst, sie hat nur einen goldenen Käfig. Aber es muß anders werden, ich will mich selbst erziehen, um meinen Mann zu überzeugen, daß er mich nicht wie eine Sklavin behandeln darf; seine Vertraute muß ich werden, nicht nur sein Spielzeug. Unsere Ehe ist keine wirkliche Ehe, er sagt stets ‚Ich, ich', und es muß doch dazu kommen, daß er ‚Wir' sagt, denn was bin ich sonst — nur ein Dekorationsbild." —

In ihrem kleinen Salon saß Madame Akulow vor dem offenen Kaminfeuer und hielt die goldgestickten Pantöffelchen gegen das Gitter, die Flammen warfen glühende Lichter darauf und lenkten die Aufmerksamkeit auf die darinsteckenden winzigen Füße. Sie war noch in Morgentoilette, einem moosgrünen Tuchkleid mit terrakottafarbenem Atlas gefüttert, um sie her saßen fünf bis sechs Herren, jeunesse et vieilesse dorée, welche die berühmte Schönheit bewillkommnen wollten.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich mich mit aufgelöstem Haar sehen lasse," sagte sie, indem sie auf eine Art Turban von indischem Musselin zeigte, welcher die reichen Massen blauschwarzen Haares zusammenhielt. „Der Friseur hatte solche Mühe den Reisestaub zu beseitigen, daß es mehrere Stunden erforderte, und doch sind die Haare noch nicht trocken!"

„Glücklicher Friseur!" lispelte ein junger Herr, der neben ihr saß. Ein älterer Don Juan fiel ein: „Ich dachte, dieser Turban wäre eine neue Mode, die Sie einführen wollten, um zu zeigen, daß ein schönes Gesicht noch immer schöner werden kann."

Madame wandte den Kopf nach allen Seiten in Anerkennung der Komplimente, dann sagte sie: „Jetzt, meine Herren, erzählen Sie mir die Neuigkeiten des Tages! Vor allem berichten Sie mir über die kleine Steffens, sie soll ja solche Straßensängerin gewesen sein wie die Nilson."

„Nein, sie ist die Tochter eines Ministers."

„Keineswegs, ihre Mutter ist eine arme Spitzenklöpplerin und ihr Bruder ist Mönch."

„Nun und wie sieht sie aus?"

„Entzückend, besonders wenn sie singt."

„Etwas unsichere Manieren, aber das macht sie pikant."

„Naiv im höchsten Grade, doch plaudert sie lustig weiter und lacht, daß es schallt."

„Gauche! Also vulgaire," sagte Madame und legte behaglich den Kopf an die Rücklehne."

„Ich würde sagen ‚natürlich', was für mich einen ganz besonderen Reiz hat."

„Und dabei ist sie so kalt, als hätte sie kein Blut in den Adern."

„Es soll mich wundern, ob sie dumm ist oder nur von ihrem Manne eingeschüchtert."

„Sicherlich das letztere, denn solche Augen hat keine dumme Person."

So sprangen die Urteile wie Irrlichter umher, als der Diener eintrat und Mr. und Mrs. Steffens meldete.

Mit der Liebenswürdigkeit der echten Russin empfing Madame Akulow ihre Gäste. Geschmeidig wie eine Katze sprang sie von ihrem niedrigen Stuhl auf, streckte Signe ihre beiden Hände entgegen und sagte: „Wie liebenswürdig, daß Sie mir zuvorkommen, Mrs. Steffens, ich wollte heute abend noch zu Ihnen; Sie wissen doch, daß Mr. Steffens einer meiner besten Freunde ist, und diese Freundschaft möchte ich auf seine Frau übertragen, wenn sie es mir erlauben will."

Signe murmelte etwas von Dankbarkeit, und aus der Ecke, wo die Herren standen, erklang ein leises verfängliches Hüsteln.

Dank der geläufigen Zunge der Wirtin, kam bald ein allgemeines Gespräch zustande. Signe fühlte sich sehr fremd in dieser Umgebung; seit drei Monaten hatte sie in den amerikanischen und anderen fremden Kreisen in Paris getanzt, dinirt, sich amüsiert und geglaubt, dies wäre die feine Gesellschaft, nach der sie sich immer gesehnt, nun sah sie ein, daß sie sich getäuscht. Hier herrschte ein anderer feinerer Ton und dennoch gefiel er ihr weniger als der andere, etwas herbere, wo die Dinge bei dem rechten Namen genannt wurden und die Worte nicht dazu dienten, die Gedanken zu verbergen. Dann warf sie einen scheuen Blick in den Räumen umher; welche Einfachheit gegen ihre eigenen überladenen Gemächer, welche Originalität in der Anordnung; ebenso wie nur Madame Akulow solch einen Turban tragen konnte, ohne lächerlich zu erscheinen, so konnte auch nur ein individueller Geschmack das Ganze zu einem solchen Schmuckkästchen machen. Signe gelobte sich, zu dem besprochenen Ball ihr ganzes Haus umzuwandeln, und bei dieser neuen Beschäftigung ihrer Gedanken traten die Eindrücke des Morgens in den Hintergrund.

„Man hat mir gesagt, daß Sie eine ganz vollendete Sängerin seien," sagte die Wirtin. „Sind Sie mit Ihrem Gesanglehrer zufrieden?"

„Ja, ganz außerordentlich, er hat die echte italienische Methode und durch seinen Unterricht sehe ich erst ein, eine wie schlechte Sängerin ich bin."

„Sie sind zu bescheiden, Madame."

„O nein, ich weiß sehr gut, daß ich von Natur eine schöne Stimme habe, desto mehr Schande ist es, wenn ich sie nicht zu verwerten verstehe," antwortete Signe unbefangen.

„Nehmen Sie oft Stunden?"

„Jeden Tag eine halbe, der Lehrer sagt, ich sei noch zu unwissend, um allein üben zu können."

„Es freut mich, daß meine Empfehlung so gut ausgefallen ist; Signor Barbi ist aber ein sehr liebenswürdiger Mann, ich glaube, es verknüpft sich etwas Romantik mit seiner Vergangenheit, er ist so eine Art politisches Opfer," fuhr Madame Akulow fort.

„Ach, so nennen sich alle italienischen Abenteurer,“ fiel ein Herr höhnisch ein.

„Mir gefällt er ganz besonders und es ist sehr interessant, ernsthaft mit ihm zu sprechen,“ sagte Signe bestimmt, als ob sie sofort bereit sei, eine Lanze für den Lehrer zu brechen.

„Eine solche Schülerin muß auch inspirierend wirken,“ meinte Madame Akulow lächelnd.

Bald darauf nahmen die beiden Gatten Abschied. Signe hatte ein aufsteigendes Gewitter in den Zügen ihres Gatten gelesen, jetzt brach es los.

„Wie kann man so taktlos sein, mit solcher Bewunderung über einen Mann zu sprechen; ich wette, vor Abend cirkuliert das Gerücht in Paris, daß er Dein ‚Amant‘ ist!“

„Mein Amant? Was bedeutet das?“

Etwas zögernd sagte der Gatte: „Nun, ein Courmacher, wenn Du willst und wenn Du Dich in dieser unpassenden Weise ferner ausdrückst, so wird man Dir sagen, daß Du eine Kokette bist.“

Signe sah ihrem Mann ruhig in die Augen, dann antwortete sie: „Man wird wissen, daß man einer verheirateten Frau nicht den Hof machen kann, und daß diese in ihrem Mann einen Schutz gegen solche Zudringlichkeit hat.“

Mr. Steffens erwiderte nichts, sah aber zufrieden aus. Er ließ sogleich zu einem Kunsthändler fahren, wo er Signe eine bronzene Venus von Milo schenkte, die sie sich neulich gewünscht hatte. Sie drückte ihm dankbar die Hand und sagte schüchtern: „Ach, wenn Du mir doch zuweilen ein freundliches Wort an Stelle der Kostbarkeiten schenken wolltest, George, ich fange an, mich nach Freundlichkeit wie nach Brot zu sehnen.“

Der bedeutungsvolle Abend war gekommen, an dem Signe ihren ersten Ball geben sollte; Mr. Steffens hatte nur gelacht, als sie ihm den Vorschlag machte, das Haus anders zu dekorieren, doch gestattete er ihr, hier und da ein Möbel wegzunehmen, wo sonst Menschen und Stühle sich den Platz streitig gemacht hätten. Seitdem sie einige französische Salons gesehen hatte, war ihr die Freude an den eigenen vergällt; sie mußte dabei an eine Schulfreundin denken, die immer sagte: „ich kaufe mir nur Kattunkleider, die wie Seide aussehen, damit die Leute glauben, ich sei reich.“

„Dasselbe werden unsere Gäste vielleicht von uns denken,“ meinte Signe, als sie die unechten Bronzen, die schlecht kopierten Ölbilder, die falschen Gemmen, die imitierten Spitzen betrachtete, von denen ihr gemietetes Haus strotzte und wovon sie zuerst so entzückt war. Mit welch staunender Bewunderung hatte sie als Braut gelauscht, als ihr Bräutigam von den Kunstschätzen sprach, die er während seiner Reisen gesammelt hatte, jetzt erst wurde es ihr klar, daß seine Kunstkenntnis eben solch Flittergold war wie ihr jetziges Ameublement.

Daher waren auch die Schmeicheleien, mit denen Madame Akulow sie beim Eintritt in ihren Salon überhäufte, nur eine Beleidigung, sie fühlte den verdeckten Spott und Hohn. Wie könnte auch jemand mit diesem ausgebildeten Geschmack über jene Fabrikarbeit in Extase geraten; Signe empfand einen instinktiven Widerwillen gegen die gelbgrünen Augen der Russin, die umherschweiften, als sie mit glaubwürdiger Miene versicherte, sie habe noch nie etwas Schöneres gesehen als diese japanische Vase, während sie sich doch keinen Augenblick darüber täuschen konnte, daß dies eine Imitation im Werte von höchstens fünfzig Francs sei.

Mr. Steffens war sehr aufmerksam gegen Madame Akulow. Man konnte deutlich merken, daß sie die Hauptperson des Festes war; Madame tanzte keinen anderen Tanz als Mazurka, wobei sie immer allein mit ihrem Tänzer auftrat, um ihre geschmeidige Gestalt recht zur Geltung kommen zu lassen. Diesen Abend wollte sie aber, wie sie sagte, sich ganz ihrem alten, ersehnten Freund widmen; halb liegend in einem Fauteuil, dessen lachsfarbener, golddurchwirkter Bezug noch ihre Schönheit erhöhte, war sie blendend in dem nilgrünen, mit Points besetzten Sammetkleide, an dem Brillantagraffen die Spitzen zusammenrafften. Um den Hals trug sie einen Schmuck von wunderbarer Arbeit, aber ungeheuerlicher Naturtreue; es war eine Schlange, auf deren Rücken feine Smaragden und Brillanten blitzten; der Schlangenleib, aus Gelenken zusammengesetzt, die sich bewegten, wenn der schöne Hals sich hin und her bog, schillerte in einem Farbenton nicht unähnlich den grünen Augen der Besitzerin. Im Kopfe des Ungetüms glitzerten zwei schwarze Diamanten, und man meinte fast den Augenblick kommen zu sehen, wo es den Rachen öffnete, um in die pfirsichweiche Haut, auf der es ruhte, hineinzubeißen.

Signe stand im Contretanz einer Thür gegenüber, durch welche sie im Hintergrund ihren Mann im eifrigen Gespräch mit der Russin beobachten konnte. Es war wohl nicht ohne Absicht, daß die Dame diesen Platz gewählt hatte, denn kein Theatertableau konnte wirkungsvoller sein wie ihre eigene Person als Frontdekoration in der langen Reihe der Gemächer. Diese Frau erschien ihr ein Rätsel, in der Ferne so fesselnd schön und in der Nähe so unheimlich abstoßend. Signes Tänzer wandte auch seine Blicke nach dieser Gruppe.

„Eine merkwürdig schöne Frau, diese Madame Akulow,“ sagte er, seinen Schnurrbart drehend. „Mit welcher antiken Persönlichkeit könnte man sie vergleichen, denn ihre Schönheit ist nicht moderner Art?“

„Kleopatra,“ fiel Signe ein.

„Die Schlange bringt Sie wohl auf diese Idee! Aber ich glaube, diese Dame hat keine Lust zu sterben; ich dachte freilich an eine andere ägyptische Dame, die auch einen Namen in der Geschichte hat! Da kommt ihr Mann, wie kommt es, daß fast alle schönen Russinnen, die umherreisen, häßliche, alte Männer haben?“

„Ich kenne gar keine Russinnen,“ sagte Signe einfach.

„Auch Madame Akulow nicht?“

„Nein, ich sah sie nur ein paar Mal.“

„Ich gratuliere.“

Im Laufe des Abends ging Signe hin und her und versuchte die Honneurs zu machen, aber im ganzen kam es ihr vor, als hätte ebensogut eine

andere die Wirtin sein können, so fremd fühlte sie sich in dem sogenannten eigenen Haus. Tapeziere, Gärtner, Köche, Schneiderinnen hatten für alles gesorgt, sie hatte nichts weiter zu thun, als die kostbare Toilette anzulegen und, in der Mitte des Salons stehend, die Gäste zu empfangen. Wie anders hatte sie sich ihren ersten Ball gedacht, welche Mühe wollte sie sich geben, um ihn recht hübsch und fröhlich zu machen. Als Ideal schwebten ihr die Tänze bei Onkel Görau auf dem Lande vor, nur hatte sie damals die Nase gerümpft, weil alles so einfach war, jetzt umgab sie Luxus in Fülle, aber wo war die Fröhlichkeit?

Madame Akulow fesselte noch immer den Wirt; mit Fächer und Augen spielend, sagte sie: „So haben Sie also Ihr Ideal gefunden, ein einfaches, unverdorbenes Mädchen, das keinen eigenen Willen hat?"

„Verzeihen Sie, solch ein Ideal habe ich nicht gesucht, sondern eins, das einen Willen hat, den ich aber beugen kann."

„Ja, ja, so war es! Nun, das wird Ihnen nicht schwer fallen, denn Ihre Macht ist groß, wie Sie genugsam wissen," fügte sie mit einem bedeutungsvollen Seufzer hinzu. Sie hielt inne, um ihre Worte wirken zu lassen, dann fuhr sie fort: „Sie ist entzückend, so recht eine ländliche Schönheit, aber sie muß ihr Haar anders aufstecken, sonst werden ihre Neider sagen, es sei falsch. An ihren Manieren sieht man zwar, daß sie aus einem quasi unzivilisierten Lande kommt, aber mit Ihnen als Lehrmeister wird das bald verschwinden, denn Sie wissen ja, auch ein Diamant muß geschliffen werden, um zur richtigen Geltung zu kommen. Sie muß sich diese ‚ingénue' Art abgewöhnen, die gar zu leicht für Affektation gehalten wird, und wenn Sie es mir als treue Freundin gestatten, so werde ich Ihnen dabei behilflich sein. Es muß für einen Weltmann, wie Sie, ein wahrer Genuß sein, so ein Lämmchen zu erziehen, aber nehmen Sie sich in acht, in Paris giebt es gar zu viel Wölfe."

„Ich bin ein erfahrener Jäger, wie Sie wissen, Madame," erwiderte Mr. Steffens ruhig, dann ihr den Fächer aus der Hand nehmend entfaltete er denselben und sagte dahinter: „Waren Sie diesen Herbst wieder in Monaco?"

„Ach nein, seitdem Sie mich damals verließen, habe ich keine Lust mehr gehabt, mich dort aufzuhalten. Es war doch eine herrliche Zeit, die wir dort zugebracht, und Monaco ist sicherlich der schönste Fleck auf Erden. Erinnern Sie sich noch der Mondscheinabende, wenn wir von der Table d'hote auf die Terrasse heraustraten?"

„Ja, und vor allem der Stunden nachher am Spieltisch," sagte Mr. Steffens mit einem zweideutigen Lächeln.

„Freilich, ich gestehe gern, daß einige Stunden am Spieltisch mir ein großes Vergnügen sind, es ist nicht um des Gewinnes, sondern um der Anregung willen!"

„Natürlich," sagte Mr. Steffens trocken.

„Nun erzählen Sie mir einmal etwas von Schweden; ist es wirklich so schön wie man sagt? Ist es wahr, daß die Bären auf der Straße herumlaufen?"

„Nicht die Bären, sondern die Bärenfänger, denn deren giebt es da wie überall, wo die Menschen einander anführen wollen."

Madame sah etwas betroffen aus und stand auf.

„Jetzt muß ich Sie leider verlassen, um mich mit der alten Marquise S. zu unterhalten und sie die ganze Liste aller ihrer Krankheiten herzählen zu lassen. Führen Sie Ihre kleine Frau recht oft zu mir, wir werden schon gute Freunde werden."

Mr. Steffens empfand diesen Abend wieder den tiefgehenden Einfluß seiner sogenannten Freundin, den sie seit ihrer ersten Bekanntschaft immer auf ihn ausgeübt. Er, der als junger Mann sechs Jahre fest über den Büchern seines Vaters gesessen hatte und nie in der guten Gesellschaft gewesen war, sah sich plötzlich beim Tode desselben durch seinen Reichtum zwar berechtigt, in jeder Gesellschaft Zutritt zu haben, aber ihm fehlte der Schlüssel — die guten Manieren. Er war schlau genug einzusehen, daß er eigentlich eine Art Barnums-Figur vorstellte, die man ihres Geldes wegen duldet, aber nie als gleichgestellt betrachtet. Dieser Mangel wurde ihm zu einem wunden Punkt, der ihn fortwährend an seine halbwilde Herkunft erinnerte. Sein einziger Ehrgeiz ward, für einen Gentleman zu gelten; dies sehnsüchtige Verlangen nach einer anerkannten Stellung in der großen Welt suchte er hinter einem kühlen, zurückhaltenden Wesen zu verbergen, aber da ein schlauer Mann fast immer von einer schlauen Frau übertroffen wird, so hatte Madame Akulow bald diese Schwäche entdeckt und für ihre Zwecke ausgebeutet. Sie war eine von den Frauen, deren Macht über die Männer stets ein Rätsel bleibt; mit kaltem Herzen und klarem, berechnendem Kopf verstehen sie anderen die Leidenschaft einzuflößen, für die sie selbst unempfindlich sind; alle verachtend, niemand verschmähend, zermalmen sie alle, die ihnen in den Weg treten, und machen das Interesse des Ziels abhängig von den Schwierigkeiten, mit denen sie es erreichen. Mit dem Staatsmann politisierend, schwärmend mit den Dichtern, verstehen sie selbst dem Geistlichen einzubilden, daß er eine Bekehrung an ihnen gemacht, bis er mit Schrecken gewahr wird, daß der alte Adam noch in ihm steckt. Wie viele Ehen hat nicht ein solches Weib gelockert durch eine zur rechten Zeit eingestreute Schmeichelei oder einen Sarkasmus über die Gattin! Als Mr. Steffens vor sechs Jahren nach Europa kam, war Madame Akulow seine erste weibliche Bekanntschaft, zu der Zeit war er noch eine Art Naturmensch, dessen gesellige Erziehung sie sogleich übernahm. Damals reflektierte sie stark darauf, ihren buckligen Mann zu verlassen und dem Besitzer von Millionen nach Amerika zu folgen; da aber Mr. Steffens bestimmt erklärte, nur eine Schwedin heiraten zu wollen, begnügte sie sich damit, ihn als Freund und Kassierer anzunehmen. Dieser Vorzug für das nordische Volk war das einzige Geheimnis, das sie ihm nie entlocken konnte, denn um seine halfbred Herkunft zu verbergen, stellte er sich immer als von englischer Abstammung dar. In den Jahren

darauf hatten sie sich dann und wann getroffen; jetzt hieß es, sie solle die junge Frau in die vornehme Welt einführen; die vornehme Welt ist aber zweierlei Art, die eine hat edle Namen und edle Gesinnungen, die andere nur die edlen Namen.

Am Tage nach dem Ball saßen die beiden Gatten beim Lunch und besprachen die gestrige Abendunterhaltung.

„Es ist eigentümlich,“ sagte Signe, „so viele Menschen bei sich zu sehen, von denen alle gleich fremd sind und einige sogar unangenehm, zum Beispiel diese Madame Akulow, je mehr ich von ihr sehe, desto weniger gefällt sie mir.“

„Das wird sich hoffentlich geben,“ erwiderte der Gatte, indem er langsam die Schokolade schlürfte, „es ist mein Wunsch, daß sie Deine vertrauteste Freundin werde, die Du immer um Rat fragen kannst.“

„Nie und nimmer wird sie das werden,“ sagte Signe bestimmt, „sie ist nicht aufrichtig, das liest man in ihrem Gesicht! Außerdem sehe ich wohl, daß sie mich für ein Schaf hält, dem sie alles weißmachen kann.“

„Das ist eine übertriebene Auffassung, aber es giebt vieles, was Du nicht verstehst und darum wünsche ich ihre Gesellschaft für Dich!“

„Man kann sich aber nicht zwingen, jemand zu lieben,“ antwortete Signe heftig; als sie jedoch die Falte zwischen den Augenbrauen ihres Mannes bemerkte, hielt sie inne, biß sich auf die Lippen und streckte ihm nach einer Weile herzlich die Hand entgegen: „Lieber George, laß mich in diesem Falle thun, wie ich will! Ich habe Deinem Wunsche gemäß Madame de Beaulieu nicht aufgesucht, obgleich sie mir so sympathisch war, und ich habe den Gedanken an ihre Freundschaft aufgegeben. Laß mich nun als Ersatz dafür die Bekanntschaft von Madame Akulow meiden, ich könnte nie intim mit ihr werden, und oberflächlicher Verkehr war mir stets ein Greuel, dann lieber gar keiner!“

„Ach, das sind überschwängliche Ideen! Man kann sehr gut mit Menschen umgehen, ohne Freundschaft für sie zu hegen; mit dieser Anschauung mußt Du Dich auch vertraut machen; ich lud meine Freundin ein, mit uns nach Trouville zu gehen, wo ich für zwei Monate eine Wohnung gemietet habe.“

Signe saß wie versteinert, endlich stammelte sie: „Trouville, George, Du hattest mir doch versprochen, diesen Sommer nach Schweden zu gehen?“

„Das war ja auch meine Absicht, die wir später ausführen können; aber wenn Du meine Wünsche nicht erfüllen willst, so —“

Ein bitterer Zug legte sich um Signes Mund, der nur zum Lächeln geschaffen schien. „Thue ich wirklich nicht Deinen Willen? Es scheint mir im Gegenteil, als hätte ich gar keinen eigenen Willen mehr.“

Ein paar Thränen stiegen in ihre Augen, sie wischte sie schnell ab und versuchte ruhig zu sprechen.

„Weißt Du, George, es schmerzt mich sehr, daß ich mich mit Dir so wenig gleichgestellt fühle, dadurch verliere ich das nötige Selbstvertrauen. Daß Du in praktischen Dingen viel klüger bist als ich, weiß ich wohl, aber darum sollst Du mich ja erziehen. Du sagst immer: ‚ich will, ich thue‘, wäre es nicht richtiger, daß zwei Gatten, die sich lieben, einander begegneten im gemeinsamen Wirken!“

„Ei, wie altklug ist meine junge Frau geworden,“ lachte Mr. Steffens höhnisch, „es dünkt mich, Du hattest doch sehr Deinen Kopf für Dich, der für Dich der einzig maßgebende war; Du sprichst von liebenden Gatten, Du kannst doch nicht behaupten, daß Du mich nur aus Liebe geheiratet hast?“

Signe errötete bis an die Schläfe, dann sagte sie: „Darüber habe ich ganz aufrichtig mit Dir gesprochen; ich war bei unserer Heirat ein Kind, das weder sich selbst, noch das Leben verstand. Aber ebenso aufrichtig sage ich jetzt, daß es mein ernstes Streben ist, Dich von Herzen zu lieben. Wenn man einem Mann angehört, muß man ihn lieben und achten, wenn man sich selbst nicht verachten soll!“

„Du kennst doch das alte Sprichwort: die Freunde meiner Frau sind meine Freunde! Richte Dich danach und wir werden so glücklich sein wie zwei Turteltauben!“ Er schwang seinen Stock und verließ das Zimmer.

„Ja, wie Turteltauben, aber nicht wie Menschen,“ dachte Signe und sah dem Mann nach, den sie hätte achten wollen und doch nicht konnte.

Mr. Steffens zündete sich eine Cigarre an und ging, seiner Freundin den gewohnten Vormittagsbesuch zu machen. Nach und nach war er wieder in die alte Gewohnheit verfallen, dieser Dame alles mitzuteilen; auch in seinen häuslichen Angelegenheiten nahm er jetzt ihren Rat in Anspruch. Die erfahrene Frau wußte sehr wohl, daß aus einem kleinen Zwiespalt in der Ehe eine Kluft wird, wenn die Gatten sich erlauben, mit außerhalb Stehenden darüber zu sprechen.

Mr. Steffens war eigentlich in seinen Erwartungen in betreff Signes enttäuscht. Ihre Schönheit hatte nicht das Aufsehen gemacht, das er gedacht, und die lustigen Pariser beneideten ihn nicht um diese Schneekönigin, die ohne Gefallsucht, Schmeicheleien entweder kühl zurückwies oder schelmisch belachte. Er hatte sie absichtlich auf das Glatteis der großen Welt geführt, um Gelegenheit zu finden, durch Eifersucht und Strenge stolze Empörung und Ungehorsam hervorzurufen, um dann in brutaler Weise sie seine Macht fühlen zu lassen. Daß eine feine weibliche Natur, sich vergessend, wohl heftig, aber nie roh werden könne, verstand er aber nicht; die einzige Erfahrung über das weibliche Geschlecht, die ihm aus seiner Kindheit zu Gebote stand, war, daß man ein Weib entweder durch Leidenschaft oder Mißhandlung zu beherrschen vermöge. Beide Ansichten prallten an Signes kindlich fröhlichem oder weiblich würdigem Wesen ab, sie schöpfte jetzt aus ihren Kindererinnerungen die Kraft, sich zu beherrschen, um ihm nicht Gelegenheit zu geben, sie als Sklavin statt als gleichgestellte Gattin zu behandeln. Diese Art passiver Unterwerfung seiner Frau versetzte ihn zuweilen in wahre Wut, gerade als ob er gegen einen Feind im Dunklen gefochten. Und diese Ärgernisse teilte er jetzt seiner Freundin mit. Diese lachte laut auf.

„Mein lieber Freund,“ sagte sie, „Sie müssen

krank sein, um eine solche Kinderei so tragisch zu nehmen! Gehen Sie nach Karlsbad, das ist mein Rat, Sie leiden an der Galle. Lassen Sie doch die kleine Gans mit ihren Musikstudien, wer weiß, was daraus entstehen kann! Solche idealen Beschäftigungen hat selbst Dante als eine Gefahr besungen und Sie — worüber klagten Sie? Haben Sie nicht Anregung genug an meinen Empfangsabenden? Ich habe jetzt eine ganz auserlesene kleine Gesellschaft mit den besten aristokratischen Namen, der Zutritt ist zwar schwierig für einen unbekannten Amerikaner, aber ich will mein Bestes thun, Sie dort einzuführen. Wenn man eine volle Börse hat — —"

„Die zu Ihrer Verfügung steht," fiel Mr. Steffens sich verbeugend ein.

„Die zu meiner Verfügung steht," wiederholte Madame mit Nachdruck, „so öffnen sich alle Thüren von selbst. Sie werden sehen, Sie bringen es noch dahin, Ihre Frau eifersüchtig zu machen!"

„Die — —"

* * *

Die täglichen Singstunden bei Signor Barbi waren Signes höchstes Vergnügen. Durch ihn lernte sie die alten italienischen Meister kennen; wenn sie eine schöne Kirchenarie einübte, gab er ihr eine kurze Darstellung der Zeit und der Verhältnisse, unter denen sie geschrieben war. Allmählich knüpften sich an diese musikalischen auch andere Kunstgespräche, die Signe eine neue Welt eröffneten. Signor Barbi war ein ruhiger Mann, wie es schien zwischen vierzig bis fünfzig Jahr alt, vielleicht auch jünger, als das weiße Haar, die tiefen melancholischen Augen und das durchfurchte Gesicht ihn erscheinen ließen. Nie sprach er über sich selbst und seine Verhältnisse; seine Kleidung war sehr abgetragen, und er wohnte in einer Mansarde, worüber Signe sich oft wunderte, da seine Stunden zwanzig Francs kosteten und er den Tag über beschäftigt war.

Signes Stunde fand statt zwischen drei bis vier Uhr nachmittags; der Lunch war dann vorüber und die five o'clock-tea-Gäste noch nicht angelangt; so konnte also Signor Barbi ungestört den Unterricht ausdehnen, wenn durch eine Plauderei oder Auseinandersetzung die eigentliche Arbeit aufgehalten worden war. Dabei sorgte Signe stets für eine Flasche kühle Limonade, die einzige Erfrischung, die er je annahm. Als sie bekannter wurden, ging die junge Frau ihre ganze italienische Reise mit ihm durch, sie holte ihre Mappen mit Photographien hervor und er belebte sie mit Schilderungen aus der Vergangenheit, bis sie mit ihren Gedanken der Gegenwart fast ganz entzogen wurde. Jede Gesellschaftsunterhaltung erschien ihr fade im Vergleich zu diesen ersehnten Nachmittagsstunden, wo sie beide am Klavier sitzend ihre Phantasie mit großen Bildern berauschten; meist blieben sie ungestört, zuweilen schlich Mr. Steffens plötzlich herein, um einer Opernarie oder leichterer Musik zuzuhören. Ein andermal kam Madame Akulow unangemeldet, „eine alte Freundin kann sich solche Unterbrechung gestatten" entschuldigte sie sich, dann warf sie sich in einen Fauteuil und führte in ihrer Weise eine Rhapsodie über bekannte Klatschmelodien auf, oder sie erging sich in enthusiastischen Lobreden über Signes Gesang. Dabei sah Signor Barbi aus, als ob er in einen sauern Apfel gebissen hätte, und als Signe ihn fragte, ob Madame Akulows Gesicht nicht so schön wäre, wie eine feingeschnittene Kamee, antwortete er: „Hm, diese Art Schönheit nimmt sich besser auf Stein als in einem menschlichen Antlitz aus!"

Die Toilettenfragen, die Signe im ersten Winter von so großer Bedeutung erschienen, waren ihr jetzt zur Nebensache geworden, ihr angeborner guter Geschmack hatte sich zu der echten Eleganz entwickelt, die sich mehr fühlen als beschreiben läßt und die Mrs. Steffens bald zu einer der die Mode bestimmenden Damen in Paris machte. Nach zweijähriger Ehe war Signe Ström gesättigt mit all dem, was einst der dunkle Geist dem Menschensohne bot: „dies alles gebe ich Dir, wenn Du niederfällst und mich anbetest."

Und sie war vor ihm niedergefallen, das sah sie jetzt ein; je tieferen Einblick sie in das sie umgebende hohle Leben that, desto ehrlicher mußte sie bekennen: „ich habe mich freiwillig verkauft, ich habe klüger sein wollen als andere und habe doch dem Schein nachgejagt, und nun, da ich es erreicht — was ist mein Dasein, wozu lebe ich eigentlich? Um zu tanzen, zu essen und zu trinken, ist das einer Menschenseele würdig? Mache ich einen einzigen Menschen glücklich, bin ich es selbst? Bin ich etwas anderes als eine ausgeputzte Marionette, die an einem Faden herumgeführt wird?"

Eines Tages an einem Mittagskonzert au Châlet traf Signe mit Madame de Beaulieu zusammen. Diese begrüßte sie in wahrhaft herzlicher Weise. „Ich habe mich so oft nach Ihnen umgesehen, meine liebe Mrs. Steffens, und immer gehofft, Sie würden mich aufsuchen!"

Signe errötete und stammelte etwas von „mein Mann — — französisch sprechen — —"

„Ja, ja, ich verstehe," sagte Madame freundlich, „unsere Sprache wird den Amerikanern immer schwer, und Ihr Gemahl wird in Paris andere Beschäftigungen haben, als Sprachstudien zu treiben. Gehen Sie sehr viel aus, Mrs. Steffens? Ich fürchte, Sie tanzen zu viel, Sie sehen mir etwas blaß aus?"

„O nein, ich fange an alt zu werden," sagte Signe schelmisch, „und habe bald genug getanzt. Ich finde viel größeres Vergnügen an meinen Gesang- und Sprachstunden."

„Davon habe ich durch Signor Barbi gehört, der Sie für seine beste Schülerin hält."

Signe errötete vor Vergnügen. „Ach, er ist viel zu nachsichtig gegen mich, denn ich bin gar nicht fleißig genug. Finden Sie ihn nicht liebenswürdig?"

„Gewiß und dazu ebenso gut! Ich kenne seine Verhältnisse von früher her, sein Vater war ein treuer Freund Garibaldis und opferte sein ganzes Vermögen für Italiens Freiheit. Der Sohn hat dieselben uneigennützigen Gesinnungen und giebt alles, was er verdient, an die Armen, die im Befreiungskriege Väter, Gatten und Brüder verloren. Er

könnte ein reicher Mann sein, lebt aber so einfach wie ein Arbeiter."

Signes Herz klopfte während sie still vor sich hinsah. Es war lange her, seit sie von Menschenliebe, Aufopferung und Einfachheit gehört hatte, diese drei Worte, die in ihrem Jugendheim so oft vorkamen und ihr damals so langweilig erschienen.

„Jetzt, seit ich dies weiß, will ich noch fleißiger arbeiten, um ihm Freude zu machen," sagte sie und sah Madame de Beaulieu strahlend in die Augen.

„Ich sehe Ihren Herrn Gemahl nicht," sagte diese, „geht er nicht in Konzerte?"

„O, gewiß, denn er liebt Musik sehr, aber heute hat er seine gewohnte Skatpartie bei Madame Akulow und die versäumt er nie."

Madame Beaulieu drehte sich plötzlich um und betrachtete Signe forschend. „Madame Akulow?" sagte sie langsam, „kennen Sie diese Dame auch?"

„Ja, aber ich mag sie gar nicht leiden," sagte Signe mit kindlicher Aufrichtigkeit.

„Desto besser, meine liebe, junge Frau, denn sie ist keine Gesellschaft für Sie. Eine junge Frau muß vorsichtig sein in ihrem Umgang und keinen Verkehr haben mit solchen, auf deren Ruf ein Schatten liegt! Entschuldigen Sie, daß ich so aufrichtig bin, aber ich habe vom ersten Augenblick an Interesse für Sie empfunden und weiß, welche gefährliche Stadt Paris ist, wo so viele verschiedene Elemente sich ansammeln."

Die Musik begann wieder und schnitt das Gespräch ab. Nie in ihrem Leben hatte Signe eine solche Empfindung von reinstem Glück gehabt: die herrliche Komposition Berlioz in der edelsten, vornehmsten Weise ausgeführt, ein Publikum, das in der beherrschten und doch warmen Art guter Erziehung seinen Beifall zollte, und an ihrer Seite eine Frau, die ihre eigene musikalische Begeisterung teilte und ihr dabei menschlich so edel und gut erschien, wie keine außer ihrer eigenen Mutter. Die Gefühle ihres Herzens lösten sich in einem stummen Dankgebet für diesen Augenblick reinster Harmonie; gerade wie im Leben, so kämpften auch hier die Dissonanzen so lange, bis sie sich in Schönheit auflösten, und ihr jetzt geschulter Geist konnte der Aufgabe folgen und sie mit den eigenen Kämpfen vergleichen, ihr geläuterter Geschmack verstand jetzt, was sie hörte, ohne den früheren nur sinnlichen Genuß zu beeinträchtigen.

In einer eintretenden Pause sagte sie plötzlich zu Madame de Beaulieu: „Ist nicht die Musik dasselbe wie Religion?"

„Eine Ausdrucksweise für die Religion meinen Sie?"

„Nein, an sich, denn beide führen uns zu Gott, beide sind sie so mannigfach und doch einfach, daß sie den Weisen wie das Kind beglücken und von allen verstanden werden können."

Kaum hörbar fielen die Worte von Signes Lippen, jetzt kam der Schlußchor und wie ein Traum war alles zu Ende. Zärtlich blickte Madame de Beaulieu der jungen Frau in die Augen und sagte: „Sie kommen mir wie eine alte, liebe Bekannte vor, wollen Sie mich nicht besuchen?"

Signe vergaß jede Ausrede, als sie in die klaren mütterlichen Augen blickte und aufgeregt antwortete sie: „Verstehen Sie mich recht, Madame, ich kann das nicht versprechen, mein Mann wünscht nicht, daß ich andere Freunde habe als die seinigen, und mit Ihnen könnte ich nie auf halb fremdem Fuß bleiben. Ich müßte Sie gleich als Freundin lieben und verehren und das würde er nicht dulden."

Sie waren jetzt im Korridor angelangt und warteten auf ihren Wagen. Die junge Frau war von so verschiedenartigen Gefühlen bewegt, daß sie ihre Umgebung vergaß, sie schloß plötzlich ihre Begleiterin in die Arme und sagte in Thränen ausbrechend: „Ach, wenn es mir erlaubt wäre Sie zu lieben, ich habe es nötig, mich jemand anzuschließen, stehe ich doch so allein in der Welt!"

Madame de Beaulieu that, als habe sie den plötzlichen Ausbruch nicht bemerkt, sondern sagte ruhig: „Dies Gefühl hat wohl mehr oder weniger jede junge Frau, die fern von ihrem Vaterlande weilt und sich immer auf Reisen befindet. Es wird schon besser werden, wenn Sie einen wirklichen Hausstand zu führen haben, und selbst der Gatte nimmt dann an vielem teil, woran er vorher nicht gedacht hat. Jetzt leben Sie wohl, meine liebe junge Frau, hoffentlich sehen wir uns bald wieder! Vielleicht hier im nächsten Konzert; also auf Wiedersehen, es ist schon spät."

Signe sah auf ihre Uhr und entdeckte mit Schrecken, daß es schon eine Viertelstunde über die mit ihrem Mann verabredete Zeit war. In Auteuil fand heut wieder ein Wettrennen statt, denen sie aber so oft beigewohnt, daß der Reiz der Neuheit verschwunden war. Sie hatte keine jugendlichen intimen Freundinnen, mit denen sie sich über die Menschen amüsieren konnte, daher fühlte sie sich nirgends so allein als in dieser Umgebung von vielen hundert Menschen. Die Zeit war vorbei, wo es ihr Freude machte, wenn im Vorbeifahren gesagt wurde: „Da kommt die schöne Mrs. Steffens mit ihrem schwarzen Mann! Seine Pferde sind die kostbarsten, der Wagen der teuerste, aber langweilen thun die Leute sich zum Auswachsen!" Wie recht, wie traurig recht hatten die Menschen; es war Vergoldung, alles Vergoldung, die ein armes, steinschweres Herz verbarg!

Signe sollte ihren Mann bei Madame Akulow abholen. Dort angelangt, fand sie nur seine Karte mit den Worten: „Du hast mich eine Viertelstunde warten lassen, ich fahre jetzt mit Madame Akulow voraus, denn ich will nicht, daß sie etwas vom Rennen versäume. Komme nach in das Café americain."

„Nach Auteuil," befahl Signe kurz, und der Wagen flog dahin. Ihr Herz pochte, die Wangen brannten; sollte sie ihm wirklich gehorchen, ihm und dieser Frau nachlaufen, auf deren Ruf, wie Madame de Beaulieu gesagt, ein Schatten ruhte? Wie oft hatte Signe stundenlang auf ihren Mann warten müssen, und jetzt befahl er ihr, der dreiundzwanzigjährigen Frau, sich allein in solch Gedränge zu begeben, nur um der Russin das Vergnügen nicht zu schmälern. „Er ist kein Gentleman," dachte sie empört, „und begreift nicht, daß er seine Frau vor zweideutiger Gesellschaft zu schützen hat, er giebt sein eheliches Ver-

hältnis den bösen Zungen preis und warum? Liebt er denn diese Frau, liebt er mich nicht mehr — und was ist mir eigentlich seine Liebe? Liebe ich ihn denn so von Herzen, daß ich überhaupt auf ihn eifersüchtig sein könnte?"

So flogen die Gedanken in ihrem Kopfe umher, indes die Pferde dahinjagten, und wie aus einem Traum erwachend, traf sie an dem Café americain ein, wo Mr. Steffens immer den Lunch einnahm. Der Kellner, der sie sogleich erkannte, führte sie zu einem kleinen für drei Personen gedeckten Tisch, auf welchem Mr. Steffens Karte lag mit den Worten: „Wir wollten uns nach einem neuen Pferd erkundigen und kommen gleich zurück! Du fährst nachher mit Madame Akulow in meinem Wagen."

Es wurde Signe schwarz vor den Augen; ihr Mann forderte, sie solle in einem öffentlichen Lokal auf die beiden warten, während er ihr vorwarf, sich durch ein schönes Konzert um eine Viertelstunde verspätet zu haben. Sie setzte sich an den Tisch, und um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, bestellte sie eine Tasse Schokolade. Dann nahm sie die Uhr in die Hand und murmelte: „Gerade so lange wie er will ich warten, dann sind wir quitt."

Langsam Löffel für Löffel schlürfte sie die Schokolade, während sie that, als ob sie eifrig eine Sportzeitung studiere, das Herz klopfte ihr fast hörbar, die Pulsader schlug so, daß die schwarze Spitze am Hut sich bewegte. „Was thue ich, wenn sie kommen," murmelte sie — — „fünf Minuten noch — denn ich fahre nicht mit — — vier Minuten — und wenn er mich in den Wagen tragen soll — — zwei Minuten — er geht mit einer anderen herum, während seine Frau — jetzt — — Kellner, wollen Sie Mr. Steffens diese Karte geben, wenn er zurückkommt, bringen Sie mir auch etwas Riechsalz, ich fühle mich nicht wohl!" — Damit stand sie auf, trank ein Glas Eiswasser und setzte sich wieder in den Wagen. Sie ließ den Kutscher nach den entlegensten Teilen des bois de Boulogne fahren, um durch die schaukelnde Bewegung und die frische Luft wieder zu sich selbst zu kommen.

Es war dies eigentlich das erste Mal, daß Signe den Mut gehabt, dem ausgesprochenen Willen ihres Mannes zu trotzen, aber der Gedanke, sich öffentlich mit einer Frau von schlechtem Ruf zeigen zu sollen, überwog jedes Bedenken, und wer war diese Frau? Konnte sie ihre Rivalin sein? War es möglich, daß die Liebe ihres Mannes, von deren Allgewalt er so viel gesprochen, schon jetzt sich einer anderen zugewandt hatte?

Wie aus nebliger Luft sich Gestalten bilden können, die der Wirklichkeit ähneln, so kamen ihr jetzt plötzlich Erinnerungsbilder entgegen, die sie heiß und kalt machten. Kleine Andeutungen junger Frauen, deren Lippen von Freundschaft sprachen, während sie mit dem Dolch der Eifersucht spielten; leichtsinnige Bemerkungen junger Herren, die vergebens ihr den Hof zu machen getrachtet und sich durch Andeutungen über ihren Mann dafür rächten; die zunehmende Vertraulichkeit der Russin, die besonders in Gegenwart anderer sich fast als Herrin des Hauses benahm, dies alles hat sie gequält und aufrührerisch gemacht, aber nie ihr Mißtrauen erweckt. Untreue in der Ehe war für sie überhaupt ein unmöglicher Gedanke, und trotz der Tyrannei ihres Mannes, unter der sie jeden Tag mehr zu leiden hatte, versuchte sie jeden Verdacht mit der Überzeugung zurückzudrängen: „er liebt mich doch trotz alledem." War es nun denkbar, daß sie den Kampf mit einer Nebenbuhlerin, die sie verachtete, aufnehmen mußte und noch dazu um einer Liebe willen, die sie selbst, wie sie jetzt angstvoll einsah, nie so erwidert hatte, um ein begründetes Recht darauf zu haben. Wie erniedrigend, entwürdigend, unleidlich wäre in diesem Fall ihre Stellung als Gattin und Mutter. Die Hoffnung, Mutter zu werden, die sie seit einiger Zeit gehegt, und bei deren Mitteilung ihr Mann so beglückt ausgesehen hatte wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, erschien ihr jetzt in einem ganz anderen Lichte. Einem Kinde das Leben geben, ohne daß wahre Liebe die Herzen der beiden Eltern vereinigt, o welche Schmach, welche Strafe für ihren jugendlichen Leichtsinn.

Als Signe erschöpft nach Haus kam, stand Signor Barbi vor der Thür; sie hatte vergessen, ihm absagen zu lassen, und er war gekommen, um die gewohnte Singstunde zu geben. Sein Anblick gab ihren Gedanken eine andere Richtung und sie bat ihn, ihr zu folgen, um die Stunde nicht zu verlieren. Doppelt herzlich empfing sie ihn in dem dankbaren Gefühl, daß durch sein Kommen ihre kummervollen Gedanken in der Musik Erquickung und Trost finden würden. So fing die Stunde an, und nie hatte sie mit mehr Begeisterung gesungen. Die Zeit flog dahin, man ging Altes und Neues durch und Signes wechselnde Stimmung drückte sich in ihren schmelzenden Tönen aus. Während sie in der Zwischenpause sich ausruhte, erzählte Signor Barbi, daß er einen alten Trödler entdeckt, der die schönsten Gemmen zum Verkauf hätte. Doch müßte man sich vor dem Verkäufer hüten, der ein alter Grieche der schlimmsten Sorte sei. „Ich habe heut eine sehr schöne erobert, deren Wert der alte Schelm nicht kannte, darf ich sie Ihnen zeigen?" schloß der Signor seine Rede.

„Gern," erwiderte Signe, die jetzt ihre gewohnte Haltung wiedererlangt hatte, „mich interessieren die Gemmen außerordentlich, nur wundert es mich immer, wie die Gelehrten mit solcher Sicherheit bestimmen können, wen sie vorstellen. Ich finde, sie sehen alle gleich aus."

Signor Barbi lächelte gutmütig und zog aus einem alten, fast farblosen Portemonnaie den Schatz heraus, den er Signe überreichte. Sie nahm den kleinen Stein in die Finger, ließ ihn aber ungeschickterweise fallen; der Signor beugte augenblicklich das Knie, um die Kostbarkeit zu suchen, die er bald fand; noch immer knieend überreichte er ihr abermals die Gemme, indem er scherzend sagte: „Dieser Stein stellt Eros vor, verlieren Sie ihn nicht zum zweiten Mal, man findet die Liebe so leicht nicht wieder!"

Beide kehrten dem Vorhang nach dem Salon den Rücken und bemerkten daher nicht, daß Madame Akulow und Mr. Steffens hinter der erhobenen

Portiere standen. Jetzt traten sie herein und der Hausherr sagte in seinen leisesten Tönen: „Aus welcher Oper üben Sie denn jetzt ein Duett ein?"

Signes Herz stand still, sie kannte diesen unheilverkündenden Tonfall und die Falte zwischen den Augenbrauen, aber der Schreck gab ihr Geistesgegenwart und so antwortete sie unbefangen:

„Verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit, Signor Barbi, aber meine Finger sind wirklich ungelenkig und können nie etwas festhalten," dann ging sie auf Madame Akulow zu, die Gemmen in der Hand. „Sehen Sie, Madame, diesen entzückenden Stein, den Signor Barbi heute gekauft hat! Wenn Sie Platz nehmen wollen, so können wir ihn mit der Lupe betrachten."

„Danke verbindlichst, ich habe leider keine Zeit und wollte mich nur nach Ihrem Befinden erkundigen, da Sie ja in Auteuil unpäßlich wurden; es freut mich herzlich, daß es nur vorübergehend war! Auf Wiedersehen, meine Freunde. Mr. Steffens, ich sehe Sie doch heute abend, Sie haben wohl nicht vergessen, daß Sie die Bekanntschaft des Herzogs Montreuil machen sollen?"

Madame schwebte aus dem Zimmer, Signor Barbi verabschiedete sich und die beiden Gatten blieben allein.

Die Atmosphäre um uns ist zuweilen so von Elektricität gesättigt, daß man kaum zu atmen wagt, weil man den Ausbruch des Gewitters zu beschleunigen fürchtet. So erging es Signe, sie hatte sich auf eine Chaiselongue gelegt und hielt die Augen geschlossen, als ob sie dem heraufziehenden Sturme ausweichen wolle. Ihr gegenüber saß ihr Mann, er hatte den Hut vor sich auf den Tisch gestellt und hielt den Stock fest in seinen beiden Händen, ein Bild der konzentriertesten Härte, die ein armes Frauenherz zum Stillstehen bringen kann.

„Mrs. Steffens," sagte er endlich, „machen Sie die Augen auf, ich wünsche mit Ihnen zu sprechen."

Signe gehorchte, ohne ihn jedoch anzusehen.

„Warum haben Sie nicht auf Madame Akulow und mich gewartet, wie ich es befohlen habe? Waren Sie krank?"

„Ja —" Signe kämpfte einen Augenblick mit ihrer Angst — dann sagte sie fest — „aber das war nicht der Grund."

„Und was war denn der Grund, wenn ich fragen darf?"

„Ich wollte mich nicht öffentlich mit einer Frau von zweideutigem Ruf zeigen! Wenn Sie nicht Ihr Weib vor zweifelhaftem Umgang schützen wollen, muß sie es selbst thun."

„Welche Tugend! Und wer hat Ihnen denn meine Freundin als eine Frau von schlechtem Ruf geschildert?"

Signe zögerte. „Madame de Beaulieu," sagte sie endlich.

„So — ich hatte Ihnen doch diesen Umgang untersagt."

„Ich habe sie auch nicht aufgesucht — wir trafen uns zufällig in einem Konzert."

„Und diesen Augenblick benutzte sie sogleich, um Sie zum Ungehorsam gegen Ihren Gatten aufzuwiegeln? Gerade so sah sie mir aus — haben Sie auch noch andere Rendezvous hinter meinem Rücken?"

Signe erhob sich, indem sie sagte:

„Mr. Steffens, bedenken Sie, daß Ihre Worte eine Beleidigung sind?"

Mr. Steffens streckte den Stock so vor, daß Signe nicht bei dem Tisch vorbei konnte und sagte kühl: „Bleiben Sie ruhig sitzen, bei mir verfängt es nicht, die Empörte zu spielen! Glauben Sie, daß ich Sie dreiviertel Jahr lang umsonst in Stockholm studiert habe? Damals wurde es mir nicht schwer, Ihre heimlichen Wanderungen zum Konditor zu überwachen und Ihre kleinen Schulden bei der Mamsell zu kontrollieren. Jetzt sind Sie aber mutiger geworden und wer weiß, zu welchen extravaganten Promenaden Sie meine Equipage gebrauchen könnten. Der heutige Tag soll mir eine Warnung sein und hiermit untersage ich es ein für allemal, meinen Wagen ohne meine besondere Erlaubnis zu benutzen. Ich werde den Dienern darauf bezügliche Ordres geben, denn zum zweiten Male lasse ich es mir nicht gefallen, mit einer Dame auf den eigenen Wagen warten zu müssen! Versuchen Sie auch nicht, mir zu trotzen, das könnte böse Folgen haben."

Langsam und wie gewöhnlich pfeifend schlängelte Mr. Steffens sich zu seiner Freundin. Ihm, dem halbcivilisierten Menschen, war der Ruf einer Frau ganz gleichgültig; begehrenswert erschien ihm allein eine schöne Sklavin, und wenn diese sich unterstand, um einer solchen Chimäre willen wie z. B. ein fleckenloser Name, ihm ungehorsam zu sein, so war dies in seinen Augen ein Verbrechen, nicht eine Tugend. Was bedeutete überhaupt weibliche Tugend? Ein leeres, inhaltloses Wort, und doch müßte das Gegenteil mit dem Tode bestraft oder wenigstens mit dem blitzenden Schwerte bedroht werden! „Diesmal habe ich es getroffen," sprach er vor sich hin, „nicht ausfahren zu können, ohne um meine Erlaubnis zu bitten, das wird diesen stolzen Nacken etwas beugen. Dem weiblichen Geschlechte thut es immer gut, einen Herrscher zu haben, vor dem es zittern muß!"

Während der Gatte so in Gedanken die Erziehung seines Weibes vollendete, lag dieses bewußtlos auf dem Fußboden. Von den letzten Worten ihres Mannes hatte sie wenig vernommen, wirr schwirrte ihr alles vor den Ohren, bis sie nach und nach weder sah noch hörte; ein einziger Gedanke nur blieb ihr klar: so lange aufrecht sich zu erhalten, bis er gegangen! Dies gelang auch ihrer festen Willenskraft, kaum aber war Mr. Steffens im nächsten Zimmer, als sie ohne einen Laut vom Sofa herabglitt und leblos auf dem Smyrnateppich liegen blieb.

Todesstille herrschte im Hause, der Haushofmeister hielt einen gemütlichen Kaffeeklatsch bei der Haushälterin ab, die elegante Kammerzofe machte Nachmittagsbesuche und das übrige Dienstpersonal nahm sein Abendbrot im Souterrain ein; so lag die junge Frau in ihrem goldenen Käfig so verlassen da wie ein verirrtes Vögelein, das aus dem Nest gefallen ist.

Gegen zehn Uhr erschien der eine schläfrige Diener, um die Lampen in den Zimmern anzustecken;

die Herrschaft war zu Tisch geladen, er hatte also keine Eile, die Salons zu erleuchten. Beim Betreten des Musikzimmers wäre er fast über seine Herrin gestürzt, die stöhnend auf der Erde in einer Blutlache lag; beim Fallen war sie mit dem Kopf gegen eine bronzene Verzierung des Tisches gestoßen und hatte sich auch die Hüfte verrenkt, der Versuch, sich bis zur Klingel zu schleppen, war vergeblich, denn jede Bewegung rief so namenlose Schmerzen hervor, daß ihr wieder das Bewußtsein schwand, und so war es noch ein Glück, daß die Stirn mit der offenen Wunde gegen eine Fußbank lehnte, sonst wäre sie verblutet.

Die fremden Diener standen ratlos da, wo war Mr. Steffens?

„Natürlich bei Madame Akulow," sagte der Kammerdiener.

„So gehen Sie und holen Sie ihn," gebot der Hausmeister.

„Das kann John thun, ich mache nie Besorgungen in der Stadt."

„Soll man nicht einen Arzt holen?"

„Ich kenne keinen Arzt in dieser Gegend."

„Sollte man die Frau nicht ins Bett bringen?" sagte das Küchenmädchen schüchtern.

„Ja, versuchen Sie, ob Sie es können, sie schreit ja wie am Spieß, wenn man sie anfassen will."

So ging das lieblose Gerede hin und her, während Signe gemartert und halb bewußtlos auf dem Teppich lag.

Endlich kam Mr. Steffens; er hatte sich nicht übereilt, denn man hatte ihm nur gemeldet: „Madame sei krank geworden," und nach der Gewohnheit solcher Männer, hielt er das Kranksein der Frauen meistens für bequeme Kapricen, denen sie bei entsprechenden Gelegenheiten den Lauf ließen. Bei Signes Anblick erschrak er jedoch und schickte zu den ersten Ärzten Paris herum, mußte sich aber zuletzt mit einem jungen Doktor aus der Nachbarschaft begnügen, da die medizinischen Größen sich nicht zu einem unbekannten Amerikaner, dessen Dollars sie nicht sicher waren, herabließen. Nach unsäglichen Schmerzen ward die junge Frau mit Hilfe eines zweiten Arztes endlich ins Bett gebracht und die Hüfte untersucht, infolge des Blutverlustes aber und der Schmerzen war sie so schwach geworden, daß sie abwechselnd irre redete oder wie tot dalag. Eine Diakonissin wurde geholt; der Arzt kam während der Nacht mehrere Male, vollkommene Ruhe im Hause war anbefohlen und Mr. Steffens stand plötzlich vor der Möglichkeit, Frau und Kind auf einmal zu verlieren! Das war ihm unfaßlich!

Signe, die gestern wie eine Rose geblüht, sollte heute sterben? Wozu wären denn Ärzte, wenn nicht, um kranke Menschen zu kurieren, oder glaubten die dummen Kreaturen etwa, er könne sie nicht bezahlen? Er nahm zwei Hände voll Gold und legte es auf den Tisch. „Retten Sie sie," sagte er zu dem Doktor, „vor allem retten Sie das Kind — ich will ein Kind haben, das mir ähnlich ist und mein Erbe werden kann — und ich gebe Ihnen so viel Gold wie Sie wollen! Ich will nicht, daß sie stirbt! — So sprechen Sie doch, Mensch, geht es ihr nicht schon besser?"

Der Arzt beschäftigte sich ausschließlich mit der Kranken und sah den Mann, der wie ein wildes Tier im Zimmer herumschlich, gar nicht an. Das junge Wesen, das vor ihm lag, glich einem toten Kinde und er konnte sich kaum des Abscheus erwehren gegen den, der diese Blume geknickt und dennoch zuerst an sein Kind, seinen Erben dachte!

Endlich war der Verband angelangt und der Diakonissin die nötigen Instruktionen erteilt. Der Arzt sah Mr. Steffens fest ins Auge und sagte, auf den Goldhaufen weisend: „Behalten Sie Ihr Geld, ich lasse mich nicht im voraus bezahlen; hoffentlich gelingt es mir die beiden Leben zu retten, dann werde ich Ihnen meine Rechnung senden!" Damit verließ er das Zimmer.

Mr. Steffens sah aus, als hätte er den mutigen Sprecher erdrosseln mögen, seine wilde Natur war bei dem unerwarteten Unglücksfall wieder erwacht. Dies Weib, das da lag, schien ihm Unglück zu bringen; seine Liebe, die nur ein sinnlicher Rausch gewesen, begann fast sich in Haß umzuwandeln gegen Diejenige, die unbewußt seinem Willen widerstand und ihn vielleicht des einzig Wünschenswerten: „des eigenen Kindes" berauben könnte. Es tobte förmlich in ihm und dennoch wagte er nicht ein Wort zu äußern, um sie nicht zu beunruhigen! Was hätte er nicht darum gegeben, sie auf ein Schiff zu bringen und mit ihr nach seiner Heimat zu dampfen, um sie dort das Schicksal seiner Mutter erleiden zu lassen. Diese Kindererinnerungen kamen ihm nie aus dem Sinn und jetzt, da das Wort Tod, an das er sonst nie dachte, in seiner Nähe gefallen, stand ihm wieder die alte Indianerhütte vor Augen, worin das einzige Wesen, das er je geliebt, seine Mutter, gleich einem zu Tode gehetzten Tiere in der Ecke lag. O, mit welchem Rachegefühl hatte er damals die Weißen gehaßt, und jetzt sollte dies weiße Weib ihm möglicherweise entgehen und mit ihr das heißerwünschte Kind? —

Signes Verletzungen erwiesen sich nicht so lebensgefährlich als der Arzt zuerst befürchtet, doch blieb die äußerste Vorsicht geboten, um jeder Gefahr vorzubeugen. Die Kranke selbst schien weder Angst, noch eine Ahnung ihres Zustandes zu haben, sie lag meist mit geschlossenen Augen, und wenn der Gatte sie einige Male am Tage besuchte, so versuchte sie, ihn freundlich zu begrüßen, der Sonnenschein aber schien für immer aus diesem starren Antlitz gewichen. Dies war wieder so ein passiver Widerstand, der ihn in Wut versetzte; hätte sie geklagt und gejammert, so hätte er toben können; daß sie aber seinen Beleidigungen nur Schweigen entgegengesetzt, bewies, daß der Stolz ihr Kraft und Selbstbeherrschung gab und somit war sie doch im stillen ihm überlegen.

Mehr und mehr suchte Mr. Steffens Zerstreuung am grünen Tisch, und die vertraute Freundin bahnte ihm den Weg zu den vornehmen Spielklubs, zu denen der Sohn der Wildnis ohne sie keinen Zutritt gehabt hätte. Die schlaue Russin verstand zu gleicher Zeit seine Eitelkeit und seine wachsende Spielpassion

zu fördern, und beides entfremdete ihn immer mehr der Gattin, deren Besitz ihm so viel Mühe gekostet. Wochen vergingen und immer noch hielt der apathische Zustand der jungen Frau an, die Ärzte befürchteten eine durch den Fall verursachte innere Verletzung des Hirnes, aber dem war nicht so; nicht der Kopf, sondern das Herz war verwundet, der Kernpunkt ihres Wesens getroffen! Und trotz des gekränkten Stolzes und des Gefühls beleidigter Weiblichkeit vermochte sie sich nicht freizumachen von dem quälenden Bewußtsein: Du selbst bist schuld an Deinem Unglück, Du hättest im voraus wissen können, daß der Mann, den Du jetzt verachtest, ein unedler Charakter ist, Du warst blind, weil Du blind sein wolltest, trage jetzt die Ketten mit weiblicher Würde und beginne womöglich ein neues Leben.

Madame Akulow war schon längst nach Trouville abgereist und Mr. Steffens besuchte sie oft. An diesen Tagen atmete Signe auf; seine Gegenwart bedrückte sie wie ein Alp, es war schon an und für sich eine Erholung, nicht seine Schritte im Nebenzimmer zu hören. Stundenlang konnte sie dann still liegen, ohne daß der schwache Geist über Gegenwart und Zukunft zu planen vermocht hätte. Nur zwei Gedanken waren ihr immer gegenwärtig: „Pflege Dich um Deines Kindes willen und verachte den Mann, der nie Deiner Liebe wert war."

An solchen Tagen genoß sie auch recht die Gegenwart der kleinen Diakonissin, Schwester Véronique, von der ein Hauch himmlischen Friedens auszugehen schien; ihr noch jugendlich frisches Gesicht strahlte von Wohlwollen und die klaren, blauen Augen blickten so vertrauensvoll umher, als hätten sie nur den einzigen Wunsch, auch anderen von ihrem Frieden mitzuteilen. Als sie eines Abends der Kranken den Verband erneuert hatte, und ihren gewohnten Abendspruch: „Que Dieu vous bénisse, que le Seigneur vous protège, que le Saint Esprit vous console," gethan, da sah Signe sie lange schweigend an, dann brachen die lang zurückgehaltenen Thränen hervor und ihre Arme um den Hals der Pflegerin schlingend, schluchzte sie so lange, bis sie halb bewußtlos in die Kissen zurücksank. Die kleine Schwester sagte nichts, sie stützte den müden Kopf und streichelte ihr sanft die Wangen. Kein Laut unterbrach die Stille, die Nachtlampe verbreitete ein mildes Licht und Signe verfiel zum ersten Mal seit Wochen in einen natürlichen Schlaf, aus dem sie so gestärkt erwachte, als ob gute Engel an ihrem Lager gewacht hätten.

Neu belebt wandte Signe sich zu der sorgsamen Pflegerin und ihre Hand fest umfassend, fragte sie plötzlich: „Waren Sie stets glücklich im Leben?"

„Ach nein, nicht so lange ich zweien Herren diente."

„Sie meinen, bevor Sie Nonne wurden?"

„Ich bin nicht in einem Kloster, sondern nur in einem Krankenhause."

„Und dort dienen Sie nur Einem, ist das der Arzt?"

„Nein, das ist mein Erlöser, aber um Ihm zu gehorchen diene ich allen."

„Ach, ich könnte nicht Krankenpflegerin sein!"

„Das brauchen Sie auch nicht, denn nicht alle sind krank," erwiderte Schwester Véronique milde. „Selbst leidend im Bette können Sie Ihm durch Geduld und Demut ebensogut dienen, wie ich es im Krankenhause thue."

„Geduld," sagte Signe leise, „o ja, das ginge noch, denn ich bin von Natur nicht ungeduldig, aber demütig — nein — es giebt Beleidigungen, die man weder verzeihen kann, noch soll!"

„Ich wüßte keine, wenn ich an das Beispiel meines Herrn denke."

„Wie können Sie sich mit Ihm vergleichen?"

„Weil er es mir befohlen hat. ‚Seid meine Nachfolger', hat er gesagt, das ist mir genug, um es wenigstens zu versuchen."

„Ach, so gut und gehorsam bin ich gar nicht."

„Ich auch nicht durch eigene Kraft, aber Sie wissen doch, daß man alles für Den thun kann, den man ausschließlich liebt, und ich liebe Ihn wie mein höchstes Gut."

„Nein, das weiß ich nicht. Denn ich habe noch nie jemand so ausschließlich geliebt."

Es wurde still im Zimmer, jede hing ihren Gedanken nach. Wohin wanderten diese? Die Schwester sah sich nach Indien zurückversetzt in ein Pestkrankenhaus, sie hatte soeben einer jungen Frau die Augen zugedrückt, deren Kind sie jetzt in die Arme nahm, vor ihr lag der Mann, der sie dieser Frau wegen schändlich betrogen. Sie hatte ihm ihre Verzeihung ausgesprochen und harrte nun seines letzten Atemzuges. In dieser Stunde, wie damals, dankte sie Gott, daß sie den letzten Blick ihres Jugendgeliebten empfangen konnte, des Mannes, der ihr alles auf Erden gewesen war!

Signe sah sich vor einem Spiegel ein Brillantkollier bewundernd; eine Thür that sich hinter ihr auf und ein Antlitz zeigte sich, das ihr Herz zum Stillstehen brachte — war es Wahrheit, daß sie nie jemand geliebt? Warum verscheuchte sie dann so ängstlich dies Bild, das sich wohl im Getriebe der Welt hatte verbannen lassen, das aber jetzt in stillen Stunden wieder auftauchte? Wenn sie sich nicht von dem Glanz des Lebens hätte verführen lassen, wäre es dann nicht ihr höchstes Glück gewesen, diesen Mann zu lieben, ihm zu gehorchen — damals hatte sie sich nicht verstanden — jetzt wußte sie es — —

„Sprechen Sie weiter, Schwester," sagte sie plötzlich, „ich will nicht denken —"

„Kann ich Ihnen nicht lieber etwas aus ‚Nachfolge Jesu Christi' vorlesen? Dann verstehen Sie besser, was ich meine, als ich es auszudrücken vermag."

„Ja, gern, das ist auch das Lieblingsbuch meiner Mutter."

Signe hörte zu; doch war es schwer, die Gedanken dabei festzuhalten; drehten sie sich doch Tag und Nacht um denselben Punkt. Wie hatte ihr Gatte sie belogen, betrogen, hinterlistig in seinem Netz gefangen, ohne wahre Liebe und Achtung um sie geworben, und jetzt hatte er sie beschimpft durch Ansinnen, die man einem reinen Weibe nicht zumuten darf! Für den Augenblick beschäftigte sie weniger

der Gedanke an seine mögliche Untreue und deren Konsequenzen, als das Gefühl ihrer eigenen Erniedrigung, einem solchen Manne mit Leib und Seele zu gehören. Und wenn sie an diesen Punkt gelangte, so hätte sie aus dem Bett springen mögen und an das Ende der Welt fliehen, wo niemand ihr zuflüstern konnte: „Du hast Dich verkauft um Gold und Luxus! Er denkt es und behandelt Dich danach — und hat er nicht gewissermaßen recht? Worin liegt denn der Unterschied zwischen Dir und jenen Unglücklichen, die ihrer Eitelkeit und Genußsucht fröhnen? Sie waren auch einmal unschuldige Mädchen, die sich vielleicht durch Liebe oder wie Du, durch den Schein verführen ließen. Dazu waren jene arm und ohne Erziehung, Du dagegen vor Not geschützt und sorgfältig erzogen, wer von Euch steht nun höher? Wenn Deine Ehe von Anfang an nur ein gegenseitiges Kaufgeschäft war, nicht ein Bündnis der Herzen, wie kannst Du Anspruch machen auf seine volle Achtung . . .“

Es klopfte an die Thür und Mr. Steffens trat herein; er hatte die Nacht am Spieltisch zugebracht und sein Gesicht trug die Spuren einer Leidenschaft, die er nicht mehr zu zügeln vermochte. Doch war dies nicht allein die Ursache einer Aufregung wie sie Signe noch nie bei ihm gesehen, er war aschgrau und die Hände, in denen er ein Telegramm hielt, zitterten.

„Signe,“ sagte er, ohne einen Morgengruß voranzuschicken, „wir müssen heut abend Paris verlassen, um den ersten Dampfer nach New-York zu erreichen. Triff Deine Vorbereitungen, damit Du um neun Uhr fertig bist. Mein Kompagnon hat sich erschossen und ich muß hinüber, um zu sehen, wie die Sachen stehen — vielleicht hat er mich auch ruiniert!“

Signe sah ihn starr an: „Ich reisen — ich kann mich ja nicht bewegen —“

„Das wird schon gehen, wenn Du es versuchst — mir scheint die Sache überhaupt sehr in die Länge gezogen zu werden, der Doktor denkt wahrscheinlich, er hätte eine goldene Gans vor sich, die er ungeniert rupfen kann; das hat aber jetzt ein Ende! Gieb der Jungfer Deine Befehle, dann nehme ich einen Krankenwagen bis nach London und auf dem Schiff kannst Du ja die ganze Zeit liegen.“

Signe entgegnete nichts, sie biß in ihr Taschentuch, um nicht in Weinkrämpfe auszubrechen, was bei ihrem jetzigen nervösen Zustand so leicht geschah, während sie sich innerlich sagte: „Beherrsche Dich, um Deines Kindes willen, setze das teuere Leben nicht aufs Spiel!“

Der Arzt wurde gemeldet und in wenigen, aber desto rücksichtsloseren Worten teilte Mr. Steffens ihm die Abreise seiner Patientin mit. Der Doktor hörte kaltblütig die wenig schmeichelhaften Ausdrücke an, in welchen Mr. Steffens seine Pflege erwähnte, und entgegnete ruhig:

„Die persönlichen Anschuldigungen will ich ganz übergehen, für die Kranke aber muß ich eintreten! Fragen Sie wen von meinen Kollegen Sie wollen, er wird denselben Ausspruch thun, daß es lebensgefährlich sei, wenn die Patientin vor vierzehn Tagen aus der jetzigen Lage bewegt wird; die Verantwortung dafür müßten Sie also auf sich nehmen; aber bedenken Sie, was ich sage, denn es gilt zwei Leben, die verloren gehen!“ Mit diesen Worten verließ der Arzt das Zimmer, und Mr. Steffens mußte seinen Entschluß allein fassen.

Am liebsten hätte er jetzt gehandelt wie es einst sein Vater gethan, aber der Gedanke an das Kind hielt ihn zurück; freiwillig hatte er sich den Gesetzen der civilisierten Welt gefügt, die Kette ließ sich nicht ohne weiteres abstreifen, so mußte er denn für die Seinigen sorgen, und wie gewöhnlich ging er, um sich bei der klugen Russin Rat zu holen.

„Ich hätte Ihnen nicht zugetraut, um so unbedeutender Ursache willen den Kopf zu verlieren,“ lachte diese verächtlich, „lassen Sie doch die Kleine hier, so lange Sie die Wohnung haben, dann kann ja die Mutter kommen, oder es bietet sich eine andere Gelegenheit, sie nach Schweden zu schicken. Überlassen Sie das ruhig dem Arzt, der wird schon dafür sorgen! Schlimmer scheint es um Ihr Vermögen zu stehen — glauben Sie, daß der Kompagnon es verbraucht hat?“

Mr. Steffens sah seine sogenannte Freundin höhnisch an. „Sie fürchten für Ihre zehntausend Francs, nicht wahr? Seien Sie ohne Sorge, soviel bleibt mir immer, um meine Spielschulden bezahlen zu können! Wenn man in Chicago eine Million verliert, so bedeutet dies nicht mehr als tausend Francs in Frankreich.“

Bis zum Abend hatte Mr. Steffens alle Reisevorbereitungen beendet und der leidenden Frau seine Befehle erteilt. Schonungslos hatte er ihr die Möglichkeit eines Ruins in Aussicht gestellt, an den er selbst nicht glaubte, es war ihm aber wohlthuend, ihr diesen letzten Hieb als Strafe für ihre Krankheit zu versetzen. Endlich reiste er ab, und an der Brust der kleinen Schwester Véronique weinte Signe ihr grenzenloses Herzeleid aus.

„O wie hart straft mich Gott für meine Fehler,“ schluchzte sie fassungslos.

„Warum sprechen Sie von Gottes Strafe,“ sagte die Schwester milde, „Gott bestraft nicht, er erzieht seine Kinder; was Ihnen heute schwer zu ertragen ist, wird Ihnen vielleicht einmal als höchster Segen erscheinen.“

„Unmöglich — Leiden bringen bei mir das Gute nicht hervor, ich bin ein viel besserer Mensch, wenn ich glücklich bin und die Menschen gut zu mir sind; dann empfinde ich Dankbarkeit und möchte alle an meinem Glück teilnehmen lassen. Wenn ich hingegen schlecht und ungerecht behandelt werde, so empört sich mein Herz dagegen, ich selbst werde so schlecht, daß ich die anderen mein Unglück entgelten lasse, und ein solches Gefühl kann doch keinen Segen bringen?“

„Sicherlich nicht — aber — Sie sind ja bis jetzt glücklich gewesen und sind durch die Liebe der Menschen und den Besitz des sogenannten Lebensglückes verwöhnt. Warum sind Sie dann jetzt nicht demütig und liebevoll? Nach Ihrer Ansicht von Gottes Wegen in betreff unserer irdischen Erziehung

müßte das Resultat der Ihrigen ein segensreiches sein, und dennoch sind Sie für die Prüfungen des Lebens ganz unvorbereitet!"

„Ach, ich würde alles ertragen, wenn ich nur den Mann achten könnte, dem ich angehöre."

„Darin, glaube ich, irren Sie sich. Die äußeren Verhältnisse machen uns nicht besser, das kann nur von innen kommen. Es ist nicht meine Sache, über meine Mitmenschen zu richten, aber als Christin muß ich meine Meinung offen sagen. Sie haben viele Götzenbilder in Ihrem Herzen errichtet, die darin mit Macht regieren, aber für das eine heilige Bild des Erlösers haben Sie keinen Platz, und doch ist er der Einzige, dem wir gehorchen sollen. In diesem Gehorsam liegt das wahre Glück. Er wählt das Kreuz, das unserer Schulter am besten paßt; zuweilen ist es die Gegenwart eines Menschen, den wir nicht lieben, zuweilen die Abwesenheit eines, der unser ganzes Glück ausmacht."

„Ach, Schwester — Sie können sich nicht in meine Lage versetzen, Sie sind nie in Ihrer weiblichen Würde beleidigt worden."

Ein feines Rot überflog das sanfte Gesicht der Diakonissin, als sie antwortete: „Woher wissen Sie das? Die Vorstellung von der eigenen Würde verschwindet, sobald man anfängt, ihr den richtigen Maßstab anzulegen. Christus hat nie von seiner eigenen Würde gesprochen, und dennoch erkannten selbst seine Feinde dieselbe an und wichen vor seiner Majestät zurück. Vielleicht existiert unsere eigene Würde nur in unserer Einbildung und imponiert daher auch anderen nicht. Jetzt müssen Sie aber schlafen und nicht grübeln — verlassen Sie sich auf Gottes Gnade, er wird für Sie sorgen!"

* * *

Schlaflose Nächte! Wie so tiefe Bedeutung haben diese zwei Worte für den, der einmal erfahren hat, was sie in sich schließen: gebrochene Gelübde, verschmähte Liebe, enttäuschte Hoffnungen, Nahrungssorge und Familienkummer, Krankheit und Not, Gewissensqualen und Reue — welche Gestalten nehmt ihr an in der Stille und Dunkelheit der Nacht! Wie wachsen die pygmäenhaften Befürchtungen zu Riesendimensionen an, wie wird die unterdrückte Klage des Tages zur ewig variierenden Melodie, die wie Glockengeläut durch die Stille der unendlich langen Nacht ertönt! Die dunklen Nachtwolken erscheinen uns dann als die Träger all der Millionen Seufzer, die aus gequälten Herzen aufsteigen und doch zu schwer sind, sich über den Erdkreis emporzuschwingen.

So schwere Seufzer waren es, die aus Signes beklommenem Herzen drangen, als sie in der Nacht ihre unerwartete Lage überdachte. Schlag auf Schlag war das Unglück über ihr vor kaum drei Jahren noch so sonniges Leben hereingebrochen, und wie ein böser Traum erschien ihr jetzt alles. Sie dachte an den ersten Tag in diesem Heim; war es möglich, daß dieser Luxus sie so zu beglücken vermocht, daß sie alles darüber vergaß? Damals hatte sie noch an eine Zukunft ihres ehelichen Glückes geglaubt, wo war es jetzt? Hier lag sie einsam und verlassen und mußte sich doch sagen, daß ihres Gatten Abwesenheit jetzt ihr einziger Trost sei, ein Gedanke, den sie beschämt von sich wies, wenn das kleine Wesen unter ihrem Herzen sie an ihre Mutterpflichten erinnerte.

So schwanden die Tage in stetem Seelenkampf, eine Zeit der inneren Entwickelung, deren Bedeutung sie selbst nicht ahnte. Der Sturm erprobt die Wurzelfestigkeit der Bäume, bei ihr aber schlummerten die guten Keime noch; sie wußte nicht, daß Sturm und Gewitter ebenso heilsam für das Gedeihen der Saat sind, als Sonnenschein und milder Sommerregen. Deshalb deuchte ihr alles, was sie betroffen, wie eine unermeßliche Ungerechtigkeit, die sie weder ertragen wollte noch konnte.

Allmählich schritt die Besserung vorwärts und mit ihr kam die Entscheidung hinsichtlich der Reise nach der Heimat. Signes Briefwechsel mit der Mutter war von Anfang an ein gedrückter gewesen, sie konnte nicht aufrichtig und wollte nicht unwahr sein in ihren Mitteilungen, deshalb handelten ihre Briefe meist von äußerlichen Dingen, und sie überließ es der klugen Mutter, sich dies zu deuten; Frau Margareta schien sie auch zu verstehen, denn ihre Antworten blieben oft lange aus und hatten kaum einen Zusammenhang mit den vorangegangenen, was die Tochter sehr schmerzte. Der armen geprüften Mutter die jetzige Sachlage mitzuteilen, war der Tochter eine furchtbare Prüfung, unter welcher ihre Liebe und ihr Stolz gleich litten. Als Millionärin fortzugehen und vielleicht als Bedürftige wiederzukehren — welch vernichtender Gegensatz!

Der Arzt kam, um mit ihr zu beraten. „Haben Sie sich für Ihre Heimreise eingerichtet, Mrs. Steffens? Sie wissen doch, daß Sie eine sichere Begleitung haben müssen, auf Ihre Jungfer ist kein Verlaß. Sie müssen in und aus dem Wagen getragen werden, ferner muß jemand zugegen sein, der genau darauf achtet, daß der Körper in die richtige Lage kommt. Haben Sie an Ihre Mutter geschrieben?"

Signe besann sich einen Augenblick, dann sagte sie: „Lassen Sie mich ganz offen sein, Herr Doktor; ich will meine Mutter nicht mit den Nachrichten über unsere Verhältnisse beunruhigen, denn sie ist schwer krank gewesen, und meine ältere Schwester kann sie in diesem schwachen Zustand nicht verlassen. Am liebsten möchte ich Schwester Véronique mitnehmen, die für alles sorgt."

„Es wird ihr aber nicht gestattet, in ein protestantisches Land zu gehen, die Oberin wollte sie jetzt schon von Ihnen trennen, weil man nie erlaubt, daß eine Krankenpflegerin ein warmes, persönliches Interesse hegt."

„Welche Grausamkeit! Das ist doch oft des Leidenden einziger Trost!"

„Es mag so scheinen! Aber glauben Sie mir, große Mißbräuche würden einreißen, wenn das persönliche Interesse und die Sympathie einer Wärterin bei der Ausübung ihrer Pflichten mitzusprechen hätten. Schwester Véronique hat recht: ‚man muß allein

im Dienst des Herrn arbeiten, dann liebt und hilft man allen Menschen gleich‘.“

Zwei große Thränen traten in Signes Augen. „Ach, mir scheint doch, daß niemand mehr der Hilfe bedürfe als ich in diesem Augenblick,“ sagte sie leise.

Der Arzt betrachtete das blaße junge Gesicht, das an das Kopfkissen lehnte, ihre Hilflosigkeit schnitt ihm ins Herz, trotzdem lächelte er aufmunternd, indem er erwiderte: „Seien Sie unbesorgt; Hilfe wird kommen und müßte ich Sie selbst nach Schweden hinübergeleiten.“

Einige Tage darauf erschien er wieder. „Ich habe einen Reisebegleiter gefunden, Mrs. Steffens,“ rief er fröhlich beim Eintritt. „Eben begegnete ich auf der Straße einem Bekannten, mit dem ich vor drei Jahren eine Reise nach Amerika gemacht. Er ist ein ganz vortrefflicher Mensch, übrigens ein Landsmann von Ihnen, der übermorgen nach Schweden zurückkehrt. Darf ich ihn sogleich bei Ihnen einführen, er wartet im Nebenzimmer, und ich habe leider keine Zeit, ausführlicher mit Ihnen zu sprechen, da ich zu einer Operation muß. Aber verlassen Sie sich auf meine Empfehlung, Sie können getrost mit Dr. Ström reisen.“ Ohne die Beziehungen zwischen Signe und Torsten zu ahnen, hatte der Arzt dem letzteren die trostlose Lage der jungen Frau geschildert, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, und dabei mit seiner Meinung über den Mann nicht zurückgehalten. So kam es, daß Torsten das Haus betrat, dessen Schwelle er sonst nie überschritten hätte.

Ehe Signe recht zur Besinnung kam, hatte der Arzt die Thür geöffnet und ihr Vetter Torsten stand vor ihr. — Mit dem lauten Ruf: „Torsten, lieber Torsten!“ streckte sie ihm die Arme entgegen, und er hatte nur Zeit, sich auf die Kniee niederzuwerfen, um die ohnmächtig Zurücksinkende zu stützen. So sah er die einst jugendlich strahlende Signe wieder! War diese blasse, abgehärmte Frau sein Knaben- und Jünglings-Ideal? — Wie er jetzt der schwachen Kranken die Kissen zurechtlegte, so hatte er es oft für das kleine, unruhige Baby gethan; ihr die Hand gehalten, bis sie einschlief, wie er jetzt die kalten, leblosen Hände in seinen großen, von heißem Jugendblut pulsierenden, zu erwärmen suchte. Ab und zu schlug Signe die Augen auf, keiner von beiden aber brach das Schweigen — was sollten sie sich auch sagen? Worte wären zu viel oder zu wenig gewesen!

Während dieses Stillschweigens gewann Torsten Zeit, seine Gedanken zu sammeln und die Lage zu übersehen. Es gab kein Entkommen daraus, denn Signe mußte die Mietswohnung verlassen und konnte nicht allein reisen. Das Gefühl ihrer Hilfsbedürftigkeit verdrängte daher alle anderen Bedenken; als Vetter und Cousine standen sie einander gegenüber, um zu überlegen, was für die Reise erforderlich wäre; dabei war er der umsichtige Arzt, der ruhig und bestimmt seine Anordnungen traf, ohne zu fragen, ob es ihr mißfiel oder nicht. Und sie gehorchte — o, mit welcher Wonne sie gehorchte, waren doch Jahre vergangen, seit eine liebevolle Stimme zu ihr gesprochen, ein Herz für sie geschlagen, ein Kopf für sie gedacht!

Nach und nach verfiel Signe wieder in ihre gewohnte Sprechweise, welch Genuß war es schon, ihre Gedanken in ihrer Muttersprache ausdrücken zu können; in den ersten Tagen ihres Zusammenseins hatte sie absichtlich immer Englisch mit ihm gesprochen, um dadurch einander fremder zu bleiben, nun aber kamen all die alten Kinderausdrücke von selbst ihr in den Mund.

„Wie?“ sagte Torsten bei einer solchen Gelegenheit, „ich dachte, Du hättest all Dein Schwedisch vergessen?“

„Nein,“ erwiderte Signe, und die dunkelblauen Augen füllten sich mit Thränen, „ich wollte mich nur zwingen, alles zu vergessen, was an die Heimat erinnerte, denn nur so —“ sie brach plötzlich ab, und Torsten setzte eifrig das Studium des Kursbuches fort. Beide fühlten, daß sie auf ein gefährliches Gebiet gerieten.

„Willst Du lieber zu Schiff oder zu Land reisen?“ fragte Torsten, „Du kannst thun, was Du willst, denn Du hast Dich in den letzten Tagen so wunderbar erholt, daß Du jetzt beides vertragen kannst.“

„Ach, dann laß uns zu Wasser reisen, ich bin nie seekrank und ich glaube wie neugeboren zu werden, könnte ich wieder Meeresluft atmen.“

„Gut, es geht in zwei Tagen ein Segelschiff direkt von Havre nach Gothenburg; da hier alles geordnet ist, so können wir dann diese Gelegenheit benutzen. Ich glaube auch, daß einige Tage in der erfrischenden Seeluft Deine Nerven stärken werden, die arg mitgenommen sind. Von Gothenburg fahren wir dann geradewegs nach Hause, nach unserem alten, geliebten Lövingsborg.“

Signe erblaßte. „Nach Lövingsborg sagst Du? Ist Mama denn nicht in Stockholm?“

Torsten blickte sie scharf an, dann lächelte er aber und sagte: „Nun, Eure Korrespondenz scheint nicht sehr eifrig gewesen zu sein — weißt Du denn nicht, daß Tante Margareta bei mir Haus hält und daß Helga meinem kleinen Kinderheim vorsteht? Nach meines Vaters Tode dachte ich zuerst daran, das Gut zu verkaufen, aber — das alte Heim war mir zu lieb; habe ich daselbst doch meine glücklichste Zeit verlebt, und da es sich sehr gut für meine Zwecke eignete, behielt ich es schließlich. Hat Deine Mutter nie davon erzählt? Schreibt Ihr Euch so selten?“

Signe murmelte etwas von Herumreisen, Unzuverlässigkeit der Post und so weiter, und damit brach das Gespräch ab. In ihrem Hirn jedoch arbeitete es furchtbar, es ging ihr plötzlich ein Licht auf über neue dunkle Punkte im Charakter ihres Mannes, die sie nicht geahnt. Ein paarmal hatte sie Briefe vermißt, und eines Morgens, als sie zum Frühstück kam, schien es ihr, als erblickte sie einen Brief ihrer Mutter in der Hand ihres Mannes. Damals kannte sie ihn noch nicht so genau und hätte sich nicht erlaubt, ihn einer solchen Niederträchtigkeit wie des Unterschlagens ihrer Briefe zu zeihen. Jetzt wußte sie es besser: diesem Mann war nichts heilig, kein Betrug unerlaubt. Wie oft hatte er sie nicht hintergangen? Ihrer Mutter hatte er versprochen, ein Jahrgehalt auszusetzen, und späterhin nie wieder

davon geredet. Hatte er nicht von Signe das Gold, das er ihr zu Anfang für die Armen geschenkt, zurückgefordert und ihr ein Nadelgeld verweigert und sie gezwungen, jeden Pfennig zu erbitten? Er, dem Betrug, Genuß und Lüge geläufiger war als die Wahrheit, hatte ihr wahrscheinlich nicht getraut, als sie über ihren Vetter so ganz geschwiegen, und sich deshalb selbst von dem Inhalt der Briefe ihrer Mutter überzeugen wollen. Und nun war sie durch die Macht der Umstände gezwungen, die Reisegesellschaft und Gastfreundschaft dieses Vetters anzunehmen, des einzigen, gegen den ihr Mann Eifersucht zu hegen schien. Was sollte sie thun? In Paris bleiben konnte sie nicht, weil ihre Geldmittel zu Ende gingen, einen Brief ihres Mannes abzuwarten, erforderte zu lange Zeit — nach Hause reisen — was konnte daraus entstehen?

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Es war einmal . . .

Erzähle mir, Du Gute, wieder
Ein Märchen, das beginnt: es war einmal —
Sing' mir von neuem Deine Kinderlieder,
Einschläfernd süß, so reich an Zahl!

Erinnerst Du Dich aller Schätze,
Lieb' Mütterlein? Beginn, ich lausche stumm;
Doch wenn mit Thränen Deine Hand ich netze,
Dann Mutter, frage nicht, warum. —

Erich Schwartz.

Der Verfall der deutschen Bühne.*)

Die Klagen über den Niedergang des Theaters mehren sich täglich. Sie sind mannigfacher Art und haben die verschiedensten Urheber. Der Dichter und der Kritiker, der Bühnenleiter wie das Publikum, sie alle haben ihre besonderen Schmerzen und Anliegen; alle aber sind einmütig in dem Vorwurf, daß die Bühne ihre Bestimmung nur mangelhaft oder gar nicht erfüllt.

Und welches ist die Bestimmung der Bühne? Nämlich derjenigen Bühne, die ein Kunstwerk, die dramatische Dichtung, zur Darstellung bringen will, und die allein wir bei unseren nachstehenden Untersuchungen im Auge haben.

Keinem, der gewissenhaft und verständig beobachtet, kann die mächtige Wirkung entgehen, welche die Vorgänge auf der Bühne auf das Gemüt der Zuschauer ausüben. Diese Vorgänge spiegeln das wirkliche Leben so täuschend wieder, wie es kein anderes Gebilde der frei schaffenden Phantasie vermag. Wir sehen wirkliche Menschen sich bewegen, handeln und leiden; wir hören sie reden, lachen, klagen; beides geschieht in räumlichen Umgebungen, die ganz bestimmte Dinge vorstellen. Eine Fülle einzelner Begebenheiten zieht an uns vorüber, als wenn wir sie persönlich miterlebten. Wir werden von komischen Geschehnissen und Lagen auf der Bühne erheitert, wie sie uns in Wirklichkeit erheitern würden; von Seelenkämpfen ergriffen und erschüttert — im Theater wie im Leben selbst. — So unmittelbar wirkt das Drama,*) daß sich die ganze Verkettung der Thatsachen und Umstände, sowie die endliche Lösung und Befreiung in uns selbst zu vollziehen scheinen. Und was auf diese Weise der Theaterbesucher durchlebt, ist unsagbar, denn es giebt keinen Charakter, den die Bühne uns nicht vorführte, keine einzige Saite in der unerschöpflichen Stufenleiter der Seelenstimmungen, die nicht durch sie erregt werden könnte.

Die Bühne, sagt Schiller,**) wirkt tiefer und dauernder als Moral und Gesetze — so gewiß, als sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstabe und kalte Erzählung. Wenn aber das Bühnenwerk tiefer die Herzen beeinflußt, als das jeweilig giltige Sittengesetz, so wird unwillkürlich der Theaterbesucher die Moral des geschauten Stückes zu der seinigen machen, den ethischen Folgerungen, die der Verstand aus den dargestellten Vorgängen zieht, sich rückhaltlos hingeben. Er wird, wenn die Bühnenmoral mit derjenigen des Lebens übereinstimmt, eine Stärkung seiner sittlichen Kraft erfahren: die vielleicht laugewordene wird durch das erhebende Beispiel des Helden oder der Heldin zu neuer Glut entfacht; der ergriffene Zuschauer wird das Theater mit einem heiligen Schwur verlassen, den edlen Vorbildern nachzueifern. Was die Religion nur in seltenen Feierstunden zuwege bringt, und nur einem Herzen gegenüber, das zur Aufnahme der eingestreuten Samenkörner genügend vorbereitet ist, das wird durch die unwiderstehliche Macht des Kunstwerks, das scheinbar ohne Zweck, nur um seiner selbst willen, seine Bilder entrollt, leichter und sicherer erreicht. — Wenn dagegen die Moral der Bretter mit der im Leben herrschenden in Widerspruch gerät, so wird es entweder einer ungewöhnlichen Kraft und Überzeugungstreue bedürfen, um sich dem tiefgehenden Einflusse des Theaters auf die Dauer zu entziehen, oder, wenn jene Eigenschaften fehlen, wird sich der Begriff der Moral immer mehr verschieben, die bisher für richtig angesehene immer mehr jener neuen weichen, die uns die Bühne verkündigt.

Die Bühne dient also keineswegs zur bloßen Unterhaltung und Zerstreuung. Wie aller Kunst, wohnt ihr eine erzieherische Macht inne, die sowohl Segen als Schaden stiften kann. Auch die Bühne soll uns emporziehen, zum Guten erziehen. Darin liegt ihre Bedeutung, ihre Bestimmung.

*) Entnommen der „Deutschen Nationalbühne", den Mitteilungen der "Allgem deutsch. Bühnengesellschaft", deren Aufruf wir vor einiger Zeit gebracht haben. Ich lenke die Aufmerksamkeit unserer Leser und Leserinnen nochmals auf den Verein hin. Jeder, der ein Herz für deutsches Wesen und für die Würde der Kunst hat, möge sich unserem Vereine anschließen. Wenn dem ersten Aufruf noch manche Unklarheit anhaftet, so ist sie inzwischen auch schon als solche erkannt worden. Je größer die Teilnahme wird, desto eher können wir unsere Absichten verkörpern. Alles in unserer Zeit drängt nach Entfesselung des edleren, besseren Geistes. Und ein Hilfsmittel der Befreiung ist auch eine gereinigte Schaubühne. Anmeldungen zum Beitritt bitte ich an Herrn Prof. Dr. H. Schreyer in Schulpforta, Provinz Sachsen, zu richten.

*) Wo vom Drama gesprochen wird, ist immer das auf der Bühne dargestellte Drama gemeint.

**) „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

Die heutige Bühne aber zieht uns zum Niedrigen, Gemeinen, Schlechten. Das bedingt ihren Verfall.

Gut und Böse sind für uns noch feststehende Begriffe. Wir haben einen untrüglichen Maßstab für sie: die Sittenlehre des Christentums. Noch sind es, Gottlob, nur einzelne, die auch sie über Bord werfen. Der schreckliche Ruf des Zarathustra:*) zerbrecht die alten Tafeln, es giebt kein Böse und kein Gut – verhallt noch fast wirkungslos. Seine Lehre, daß, wie im Tierreich, dem Stärksten die Herrschaft gebührt, daß Recht ist, was die Macht gebietet, müßte alle Kultur, alle gesellschaftliche Ordnung vernichten. Denn die tierischen Triebe sind die stärksten im Menschen, die Triebe, rücksichtslos für den eigenen Vorteil den Schwächeren niederzutreten. Ihnen haben schon die Gesetze der Juden und Heiden Zügel angelegt. Das Christentum hat durch seine heute für die ganze zivilisierte Welt giltigen Vorschriften den Verkehr der Menschen und der Völker untereinander geregelt. Und wie Menschen und Völker sich auch zum christlichen Dogma stellen mögen, die christliche Ethik beherrscht sie insgesamt. Sie ist die Norm, nach der wir das Sittliche und das Unsittliche unterscheiden.

Betrachten wir nun die Stücke, die gegenwärtig die Bühne bringt, den Geist, der aus ihnen spricht. Natürlich fehlen die anerkannt guten, sowie die unschädlichen nicht völlig. Aber neben unseren klassischen Dichtungen und dem Anzengruberschen Bauerndrama, neben dem harmlosen alten Philister-Lustspiel und den Rührstücken der Birch-Pfeiffer und ihrer Nachfolger, deren größtes Übel die bodenlose Langeweile ist, die sie erzeugen, drängt sich das moderne Schauspiel, das „Sittenstück" immer mehr in den Vordergrund. Deutsche, Franzosen, Norweger, Italiener versorgen uns reichlich mit dieser Kunstgattung. Sie überschwemmt das Theater! Welcher Art die Sitten sind, die uns darin gezeigt werden, ist zur Genüge bekannt. Es ist ein trauriges Kapitel der Seelenkunde, den Verirrungen nachzuspüren, denen diese Art von „Poesie" ihre Entstehung verdankt. Der moderne Naturalismus will das nackte Leben in der Kunst darstellen — auch auf der Bühne — das Leben, wie es wirklich ist, entkleidet aller schönen Hülle. Er hat aufgeräumt mit jedem verklärenden Schein, mit jedem versöhnenden Schluß. Er hat sich selbst als den Sturm bezeichnet, der die welken Blätter einer veralteten Kunstanschauung hinwegfege und einen neuen Frühling bringe. Wohl, er hat Herbstlaub von den Bäumen gerissen, das auch ohne ihn gefallen wäre. Er ist der öde Novembersturm, der den Wald des letzten Schmuckes beraubt und in trüben, grauen Regenfluten, in schmutzigen Lachen untergeht. Einen Frühling hat er nicht gebracht. Der Naturalismus nennt wahr, was er schildert, weil er schildert, was er sieht — und er sieht nur das Laster, das Elend, den Sumpf. „Dem Schwein ist alles Schwein!" sagt Friedrich Nietzsche, derselbe Philosoph, den in blutiger Selbst-Ironie die „Modernen" als den ihrigen erkoren haben. Alles wird ihnen zu unreinen Beweggründen, zu tierischen Gelüsten. Selbstverleugnung, Kampf gegen die eigenen Leidenschaften, Sieg über sich selbst, das, was den Menschen über das Tier erhebt, kennen sie nicht. Was ist die Folge für die Bühne? — Die Liebe, die nun einmal fast alle Konflikte verursacht, ist beinahe stets mit Ehebruch verbunden. Denn dem Manne davonzulaufen, wenn man plötzlich erkennt, daß man einen anderen liebt, oder jenen mit diesem zu betrügen, ist eine „freie That", die besungen werden muß! Dem Mann wiederum, der die Ehebrecherin ertappt, ruft die neue Moral zu: Tue-la! Er selbst fröhnt dabei seinen Lüsten und Neigungen, verführt Frauen und Mädchen. Hat man irgend einen Grund, das Dasein nicht länger für wünschenswert zu halten, so macht man ihm ein schnelles Ende. Der Selbstmord ist natürlich auch eine „freie That"! Jene Nora, die erkannt hat, daß sie wirklich nur die Puppe war, als welche ihr Mann sie behandelt hat, wie auch sie ihre Kinder nur wie Spielzeug liebt und betrachtet, versucht nicht etwa, den Mann nunmehr von ihrem wahren Werte zu überzeugen, der Kinder sich in Ernst und Treue anzunehmen — sie verläßt Haus und Familie und irrt haltlos in die weite Welt. „So was thut man doch nicht", Herr Henrik Ibsen — eine Mutter thut das nicht, und die Wahrheit ist in die Brüche gegangen wie Ihre Nora! Aber das Wort, womit diese Person ihr Verhalten begründet, das sie dem Gatten, der sie auf ihre Pflichten hinweist, entgegnet: „Ich bin vor allem ein menschliches Wesen, und meine heiligsten Pflichten sind die gegen mich selbst", — dies Wort ist zugleich der Schlüssel für die ganze Moral der Modernen: die Moral des krassesten Egoismus! Alles mag zu Grunde gehen, wenn nur meine Begierden befriedigt werden. Alles, was mich daran hindert, sind unwürdige Fesseln, die abzustreifen der freie Mensch sich bemühen muß. Und da sitzt eine hundertköpfige, bunt zusammengewürfelte Menge, das Publikum, lauscht den Äußerungen der neuen Lehre, sieht mit wollüstigem Verständnis und atemloser Spannung die „psychologischen" Auftritte sich entwickeln, saugt das Gift mit vollen Zügen ein, Woche für Woche, Jahr um Jahr. Und wer ist, der da widersteht? — Wer ist kritisch genug, den Bodensatz in dem gereichten Trunk zu schmecken? Wer wird nicht abgestumpft gegen fortwährend sich wiederholende Eindrücke? — Wer auf die rohen Instinkte der Masse rechnet, hat immer gewonnen. Schwer ist's, die Bestie im Menschen zu töten. Es hat jahrtausendlanger Kulturarbeit bedurft, um das Göttliche in ihm zu heben und zu stärken. Eine plötzliche Erregung, ein gewaltsam unterdrücktes Begehren genügt, ein ganzes Volk in blutdürstige Barbarei zurückzuwerfen. Und wir lassen unsere Mitbürger groß werden an einer Kost, die alle zerstörenden Kräfte nährt und alle gestaltenden zersetzt? Das darf geschehen von der gefährlichsten Stelle des öffentlichen Lebens aus, der Bühne? Welche Saat streuen wir da in die Zukunft?!

Man glaube nicht, daß ich übertreibe. Wenn auch die Mehrzahl der gespielten Stücke nicht zu den rein (!) naturalistischen gehört, so beherrscht der Geist dieser Kunstrichtung doch fast alle neuen Erscheinungen der Bühne. Schiefe, zweideutige Verhältnisse im Eheleben, natürliche Nachkommenschaft, verlumptes Gesindel und lasterhafte Weiber — oder was noch schlimmer ist, die übertünchte Gemeinheit der „feinen" Welt, die Verworfenheit des „Salons", sie feiern überall ihre Triumphe. Man spottet heutzutage über die „Kinderstuben"-Moral, die jedem Guten seinen Lohn, jedem Bösewicht seine Strafe austeilt. So plump sichtbar braucht die poetische Gerechtigkeit nicht zu verfahren. Aber es muß aus der Handlung, die sich vor uns entwickelt, die sittliche Idee so groß und sieghaft hervortreten, es muß das Böse so unzweifelhaft gebrandmarkt werden, daß wir, ob auch äußerlich das Gute unterliegt, versöhnt, befreit, geläutert das Theater verlassen. Im Grunde fühlt das Kind ganz richtig. Daß das Unsittliche mit solcher

*) Fr. Nietzsche: „Also sprach Zarathustra" und „Jenseits von Gut und Böse."

Liebe behandelt wird, sich so höhnend breit machen darf, darin liegt eben der Mangel an sittlichem Empfinden. — Wie erheben uns die Tragödien unserer großen Dichter! Gerade sie, die den Kampf der finsteren Gewalten, Schuld und Leidenschaft, so erschütternd darstellen! Oder hat einer schon den Faust unmoralisch gefunden? Oder in Richard III. Verherrlichung des Bösen? — Und Franz Moor, das größte Scheusal, das jemals über die Bühne wandelte, erweckt es nicht in uns, wie sein Schöpfer fragt, den brennenden Haß des Lasters, lebendige Glut zur Tugend? — Und wenn wir in das verwandte Gebiet des Musikdramas schweifen, hat sich jemand schon an den schlüpfrigen Texten zu Figaro und Don Juan gestoßen? Oder Tristan und die Walküre als Ehebruchsdramen bezeichnet? Fühlt man nicht das Wehen eines göttlichen Odems durch alles Elend menschlicher Schwäche hindurch? Breitet nicht ewige Schönheit, wie schirmend und segnend, ihre Fittiche über die Werke des Genius? Ewige Schönheit, das Erlösende in der Kunst? —

Statt dessen bietet uns die heutige Bühne Schlamm und Sumpf, Jammer und Elend. Die glänzendsten Namen am dramatischen Dichterhimmel: die Richard Voß, Ludwig Fulda, Wildenbruch, — alle sind sie hinabgestiegen in das Gemeine, und die Muse schleift ihr priesterliches Kleid durch den Kot!

Und womit begründet die moderne Kunst ihr trauriges Gewerbe? — Ein für sehr geistreich geltender Kritiker in München sagte einmal, in der Abwehr von Angriffen auf Ibsens düstere Gemälde: „Die Kunst hat ein Herz! Und weil das Leben gar so trüb ist, darum kann sie nicht heiter sein!“ Eine wunderbare Folgerung! — Zugestanden, das Leben ist ernst und schwer! Im Schweiße muß jeder sein Brot verdienen. Dunst und Qualm, Frohn und Dienstbarkeit drücken den Mann der Arbeit nieder. Hasten und Jagen im nie ruhenden Getriebe, im ewigen Kampfe, in Lärm und Drang, reiben die Kräfte auf, stumpfen die Sinne ab, brechen die Schwingen, die den Jüngling froh emportrugen. Schmerz und Qual, Bosheit und Niedrigkeit und Jammer, für den es keinen Namen giebt, fressen an Leib und Seele, vergiften das Dasein. Und diese armen Menschen muß auch die Kunst, weil sie ein Herz hat, mit Bildern tiefsten Elends verfolgen? Muß ihnen, wenn sie einmal ruhen dürfen, einmal aufatmen wollen, um neue Kräfte zu sammeln, grinsend den Spiegel mit den entstellten Zügen ihres Grams vorhalten? Muß sie mit Weherufen aus dem eigenen Tempel scheuchen, daß sie auch hier nicht Frieden, nicht Zuflucht finden? — Ja wohl, die Kunst hat ein Herz, ein mitleidiges, großes Herz, das mit sanftem Troste zu den Betrübten spricht, das aufrichtet im Kummer. Sie hat eine Hand, die mild und weich sich auf die umdüsterten Stirnen legt, wie der Mutter Hand auf das fiebernde Kind, Balsam in die Wunde träuft, die das Leben geschlagen hat; eine Hand, die aus dem Dunkel dieses Thales hinauf zu den Sternen weist; die über der Vergänglichkeit des Irdischen die goldenen Zinnen der Ewigkeit uns zeigt, wohin die unbewußte Sehnsucht unserer Seele drängt. Das thut die echte Kunst! Sie ist die Himmelstochter, die hehre Botin aus der Höhe, die Schwester der Religion und darum rein und keusch wie sie! Die Bühne aber, die jenem Bastard, jener Afterkunst ihre Pforten öffnet, ist tief gesunken! „Wann, wann wird der Dichter kommen,“ ruft Heinrich Hart, „der uns von der Misère erlöst, die heute die Bühne beherrscht, der uns wieder in Sonnenglanz und Gewitterluft führt, statt in die stickige Schwüle der Hinterhausstuben und Mietskasernen?“ —

Es giebt schon Dichter, die das thun. Aber sie kommen heute nicht zum Worte. Wie manches tüchtige Werk wandert aus der stillen Poetenstube in die Kanzleien der Theater-Intendanzen — und kehren nach vier, fünf, sechs Monaten zu den Verfassern zurück, um in den Pulten der unglücklichen Erzeuger ewig begraben zu bleiben!

Ich bin natürlich vollkommen überzeugt, daß alle zurückgewiesenen Stücke diejenigen Mängel besitzen, die ausdrücklich oder stillschweigend von den Fachmännern als solche gerügt werden. Ich finde auch eine strenge Prüfung höchst wünschenswert. Es wäre herrlich um unsere Theater bestellt, wenn nur in jeder Hinsicht tadellose Werke angenommen würden. In tiefster Seele aber muß es schmerzen, wenn man dann sieht, welchen **Schund** dieselben Bühnen bringen, die so peinlich gewissenhaft das Richteramt übten. Und zwar nicht nur inhaltlichen Schund, der etwa durch glänzenderen Dialog, durch wirksamere Technik, kurz durch diejenigen äußeren Vorzüge sich vor den abgelehnten Stücken auszeichnete, die im allgemeinen den Bühnenerfolg sichern; sondern Machwerke so kläglicher Art, so aller Poesie und aller guten Eigenschaften bar, daß man sich mit Erstaunen fragt, was wohl die Entscheidung zu Gunsten solcher Schmierereien herbeigeführt haben mag? — Die Antwort ist eine für die heutige Bühne tief beschämende. Ich sehe von den Fällen ganz ab, wo die hohe göttliche Thalia — wie Schiller sich ausdrückt — zur Spaßmacherin des Pöbels oder zur Staubleckerin an kleinen und großen Thronen erniedrigt wird. Das ist immer vorgekommen. Nein, der Kernpunkt liegt in dem oben Ausgeführten: nur solche Stücke haben sichere Aussicht auf Annahme, die dem verderbten Modegeschmack entgegenkommen. Der **Haut-Gout wird am höchsten geschätzt!** Wo er fehlt, müssen schon außerordentliche Vorzüge diesen Mangel ersetzen; wo er üppig blüht, wird gern über sonstige Schwächen hinweggesehen. „Dem heutigen Publikum gegenüber dürfte ihre Arbeit keinen Erfolg versprechen“. — so lautet die schöne Verkleidung des Urteils, daß in dem Stücke die — Würze vermißt wird, ohne die es heutzutage langweilig erscheint. Kein Erfolg — da liegt's eben! Es ist ein schlimmer Zirkel. Erst haben die „Dichter“ das Publikum an die gepfefferte Kost gewöhnt; es will sie nun nicht mehr entbehren. Die Theaterdirektoren wissen, daß sie ihnen volle Kassen bringt, und wenn der arme Poet sieht, daß

„wenn's nicht wo ein bißchen stinkt,
dem Dichter heute kein Lorbeer winkt“ —

nun, so greift er auch in den Sudeltopf und braut ein pikantes Tränklein zusammen. Es ist ja nicht schwer! Und so hat jener andere Kritiker nur zu sehr recht, der neulich ingrimmig ausrief: Die Dichter hat man längst zum Theater hinausgeworfen; bald werden auch die Schriftsteller folgen!

Die Bühnenleiter aber, die um des „Erfolges“ willen Poesie und Moral opfern, übernehmen eine schwere Verantwortung. Sie vergiften die Seele des Volkes. Die Bühne ist nicht eine Wechslerbude, wo Geschäftchen gemacht werden. Wer sie zu solchen Zwecken mißbraucht, darf sich nicht wundern, daß von vielen ernsten und frommen Leuten das Theater mit Gauklerbuden und Tingeltangel auf eine Stufe gestellt wird. Es steht diesen in sittlicher Hinsicht heute leider nicht allzufern. — Die Bühne, wenn sie ihre Bestimmung begreift und erfüllt, ist aber eine Stätte der Volkserziehung, ein Tempel hoher, lauterer und schöner Bildung, in Wahrheit die „moralische Anstalt“, als welche sie edle Geister immer betrachtet haben wollen. Sie wird dieses in unsern Tagen nur dann wieder, wenn sie zwei Punkte im

Auge behält, von denen sie abgewichen ist: Sie muß deutsch sein und sie muß anständig sein! Beides ist, genau besehen, ein und dasselbe Der unsaubere Geist, der sie beherrscht, ist nicht deutsch. Er ist aus der Fremde zu uns gekommen, und wie wir nun einmal sind, wir stolzen Germanen, — kaum zogen die Dumas, Augier und Sardou, die Zola und Ibsen bei uns ein, als wir nichts Eiligeres zu thun hatten, als gehorsam, aber leider nicht errötend, ihren Spuren zu folgen. Daß wir dabei noch um einige Grade roher und gemeiner wurden als die hohen Vorbilder, das liegt im Wesen der Nachäffung.

Deutsch — das muß die Bühne, das muß unser ganzes Schrifttum, unsere gesamte Kunst wieder werden! Das ist das einzige Mittel ihrer Wiedergeburt. Fort mit dem fremden Geiste, wo er auch herkomme! Die Fremdensucht ist unser alter Fluch. Sie hat uns Schmach, Zerrissenheit, Elend gebracht; und jede Erhebung und jede große That, der Sturm, der so manches Mal aus unserem Volke losbrach und sieghaft durch die Länder brauste, das war der deutsche Geist, der seine Fesseln abschüttelte, der herrliche deutsche Geist. Das ist der Geist der Treue, der kernigen Männlichkeit, der frischen gesunden Kraft, der Todfeind alles Faulen, Angefressenen, Müden und Verlebten; und zugleich der Geist holder, sittiger Anmut, wie sie des Weibes Krone ist, tief sinnenden Gemütes und jener goldenen Phantasie, die in die Wolken fliegt und Himmelsfrüchte pflückt, und die den echten Dichter macht.

Dieser Geist muß die Bühne beseelen; diesen Geist muß sie ausgießen über die Massen, die zu ihrem Lichte pilgern. Nicht die Bühne hat sich zu unterwerfen niederen Instinkten. Sie soll dieselben veredeln, und sie kann es, vermöge des gewaltigen Einflusses, den sie ausübt. Und hier möchte ich einen letzten Einwand widerlegen, den, daß die Theater leer bleiben würden, die sich nicht nach der Tagesmode richten. Wer das befürchtet, denkt niedrig von dem Volke. Weiß es denn niemand, wie besucht regelmäßig Vorstellungen klassischer Dramen sind, wenn sie zu billigen Preisen veranstaltet werden? Wohl, die Menge hat rohe Triebe, die dem Schmeichler Beifall brüllen. Aber in der Tiefe schlummert ihr eine Sehnsucht nach dem Höheren, nach Rettung aus dem Sumpfe, nach Erlösung und Frieden. Versucht es, dieses Sehnen zu stillen, die Dürstenden zu erquicken, die Seelen rein zu baden im Tau des Schönen – es wird nicht vergeblich sein! Schon bäumt sich das Publikum auf gegen den fortwährenden Schimpf, der ihm angethan wird. In Kopenhagen erzwang es durch einmütigen Unwillen den Abbruch des ihm zugemuteten Schauspiels „Die Hochzeitsnacht". Ähnliches ereignete sich in Paris. Es ist zu viel geworden! Ein Ekel hat alle erfaßt, die nicht ganz verroht sind. Sie lechzen nach Waldeshauch und Himmelsluft. Sie werden dem Dichter zujubeln, der sie bergauf führt und ihnen wiedergiebt, was man so schnöde ihnen nahm — die selige Freiheit der Kunst.

Wenn dann reine und moralische Stücke wieder „Mode" sind, dann werden sich die Bühnen um sie reißen! Aber von ihrem Fall werden sie nur dann erstehen, wenn sie von der hohen Aufgabe durchdrungen sind, die sie an die Seite von Kirche und Schule stellt: — das Volk zu führen und zu erziehen.

Adolf Graf von Westarp.

Der Liebe Leid.

Süßträumend lag die Maienpracht
In silberheller Mondesnacht.
Durch Duft und Blüh'n die Norne schritt
Gelassen hin, mit leisem Tritt.
Die weite Welt umfaßt ihr Blick:
Sie trug der Liebe Leid und Glück,
In Schalen voll, von Haus zu Haus
Und teilte Glück und Leiden aus.
Des Glückes Schale wurde leer,
Doch die des Leids blieb voll und schwer.
Und als sie kam zu meiner Thür,
Gab sie die volle Schale mir.

Elsa Schneider.

Eine schlaflose Nacht.*)

Von **Carl Arthur Tannert.**

I.

Europäer, du weißt nicht, was Schlaflosigkeit in den Tropen bedeutet!

Beglückwünsche dich, wenn du, in Morpheus' Armen ruhend, beseligende Stärkung und Erquickung finden kannst. Doch laß dir erzählen, wie man innerhalb der Wendekreise schläft, im fernen Manila, der „Perla del Oriente"!

Die in der heißen Zone gebräuchlichen Bettstellen unterscheiden sich von den unsrigen durch ihre verlängerten, oben durch Querstäbe verbundenen Pfosten, über welche ein großes netzartiges Gewebe aus feinem Tüll gespannt ist, das, bis auf den Boden herabhängend, das ganze Bett bedeckt. In diesem abgeschlossenen Raum sucht der Europäer Schutz vor den Moskitos, diesen Blutsaugern, welche dem Ruhebedürftigen durch ihr feines Summen und ihre schmerzhaften Stiche den Schlaf völlig zu rauben im stande sind.

Nachdem man sich überzeugt hat, daß das herabhängende Netz ringsherum sorgfältig unter die Matratze gestopft ist und keine Moskitos mehr beherbergt, schließt man glücklich und zufrieden die Augen, um, der Mühen und Sorgen des Tages ledig, ins leere Nichts zu versinken. Doch — da wird plötzlich ein leises, halb surrendes, halb singendes Geräusch hörbar, welches sich langsam unserem Ohre nähert. S-i-i-i-ih — tönt es schwach, aber sehr vernehmlich, gleich einer unausgesetzt klingenden Stimmgabel dicht über unserem Kopfe. Der Schläfer wird wach, horcht, lauscht und sucht ärgerlich den Friedensstörer mit einer energischen Handbewegung zu verjagen. Das feine Summen hört auf, aber nur einen Augenblick, denn schon ist es wieder da; wiederum dieser konstante, aufdringliche, in derselben Lage verharrende Ton. Vorsichtig bringt man die Hand in die Nähe des leise, aber intensiv singenden Peinigers; ein heftiger Schlag gegen das eigene Kinn, daß die Zähne wackeln, und — hoch über dem Kopfkissen beginnt der feine Gesang von neuem, nur daß die für einen Moment höhere Tonlage auf offenbare Gereiztheit des blutdürstigen Insektes schließen läßt. Dieser angenehme Vorgang wiederholt sich, bis man endlich aufsteht, und alle im Netz befindlichen Mücken bei Lampen-

*) Aus „Ultramar". Kritische Bleistiftskizzen von C. A. T. (1893. Berlin SW. Wilhelm & Brasch.) Besprechung folgt. Wir empfehlen das lebendig geschriebene Buch bestens.

licht gesucht und getötet hat. Manchmal gelingt dies, aber nicht immer; im letzteren Fall ist die Ruhe der ganzen Nacht gefährdet, denn ein einziges der bösen Tierchen ist im stande, selbst mit den stärksten Nerven ausgestattete Personen durch den bis ins Mark dringenden Ton seines einförmigen Liedchens und das brennende Gift seiner Stiche zur Verzweiflung zu bringen.

Endlich senkt sich stärkender Schlummer auf unsere müden Lider, doch die Ruhe soll nur von kurzer Dauer sein. Während des Tages habe ich mich wahrscheinlich zu sehr der Sonne ausgesetzt. Es scheint sich ein leichter Fieberanfall einzustellen. Die Stirn brennt, die Augen sind entzündet und thränen, und der Puls klopft heftig. — Doch darauf giebt man in den Tropen nicht viel.

Halb wachend, halb träumend, höre ich deutlich die allnächtliche, tausendstimmige Musik der unermüdlich zirpenden Grillen. So großartig uns die tropische Natur bei Tage erscheint, so fremdartig und machtvoll überwältigend wirken die Eindrücke der Nacht. Bei dem schrillen Zirpen der Grillen versteht man kaum sein eigenes Wort. Zur Regenzeit wirkt das paukenartig sonore Quaken und Blöken der unzähligen, alle Gräben und Sümpfe bevölkernden Frösche sinnbetäubend und fast erschreckend.

Das Fenster ist bei der unerträglichen Hitze weit geöffnet. Mattgrün und gelb gefärbte Nachtschmetterlinge haben schwirrend ihren Weg aus dem Garten hereingefunden und umhasten in der Mitte des Plafonds ruhelos das magisch grüne Licht einer jener Lampen, welche, bei uns unter dem Namen Philippinen-Ampeln bekannt, auf jenen Inseln die ganze Nacht hindurch zu brennen pflegen. Da fliegt ein fußbreiter Nachtfalter, gleich einer kleinen Eule, durch das Zimmer. Unaufhörlich flattert er wie ein Trunkener gegen den Stoffbezug der hohen Decke; und jetzt fächern und klatschen seine enormen, mit transparenten, mandelförmigen Flecken gezierten Flügel geschäftig gegen die Glaskugel der smaragdfarbenen, märchenhaft herniederleuchtenden Ampel. An Zimmerdecke und Wänden laufen Dutzende kleiner, gelblichweißer Eidechsen hin und her, welche eifrig den Moskitos nachstellen und dabei, wie um ihre Opfer zu warnen, von Zeit zu Zeit pfeifende Töne ausstoßen. Diese Nachttierchen, welche an der Innenfläche ihrer fingerartigen Zehen Saugnäpfe, ähnlich denen der Fliegen, besitzen, mit welchen sie sich an nicht horizontalen Flächen fortbewegen können, hegt und schont man, weil sie nur Nutzen bringen. Dankbar sehen dafür die kleinen, halbzahmen Lacerten den Menschen mit ihren klugen, glänzenden Äuglein zutraulich an.

. . . Traumverloren sieht mein fiebermüdes, halbgeschlossenes Auge, wie ein scharfgeschnittenes, bleiches Antlitz sich von jener halbdunklen Wandfläche unmerklich abhebt. Es ist das strenge und doch so gütige, mir wohlbekannte Gesicht des alten Herrn Geheimrat, unter dem ich so lange geschwitzt. Über seine dicken Aktenstöße und staubigen Rentenkataster gebeugt, erledigt er trotz seiner schneeigen Haare die kompliziertesten Affairen so geschwind, wie ein junger Assessor oder vielmehr deren drei. Welche Arbeitskraft, welch eisernen Fleiß, welche Umsicht und Pflichttreue besaß dieser Mann! Er war das Muster eines preußischen Beamten.

Dichter und dunkler erscheint die Schattenwand meinen sich endlich verschleiernden Blicken. Doch der ersehnte Schlaf soll mir nicht beschieden sein.

Unter dem hölzernen Fußboden beginnt es zu nagen und zu kratzen, als ob das ganze Haus unterminiert werden sollte . . . es sind die Ratten und Spitzmäuse, welche das Erdgeschoß der Häuser geräuschvoll unterwühlen.

Ich bin völlig wach. Von Einschlafen ist keine Rede mehr. Meine Phantasie läßt, ohne daß ich mir Rechenschaft zu geben vermag, warum, die Ereignisse des Tages Revue passieren. In buntem Durcheinander jagen sich die verschiedensten Bilder wie in einem Kaleidoskop. Noch einmal ärgere ich mich, daß der indische Diener schon wieder mit seinem Reis-Deputat zu Ende ist, welches die doppelte Zeit reichen sollte. Schon zum zweiten Mal hat der brave Malaie für den nächsten Monat Vorschuß verlangt, trotzdem ihm nachgewiesen ist, daß er die ganze letzte Löhnung verspielt hat. Ich versuche noch einmal zu enträtseln, wo die letzte Nummer des „Berliner Tageblatts“, die ich noch nicht ausgelesen, hingekommen ist, und zu ergründen, wieso sich der Schimmel schon wieder die Brust durchscheuern konnte. Dann berechne ich ganz genau, wie lange die angebrochene Kiste Cigarren noch anhalten könnte, und wie viel Briefmarken ich im laufenden Monat schon privatim verbraucht. . . . .

Vergebens zermartere ich mein Hirn, wie ich der großen Nachfrage in seltenen Briefmarken genügen soll. Mit jeder europäischen Post bestürmen mich bekannte und noch mehr unbekannte Philatelisten, Groß und Klein, Männlein und Weiblein, mit der Bitte um Raritäten. Alle erdenklichen Vorwände werden gebraucht; der sammelt für Überschwemmte, jener für Waisenkinder oder Abgebrannte 2c. Nach ihrer Meinung müssen hier an Ort und Stelle, im fernen Osten, sich die seltensten Stücke wie der Sand am Meere vorfinden. Die Sammelwütigen wissen nicht, daß die Skripturen der ältesten Geschäftshäuser, alle Archive, größere reponierte Privatbriefschaften 2c. schon seit Jahren von findigen Leuten wieder und immer wieder durchstöbert werden, und daß die Zeiten längst vorüber sind, wo ein europäischer Kommis sich durch Briefmarkenhandel nebenbei mehr verdiente, als sein Salair betrug. Glücklich diejenigen, welche sich unter der Hand in den Besitz von Druckstöcken oder Platten alter ausrangierter Postwertzeichen zu setzen wußten. Klugerweise bringen diese vom Geschick Bevorzugten nur eine sehr beschränkte Zahl auf vergilbtem Büttenpapier hergestellter Abzüge der längstvergessenen Stempel in den Handel, und der manchmal ganz horrende Preis der Seltenheiten behauptet sich, trotzdem das dazu verwandte Papier manchmal etwas variiert, viele Jahre hindurch. Solche „Briefmarkenhennen“ legen wirklich goldene Eier.

Jetzt fällt mir — der alte arabische Jude ein, welcher uns in Aden Straußenfedern verkaufen wollte. Über seinem hemdartigen, langen Rock, der vor Jahren einmal weiß gewesen, trägt er um den Hals einen sackartigen Umhang, welcher eine Menge kostbarer Federn birgt. Er verlangt für einige der schönsten von meiner darob ganz entsetzten Frau zwanzig Pfund Sterling; wir bieten ein halbes Pfund, handeln dreiviertel Stunden, und als die Dampfpfeife unseres Steamers das dritte Abfahrtszeichen giebt, und der feilschende Federhändler, als letzter seiner Kollegen, von der Schiffstreppe in das auf- und niedertanzende Boot hinabgestiegen, wird die schon halb aufgezogene Treppe, der mit dem Israeliten noch immer verhandelnden Lady zu Gefallen, noch einmal heruntergelassen, und während die Schiffsschraube hochaufschäumende Wassermassen aufzuwirbeln beginnt, macht der schlaue Händler bei dem von uns offerierten Preise doch noch sein Geschäft — — . . . . Ach — nun erscheinen die

Lieben der Heimat, die gerade beim Frühstück sitzen. Dort der strenge, alte Oberlehrer, dessen Unterweisungen ich das Bestehen des Examens zu danken hatte; er räuspert sich würdevoll und rückt seine stählerne Brille auf die Stirn hinauf, um uns in wohlgesetzter Rede den hochwichtigen Unterschied zwischen „quominus“ und „quin“ zu erklären. Mit ihm tauchen all die halbvergessenen Gestalten der Schulzeit vor mir auf, aus jener entlegenen frühesten Periode des Lebens, wo hoffnungsreiche Zukunftsträume unser Streben immer aufs neue belebten.

Da sehe ich wieder meinen Nebenmann Fritz, diesen Schlingel, welcher jetzt, fernab von jedem akademischen Fühlen, als Restaurateur und Vater zweier blondlockiger Knaben ein beschauliches Dasein führt, wie er am ersten Tage nach den Weihnachtsferien die angeblich so fürchterliche Ohrfeige erhielt. Die Sache war köstlich, und es ist mir, als ob die Geschichte, über die zwanzigmal Gras gewachsen, erst gestern passiert wäre. Vor Beginn des Unterrichts sagte mir der boshafte Fritz, welcher sich am Morgen einen Backenzahn hatte ausziehen lassen: „Hör' mal! Während der Stunde werde ich Dich tüchtig kneifen. Dann schreist Du, so laut Du kannst, Au!“

Ich hatte Fritzens Anweisung schon längst vergessen, und der würdevolle Vortrag des Geschichtslehrers über Attila und seine mordgierigen Scharen nahm meine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Da fühlte ich plötzlich einen so heftigen Schmerz in meinen Sitzmuskeln, daß ich, unwillkürlich und ohne der erhaltenen Weisung zu gedenken, laut aufschrie. Der Vortrag stockt. „Was ist da los?“ lautet die strenge Frage des Vortragenden, welcher die Angewohnheit hat, niemals während des Unterrichts vom Katheder herabzusteigen. Von oben herab wird unverzüglich eine hochnotpeinliche Untersuchung abgehalten, welche dem ganzen Coetus wichtiger erscheint, als der eben noch so spannende Vortrag. Sie endigt damit, daß Fritz vor den tief beleidigten Magister citiert wird, um eine lange Moralpredigt von allem Schönen, Guten und Wahren zu hören, die mit den erzürnten Worten endigt: „Deine Eltern sind so brave Leute, und Du bist ein solcher Taugenichts!“ Bei dem Worte „Taugenichts“ bekommt Fritz von der weit ausholenden Hand des ergrimmten Pädagogen eine lautschallende Ohrfeige, die ihn mehrere Meter weit fortschleudert. Ob die Ohrfeige oder Fritz selber diesen kolossalen Effekt hervorgebracht, steht dahin. Fritz liegt am Boden und zappelt mit allen Vieren, als ob er auf dem Rücken schwimmen wollte. „Ach, meine Backe! Mein Kinnbacken ist ausgerenkt, ich verblute!! ich bin tot!!“ heult er, als ob er am Spieße stäke. Der Lehrer sieht Blut, wartet, entfärbt sich, doch der Mißhandelte setzt seine absonderlichen Schwimmübungen, aus vollem Halse schreiend, unentwegt fort. Ganz gegen seine Gewohnheit kommt jetzt der Präzeptor langsam vom Katheder herunter. Alles staunt darob. „Klaubt den Menschen auf!“ ruft er tiefatmend den teils bestürzt, teils ganz entrüstet dreinschauenden Schülern zu. Nur in den letzten Bänken verziehen sich einige Gesichter zu verstohlenem Lachen. „Führt ihn in den Hof und wascht ihm die Backe ab!“ lautet endlich der strenge Befehl. Statt dessen wird der ganze Fritz zum allgemeinen Gaudium unter die Pumpe gestellt. Geduldig läßt er sich mit dem eiskalten Wasser abwaschen, so lange es seinen Kameraden gefällt. Seine Zähne klappern wie Kastagnetten, das „Backe“ empfängt noch sechs Vollbouchen. Als er nach einer Stunde endlich pudelnaß mit schlotternden Knieen in der Klasse erscheint, muß ihn der verdutzte Lehrer selbstverständlich nach Hause schicken, wo er sich vierzehn Tage lang ins Bett legt. Damit hat der Bösewicht seinen Zweck erreicht.

Fritzens Nebenmann, am Ende der Bank, zeigt sich über die scheinbare Wucht des vom Lehrer geführten Schlages ganz aufgebracht. Er hat sich, auf Rache sinnend, inzwischen am Fenster zu schaffen gemacht und das Bändchen des großen Rouleaux mit seinem Platz in unmittelbare geheime Verbindung gebracht. Die durch Fritzens ausgerenkte Backe gestörte Ruhe ist mittlerweile wiederhergestellt, und alles lauscht von neuem dem spannenden Vortrag von den grausigen Thaten der wilden Gottesgeisel. Im höchsten Pathos beschreibt der durch die Affaire Fritz noch etwas erregte Vortragende soeben die furchtbarste aller Greuelthaten des Hunnenkönigs, da — Rrrr . . . schnurrt plötzlich die graue Leinwand des langen Rouleaux rasselnd herab, und tiefe Dunkelheit herrscht in dem einfenstrigen Zimmer. „Meisel,“ sagt der Lehrer, dem die letzten Worte seines Vortrags in der Kehle stecken geblieben, „versuche doch einmal da hinaufzuklettern!“ Der Angeredete genießt den Vorzug, der Längste der Klasse zu sein, und er hätte, trotzdem die Fenster in dem alten Jesuitenkloster sehr hoch waren, wohl die Rouleauxstange erreicht, wenn ihn nicht einige heimliche Winke bedrohlicher Art davon abgehalten hätten. „Holt eine Leiter herein!“ flötet unwirsch der Lehrer. Zwanzig hilfsbereite Jünglinge stürzen zur Thür hinaus auf den Schulhof. Dort steht vor dem Geflügelstall des Pedells ein winziger, morscher Hühnerstieg. Diesen fassen vierzig Hände. Mühsam und schwer ächzend bringt man das Ding hereingeschleppt. „Hinaus damit, eine andere Leiter!“ schreit ärgerlich der Pädagoge. Nach wenigen Augenblicken erscheinen die Jungen mit einer immensen Feuerleiter, die, wie man auf den ersten Blick sieht, im Zimmer gar nicht aufgerichtet werden kann. Wiederum schallt es vom Katheder: „Raus mit der Leiter!“ und ehe eine wirklich geeignete Leiter gefunden, zeigt ein Glockenzeichen das Ende der Stunde an.

Da kommt auch unser Lehrer des Griechischen würdevoll einhergeschritten. Er ließ uns sämtliche Regeln der dicken Kochschen Grammatik, auch die längsten, während der Unterrichtsstunden — es ist keine Übertreibung — wörtlich auswendig lernen. Der kleine, eitle Herr gebrauchte außer Perücke und falschen Waden Bart-Nußextrakt. Montags erschien seine wie Berghafer spärlich wachsende männliche Zierde im schönsten Schwarz, Mittwochs war sie braun, Sonnabend tornistergelb, und mit kommender Woche begann der interessante Farbenkreislauf wieder von neuem. Nur der stattliche Gesichtserker des weinverständigen Pädagogen erglänzte in unveränderlichem Karminrot, wie eine Alpenfirne im Frührotscheine. Zwischen diesem Oberlehrer und Fritz bestand erklärte Feindschaft. Wenn große, auf dem Boden liegende Papierstücke an den Sohlen des ehrbaren Grammatikers, zum Ergötzen der Klasse, festkleben blieben, so traf sein forschender Blick sicherlich unseren Fritz. Die Kammerjäger aus drei benachbarten Städten fanden sich mit großen Reisetaschen bei dem Herrn Oberlehrer ein und wiesen Postkarten vor, in denen sie aufgefordert wurden, gegen Erstattung des Reisegeldes und einer bestimmten Entschädigung, im Hause des Griechen das dort angeblich massenhaft vorhandene Ungeziefer zu vertilgen. Wild-, Wein- und Kohlenlieferungen, die er niemals bestellt, gingen bei ihm massenhaft ein, ja, ein metallener, prächtiger Patentsarg wurde für ihn zur gefälligen Benutzung abgegeben. Wenn der arme Mann, nichts ahnend, nach Hause kam und im dunklen Korridor

gedankenvoll die Klinke seiner Stubenthür erfaßte, so fühlte er eine feuchte, eisige Hand in der seinigen, die sich später als ein sandgefüllter, nasser Handschuh erwies. Dieser tolle Streich machte der ruhmvollen Schülerlaufbahn des sonst talentvollen Fritz ein jähes Ende, denn die Umhüllung der besagten kalten Hand paßte unglücklicherweise zu einem anderen, in Fritzens Besitz vorgefundenen Handschuh.

(Schluß folgt.)

Neue wissenschaftliche Werke.

Besprochen von O. v. L.

Zur Heine-Litteratur sind drei Schriften erschienen. Zuerst sei genannt:

Heinrich Heines Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig v. Embden. Mit v. Bildern. (Hamburg 1892, Hoffmann u. Campe)

Der Band enthält 122 Familienbriefe, die von der Universitätszeit bis zum Tode Heines reichen. Die Sammlung bringt, außer einigen Kleinigkeiten, nichts, was das Bild Heines verändern könnte. Der Herausgeber hat zwischen die Briefe Einschaltungen gemacht, die recht gut hätten wegbleiben können. Übrigens sind die Briefe selbst zum Teil so wenig bedeutend, daß zu ihrer Veröffentlichung kaum ein Grund vorlag.

Das zweite Werk gehört einer Sammlung von Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur an.

Briefe von H. Heine an H. Laube. Herausgegeben von Eugen Wolff. (Breslau 1893, Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottländer.)

Das Heft gewährt einen nichts weniger als angenehmen Blick in die litterarischen Verhältnisse des 4. u. 5. Jahrzehnts und in das Wesen Heines. Heines Briefe an Laube sind übrigens viel mehr seiner Art entsprechend, auch im Stil und in ihrer Haltung, als die der vorher genannten Sammlung. Aber sie enthüllen auch eine Denkweise, die dem Dichter wenig zur Ehre gereicht. Als sein Oheim Salomon gestorben war, der ihm eine jährliche Rente von 4800 Francs zugewiesen hatte, fand sich im letzten Willen keine Bestimmung über deren weiteren Bezug vor, sondern nur ein Legat von 8000 Mk. Banko war für ihn ausgesetzt; der Sohn Salomons meldet das mit der Bemerkung, er wolle aus freien Stücken die Hälfte der Rente weiter zahlen. Das war von einem Millionär schmutzig gehandelt. Aber wenn man auch begreift, daß Heine sich dadurch verletzt fühlte, so zeugten doch die Mittel, die er nun in Bewegung setzte, wie Eugen Wolff mit Recht sagt (S. 43), „von einem im Grunde unedlen, niedrigen Charakter." Er wollte durch Laube und andere Freunde ein öffentliches Ärgernis in den Zeitungen hervorrufen, um so die Verwandten zu zwingen. Der Brief vom 1. Februar 1845 mit den zwei von Heine selbst geschriebenen Beilagen rechtfertigt Wolffs herbes Urteil.

Im allgemeinen aber möchte ich fragen: wann wird diese Zettelsucht unserer Zeit ein Ende nehmen? Alle diese Veröffentlichungen bilden einen Haufen, der den Blick auf die großen Ziele der Litteraturgeschichte versperrt. Um Heines zwiespältiges Wesen zu erkennen, hat man nichts nötig, als mit gesunden Augen in seinen Werken zu lesen. Die Begabung und deren Grenzen, das Gute und Gemeine des Mannes hat sich hier ein Denkmal gesetzt. — Übrigens hebe ich hervor, daß Wolffs Schlußworte seiner Sachlichkeit zur Ehre gereichen, wenn sie auch im Lager der Heine-Schwärmer, deren manche in ihm den „größten deutschen Dichter" sehen, schon als Lästerung betrachtet werden dürften. Wolff hat recht, in Heine überwiegt überall das „subjektive Spiel", und vergebens sucht man nach einem „einheitlichen Ideal". Nicht ganz beistimmen aber kann ich, wenn er ihn zwar einen „Parvenu", aber auch einen „self-made man" nennt, dazu hängt er doch mit der Berliner Romantik zu enge zusammen.

Das letzte Werk ist:

Heine-Almanach. Als Protest gegen die Düsseldorfer Denkmalverweigerung. Herausgegeben in Verbindung mit hervorragenden Schriftstellern von der litterarischen Gesellschaft in Nürnberg. (Nürnberg 1893, Carl Koch.)

Der Titel kennzeichnet den Inhalt. Bekannte und unbekannte Schriftsteller haben sich mit guten und herzlich schlechten Beiträgen an der Füllung des Buches beteiligt. Der Reinertrag ist für ein Heine-Denkmal bestimmt. Wo es stehen wird, vermag ich noch nicht zu sagen.

Die Bremischen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart. Eine litterarische Plauderei von Franziskus Hähnel. (Bremen 1893, J. Kühtmann.) 1 Mk.

Das Heft ist zum Teil zu sehr mit bloßen Namen überladen, aber es hat doch das Verdienst, gezeigt zu haben, daß in Bremen eine große Zahl tüchtiger, ja selbst bedeutender Dichter und Schriftsteller thätig ist. Die Namen Allmers, Bulthaupt, Arthur Fitger, Otto Gildemeister und manche andere werden auch in der großen deutschen Litteratur lange vollen Klang behalten.

Das Skizzenbuch meines Lebens von Dagobert von Gerhardt (G. v. Amyntor). (Breslau 1893, Schles. Buchdruckerei v. S. Schottländer.) 1. Teil.

Den Freunden dieses Schriftstellers wird diese Lebensbeschreibung sicher willkommen sein. Der Verfasser hat manches erlebt, was zu fesseln imstande ist, da er, 1831 in Liegnitz geboren, auf ein bewegtes Leben von 62 Jahren zurückblicken kann und mit vielen bedeutenden Menschen in Berührung getreten ist. Eine durchaus ehrenwerte Gesinnung spricht sich überall aus. Der Band sei empfohlen.

Hamerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Brukner. (Hamburg 1893, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter.)

Es ist etwas Schönes, wenn ein Schriftsteller für irgend einen Dichter oder Denker begeisterte Liebe im Herzen trägt, die ihm den Bewunderten in verklärtem Lichte zeigt. Auch der Verfasser jenes Buches besitzt jene Liebe für seinen Helden. Man fühlt, daß sie echt sei. Und um dieser echten Liebe willen verdient Brukner warme Anerkennung. Er ist ein fühlender und denkender Mensch, aber eine reife Persönlichkeit ist er noch nicht.

Ich stelle den Dichter Hamerling, trotz aller Einreden Erich Schmidts und anderer Leute, hoch. Ich achte in ihm auch den starken Drang nach einer einheitlichen Weltauffassung, in der Schönheit und Kunst eine würdige Stelle einnehmen; nicht zuletzt verehre ich seinen deutschen Sinn. Ebenso achte ich den Menschen, der, obwohl seit seinem 30. Jahre stets krank und zuletzt kaum eine Stunde ohne Schmerz, sich geistiges Gleichmaß zu erhalten strebte, und eigentlich bedürfnislos in der Stille lebte.

Aber „Erzieher"? Ich habe schon vor einigen Jahren an anderem Ort jene Sucht der Zeit beleuchtet, überall Erzieher für uns zu suchen. Rembrandt, Moltke, Bismarck u. s. w. wurden einer nach dem anderen zu dieser Würde berufen.

Gewiß liegt in den zwei letzten gar manches, was man von ganzem Herzen allen Volksgenossen in die Seele hineinpflanzen möchte. Aber das Beste, was jene Männer in sich besaßen, ist ihr Wesen, ihr tiefstes Selbst — und das läßt sich nicht lehren. Und dennoch, das Volk, d. h. nicht die Männer der ästhetischen oder gelehrten Bildung, das kämpfende, ringende Volk versteht viel viel leichter die unbeugsame Willenskraft und den religiösen Sinn eines Bismarck, die unerschütterliche mit dem Gottesgedanken verknüpfte Pflichttreue eines Moltke, als es je einen Hamerling verstehen kann. Dieser ist eine ziemlich verwickelte Persönlichkeit, die dem Psychologen manche Nuß zu beißen giebt. Er ist nicht volkstümlich — im besten Sinne — beanlagt gewesen. Und auch sein ästhetisches Lebensleitbild ist im tiefsten Wesen nicht so deutsch wie der Verfasser glaubt. Unserer erdgeborenen Eigenart liegt das Ethisch-Religiöse viel näher, als das Kunstschöne, auch wenn es auf das ganze Dasein angewendet wird.

Doch was man auch gegen das Buch einwenden mag, die edle Herzenswärme, die aus ihm spricht, ehrt den Verfasser und ehrt den toten Dichter, dem er sie widmet.

Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt (Lessing, Goethe, Schiller, Kleist). Fünfte durchgesehene und erweiterte Auflage. (Oldenburg 1893, Schulzesche Hofbuchhandlung, A. Schwartz.)

Die neue Auflage des Werkes, das seinen Erfolg redlich verdient hat, bringt eine Vorrede, die besonderer Beachtung wert ist. Sie wendet sich gegen das sogenannte Drama der Jüngsten, wie es durch Hauptmanns erste Werke, durch die Stücke Halbes u. s. w. vertreten ist. Bulthaupt geht mit Recht von der Anschauung aus, daß der „konsequente Naturalismus" in der Kunst ein Unding sei. Der symbolische Raum, den die Bretter darstellen, und die symbolische Bühnenzeit fordern unabweisbar eine Bearbeitung des Stoffes, wie die Darstellung durch lebendige Menschen zur Handlung hindrängt. Alles was der Verf. sagt, kann der vernünftige Ästhetiker beistimmend unterschreiben. Nur wundert es mich, daß sich Dr. Bulthaupt nicht freimacht von dem Aberglauben an die „induktive Methode", diesen Zeitpopanz. Darwin war ebensowenig induktiv wie es B. ist. Wie jener den Gedanken, der ihn leitet, schon in sich trug vor den „Experimenten", so besaß B. seinen ästhetischen Glauben vor Beginn seines Buches. Was zum Schluß als „Ergebnis" der Untersuchungen hingestellt wird, liegt schon in Bruchstücken in jedem einzelnen Vordersatze. Wir sind durch das Wesen unseres Geistes gezwungen, „deduktiv" zu verfahren, unsere Pflicht ist's nur, stets auf die Wirklichkeit hinzuschauen, um nicht ins Blaue zu geraten. Die neue Auflage sei bestens empfohlen.

Briefkasten.

Frl. M. D. in Gr. Sie fühlen sich durch die Zurücksendung Ihres „romantischen Epos" Maienzauber gekränkt. Sie schreiben: „Ihre Handlungsweise hat mir ein Ideal zertrümmert. Ich hoffte fest, daß O. v. L. aus Menschenliebe einer ernst strebenden Kollegin helfen werde, wo es schließlich höchstens einen Tag kosten kann. Statt dessen ein Zettel: Ungelesen zurück. Siehe Briefkasten d. R.-Ztg." Erstens: Sie irren sich, wenn Sie denken, daß man eine geschriebene Dichtung von mindestens 6—7000 Versen in einem Tage lesen und ein „eingehendes Urteil" darüber abgeben könne. Das nimmt an drei Tage in Anspruch. Zweitens: Wenn ich Ihnen geschrieben hätte: Schenken Sie mir 75 Mk., so hielten Sie mich für unverschämt. Drei Tage Arbeit aber verlangen Sie für sich, als ob unsereiner nicht damit auch ein Geldopfer bringen müßte, da er, genötigt zu verdienen, andere Arbeit liegen läßt. Hier haben Sie den Ihnen „unerklärlichen Grund" meiner Handlungsweise, zu der ich mich gezwungen sehe, um nicht im Jahre 5—6 Wochen zu verlieren, die mir das Lesen solcher Zusendungen geraubt hat. — Herrn Fritz Mamertus in G. Noch alles nicht reif genug. „Loher Liebesbrand" ist zu viel. „Es darf nicht möglich sein." Ungeschickt ausgedrückt. Für die freundlichen Geleitworte besten Dank. Ich werde dieses Jahr von dem Schreibtische nicht loskommen. — Käthy in Köln. Ihr Urteil ist nicht gerecht. Sie sehen nur gewisse Gebrechen der Form und verkennen den ernsten sittlichen Geist der Arbeit. Besten Gruß! — Herrn stud. M. E. in T. „Immergrün" kommt; vielleicht auch „Ein Traum" mit Ausschluß des vorletzten Vierzeilers. — Frau Hanna E. in Fr. „Sonnenzauber" und „Im Thal" angenommen. Vielleicht senden Sie mir die Herbstgedichte in der neuen Fassung. Besten Gruß. Wohnen Sie jetzt ganz in Fr.? — Frl. v. Kl. in R. Die von uns gebrachte Aufforderung wegen des „Werkthätigen Frauenheims" in Schöneberg bedarf einiger Ergänzungen. Es hat sich ein Verein zur Errichtung von „Damenheimen" gebildet. Ich bringe den Aufruf in der Abteilung „Vermischtes". Der jährliche Beitrag ist (mindestens) 3 Mk. — Frl. M. H. in H. Senden Sie die Humoreske nur ein. Es soll mich freuen, wenn sie wirklichen Humor in sich birgt. Besten Gruß. — Herrn B. S. in R. (a. d. Leine). „Allein im Walde" ist etwas zu persönlich. Ein Gedicht muß „geschaute Ursächlichkeit" in sich tragen, so daß der Leser in sich den Grund des Gefühls spürt und so die Gefühlswelle auch in ihm aufrauschen kann. Das fehlt dem Gedicht. Aber einzelne schöne Stellen sprechen, wie es scheint, für Eigenart. Senden Sie gelegentlich anderes.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.
2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.
3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.
4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.
5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.
6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 43.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 44.

In deutscher Hand.

Roman

von

Carl Postumus.

(Fortsetzung.)

Vor Tagesanbruch fütterte man ab und begab sich nach dem Forsthause am See, wo einige zwanzig wohlbewaffnete Jünglinge ihrer harrten. Von hier fuhr Dorpowski mit geringer Bedeckung in Schlitten nach Rudno.

Auf dem Schloßvorwerke knarrte der Brunnenschwengel. Sich scheu umsehend und durch das Hofthor den Weg hinabspähend, zog ein Weib den Eimer mühsam herauf. Ihre aufgesprungenen Hände zitterten, und ihr Körper, dessen Formen ein starkes, auch den Kopf einhüllendes Wolltuch verbarg, beugte sich unter der schweren Last.

Wohin der Blick auf dem verwahrlosten Hofe fiel, entdeckte er nichts wie trostlose Verwüstung. Sparren und Holzwerk lag überall umher, keine Thür ruhte mehr in ihren Angeln, der Ställe Fenster waren eingeschlagen, nachdem man das letzte Kalb als gute Beute mitgeschleppt hatte. Hahnenschrei weckte in Rudno niemanden mehr, denn das Hühnervölkchen war den Weg der Vernichtung gegangen. Heut den Brüdern freiwillig geopfert, morgen von den Unterdrückern gewaltsam geraubt. Dann, als es nichts mehr zu rauben gab, ward nach verborgenen Waffen und Spionen gesucht, verwüstet, — gemordet.

An einem Orte zu bleiben, über den die wild entfesselten Kriegsparteien dahinbrausten, dazu gehörte wahrlich mehr als Mut: Unwandelbares Gottvertrauen; Fanatismus! Oder konnte jene dem Hause zuschreitende Frau sich von Rudno selbst nicht trennen? Einladend sah das Wohngebäude nicht aus — war so ganz anders, als man es sich nach der Bezeichnung „Schloß“ vorgestellt haben würde. Langgestreckt und schmal, wies es niedrige Fenster, kleine Thüren, weißgetünchtes Gemäuer und darüber ein riesiges, hochstrebendes Schindeldach auf, dessen grauer Grundton durch diesjähriges Ausbessern den Eindruck eines mit weißer Wolle gestopften, dunklen Strumpfes gemacht haben würde, wenn die Schneelast nicht alles verdeckt hätte. Unter dieser schien das Haus förmlich in die Erde zu kriechen. Wenigstens konnte man von dem in einer Entfernung von fünf Metern vorüberführenden Fahrdamme in die Bodenluken sehen.

Wunderbarerweise hatten die den Diktator verfolgenden Russen gestern das Schloß bei der allgemeinen Zerstörung Rudnos verschont. Freilich weniger aus Rücksicht für den alten Inspektor und dessen blödsinnige Magd, die tolle Agniszka (Agnes), als für die eigenen Leute, welche sich es unter dem Befehle eines Jessaul (Kosakenrittmeister) gemütlich machten, das heißt, gemütlich nach Kosakenart.

Furchtlos trat die mit großen Augen müde ins Leere starrende Magd auf die Hausflur und ging rechts in den niedrigen, aber riesigen Saal, in dessem weit vorspringenden Kamine große Holzblöcke brannten, deren Flammen, sich mit dem Tageslichte mischend, eigentümlich flatternden Widerschein auf die an langen Tafeln sitzenden und würfelnden Kosaken warfen.

Ohne ihren wilden Gesichtern Beachtung zu schenken, hockte sich Agniszka kichernd neben das Feuer; sie redete, immer von Lachen unterbrochen, leise vor sich hin, wobei sie hin und wieder neue Holzscheite so heftig in die aufgeschürte Glut schob, daß helle Funken sie sprühregengleich umgaben.

Mit einem Gemisch von Haß, Widerwillen, sinnlichem Verlangen und abergläubischem Grauen verfolgten der Spieler Blicke der Wahnsinnigen wilden Bewegungen. Endlich stand einer auf, von den anderen halb zurückgehalten, halb vorgeschickt, umfaßte die Taille der zusammengebeugten Gestalt von hinten und sagte zärtlich:

„Warum so scheu, kleine, wilde Hexe?“

Ganz entsetzt fuhr er jedoch zurück, wie sie ihm einen lodernden Brand blitzschnell entgegenschwang, daß die Barthaare knisterten. Vor ihrem irren, gellen Auflachen suchte er zwischen den Kameraden Deckung.

„Hahaha, Brüderchen! Willst Feuer? Hahaha!“

Höhnisch lachend wirbelte sie die Funkengarbe über ihrem Kopfe. Sich bekreuzigend wichen die sonst so übermütigen Krieger vor der Tollen zurück, aus deren Blicken eine Legion böser Geister sprach. Offenbar jagte die Wahnsinnige allen ein an Furcht streifendes Unbehagen ein.

Während ein Kosak behauptete: er hätte ihre Haare wie einen Heiligenschein leuchten sehen, fluchte ein anderer und schwor, ihr das Hirn einzuschlagen; wogegen ein Dritter vor ihrem bösen, unheilverkündenden Blicke flüsternd warnte.

„Pah, sobald wir dies verfluchte Nest anzünden, mag sie ins Feuer wandern!“ prahlten andere, doch wagte keiner sich an die höhnisch Lachende heran. Als sie wie ein altes Mütterchen hinausschlich, atmeten alle im Gegenteil auf und griffen zu ihren Gläsern, um ihr Grauen durch einige Schlucke Wutki hinunterzuspülen.

Kaum jedoch, daß die Thür sich hinter ihr schloß, so verschwand der blödsinnige Ausdruck des Gesichtes, ihre Gestalt hob sich zur vollen Höhe, und die Hände faltend, richteten ihre Augen sich nach oben. Trotz großer Abmagerung war Severinka Damska jetzt zu erkennen. In der hilflosen Wahnsinnigen hoffte sie, würde keiner die auf schwerem Posten ausharrende Patriotin suchen. Bis jetzt war ihr der mit weiblichem Scharfsinn erdachte Plan auch geglückt. Niemand hatte sie mißtrauisch beobachtet, da der Offizier ihr mit mitleidiger Geringschätzung, der gemeine Mann aber mit dem allen Russen angeborenen Aberglauben scheu aus dem Wege ging. Die Wahnsinnsmaske war ihr wirklich zum Panzer geworden.

Trotzdem der alte Inspektor seine Herrin nach Kräften unterstützte, übermannte das Gefühl ihrer Verlassenheit doch manchmal ihren starken Willen. Ja, sie drohte unter der Anstrengung steter Verstellung zusammenzubrechen. Dann raffte sie sich freilich gewaltsam wieder empor. Konnte doch kein anderer wie sie das Geheimnis der unterirdischen Gewölbe, die ihr Mann schon vor Jahren für ein heimliches Arsenal geschaffen hatte, unbemißtraut hüten. Diese Kellerräume zogen sich unter der hochliegenden Straße bis zu einem von Gestrüpp überwucherten Steinhaufen hin, und hatten im Hause ihren nur wenigen bekannten Eingang.

Der Graf hatte sich gar nicht entschließen können, die schwere Last solchen Pförtneramtes Severinka zu übertragen, aber ihrer Überredung schließlich nachgegeben. Durfte er dem Vaterlande ihre Unterstützung rauben? Zumal er ihrer Umsicht und Klugheit wie ihrer Treue vertrauen konnte.

Seitdem Severinka die Verbindung zwischen den Führern im Großherzogtume und den Insurgenten vermittelte, war die rechte Kraft an die rechte Stelle gesetzt. Überanstrengung und Entbehrungen rieben die Gräfin aber auf. So war es kein Wunder, daß sie ihr Haupt jetzt völlig erschöpft gegen die Hausthür lehnte. Das wilde Treiben widerte sie heute doppelt an, wo sie um den Inspektor besorgt war. Sie hatte ihn gestern ausgesandt, das Warnungszeichen zu geben, und ihn seitdem vergebens erwartet. Zudem bedrückten die Mißerfolge der Ihren sie. Der Diktator, das wußte sie aus der Russen Reden, war über die preußische Grenze geflüchtet. Mit dem Auflösen seiner Macht schwand aber die Hoffnung auf einheitliche Leitung, wenn auch durch ein Haupt der Roten.

Preußen hielt auf Rußlands Bitten hin seine Grenzen unter schärfster Besetzung. Was nicht, wie die Polen erhofften, Frankreichs militärisches Einschreiten, sondern nur sein und Englands schriftliches Veto erzielte, wogegen der „Koloß mit den thönernen Füßen“ das unglücklich zerrissene Polen mit immer mehr Truppen überschwemmte.

Severinka war auch der Meinung, daß zur Vernichtung des Feindes alle Mittel gut sind. Sie schauderte nicht zurück vor dem Priester Mikoszewski, der zuerst an Hängegendarmen gedacht hatte, noch vor deren neuerdings eingeführten vergifteten Dolche. Was nützte aber die von Jan bialy (weißer Johann) Karlowicz neu gegründete „Nationalwache“, wenn an die Stelle von zehn gemordeten Russen dreißig neue traten? Wenn der Insurgenten Volksmagazine wie im Grabowskischen, im Ekkertschen Hause und im Bernhardiner Kloster den Feinden in die Hände fielen? Wenn die Ihren nutzlos geopfert wurden?

Severinka verglich die eigenen mit des Feindes gewaltigen Hilfsquellen und ballte die Hände. Taub und stumm für alles, was sie umgab, starrte sie thränenlos vor sich hin und fragte sich, weshalb sie wohl von ihrem Manne oder Dorpowski, nach Zersprengung der Mieroslawskischen Truppe, kein Lebenszeichen erhalten habe?

Da streifte eine Ordonnanz sie fast, sie bemerkte es nicht, sah den Jessaul mit seinen wohlbewaffneten Leuten nicht aufbrechen, nur Schnee und Schnee erblickte sie. Nichts als ein riesiges Leichentuch, über das Beute witternd endlose Scharen Krähen heranzogen. Sie schauderte und schloß vor dem aufsteigenden Bilde unwillkürlich die Augen. Dann hoben ihre Lider sich wieder krampfhaft, als fürchte sie etwas Entsetzliches zu sehen.

Da griff ihre Hand an das Herz, ihr Kopf streckte sich zum schärferen Überblicken des Hofplatzes möglichst weit vor. Wie gierig der Schnee ringsum die roten Blutlachen trank! Menschenblut! Und dann?

Das verhüllende Tuch glitt von ihren Schultern; wie zum Sprunge bereit, beugte sie sich atemlos lauschend vor. Waren das nicht Schüsse? Unfähig sich zu rühren, horchte sie. Wer hatte sich hergewagt? Ihre Warnung übersehen? Oder sollte —? Des Inspektors Verschwinden, vereint mit der sichtlichen Befriedigung der Kosaken, fiel ihr plötzlich ein. Jetzt ward sie auch der letzteren Aufbruch gewahr. Die Ihren mußten hier in einen Hinterhalt gefallen sein! Ihre Zähne schlugen aufeinander. Was thun? Wie helfen? Ganz ratlos blickte sie umher und bemerkte ihr am Boden liegendes Tuch. Frierend hüllte sie sich wieder ein und hielt es über der hochatmenden Brust fest zusammen.

Gerade wie sie nach der Straße eilen wollte,

kamen die Russen zurück, vor denen Severinka sich hinter der offenen Hausthür verbarg.

Befriedigt plaudernd blieb der Jessaul auf der Hausflur stehen, so daß Severinka, die russisch genug konnte, ihre Ahnung bestätigen hörte. Hinter dem Steinhaufen versteckt, hatte man die Arglosen wie „Hasen" niedergeschossen.

Der Jessaul strich seinen rotbraunen Vollbart, und klopfte seinen Wachtmeister auf die Schulter: „War 'n Kapitalschuß, Alter! Solch schnellen Tod, beim heiligen Michael, hat der Dorpowski — obgleich nur ein Schatten von ehedem, erkannt ich ihn doch — um uns nicht verdient! — Na, wir werden bei dem Leben auch nicht fetter. Was?"

Der so gnädig Angeredete schmunzelte, ehe er den Verlust der Pferde, die, ihrer Lenker beraubt, mit den Schlitten feldein gerast waren, bedauerte. Dann meinte er sinnend, was man hier wohl zu Schlitten habe holen wollen? Worauf sein Vorgesetzter vergnügt auflachte:

„Strohköpfe! Als ob wir was übrig ließen!"

Seine Begleiter verzogen grinsend die Mäuler.

„Ne Ratte soll sich nach unserem Wegzuge nicht mehr sättigen!"

In Severinkas Hirn verwirrten sich die Gedanken. Wie das Blut in ihren Ohren sauste! Hatte sie etwas überhört? Gewiß! Denn des Jessaul heisere Stimme antwortete eben:

„Daß keiner sie anrührt! Bei fünfundzwanzig Grad Kälte gefriert das heißeste polnische Blut! Was die überlebt, werft meinetwegen morgen in die Flammen!"

Dann klirrten Sporen. Thüren wurden zugeschlagen. Severinka war wieder allein und trat mit dem Ausdrucke äußerster Entschlossenheit aus ihrem Versteck, um tief betroffen den Kopf zu schütteln. Daß der Jessaul auch jenes Zimmer bewohnte! Wie sollte sie nur? — Die Falte zwischen ihren Brauen vertiefte sich, während sie nachsann, worauf sie den Blick stolz hob. Aus ihren schwarzleuchtenden Augen schoß solch rachsüchtiger Strahl, wie ihn noch niemand in ihnen hatte auflodern sehen. Jedes Zeichen von Unsicherheit verschwand aus ihren Zügen, und ihr Fuß trat beim Auf- und Abgehen so hart auf, als zermalmte er ekles Gewürm. So oder so mußte sie ihr Ziel erreichen.

Ob er am Ende schon schliefe? Auf den Zehen glitt sie an die Thür und guckte durch das Schlüsselloch. Es schien im Zimmer, aus dem kein Geräusch zu ihr drang, ganz dunkel zu sein. Wartete sie noch? Warten, wo jede Minute Gefahr für den Geliebten bedeutete? Sie wollte sich im dunkeln vorbeischleichen, „er" würde wohl schlafen.

Kurz entschlossen öffnete sie die Thür und stahl sich hinein. Aus der Sofaecke glimmte ihr ein Funke entgegen. Der Russe rauchte offenbar. Sie hielt den Atem an. Trotzdem hörte er sie.

„Geh zum Teufel," brummte er, „will nicht gestört sein!"

Sie spürte den Geruch von Rum.

„Dzien dobry (guten Tag), gnädiges Herr, einheizen!" kicherte sie auf ihre tolle Art und machte sich an dem Ofen zu schaffen, ehe sie sich lautlos in die Ecke kauerte. Die Augen brannten ihr wie Feuer. Der Mensch konnte doch nicht ewig wachen!

Fast gedankenlos starrte sie die brennende Cigarre eine Weile an, als die aber kein Ende zu nehmen schien, stand sie ungeduldig auf.

„Satansweib, was rumorst Du da?"

Ein neuer Schluck zähmte wohl seinen Grimm, denn er gähnte.

„Komm, will Dich mal faute du mieux bei Licht betrachten!"

Schon hatte er eine Kerze angezündet, und gemütlich liegenbleibend, erwartete er sie.

„Na, wird's bald! Bist Du zu toll oder zu garstig für 'ne Unterhaltung?" lachte er. Sprang aber, da sie in ihrer dunklen Ecke stehen blieb, wütend auf. „Zum Henker, so gehorche!"

Am Handgelenk zog er sie an das Licht. Vom Kopf bis zum Fuß in ihr grobes Wolltuch gehüllt, aus dem nur ein Stückchen gerunzelte Stirn und blödsinnig zwinkernde Augen sahen, bot die gekrümmte Gestalt keinen reizvollen Anblick dar.

„Hinaus mit Dir, alte Hexe!" fluchte er. Als sie aber in die Ofenecke flüchtete, stürzte er auf sie zu.

„Bardzo prosze (bitte sehr), arme Agniszka hier lassen!"

Das war der Ton eines bittenden Kindes.

„Nichts da, krepiere meinetwegen im Schnee!"

Dabei packte er sie und schleuderte sie förmlich gegen die Thür. Doch was war das? Er hatte ja einen vollen Frauenarm unter seinen Fingern gefühlt! Raubtiergleich sprang er ihr nach, entriß der sich Sträubenden roh das dicke Tuch, und zog sie wieder ans Licht.

Seine Augen funkelten. Blick traf in Blick. Wohl versuchte sie ihn, wie seine Leute drüben, einzuschüchtern; vergebens! Ob wahnsinnig oder nicht; es war ein schönes Weib, das ganz seiner Gewalt anheimgegeben war.

Seine Arme streckten sich nach ihr aus. Sie wich zurück, — vergebens, er zog die sich Wehrende an sich. Mit Aufgebot aller Kraft entwand sie sich ihm und richtete sich, in Todesangst ihre einstudierte Rolle vergessend, hoch auf. Mit sprühenden Augen, jeder Zoll an ihr die vornehme Frau, erhob sie würdevoll die Hand.

„Schurke! Wagen Sie es nicht, mich anzurühren!"

Es schien, als schäme er sich vor ihrer Hoheit. Doch nach einem Augenblick des Staunens lachte er höhnisch auf:

„Das muß ich sagen! Unser Abenteuer wird immer fesselnder! Schöne Gräfin, Sie sind erkannt!"

Mit spöttischer Genugthuung verneigte er sich, und bemerkte es nicht, wie ein heftiges Zittern Severinkas Körper nach einem Blick in sein dunkles Gesicht durchlief.

„Ich freue mich, von Ihnen wiedererkannt zu sein, gnädigste Gräfin! Doppelt, da es zwischen uns eine alte Schuld zu regeln giebt! Dieses Mal" — er weidete sich an ihrer Unruhe — „ist Michael Maikoff der stärkere, wiel mozna pani (meine

gnädige Frau)!“ Sein heißer Hauch benahm ihr fast den Atem.

„Pani hrabina (Frau Gräfin) kann mir heute nichts verweigern! Ja, damals galt Michael Maikoff dem stolzen polnischen Blut nicht 'mal gut genug für einen Tanz. Aber jetzt —“

Wie erstarrt, keiner Bewegung mächtig, fühlte sie sich einen Augenblick unter seinem tierisch funkelnden Blicke als seine wehrlose Beute, dann kehrte ihr bei seinem Hohn ihre Willenskraft zurück. Die Arme über der wogenden Brust gekreuzt, musterte sie entschlossen den Feind.

Diese stolze Haltung verdoppelte seine Wut. Er knirschte:

„Deinen sarmatischen Hochmut zu beugen soll mir eine Wonne sein!“

Sein Mund näherte sich ihr. „Meine Entschädigung für den versagten Tanz, pani! Zins und Zinseszins!“

Vor Siegesgewißheit keuchend, legte er beide Hände fest auf ihre Schultern. Ihr Gesicht mit den haßlodernden Augen erschien ihm in seiner fahlen Blässe wunderbar schön.

„Hörst Du,“ raunte er der Bewegungslosen zu, „erst einen Kuß, und dann — dann — wie Rußland Polen unterjochte, so bist Du mein!“

„Nein! Niech badzie pochwalony Jezus Chrystus (Gelobt sei Jesus Christ)! Und abermals nein!“ schrie sie auf. Noch hielt er ihre Schultern, da — eine blitzschnelle Bewegung — glänzte ein Dolch in ihrer Rechten — ein Stoß — ein unterbrochener Aufschrei, ein Gurgeln. — Seine Hände krampften sich in ihr Brusttuch, lösten sich, und ohne Zucken sank der tote Körper zurück.

Irren Blickes betrachtete sie ihn gleichgültig. „Du wolltest es nicht anders! Warum schliesst Du nicht! — Der Weg ist frei!“

Das Licht mit der Hand verhüllend, verriegelte sie die Stubenthür und huschte dann an den in der Mauer befindlichen Kleiderschrank, öffnete ihn und trat hinein, worauf sich dessen Wand nach einem leichten Fingerdruck zurückschob und sich hinter Severinka ebenso geräuschlos wieder schloß. Hier blieb sie einige Sekunden gesenkten Blickes stehen. Bereute sie ihre That? O nein, die Drachensaat der Rache hatte in ihrem Gemüte Wurzel geschlagen. Mit der Leiche ihres Jessauls sollten zugleich seine Leute vernichtet werden.

„Da werden Weiber zu Hyänen.“

Ihr Tuch war in dem Zimmer zurückgeblieben, doch sie entbehrte es nicht und eilte, ohne zu frösteln, das Licht hoch haltend, den schmalen, feuchten Gang entlang. Nach einigen zwanzig Schritten blieb sie triumphierend lächelnd stehen; ihr Auge fand die Zündschnur der Mine. O, ihr vorsichtiger Mann hatte in seiner Klugheit an alles gedacht! Wenn nur Tausende mit dem einen Schlage vernichtet werden könnten!

Schon näherte sie die Flamme der verhängnisvollen Stelle, da zuckte sie zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Ich muß!“ kreischte sie laut. Wie geschäftig der Funke vorwärtskroch! Flüchtigen Fußes durchschritt sie die nebeneinander liegenden Gewölbe und legte schon die Hand an die Mechanik des Schlußsteines, als die Grundfesten der Erde zu erzittern schienen. Ein donnerndes Getöse ließ Severinka wie betäubt zu Boden sinken, ihre Hände hoben sich im Gebet: „Heilige Mutter Gottes, Gebenedeiteste unter den Weibern, steh mir bei!“

Schon drohte das ihr entfallene Licht zu verlöschen, als sie ihre Geistesgegenwart wiederfand. Vorsichtig hob sie es auf und zündete eine Laterne an. Wie sie diese an die Wand hing, durchblitzte der Gedanke ihr fiebernd Hirn: „Wenn der Schnee sich vor den Stein lagerte — den Ausgang nach oben verschüttet — ich eine lebendig Begrabene wäre?“

Todesblässe überzog ihr Gesicht. Wie eine Wahnsinnige griff sie um sich, ehe es ihr gelang, die Mechanik des kunstreichen Verschlusses in Bewegung zu setzen. Jetzt stürzte sie dankerfüllt auf die Kniee, dann sah sie sich angstvoll fragend um.

Über ihr in ruhiger Pracht sternenklarer Winterhimmel. Die weiße Erde vor ihr lag von silbernem Mondschein umflutet da. Doch von dem Hause war nichts als ein rauchender Trümmerhaufen zu sehen; dichter Qualm schob sich wie dunkle Wolken herüber. Nur am Südgiebel, dessen Dachgesparre sich wie ein Trauermantel zur Erde neigte, hatte eine Mauer der Zerstörung widerstanden. Daß dort über vierzig Menschen durch ihre Schuld ein Grab fanden, bedachte Severinka nicht. Sie strebte nur in banger Erwartung vor, um unter Trümmern und Leichen nach dem Geliebten zu suchen.

Hier der alte Kasimir! — Tot; gebrochene Augen starrten sie an. „Du bist gerächt!“ murmelte sie und schloß seine Lider. „Ihr seid gerächt!“ raunte Severinka auch den übrigen zu, in deren stille Gesichter sie schaute. Der Rundgang ward ihr zur Ewigkeit. Fast versagten die bebenden Füße, als sie an den von bleichen Strahlen beleuchteten, letzten leblosen Körper trat.

Das war er!

Sie fiel neben ihm in die Kniee und tastete nach seiner Hand. Sprang aber mit einem Schrei des Entzückens auf, um seine Locken von seiner noch lebenswarmen Stirn zu streichen.

„Wladislaw, Geliebter, wach auf!“

Ihre Lippen preßten sich dankerfüllt auf seinen Mund, als wollte sie ihm durch ihren Odem neue Kraft verleihen. Zärtlich bettete sie seinen Kopf an ihre Brust, um ihn in demselben Augenblick wieder zurücksinken zu lassen. Jetzt zog sie die nächste Leiche mit fast übermenschlicher Anstrengung herbei, ihm so ein grauses Kopfkissen zu bereiten, und zerrte einer anderen den Pelz ab, mit dem sie den Geliebten bedeckte. Hierauf sprang sie in ihren Schlupfwinkel zurück, aus dem sie nach einigen Minuten wieder zu Dorpowski eilte, ihm, dem Bewußtlosen, Wein einzuflößen. Wie langsam das alles für ihre Ungeduld ging!

Endlich trank er. Der feurige Rebensaft durchwärmte ihn, verwundert öffnete er die Augen.

„Du?“

Dies eine Wort berührte ihr Ohr wie Engelsruf.

„Trink, trink, mein süßes Herz!“ Ihn stützend, suchte sie ihn emporzurichten.

„Sag, bist Du verwundet?“

Wohin sie auch tastete, bemerkte sie doch kein sickerndes Blut, so daß sie schon mit Angst an eine innere Verletzung dachte.

Er griff nach seinem Herzen. Dort hatte er, ehe er das Bewußtsein verlor, einen dumpfen Schmerz gefühlt. Dann schüttelte Wladislaw den Kopf und richtete sich langsam auf. „Wunderbar, ich fühle nichts, bin nur steif!“

Beglückt schaute er ihr in die angstvollen Augen und meinte ernst: „Ich dachte mir unser Wiedersehen anders!“

Wie geistesabwesend sah sie ihn an. Endlich jubelte sie:

„Du lebst! Komm!“

„Ja, fliehen wir!“ Er raffte sich mühsam auf und griff nach der ihm entfallenen Pistole.

„Wozu?“ fragte sie erstaunt und zeigte mit kaltem Lächeln auf den im Mondlicht dampfenden Schutthaufen, der das Grab seiner Angreifer geworden war. Ihre ruhige Erklärung flößte dem Erstaunten fast Entsetzen ein.

„Severinka, Du?“

„Ja!“

Vorsichtig führte sie ihn dem Gange zu und die Stufen hinab. Hierauf schloß sie den Stein und zündete unter dem Samowar den Spiritus an. Noch nie dankte sie der Fürsorge ihres Mannes, diesen Raum mit allem für eine etwaige Gefangenschaft nötigen Dingen ausgestattet zu haben, so wie heute, wo sie für Wladislaw sorgen durfte.

Dieser hatte sich auf ein Lager geworfen und sah ihrem geschäftigen Thun entzückt zu. Wie sie ihm den erquickenden Trank brachte, zog er ihre Hand leidenschaftlich an seine Lippen. Sie aber, die er als Heldin pries, sah scheu auf ihre Finger, ob nicht ein verräterischer Fleck Schurkenblut sie entstelle. Erst wie sie nichts bemerkte, sank sie übermütig lächelnd an des Geliebten Brust. Von seinen Armen umfangen, konnten ja die heranziehenden Dämonen ihrer Seele nicht nahen.

Im Bewußtsein augenblicklicher Sicherheit schwelgten beide in der Seligkeit, einander anzugehören. Alles andere war mit einem Schlage ausgelöscht. Nur etwas bedrückte ihn. Er, der Mann, hätte es lieber gesehen, wenn er der handelnde Teil gewesen, wenn sie nicht aus dem Rahmen der Weiblichkeit getreten wäre. Doch nein! Das war undankbar! Hatte das Schicksal ihn nicht vor Tausenden bevorzugt! Ihm an der Seite dieser einzig geliebten Frau ein beneidenswertes Los geschaffen?

Auch Severinka schlief unruhig und fuhr aus beängstigenden Träumen oft wirr empor. Ihr war es, als ob ihr Mann sich mit dem Schatten des gemordeten Russen über sie neigte, um sie für eine grausige Schuld zu strafen. Daß die Nacht noch immer nicht dem Tage wich!

Zerschlagen an allen Gliedern erhob sie sich, ein Licht anzuzünden. Die Uhr zeigte schon auf sieben.

Beide Hände gegen die Stirn pressend, sah sie zu Dorpowski hinüber und seufzte. Da sie noch nichts von dem Tode ihres Mannes ahnte, fiel es ihr schwer aufs Gewissen, daß sie ihrer Leidenschaft erlegen war. Aber sie liebte zu heiß, um zu bereuen, und suchte sich mit der Vorstellung, die Vorsehung selbst habe sie zusammengeführt, wieder zu beruhigen.

Wie des Geliebten Stirn glühte! Bei dem Gedanken, er könne erkranken, krampfte ihr Herz sich zusammen, und völlig ratlos sah sie sich in den Kellern um. So fern von jeder Hilfe!

An sich selbst dachte sie nicht, obwohl das Blut ihr bald siedendheiß ins Gehirn schoß, bald mit erstarrender Kälte zum Herzen kroch.

Endlich schlug Wladislaw die Augen auf. Sie flog auf ihn zu und küßte ihn stürmisch.

„Was nun?“ fragte er.

Das war die Frage, die sie schon seit einer Stunde beschäftigt hatte.

„Nicht wahr, Geliebte, da wir nicht ewig hier bleiben können, gehen wir lieber gleich nach Jerzonkowo?“

Zärtlich streichelte er ihre kleine, rauhe Hand, die für das Vaterland und ihn so Schweres gethan hatte.

Bei dem Namen ihres Heims blickte sie ihn derart fassungslos an, daß er ihr beruhigend über das weiche Haar strich.

„Du traust Dir den Marsch nicht zu, meine Severinka? O, wir machen im Königsschlößchen Halt und lassen uns von dort abholen. Bis dahin schleichen wir uns schon durch!“

„Nach Jerzonkowo? Unmöglich! Wladislaw! Das Haus meines Mannes!“ Ihre Augen glühten. „Meines Mannes Haus! Bedenk!“

Mit sanfter Gewalt zog er sie auf seine Kniee. Er verstand weder ihre Erregung, noch ihren Einwand, und vergaß, daß er ihr den Tod des Grafen noch nicht berichtet hatte.

„Dein und Deines Kindes Haus, mein goldenes Herz, in dem Du mir schon Obdach gewähren mußt. Wäre Dein armer Mann nicht gefallen, nähme er mich auch auf!“

Mit einem Blick äußerster Verzweiflung riß sie sich los. „Gemordet, sagst Du? Erbarmen, Wladislaw!“ Flehend streckte sie ihm die Hände entgegen. „Und ich — ich hab ihn erschlagen — mit einem Stoße beide? — Sieh, sieh nur! Ihr Blut spritzt ja in weiter Welle über mich hin!“

Angstvoll schaute sie in das nur durch eine Kerze erleuchtete Gewölbe, dessen dunkle Ecken ihr Furcht einflößten, und lehnte sich kraftlos an seine hohe Gestalt. Plötzlich strich sie über ihre Stirn. „Ach, ich vergaß, wir frühstückten noch nicht, und, und dann wollen wir fort!“

Als hätte nichts ihre Gedanken verwirrt, sorgte sie wieder hausmütterlich für Erfrischungen. Nur um sich besser zu besinnen, preßte sie die Hand gegen die Schläfe, oder schüttelte bei seiner Erzählung von ihres Gatten Tode und Begräbnis ungläubig traurig den Kopf.

„Wie lieb von Dir — doch ich weiß es besser — wenn ich ihn auch nicht treffen wollte — aber

die anderen sah ich auch nicht — der Funke kroch langsam zum Ziel — und begraben waren sie alle."

Bei ihrem geheimnisvollen Flüstern erbebte der junge Mann ahnungsvoll. Jetzt erst begriff er, was in der Unglücklichen vorging, die ihm mehr als ihr Leben, ihre Vernunft, geopfert hatte.

Ein unendliches Mitleid erfüllte ihn für die Geliebte. Nach den übermenschlichen Ansprüchen der letzten Monate brach ihr Nervensystem zusammen unter den Ereignissen des gestrigen Tages und der Todesnachricht des Gatten. Mit dieser Erkenntnis trat für ihn der Augenblick zu handeln ein. Er hatte Severinka vor allem schnell in gesittete Verhältnisse zu schaffen. Sie und sich, denn die immer heftiger werdenden Schmerzen in seiner linken Seite verursachten ihm heute großes Unbehagen.

— — — — — — — — — — — —

Baron Wallrode hatte im Jerzonkowoer Grenzwalde Bauholz gekauft und pfiff, über den vorteilhaften Abschluß zufrieden, ein lustiges Liedchen vor sich hin. Der herrliche Wintertag rötete des jungen Deutschen frische Züge, die sich bei des Oberförsters Erzählung von der systematischen Abholzungstheorie des Grafen Damski verfinsterten. Ja, den Wald auch noch dem Moloch, diesem heiligen Polenreiche, zu opfern, war ein Frevel! Das Holz wurde geradezu verschleudert! Während er noch mit dem Beamten rechnend und überlegend, die gekauften Stämme nach Raummeter einschätzte, fuhr Graf Ridlhal heran und sprang von seinem Wagen.

„Verzeih, daß ich zu spät komme, mein Sohn, aber Mierzwinski, der Erzbummler, fing mich ab!"

Die beiden Herren schüttelten sich die Hände, dann hielt der Graf seinen Schwiegersohn, der ihm seinen Kauf zeigen wollte, an der Schulter fest. „Weißt Du, daß der Kerl diese Gegend jetzt unsicher macht? Nimm Dich vor seinem Überfall nur in acht. Ohne Reisegeld wirst Du den nicht los. Es ist ein Jammer, daß seine Mutter ihn, da sie ihm keine Million hinterließ, nicht mit sich ins Jenseits nahm!"

Wallrode belachte seines Schwiegervaters Entrüstung. Seit dem Tode der alten Frau von Mierzwinska sollte pan Joseph allerdings ein Leben führen, für das dem Grafen jegliches Verständnis fehlte. Mit einigen Tausenden, dem Reste seines Vermögens, im Kasten seines Halbwagens, fuhr er von einem Gut zum anderen, ließ sich, Pferde und Kutscher umsonst durchfüttern, und legte Bank, wo es ging. Hatte er Glück, vergrößerte sich sein Barvorrat im Wagenkasten, lichtete sich der aber, so hoffte er auf das Glück des nächsten Abends. Was konnte das schlechte Leben helfen! Er ließ sich auch nicht aus der Fassung bringen, als ein Lump seinen eigenartigen Geldschrank einmal erbrach und ausräumte. Da spielte pan Joseph zur Abwechselung mit erborgtem Gelde und gewann Piorkowski achttausend Thaler ab, die wieder in den schlecht gehüteten Wagenkasten wanderten. Er gehörte eben nicht zu den Menschen, die aus Erfahrung klug werden.

Wie immer regte der Graf sich bei dem Erzählen polnischer Charakterlosigkeiten auf, als er aber von Mieroslawskis Mißerfolgen sprach und die Frage aufwarf, wann Damskis wohl wieder heimkämen, brach Hans Heinrich die Unterhaltung ab. Er mochte nicht gern durch diesen Namen an seine moralische Niederlage erinnert werden. Mlezki war für ihn noch immer ein wunder Punkt, den er vor anderen zu berühren vermied.

„Fährst Du mit mir, Papa? Ich muß nach Hause!" fragte er, um abzulenken.

Der Graf verneinte, da er noch in die Stadt wollte. So trennten die beiden Herren sich und fuhren nach verschiedenen Richtungen davon.

Der schlechte Waldweg zwang Hans Heinrich aus Mitgefühl für Axe und Federn zu sehr langsamer Gangart. Dabei gedachte er seines Schwiegervaters polnischer Abneigung, und daß er selbst in dessen Fahrwasser hineinzulenken drohte. Hatten die Andeutungen über Damskis ihm nicht gleich die Laune verdorben? Mochten sie kommen! Dann war es Zeit, vom Grafen für sein hinterlistiges Treiben, in das er ihn, den Arglosen, fast verflochten hätte, Rechenschaft zu fordern! Von ihm und auch von Dorpowski, falls dieser sich wieder herüberwagte! Jetzt war alle Heiterkeit aus Wallrodes Gesicht verschwunden, er sah nicht rechts noch links, sondern starr über die Köpfe seiner Füchse hin und ärgerte sich, diesen Weg eingeschlagen zu haben, anstatt das nächste Grenzpikett der Husaren aufzusuchen. Dort würde er gewiß Näheres über etwaige Flüchtlinge des Mieroslawskischen Korps gehört haben.

Schon wollte er umwenden, da schlugen polnische Laute an sein Ohr.

„Nie, nie!"

Er stutzte, und hielt seine Pferde unwillkürlich an. Sonst litt er nicht an einem Übermaß von Einbildung, aber er schwor fast darauf, die Stimme jener Bäuerin, die sich, wahrscheinlich betrunkenerweise, in den Schnee gesetzt hatte, und sich nun weigerte, dem strengen Eheherrn zu folgen, sei ihm bekannt.

Und doch! Nun sah sie herüber. Hans Heinrich sprang in seiner Überraschung von dem Wagen und trat einige Schritte an das Paar heran. Wie sich aber der Frau Begleiter bei dem Geräusche umwandte, sprühten Hans Heinrichs helle Augen zornig auf und sein Kopf hob sich in stolzer Entschlossenheit. Bei dem Anblicke sichtlichen Verfalles, dieser mutlosen Niedergeschlagenheit in des Polen Zügen jedoch, an der Schärfe des eigenen Auges zweifelnd, fragte er: „Graf Dorpowski?"

Der Angeredete errötete jäh und neigte schuldbewußt das Haupt. Doch mußte die stumme Sprache seiner Augen im Verein mit des Paares sichtlicher Erschöpfung auf Wallrodes weiches Gemüt wohl tiefer einwirken, als es die größte Redegewandtheit vermocht hätte. Er streckte seine Hand aus und murmelte leise: „Wohin wollen Sie?"

Halb seiner Bauernrolle getreu, halb durch Schuldbewußtsein und Dankbarkeit getrieben, zog Wladislaws fieberheiße Rechte die deutsche, ihm gereichte Hand an seine Lippen. Wallrode trat bei dieser unerwarteten Berührung beschämt zurück. Er wollte zornig auffahren. Im Banne der flehend auf ihn gerichteten Blicke blieb er indes wieder von uner-

klärlichem Mitleid erfaßt stehen. Da flüsterte der andere ein paar Worte, worauf Hans Heinrich die teilnahmlos vor sich hinstarrende Frau scheuen Auges streifte und an seinen Wagen ging.

„Franz, Du kannst jene kranke Frau mit ihrem Begleiter zum Königsschlößchen fahren! Ich gehe zu Fuß!“ befahl er, und warf seinen schnell ausgezogenen Pelz auf den Fußsack. „Die Leutchen können sich darin einpacken, gieb auch noch eine Pferdebecke!“

Damit schritt er eilig davon. Es war, als fliehe er vor dem Hochverräter, weil er unterlassen hatte, von ihm Rechenschaft zu fordern. Unsinn, der Mensch war ja todkrank! Es wäre Frevel gewesen, ihn zu erregen, noch dazu, wo die Arme auf ihn angewiesen ist! So entschuldigte Wallrode sich bei dem Vorwurf: unmännlich gewesen zu sein. Er gedachte nicht des Spruches: „Über sein Herz siegen ist groß, ich verehre den Tapferen, aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir mehr.“

Wie er an seiner Grenze den Wagen wieder bestieg, wehrte er des Kutschers Bericht mit einer gleichgültigen Handbewegung ab. Er wollte vergessen, von neuem unter der Gewalt von Mlezkis Augen gestanden zu haben.

IV.

„Gebend und nehmend bleibt Gott ewig die Liebe.“

„Nein, wielmozna pani (gnädiges Fräulein) hörrten nichts vom Tode meines Frreundes? Ah, von der vorrzüglichen Gänseleberrpastete erlaube mirr noch zuzulangen!“

So schnarrte pan Joseph Mierzwinski, der sich es bei Wallrodes wieder einmal bequem machte, und seine Trauer um den Grafen Damski in getrüffelter Pastete zu ersticken schien. Von ihm, dem in Gestalt flüssiger und fester Speisen schon zwei Vermögen durch die Gurgel geronnen waren, durfte keiner Enthaltsamkeit verlangen, weil der nimmermüde Sensenmann auch den guten Freund zu seinem Reigen aufgefordert hatte.

Pan Josephs Lebensweisheit war eine gar tröstliche, die jung erhielt. Er ließ sich, so lange er lebte, durch solche Alltäglichkeiten nicht im Genusse stören. Selbstkasteiung entbehrte jeglichen sittlichen Wertes und nützte dem Verstorbenen nichts; also!

Durch eine an Gewissensreinheit grenzende Sicherheit entwaffnete Mierzwinski Wallrodes und Ridthals kühle Gemessenheit. Was sich hier im Herbste zugetragen hatte, war durch Polens Lage damals notwendig gewesen. Im Kriege wie in der Liebe aber schien dem Polen jedes Mittel erlaubt, so lange man sich dabei nicht abfassen ließ. Przewielebny Xiezie, pan proboszez (Onkel, Sr. Hochwürden Herrn Propstes), der gute Schnackenberg war zwar durch den harmlos dreinblickenden Baron den Schergen feindlicher Gewalt überliefert, und büßte nun hinter Schloß und Riegel. Schade drum! Die ganze Geschichte wirbelte damals, trotzdem Dorpowski, dank Ehrentrauts Güte, die wichtigsten Papiere rettete, doch viel Staub auf, und hätte auch fast pan Joseph mit hineingezogen. Pah! Was machte der sich aus beweislosem Verdachte?

Behaglich schmunzelnd lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, um den vollen Anblick des ihm gereichten Southdown-Rückens zu genießen, der ihn gerade, als er Damskis Ende dramatisch-lebhaft schilderte, rosig-saftig, mit kleinen Zwiebeln belegt, anlächelte.

Selbst gänzlich unbegabt für irgend eine Märtyrerlaufbahn, besaß Mierzwinski doch das Talent, anderer Heiligenschein frisch zu vergolden. Und darauf hatte sein Freund um so größeren Anspruch, als er ihn testamentarisch zum befreiten Vormunde der kleinen Jadwiga und zum Ratgeber Severinkas ernannt hatte.

Graf Ridthal fragte bei der Erzählung von Damskis Vertrauensvotum sehr boshaft, ob pan Joseph Jerzonkowo selbst zu bewirtschaften gedenke? Was Mierzwinski, ohne des Grafen Ironie zu beachten, lebhaft verneinte. „Die Last einer Landwirtschaft? Dieu me garde!“ Er gedenke nach Ordnung der Hypothekenverhältnisse zu verkaufen oder zu verpachten. Erst müßten aber die vom Grafen für Polen gebrachten Geldopfer gedeckt werden. Die polnische Bank unter dem Grafen Plater bestrebe sich zwar nach Kräften, des polnischen Großgrundbesitzers gesunkenen Kredit zu heben, bei Jerzonkowo rechne er aber mehr auf die Wohlhabenheit deutscher Nachbarn, die, des Gutes Leistungsfähigkeit kennend, gewiß gern goldsichere Hypotheken übernehmen würden?

Sein Blick streifte Fräulein von Falkenstein, die, wie auf einem Unrecht ertappt, errötete. Hatte er eine Ahnung ihrer gestrigen Unterhandlung mit dem Kaufmann Mannheimer, der ihr zu demselben Zwecke laufende Wechsel des Grafen Damski angeboten? Nun ihres Nachbarn wasserglänzende Augen sie listig anglitzerten, schwor sie fast darauf, daß Pole und Jude unter einer Decke steckten. Trotzdem wollte sie die Sache nicht ablehnen, denn ihre Teilnahme für des Grafen Hinterbliebenen zwang sie keineswegs, auf eine etwaig gute Kapitalanlage zu verzichten. Ihr Nachbar zur Linken, der sich ebenfalls geneigt erklärte auf Jerzonkowoer Hypothek Geld zu geben, bestärkte sie überdies in der Ansicht.

Herr Piorkowski, auch ein Kreisinsasse und Deutschpole reinsten Wassers, verkehrte bei Wallrodes noch nicht lange, schien sich aber ungeachtet seiner Polenäfferei um Ehrentrauts Gunst zu bewerben. Sein Vater, trotz des polnisch klingenden Namens ein deutscher Ungarweinhändler, war reich geworden und heiratete ein armes Fräulein Greiner, die, einer Beamtenfamilie entsprossen, neben unzureichender Bildung einen mit lächerlicher Eitelkeit gepaarten Hochmut besaß. Als reiche Frau gab sie ausgezeichnete Mittagessen, kokettierte mit den Offizieren, denen die hübsche Person gefiel, veranlaßte dann aber ihren Mann, das Geschäft aufzugeben, um Rittergutsbesitzer zu werden.

Da er hochverschuldete polnische Besitzer, wie man sagt „in der Tasche hatte“, kaufte der Exweinhändler sich beispiellos preiswürdig an. Fortan nannte seine Frau sich: Madame de Piorkowska, né de Greinowska, und ging, als ihr Mann starb, ganz

in das polnische Lager über. Obgleich ihres Adoptivvaterlandes viele Konsonanten ihrer deutschen Zunge schwer wurden, radebrechte sie diese doch, oder rettete sich durch französische Brocken. Ein Winteraufenthalt in Paris hatte sie auf die Höhe der Kultur erhoben, und sie glücklich soweit gebracht, ihre Muttersprache zu verlernen, was ihr derart gut bekam, daß sie in einem Jahrzehnt der Selbstberäucherung und des Polenkultus an all den guten Dingen, die ihr polnischer Koch für sie und ihre Gäste bereitete, zu Grunde ging, das heißt, in ihrem Fett erstickte.

Hierin folgte ihr überschlanker Sohn ihrem Beispiele nicht; doch bemühte er sich in allem übrigen seine Meisterin zu übertreffen. Die Trauer um seine Mutter vergrub pan Louis Piorkowski mit Erfolg im Seine-Babel auf gut slavische Art. Sein Vater hatte nun leider vergessen, ihm außer einem berühmten Weinkeller und großen Kapitalien den altväterisch kaufmännischen Geist zu vererben. Einige Jahre spielte Hrabia (Graf) Piorkowski — jeder auf Vornehmheit haltende Pole nennt sich Graf — in Paris mit anderen Sarmaten eine Rolle. Er war überall dabei, und zählte zur jeunesse dorée. Dann zwangen seine verschuldeten Güter ihn heimzukehren, obgleich er weder Lust für das Landleben, noch wirtschaftliches Verständnis mitbrachte.

Von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt, hatte Sankt Nepomuk, sein Schutzheiliger, fürsorglich für ihn das deutsche Freifräulein auf das Nachbargut geführt. Zwar zog diese persönlich seinen an gepfefferte Dinge gewöhnten Geschmack nicht sonderlich an, Deutschtum und Protestantismus schreckten auch, und die eisige Zurückhaltung des jungen Mädchens war langweilig. Da aber die Juden Anstand nahmen, ihm weiter Geld vorzuschießen, wollte er dem zum Leben dringend nötigen Golde doch seine Freiheit opfern.

Von diesen Beweggründen seiner Annäherung hatten Wallrodes um so weniger Ahnung, als er stets wie ein großer Herr auftrat, den sein Besitz zu Aufwand aller Art berechtigte.

Deshalb glaubte Tante Lottchen seiner ausgesprochenen Absicht, eine Hypothek zu übernehmen, aufs Wort, zumal er bescheiden hinzusetzte: „Wenn's nicht wirrd sein zu grroß eine Summe, und überrsteigen meinen Etat!“

Er war doch am Ende so uneben nicht, dachte sie, und sah fast unzufrieden auf Ehrentraut, die ihrem Tischherrn durchaus keine Aufmerksamkeit schenkte. In der Hoffnung, von Wladislaw und Severinka sprechen zu hören, hing ihr Ohr nämlich an Mierzwinskis Lippen. Hans Heinrich hatte ihr wohl beiläufig von der Gräfin Heimkehr und Erkrankung erzählt, doch ihr verboten, sich in Jerzonkowo selbst zu erkundigen. Nun quälte die Ungewißheit, ob Dorpowski auch dort sei, sie sehr. Wie sie Severinka kannte, würde sie, falls der Geliebte gefallen sei, ihn freiwillig nicht überlebt haben! Den Bruder wagte Ehrentraut indes nicht nach dem treulosen Freunde zu fragen. Sie selbst war seit jenem verhängnisvollen Schneesturm blasser und zarter geworden, hatte aber die Ihren durch äußere Ruhe über die in ihr stürmenden Seelenkämpfe zu täuschen gewußt. Nur Graf Riothal schüttelte manchmal über sie den Kopf. Doch glaubte er, derartige Herzenswunden vernarbten sich am leichtesten, sobald keine fremde Hand täppisch daran rühre. Er hielt viel vom Vergessen; andererseits Ehrentraut auch für eine viel zu gesunde, tüchtige Natur, um sich ihrem weiblichen Berufe, einer vernünftigen Heirat, durch andauernde Phantasiegespinste zu entziehen.

Deshalb bedauerte er Eberhard von Krosatz's Versetzung an die Reitschule nach Berlin, da er bei des gediegenen jungen Offiziers häufigem Verkehr in Krzhowo für Ehrentrauts Zukunft viel hoffte.

Dieser Piorkowski dagegen kam beim Grafen als Heiratskandidat für seinen Liebling gar nicht in Frage.

Eine geistige Übereinstimmung mit ihr führte ihn nun offenbar denselben Gedankengang, nur daß er ihm Worte verlieh, und Mierzwinskis Erörterungen über Damskis wie anderer Polen augenblickliche bedrängte Lage kurz unterbrach:

„Sie scheinen unsere Teilnahme für die Börsen Ihrer Landsleute bedeutend größer zu halten, als die für deren persönliches Wohlergehen? Ich hörte aber lieber von Gräfin Damska sprechen, und trotz alle und alledem, wie die russischen Witterungsverhältnisse unserem romantischen Grafen Mlezki, alias Dorpowski bekommen sind?“

Hans Heinrich, der von seiner Begegnung kein Wort verraten hatte, legte Messer und Gabel fort und blickte erst seinen Schwiegervater, hierauf den Polen in finsterer Erwartung an. Als Tante Lottchen und Wanda Mierzwinski bestürmten, zu sprechen, leuchtete in Ehrentrauts Augen ein „endlich“ auf.

Pan Joseph seufzte. Sein Gesicht legte sich in gramvolle Fältchen. Er räusperte sich und meinte endlich geheimnisvoll: „En vérité, wie soll ich Ihnen schildern das Elend, je vous prie zu sein discrét!“

Seine kleine Augen schimmerten wirklich feucht, und sein sonst keck aufgewirbelter Schnurrbart erhielt einen Strich nach unten, als er ernst fortfuhr: „Sie kehrrte heim wahnsinnig! Unheilbarr wahnsinnig!“

Bei der ungeahnten Nachricht sprangen alle, bis auf Baron Wallrode, entsetzt auf.

„Wahnsinnig? Severinka?“

„Wie ist das möglich?“

„Leider bei den Greueln da drüben nur zu erklärlich!“

„Ja, Sie haben recht, bester Graf, das ist nichts für Frauennerven!“

So tönte es durcheinander. Nur Hans Heinrich schwieg, die an allen Gliedern zitternde Ehrentraut aber horchte, keines Wortes mächtig, auf Herrn von Mierzwinski.

Der Pole entwickelte von der Gräfin Thätigkeit und Heldenmut ein lebendiges Bild, ohne doch die Thatsachen genau zu schildern. Trotzdem bewunderten alle der Frau antike Größe, die ihre Ehre mit dem Dolche verteidigte. Daß der Offizier, dessen Leben sie rettete, die arme, geistig Umnachtete dann heimgeleitet, und, selbst ein körperlich Leidender, nur Zeit gefunden habe, die irre Gräfin im Königsschlößchen

von treuen Leuten zu umgeben, erzählte Mierzwinski in überschwänglicher Weise. Er schloß bedauernd:

„Der arrme Kerrl wirrd's nicht machen lange mehrr!"

Man war inzwischen in das Wohnzimmer getreten, wo Mierzwinski sich eine Cigarre anzündete, um die nach einem guten Abendessen doppelt ungesunde Erregung zu beruhigen.

Der Hausherr beantwortete seiner Braut Geplauder wie geistesabwesend. Die Nachricht von Dorpowskis tödlicher Erkrankung hatte ihn zu tief ergriffen. Auch Ehrentraut ahnte, wer der von Severinka gerettete Pole sei und biß die Zähne aufeinander, um ein aufsteigendes Schluchzen zurückzudrängen. Fast bewußtlos ließ sie sich in einen Sessel fallen. Severinka geistig tot, und er ein Sterbender? Solch trostloses Ende sollte deren Liebe bestimmt sein? Das junge Mädchen empfand deutlich, daß es jetzt an ihr sei, Rat und Hilfe zu bringen. Doch wie?

Damals schrieb Wladislaw ihrem Bruder flehend: „Sollte ich hier, wo täglich dem Tode gegenübergestellt, weggerafft werden, ohne von Ihnen und Ihrem hochverehrten Fräulein Schwester ein verzeihendes Wort für meine Vergehen zu erhalten, so würden die Qualen meiner letzten Stunde namenlos bitter werden."

Dies erklärende, äußerst beweglich gehaltene Schreiben ward, weil Wallrodes Groll zu groß war, keiner Antwort gewürdigt.

Ehrentraut empfand wohl, daß die in dem Briefe ausgesprochene Reue kein leeres Wortgeklingel, sondern wahre, vom Herzen kommende sei und hatte Hans Heinrich zu einer versöhnenden Antwort zu überreden versucht, bei dessen Starrsinn aber nicht mehr über die Sache zu sprechen gewagt. Jetzt machte sie sich Vorwürfe, nicht beharrlich genug für des Geliebten Bitte eingetreten zu sein. Aber das Versäumte mußte sich noch nachholen lassen! Wie sie das Fortfahren ihrer Gäste herbeisehnte!

Was galt der stolzen Zoltowska Verwundung, was Anne Lubomirskas Verschwinden oder der blonden, sanften Eva Eintritt in ein Marseiller Kloster ihr in ihrem Kummer? Sie hörte gar nicht, daß Graf Thaddäus gefallen sei, und daß ein alter Anbeter sein Vermögen der schönen Rósza Czarlinska vermacht habe, welches die junge Witwe befähige, sich nach einem Manne ihres Herzens umzusehen. Wie der schmucke Deutschpole nach der letzten Nachricht sich selbstgefällig den Schnurrbart hochsetzte und aufatmete, ja, von Baroneß Ehrentraut kühler als sonst Abschied nahm, merkte sie erst recht nicht.

Endlich, nachdem die anderen geschieden waren, trat Mierzwinski an sie heran und fragte unvermittelt, gerade als ob er den Augenblick herbeigesehnt hätte:

„Nicht wahrr, Sie werrden brringen einem Sterrbenden Trrost?"

Um Ehrentrauts Lippen zuckte es, nun sie ihre Ahnung bestätigt hörte.

„Ich wußte, daß Wladislaw Severinkas Beschützer war! Kommen Sie schnell, mein Bruder muß uns begleiten!"

Erschrocken hielt er die Davonstürzende zurück.

„Cicho! Cicho, wielmozna pani! Graf Ridthal sein Polenfeind!"

„Ach!"

„Patience, mademoiselle! Ce prussien enragé würrde nehmen ein den Barron gegen Ihrren Plan! Und unserr arrmes Frreund sehnt sich nach Ihnen beiden!"

Für diese voll Mitgefühl gesprochenen Worte sah Ehrentraut den Sprecher dankbar an. Wladislaw hatte sie also nicht vergessen? Er sehnte sich nach ihnen! Ach, die Minuten, welche sie warten mußte, schlichen wie eine Ewigkeit dahin! Wenn ihr Bruder nicht willfährig wäre? Er konnte aus Prinzip oft starrsinnig sein.

Als er endlich wieder eintrat, warf sie sich ihm weinend in die Arme, und ihre Augen beschwörend auf ihn richtend schluchzte sie:

„Hans, Wladislaw sterbend, verlassen, bittet um ein vergebendes Wort von Dir — uns! — Du kannst nicht grausam sein — mußt sein Vergehen Dir gegenüber verzeihen! Bedenk nur! Er stirbt! Den schweren Weg wirst Du mich nicht allein gehen lassen?"

Von ihren Händen umklammert, las er in ihren thränenfeuchten Augen alles zurückgedrängte Herzensleid und erriet, aufs höchste betroffen, ihr sorgsam gehütetes Geheimnis. Jetzt, wo es für ihn zu spät war, die Schwester vor Weh zu schützen!

Mierzwinski hatte sich zartfühlend abgewandt und war zu Fräulein von Falkenstein getreten, diese von der in Aussicht genommenen Fahrt zu unterrichten. Es steckte doch was in diesen deutschen Frauen! Ohne viel zu winseln, wußten sie genau, was gethan werden mußte, und schreckten selbst vor außergewöhnlichen Schritten nicht zurück.

Wallrode sah tief ergriffen aus. Einst hatte er sich geschworen, von Dorpowski für den ihm angethanen Schimpf blutige Rechenschaft zu fordern. Nun dachte er daran nicht mehr, sondern preßte die Schwester heiß an sich und tröstete:

„Gewiß nicht, mein Liebling! Es treibt mich selbst, dem Armen meine Hand zu reichen!"

Im stillen machte er sich Vorwürfe, den ehemaligen Freund ohne Hilfe seinem Schicksale überlassen zu haben. Aber sein Groll hatte eben, sobald er das Jammerbild der Flüchtlinge nicht mehr sah, wieder die Oberhand gewonnen. Selbst jetzt, während er den Wagen bestellte, bebte ein Gefühl tiefer Erbitterung noch in ihm nach.

Tante Lottchen hüllte die Nichte für die windige Fahrt in Pelz und Tücher ein. Ehrentraut ließ alles geduldig über sich ergehen und meinte nur beklommen: „Wenn wir zu spät kämen!"

„Unsinn!" antwortete er rauh. Doch nahm er der Weinenden Hand in die seine und spornte Mierzwinski, der selbst die Zügel führte, zur Eile an. Sie lehnte sich wie gebrochen an ihn. Hans Heinrich hätte gern Trost gespendet und fand doch kein Wort. Welch blinder, eitler Thor er gewesen war, diesen Dorpowski ihr unüberlegt in das Haus gebracht zu haben. Und sein Schwiegervater warnte ihn noch!

Aber er hatte das Wohl der ihm anvertrauten Schwester schlecht genug im Auge gehabt.

Das sprach er ihr dann freilich nicht aus, wie er sich bemühte, ihre Angst zu beruhigen. Sein leiser Zuspruch that ihr um so wohler, als sie sich die ganze Zeit in ihrem einsamen Jammer zu verlassen gefühlt hatte. Mochten jetzt alle, wo nichts mehr zu verheimlichen war, ihre unselige, unerwiderte Liebe kennen und sie bemitleiden! Was lag noch an ihr und ihrem Schmerz? (Fortsetzung folgt.)

Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

(Schluß.)

In dieser Stunde der höchsten seelischen Not drang ihr Angstschrei zu Gott mit einer solchen Gewalt und Überzeugung, als ob sie zu einem persönlichen Gott, zu einem liebenden Vater spräche, und ein Gefühl von neuer Kraft durchdrang ihr gequältes Herz.

„Mein Gott und Vater," flehte sie, „hilf mir, denn ich bin ratlos. Du siehst in mein Herz und weißt, daß ich nichts Unrechtes thun will; hilf mir Ärmsten, die so oft in Trotz und Ungehorsam gegen Dich gesündigt hat! O Vater, führe mich nicht in Versuchung!"

Durch das Gebet gestärkt, entschloß sie sich, am folgenden Tage offen mit Torsten zu reden. Noch nie hatte sie mit ihm über ihren Mann gesprochen, sie dachte zu hoch, um den Abwesenden anzuklagen, und war zu stolz, ihre Lage anderen zu offenbaren. Nun mußte sie ihm aber einen Teil der Wahrheit mitteilen, um ihre Stellung klar zu machen.

Signe lag auf der Chaiselongue, Torsten saß am Tisch und ordnete die von allen Seiten zuströmenden Rechnungen; als er endlich eine Pause machte, sagte sie: „Laß die Arbeit, Torsten, und setze Dich zu mir; warst Du doch immer der Freund, dem ich alles anvertraute, laß mich auch heut aufrichtig mit Dir sprechen. Entsinnst Du Dich noch des Abends vor meiner Hochzeit — nicht wahr, lieber Torsten, Du verstehst, daß ich meinem Manne alles mitteilte, was sich damals zutrug?"

Torsten kämpfte eine Weile mit sich, dann sagte er: „Darin thatest Du ganz recht, Signe, es darf kein Geheimnis zwischen Eheleuten geben."

„Selbst zu Dir will ich nicht über meinen Mann und meine häuslichen Verhältnisse sprechen, aber ich muß Dir sagen, daß ich Veranlassung habe zu glauben, die damals erweckte Eifersucht existiere noch!"

Torsten zog die Augenbrauen zusammen. „Und doch will er Dich nach Schweden gehen lassen?"

„Es blieb ihm wohl keine Zeit zum Nachdenken, seine eigene Abreise wurde ja innerhalb zwölf Stunden bewerkstelligt," entschuldigte Signe. „Torsten, verstehst Du jetzt, wie jede unvorsichtige Handlung, jedes unüberlegte Wort mir Gefahr bringen kann? Du kennst mich besser als irgend jemand, Du weißt, daß ich immer ein Kind des Augenblicks war und nie die Konsequenzen meiner Handlungen berechnete. Steh mir jetzt bei gegen mein eigenes, unklares Urteil; meine Lage ist sehr, sehr schwierig, aber Gott, der in meinem Herzen liest, weiß, daß ich meine Pflicht thun will, soweit ich sie verstehe. Ach, Torsten, jetzt fasse ich erst recht, welche Kraft und welcher Trost in dem Bewußtsein liegt, daß Gott allwissend ist — die Menschen können meine Handlungen mißdeuten aber Gott sieht meine gute Absicht!"

„Halte fest an diesem Gedanken, Signe, dann bleibst Du auf dem rechten Wege. Was mich anbelangt, so danke ich Dir für Deine Offenheit, ich sehe jetzt meinen Weg klar vor mir. So Gott mir beisteht, will ich Dich vor Dir selbst und — anderen schützen." Er streckte ihr die Hand entgegen und ging wieder an die Arbeit.

Sie legte den müden Kopf auf das Kopfkissen und schlief ein wie ein Kind, das sein Abendgebet gesagt hat — hilfsbedürftig und vertrauensvoll.

In kürzester Zeit ward alles für die Reise geordnet; die großen Gesellschaftsräume waren schon längst geschlossen, denn Signe hatte nur kurze Zeit Freude daran gehabt. Je näher sie diese zusammengewürfelte Fremdenwelt kennen lernte, desto mehr erschien ihr die zuerst so bewunderte Mietswohnung wie der Sammelplatz gescheiterter Lebenshoffnungen oder Scheinexistenzen, die wie Eintagsfliegen glänzen und verschwinden! Was sie für eitel Gold gehalten, erwies sich als Flittergold, falsche Diamanten, geschminkte Gesichter, trügerische Redensarten und doch alles von so dämonischem Reiz umhüllt, daß es schwierig wurde, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Es war eine bittere Erfahrung für ein junges Herz, und die Bitterkeit wurde noch dadurch erhöht, daß Signe sich sagen mußte: „Es giebt trotzdem auch hier eine Welt der Reinheit und Treue, wo das Weib geachtet wird und der Mann es vor Gefahren beschützt. Doch davon bin ich ausgeschlossen, ich komme nur dahin, wo auch ein Spieler und Betrüger Zutritt findet!"

Und diese kostbaren Kleider, die eine Zeitlang alle ihre Gedanken in Anspruch genommen, wie gleichgiltig waren sie ihr jetzt! Sie schämte sich, als Torsten die Sammet- und Seidenroben auf Sofas und Stühlen ausgebreitet sah, und mit einer gewissen Heftigkeit

befahl sie der Jungfer, ihre einfachste Garderobe von den Luxussachen getrennt einzupacken. Nie hätte sie ihrer unschuldigen Schwester Helga ein Kleid zu zeigen vermocht, wo an nichts gespart war als am Stoff der Taille. Sie errötete noch bei der Erinnerung an die Worte ihres Mannes: „Es ist ganz unmöglich, an der Toilette eine Dame der großen Welt von einer Dame der Halbwelt zu unterscheiden. Beide gebrauchen ebensoviel Stoff zu ihren Kleidern und beide verwenden ihn nicht an dem richtigen Platz! Ein paar Ärmel hätten in Deinem Kleide auch nicht geschadet und zu dem Rücken hat Deine perfekte Schneiderin wohl nur einige Centimeter Sammet gebraucht!"

Um Signe längere Zeit zur Erholung und zur Stärkung durch die Seeluft zu gönnen, hatte Torsten ein langsam fahrendes Frachtschiff zur Überfahrt gewählt. Die beiden waren die einzigen Passagiere, und er konnte daher die Einrichtungen zu ihrer Bequemlichkeit ganz nach Gutdünken treffen. So hatte er auf dem Deck ein Zelt aufschlagen lassen, in dem Signe, gegen Wetter und Wind geschützt, die heißen Tage und die lauwarmen Nächte zubringen konnte. Von der Seeluft angegriffen und zugleich gestärkt, lag sie meistens in einem Halbschlummer, der scharfes Denken ausschloß, während er die körperliche Genesung beförderte. Ihre Jungfer, eine echte Pariserin, leichtfertig und gutmütig, hatte sich zuerst gesträubt, ihre Herrin nach dem Bärenlande zu begleiten, aber durch Geld und gute Worte, sowie das Versprechen, gleich nach ihrem unentbehrlichen Paris zurückkehren zu dürfen, ließ sie sich überreden. Und sie fand keine Ursache, ihren Entschluß zu bereuen, denn die ritterlichen Seeleute, denen ihr hellblaues Schleppmorgenkostüm imponierte, feierten sie wie eine Prinzessin. Sie schlief mit ihrer Herrin in dem improvisierten Zelt und fand es sehr angenehm, daß zwei Matrosen jede Nacht abwechselnd davor Wache hielten. „So haben es wohl die Königinnen in den Ländern, in denen es solche giebt," dachte sie und trat nachher mit noch mehr Würde in ihren Befehlen an die Leute auf. Zwischendurch, wenn die Einsamkeit ihr Langeweile verursachte, vergaß sie jedoch ihre vornehme Stellung und plauderte lustig mit den teerduftenden Kavalieren weiter. Diese fühlten sich wieder durch diese Herablassung geehrt und bewiesen ihre Anbetung in den verschiedensten Formen — hier ein neugefangener Fisch, der ihre Mittagstoilette mit Seewasser bespritzte — dort das Auftischen von eingemachten italienischen Früchten und so weiter. Es war ein regelrechtes Courmachen im Matrosendialekt, und die Dame fing an zu wünschen, daß die Reise noch einige Tage länger dauern möchte.

Torsten erschien nur zu den Mahlzeiten, den Tag über saß er auf dem Hinterdeck und arbeitete; er hatte eine Segelwand zwischen Signe und sich aufspannen lassen, um sie nicht immer zu sehen — aber man sieht nicht nur mit den Augen! Das Bewußtsein, sie in nächster Nähe zu wissen, brachte sein Blut in Wallung und erfüllte sein Herz mit berauschendem Glück. Acht volle Tage sollte er sie so für sich haben, ihm allein lächelte sie einen „Guten Morgen" entgegen, drückte ihm die Hand beim Abendgruß! Das ruhig dahingleitende Schiff war ihre ganze Welt, wo nichts an die Bosheit der Menschen und die Tücken des Schicksals erinnerte. Zwar unterhielten die beiden sich nicht viel miteinander, denn „ich muß diese ruhige Arbeitszeit benutzen," entschuldigte sich Torsten. Aber er las ihr jeden Tag eine Stunde lang vor, und dadurch entspannen sich Gespräche, die Signe nachher Veranlassung zum Nachdenken gaben. Subjektiv hielten sie sich voneinander fern, objektiv traten sie sich mit jedem Wort, jedem Gedanken immer näher. Signor Barbi hatte Signe eine klare Anschauung der antiken Welt beigebracht, durch Torstens Augen las sie die Gegenwart und hörte mit ihm all die Wandlungen, die darin vorgehen; von ihm lernte sie zu unterscheiden zwischen selbstverschuldetem Unglück und der Macht unvermeidlicher Umstände. Auf diesem neutralen Gebiet konnten sie ihren Ideen freien Lauf lassen, und schützten sich durch die Wahl der Themata vor jedem Gefühlsaustausch. Aber in dieser Sicherheit lag gerade die große Gefahr, denn nichts befördert so eine warme Neigung als das Bewußtsein, daß völlige Sympathie auf allen Gebieten zwischen zwei Herzen herrscht. Eines Abends hatten die beiden Verwandten ein neues Buch gelesen, das jede offenbarte Religion leugnete und den Begriff von Tugend als einen relativen darstellte, der nur von Umständen abhängig sei. Nachdem Torsten geendet, sagte er: „Mir ist ein solches Buch ein Rätsel. Es ist, als ob der Verfasser nie in sein eigenes Herz geblickt hätte, sondern eine Reihe von Dunstbildern vorführt, denen er Leben verleiht. Wo sind denn die Tugendhelden oder die Geistesstarken? Ich glaube nicht an Menschen, die so tugendhaft sind, daß sie immer das Richtige thun und dennoch einen göttlichen Ursprung verneinen, und ein solcher müßte erst recht die Sehnsucht nach dem Höchsten empfinden! Ebensowenig glaube ich an solche, die nie einem edleren Gefühl zugänglich wären."

„O ja, ich glaube an solche," fiel Signe heftig ein.

„Dann legst Du vielleicht einen unrichtigen Maßstab an," erwiderte Torsten. „Bei der Beurteilung eines Menschencharakters muß man immer seine Vergangenheit in Betracht ziehen."

Signe schwieg — was wußte sie eigentlich von der Jugend ihres Mannes? Nichts — denn nur Gatten, die sich wirklich lieben, haben das Bedürfnis, sich alles mitzuteilen, auch die Vergangenheit.

Torsten fuhr fort: „Je älter ich werde, um so weniger verstehe ich, wie die Menschen ohne den Glauben an Gott leben können. Ob dieser Glaube sich nun in Worte kleidet oder nicht, das ist jedermanns Sache; wenn er sich nur als Gehorsam gegen Gottes Willen, Wohlwollen gegen den Nächsten äußert, so sieht man doch wes Geistes Kind der Mensch ist."

„Ja," sagte Signe, „die Religion gleicht einer duftenden Blume, deren Nähe man empfindet, auch wenn man sie nicht sieht. Aber Du sprachst von Gehorsam, ach, das ist leicht gesagt und schwer gethan!"

„Weißt Du, wer mir den Schlüssel dazu gegeben hat, Signe?"

„Nein, doch erführe ich es gern."

„Das warst Du selbst. Entsinnest Du Dich des Tages vor unserer Trennung, ungefähr vor sieben Jahren? Da sagtest Du: wenn ich einmal jemand finde, zu dem ich mit vollem Vertrauen aufblicken kann, so würde ich aus Gehorsam für ihn alles opfern. Du dachtest dabei an einen Menschen, ich ging aber weiter. Ich habe diesen jemand gefunden: Christus ist mein Herr, dem ich gehorche. Und es ist kein blinder Gehorsam, sondern die volle, klare Überzeugung, daß alles, was Er fordert, das einzig Richtige ist!"

„Du sprichst wie Schwester Véronique," sagte Signe, „ach, wer es auch vermöchte!"

Beide schwiegen. Die Sonne war im Untergehen, einer feurigen Kugel gleich sank sie in das goldige Meer, dessen Oberfläche nur von leichten Wellen gekräuselt wurde, einige rosige Wölkchen schwammen im Äther, und die Möven strichen mit leisem Schrei über die Wasserfläche, ab und zu einen Fisch erbeutend. Tiefe Stille herrschte auf dem Schiff, die Menschen wie die Natur rüsteten sich langsam zum friedlichen Schlummer. Es war einer jener hehren Augenblicke, wo die Augen der Sterblichen zu höheren Regionen emporblicken in sehnsüchtigem Verlangen nach dem Schöpfer von allem, der die Bahnen der Sterne wie jede Regung des menschlichen Herzens überwacht.

Signe brach das Schweigen. „Torsten," sagte sie, „es ist heut der Jahrestag unserer Trennung, da möchte ich Dich auch an einen Deiner Aussprüche erinnern, der einen großen Einfluß auf mein Leben gehabt hat. Du sagtest damals, Du verachtetest einen Menschen, der ohne Not Schulden machte — Du sähest ihn fast für einen Dieb an. Ich habe vor meiner Verheiratung mich dieses Fehlers in beträchtlicher Weise schuldig gemacht, und die Angst vor Deiner Verachtung benahm mir den Mut, Dir meine Verlobung, die zum Teil daraus entstand, mitzuteilen. Ich gehe jetzt großen Gefahren entgegen, die mir vielleicht das Leben kosten werden, ich glaube aber, ich könnte ruhiger sterben in dem Bewußtsein, daß Du mich mit all meinen Fehlern kennst. Alle diese Jahre ist es mir ein quälender Gedanke gewesen, daß Du mich für besser hieltest, als ich wirklich bin!"

„Ich habe Dich nie mißverstanden, Signe," sprach Torsten mit dumpfer Stimme.

„Das glaube ich, aber mir ist es Bedürfnis, Dir meine Fehler zu beichten, dann erst stehe ich in Deiner Erinnerung ganz rein da."

Torsten stand auf — er getraute sich nicht zu sprechen, denn es brannte ihm auf der Zunge zu antworten: „Die Liebe sieht keine Schuld!" Nach einer Weile erfaßte er ihre Hand und sagte in seiner ruhigen Art: „Zwischen uns bedarf es keiner Worte, Signe, denn wir verstehen einander. Jetzt mußt Du aber schlafen, um morgen bei der Begegnung mit Deiner Mutter recht frisch zu sein. Du mußt mir auch versprechen, Dich recht gewissenhaft auf dem Lande zu pflegen, denn mit erhöhten Körperkräften kommt auch neuer Lebensmut."

„Lebensmut," flüsterte Signe, „ich möchte eher sterben. Wünsche mir lieber Mut dazu!"

„Sterben? Wie kannst Du so sprechen? Feige ist es, sich den Tod zu wünschen, weil man des Lebens überdrüssig; und ich kann den Wunsch nicht hegen für jemand, der mir lieb ist. Wer den Mut verliert, ist rettungslos verloren! Es liegt etwas Kräftigendes in dem Gefühl, daß man freiwillig die Last des Lebens auf seine Schultern nimmt und zu dem Unglück sagt: Du kannst mich beugen, aber nicht brechen!"

Signe legte ihre kalte Hand in die seine, schloß die Augen und sprach nicht weiter.

Torstens Augen floh der Schlaf, er ging auf dem Hinterdeck hin und her, gute und böse Geister stritten um die Oberhand. Zuweilen drängte es ihn dem Steuermann zuzurufen: „Kehre um, ich schließe das geliebte Weib in meine Arme und trage es bis ans Ende der Welt;" dann wieder flüsterte eine andere Stimme: „Sie gehört einem anderen, solche Gedanken sind Ehebruch, wolltest Du sie dazu verleiten? Sie muß ihr Los tragen, hilf ihr dabei, das ist die echte Liebe!" Wieder sprach der Versucher: „Das Leben ist kurz, warum soll der Mensch unglücklich sein? Ein Leben wie das ihrige bessert niemand! Überlaß Gott die Art ihrer Prüfung, er versteht es besser als Du." — „Nein, ich will nicht," schrie er fast in Verzweiflung, „ich will sie diesem Manne nicht länger überlassen!"

„Torsten," klang es aus Signes Zelt, „willst Du nicht zur Ruhe gehen, Deine Wanderungen hindern auch mich am Einschlafen."

Sie verstand nur zu wohl, was die unruhigen Schritte bedeuteten.

Am folgenden Morgen ankerte das Schiff in Gothenburg, und Frau Margareta schloß ihr Lieblingskind ans Herz. Bei solchem Wiedersehen vermögen nur große Charaktere das richtige Maß zu halten, um nicht in Verzweiflung zu geraten oder sich zu verstellen. Margareta sah ihrer Tochter innig in die Augen und sagte: „Wie beglückt mich Dein Anblick, es ist, als sähe ich Deinen geliebten Vater vor mir."

Und Signe antwortete: „Möchte ich in allem Dich an ihn erinnern können."

Heimatsluft, Heimatsklänge, Heimatssitte, welch magische Kraft liegt in diesen Worten! Signe atmete wieder auf, je näher sie dem alten, geliebten Lövingsborg kam, und als bei der Auffahrt zu der großen Treppe ihre fünf Lieblingshunde sie vor Freude fast umgerissen hätten, kamen ihr von selbst all die alten Ausrufe auf die Lippen, mit denen sie das unruhige Hundevolk zu beruhigen pflegte. Ihr Leibgericht, eingemachte Preißelbeeren mit Schlagsahne, stand auf dem Tisch und trotz ihrer Appetitlosigkeit mußte sie davon kosten — ach, es war alles wie damals — nur sie nicht!

Onkel Göraus Schlafzimmer war für sie hergerichtet; in seinem großen Himmelbett mit rot und weiß karrierten Linnenvorhängen, von Petronella Punkts höchsteigener Hand gewebt, legte sie ihr müdes Haupt zur Ruhe, und der unwillkürliche Vergleich der Rokoko-Zimmer mit den Marie-Antoinette silber-

broschierten Überzügen in Paris und dieser ländlich bescheidenen Einrichtung nötigte ihr fast ein Lachen ab.

Man klopfte an die Thür — es war Frau Margareta. „Meine Signe," sagte die Mutter, „früher kamst Du oft zu mir, um Dein Abendgebet zu sprechen, heute komme ich zu Dir. Der Segen Deiner Mutter wird Dir vielleicht Schlaf bringen."

Und so war es, beim Erwachen am Morgen ahnte Signe nicht, daß die Mutter fast die ganze Nacht an ihrem Bette gesessen. Sie erschrak ordentlich, als sie sah, daß es schon zehn Uhr war; in der alten Umgebung kehrten die alten Ideenverbindungen zurück und sie gedachte der Gewohnheit der Mutter, pünktlich um neun Uhr zu frühstücken. Eiligst zog sie sich an und fühlte sich so gestärkt, daß sie ohne den Stock, den sie ihrer Hüfte wegen brauchte, hätte gehen mögen; die Freude gab ihr Flügel.

Welch Bild der Gemütlichkeit, als sie die Thür zum Eßzimmer öffnete! Alles war unverändert in seiner alten Gediegenheit, nur einiges zur Bequemlichkeit hinzugefügt; der Frühstückstisch sah so einladend aus, daß sie sogleich Appetit bekam auf saure Milch, deren Sahne wie ein dickes, gelbes Fell darüber lag, von jeher war dies ihr Lieblingsgericht gewesen. Die Mutter saß an dem Eckfenster vor einem großen Tisch, wo Stoffe und Kinderwäsche ausgebreitet lagen, sie brauchte jetzt nicht mehr ihre schwachen Augen mit Spitzenarbeit anzustrengen; in diesem gesegneten Hause arbeiteten alle für denselben Zweck: das Gedeihen des aufblühenden Heims, wo Torsten bemüht war eine geistige Saat den verwahrlosten Kinderseelen zu säen, in der Hoffnung auf eine himmlische Ernte.

Neben Signes Kaffeetasse lag ein Brief von ihrem Mann; die Mutter sagte freundlich: „Jetzt iß zuerst Dein Frühstück und dann lies Deinen Brief, während ich noch etwas an der Wäsche sticke; nachher gehen wir zu Helga und ihren Kindern hinüber. Außerdem habe ich Dir noch einen Gruß von Torsten zu bestellen, er wurde heut früh nach Stockholm abgerufen und wollte Dich mit Abschiednehmen nicht stören."

Signe atmete auf: „Gottlob," dachte sie, ohne eigentlich zu wissen, warum ihr dieser Seufzer kam; dann öffnete sie zitternd den Brief, dankbar, daß die feinfühlige Mutter sie beim Lesen nicht beobachtete.

Es war das erste Mal, daß Mr. Steffens an seine Frau schrieb, da sie seit ihrer Verlobung nie getrennt gewesen. Seine Zeilen waren nur eine Art Geschäftsbrief in großer, ungebildeter Handschrift; der Inhalt so steif wie der Schreiber, denn die Eloquenz seiner sogenannten Liebe war längst vorüber. Selbst die Raben haben eine melodischere Zeit; wenn aber das Weibchen erst ruhig im Neste sitzt, hebt das alte Krächzen wieder an.

Gleich die ersten Zeilen wirkten beruhigend auf Signe, er nannte sie „my beloved wife" und sprach Freude aus, daß es mit ihrer Gesundheit besser gehe; dann teilte er ihr mit, daß der Tod des Kompagnons nicht so große Verluste zur Folge gehabt, wie er zuerst befürchtet, daß aber Signe ihre Entbindung bei der Mutter abwarten müsse, weil er selbst so lange in Amerika bliebe, bis alles abgewickelt sei; er wolle sich nicht mehr in Chicago niederlassen, sondern von nun an seinen Wohnsitz in Paris nehmen, wo er mehr nach seinem Geschmack leben könne.

„Bist Du fertig, Signe," erklang die Stimme der Mutter, die bemerkt hatte, daß Signe plötzlich erbleichte.

„Sogleich," erwiderte Signe und faltete langsam den Brief zusammen.

„Nun, ich gehe voraus, Du kommst nach, nicht wahr?"

Was war es, das die junge Frau plötzlich so erregt hatte? Es waren die Worte: „Von dem Pariser Arzt hörte ich, daß ein Vetter von Dir Dich abgeholt hat; kam er auf Befehl? Nun — Du kennst mich und kennst Deine Pflichten; mit so einem Bauerndoktor getraue ich mich den Kampf aufzunehmen, und Du verstehst jetzt wohl besser den Unterschied zwischen uns, als vor Deiner Hochzeit."

„Ja, ja, Gott steh mir bei," dachte Signe, „ich verstehe den Vergleich zu machen — er und Du — Engel und Teufel, Himmel und Hölle — das ist der Unterschied!"

Die Thür öffnete sich und Helga trat ein, sie trug auf dem Arm ein kleines Wurm von drei Monaten, zwei Kinder von zwei bis drei Jahren hingen an ihrem Kleide. „Kommst Du, Signe," rief sie fröhlich; „meine Kinder sollen ihr Mittagbrot essen, es ist zu hübsch, wenn sie alle so vergnügt um den Tisch sitzen."

Signe nahm das kleine Geschöpf von dem Arm der Schwester und küßte das Gesichtchen, es war das erste Mal, daß sie ein so junges Menschenkind an ihr Herz gedrückt und ein nie empfundenes Glücksgefühl durchströmte ihr Seele bei dem Gedanken: bald wird ein so süßes Wesen mein Eigen sein, ich will es hüten und zum Guten erziehen und als den Vater meines Kindes will ich meinen Mann ertragen, vielleicht finden sich unsere Herzen in der Liebe zum Kinde!"

* * *

„Das ganze Leben hier erscheint mir wie ein lieblicher Traum," sagte Signe, als sie unter der verdeckten Veranda liegend, den Nachmittagskaffee mit den Ihrigen einnahm. „Diese friedliche Stille, die anscheinende Einförmigkeit, in welche doch die vielen Kinder Abwechselung bringen, wirkt auf mich so wohlthuend, wie eine Liebkosung. Erkläre mir doch inwiefern sich dies Kinderheim von anderen unterscheidet?"

„Dadurch, daß es ebensoviel ein Studium wie ein Liebeswerk ist," sagte Frau Margareta. „Es war von jeher ein Lieblingswunsch Torstens, alles zu veredeln — wie hat er die Tierzucht gefördert, welche Versuche mit Obst und Blumen angestellt, um sie zu höchster Schönheit zu entwickeln. Du weißt ja, sein Lieblingsspruch war immer: die Liebe kann Wunder thun!"

„Ja, ja, ich weiß schon," sagte Signe und ein unterdrückter Seufzer füllte das Herz.

„Als Mediziner hat er sich auf das Studium der Nerven- und Geisteskrankheiten gelegt, als Mensch

sich fast ausschließlich mit der Verbrecherwelt beschäftigt. Beides ist von unerschöpflichem Interesse für ihn, und sein Hauptzweck ist, zu entdecken, ob die Grundzüge der menschlichen Charaktere erblich sind oder durch die Verhältnisse umgeformt werden können. Diesen Zweck verfolgt er mit unermüdlicher Energie und Helga ist seine treue Gehilfin. Jedes Kind, das hier aufgenommen wird, kommt ohne jede Weiterung, ohne Name, ohne Vergangenheit, wie ein Vögelchen, das aus dem Nest gefallen ist, und die anderen Kinder freuen sich, wie in einer Familie, über das kleine Brüderchen oder Schwesterchen. Helga führt ein tägliches Protokoll über das Betragen der Zöglinge, und Torsten überwacht deren körperliche Entwickelung. Er allein kennt ihre Herkunft, wir wissen nur ihre Ausnahmestellung in der Welt und daß moralisches oder geistiges Elend vielleicht ihr einziges Erbteil im Leben ist. Sie gleichen dem Thon in der Hand des Formers, aus dem möglicherweise eine schöne Statue, möglicherweise auch ein unbrauchbares Gefäß werden kann. Für Torsten liegt darin ein Studium der Natur, der ja seit Jahren Vater oder Mutter entweder als Verbrecher oder als Irrsinnige beobachtet hat; aber weder die Kinder selbst noch andere erfahren je, woher sie stammen."

„Vielleicht waren es auch solche Kinder, die die Jünger Christi aus der Nähe des Erlösers verjagen wollten und von denen er sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes," sagte Signe mit Thränen in den Augen.

Vor der Veranda befand sich ein großer Rasenplatz mit Sandhügeln an der einen Ecke. Hier saß Helga auf einem niedrigen Stuhl vor einem Tisch und rund um sie her krabbelten gleich kleinen Hunden vierzehn Kinder im Alter von drei Monaten bis vier Jahren.

„Du siehst, Signe," rief diese fröhlich, „ich habe noch nicht die Zahl meines Ideals, vierundzwanzig Kinder, erreicht, aber es sind auch fünf Knaben mehr als Mädchen und die machen doppelt soviel Arbeit. Hör mal diesen kleinen Bengel, er schreit für drei."

„Ermüdet Dich dies Geschrei nicht?"

„Zuweilen; es hat jedoch immer einen Grund, und während ich danach forsche, hört das Brüllen auf; trotz seiner Unart liebt er mich am allermeisten von allen. Das kleine Mädchen dagegen, das im Sandhaufen sitzt, schreit fast nie, aber sie kümmert sich auch um niemand und ist schon jetzt ein ausgesprochener Egoist."

„Welche Charakterstudien Du machst, Helga," sagte Signe bewundernd.

„Ja, es ist reizend, gerade, als ob ich immer neue Bücher lese; außerdem giebt es mir Veranlassung zu so interessanten Gesprächen mit Torsten."

„Glückliche Helga," dachte Signe. —

* * *

Früher als Signe erwartet, hielt sie ein kleines Söhnchen in den Armen, einen blondlockigen Versöhnungsengel, ein liebliches Wesen, das eine Brücke werden konnte zwischen zwei Herzen.

Als Antwort auf die telegraphische Anzeige dieses Ereignisses schrieb Mr. Steffens einen Brief, der Signes Herz mit neuer Hoffnung erfüllte. Der Vater war beglückt, daß es ein Sohn sei und hoffte, er habe die blonden Locken seiner schönen Mutter geerbt.

Signes Augen strahlten dabei. „Du sollst sehen, Mama," sagte sie, „unser Leben wird jetzt ein ganz anderes; George wird jetzt viel mehr zu Hause sein, nun er diesen kleinen Engel hat, ich kann ja auch nicht so viel ausgehen wie die vergangenen Jahre; da wird es von selbst kommen, daß wir ein zurückgezogenes, häusliches Leben führen."

„Ist das meine vergnügungssüchtige Signe, die so spricht," sagte Frau Margareta lächelnd.

„Ach ja, Gesellschaften und schöne Kleider bekommt man bald satt, besonders, wenn man, wie ich, sich jeden Wunsch erfüllen konnte. Meiner Erfahrung nach befriedigen solche Genüsse nur in der ersten Jugend. Währt dieser Hang länger fort, so kommen noch andere Faktoren hinzu wie Koketterie, Eitelkeit, Hochmut, und trotz meiner vielen Fehler bin ich vor diesen Versuchungen bewahrt worden. Wenn man aber ein Kind hat, fühlt man seine eigene Verantwortung zu tief. So wird George auch durch die Liebe zu seinem Kinde umgewandelt werden."

Frau Margareta schwieg und machte sich mit dem Kinde zu schaffen, sie dachte: O ja, die wilden Tiere lieben ihre Jungen auch eine Zeitlang.

Sonnige, wonnige Tage, wenn eine junge Mutter die Entwickelung ihres Erstgeborenen beobachten und in der freien Natur den zarten Körper dem wohlthuenden Einfluß von Luft und Sonne überlassen kann. Mutter und Kind gediehen gleich gut, Signe war schöner als je. Der kleine Georgie fing schon an ihr entgegen zu lächeln und in unartikulierten Tönen, die dem Ohr der Mutter wie Musik klingen, seine Wünsche kundzugeben. Natürlich hatte es ihrer Meinung nach nie ein so kluges, schönes und artiges Kind wie das ihrige, gegeben; kam man an der Veranda vorüber, wo für sie ein geschütztes Nestchen bereitet war, so hörte man ein leises Murmeln, halblautes Singen und Summen, gleich Vogelgezwitscher, und lugte man durch das Laubwerk, so erblickte man die glückliche Mutter mit dem Knaben auf dem Schoß, dessen rosige fette Fäustchen, die sich nach den herabfallenden Zöpfen derselben reckten, durch energisches Ziehen bewiesen, daß der junge Herr schon wußte, was er wollte. Auch behauptete Signe, der Knabe besäße ein fabelhaft scharfes Unterscheidungsvermögen, denn er sähe ganz anders aus, wenn er die anderen vierzehn Kinder betrachtete, als wenn er die Großmama am Nähtisch anschaute!

Seit ihrer Ankunft hatte Signe ihren Vetter nicht wiedergesehen, er war zweimal dagewesen, um seine Pflegekinder zu untersuchen, doch stets so spät, daß die junge Frau schon zu Bett war. Er ließ sich dann ihren Liebling holen und schickte ihn mit dem Gruß zurück: „Der Kleine wäre ein ungewöhnlich wohlgebildetes, gesundes Kind." Die selbstlose Liebe, die in dieser Fürsorge lag, verklärte Signe die folgenden Stunden, dann aber verbannte sie wieder mit der ganzen Energie eines Herzens, das rein vor

seinem Gewissen bestehen will, jeden freiwilligen Gedanken an ihren Jugendfreund. Unbewußt jedoch war er der Mittelpunkt ihrer Gedanken, und wie konnte es auch anders sein? Hier, wo alle Herzen ihm entgegenschlugen, wo jedes Ding den Stempel seiner schöpfenden Kraft trug; sein Geist durchdrang das Ganze und wie mit schützenden Flügeln breitete seine Liebe sich über diese Ärmsten aus, die vielleicht schon von Geburt an die Keime des größten menschlichen Elends mit sich brachten.

Einmal wöchentlich schrieb Signe ihrem Mann, um über das Kind zu berichten, zwei- oder dreimal im ganzen schrieb er wieder. Es waren schwere Tage, wenn diese Briefe kamen, denn Gefühle von Verachtung und Widerwillen gegen seine teils herrischen, teils cynischen Ausdrücke erwachten in ihrem Herzen und ließen sie fast die Selbstbeherrschung verlieren; die Zukunft lag wie eine dunkle Nacht vor ihr, ohne andere Sterne, als die Augen ihres Kindes! Sie kniete an der Wiege, faltete die Hände über dem Kopf des Kleinen und sagte: „O, sei mein Schutzengel, den Gott mir gesandt, tröste mich, wenn ich nicht mehr kann! Ich vermag Gott nicht zu erblicken in meiner großen Trübsal, ich verstehe seine Wege nicht, aber ich weiß, daß er mich liebt wie ich Dich liebe!"

Die Zeit der Abreise nahte, Signe konnte schon ihr jetziges Glück nach Stunden zählen. Eine unendliche Sehnsucht überkam sie, noch einmal Torsten zu sprechen, seine Stimme zu hören, in seine treuen Augen zu blicken — denn sie liebte ihn, das wußte sie jetzt, liebte ihn mit der ganzen konzentrierten Kraft eines Herzens, das in eigenem Verkennen seiner Liebe den Namen „Freundschaft" gab. Er hatte aufgehört der Vetter zu sein — er war der Mann, dem sie alles hätte opfern mögen. Das Leben schien ihr leichter zu ertragen, wenn er ihr einen Abschiedssegen gäbe, wenn er gute Ratschläge für das Gedeihen des Kindes mitteile, ihr Mut zuspräche auf ihrem Lebensweg! Und warum sollte sie sich diese Seligkeit versagen, war er nicht der Beschützer von Mutter und Schwester, der Sohn ihres Wohltäters und der Gespiele ihrer Kindheit, der beste Freund ihrer Geschwister — warum nicht dann auch der ihrige? So im Zwiespalt mit sich selbst wanderte sie stundenlang im Schlafzimmer hin und her, bis sie, einen plötzlichen Entschluß fassend, sich hinsetzte und schrieb: „Lieber Torsten, komm, um uns Lebewohl zu sagen, wir reisen in drei Tagen."

Sie ging zu Bett, das Herz klopfte, die Pulse schlugen, sie hätte jubeln mögen über das Wiedersehen und vermochte es doch nicht! Endlich schlief sie ein, um erst spät zu erwachen. Die Wärterin brachte den kleinen Jungen und ging, seine Milchsuppe zu holen; Mr. Georgie war hungrig und in keiner engelhaften Laune, er schrie und schlug um sich, bis das Mädchen ihn an den Tisch brachte, um ihm sein Frühstück zu geben. Hier äußerte sich sein Temperament sogleich darin, daß er das Tischtuch packte und die Tasse mit Milch umwarf. „O weh! Mrs. Steffens," rief die Wärterin, „ein beschriebenes Papier ist ganz mit Milch begossen worden."

Signe blickte hin, es war das Telegramm an Torsten — sie atmete tief auf und ein Stein fiel ihr vom Herzen — ihr Schutzengel hatte sie vor Unrecht bewahrt.

Die Abschiedsstunde schlug, zum letzten Mal schluchzte Signe ihr Leid an dem mütterlichen Herzen aus.

„Halte den Mut aufrecht, meine Signe," sagte Frau Magareta, „Du hast Gottes Segen mit Dir in dem Kinde. Es ist eine große Aufgabe, eine unsterbliche Seele zu erziehen, wer diese Arbeit ernst nimmt, hat genug, um seine ganze Zeit auszufüllen. Und wie heilig die Mutterpflichten sind, liegt in den Worten Gottes: ‚Könnte auch eine Mutter ihr Kindlein vergessen, so werde ich doch Deiner nicht vergessen'."

Acht Tage später war Signe wieder in Paris, von ihrem Gatten in seiner eigentümlichen Art freundlich empfangen. Seine Freude über das Kind war aufrichtig und groß, er konnte sich an dessen Schönheit nicht satt sehen und wiederholte unaufhörlich: „Ganz wie Du, my darling, Dein Haar — Deine Augen! Wie entzückt wird Madame Akulow über ihn sein!"

Madame Akulow! Jetzt schon dieser Name! Signe bebte bei dem Gedanken, ihr Kind in den Armen dieser Frau zu sehen. Da fielen ihr Torstens Worte ein, wenn man eines Menschen Charakter beurteilen wolle, müsse man immer seine Vergangenheit mit in Betracht ziehen. Wer konnte wissen, in welcher Umgebung diese Frau aufgewachsen, was für Eltern und Freunde sie gehabt — und Signe überwand ihren Widerwillen und duldete, daß die verführerische Russin ihre Lippen auf den rosigen Mund ihres Schutzengels drückte.

Das neue Heim war viel einfacher, aber viel gemütlicher als die grandiose Mietswohnung, Signe fühlte sich sogleich heimischer; die beiden Gatten suchten gemeinsam das Ameublement aus und von Ersparnissen war keine Rede. Bald glich das Haus einem Schmuckkästchen, wobei Signes feiner Geschmack sich geltend machte. Allmählich stattete sie Besuche bei einigen amerikanischen Familien ab, die seit dem vergangenen Winter noch dort waren; den Franzosen war sie nie näher getreten, außer in musikalischer Hinsicht, sie hielten sich fern, und die junge Frau empfand bald wieder den lähmenden Einfluß des Isoliertseins. Dafür hatte sie nun einen Ersatz in der Gesellschaft ihres Kindes und in den Sing- und Sprachstunden von Signor Barbi. Es ward ihr auch vergönnt, sich um ihren Haushalt zu kümmern, vorausgesetzt, daß das Essen tadellos war. Ferner hatte der Gatte ihr erlaubt, weniger in Gesellschaft zu gehen, unter der strikten Bedingung, daß bei ihnen selbst zwei jours fixes in jeder Woche stattfänden.

Dies neue Stadium ihres häuslichen Lebens hätte Signe so ziemlich befriedigt, wenn nicht Madame Akulows Einfluß unverändert geblieben wäre. Die Russin kam und ging, wann sie wollte, Signe empfing sie kühl, allein das half nichts, sie mußte sich fügen, doch mit dem bestimmten Vorsatz, sich nie öffentlich mit ihr zu zeigen. Nach und nach zogen sich die

übrigen Damen ihrer Bekanntschaft, denen die Gegenwart der Russin nicht genehm schien, zurück, und Signe blieb an den großen Empfangsabenden fast allein auf deren weibliche Gesellschaft angewiesen. Da Madame aber immer am Spieltisch beschäftigt war, brauchte Signe wenigstens sich keine Mühe mit ihrer Unterhaltung zu machen.

Mr. Steffens schien in diesem Winter mehr als je die Musik zu lieben und arrangierte deshalb die elegantesten musikalischen Abendunterhaltungen, zu denen die Elite der Pariser Musikwelt geladen, und Signes Talent zu voller Geltung kam. Nach solchen Abenden standen immer ausführliche Berichte in den Zeitungen, sowohl über die Gesellschaft wie über die Leistungen; auf diese Weise kam Mr. Steffens Haus sehr bald in den Ruf, eines der elegantesten der Saison zu sein, in dem Signe in unübertroffener Schönheit und Luxus thronte. Und doch gab es Schichten der großen Welt, die es nie betraten.

„Ich kann kein Petroleum leiden," sagte ein alter Vicomte, „der Geruch von Mr. Steffens Petroleumquellen bringt von Chicago bis hier in seine Salons."

„Und mir kommt es immer vor, als hörte ich das Rollen der amerikanischen Dollars, wenn ich an den verschlossenen Thüren der unteren Etage vorbeikomme. Geld zu haben ist gut, es kommt nur darauf an, wo man es hat — in der Reichsbank oder in der Spielbank."

Signe fing an, sich unsicher zu fühlen in dieser neuen Gesellschaft, die nicht mehr aus tanzlustigen, aber auch nicht aus alten, ehrwürdigen Damen und Herren bestand. Es lag in Ton und Manieren etwas für Signe so Fremdes, daß sie sich zuweilen wie in eine andere Welt versetzt vorkam. Gemischte Nationen, gemischte soziale Verhältnisse, keine Familienbande, keine offiziellen Beziehungen, Existenzen von gestern, die morgen verschwunden waren! Und für alle diese Leute hatte Madame Akulow ein Lächeln, Mr. Steffens einen Händedruck, und sie selbst saß da wie ein wunderschönes Bild, das den Glanz erhöhen und die Eitelkeit ihres Mannes befriedigen sollte.

Anfangs hielten sich die Herren in ehrerbietiger Entfernung, nach und nach wurden sie dreister und ihre Schmeicheleien nahmen eine Form an, die Signes reinen Sinn empörte. Eines Abends war ein Franzose von vornehmer Familie und aristokratischen Manieren anwesend; sein echauffiertes Gesicht und die unsichere Sprache verrieten, daß er von einem Fest käme, wo der Wein nicht gespart worden, und sein Gespräch bewies, daß er an gemischte, weibliche Gesellschaft gewöhnt war. Zuerst machte Signe nur eine abweisende Bemerkung über seine Artigkeiten, dann stand sie auf und setzte sich mit einem Buch an einen anderen Tisch. Der Zudringliche kam nach, Signe erhob sich ruhig und sagte: „Ich bitte Sie, mein Herr, die Frau des Hauses nicht durch unpassende Worte zu beleidigen, ich müßte sonst den Schutz meines Mannes anrufen!" Statt sich zurückzuziehen, griff der Freche nach ihrer Hand, um sie an den Mund zu führen. Blitzschnell befreite sich Signe und stand in einem Nu neben ihrem Mann, während sie mit lauter Stimme sagte: „Befreien Sie mich von der Zudringlichkeit dieses Herrn, der die Sitten der guten Gesellschaft nicht zu kennen scheint!" Dann verließ sie den Salon und hörte weiter nichts von der Geschichte, die ihr so widerwärtig war, daß sie sie am liebsten vergaß.

Einige Tage darauf stand in den Zeitungen eine romantische Geschichte von einem amerikanischen Millionär, der sich seiner schönen, tugendhaften Frau wegen mit einem Franzosen duelliert habe. „Der Mann versteht sich auf Geschäfte," meinte wieder der alte Vicomte, „selbst die Reinheit seiner jungen Frau benutzt er als Reklame, um seiner Spielbank noch mehr Besuch zu verschaffen."

Man sagt, die Tauben empfänden mit Angst die Nähe eines Raubvogels, ohne je erfahren zu haben, daß Gefahr darin liegt. Mr. Steffens Gesellschaft fing in ähnlicher Weise an, Signe unheimlich zu werden; er selbst war immer liebenswürdig, aber trotzdem er jetzt mehr zu Haus war, konnte sie doch nie entdecken, daß er eine andere Beschäftigung hatte, als Besuche zu empfangen. Es war ihr ein für allemal verboten, seine Zimmer in der unteren Etage zu betreten, es mußte also ein Geheimnis dahinterstecken, das sie vergeblich zu ergründen suchte. Konnte er sich mit Politik befassen wie Signor Barbis Vater? Waren alle diese fremden Männer vielleicht Flüchtlinge aus fremden Ländern, die bei ihm Geld borgten oder deponierten? War er am Ende gar das Haupt einer dieser geheimen Gesellschaften, von denen sie zuweilen sprechen hörte?

Der Winter war vorüber; Mr. Steffens sprach dieses Jahr nicht von weiten Reisen, sondern schlug vor, in Auteuil ein Landhaus zu mieten, wo Mutter und Kind den Sommer in Ruhe zubringen konnten, und er zwischen Land und Stadt abwechselte. Bei dieser Nachricht fühlte sich Signe zum ersten Mal seit ihrer Ehe beinahe glücklich; mit einer nie empfundenen Zärtlichkeit küßte sie ihren Mann, indem sie den kleinen Georgie in seine Arme legte. „Siehst Du, kleiner Schreihals," sagte sie und fuhr mit der Hand durch sein lockiges Haar, „was Du für einen guten Papa hast, der alle unsere Wünsche erfüllt; nun wollen wir den ganzen Tag im Freien zubringen und Du kannst bei Vogelgesang aufwachen und einschlafen." Mr. Steffens küßte das Kind zärtlich, es war der einzige weiche Punkt in seinem Herzen.

Allein dies Glück war nur von kurzer Dauer; zu Anfang kam Mr. Steffens in derselben goldenen Laune oft zu Besuch; er spielte mit dem Kind, rollte sich mit ihm auf dem Rasen, freute sich über Erdbeeren mit Sahne, machte Ausfahrten mit seiner Frau und brummte selbst nicht, wenn die Köchin ein Filet zu lange gebraten hatte. Dann blieb er länger aus und war nicht immer bei rosiger Laune, wenn er ankam. Signe hatte längst gelernt, nie nach seinen Stimmungen zu fragen, sie nahm sie wie Hagel und Sturm, welche man ertragen muß, und war froh, so lange Madame Akulow nicht zu oft kam. Diese Dame war für einige Zeit von der Bildfläche verschwunden, und Signe hütete sich wohl, nach ihr zu fragen. In solchen Anwandlungen böser Laune ließ Mr. Steffens dann und wann ein drohendes Wort

über eine baldige Rückkehr zur Stadt fallen, und die Frau wagte keine Einwendungen, die hingereicht hätten, um den Gatten sofort dafür zu bestimmen; er gehörte nämlich zu denen, die erst dann eine Sache bestimmt wollen, wenn sie sehen, daß es einem anderen unangenehm ist. Eines Tages wurde der Rückzug definitiv beschlossen, und mit Thränen in den Augen ging Signe an das Einpacken von Musikalien und Büchern. Ach, wie so kurz war diese goldene Freiheit gewesen, hier hatte sie körperlich und geistig sich erholt, hier ihr kleiner Schatz sprechen und laufen gelernt, hier hatte sie neue Hoffnung für die Zukunft geschöpft — denn ach, wann hört das Herz wohl auf zu hoffen, wenn es sich dazu berechtigt glaubt?

Es war ein herrlicher Oktobertag, als Signe nach der Stadt zog; der Wald hatte bereits seine bunte Herbstfarbe angelegt, die Vögel waren verstummt, das grünsaftige Moos hauchte feuchten Duft aus und auf den Wegen lagen Haufen klebriger Blätter, die langsam der Verwesung entgegengingen. Die Erde trug schon die Spuren des unvermeidlichen Todes, aber ein wolkenloser, klarer Himmel wölbte sich darüber, und die noch wärmende Sonne sprach zu den schwindenden Gräsern: „Legt Euch zur Ruhe, Ihr Kleinen, und schöpft neue Kräfte: ich bringe Euch im Frühling ein Auferstehungsfest, denn alles was Gott erschaffen hat, wird wieder vom Todesschlaf erwachen."

In Auteuil war Jahrmarkt und zugleich ein großes Wettrennen. Die Menschenmassen wälzten sich einem trüben Flusse gleich nach der Vorstadt hinaus. Leichte patrizische Equipagen und schwere Bauernwagen, Damen mehr gehüllt als gekleidet in Wolken von Tüll und Spitzen, und Bäuerinnen in wollenen Kleidern, warm wie Winteranzüge, Pferde, die über die Erde zu fliegen schienen, und Pferde, die kaum einen Fuß von der Erde zu heben vermochten, Drehorgeln mit Affen wie Menschen angeputzt, und Phantasiewägelchen mit Menschen wie Affen angekleidet, bellende Hunde, brüllende Kinder, Frauen mit Eßwaren, liebevolle Väter mit dem kleinsten Wurm auf dem Arm und ein kaum kriechendes an der Hand, Staubwirbel kaum von den langsam einherfahrenden Sprengwagen gedämpft, alles, alles glich einem bunten Knäuel, das langsam demselben Ziel zurollte. Plötzlich stockte es, aus einer Seitengasse stürmte eine Kavalkade, die nach dem Wettrennen sich begeben wollte, allen voran die schöne Madame Akulow in phantastischem Kostüm, schwarzen kurzen Rock, der die Füßchen sehen ließ, rote Tuchjacke, eine Jockeykappe auf dem Kopf. In ihrer Begleitung eine Menge Herren, neben ihr Mr. Steffens. Die sogenannte gute Gesellschaft zu Pferde war wütend über den Aufschub und sparte weder mit Worten noch Reitgerten, weil die sogenannte rohe Gesellschaft auf der Straße nicht schnell genug Platz machen konnte, die Menge empörte sich dagegen, und die Ausdrücke, die das Ohr der Russin trafen, waren nicht gerade schmeichelhaft. „Da kommt des Teufels Großmutter," schrie ein Junge. — „Ist das ein Mann oder ein Weib" — „wirf doch einen Stein auf ihre Kappe, die fliegt sonst ab" — „heb sie vom Pferd und sieh, ob sie gehen kann!" u. s. w. In diesem Augenblick kam von der entgegengesetzten Seite Mr. Steffens Equipage, in der Signe mit ihrem Söhnchen saß, ein Bild der Schönheit und der Eleganz; Mutter und Kind ganz in Weiß gekleidet mit prächtigen weißen Federhüten, ein weißer Pelzmantel als Schutz gegen den Wind auf den Rücksitz gebreitet. Die rosigen Gesichter und strahlenden Augen der beiden, die so freundlich in das Volksgewühl schauten, der kleine Georgie, der freudig in die Hände klatschte, als er zwei Hunde sich balgen sah, machte sogleich Eindruck auf die für Schönheit empfängliche Menge, um so mehr, als die Zunächststehenden hörten, wie Signe dem Kutscher sagte: „Geben Sie acht, daß niemand zu Schaden kommt, wir können warten bis das schlimmste Gedränge vorbei ist." Dies geschah auch und wie ein Wirbelwind sauste Madame Akulow mit ihrem Gefolge an Signes Wagen vorüber, und an den schmähenden Nachrufen erkannte die junge Frau, daß diese Gesellschaft die Ursache des kleinen Auflaufs gewesen.

Signe blickte der Reitenden mit einem Gefühl der tiefsten Verachtung nach; die Zeit war vorüber, wo sie gehofft hatte, Einfluß auf den Gatten zu gewinnen, und die Eifersucht des zurückgesetzten Weibes sich in ihr regte, denn in diesem Gefühl liegt noch Hoffnung auf eine bessere Zeit. Jetzt war alles tot und das einzige noch Wünschenswerte bestand in Ruhe und Frieden, um ihrer Pflicht als Mutter nachkommen zu können. Aber jedesmal, daß Madame Akulow in auffallender Weise ihren Weg kreuzte, stieg das bittere Gefühl in Signes Herzen auf: „Ohne diese Verführerin wäre es doch vielleicht möglich geworden, ein relatives Glück zu genießen!" —

Die Saison verlief unter denselben Auspicien wie im vorigen Jahr, die Jours fixes waren dieselben, nur die Gesellschaft wechselte noch mehr. Die einzige Veränderung in das gesellige Leben brachte die Ankunft der Familie Mr. Thompsons, des früheren amerikanischen Gesandten in Stockholm, die Signe immer mit dem innigsten Wohlwollen begegnet war. Sie hatten die junge Frau seit deren Heirat nicht gesehen, dagegen so manches, das ihnen mißfiel, über deren Mann gehört, und die beiden Gatten waren nicht mehr mit ihrem eigenen Anteil an Signes Verlobung zufrieden.

„Man bezahlt immer eine Dummheit, wenn man sich in Heiratsangelegenheiten mischt," sagte Mrs. Thompson, „wir hätten das junge Mädchen in Ruhe lassen sollen; es wäre besser, sie hätte als Sängerin ihr Brot verdient."

„Tatata," erwiderte der alte Herr, „das sagst Du jetzt, aber ich möchte wissen, wer damals am eifrigsten war und immer behauptete, nur eine Heirat könnte ein so schönes armes Mädchen vor den Gefahren der Welt schützen. Und nun erst die Brillanten, weißt Du noch, wie Du Dich freutest, daß sie deren so schöne bekam? Es ist übrigens sehr leicht, nachher der Kluge zu sein!"

Ostern nahte und fast jeder Tag brachte schöne Musikaufführungen, in denen Signe schwelgte. Durch Signor Barbi hatte sie überall Zutritt erlangt, und auch bei ihm in der einfachen Mansarde versammelte

sich zuweilen eine auserlesene Gesellschaft, um außer dem gemeinsamen Gesang auch noch seine schönen Gemmen- und Münzsammlungen bewundern zu können. Signe war eine der Eifrigsten dabei; durch den lieben Lehrer hatte sie so viel Verständnis für Kunstsachen bekommen, daß sie sich gern darin vertiefte und oftmals die Zeit darüber vergaß.

Eines Tages hatte sie sich in das Anschauen verschiedener Antinousköpfe versenkt, es war fast dunkel geworden, Schülerin und Lehrer standen dicht nebeneinander am Fenster und betrachteten abwechselnd durch eine Lupe den feingeschnittenen Stein. Plötzlich schob sich ein dunkler Kopf zwischen die beiden und eine Stimme, die Signes Blut erstarren ließ, sprach: „Ich suche meine Frau überall, man sagte mir, sie wäre in der Gesangstunde — hier ist aber alles so still, daß ich niemand zu Haus vermutete und — statt Chorgesang wird wieder ein Duett geübt! Sie haben mich oft überrascht, Mrs. Steffens, aber nie mehr als heute!" Mit diesen Worten setzte Mr. Steffens den Hut auf den Kopf, bot seiner Frau den Arm und verließ, ohne Signor Barbi zu grüßen, das Zimmer. Vor der Thür stand der Wagen, er ließ sie einsteigen, beugte sich vor und flüsterte: „Dies ist das zweite Mal, daß ich Sie tête-à-tête mit Signor Barbi überrasche —"

„Zweite Mal, — tête-à-tête, was soll das heißen?"

„Es scheint, ich habe ein besseres Gedächtnis als Sie, haben Sie die Scene vor zwei Jahren vergessen? — Glauben Sie nie, daß ich Sie außer acht lasse, ich bin durch unsere Brautzeit gewarnt! — John, fahren Sie Mrs. Steffens nach Hause."

Signe war zu erregt, um an demselben Tag mit ihrem Gatten zu sprechen, sie hatte sich aber vorgenommen, am folgenden eine Erklärung von ihm zu fordern. Am Vormittage traf sie ihn nicht, und zum Lunch war sie bei Mrs. Thompson, mit der sie am Abend einem Konzert beiwohnen sollte. Die gute alte Dame fragte eingehend nach allem, was die junge Frau betraf, ihren Beschäftigungen, ihrem Hauswesen und vor allem nach ihren Freunden.

„Ich habe keine Freunde," antwortete Signe ausweichend, „ich habe an der Gesellschaft meines süßen Kindes genug."

„Aber Sie haben doch Umgang mit anderen Frauen?"

„Nur oberflächlichen, wie zum Beispiel mit Madame Akulow."

„Hüten Sie sich vor der Frau," sagte Mrs. Thompson ernst, „ich kenne sie seit Monte Carlo, sie ist eine Spielerin par profession; in diesem Sommer hat sie sich eine Zeitlang von Paris fernhalten müssen, weil man ihr auf der Spur war, falsch gespielt zu haben."

Signe saß wie vernichtet, ab und zu war ihr ein eigentümlicher Verdacht aufgestiegen, aber was wußte sie, die junge unerfahrene Schwedin von solchem Treiben der Weltstadt! Der Boden brannte ihr unter den Füßen, sie hatte keine Ruhe ehe sie nach Hause kam, um ihren Mann wegen seiner schimpflichen Worte zur Rede zu stellen und mit ihm über die Russin zu sprechen. Sich bei der Frau vom Hause mit Kopfschmerzen entschuldigend, begab sie sich zu Fuß auf den Heimweg, um sich durch eine kleine Promenade abzukühlen. Sie stieg die Hintertreppe hinauf und fand wie gewöhnlich um diese Zeit die Dienstleute in alle Winde zerstoben und die meisten Thüren offen, selbst die vom Schlafzimmer. Signe schritt schnell hindurch, um ihrem Liebling einen Kuß zu geben, ehe sie sich zum Ausruhen hinlegte. Die Kinderstube war leer und die Thür zur unteren Etage offen. Sie stürzte zur Treppe, denn trotzdem die Wärterin zuweilen mit dem Kleinen in dem großen Eßzimmer spielen durfte, war ihr dies streng in der Abwesenheit der Herrin verboten.

Vom Billardzimmer klangen fröhliche Stimmen und Gelächter herüber, dazwischen Jubellaute des Kleinen.

Signe riß die Thür auf. An einem Roulettetisch saßen einige Herren, Mr. Steffens, und Madame Akulow mit dem Kinde auf dem Schoß, dem sie in dem Augenblick aus einem Whiskyglas zu nippen gab. Ein Haufen Goldstücke lag vor dem Knaben, der davon nahm und auf verschiedene Nummern schob, vor Freude aufschreiend, wenn die Kugel rollte. Einer Tigerin gleich stürzte die Mutter sich auf das Kind, riß es vom Schoße der Russin, warf den Tisch um, daß Gold und Elfenbein auf den Boden rollten, und floh wie von Furien verfolgt in ihr Schlafzimmer, wo sie alle Thüren verriegelte und sich mit dem Kinde in den Armen auf das Sofa warf.

Was war vorgegangen? Was bedeutete diese Scene, die ihr wie ein Blick in die Hölle vorkam? Sie lauschte — würde die ganze Gesellschaft sie verfolgen, um ihr den Engel zu entreißen? — Die Gedanken verwirrten sich ihr, was sollte sie beginnen? Endlich hörte sie ein Geräusch im Nebenzimmer — war es ihr Mann? Nein — Frauenschritte — sollte die Freche es etwa wagen, bis zu ihr zu dringen? Es war die Wärterin, die an die Thür klopfte.

Signe öffnete. „Wo sind Sie gewesen? Warum verließen Sie das Kind?"

„Mr. Steffens schickte mich auf die Post mit einem eingeschriebenen Brief, da alle anderen Leute aus waren; er sagte, er wolle selbst den kleinen Georgie hüten. Ich bin nicht lange ausgeblieben."

„Es ist gut; bitten Sie Mr. Steffens zu mir zu kommen, ich hätte sogleich mit ihm zu sprechen."

Dies klang mehr wie ein Befehl als eine Bitte, aber Signe vergaß in diesem Augenblick selbst die Angst vor ihrem Mann. Die Wärterin holte das Kind zum Spazierengehen, und hin- und herwandernd erwartete die Frau ihren Plagegeist.

Es dauerte lange bis er kam, desto mehr Zeit blieb ihr, sich zu sammeln; und als sie seine Schritte hörte, stieg aus ihrem Herzen der Angstschrei: „O Gott, laß mich das rechte Wort finden!"

Wie gewöhnlich im Bogen glitt Mr. Steffens herein. „Du wünschest mich zu sprechen?" sagte er leise.

„Ist Madame Akulow aus dem Hause?"

„Wie tragisch Du das sagst — das solltest Du

besser wissen als ich, aber in aufgeregten Momenten vergißt Du selbst eine höfliche Wirtin zu sein und Deine Gäste zu begrüßen!"

„Ich werde diese Frau nie mehr in meinem Hause begrüßen — sie darf nie wieder über meine Schwelle kommen!"

Mr. Steffens schob einen Stuhl heran und ließ sich langsam darin nieder während er sagte: „Das scheint eine lange Unterredung zu werden; da ist es gut, ich setze mich. — Also, was hast Du gegen Madame Akulow einzuwenden? Warum darf sie nie mehr Dein (er betonte das Wort stark) Haus betreten?"

„Sie ist eine Spielerin — und so pflichtvergessen bist Du, daß Du Dein unschuldiges Kind auf dem Schoß einer solchen Frau mit dem Gold spielen läßt, das unser aller Fluch ist?"

„Das war ja nur ein Scherz," sagte Mr. Steffens ausweichend, „Du weißt doch, man behauptet, wenn ein unschuldiges Kind aussetzt, so bringt es dem Spieler Glück, und das wollte ich versuchen. Es thut not, daß das Kind dem Vater Geld gewinnen hilft, wenn die Mutter so viel ausgiebt wie Sie, Madame."

Signe schlug die Hände vor das Gesicht. „Gott steh mir bei," stöhnte sie. Dann nach einer Weile fuhr sie fort: „Sie ist mehr als eine Spielerin, — sie spielt falsch und hat diesen Sommer solchen Verbrechens wegen sich entfernen müssen."

Wie ein Tiger sprang Mr. Steffens auf und warf sich über Signe, die er in einen Stuhl herunterdrückte; dann sich über sie beugend zischte er: „Sprichst Du das Wort noch einmal aus und ich erdrossele Dich."

Signe befand sich in diesem Augenblick in so großer nervöser Erregung, daß sie keine Angst verspürte: „Du kannst mich töten, aber nicht zwingen," sagte sie und versuchte sich loszumachen; „für mich hat das Leben weiter keinen Wert als mein Kind zu schützen."

„Treibe mich nicht zum Äußersten, ich könnte sonst furchtbare Rache nehmen," flüsterte Mr. Steffens mit heiserer Stimme. „Glaubst Du, daß ich Dir ohne Waffe gegenüberstehe? Längst sah ich ein, daß es über kurz oder lang zum Eclat kommen würde und deshalb wollte ich gesichert sein, Indianer verstehen sich auf einen listigen Krieg. Warum habe ich Dich geheiratet, während ich Madame Akulow liebte, lange ehe ich Dich sah, — nur um Dich zum Aushängeschild eines ehrbaren Hauses zu haben, weil nichts Böses geschehen könne, wo Du herrschtest — warum führte ich Signor Barbi Dir in den Weg? — Damit er Dich tröste über meine Vernachlässigung und ich Dich dadurch in der Hand hätte — warum habe ich nie nach Deinem Vetter gefragt und Dich nur dann und wann in heilsamer Angst gehalten? Damit Du aus Verzweiflung thätest, was Deine Tugend verbieten würde! — Tugend! Tugend! Ich werde der Welt, die Dich für einen Tugendspiegel hält, eine Geschichte dieser fünf Jahre erzählen, die Deine Bewunderer in Erstaunen setzen dürfte und Dich meiner Gnade völlig anheimgiebt. Dann will ich Großmut üben, ich will das ungetreue Weib nicht verstoßen, sondern ihr Vergebung angedeihen lassen, wenn sie darum fleht!"

Mr. Steffens hatte sich in solche Wut hineingeredet, daß er nicht ganz bei Besinnung zu sein schien. Die rotbraune Gesichtsfarbe hatte sich in aschgraue verwandelt, das strähnige Haar sträubte sich, die Augen schossen Blitze und das Weiße in denselben leuchtete wie Perlmutter, er bot einen fürchterlichen Anblick dar.

Signe war wie gelähmt, aber die Verzweiflung gab ihr Mut und Geistesgegenwart. „Du behauptest," fragte sie, „während unserer ganzen Ehe geglaubt zu haben, daß ich eine pflichtvergessene Gattin sei?"

„Nicht bloß geglaubt habe ich es, sondern überzeugt bin ich. Überraschte ich selbst Dich gestern nicht in einem zärtlichen Tête-à-tête?"

„Mich dagegen zu verteidigen, halte ich für unter meiner Würde. Und für Madame Akulow hast Du dieselben Gefühle behalten, wie vor Deiner Heirat?" fuhr sie fort.

„Wunderst Du Dich darüber? Hast Du je aufgehört Deinen Vetter zu lieben?"

„Nein, das kann und will ich nicht behaupten, wenn ich auch jetzt erst begriffen habe, daß es nicht Freundschaft war, die ich für ihn empfand. Aber eine reine Liebe, die man zu bekämpfen sucht, stärkt das Gefühl der Pflicht gegen den Gatten, weil man diese Neigung, die zwar ohne unseren Willen entstand, doch als eine Schuld empfindet, für die man Buße thun möchte."

„Bah, Redensarten über platonische Liebe sind wohlfeil. Jetzt aber spreche ich mein letztes Wort — entweder —"

„Halt, George, erst will ich auch mein letztes Wort sprechen. Die Ehe als Deckmantel für gegenseitige Pflichtvergessenheit zu benutzen, ist meiner Ansicht nach die größte Unsittlichkeit, die es giebt. Es ist unter der Würde einer Frau, einem Manne anzugehören, der nicht mehr an ihre Unschuld glaubt, sie sinkt dadurch auf eine so niedrige moralische Stufe herab, daß jede Spur von Selbstachtung schwinden müßte. Bisher habe ich Deine Anschuldigungen gegen mich für Ausbrüche schlechter Laune gehalten und Dein Verhältnis zu der Russin für Leichtsinn, nicht als Verbrechen angesehen. Jetzt sehe ich, daß unsere Ehe eine furchtbare Sünde ist, gegen die sich mein Sittlichkeitsgefühl und meine weibliche Ehre empört. Wir müssen uns trennen, George, wir können fortan nicht mehr Mann und Frau sein —"

Mr. Steffens drehte langsam seinen Stuhl, so daß er Signes Gesicht ganz nahe kam und starrte sie verblüfft an, er war sichtlich überrascht. Er pfiff seine gewohnte Raubvogelweise, dann sagte er: „Oho, so meinst Du Deine Freiheit zu erringen! Das ist eine vergebliche Spekulation; ich gehe auf keine Scheidung ein. Verhalte Dich ruhig, oder die Welt wird Dir bald den Rücken kehren."

„Im Bewußtsein meiner Unschuld verachte ich Deine Drohungen, was könnte die Welt mir anhaben? Es giebt in meinem Leben keinen Augenblick, der das Auge der Menschen zu scheuen hätte!"

„Ich werde Dir jede Geldmittel verweigern.“

„Dein Geld verachte ich, wie ich Dich verachte; ich bin jung und kann arbeiten.“

„Dann trenne ich Dich von Deinem Sohne und übergebe ihn der Obhut von Madame Akulow. Die Welt würde mich nicht tadeln, wenn ich das Kind der pflichtvergessenen Mutter entziehe.“

Signe stand wie vom Schlage gerührt, allmählich überfiel sie ein Zittern und kalter Schweiß perlte ihr auf der Stirn. Mr. Steffens pfiff und trommelte auf den Tisch — er berechnete die Wirkung seiner Worte.

Endlich hub Signe an: „Du hast viele Gewalten heraufbeschworen, George, die wohl ein unglückliches Weib vernichten können, aber die größte hast Du dabei vergessen — das ist die Allmacht Gottes. In seine Hände lege ich mein Schicksal — er wird sich meiner erbarmen! Was könnten die Menschen mir anthun, wenn der Herr mit mir ist?“

Sie ging in das Nebenzimmer, und Mr. Steffens war auch froh, loszukommen. „Das nimmt eine fatale Wendung,“ dachte er, während er zu Madame Akulow eilte, „kann es möglich sein, daß ihr kleines Spielabenteuer mit der Engländerin ruchbar geworden ist? Dann wirft die Polizei vielleicht ihr Augenmerk auch auf meine Abendunterhaltungen und sprengt die ganze Bank. Es ist wie verhext, daß ich seit Monaten immer verliere! Am Ende thäte ich gut, Paris zu verlassen und mein Glück anderswo zu versuchen!“

Die nervösen Aufregungen der letzten Tage hatten Signe in eine Exaltation versetzt, die sie unempfänglich für Angst, Müdigkeit und geistige Erschöpfung machte. Ihre gefährliche Lage klar einsehend, beschloß sie, sogleich ihre Fesseln selbst zu lösen und die Folgen der öffentlichen Gerechtigkeit anheimzustellen. Sie fühlte weder Scheu vor den Menschen noch Angst vor der Zukunft, nur ein Gedanke erfüllte sie — sich selbst und ihr Kind aus diesem Höllenpfuhl zu erretten. „Die Welt mag mich verdammen,“ dachte sie, „vor meinem Gewissen stehe ich rein da. Ich bin es meinem Geschlecht schuldig, zu zeigen, daß die Frau nicht eine orientalische Sklavin ist, sondern ein moralisch denkendes Wesen, was sich selbst achten muß, wenn es von anderen geachtet werden will.“

Sie fuhr zu Mr. Thompson und nahm das Kind mit, jetzt hatte sie keine Ruhe mehr, wenn sie den Liebling nicht um sich wußte. Den lieben alten Leuten legte sie vollständigen Bericht über die Erlebnisse der letzten Jahre ab.

„Verdammen Sie mich nicht,“ sagte sie weinend, „weil ich zu Fremden so offen über meine häuslichen Verhältnisse spreche, ich thue es sonst nie, da ich aber Ihren Rat suche, so müssen Sie doch über alles im klaren sein.“

„Sprechen Sie sich ruhig Ihren Kummer vom Herzen, mein Kind,“ sagte der gute Mr. Thompson. „Sie haben recht, es kann nicht so fortgehen, das wäre eine Erniedrigung für die Frau, die weder Gottes- noch Menschengebot fordert. Aber was thun? Niemand kann Ihren Gatten zu einer Scheidung zwingen, wenn er nicht will, und wohin Sie auch gehen mögen, kommt er Ihnen nach. Auch ich kann Ihnen weder Schutz noch Zuflucht bieten, das Gesetz gestattet ihm, Frau und Kind selbst mit Gewalt zurückzuholen! Die einzige Rettung für Sie bestände darin, sich ein Jahr lang verborgen zu halten, dadurch verliert er nachher jedes Anrecht auf Sie. Aber wo? Haben Sie keine Freunde hier?“

„Nein,“ sagte Signe und ließ den Kopf mutlos sinken.

„Wir müssen uns nicht übereilen,“ sagte der Gesandte geschäftsmäßig, während die beiden Frauen sogleich hätten ans Werk gehen mögen; „für den Augenblick sind Sie nicht gefährdet, Mr. Steffens ist zu schlau, um sich jetzt nicht den Anschein zu geben, als hielte er die ganze Sache für einen ehelichen Zwist. Ziehen Sie in aller Stille Erkundigungen nach einem Zufluchtsort ein, wir wollen auch unser Bestes thun. Ich will Ihnen ehrlich gestehen, seit einiger Zeit geht das Gerücht, daß Mr. Steffens ein hohes Spiel treibt — Börse, Wettrennen, Karten, ja selbst eine Spielbank im eigenen Hause dient seinen Zwecken. Das wird ihn jetzt wahrscheinlich so in Anspruch nehmen, daß er das übrige vergißt.“

Signe atmete auf, nun die drohende Gefahr vorüber, trat die Reaktion ein und sie fühlte ihre Kräfte ganz erschöpft. „Fahren Sie nach Hause und begeben Sie sich zur Ruhe ohne Besorgnis des Kindes wegen,“ sagte Mr. Thompson tröstend. „Sollte irgend etwas Bedrohliches sich zeigen, so schicken Sie gleich nach meiner Frau, sie würde Sie gegen ein ganzes Regiment verteidigen,“ fügte der alte verliebte Gatte hinzu, indem er die Gattin zärtlich küßte.

Die ganze Nacht verbrachte Signe in fieberhafter Erregung, und am Morgen wurde Schwester Véronique geholt, in deren Gegenwart Mr. Steffens sich höflich nach dem Befinden seiner Frau erkundigte. Der Arzt riet, einige Tage das Bett zu hüten zur völligen Erholung, und anscheinend war im Hause die Ruhe wieder hergestellt. Dem Anschein nach — in den Köpfen der beiden Gatten aber arbeitete es eifriger den je. Mr. Steffens fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanken, nur die Furcht, Aufsehen zu erwecken, hielt ihn zurück, gleich abzureisen, seine Frau im Stich zu lassen und das Kind mit sich nach Amerika zu nehmen. Dazu bedurfte es aber gewisser Vorkehrungen und inzwischen hoffte er Signe einzulullen in den Wahn, daß alles ein vorübergehendes Unwetter gewesen sei.

„Scheiden! sie redet von Scheiden,“ sagte er höhnisch, „ich möchte wissen, wie sie sich das denkt, wenn ich nicht will. Die dummen Frauen sind so schnell fertig mit ihren Drohungen, wenn es aber zum Handeln kommt, so haben sie weder Mut noch Kopf dazu!“

Signe hatte Schwester Véronique sogleich ihr Herz ausgeschüttet und um ihren Beistand gebeten. Die Schwester war eine warme, doch auch aufgeklärte Katholikin, welche die Ehe zwar nicht als ein Sakrament ansah, aber doch die Scheidung als einen so ernsten Eingriff in das von Religion und Moral als heilig und unzertrennlich bezeichnete Bündnis auffaßte, daß

sie sehr eindringlich mit Signe über den Bruch ihres Ehegelübdes sprach. „Hüten Sie sich," sagte sie, „Ihr Gewissen vielleicht mit einer Schuld zu belasten. Christus hat den Jüngern gesagt, daß unser Herrgott von Anbeginn an Mann und Frau zu Eins zusammengefügt habe und die Menschen dürfen nicht trennen, was er vereinigt hat."

„Gewiß! Er hat aber auch hinzugefügt, daß Gott um der Bosheit der Menschen halber Moses erlaubt hat, einen Scheidebrief zu geben. Hier ist Bosheit des Herzens, hier gilt es mein Kind aus einer verpesteten Umgebung zu retten, hier gilt es meine Ehre als Frau zu wahren — welche Pflichten können bindender sein als diese?"

„Ein jeder steht und fällt seinem Herrn," erwiderte die kleine Schwester, „wenn Sie überzeugt sind, das Richtige zu thun, will ich nicht durch Abreden Unruhe in Ihren Sinn bringen. Lassen Sie mir Zeit zur Überlegung und ich will alles thun, um Ihnen hilfreich zu sein. Für heute kann ich Ihnen nur einen herzlichen Gruß bringen von einer Dame, die sich stets so freundlich nach Ihnen erkundigt. Kennen Sie Madame de Beaulieu näher?"

Signe hätte beinah laut aufgeschrieen. „Madame de Beaulieu! Von dort kommt mir vielleicht die Hilfe." Sie hatte aber Geistesgegenwart genug, zu schweigen, möglicherweise war es besser, die Schwester aus dem Spiel zu lassen, damit diese sich mit gutem Gewissen von jeder Beteiligung an der Flucht freisprechen könne, falls es dazu käme.

„Madame de Beaulieu," sagte Signe, „ja wohl kenne ich sie, wenngleich wir keinen Umgang pflegten. Grüßen Sie dieselbe herzlich, liebe Schwester, wenn Sie sie sehen." Es war Signe eine Wohlthat, dann wieder der milden Stimme der Schwester zu lauschen, als sie den Abendsegen sprach: „Que Dieu vous bénisse, que le Seigneur vous protège, que le Saint Esprit vous console" — Ja, auf diese Hilfe wollte sie sich verlassen, sind doch die Menschen nur seine auserkorenen Werkzeuge.

Bis spät in die Nacht hinein schrieb Signe einen langen Brief an Madame de Beaulieu; ohne das Geringste zu verschweigen, schilderte sie ihre ganze Lage und bat um Hilfe. „Zu meinen Verwandten kann ich nicht flüchten, dort würde er mich finden, und die Reise dahin ist zu weit, ebensowenig kann ich in Paris bleiben — was fange ich an in einem fremden Lande und ohne Geld. O, stehen Sie einer armen Unglücklichen bei um des Kindes willen, das bei solchem Vater vielleicht zu Grunde geht!"

Am folgenden Tag brachte Schwester Véronique diesen Brief an Mrs. Thompson unter deren Adresse, und diese beförderte ihn selbst an die Adressatin, damit er nicht durch die Hände der Post ginge. Einen Tag darauf (welche Qualen können vierundzwanzig Stunden in solcher Erwartung bereiten) kam die Antwort: „Ich betrachte es als eine große Gnade Gottes, einem leidenden Mitmenschen helfen zu können. Mrs. Thompson wird Ihnen die Weise, wie es geschehen soll, mitteilen." Die Gesandtin überbrachte diesen Brief selbst, und ungestört durch die Gegenwart von Mr. Steffens, der die folgenden zwei Tage zum Wettrennen und Klubdiner auswärts zubrachte, beschlossen sie, die günstige Gelegenheit zu benutzen und die Flucht sogleich auszuführen.

Mrs. Steffens beurlaubte die Dienerschaft bis neun Uhr abends und gab auch der Wärterin die Erlaubnis, den Tag bei ihrer Mutter zuzubringen, unter dem Vorwande, daß Schwester Véronique für den Kleinen sorgen würde. Signe wurde von ihren Leuten sehr geliebt und voller Dankbarkeit sahen diese in dem freien Tag einen neuen Ausdruck ihrer wohlwollenden Gesinnung.

Um zwölf Uhr fuhr Mrs. Steffens in ihrer eigenen Equipage nach der amerikanischen Gesandtschaft und schickte den Kutscher zurück, mit der Weisung, sie nicht abzuholen. Sie grüßte am Eingang den Portier, ging durch das Haus in eine Hinterstraße und trat dort in einen Laden, wo sie eine Dame traf, mit der sie unbefangen einige Worte wechselte; darauf verließen beide Damen den Laden und damit war jede Spur von ihnen verschwunden. Dies war alles, was Mr. Steffens zu erfahren vermochte, als er sechzehn Stunden später heimkehrte, und man ihm das Verschwinden von Mutter und Kind mitteilte.

Vergeblich war alles Suchen; bei Mr. Thompson hatte niemand außer dem Portier Mrs. Steffens gesehen, die Herrschaften waren den ganzen Tag ausgewesen. Schwester Véronique wurde ausgefragt, sie hatte Mrs. Steffens bei Mrs. Thompson geglaubt, wo Mutter und Kind so oft den ganzen Tag zubrachten, und war erst unruhig geworden, als die Dienstleute anfingen sich über deren Ausbleiben zu wundern. Er ließ sich heimlich bei Madame de Beaulieu erkundigen: sie war drei Tage lang bei ihrer Nichte auf dem Lande gewesen und gestern zu ihrem Empfangsabend zurückgekehrt; selbst bei Signor Barbi war er rücksichtslos genug nachzufragen. Auch auf keiner Eisenbahnstation hatte man eine Dame wie die beschriebene gesehen, und so blieben beide verschwunden trotz der Menge Geldes, die Mr. Steffens teils aus Wut, teils aus Sehnsucht nach dem Kinde an die Polizei verausgabte.

Wie war das zugegangen?

Als Madame de Beaulieu die Leidensgeschichte Signes erfuhr, fühlte sie sich tief ergriffen von dem Schicksal derjenigen, die sie als junge Braut gesehen und als das Urbild schalkhafter Herzensgüte und weiblicher Unschuld nie vergessen konnte. Damals schon erkannte sie den bösen Charakter des Mannes, und oft hatte sie gewünscht, der jungen, einsamen Frau näher zu treten. Sie begriff sehr wohl, wer dies verhindert, und ihr Interesse wurde dadurch noch erhöht. Als sie nun Kenntnis erhielt von der unglücklichen Lage der jungen Fremden, entschloß sie sich sogleich, alles aufzubieten, um sie daraus zu erretten. Reich und vornehm, war sie als Wohlthäterin der Armen bekannt und hatte also die Aufmerksamkeit der Polizei nicht zu befürchten. Sie besaß ausgedehnte Familiengüter in verschiedenen Provinzen und von dem nächstliegenden hatte sie ein einfaches Coupé nach Paris kommen lassen; durch ihre Gesellschafterin ließ sie alles Nötige für Signe und das Kind besorgen, dieselbe Dame erwartete Signe im Laden und so ging es dann mit prächtigen Pferden wie im Fluge vorwärts nach dem vier Stunden entfernten Gut. Dort wurde

gespeist und die Pferde gewechselt und so ging es weiter, bis am folgenden Morgen gegen fünf Uhr Signe mit ihrem Liebling auf einem alten Jagdschloß anlangte, mitten im Walde, fünf Stunden von der Eisenbahnstation entfernt, so geschützt vor Verfolgung als wäre sie begraben.

Von hier aus schrieb sie an den Advokaten, den Madame de Beaulieu für sie erwählt hatte. Man sah aus diesem Schreiben, daß Signe auch geistig ihrem Vater ähnelte, denn gerade wie er verstand auch sie in wenigen Worten den Kernpunkt zu treffen, und ohne von ihren eigenen Leiden zu sprechen, vermochte man doch sie zwischen den Zeilen herauszulesen. In zartsinniger aber klarer Weise stellte sie ihre Lage als Gattin dar, legte jedoch das meiste Gewicht auf die Zukunft des Kindes, das in solcher Umgebung aufwüchse. „Die Welt wird mich vielleicht mißverstehen und verdammen dieses Schrittes wegen," so schloß sie ihren Brief, „oder mich der Unweiblichkeit zeihen, weil ich meine Gründe so klarlege! Das soll mich aber nicht abschrecken, denn es ist besser für die Wahrheit zu leiden, als für die Lüge gepriesen zu werden, und ich fühle mich frei von Schuld. Von meinem Manne verlange ich nur, daß er mir ruhig die Erziehung seines Kindes überläßt. Sein Geld mag er behalten, es war der Fluch meines ehelichen Lebens! Ich bin jung und stark, ich habe Talente und es wird nicht schwierig sein, Arbeit zu finden, die für mich und meines Sohnes Unterhalt ausreicht. Aber keine Macht der Welt wird mich zwingen, zu ihm zurückzukehren, und ich dächte, es müßte ein moralisch, wenn auch nicht juristisch anerkanntes Gesetz geben, das ein unschuldiges Kind vor dem Einfluß eines in jeder Hinsicht lasterhaften Vaters schützt."

Zuerst wollte Mr. Steffens sich auf nichts einlassen und beharrte in seinen Nachforschungen, die von Anfang an in unrichtige Bahnen gelenkt worden, weil er annahm, Signe würde Zuflucht im Vaterlande suchen. Man fing an, sehr viel von Mr. Steffens zu reden, auch die Polizei war aufmerksam geworden, und bald fühlte er seine soziale Stellung so gefährdet, daß er sich lieber freiwillig aus dem Staube machte. In diesem Entschluß war auch die schöne Russin ein mächtiger Faktor. Seit Jahresfrist Witwe, schien es ihr wünschenswert, unter verändertem Namen an anderen Orten ihre gewohnten Operationspläne auszuführen, der Name Akulow war nachgerade zu bekannt an den Spielbanken. Mr. Steffens sträubte sich lange, die Sehnsucht nach dem Kinde, das einzige warme Gefühl, das er je empfunden, brannte gleich einer offenen Wunde, und die Hoffnung, den Sohn zu finden, wollte nicht erlöschen. Endlich nach sieben Monaten vergeblichen Suchens willigte er in die Scheidung. Das Gericht hatte ihn zur Zahlung einer bestimmten Erziehungssumme für den Knaben verurteilt. Signe verweigerte die Annahme. „Das Geld, so gewonnen, kann keinen Segen bringen," schrieb sie, als man ihr die erste Rate schickte, „ich will für mein Kind arbeiten, und wenn es auch unter Thränen und Mühe geschieht. Gott bewahre einen jeden vor unrecht erworbenem Golde!"

* * *

„Mutter, o Mutter," sagte Signe, vor Frau Margareta niederknieend, „welch ein Segen ist es, wieder bei Dir zu sein! In dieser reinen Atmosphäre lege ich die Erinnerung an meine sechsjährige Ehe wie ein beflecktes Kleid von mir. Wenn ich auch jetzt über meine eigenen Fehler klar bin, die aus jugendlichem Übermut entsprangen, so kann ich mir doch keine Vorwürfe über das Geschehene machen, ich würde stets in derselben Weise handeln. Es wäre mir einfach unmöglich, mit Mr. Steffens zu leben, nachdem ich ihn kennen gelernt habe, sein Charakter ist so verderbt, daß die Passion für das Spiel ganz zur Nebensache wird, und dies Heranschleichen einer ungewissen Gefahr, die einer Schlange gleich sich plötzlich auf ihr Opfer stürzt, würde mich zuletzt getötet haben. Das einzige, was mich zuweilen beunruhigt, ist der Gedanke, daß ich ihn von seinem Kinde getrennt habe; vielleicht hätte die wirkliche Liebe, die er für dies unschuldige Geschöpf hegt, einen veredelnden Einfluß auf ihn ausüben können."

„Nein," entgegnete Frau Margareta, „in dieser Beziehung bin ich Pessimistin. Einmal ist seine Vaterliebe eine egoistische Eigenliebe, die das eigene Bild in dem Kinde zu sehen wähnt, und dann ist die Gewohnheit einer der stärksten Triebe, der Menschen beherrscht. Wer sich an das Laster gewöhnt hat, wird sich nicht aus sentimentalen Gründen davon losmachen, sondern im Gegenteil sein möglichstes thun, um andere auf dieselbe Bahn zu locken — der Beklagenswerte kennt ja auch keinen anderen Weg zum Glück! Tröste Dich darüber, meine Signe, und danke Gott, der Dir das hohe Amt verliehen, in Deinem Sohne eine unsterbliche Seele zu erziehen!"

Signe blieb einen Monat auf Lövingsborg, um sich nach der langen Einsamkeit auf dem französischen Jagdschloß zu erholen. „Die Einsamkeit ist die zweite Mutter Gottes," sagt ein berühmter Theologe, und Signe hatte die Wahrheit dieses Ausspruchs erprobt, denn die Abgeschlossenheit der letzten Monate gab ihr Muße, sich in das lebendige Wort Gottes zu vertiefen. Sie lernte den Erlöser verstehen, ihm gehorchen, ihn lieben, und je näher sie dem Herrn trat, desto freudiger nahm sie sein Kreuz auf ihre Schultern, desto sehnlicher wünschte sie sich unter die Menschen zurück, um durch ihr Leben andere zu überzeugen, daß Glaube und Glück dasselbe sind.

Die Welt aber vermochte dies nicht zu verstehen, man war erstaunt, die junge Frau mit solchen Gesinnungen zurückkommen zu sehen. Daß Signe mit Ruhe und etwas von der alten Fröhlichkeit ihr Schicksal trug, wollte den Leuten nicht recht behagen, denn die meisten haben kein Verständnis für einen Schmerz, der sich nicht in Klagen und Worten Luft macht.

„Nun, die scheint froh, ihren Mann los zu sein," sagte die eine, „ja, ja, wer weiß, es ist doch vielleicht gegenseitig, die Schuld ist nie nur auf der einen Seite." — „Ich habe gehört, sie hat all sein Geld verschwendet, erinnern Sie sich doch, wie sie schon als Verlobte mit Diamanten herumstolzierte; das würde ich meinen Töchtern nie erlaubt haben." — „Ach, sie heiratet bald wieder, ich denke, sie wird nicht mal das Jahr abwarten! Es ist ja heutzu-

tage Mode, daß man drei lebende Männer auf einmal hat. Besinnen Sie sich auf die drei dänischen Paare auf dem Dampfboot, die alle untereinander verheiratet gewesen waren und lustig in der Welt herumfuhren. Es war nur ein Wunder, daß nicht zuweilen Verwechselungen vorkamen."

So urteilte die Welt, und Signe ahnte wohl, was um sie vorging, aber sie ließ die Menschen reden; wenn sie auch nicht gleichgültig gegen das Urteil derselben war, (kein feinfühlendes Weib kann das) so wußte sie doch, daß ein gewisses Publikum reden muß und sich auch bald ausgesprochen hat, wenn man ihm nur Zeit läßt und keine Einwendungen macht. „Die Wahrheit dringt doch zuletzt durch," sagte Signe und ging ruhig ihren Weg vorwärts. „Die Menschen sind eigentlich mehr geschwätzig als boshaft, Du sollst mal sehen, Mütterchen, bald wendet sich das Blatt, und ich bin eine Heilige. Dann wäre es aber Zeit für mich, Protest einzulegen," fügte sie lächelnd hinzu.

Signe hatte gleich beschlossen, sich in Stockholm niederzulassen und dort Gesangstunden zu geben. Der Ruf ihres unvergleichlichen Gesanges war ihr aus Paris vorangegangen, und Signor Barbi hatte ein Zeugnis ausgestellt, das ihr als Lehrerin alle Thüren öffnete. Da sie nicht einmal den von Mr. Steffens geschenkten Schmuck („mein Kaufgeld" nannte sie es bitter) zurückbehalten wollte, war sie ganz ohne Mittel, aber mit der pekuniären Hilfe ihres Bruders richtete sie sich bald ein gemütliches Heim ein, das trotz aller Einfachheit doch ein behagliches und originelles Gepräge hatte. Bald meldeten sich Schülerinnen in Menge, und Signe konnte ohne Geldsorgen der Zukunft entgegensehen. Dem geselligen Treiben hielt sie sich fern und widmete ihrem Kinde jede freie Stunde. Es war ein thätiges, befriedigendes Leben, wie unzählige junge Frauen es führen und Gott danken, daß sie keine Not haben, wenngleich das Herz sich dabei verarmt fühlt!

Ein Jahr war verstrichen, seit Signe aus den sie erniedrigenden Banden erlöst war. Sie saß wie gewöhnlich abends allein und arbeitete an einer englischen Übersetzung des letzten Werkes ihres Vaters. Die Thür nach der Schlafstube stand offen, und von ihrem Schreibtisch konnte sie das Bett sehen, in dem der kleine Georgie schlief. Das rosige Kindergesicht auf dem weißen Kissen, die runden Händchen, die noch das Holzpferd umfaßt hielten, die alte, halbblinde Karin mit ihrem Strickstrumpfe und der vierten Generation Topsy auf dem Schoß, die duftenden Blumen am Fenster, das freundliche Zimmer mit der hellbrennenden Lampe, das alles bot ein solches Bild häuslichen Friedens, daß Signes Augen immer wieder darauf hafteten und ihr die Lust zum Schreiben schwand.

„Karin, geh jetzt und lege Dich auf eine halbe Stunde hin, Georgie hat Dir heute viel zu schaffen gemacht, und Du mußt müde sein! Laß die Thür auf — ich werde schon auf ihn aufpassen."

„Ach was," sagte Karin in ihrer alten, mürrischen Weise, „aufpassen, ich möchte wissen, wer das thut, wenn nicht ich! Signe sitzt ja da bei ihrer ewigen Schreiberei, daß ich mich nur wundere, daß die Finger noch nicht krumm sind. Und dann am Tage das ewige Singen, daß einem Hören und Sehen dabei vergeht! Legen Sie sich selbst hin, Kind, Sie haben es nötiger als ich!"

„Ich?" rief Signe und sprang in die Höhe, „ich bin munter wie ein Fisch im Wasser. Jetzt geh, Du alter, lieber Brummbär, und nimm Topsy mit, ich wecke Euch beide zum Abendessen."

Signe nahm die alte Dienerin unter den Arm und führte sie nach ihrem Stübchen. „Ach, es ist schön, sich auf dem alten Sofa auszustrecken," sagte Karin sich hinlegend, „ich könnte nicht ohne es sein, überall ist es mir gefolgt, und jetzt hat es wohl seinen letzten Umzug gemacht wie ich auch!"

Karin mochte wohl recht haben. Nachdem sie zehn Jahre bei Gunnar und Sophia zugebracht hatte, war ihr gichtbrüchiger Körper so durch das rauhe Klima der kleinen Insel angegriffen, daß ein Wechsel des Aufenthalts nötig ward. Alle Thüren, alle Herzen in der Familie Ström, der sie von Jugend an ihre Kräfte gewidmet hatte, standen ihr offen. Als aber Karin Signes Unglück erfuhr, da sprach sie peremtorisch: „Zu ihr gehe ich, da kann ich noch nützen! Die junge Frau muß arbeiten, und wer soll dann nach dem Kinde sehen?" Das war wieder so ein Wort, das Karins klugem Kopf und warmen Herzen entsprungen, was die alte Dienerin trotz ihrer drakonischen Aussprüche im Laufe der Zeit der Familie Ström schier unentbehrlich gemacht. So auch jetzt; Signe konnte unbesorgt um ihr Kind sein, wenn sie es in Karins Obhut wußte. Und diese wurde ganz stolz auf ihr eigenes Sprachtalent. „Englisch ist gar nicht so schwer zu sprechen wie man glaubt," sagte sie, „Georgie und ich verstehen einander sehr gut." Signe schwieg und lachte — das gegenseitige Verstehen bestand nämlich darin, daß Karin furchtbar laut schwedisch sprach und Georgie: „Dada, tata," u. s. w. antwortete; ebensogut hätte man sagen können, daß Topsy Englisch verstände.

Signe begab sich wieder an den Schreibtisch, die Arbeit wollte aber nicht vorwärtsschreiten, in der Einsamkeit kam die sonst unterdrückte Sehnsucht zur Herrschaft. Sie wußte, was ihrer harrte, denn Torsten hatte damals gesagt: „Signe, nach Jahresfrist komme ich wieder," und das Jahr war um.

Jetzt hielt ein Wagen vor der Thür, sie kannte das Rollen dieser Räder, denn oft fuhr der jetzt berühmte Doktor Ström bei ihr vorüber; ihr geschärftes Gehör und die heftigen Schläge ihres Herzens deuteten immer richtig die Nähe des Geliebten. Er besuchte sie nur selten, um sie nicht zu beunruhigen, das Jahr sollte zu Ende gehen, ehe er die Frage stellte: „Signe, liebst Du mich?"

In wenigen Sätzen eilte er die Treppe hinauf, klingelte, warf den Überzieher ab und stand vor Signe. Ihre frühere Unbefangenheit war fort, sie hatte klar in dem eigenen Herzen gelesen und wußte, welche Kämpfe ihr bevorstanden.

Eine Weile stand er vor ihr und betrachtete sie mit inniger, fast scheuer Zärtlichkeit, dann führte er sie zum Sofa und nahm neben ihr Platz. Er beugte sich vorwärts, bis er ihr in die Augen sehen konnte, faßte ihre beiden Hände in die seinigen und sagte:

„Signe, Du weißt, weshalb ich komme?“

„Ja — —“

„Du weißt, daß ich Dich liebe und nie eine andere geliebt habe — daß ich Dich liebe, als das Ideal aller Weiblichkeit — wie meine einzige Hoffnung auf Glück!“

„Du sagtest es mir schon einmal, Torsten, und ich habe nie an Dir gezweifelt,“ antwortete Signe mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Und darf ich auf Deine Gegenliebe hoffen?“

„Meine Liebe war Dein, ehe ich das Recht hatte, sie Dir zu schenken — ja, lange, ehe ich es selbst gewußt,“ flüsterte Signe, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Und nun, Signe? Willst Du jetzt mein Weib werden?“

„Nein — —“

„Signe! — — o Gott, was bedeutet dies?“ sprach Torsten erbleichend, indem er sich hastig erhob.

Jetzt war es Signe, die seine Hände in die ihrigen schloß und ihn also zwang, an ihrer Seite zu bleiben. Sie senkte ihre Augen nicht, obgleich sie in seinen Blicken die tiefe Liebe las, die jetzt wie ein gewaltiger Strom alle Dämme durchbrach und in ihrer entfesselten Kraft alles mit sich zu ziehen, alle Hindernisse zu beseitigen trachtete.

„Torsten, mein teurer Freund,“ sagte sie mit milder, doch fester Stimme, „laß uns einander beistehen, mit ruhigem, klarem Blick unsere Lage zu erfassen. So lange ich die Gattin eines anderen war, habe ich ja mit aller Macht meines Willens jeden Gedanken an Dich unterdrückt, laß mich jetzt bekennen, daß, als ich frei wurde, die Voraussicht dieses Augenblickes meine Seligkeit, meine stete Sehnsucht war. Das einzige Glück, das ich noch vom Leben erbat, war, Dich noch einmal sagen zu hören, daß Du mich liebtest — Dir zu gestehen, wie teuer Du selbst mir stets gewesen — und Dir zu danken für all das Gute, das Dein Beispiel in mir gewirkt!“

„Und das nennst Du Liebe?“ erwiderte Torsten bitter. „Ach, Signe, wie wenig entsprechen diese Gefühle den meinigen!“ — —

Signe antwortete nicht sogleich. Eine tiefe Röte breitete sich über ihr ganzes Gesicht, sie schlug die Augen nieder und sagte dann mit zagender Stimme:

„Ich weiß nicht, ob Du recht hast, Torsten, doch mag es sein. In so vielem bin ich ja Deine Schuldnerin, laß mir auch in diesem Fall das Gefühl meiner unbegrenzten Dankbarkeit.“

„Aber ich will mich nicht mit diesen kühlen Versicherungen begnügen,“ rief Torsten heftig. „Dankbarkeit! Ich will keine Dankbarkeit — ich fordere Liebe, tiefe, grenzenlose, allem entsagende, alles gebende Liebe, die meiner eigenen gleichkommt! Dies Gefühl verlange ich auch von Dir! Signe, geduldig habe ich ein Leben lang darauf gewartet, jetzt zertrete ich alle Hindernisse, Du mußt die Meine werden!“

Ein eigentümlicher Ausdruck kam in Signes Gesicht, Wonne und Furcht, höchste Glückseligkeit und doch bange Abwehr stritten in dem thränengefüllten Blick. Die Sprache wahrer Leidenschaft, nach der sich jedes weibliche Gemüt sehnt, füllte ihr Herz mit Seligkeit, während das Gefühl einer großen Pflichterfüllung sich dagegen erhob, die wechselnden Farben und krampfhaft geschlossenen Lippen bekundeten diesen Widerstreit.

„Signe, Du schweigst? Hast Du kein Mitleid mit meinem Schmerz? Hast Du kein Wort für mich?“

„Vergiß mich — — und vergieb mir den Kummer, den ich Dir bereite!“

„Vergessen! — Glaubst Du, daß man in meinem Alter die Liebe vergißt, die man zehn Jahre lang vergeblich zu bekämpfen versucht hat? Ich will nicht vergessen, selbst wenn ich es könnte!“

„Ja, Du hast recht,“ rief Signe begeistert aus. „Du hast immer recht. Man soll eine reine, wahre, treue Liebe nicht vergessen, denn sie ist das Schönste, was Gott seinen Kindern geschenkt hat! Vergessen wir ja unsere Toten nicht; wir pflegen ihr Andenken, wir gehorchen ihrem Willen, wir flüchten zu ihnen in unserer Einsamkeit. Bei jedem Aufschwung der Seele aus dem irdischen Dunkel zur himmlischen Klarheit umschwebt uns ihr Geist, ermuntert uns in jedem edlen Streben! Torsten, so will auch ich Deine Liebe als mein höchstes Kleinod bewahren und nie vergessen, daß Du es warst, der mich zuerst den Zusammenhang des irdischen Daseins mit dem ewigen Leben verstehen lehrte. Du hast meinen Geist befreit, denn durch Dich begreife ich, daß dies irdische Leben nicht ausreicht für all die Liebe, deren ein Menschenherz fähig sein kann.“

„Und doch willst Du nicht mein Weib werden?“

„Nein — ich könnte mein Leben für Dich opfern — aber — mein ganzes Wesen scheut mit Entsetzen vor dem Gedanken zurück, einem zweiten Manne zu gehören, während der erste am Leben!“

„Signe, ich verstehe Dich nicht. Deine Bande sind gelöst — kein Mensch auf Erden hat das Recht, zwischen mich und Dich zu treten, vor Gott und Menschen bist Du so frei, als wärest Du nie gebunden.“

„Nein, Torsten, da führt Deine Liebe Dich auf Irrwege. Menschen mögen anders urteilen, aber unser Erlöser hat in den deutlichsten Worten gesagt: Das Weib, das ihren Mann verläßt und einen anderen heiratet, begeht Ehebruch.“

„Buchstabenglaube,“ murmelte Torsten.

„Nein, mein Freund, kein toter Buchstabenglaube, sondern ein lebendes Naturgesetz, zu dem mein Herz trotz seiner warmen, tiefen Liebe Ja und Amen sagt.“

„Und um ein solches Gebot, das von Tausenden mit voller, klarer Überlegung gebrochen wird, sollen wir dem Glück eines gemeinsamen Lebens und dessen veredelndem Einfluß entsagen?“

„Ich richte niemand, denn wer von keiner Sünde weiß, dem ist es keine Sünde; aber glaubst Du wirklich an ein wahres Glück, dessen Erringen auf Kosten der eigenen Überzeugung geschah?“

„Du gehst zu weit in Deiner Gewissenszartheit, Signe,“ rief Torsten heftig. „Wirf gegenüber diesen Skrupeln das häusliche Glück, das Du mir

bereiten würdest, in die Wageschale und laß alsdann Dein Herz entscheiden, welcher Entschluß am schwersten wiegt."

„Ach, hab Erbarmen mit mir," seufzte Signe und streckte ihm flehend die Hände entgegen, „appelliere nicht an mein Herz wie an Deinen Bundesgenossen, es ist grausam, diesen Zwiespalt der Gefühle zu erneuern! Oder glaubst Du, daß ich ihn zum ersten Mal durchkämpfe?"

„Und doch muß ich Dich zwingen, den Kampf noch einmal aufzunehmen, bis Du eingesehen hast, daß Du zu weit gehst. Signe, meine Geliebte," sprach er mit einer Weichheit der Stimme, die sie noch nie gehört, „Du ahnst nicht, was Du mir bist und für mich sein kannst! Hast Du Dir wohl je recht gedacht, wie arm an Freuden mein Leben eigentlich ist? Das Bewußtsein erfüllter Pflichten genügt selbst dem festesten männlichen Herzen nicht. Ich habe nie ein anderes Weib geliebt als meine Mutter und Dich. Ihr reines Bild und ihre Ermahnungen retteten mich vor den Versuchungen der Jugend, Dein Bild bewahrte mich vor dem Hartwerden im Kampfe mit Undank und Egoismus! Weißt Du, was es heißt, sich immer einsam fühlen? Allein beim Erfolg, allein beim Mißlingen, allein, indes man mit dem Tode um ein Menschenleben ringt, allein auch, wenn hinter anscheinender Gemütsruhe der Jubel über ein geglücktes Resultat sich birgt! Zurückzukehren in das lautlose Heim, wo keine freundliche Stimme mich willkommen heißt, am vereinsamten Herde sitzen, wo kein Herz meine Freude mitempfindet, kein Auge über meinen Kummer weint — sag, nennst Du das leben? Hast Du den Mut, mein Herz zu einem solchen Tode zu verurteilen, wenn Du mit einem einzigen Wort Sonnenschein über mein ganzes Dasein verbreiten kannst?"

Signe bebte vor Gemütsbewegung, sie vermochte kaum ihre Stimme zu beherrschen, um überhaupt zu antworten. „Und doch kann ich dieses Wort nicht aussprechen," stammelte sie. „Einer eingestandenen Pflicht muß man gehorchen, selbst wenn das Herz darüber brechen sollte. Glaube mir, meine Entsagung ist ebenso groß wie die Deine, wenn auch in anderer Form: das Alleinsein ist für alle liebenden Herzen gleich schwer! Aber teilen wir nicht dies Schicksal mit Tausend und aber Tausenden, wer vermag die Herzen zu zählen, die im stillen lieben und leiden? Wer nennt all die Männer und Frauen, die unter einer ruhigen Außenseite ein schweres Herzeleid bergen, und wie viele Mädchen haben ihr Lebensglück opfern müssen, um Armut oder Vorurteile halber oder aus Gehorsam gegen der Eltern Gebot? Warum sollte diese Entsagung der geschiedenen Frau schwerer sein? Je größer unser Opfer ist, mit desto klarerem Blick können wir Zeit und Ewigkeit ins Auge fassen, denn was wir hier säen, werden wir dort ernten. Ach, Torsten, Du am allerwenigsten würdest den Frieden des Herzens für das Glück des Augenblicks austauschen mögen! Denke Dir die Möglichkeit, daß ich in meinem beunruhigten Gewissen die Vergangenheit in einem anderen Lichte sähe als jetzt; daß meine Erinnerungen mit der Gegenwart so verschmelzen, daß ich mich mit Entsetzen fragen müßte, ob meine Motive auch wirklich so rein gewesen, wie ich es mir vorgestellt, ob nicht etwa der heimlich genährte Wunsch, eine neue Leidenschaft zu befriedigen, mich dazu veranlaßt hätte, die erste zu verlassen? Wehe uns in dem Augenblick und wehe einem jeden, der sich geflissentlich gegen ein Sittlichkeitsgebot versündigt!"

Tiefe Stille folgte diesen Worten; Torsten, in den Stuhl zurückgesunken, bedeckte mit der rechten Hand die Augen, schier unfähig sich zu regen, endlich sprach er:

„Dein Gemüt ist noch angegriffen, Signe, und Du siehst vieles mit einer Exaltation an, die Dir später unverständlich sein wird. Versuch die Sache mit den Augen der vorurteilslosen Vernunft zu betrachten und Du wirst anders urteilen. Das Verbot, von dem Du sprichst, wurde in einer Zeit erlassen, wo Sittenlosigkeit und Ehescheidung zu so entsetzlicher Höhe gelangt war, daß jeder mit offenen Augen den Untergang der ganzen Nation darin sehen mußte. Ein Gesetz, das einem demoralisierten Volk gilt, kann aber nicht allezeit für hochsinnige, nachdenkende Menschen bindend sein, denn durch ihre höhere Auffassung von den Pflichten des Lebens haben sie sich über das Gesetz gestellt."

„Ach, Torsten, wer glaubt nicht auf diesem hohen Standpunkt zu stehen in der Stunde der Versuchung? Wer sagt uns, daß gerade wir würdig sind, eine Ausnahme zu bilden von dem Ausspruche des Erlösers? Du bist sein Jünger und willst in allem ihm gehorchen und dennoch bringt die Versuchung Dich jetzt dahin, seinen Worten eine andere Deutung zu geben. Wie mag es nun erst mit denen bestellt sein, die in ihrem Wandel nur ihren Gelüsten folgen? Ich schaudere vor dem Gedanken, daß die Trauungsformel nur ein Deckmantel sei, welcher den Leidenschaften freien Spielraum läßt, und daß Scheidung und Wiederverehelichung sich unbeanstandet unter dem heiligen Namen der Ehe wiederholen! Wo ist die Grenze einer solchen Freiheit? Sie kann doch für das zehnte Mal ebenso gültig sein wie für das erste, und wenn man eine Regel aufstellt, so muß man doch ihre äußersten Konsequenzen ziehen. Laß dieses Gebot immerzu übertreten werden, wie es jetzt geschieht, und ich glaube, wir befinden uns bald auf derselben sittlichen Stufe wie damals die jüdische Nation!"

Torsten schwieg noch immer, endlich sagte er: „Ich muß gestehen, Signe, daß ich die Sache noch nie in diesem Lichte betrachtet habe: ich dachte, dem Reinen ist alles rein und das irdische Glück ist so kurz und so schwer zu erringen. Mir schien es, als gäbe es nur zwei Menschen auf der Welt, die für einander geschaffen wären, Dich und mich, meine Signe!"

„Das sind wir auch, aber in idealster Beziehung, mein Torsten. Wer soll seinen Glauben durch die That beweisen, wenn nicht der Gläubige? Christus hat dies neue Gebot erlassen: ein Mann oder eine Frau dürfen nicht als geschieden heiraten, denn das ist Ehebruch. Er sprach nie ein vergebliches Wort und er war auch nicht streng, das hat er gegenüber

der Ehebrecherin gezeigt. Sein ganzes Wirken war zum Segen der Menschen, was er verbietet, muß also zu ihrem Verderben sein. Ach, Torsten, wenn ich Dir doch meine Überzeugung, die ich nur schlecht wiederzugeben vermag, so recht einprägen könnte. Du würdest uns beiden die Qual der jetzigen Stunde ersparen und Dich in das Unvermeidliche fügen."

Torsten hatte sich erhoben und ging hastig hin und her. Er suchte den Sturm, den bitteres Leid und enttäuschte Hoffnung in ihm entfachten, zu unterdrücken, aber der Kampf drohte übermächtig zu werden, gerade weil der Schlag so unerwartet kam. Gegen eine sträfliche Liebe hätte er die sittlichen Waffen seiner edlen Natur zu Hilfe gerufen, diesem neuen Hindernisse gegenüber fühlte er sich machtlos!

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, man hörte die Atemzüge des Kindes, Topsys Schnarchen und das Husten Karins, ja, Signe vernahm fast das Klopfen ihres Herzens, das zu zerspringen drohte. Sie suchte einen Blick Torstens zu erhaschen, allein dieser wanderte ruhelos mit gesenktem Haupte und gekreuzten Armen von einer Thür zur anderen und schien ihre Gegenwart ganz vergessen zu haben. Ach, daß er doch einen Blick in ihr Herz thun könnte, um zu sehen, wie sehr er geliebt wurde, welche Marter es für sie war, bei dem trennenden Ausspruch beharren zu müssen! O, daß sie doch nur einmal ihrem Gefühl freien Lauf lassen dürfte, sich an seine Brust werfen und dort ihren Schmerz ausweinen, ihm die Thränen, die auch seinen Blick verdunkelten, wegküssen, ihm sagen, wie sie ihn liebte; daß es Augenblicke gäbe, wo sie alles vergessen, seine Sklavin, sein Eigen im Leben und Sterben sein wolle. Aber es durfte nicht sein, sie hätte nur den Abschied erschwert und den Kampf erneuert!

Torsten stand am Fenster und der Schein der Gaslaterne beleuchtete seine blassen, verzogenen Gesichtszüge; Thränen perlten in seinen dichten, braunen Bart, ohne daß er wußte, wie sie dahin gekommen. Ihm schien es unbegreiflich, daß die Menschen da draußen auf der Straße hin und her hasteten, als ob alles auf der Welt seinen ruhigen Fortgang nähme, als ob es wirklich lohnte, sich im Leben eifrig zu bemühen, um doch nur das eine Ziel zu erreichen: enttäuschte Hoffnungen, gescheitertes Glück, harte Schicksalskämpfe und am Schluß des Ganzen ein grausam unbeantwortet: Warum? Wozu?

Der Qual mußte ein Ende gemacht werden; Signe erhob sich, trat zu Torsten, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte, ihm innig in die Augen sehend: „Entsinnst Du Dich noch, Torsten, daß Du mir auf der Heimreise sagtest, ich hätte unbewußt Dich zum Glauben geführt? Dein Beispiel hat seitdem dasselbe in mir gewirkt, so haben wir uns gegenseitig im Geiste gestützt! Ist das nicht ein schönes Bündnis bis ans Ende unserer Tage?"

„Du meinst, daß ich praktisch verleugne, was ich theoretisch verteidige," antwortete Torsten mit bitterem Lächeln. „Ja, so geht es uns, wenn die richtige Versuchung an uns herantritt!"

Er sank auf einen Stuhl nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus. Signe schlang die Arme um seinen Hals, lehnte seinen Kopf an ihre Brust und streichelte ihm das Haar. Torsten blickte zu ihr auf und sagte plötzlich:

„Signe, gieb mir einen Kuß zum Abschied." — Sie bog sich herab und drückte ihre Lippen auf die seinigen.

* * *

Jahre gingen hin; Signe führte ein ruhiges Leben, ganz ausgefüllt durch ihre Thätigkeit und die Erziehung ihres Sohnes. Man schätzte sie sehr als Lehrerin und die fröhliche, liebenswürdige Art ihres Unterrichts zog immer neue Schülerinnen an. Jeden Sommer brachte sie drei Monate bei den Geschwistern und auf Lövingsborg zu; das waren Festtage für Frau Margareta. Als Signe zuerst in das Vaterland zurückkehrte, war die Mutter glückselig in dem Gedanken, wieder mit ihrem Lieblingskinde zu leben, und alle billigten den Plan; die edle, entsagende Frau war aber bald die erste, die davon zurückkam. „Es ist besser für Signe, daß sie gleich auf eigenen Füßen steht," sagte sie, „dadurch kann sie auch in ökonomischer Hinsicht sich besser einrichten, denn wenn ich da bin, würde ich vielleicht eingreifen, und das geht nicht! Auch für das Kind ist es so besser, zwei Erzieherinnen taugen nicht, von der einen wird es dann regelmäßig verzogen!"

Außerdem war Frau Margareta jetzt inniger denn je durch gemeinsame Arbeit und Interessen mit ihrer jüngsten Tochter verbunden, dieser Tochter, die noch nie einen Wunsch gehegt, der nicht mit dem Glück anderer Menschen verknüpft wäre. Die alten italienischen Meister, die ihre Madonnen, von spielenden Kindern umgeben, auf Goldgrund malen, hätten sie als Vorbild brauchen können, wenn sie von Sonnenglut übergossen inmitten ihrer Zöglinge stand, die einen stützend, die anderen führend, allen aber zulächelnd. Ihr schmales, blasses Gesicht hatte etwas von der Unbeweglichkeit des Ausdrucks dieser Heiligen und die Reinheit ihrer Seele verlieh demselben gleichsam einen Heiligenschein. Sie war mit einem „Mutterherzen" geboren, das sich allen unglücklichen Menschenkindern öffnete.

Es giebt Mädchenherzen, die in ihren jugendlichen Träumen von ehelichem Glück weniger an den Gatten als an Kinder denken, Helga war eine solche Natur: ihre einseitige Richtung würde einem Manne vielleicht nicht genügt haben — für die Kinder war sie alles, und der Name „Mutter", mit dem sie stets gerufen wurde, hat nie eine wahrere Anwendung gehabt. Den ganzen September hindurch beglückte Frau Margareta ihren Sohn Gunnar mit ihrer Gegenwart, und Helga schöpfte in der stärkenden Seeluft neue Kräfte für ihre anstrengende Thätigkeit, sowie auch Ingeborg, die ihren Diakonissenurlaub mit der Familie verlebte. Gunnar und Sophia, das „glücklichste aller Ehepaare", wie sie sich selbst nannten, hatten ein neues Haus für die Mutter erbaut und eingerichtet, das sie „Mutterheim" tauften, wohin dieselbe alle Kinder als ihre Gäste einladen und bewirten konnte. Sophia, die von ihrem verstorbenen Vater ein Vermögen von Millionen geerbt, richtete mit ihrem großen praktischen Sinn eine entzückende Häuslichkeit her, und als die geliebte Mutter Ende

August anlangte, standen zwei Dienerinnen bereit, und die Speisekammer war vollauf gefüllt. Hier fühlte sich Frau Margareta zu Hause und schwelgte in dem Glück, all die Ihrigen um den eigenen Tisch sitzen zu sehen. Jahr aus, Jahr ein solch bequemes Leben zu führen wäre für ihre thätige Natur kein Genuß gewesen, aber als Ferienzeit war es ihr eine Badekur für das Herz, wie es den Kindern eine Wonne schien, wieder bei „Mama" zu sein. Auch Signe wurde wieder die Lustige früherer Zeiten, die gern mit den Kindern Unfug trieb, Georgie blühte auf und seine Wangen waren rund und sammetweich wie Pfirsiche. Gunnars Kinder tummelten sich mit ihm tagsüber am Strande, sammelten Muscheln oder angelten kleine Katzenfische, und in der Mittagsstunde badete die ganze Gesellschaft, worauf die Butterbröte, die Großmama dann auftischte, in Mengen verschwanden. Alsdann trat im ganzen Hause Stille ein, nach dem Bade ruhte alles.

Gegen Abend kamen Gunnar und Sophia herüber, um ihre Kinder abzuholen; dann entspannen sich Gespräche, in denen Ernst und Scherz, Lebenserfahrungen und Phantasiegebilde mit munterem Geplauder abwechselten, während doch Glaube und Liebe den Kern des Ganzen ausmachten; auch Karin saß dabei und schnarchte, behauptete aber trotzdem, sie höre jedes Wort. So war man auch an einem warmen Abend auf der Veranda versammelt, der Mond warf seinen Silberschein auf alle Gegenstände, und glatt wie ein Spiegel lag das Meer. Ab und zu glitt ein großes Schiff mit schwellenden Segeln vorüber, dann wieder ein kleines Fischerboot, das auf den Fang auszog, und die Wassertropfen blitzten wie Diamanten, wenn der glückliche Fischer einen schwarzköpfigen Dorsch oder einen glänzenden Weißfisch in das Boot hob.

„Da kommt die Post," rief Gunnar und ging zum Strand hinunter, um dem Postboten die Tasche abzunehmen. Er öffnete sie und Sophia begann die Briefe zu verteilen.

„An Mrs. —" plötzlich stockte sie, „an Mrs. Steffens." (Signe hatte diesen Namen ihres Sohnes wegen beibehalten, damit er nicht durch neugierige Fragen anderer Kinder einmal zu falschen Schlüssen über seine Mutter käme.) Gunnar reichte Signe den Brief — er war von ihrem Gatten. Regungslos saß die junge Frau, unfähig ein Wort hervorzubringen, der Bruder nahm ihr den Brief aus der Hand und fragte: „Erlaubst Du, daß Sophia Dir dies Schreiben vorliest?"

Sie nickte, und so lauschten sie alle der Mitteilung, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel fuhr. Mr. Steffens schrieb:

„Ein Sterbender erbittet eine Wohlthat von Ihnen. Nur wenige Wochen habe ich noch zu leben, kann aber nicht sterben, ohne meinen Sohn noch einmal gesehen zu haben. Stellen Sie welche Bedingung Sie wollen, ich füge mich in alles, wenn mir nur dieser Wunsch erfüllt wird. Ich bin in London, Grand Hotel. Schlagen Sie meine Bitte nicht ab. G. St."

Keiner wollte das erste Wort sprechen, keiner wußte Rat, kannten sie doch alle den lügenhaften, betrügerischen Charakter des Mannes, der von Anbeginn an so hinterlistig gegen die arme Signe gehandelt hatte. Wollte er sie vielleicht auch jetzt hintergehen, das Kind aus Rache gegen die Mutter an sich locken? Im Nu schwirrten die wildesten Phantasien durch alle Köpfe, Gunnar allein blieb ruhig, die geschlossenen Augen verliehen ihm den Anschein, als hielte er innere Umschau und fände dort die rechte Eingebung. Sophia setzte sich neben ihren Gatten und ergriff seine Hand, sie kannte jeden Ausdruck dieses geliebten Antlitzes und wußte, daß er mit sich im klaren war, für sie genügte diese Wahrnehmung, um ruhig abzuwarten.

Signe verbarg ihr verstörtes Gesicht an der Brust der Mutter.

„Was soll ich thun?" sagte sie kaum hörbar.

„Einem Sterbenden darf man eine solche Bitte nicht abschlagen," entgegnete Gunnar klar und deutlich. „Der Kampf, den es dem Vater gekostet hat, dies Ansuchen zu stellen, ist schon Läuterung genug. Soll ich Mr. Steffens schreiben, er möge hierher kommen? Mit Gottes Hilfe stehe ich dafür, daß Dein Sohn keinen Schaden nimmt. Gottes Allmacht kann auch das Schlimmste zum Guten wenden, geben wir Dein Kind in seine Hand."

„Amen," sagte Frau Margareta und legte segnend ihre Hände auf der Tochter Haupt.

Acht Tage später stand Gunnar am Strand und wartete auf das Dampfschiff, mit dem Mr. Steffens die Überfahrt von Gothenburg machen sollte. Er hatte diesen Schwager zwar nur mit geistigen Augen gesehen und auch nur wenig bei der Hochzeit mit ihm gesprochen, aber der feine Instinkt des Blinden hatte ihm doch mit Hilfe von Sophias treuer Beschreibung ein klares Bild von dessen Individualität gegeben, und so erkannte er auch jetzt sofort den schleichenden Gang des Mannes. Hätte er sehen können, würde er ihn nicht erkannt haben in dem Schatten, der an ihn heranglitt. In einem Duell, das er um seiner jetzigen Frau willen ausgefochten, war ihm die Kugel des Gegners durch die Lunge gegangen und sein Leben zählte nur noch nach Wochen.

Der Ankömmling berührte den Arm des Pastors und sagte: „Ich bin Mr. Steffens."

Gunnar verbeugte sich. „Treten Sie in das Haus," erwiderte er, „ich möchte nicht, daß Sie sich hier draußen zeigten, Georgies wegen. Dort steht er und spielt Ball mit den anderen Kindern."

Eine Regung der alten Wut kochte in der Brust des Kranken, als er wie ein Verbrecher bei dem eigenen Kinde Spießruten laufen mußte, es blieb ihm aber nichts übrig als zu gehorchen. In des Pastors Zimmer stürzte er ans Fenster.

„Kann ich ihn von hier aus sehen? — Ja — da steht er." Mit hungrigen Blicken betrachtete der Vater sein blühendes Kind, das, von Gesundheit und Fröhlichkeit strotzend, sich mit den Spielkameraden balgte. Das blonde lockige Haar flog um die Stirn, die muskulösen Arme warfen den Ball mit unermüdlicher Kraft, es war ein Lachen und Schreien, das dem kranken Mann in die Ohren gellte und doch zugleich wie Musik klang. Nach einer Weile sagte der Pastor:

„Sie haben den Wunsch geäußert, Georgie zu sprechen; seine Mutter verweigert es nicht, aber ich muß Sie, wie schon in meinem Brief, daran erinnern, daß jedes Wort, was Sie Ihrem Sohne heute sagen, sich ihm für sein ganzes Leben einprägen wird; vielleicht entsinnen Sie sich aus Ihrer eigenen Kindheit, wie unauslöschlich solche Eindrücke sind."

Mr. Steffens zuckte zusammen — hatte der Pastor eben in seinem Herzen gelesen, daß er dachte: „Glückliches Kind, welch anderes Leben führt es als ich!"

„Ferner muß ich darauf aufmerksam machen, daß die Zeit eilt — in einer Viertelstunde ist das Dampfschiff wieder hier, um Sie abzuholen."

„Bitte, rufen Sie meinen Sohn!"

Der Pastor öffnete das Fenster und rief Georgie. Der Knabe kam hereingestürmt, blieb aber stumm, als er den fremden Herrn sah. Gunnar sprach aufmunternd: „Georgie, geh und begrüße diesen Herrn, gieb ihm die Hand, es ist Dein Vater, für den Du täglich betest!" Georgies Augen wurden sehr groß, und er näherte sich langsam, der Vater aber riß ihn an seine Brust und umarmte ihn so ungestüm, daß der Knabe beinahe aufgeschrieen hätte. Dann sagte der Vater mit leiser Stimme:

„Betest Du jeden Tag für mich?"

„Ja, wenn ich zu Bett gehe."

„Wer hat Dich das gelehrt?"

„Mama."

„Und was sagst Du?"

„Lieber Gott, hilf meinem unglücklichen Vater."

„Mr. Steffens, das Dampfschiff kommt jetzt um die Ecke," mahnte der Pastor.

Mr. Steffens zog ein Paket aus der Tasche, öffnete es und sagte: „Hier, Herr Pastor, ist mein Testament, hier meine Uhr für meinen Sohn, wenn er konfirmiert wird, hier ein Bild seiner Mutter, das ich ihm selbst überlasse." Er zog die Photographie aus dem Couvert und schrieb einige Worte darunter.

Gunnar nahm es dem Knaben aus der Hand und sagte sanft: „Ich werde Dir die Gaben Deines Vaters aufbewahren, mein Kind, Du bist noch zu klein dazu — da ist das Schiff!" —

Immer wieder umarmte der unglückliche Mann den Knaben, noch einmal preßte er seine Lippen auf den lockigen Kopf, dann stürzte er aus dem Zimmer. Die Schiffsglocke ertönte, und nach wenigen Minuten dampfte Mr. Steffens von dem Lande fort, wohin er vor zehn Jahren so viel Unheil gebracht.

Wieder saßen Mutter und Kinder auf der Veranda zusammen, und mit ernstem Sinn gedachte man jetzt der Begebenheit des Tages. Signe lag auf der Chaiselongue vollständig erschöpft von Angst und Aufregung. Sie war den ganzen Tag umhergewandert, ohne essen oder arbeiten zu können; als sie aber das Schiff abfahren sah, indes Georgie wohlbehalten auf dem Hofe spielte, da fiel sie auf die Kniee, brach in einen Thränenstrom aus und rief: „O Gott, ich danke Dir, daß Du meinen Sohn behütet!"

„Hier, Signe," sagte Gunnar, „sind einige Geschenke für Deinen Sohn, hier die Abschrift von Mr. Steffens Testament, willst Du es jetzt lesen?"

„Nein," erwiderte Signe, „von dem Testament will ich nichts wissen, es würde vielleicht nur meine Ruhe stören; die Uhr will ich beiseite legen — aber was ist das für ein Bild?"

Gunnar öffnete das Couvert; es war Signe in ihrer ganzen strahlenden Jugendschönheit als Braut, darunter hatte der Vater mit zitternder Hand geschrieben: „Mein Sohn, vergiß nie, daß Deine Mutter eine tugendhafte Frau war." Gunnar steckte das Bild ein, indem er langsam sagte: „Also auch in diesem Herzen eine gute Regung — ein schönes Vermächtnis für Dein Kind, teure Signe, das viel vergessen und vergeben läßt!"

„Ach, ich vergab ihm längst, denn Torsten hat recht, bei der Beurteilung eines Menschen muß man seine Vergangenheit in Betracht ziehen."

„Komm, teure Mutter," sagte Ingeborg, „es fängt an kühl zu werden, der Wind hat sich aufgemacht! Sieh mal, welch prachtvoller Sonnenuntergang, der ganze Himmel steht wie in Flammen!"

„Jawohl, aber es kommen auch Sturmwolken herauf, die deuten auf eine schlimme Nacht," fiel Sophia ein. „Horchen Sie einen Augenblick! Klingt es nicht wie Stöhnen und Seufzen in der Ferne, das sind die Unterwellen, die immer das erste Zeichen der Gefahr geben. Mir deucht es manchmal, als beklage das Meer im voraus all die vielen Opfer, die ihm anheimfallen werden."

Die Familie trennte sich, doch nur wenige vermochten in der stürmischen Nacht zu schlafen. Die Wellen türmten sich haushoch gegeneinander und schlugen dröhnend gegen den Strand, Mond und Sterne waren von schwarzen Wolken verdeckt und die kleinen Fischerböte suchten sturmgepeitscht den Hafen zu gewinnen. Auf den großen Dampfern stampften und stöhnten die Maschinen wie Tiere in Todesqual, alle Fugen krachten, alle Arme waren in Bewegung. Man passierte eben die berüchtigten Pater noster skärs, die nicht umsonst ihren bedeutungsvollen Namen tragen, denn zahllose Herzen haben hier in Todesnot ihr letztes „Vaterunser" gebetet.

Ein großer englischer Dampfer, der zwischen Goteborg und Hull fährt, arbeitete schon seit Stunden gegen den Sturm, alle Deckluken waren geschlossen, die Rettungsboote in Bereitschaft. Ein einziger Mann stand an den Schornstein gelehnt, sich an einer eisernen Stange festhaltend. Er hatte mit niemand gesprochen und blickte, des Sturmes nicht achtend, in die düstere Nacht hinaus.

„Geben Sie acht, Herr," sagte ein Matrose, der vorbeikam, „das Schiff schlingert furchtbar, Sie können leicht über Bord gespült werden." Der Seemann kroch weiter, einige Minuten darauf ertönte der Ruf: „ein Mann über Bord!"

Wer war dieser Mann — niemand kannte ihn, in der Passagierliste stand: Mr. Steffens aus Chicago.

Drei Tage tobte der Sturm; als die Natur wieder zur Ruhe kam, glich sie einem Menschen, der durch schwere Krankheit alt und bleich geworden. Die Bäume waren entblättert, das Seegras verwittert, hier in große Haufen zusammengepeitscht, dort

von den Klippen gefegt, der Strand bedeckt mit Schnecken, Muscheln, toten Fischen, Holzstücken, Schiffstrümmern, die vielleicht manch Menschenleben hätten retten können, Flaschen, enthaltend Papierfetzen: „Gruß an meine Lieben“, oder „Lebewohl vom Schoner Ellida“, — ergreifende Zeugnisse banger Herzen, die den Tod vor Augen, doch nicht sterben wollen! Solch eine Sturmnacht mit Schiffbruch und Strandraub birgt mehr als ein Verbrechen, das später ein Leben lang das Gewissen derer belastet, die im Augenblick der Versuchung und Habsucht erlagen.

Am nächsten Sonntag hielt Gunnar einen Trauergottesdienst für die Verunglückten: drei Familienväter, denen ein gemeinsames Kreuz auf dem Kirchhof errichtet wurde. Niemand ahnte, daß Signe die vierte Witwe war, die aus inbrünstigem Herzen Gott dankte, daß sie dies Versöhnungsfest mit dem Toten feiern konnte. Der Tod ist ein versöhnender Engel, der Licht und Schatten anders verteilt, als wir es im Kampfe des Lebens vermögen! Hegt dann nicht jeder von uns den Wunsch, seine Verstorbenen um Verzeihung zu bitten, statt Vorwürfe zu erheben, selbst wenn im Leben die Dissonanz groß war? Sie stehen vor einem höheren Richter — dabei verstummen wir! Mr. Steffens hatte seinem Sohn eine Million und Signe eine halbe Million vermacht, in Anbetracht, daß sie seinen Namen behalten hatte; das Geld war in der englischen Bank deponiert und die Erbschaft sogleich anzutreten.

* * *

Wiederum stand Gunnar auf der Brücke das Dampfschiff erwartend, diesmal aber nicht allein, sondern von der ganzen Familie umgeben! Er und Sophia wollten sich nach Goteborg begeben, um einen Kollegen für kurze Zeit zu vertreten, und wohnten bei solchen Gelegenheiten immer bei dem alten, treuen Freunde Bratt, für den diese jährlichen Besuche ein wahres Freudenfest waren. Auch die Mutter mit Helga und Ingeborg kehrten beglückt und gestärkt zu ihren Pfleglingen zurück. Reges Treiben herrschte auf dem Schiff, das von kleinen Fischerböten umschwärmt wurde, ließen die Fischer, welche der vor zwei Stunden stattgehabten Trauung Torstens und Signes beigewohnt, es sich doch nicht nehmen, den Scheidenden ein letztes donnerndes Hurra auszubringen, indes das Schiff aus dem Hafen dampfte.

Frau Margareta stand allein auf dem Hinterdeck und blickte nach dem Ufer zurück, wo die selig strahlenden Gesichter des neuvermählten Paares den Sonnenuntergang ihres eigenen Lebens verklärten.

„Gott segne Dich, meine Tochter,“ flüsterte sie leise, „Du hast Dein Glück teuer erkauft, und ich kann jetzt mein müdes Haupt in Frieden zur Ruhe legen.“

Weiter, immer weiter entfernte sich der Dampfer und als endlich die Klippen ihn den Blicken der beiden Zurückbleibenden entrückten, da breitete Torsten die Arme aus, zog Signe an seine Brust und flüsterte: „O, Signe, endlich, endlich mein Eigen — der Traum meiner Jugend erfüllt!“

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Gedichte.

Von **Martin Peters**.

Mohn.

Mit Mohn bekränz' ich meine Stirn;
Mir brennt so heiß es im Gehirn,
Vergessen will ich, vergessen,
Doch ist er mir verwelkt zur Nacht,
Dann bin ich jählings aufgewacht,
Und weinend hab' ich gesessen.

Das schwächliche Kind.

Was wird aus diesem Kindlein werden?
Wird einst es groß sein auf der Erden?
Tausend Ungeheuer vernichten,
Tausend Wunder der Welt errichten?
Wird's eine neue Erd' entdecken,
Kranke heilen, Tote erwecken,
Die Welt in neue Bahnen heben
In langem wechselvollen Leben?
Draußen der Sarg bereitet ist,
Holt es, woher es gekommen ist.

Auf der Weide.

Auf der Weide ging ein weißes Rößlein,
War mir wohl bekannt, das weiße Rößlein,
Blieb ich an der Weide stehn und rief es,
Und es kam stolzierend hergesprungen.
Durch das Gitter schnobbert's mit den Nüstern,
Wiehert leis und mit den Vorderhufen
Ungeduldig stampft's den grünen Rasen.
Und ich kraute ihm die weiche Mähne,
Strich den Rücken ihm, den silberweißen,
Und ins Ohr hab ich ihm leis geflüstert,
Leis geflüstert ein bedeutend Wörtchen.
Sprach ich: meiner Liebsten feines Rößlein,
Kennst du deiner Herrin feinen Liebsten?
Wieder wenn du weit im grünen Walde
Deine Herrin trägst, mein feines Rößlein,
Dann erzähl' ihr, daß ich dich gestreichelt,
Um die Hand die Mähne hab geschlungen,
Gar dich auf die Stirne hab geküßt.
Und dann sag mir's wieder, ob sie lauschend
Sich zu dir gebeugt und mit den Händchen
Süßen Zucker dir zum Lohn gegeben,
Oder ob sie unbewegt gesessen,
Mit den Zügeln unsanft angezogen,
Gar wohl mit der Peitsche dich geschlagen!
Wieherte das Rößlein, mit den Augen
Schaut es mich verständig an und setzte
Flugs von dannen übern grünen Rasen.

Eine schlaflose Nacht.

Von **Carl Arthur Tannert.**

(Schluß.)

.... So liege ich denn da, „oller Kamellen" gedenkend, zwischen Schlafen und Wachen; ein Gedanke jagt den anderen. Rastlos tickt die Uhr und schlägt Viertelstunden und Stunden. Da fühle ich mit einem Male, daß mein Bett unter einem heftigen Stoße wankt, als ob eine Geisterhand an ihm gerüttelt hätte. „Was war das? Es kann doch kein Fremder im Zimmer sein?" ist mein erster Gedanke. Mit Blitzesschnelle aber zuckt jetzt der Gedanke durch den Kopf: „Das ist ein Erdbeben!" denn schon folgt ein neuer, stärkerer Stoß nach der entgegengesetzten Richtung. Ich fühle einen Anflug von Übelbefinden, wie bei beginnender Seekrankheit. Eine hohe, chinesische Vase aus uraltem Mingporzellan fällt polternd auf den dicken Teppich. Der nachlässige Diener hat sie, trotz meiner wiederholten Anweisung, noch immer nicht mit Draht an die Wand befestigt. Auf dem Büffett klingen wie erschreckt die Gläser schrill durcheinander, eins derselben scheint vom Tisch zu rollen, da — ein helles Klirren, und es liegt zerbrochen am Boden. In den Wänden knackt und knistert es . . . Ächzend öffnet sich die Schrankthür . . . leise knarrt sie — ein neuer, diesmal noch heftigerer Erdstoß schlägt sie mit lautem Knall wieder zu. Entsetzt springe ich mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und flüchte, wie ich bin, unter den dicken Querbalken, welcher die Decke des Zimmers trägt, denn hier soll man am sichersten sein. Dort bleibe ich, um alles weitere abzuwarten. Ängstlich sehe ich einem neuen Stoß entgegen und berechne, wie viel Zeit ich wohl brauche, um in den freien Hof zu gelangen. Ein Entweichen durch die Parterrefenster in den Garten ist wegen der starken Eisengitter unmöglich. Ich höre die Indier in der Nachbarschaft wie Besessene heulen und laut alle Heiligen anrufen. Entsetzliche Minuten verstreichen, welche eine Ewigkeit scheinen, und während die grüne Ampel noch immer leise Schwingungen macht, überläuft es mich warm und kalt, nehmen doch die Erdstöße, wie die Erfahrung lehrt, stets an Heftigkeit zu. „Wird jetzt das Haus zusammenbrechen?"

Noch einige Minuten bangen Harrens, es bleibt alles ruhig, und ich eile halbbekleidet in den Hof. Mein Nachbar, ein alter „Philippiner", der schon zwanzig Jahre auf den Inseln gelebt, liegt gemächlich im Fenster und zündet sich eine Cigarette an. „Beunruhigen Sie sich nicht, es ist nur eine leichte Oscillation!" ruft er, meinen Schrecken bemerkend, gutmütig aus, und damit reicht er seiner Ehehälfte, einer jungen Kreolin, die, stark dekolletiert, hinter ihm im Halbdunkel des Zimmers erscheint, mit größter Seelenruhe das brennende Streichholz. Etwas beruhigt, kehre ich nach meiner Wohnung zurück und sehe, daß die Erderschütterung, abgesehen von einigen zerbrochenen Gläsern, keinen weiteren Schaden angerichtet hat. Meine liebe Mingvase ist unversehrt geblieben, und ich beeile mich, sie nun eigenhändig festzumachen, damit sie noch einige hundert Jahre fortlebend, und zwar, wie ich hoffe, in meiner Familie, von dem Geschmack und der Kunstfertigkeit der Chinesen Zeugnis ablege. Da fällt mein Blick auf die Wand, und siehe — die starke Mauer hat einen tüchtigen Riß bekommen. Dem Beispiel meines kaltblütigen Nachbarn folgend, zünde ich mir, etwas gleichmütiger geworden, eine „Cortado" an und suche wiederum mein Lager auf, aber das kleine „temblor" hat mir den Schlaf doch vollends geraubt. Der aromatische Duft der feinen Cigarre wirkt anregend.

Alle Berichte über das große Erdbeben vom Juni 1863 gehen mir durch den Kopf. Wurde doch damals die ganze Stadt binnen einer halben Minute in ein Ruinenfeld verwandelt und Hunderte von Einwohnern unter den Trümmern der Häuser begraben und Tausende schwer verwundet. Der großartig angelegte Palast des General-Gouverneurs, Kasernen, öffentliche Gebäude und viele hundert Privathäuser wurden vollständig zerstört. Was an Bauwerken stehen blieb, zeigte überall Risse und drohte einzustürzen.

Auch die Erzählungen von dem furchtbaren Erdbeben von 1880 treten lebhaft vor meine Seele. Mein alter Freund S. hatte mir ja so lebendig geschildert, wie er mit seiner Frau im Zimmer hin- und herrannte, um die Schränke vor dem Umfallen zu bewahren, während sein erwachsener Sohn, welcher gerade ein Bad nahm, halbnackt auf die Straße lief, als der Glockenturm der benachbarten Kathedrale mit donnerndem Krachen auf ein danebenstehendes Haus fiel. Zahlreiche Chinesen wurden von den Ziegeldächern ihrer Läden erschlagen, die Überlebenden aber wollten, trotz der drohenden Lebensgefahr, aus Furcht vor den herumlungernden Dieben, ihre Häuser nicht verlassen.

So mochte ich etwa eine Viertelstunde wieder dagelegen haben, und war gerade im Begriff, nun endlich einzuschlafen, als mich die schnell aufeinanderfolgenden Töne einer in der Ferne angeschlagenen Glocke aufhorchen ließen. Ich vermute, daß in der Stadt infolge des Erdbebens Feuer ausgebrochen sei. Da klopft auch schon mein Diener und ruft: „Señor, parece que hay fuego, dicen que es en Binondo." Hoch am Himmel wird ein blutroter, sich mehr und mehr ausbreitender Schein sichtbar. In den benachbarten Häusern hört man Laufen, Stimmengewirr und lautes Rufen, da — fernes Pferdegetrappel, Wagen fahren eilends vorbei, das harte Pflaster erschallt von dröhnenden Hufschlägen. Auch ich lasse anspannen, und in sausendem Galopp geht es der Brandstätte zu. Die kühle Nachtluft, welche mir entgegenweht, wirkt wohlthuend und erfrischend auf mein fieberheißes Gesicht. Der Brand ist nicht in Binondo, sondern in einer anderen Vorstadt Manilas, in Tondo. Schon sehen wir ein mächtiges Flammenmeer zwischen den dunklen Umrissen der Häuser und Palmbäume auflodern. Eine ungeheure Funkengarbe wirbelt hoch in die Luft und bedeckt im Herabfallen die nächstliegenden Stadtteile. Wohl achthundert der leicht aus Bambusrohr und Palmblättern gebauten Häuser ärmerer Eingeborener stehen in Flammen. Ganze Straßenreihen leuchten auf wie plötzlich entzündete Strohgarben, und schon nach kurzer Zeit bezeichnen nur noch breite Flächen glimmender Asche, aus denen halbverkohlte Bambusstümpfe traurig hervorragen, die einstigen Wohnungen vieler hundert Indierfamilien. Von allen Seiten schleppen die armen Leute ihre wenigen Habseligkeiten aus dem Bereich der Flammen und türmen Kisten und Kasten, Thon- und Holzgefäße in buntem Durcheinander an gesicherten Stellen auf. Alle Löschversuche sind vergebens. Ein wahres Glück ist es noch, daß sich kein Lüftchen regt, denn sonst wäre der Schaden unabsehbar.

Zu helfen ist nichts. Ich fühle das Bedürfnis, Gesicht und Hände, welche Rauch und Ruß schwärzten, zu reinigen und meine müden Glieder in den kühlen Fluten des Meeres zu erfrischen. „A la playa!" rufe ich dem Kutscher zu. Dieser

reißt das Pferd herum, und schnell geht es durch Binondo und die befestigte Altstadt dem Meere zu.

Aus der Calle San Fernando führt der Weg nach dem Calderon-Platz. Dort zeigt das transparente Zifferblatt an der Turmuhr der Pfarrkirche gerade halb fünf. Links von der Kirche erhebt sich das in großartigem Stil angelegte „Hotel Oriente“. Von dort gelangen wir in die fast ausschließlich von chinesischen Händlern bewohnte Calle de Rosario, in der während des Tages das regste Leben herrscht. Sie mündet in die Escolta, die eleganteste Straße Manilas, welche große Juwelierläden und die besseren spanischen Bazare beherbergt. Am vielbesuchten „Restaurant de Paris“ vorüber, dessen liebenswürdiger Wirt, ein Franzose, uns aus dem Fenster zuwinkt, gelangen wir über die Puente de España in die Altstadt, nachdem wir noch einen Blick auf die Denkmäler der Königin Isabella und Magelhaens geworfen.

Vor uns tauchen die gewaltigen, aus dem Mittelalter stammenden, düsteren Festungsmauern der Altstadt auf. Donnernd rollt der Wagen über eine wacklige Zugbrücke durch ein bemoostes Festungsthor, dessen mächtige, bei einem Erdbeben eingestürzte Wölbung in Fragmenten abseits ruht. Zahlreiche Kirchen, Klöster und Ruinen durch Erdbeben zerstörter Paläste und öffentlicher Gebäude schauen ernst auf uns hernieder. Dort jenes noch mit dem ruhmvollen Doppeladler geschmückte weite Portal führt in die altehrwürdige Universität von Santo Domingo. Jetzt fahren wir an der Kathedrale vorüber, einem interessanten, romanischen Bau, zu dessen mit Statuen geschmückter Façade man auf einer breiten Freitreppe emporsteigt. In einer Nische, hinter dem Hochaltare, bewahrt die Kathedrale die Gebeine Simon de Andas, des philippinischen Freiheitshelden, dem es im Jahre 1763 gelang, die Engländer aus Manila zu vertreiben.

Unter den Ruinen, deren kolossale, ornamentierte Mauerreste vom Reichtum und der Macht ihrer Erbauer beredtes Zeugnis ablegen, sind die Rudera des königlichen Palastes die bemerkenswertesten. Vor ihnen erhebt sich, von Gartenanlagen umgeben, das Standbild König Karl IV. Bevor wir „Intramuros“ verlassen, passieren wir noch die von Bäumchen und üppigem Grün überwucherten Ruinen der alten Jesuitenkirche, deren dunkle Konturen sich von dem sternenbesäten, klaren Tropenhimmel malerisch abheben. Den wehmütigen Eindruck, welchen die Überreste dieses einst so herrlichen Monumentalbaues gewähren, hat man durch Umwandlung des Kirchplatzes in freundlich grünende Anlagen zu mildern gesucht.

Wir sind am Strande angelangt. Zu einem breiten Fahr- und Fußwege ausgestaltet, zieht sich das Festungs-Glacis, der „Malecon“, am Meere hin. Rechts endigt das Glacis in einen freien Platz, auf welchem sich ein zu Ehren des schon erwähnten Simon de Anda errichteter Obelisk erhebt. Von hier aus überblickt man die Barre und die Einfahrt in den Pasigfluß, an welchem Manila liegt, nebst dem finsteren, seine Mündung beherrschenden alten Fort von San Jago. Am entgegengesetzten Ende des Malecon liegt die „Luneta“, der beliebteste Spaziergang der Europäer, wohin abends alles hinausfährt, um die recht guten Leistungen der aus eingeborenen Indiern gebildeten Militärkapelle zu hören. In der Nähe des Orchesters sind bequeme Rohrstühle aufgestellt, von denen aus die Herren die vorüberpromenierende Damenwelt des High-life mustern. Wahrlich, es ist der Mühe wert, die meist klassischen Züge der dunkeläugigen Spanierinnen zu bewundern! Man findet so manche Schönheit ersten Ranges unter ihnen. Langsam umfahren elegante Equipagen das weite Rondel, Springbrunnen plätschern leise, und Scharen wie Puppen angezogener Kinder umtanzen fröhlich lachend und scherzend das Orchester. Während einschmeichelnde Weisen zu uns herüberdringen, genießen wir in vollen Zügen die kühle von der See her wehende Abendbrise. Dies sind die schönsten Augenblicke in dem Leben der heißen Tropenstadt.

Doch noch war die Sonne nicht aufgegangen. Ein grundverschiedenes Bild zeigte der Strand mit dem verödeten Glacis und der schweigsam daliegenden „Luneta“. Nur das Knirschen der Räder meines einsam auf hartem Kieswege dahinfahrenden Wagens vernahm man und das dumpfe Rollen der das flache Ufer bis an die steinernen Quadern der Straßenbrüstung herauftosenden Brandung.

Vor einem langgestreckten, auf starken, hohen Bambuspfählen im Wasser erbauten Nipahause hält der Wagen. Selbst die ungeberdigen Wellen der stärksten Flut können diese Baulichkeit nicht erreichen. Ein kleines Restaurant, in welchem man nach dem Bade den Morgenkaffee einzunehmen pflegt, liegt dem Strande zunächst. Eine schwankende Brücke aus Bambusrohr führt an ihm vorüber, weit in die von leichtem Nebel bedeckte See hinaus, nach der von jedermann besuchten, großen, öffentlichen Badeanstalt. Trotz der frühen Morgenstunde sind die braunen Badediener des „Presidio“ bereits bei der Arbeit. Mit stereotypem Lächeln und devotem Bückling geleitet mich einer der braunen Burschen in meine Zelle, um eine lange Bambusleiter in das Wasser hinabzulassen. Während des Auskleidens schweift mein Blick durch das offene Fenster des ganz aus Bambus gebauten Gemaches auf das weite, dunkle Meer hinaus. Im unbestimmten Licht des Morgengrauens werden nach und nach die dunklen Silhouetten von Dampfern und Segelschiffen sichtbar, welche, gleichmäßig vor den Wind gerichtet, wie in Reih und Glied nebeneinander auf der Rhede vor Anker liegen. Am Vordermast blinkt überall das schwache Licht einer Laterne, welches mit der Dämmerung des anbrechenden Tages zu kämpfen scheint. In mächtigen Zügen kommen die breiten, schaumgekrönten Wogenmassen des aufgeregten Meeres herangezogen, um sich an dem kräftigen Pfahl-Unterbau der Badeanstalt donnernd und brausend in weißen Gischt aufzulösen. Schon einige Tage sind verflossen, seit draußen im Ocean ein Orkan wütete — die Aufregung des unermeßlichen Meeres hat sich aber noch nicht gelegt.

Diese Orkane, welche an der chinesischen Küste „Teifune“, in Manila „Baguios“ genannt werden, gehören zu dem Furchtbarsten, was sich der Mensch denken kann. Die Gewalt dieser Winde übersteigt alle Begriffe. Ich erinnere mich eines Teifuns, welcher vor mehreren Jahren nachts über Manila hinwegfegte. Die festesten Häuser schwankten, die Zinkplatten der Dachbekleidungen flogen wie Papierfetzen durch die Luft, beim Niederfallen vielfach Unglück anrichtend; ganze Dächer wurden in die Luft geschleudert und weit fortgeführt. Bis auf den Boden neigten sich die Kronen der hohen Palmen unter der Wucht des Sturmes, welcher die Wipfel der Bäume vollständig entlaubte, sofern er letztere nicht ganz zu entwurzeln vermochte. Zahlreiche Schiffe wurden von den Ankern losgerissen und auf den Strand gesetzt, fast sämtliche Nipahütten der Indier in den Vorstädten umgeworfen und ungezählte Pflanzungen vernichtet. Tags darauf wunderten wir uns, warum sich unser Waschmann, wie versprochen, nicht mit der ihm anvertrauten Wäsche einfinden wollte. Der

arme Mann war zu entschuldigen, ihm war bei dem Teifun seine am Strande belegene ganze Nipahütte mit Inhalt davongeflogen. Das Meer dringt bei diesen Orkanen mit furchtbarer Gewalt in die Kanäle der Stadt ein, so daß diese austreten und alle niedriger gelegenen Stadtteile tagelang überschwemmen. Dann fährt alt und jung in den Straßen vergnügt mit Kanoes einher, wo man noch kurz vorher vor Staub und Hitze zu ersticken fürchtete. Kaum ist das Wasser aber weg, so staubt es auch schon wieder. So groß ist die Hitze. Die Indier richten, lebhaft über den argen Sturm räsonnierend, ihre Hütten wieder auf, der behäbige „Castila“ bestellt gähnend den chinesischen Dachdecker, und die liebe Sonne scheint wieder so freundlich aus dem klaren, tiefblauen Himmel hernieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Nur das Meer bleibt noch einige Tage unruhig.

So war es auch heute. Wieder und immer wieder stürmen die aufgewühlten Wasser dem Badenden auf dem weichen Sande der flachen Ufer erzürnt entgegen, als ob eine breite Bohle von riesigen Dimensionen sie mit unwiderstehlicher Gewalt gegen den Strand drückte. Vor mir stieg aus einer der benachbarten Zellen eine nicht mehr ganz junge, wohlbeleibte Mestizin mit einer mehr als mangelhaft bekleideten Dienerin in die tanzende Flut hinab. Sie selbst trug ein blau und weiß gestreiftes weites Badegewand, so frisch und neu, als sei es eben aus der Hand der Schneiderin hervorgegangen. Ihr Gesicht zeigte, in schreiendstem Gegensatz zu ihren olivgelben, runden Armen, den schönsten weißen Teint einer Europäerin; selbst die dunkelste Mestizin schminkt sich nämlich so stark wie möglich, denn sie will hell sein und den Spanierinnen gleichen. Unvermerkt naht sich ihr von hinten eine gewaltige tückische Woge, ein Schrei aus zwei Kehlen, und klatschend schlägt die kalte Wassermasse schwerfällig über der Badenden zusammen, die eben ihre Hände zu netzen begann. „Santa Maria!“ ruft die rundliche, mit Hilfe ihrer Dienerin aus den schäumenden Wellen hervortauchende Frau, und ihr noch eben wahrhaft angekalktes Gesicht zeigt ein lichtes Kaffeebraun. . . . .

Noch etwas verdutzt ob dieser plötzlichen Metamorphose, steige auch ich nun in das geheiligte Naß. Die Berührung der kühlen, kräftig duftenden Salzflut erfrischt und belebt meine Nerven; neue Kräfte scheinen mir zu wachsen, und kampfbereit biete ich dem Anprall der Wogen meine Brust dar. Die machtvoll gegen mich vordringenden Wasser würden hoch über meinem Kopf zusammenschlagen, wenn ich mich nicht beeilte, alle in der Jugend erlernten Schwimmkünste anzuwenden. Hoch im Kamm der domförmig gewölbten Woge erhebe ich mich langsam, bis sich vor mir ein tiefblau schimmerndes Wellenthal öffnet, in das ich mit Geschwindigkeit kopfüber hinabgleite, aber schon mahnt mich das Herannahen einer der ersten auf dem Fuße folgenden zweiten Sturzwelle zu erneuter Vorsicht. So treibe ich bald thätig, bald ruhend, hier pustend, dort tief aufatmend, auf der weiten, köstlichen Meeresflut dahin.

Am Horizont erscheint, von zartesten, rosafarbenen Tinten umgeben, das leuchtende Tagesgestirn über dem in tausend Farben schimmernden Gewässer. Nur wenige Augenblicke währt in den Tropen der Sonnenaufgang. Ein Moment — und über dem flüssigen Golde gleichenden Meere schwebt die goldene Sonnenscheibe, alles in blendendes Licht tauchend. Ein großes Kriegsschiff mit der Flagge Albions am Achter ist draußen auf der Rhede angekommen. Während ich mit der Hand über den Augen das stolze Fahrzeug mustere, wird ein weißes, sich rasch ausdehnendes Rauchwölkchen an einer der Stückpforten sichtbar, ein Blitz, und majestätisch rollender Donner verkündet der erwachenden Hafenstadt, daß Besuch gekommen Vom altersgrauen Fort wird der weithin dröhnende Salut nach wenigen Augenblicken prompt erwidert. In die letzten von den umliegenden Bergen zurückgeworfenen Schallwellen mischt sich das helle Geläut vielstimmiger Kirchenglocken, welche zur Frühmette rufen.

Hedwig.

I.

O stille Nacht! Verschlafen
Trieb noch der Wind sein Spiel;
Die Welt lag stumm im Hafen . . .
Wir sprachen auch nicht viel!

Vom Turme scholl herüber
Der zwölften Stunde Schlag —
Im Mondenlicht vorüber
Schwebte der tote Tag.

Und schwebend mir zur Seiten,
Liebste, wandeltest Du . . .
Ach! übers Herz mir gleiten
Fühlt' ich köstliche Ruh' —

Ich sah Dich an verstohlen —
Du gabst den Blick zurück . . .
Vor uns auf leisen Sohlen
Wandelte hin das Glück.

II.

Überwältigt.

Ich sang so viel in sehnsuchtsvollen Tagen
Von Lieb' und Lust, von Rosen und von Frau'n;
In frohe Weisen klangen sanfte Klagen,
Wie Thränen leis auf Blüten niedertau'n,
Und nun, wo ich Dich innig fest umfange,
An meiner zitternd fühle Deine Wange,
Dich liebend sehe mir ins Auge schau'n:
Müßt' ich nicht meine reifsten Lieder singen,
Ein dankerfüllter, tiefbeglückter Mann? —
Ach, Kind! Das ist zu groß, um es zu zwingen,
Ehrfurcht und fromme Andacht faßt mich an —
Ich fühle selig, daß Du ganz mein eigen;
Ich küsse Dich — Du schaust mich sinnend an —
Was kann ich thun? . . . Vor Gott mich betend neigen
Und schweigen!

III.

Abendgang.

Es fließt durchs Laub der Bäume
Des Mondes weißes Licht . . .
So ziehen selige Träume
Über Dein süßes Gesicht . . .

Wir gehen wie frohe Kinder,
Die stille Straße entlang —
Von ferne lind und linder
Tönt heller Liederklang.

Es steht in sel'gem Geplauder
Ein Paar am Wegesrand —
Ich fasse mit frommen Schauder
Wortlos nur Deine Hand.

Was sollt' ich Dir auch sagen?
Siehe — in einer Nacht
Ist ohne Jubeln und Klagen
Der ganze Lenz erwacht! —

O Lieb — wie helle Kerzen
Leuchtet's allüberall . . .
Ganz leise in unseren Herzen
Lockt eine Nachtigall!

IV.

Winterabend.

Und nun verscholl im fernen Dämmern
Der Lärm der Welt, ein brandend Meer —
Nur Deines Herzens sanftes Hämmern
Durchbricht die Stille um mich her. —
Ein stummer Blick ist meine Frage,
Darauf Du schweigend Antwort giebst —
Mir sagt Dein Herz mit jedem Schlage,
Daß Du mich tief und innig liebst!

Laß ruhen denn in sel'gem Lauschen
An Deiner lieben Brust mein Ohr!
So hebt der nahen Quelle Rauschen
Des Wüstenwandrers Mut empor . . .
Es knittert leis im Nebenzimmer
Des Vaters Zeitung ab und zu . . .
Von dorther streift der Lampe Schimmer
Dein blondes Haar . . . O süße Ruh'!

Und lächelnd neigt sich mir hernieder
Erinnerung; ich schau' zurück —
In tiefster Brust empfind' ich wieder,
Wie einst als Kind, ganz reines Glück!
So fühlt ein Seemann, der verschlagen
An öden, unbekannten Strand —
Wenn endlich er nach grauen Tagen
Zurückgekehrt ins Vaterland!

Recht und Gericht der Stadtbürger.*)

Von **G. Maisch.**

I.

Es gab auf deutschem Boden fast so viele Rechte, als man Stämme zählte. Die Volks- und Stammrechte, die lange Zeit sich durch Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten und sich im Volksgeiste lebendig erhielten, wurden nach und nach gesammelt und aufgezeichnet. Eine solche Aufzeichnung und Zusammenstellung, und zwar in lateinischer Sprache abgefaßt, war das salische Gesetzbuch, hoch angesehen nicht nur seines Inhalts, sondern auch seines Ursprungs wegen, nahmen ja doch die Franken, deren Rechtsbräuche dasselbe enthielt, schon früh eine leitende Stellung unter den deutschen Stämmen ein. Diese lex war unter den Merowingern und Karolingern erweitert, ja auch, zu leichterem Verständnis, mit Glossen in der Volkssprache versehen worden. Auf dieser Grundlage mochten sich die „Kapitularien" Karls des Großen aufbauen. Dabei blieben jedoch die Volksrechte der Alemannen, Burgunden, Baiern, Langobarden, Sachsen 2c. nicht ohne Einfluß, wie übrigens diese ihrerseits den Einfluß des fränkisch-karolingischen Rechts- und Gerichtsbrauches erfahren mußten. Der letztere Kodex wurde zum Reichsgesetzbuch, dem eine gewisse offizielle Geltung zukam, wenngleich die Stämme in echtdeutschem Sondergeist nebenbei an ihren alten Einzelrechten und Stammesbräuchen hartnäckig festhielten. Schriftsteller und Urkunden beriefen sich je nach den Umständen bald auf das ripuarisch-fränkische Gesetz, bald auf die lex Bajuvariorum oder auf die lex Saxonum, die lex Salica oder wieder auf die Kapitularien der Karolinger.

Eine Rechtseinheit hat es bis auf die neueste Zeit im deutschen Reiche nicht gegeben. Vielmehr haben sich mit dem zunehmenden Verfalle des Reichs die Orts- und Stammesrechte außer dem Zusammenhang mit dem allgemeinen und öffentlichen Rechte aus- und fortgebildet. Das alte Rechtsherkommen ward zum Gebrauch der einzelnen Kreise und Gemeinschaften zugerichtet und dann lokalisiert. Es entstanden die sogenannten „Weistümer", Erklärungen und Erkenntnisse über bestimmte Rechtsfälle, wie sie von Genossenschaften, Gemeinden und Schöffengerichten urkundlich abgefaßt und aufbewahrt wurden.

Neben dem „Lehensrechte" der bevorrechteten Stände mußte sich mit der Entstehung der Städte ein neues Recht bilden: Das Stadtrecht oder vielmehr, da auch auf dem Gebiete des Stadtbürgertums der individualisierende, absondernde Geist des Germanentums sich geltend machte, die mannigfaltigen Rechte und Rechtsbücher der Städte, die Weichbildrechte, sehr bezeichnend „Willküren" genannt, weil sich politische und soziale Genossenschaften solche Rechts- und Gerichtsordnungen nach Herkommen und Orts- und Zeitbedürfnis, nach freiem Ermessen selber zu setzen pflegten.*) Eine Rechtsaufzeichnung von allgemeinerer Geltung, wenigstens für Norddeutschland, war der berühmte Sachsenspiegel, das Werk eines rechtskundigen Stadtbürgers, des Eike von Repgove, der um 1220 zu Wettin a. d. Saale, dann zu Salpke bei Magdeburg als Schöffe gewirkt haben soll. Diese trefflich redigierte Rechtssammlung, ein „Spiegel, in welchem die Sachsen ihr rechtlich geordnetes Leben als in einem treuen Bilde wiedererkennen sollten", galt z. B. in den Hansastädten als Reichs- und Kaiserrecht. Für Ober- oder Süddeutschland erfüllten denselben Zweck der an den Sachsenspiegel sich anlehnende Deutschenspiegel und der Schwabenspiegel, Sammlungen und Normen, die aus der Zeit des Zwischenreiches stammen. Man erkennt in diesen neuabgefaßten, den Bedürfnissen der Zeit und der Landschaften angepaßten Rechtsordnungen deutlich das redliche Streben nach Schaffung und Ausbildung eines gemeinsamen Reichs- und Kaiserrechtes von eigenartigem nationalen Gehalt. Was sich aber diesem patriotischen Streben hemmend in den Weg stellte, das war nicht nur der Zerfall des Reichs und das Aufkommen der partikularen Landeshoheiten, sondern auch das Eindringen des weltlichen römischen und des geistlichen römisch-kanonischen Rechtes, welches letztere sich bei dem

*) Aus „Religiös-soziale Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums". (Leipzig 1893. R. Werther.) Besprechung folgt.

*) Die Städte legten seit Ende des 14. Jahrhunderts Sammlungen ihrer Rechtsbräuche an. Diese „Weistümer" sind für die Kenntnis der Bildungsgeschichte von hohem Werte. Sie offenbaren die schwachen Seiten des Volkslebens und zeigen in den Gerichtsverhandlungen, wie das Gesetz umgangen und übertreten wurde.

steigenden Einfluß der Geistlichkeit immer allgemeinere Geltung errang. Diesen Einflüssen konnten sich auch die „Willküren", die Statutarrechte der Städte, nicht entziehen, um so weniger, als ihre rechtskundigen Richter und Räte sich mehr und mehr dem römischen Rechte beugten, das sie auf den Universitäten Italiens studiert hatten.*) Einzelne Stadtrechte gelangten zu besonderem Ansehen, so daß kraft des anderen nationalen Hanges der Deutschen, des Dranges zur Vereinigung und zur Verähnlichung, ganze Städtegruppen einer Rechtsnorm folgten.

Auch hier kommt jedoch wieder die Scheidung in Nord- und Süddeutschland in Betracht. Dort gab es eine Hallisch-Magdeburger Rechtsgruppe, Städte mit dem Lübischen Recht und wieder solche mit dem friesischen Städterechte. Wie diese drei Gruppen sich an den Sachsenspiegel anlehnten, so die vier süddeutschen Rechtskreise, der rheinische, schwäbische, fränkische und bairisch-österreichische, mehr an den Schwabenspiegel, obwohl sich dieselben im einzelnen selbständig entwickelt haben. Diese Gesetzbücher nun, denen übrigens noch lange das örtliche Rechtsherkommen zur Seite ging, waren es, nach deren Satzungen die Volksgerichte, die Schöffen-, dann die königlichen Grafengerichte „das Urteil fanden". So kommen wir denn auf das Gerichtswesen zu reden.

Während die Unfreien meist dem Gerichte des Fronherrn unterstanden, suchten und gaben die Freien Recht vor dem öffentlichen Gericht. Der Gerichts-Bann, d. h. die Amtsbefugnis der öffentlichen Richter, war bald Burgbann oder bischöflicher Bann, bald Grafenbann; letzterer schloß das Recht über Leben und Tod in sich.

Der König, nach germanischer Anschauung die Quelle alles Rechts, übte vielfach die Rechtsprechung persönlich aus. Wohin Otto I. immer kam, da ließ er das Richtschwert aufrichten, zum Zeichen, daß er zum Gerichte bereit sei. Sein Beispiel war von großem Einfluß. Wo er über untreue Große richtete, da pflegte er deren Standesgenossen zu befragen und nach ihrem Rate das Urteil zu fällen. Jedoch auch Anliegen des gemeinen Mannes zog er vor seinen Richterstuhl. Heinrich II. hielt auf seinen Zügen durch das Reich allerorten Gerichtstage ab und zog die Friedensstörer, Räuber und Diebe zur Rechenschaft. Stellvertreter des höchsten Richters war als Vorsitzender des Königsgerichts der Pfalzgraf (comes palatii). Die eigentlichen Richter waren die Gau-Grafen. Bei den drei großen Gerichtstagen, die jeder derselben in seinem Sprengel abzuhalten hatte, mußten alle Freien des Gaues erscheinen. Die Schöffen wurden aus den angesehensten Grundbesitzern genommen.

Bei den Gerichten galt Öffentlichkeit und Mündlichkeit als einer der ersten Grundsätze. Die Gerichtssitzungen wurden daher meist unter freiem Himmel vor allem Volke abgehalten. Jede Gaugrafschaft hatte einen oder mehrere Dingplätze (Malstätten, malli publici). An gewissen Tagen fanden die drei ordentlichen „Dinge" (Gerichte) statt, bei denen alle Freien zu erscheinen hatten. Der Geschädigte war es, der die Klage erhob. Eine Frau, die Gewalt erlitten hatte, mußte alsbald mit zerrissenem Gewand und fliegenden Haaren ein lautes Geschrei erheben. Auch sonstige Geschädigte zogen schreiend daher, ja, ließen die Glocke läuten. Nun folgte ein außerordentliches Gericht, das in Abwesenheit des Grafen auch ein Schöffe leiten durfte. Wo möglich, ward die Sache bis zum nächsten ordentlichen Ding verschoben. Auf den vorgeladenen Beklagten mußte man bis Sonnenuntergang warten. Erschien er auf die dritte Ladung nicht, so ward er verurteilt. Kläger und Beklagte konnten sich unter unbescholtenen Freien, etwa Verwandten, Verteidiger wählen. Zur Ermittelung des Thatbestandes diente die Eidesleistung. Der Wichtigkeit der Sache wegen mußte der Schwörende Eideshelfer (Zeugen) stellen.

Eine alte Gerichtsform waren die da und dort eingeführten Schrannengerichte, die in peinlichen Sachen unter freiem Himmel gehalten wurden. So erzählt Sattler (Topogr. Gesch. v. Württ.), daß der Obervogt von Urach mit zwölf Richtern und Urtelsprechern von Pfullingen vor dem dortigen Rathaus „an offener freyer Königsstraß unter freyem Himmel nach Ordnung des Heil. Römischen Reichs Rechte, diß Lands und auch des Dorfs Pfullingen Herkommen, Gebrauch und Gewohnheit in offenem versammeltem Schrannengericht zu Recht gesessen sei" über Wolf und Ludwig von Neuhausen und ihre Knechte, weil diese einen Mann von Oberhausen getötet hatten. Da aber die Edelleute „die Flucht genommen und des Entleibten Erben eine peinliche Klage geführt," so wurden jene „durch den geschwornen Dorfknecht zu den 3 Straßen zu dreyen Malen gerufen und verkündet. Nachdem aber solches Rufen 3 Tage nach einander geschehen und Niemand von ihnen erschienen", so sei „endlich die Urtel ergangen, daß die Thäter, wo sie im Heil. Röm. Reich betreten würden, mit dem Schwert hingerichtet werden sollen." Galt die Aufstellung von Eideshelfern als erstes Beweismittel, so als zweites die Gottesurteile (Ordalien), z. B. der gerichtliche Zweikampf, der zwischen Waffenführenden auch in den Städten allgemein üblich war. Durch denselben schien Gott selbst das Urteil zu sprechen. Auf Befehl König Ottos II. mußte im Jahre 979 der thüringische Graf Gero mit seinem Ankläger, der ihn der Untreue gegen den König beschuldigt hatte, einen Zweikampf bestehen. Da er zuerst kampfunfähig wurde, ward er verurteilt und, obwohl sein Gegner gleich darauf tot niederstürzte, sofort hingerichtet. Gegen Ende des Jahrhunderts verbreitete sich die Wasser- und Feuerprobe. Bei ersterer mußte der Angeklagte aus einem mit siedendem Wasser angefüllten Kessel mit bloßem Arm einen Ring oder Stein herausholen. Bei der Feuerprobe mußte der Beschuldigte ein glühendes Eisen in die Hände nehmen oder mit bloßen Füßen beschreiten. Je nachdem Hand und Fuß verbrannt wurden oder unversehrt blieben, war damit Schuld oder Unschuld dargethan.

Bei dem Bahrgerichte, einem weiteren Beweismittel, mußte der des Mordes Verdächtige an die Bahre des Ermordeten treten und dessen Wundmale berühren. Bluteten dieselben, so ward darin der Schuldbeweis gefunden. „Swa man den mortmeilen bi dem toten sihet, so bluotent im die wunden" heißt es im Niebelungenlied (17. Abenteuer).

Bei Geistlichen diente der Empfang des h. Abendmahls als Gottesurteil. — Die „Urteilfinder" waren die Schöffen. Nach ihren Antworten formte der fragende Vorsitzende das Urteil, das wieder der Zustimmung der Versammelten bedurfte. Erst dann sprach er das Urteil endgiltig aus und machte es durch seinen Bann rechtskräftig. Die Berufung an den höheren Richter hieß „das Urteil schelten".

Was nun die Städte betrifft, so waren zwar ihre Gerichte nicht dem Grafen, nicht dem Landgerichte unterworfen, sondern behaupteten eine Ausnahmstellung und urteilten lediglich nach dem maßgebenden Stadtrecht; aber

*) Seit dem 12. Jahrhundert wanderten Deutsche über die Alpen, um auf italienischen Hochschulen die fremden Rechte zu lernen, und kehrten, mit akademischen Würden geschmückt, heim, um im Vaterland die neuen Wissensschätze zu verwerten.

sie teilten durchweg die Rechtsanschauungen ihrer Zeit. Dies zeigt sich u. a. bei der Strafjustiz, zu der wir nun übergehen. Dieselbe lernen wir sowohl im Land- als im Stadtgericht als eine sehr strenge, oft barbarische kennen. Freilich, der soziale Zustand des Volkes ließ dies notwendig erscheinen, drohte doch eine vollständige Auflösung aller Bande der Ordnung einzureißen, und kräftige Richter traten so selten auf, als in Israel in der rechtlosen Faustrechtzeit der „Richter" und vor Einführung der Königsgewalt. Man verhängte die Todesstrafe, oft unter Beifügung von entsetzlichen Martern, über Räuber, Mörder, Verräter, Späher, Empörer, auch über Diebe, die man auf frischer That betroffen hatte.

Oft verhängte man auch grausame Verstümmelungen: Abhauen der Hände und Füße, Blendung u. dergl. Landfriedensbrecher, Hochverräter wurden für „friedlos", d. h. außer dem Gesetz (hors la loi) erklärt. Damit war Vermögenseinziehung und Landesverweisung verbunden. — Die gewöhnlichste Strafe bildete, schon nach altem Volksrecht, die Buße, d. h. Geld-, Vermögensstrafe, die Fortsetzung des altgermanischen „Wergeldes". Die Geldbuße fiel zum Teil an den Geschädigten, zum Teil als fredum, Friedensgeld, an den König oder dessen Stellvertreter, und wurde vielfach in Naturalien, Vieh, Pferden u. s. w. entrichtet. Doch mehr und mehr kam die Verhängung von Geldbußen für Tötung 2c. in Abnahme; an ihre Stelle traten die verschiedenartigsten Strafen an Leben, Leib und Gut. Es war derselbe Geist, der die königlichen, die städtischen, fronherrlichen und geistlichen Gerichte beseelte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Das Vernünftige entwickelt sich nach eingebornen Gesetzen. Echte Freiheit ist vernünftig, darum untersteht sie Gesetzen. Freiheit, die nur Willkür anerkennt, ist vernunftlos. Und diese falsche Freiheit gilt heute der großen Menge als Leitbild der Zukunft.

Sie aber bricht das Mark des Eigenwesens, wird Mutter der Schwäche, die zuletzt, sich vor sich selbst zu retten, den Bändiger herbeisehnt, um in der Knechtschaft Ruhe zu finden.

*

Zürne nicht den Traumbildern Deiner Jugend, die sich oft so rasch in Nebel auflösen. Gedenk: Du warst glücklich, als Du träumtest. Und auch als Erwachter kannst Du es werden, wenn Du Dein Selbst gewinnst, das Deiner im Innern still und geduldig harrt.

*

Die Gedanken sind Wasserrosen, sie blühen oben, wurzeln aber tief im See des Gefühls. Von der Wurzel losgerissen, sind sie tot. Und seltsam: solche tote Gedanken werden oft am meisten verehrt. Man legt sie in goldene Schreine, baut darüber Tempel, in denen hohe und niedere Priester Dienst versehen. Und die Menge strömt herbei, und man zeigt ihr den goldenen Schrein — in dem dürre Blätter liegen. So giebt es Tempel der „Gleichheit und Freiheit", des „souveränen allweisen Volkswillens"; und so noch viele. Und heute baut man an einem neuen, in dem der „Übermensch und die Herrenmoral" in einem goldenen Schrein göttliche Ehren genießen sollen. Der zeitlose große Gott, den sie alle als Wahn betrachten, lächelt: „Schafft Euch Götzen, Ihr Kinder, und leugnet mich, wie Ihr wollt. Trotzdem halte ich Euch in den Händen und mein Wille geschieht."

*

Wenn die Muse sich die phrygische Mütze aufsetzt, bekommt sie das Fieber und rast. Die kalten Umschläge der alten Frau Kritik helfen niemals; die Krankheit geht nur dann vorüber, wenn die Mütze abfällt.

*

Der Zauber einer eigenartigen Form wirkt oft mit plötzlicher Macht. Wehe dem Schriftsteller, der dieser Gabe bewußt wird: ein Dämon erwacht in ihm. Dann gelten ihm nichts die Wahrheiten, weder die der Menge, noch die der Weisen. Er verbrennt im Feuer seines Witzes, seiner Einbildungskraft alles, wirft Menschen und Welten hinein, nährt es mit seinen Überzeugungen von gestern, daß die Lohe emporsteigt und zuletzt seine Götter alle verlodern in funkendurchsprühtem Rauch. Er aber schwillt vor sich selbst zum Einzigen; mit teuflischem Hohn und dabei doch mit Anmut läßt er so das All verpuffen, für seinen Geist ein ergötzliches Feuerwerk. Doch während er als Übermensch lacht und seinen Selbstspott zu Prophetenworten ausmünzt, wächst in seinem Innern der Dämon. Und der mißhandelte Geist des Verneiners verneint zuletzt seinen Träger und stößt ihn in die Nacht des Wahns. Es ist das tragische Schicksal des Verstandes, der die Liebe mit Füßen getreten, und alle seine reichen Kräfte im Spiele verpufft hat. So ist es Nietzsche gegangen. Aber nur, weil er in seiner Art groß war, wirkt sein Geschick tragisch. Die echte Tragik aber birgt für den in Gott stillen Geist stets ein Körnchen Humor, das aber erst aufgeht, wenn der Tod den Verneiner ganz vom Irdischen losgekettet hat. Vorher will er nicht Keimblätter ansetzen, weil er mitleidig ist.

*

Je einheitlicher Dein Geist wird, desto schlichter Dein Wort und desto langsamer dessen Wirkung. Denn am Einfachen gehen die meisten Menschen achtlos vorüber. Sie können es ja nicht zu ihren Reden verwenden. Es glitzert nicht.

*

Der Menschenhaß stammt sehr oft aus unbefriedigter Herrschsucht. In allen Schichten und bei beiden Geschlechtern finden sich Menschen, die, voll von Hochmut, niemand dienen wollen und die ganze Umgebung zu unterdrücken streben. Stellt diese ihnen Widerstand entgegen, so schlägt die Herrschbegier in Haß um; sie wüten gegen alles und alle, oder werden menschenscheu. Aus diesem Zwiespalt rettet meistens nur der Tod. Wenn solche Menschen aber auf den „Höhen" der Gesellschaft stehen, und viele sich ihnen freiwillig beugen, oder großer Geist oder künstlerisch bedeutendes Vermögen ihnen ein natürliches Übergewicht verleihen, so können sie sehr liebenswürdig werden.

*

Ruhig den Weltlauf betrachten und nach den Beweggründen forschen kann nur, wer wenig will. Das Wollen zur That bedingt starke Gefühle; diese aber stören das Beschauen. Dieses, einseitig gepflegt, zehrt oft die Thatkraft ganz auf; einseitig entwickeltes Wollen verschlingt die Fähigkeit zu forschender Betrachtung. Selten sind beide gleich stark

in einem bedeutenden Selbst verbunden; meist überwiegt, auch bei dem Genie, die eine oder die andere.

*

Des Mannes Thränen soll nur Gott sehen. Das Dunkel der Nacht verhülle die bitteren Kämpfe; das Licht des Morgens schaue ein ruhiges Antlitz.

*

Feindschaft und Verfolgung der Menschen können Gemüt und Geist in Unruhe versetzen. Vor dieser kann Dich eins retten: wachse über Deine Feinde hinaus. Dann stört Dich ihr Haß nicht mehr, und Du lernst es, sie seinetwegen zu bemitleiden.

*

Für jeden, der es nicht lernt, ichlos zu lieben, muß das Leben einmal finster werden. Der Liebende nur wandelt im Licht.

*

Heute stürmt so viel auf den Einzelgeist hinein, daß es unendliche Mühe kostet, abzuwehren, was ihm unmittelbar widerspricht. Und dieses Abwehren verbraucht den größten Teil jener Kraft, die in stilleren Zeiten ganze Menschen schuf. Andererseits führt es zur Übertreibung des Eigenlebigen, das denn auch so oft nur in verzerrter Gestalt zu Tage tritt.

*

Wer im richtigen Sinne der Gegenwart leben will, muß auch der Vergangenheit und Zukunft leben wollen. Denn in ihr reichen sich beide die Hand. Wer das nicht erkennt, ist nicht ein Gegenwarts-, sondern ein Augenblicksmensch, eine Springpuppe der Sekunde.

*

Des Schmerzes Gebieter sollst Du sein, nicht aber dessen grausamer Zwangsherr. Besser ist's, Du stöhnst im Augenblick namenlosen Wehes auf, als daß Du Dein Herz versteinerst zur Gefühllosigkeit. Denn auch Leid ist Leben. Du mußt aber leben, darum rotte nicht aus die Fähigkeit zu leiden.

Vermischtes.

Aufruf! Vor kurzem ist in Schöneberg bei Berlin seitens des mitunterzeichneten Hauptmann von Treuenfeld ein „**werkthätiges Damenheim**“ errichtet worden, in welchem bedürftigen und alleinstehenden adligen Damen eine friedliche und gesicherte Heimstätte gewährt und zugleich durch Beschaffung von Arbeit (Anfertigung von Wäsche, Handarbeiten pp.) die Möglichkeit zum Erwerbe ihres Lebensunterhaltes geboten wird. Gegenwärtig befinden sich in dem Heim schon acht, den verschiedensten Landesteilen Deutschlands angehörende adlige Damen, die durch die Aufnahme daselbst zum Teil der größten Not und den traurigsten Verhältnissen entrückt worden sind. Es gilt jetzt, dieses Heim zu erhalten, und, wenn möglich, auch anderweit mit der Errichtung von Heimstätten für adlige Damen vorzugehen. Denn abgesehen von wenigen Landesteilen, in welchen die Einrichtung der adligen Klöster (Stifter) besteht, fehlt es fast ganz an einer Fürsorge auf dem beregten Gebiete und es giebt eine große Anzahl adeliger Damen, welche, ohne genügende Mittel und auf sich allein angewiesen, ein entsagungsreiches Dasein führen, zum Teil mit der bittersten Not zu kämpfen haben. Ihnen zu helfen und zunächst ein dauerndes und gesichertes Heim zu bieten, ist ein Akt wahrer christlicher Nächstenliebe und sollte, meinen wir, eine Herzenspflicht des Adels sein. Wir bitten deshalb, unserem „Verein für Errichtung von Damenheimen“, der sich die Erhaltung und Fortbildung der gedachten Heimstätten zur Aufgabe gestellt hat und dessen Statuten weiter unten abgedruckt sind, durch Zahlung eines entsprechenden Beitrages sich anschließen zu wollen. Auch jede andere Gabe nehmen wir mit bestem Dank entgegen und bitten insbesondere, das Damenheim in Schöneberg (Kolonnenstraße 2) durch Zuweisung entsprechender Arbeiten freundlichst unterstützen zu wollen.

Etwaige Anfragen ersuchen wir an Herrn Hauptmann von Treuenfeld, Berlin, Scharnhorststraße 42/43 zu richten.

Das Kuratorium. Fürstin zu Stolberg-Wernigerode, Wernigerode a. Harz. Prinzessin Heinrich XXIV. Reuß, Kiel. Gräfin Arnim-Muskau, Muskau Ob. Lausitz. Gräfin Keyserling-Rautenburg, Burgau bei Düren. Frau von Treuenfeld, Berlin, Scharnhorststraße 42/43. von Strubberg, General der Infanterie z. D., Berlin, Sigismundhof 1. von Carstanjen, Berlin, Pariser Platz 6. Freiherr von Liliencron, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Sproitz bei Niesky. Freiherr von Rheinbaben, Geh Ober-Finanzrat u. vortrag. Rat im Finanzministerium, Berlin, Magdeburgerstraße 7. von Treuenfeld, Hauptmann im Invalidenhause. Berlin, Scharnhorststraße 42/43.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.
2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.
3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.
4. **Romane** sind nur noch an **Otto Jankes** Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.
5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.
6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Anfrage.

Ein Mann gesetzten Alters, Buchbinder, in schriftlichen Arbeiten gewandt, gewissenhaft, wünscht eine Stelle als Hausverwalter oder sonst einen Vertrauensposten. Ich kenne ihn seit Jahren und kann für seine Anständigkeit bürgen. Kann ihn ein Berliner Leser unseres Blattes verwenden?

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 44.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 45.

Im Kampf der Gesellschaft.

Moderner Roman

von

O. Mysing (Otto Mora).

I.

„Was ist das Schlimmste, das die Erde tragen kann? Ein Volk ohne Götter. Und was ist das Ärgste, das es danach giebt? Ein Volk ohne Poesie. Und soweit sind die Deutschen gekommen.“

Der Mann, der das sagte, lachte leise höhnisch auf — ein Lachen, scharf und beißend wie eine Stahlklinge. Und am offenen Fenster lehnend, sah er mit einem starren Ausdruck in die Nacht hinaus, wo der kühle Oktoberwind von der Seeküste herüberstrich.

Drinnen im Zimmer hatte alles den Ausdruck einer hastigen Ankunft, eines Durcheinanderwerfens von lästigen Gegenständen und von stürmischen Gedanken. Der weite, dunkle Reisemantel lag über einem Sessel, auf dem Tisch standen die brennenden, silbernen Armleuchter, und ihr Licht, vom Winde bewegt, flackerte unruhig über den aufgerissenen Koffer, den offenen Sekretär, die Bücher und Schriften, die auf dem großen Diplomatenschreibtisch lagen. Und da konnte keine behagliche Stimmung aufkommen, trotzdem in dem weiten holländischen Kamin ein großes Feuer flackerte, und dicke Teppiche den Boden bedeckten, trotzdem alles hier in der einsamen Villa den Stempel behaglichen Komforts, sogar künstlerischen Luxus trug.

Aus allem stieg die Ahnung einer Katastrophe entgegen, eines unheilbaren Bruchs, den eine Menschenseele erlitten hat.

Der einsame Mann verließ das Fenster und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, und bei dem unruhigen Lichte bemerkte man, wie gebrochen diese hohe Gestalt, wie erschreckend blaß dieses Gesicht war, das höchstens fünfundvierzig Jahre zählen mochte.

Er warf sich in einen Sessel und sah nach der Uhr. „Zwölf Stunden von Berlin her,“ murmelte er leise, „ah, diese Fahrt hat meine Nerven vollends ruiniert! Und die Scenen vorher — diese Menge vor meinem Bilde in der Kunstausstellung, dies Gelächter — was sagte doch der eine?“

Und indem er die Lippen aufeinanderpreßte und ihm die Röte zorniger Scham ins Gesicht stieg, besann er sich mit einer selbstquälerischen Grausamkeit auf den trivialen Coulissenwitz, mit dem ein bekannter Kritiker sein Bild abgethan, an die Wand gedrückt hatte, wie es die Kritik und das Publikum mit allem gethan hatte, was er seit zwanzig Jahren schuf. Man nannte ihn in Berlin nicht anders als den „Märtyrer des Himmelblauen“, und sein unerschütterlicher Idealismus war die ständige pièce de résistance, mit der die Kritik unfehlbar einen Lacherfolg erzielte.

Jetzt war es aus, dies war das letzte Mal gewesen.

„Zwanzig Jahre,“ sprach er leise vor sich hin, „so lange gekämpft — und schließlich gesehen, daß doch alles vergebens war! Eine Welt ohne Götter und ein Volk, das lacht über seine eigene Poesie, seine eigene Kunst. Es will nichts mehr wissen von Kunst und Künstlern!“

Er senkte den Kopf. Das ist wohl das Härteste, das ein menschliches Herz tragen kann, seine eigenen Ideale als Thorheit, seine Lebensarbeit als eine verfehlte erkennen zu müssen.

Durch das offene Fenster strich der Nachtwind, und ein dumpfes Geräusch schlug in regelmäßigen Zwischenräumen herüber. Das war das Meer, die Nordsee, die unaufhörlich an die Küsten von Norderney schlug, als wollte sie die kleine Insel bedrohen, die wie ein Sandhaufen in der ungeheuren Wasserwüste dalag. Die Villa, die der Maler bewohnte, lag ganz abseits von dem Badeorte — er hatte von jeher die Menschen und ihr Gedränge vermieden — an einer einsamen Stelle des Ufers, nicht weit von der Strandhalle, die neuerdings errichtet worden war. Hier wohnte Edzard Löning schon seit einer Reihe von Jahren; hier ging er den Menschen aus dem Wege,

die ihn für einen Sonderling, ja für mehr als das, für einen Narren erklärten, und hier war das Meer, das er so sehr liebte, das er nicht entbehren konnte.

Er stand wieder am Fenster und lauschte nach dem Strande hinunter. Ein seltsames, bitteres Lächeln ging dabei über seine Züge.

„Zu Grunde gerichtet! Das ist das Resultat. Gesundes Blut in den Adern und aufgewachsen in dieser stahlkalten Luft — und doch — dieses Leben in den Großstädten, die Kämpfe und Aufregungen, und noch anderes —“

Auf einmal hielt er inne. Er glaubte Stimmen da unten am Ufer zu hören, lautes Rufen, und dann sah er seine beiden Diener, die aus dem Hause kamen und den gepflasterten Weg hinabliefen, der zwischen den Dünen abwärts führte. Da mußte irgend etwas geschehen sein.

Er sah sie bald zurückkommen, in Begleitung mehrerer anderer in breiten Südwestern mit Wasserstiefel an, Fischer, wie es schien, die laut sprachen und — was bei diesen Leuten auffällig war — sogar gestikulierten. Ihre Kleider trieften von Wasser, und sie zogen oder schleppten irgend etwas hinter sich her.

Edzard bemerkte jetzt erst, welch ein Nebel sich herabzusenken begann, kalt und gleichsam regentropfend, das richtige England-Wetter, das immer nach der deutschen Küste herüberzukommen pflegte.

„Was ist da geschehen?“ rief er, in die Vorhalle tretend, den Leuten zu, die sich dort angesammelt hatten.

Ein Fischer, der zur Begrüßung seinen Hut abnahm, antwortete ihm:

„Der Hamburger Dampfer, der eben vorüberkam, hat eine Fischerschaluppe übergesegelt, Herr! Der Mann ist ertrunken, seinen kleinen Jungen, der mit an Bord war, haben wir eben ans Land gezogen.“

„Ist er das da?“ fragte Edzard Löning, nähertretend. Die Gruppe trat auseinander, und man erblickte einen Knaben von höchstens drei bis vier Jahren, blondköpfig, ganz mit Wasser bedeckt, der aber doch Zeichen von sich gab, daß er schon wieder zum Leben erwacht sei.

Der Maler fühlte sich sonderbar bewegt von diesem Unfall, der wenige Stunden nach seiner Rückkehr in die Heimat beinahe vor seinen Augen geschehen war.

„Bringt den Jungen doch da hinein!“ gebot er seinen Leuten, auf das Wohnzimmer weisend — es war das einzige, das geheizt war — „er muß ja hier erstarren vor Kälte! Ah, er richtet sich schon auf — das wird wohl bald vorüber sein! Ist die Frau schon benachrichtigt?“ wandte er sich an den Fischer, der gesprochen hatte.

„Ja, wir haben schon hingeschickt,“ antwortete dieser langsam; „das wird ein Elend geben — da war ohnehin schon oft kein Brot im Hause —“

„Wie konnte denn nur das Unglück passieren?“ fragte Löning; „das Wetter war doch noch ganz feuersichtig vor einer halben Stunde!“

Hier erhob sich ein großer Disput unter den Beteiligten. Die einen meinten, der ertrunkene Fischer, Bahnsen mit Namen, habe wie sie alle überhaupt keine Lichter geführt, auch am Stag keins gezeigt, und so sei bei dem plötzlichen Nebel, da er auch vermutlich den Dampfer nicht mehr rechtzeitig habe anrufen können, das Unglück geschehen. Die anderen behaupteten, der Ausguck auf dem Hamburger wäre nicht ordnungsmäßig besetzt gewesen; Bahnsen hätte kurz vor der Kollision, wenn auch vielleicht zu spät, ein weißes Licht gezeigt, auch hätte man auf dem Dampfer die Segel der Schaluppe gewahren müssen.

Da die Norderneyer Fischerböte, die fast alle gedeckt sind, eine Größe von etwa neun bis zehn Tons haben, so war es in der That wahrscheinlich, daß ein Verschulden des Hamburgers vorlag.

„Was war es denn für ein Dampfer,“ fragte der Maler kurz.

Einer wußte es. Es sei der „Adler“ vom Rheder Ellhorst gewesen, der gewöhnlich die Fahrt von London nach Hamburg mache.

Löning verließ die Leute, die sich wegbegaben, um die nötige Anzeige zu machen, da der Fall jedenfalls noch vor das Seeamt zu Bremerhaven zur Verhandlung kommen würde.

Er trat in sein Zimmer zurück. Was hatte ihn eigentlich dieser Unfall viel zu kümmern, der gerade vor seiner Villa stattfand! Er war mit ganz anderen Gedanken beschäftigt gewesen. Und beim Anblick des Koffers und der Reiseutensilien trat ihm wieder alles vor Augen, seine Enttäuschungen, seine ewigen Mißerfolge, der ganze Groll, der sich in ihm Jahre hindurch angesammelt hatte.

Er trat an den Tisch und schlug ein Album auf, das dort eben ausgepackt worden war. Zeichnungen, lose Blätter und Photographien lagen frei darin, und auf mancher der letzteren haftete der Blick des Malers seltsam lange; sinnverwirrende Frauengestalten, flüchtig gekritzelte Inschriften auf der Rückseite der Bilder, ein Duft von Veilchen, von Springflower und Flieder — das alles war wie das Wrack eines einst stolzen und herrlichen Lebens, das, nun hoffnungslos gescheitert, sich hier auf die einsame Insel geflüchtet hatte.

Er lachte wieder laut und höhnisch auf.

„Alle haben gelogen, und alles war Thorheit,“ sprach er leise, „und das Ärgste, was unsere Erziehung an uns sündigt, ist dieser Kultus der Schönheit und der Liebe, der uns am sichersten ruiniert. O, daß ich den Untergang dieser ganzen Gesellschaft, der ihr schon so lange prophezeit ist, noch erleben könnte!“

Da fiel sein Blick auf den Sohn des ertrunkenen Fischers, das Kind, das noch immer neben dem Kamin auf dem kleinen Diwan lag, wohin man es gebracht hatte. Es war völlig zu sich gekommen und schien sich wieder ganz wohl zu befinden, wenigstens nach seiner lebhaften und durchaus nicht ängstlichen Miene zu schließen. Dieses Kind begann bald Lönings Aufmerksamkeit zu fesseln. Ein blonder, starker Kopf mit hellblauen Augen, die schon einen eigenartigen harten und neugierigen Ausdruck hatten. Es war aufgestanden und machte sich im Zimmer zu thun, ohne jede Furcht und Schüchternheit, wie sie sonst

Kinder zu zeigen pflegen. Es wollte alles ansehen, stöberte in allem herum, und wenn es einen glänzenden oder hellen Gegenstand sah, hielt es ihn fest, und seine Miene strahlte von einem grenzenlosen Entzücken; mit dem naiven und schrecklichen Egoismus der Kinder schien es kein Bewußtsein mehr zu haben von der Katastrophe, die hinter ihm lag. Es gab selbst dem Maler den Gegenstand nicht gutwillig wieder her, den es für sich haben wollte.

Dieser lächelte bitter.

„Das ist noch Kraft und Rasse, was in dem steckt; er wehrt sich, wenn man an ihn heran will. Nimm Dich in acht, sie werden Dich bald genug zahm kriegen!“

Und da fuhr ihm ein seltsamer Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der einen Strahl düsterer Freude in seinen Augen aufleuchten, und der ihn seine Blicke noch fester auf den Knaben heften ließ.

„Das wäre etwas,“ murmelte er halblaut, „ihn mir heranziehen, ihn zu einem Geschöpf zu machen, das mich rächte an dieser verlogenen Civilisation! Er ist stark und gesund, und ich will ihn hart und rücksichtslos machen; ich will ihm die Grausamkeit lehren, die man braucht, um das Leben zu bezwingen, alles das, was wir nicht mehr haben fertig bringen können!“

Er warf sich in einen Sessel und starrte, den Kopf in die Hand gestützt, auf den Knaben hin. Dieser hatte sich wieder dem Kamin genähert, und die züngelnden Flammen warfen ihre Lichtreflexe auf sein blondes, klares Antlitz. Er schlug jauchzend die Hände zusammen und jubelte laut auf, und dann auf einmal die Zähne aufeinanderpressend, begann er am Kaminsims hinaufzuklimmen, um eine Bronzestatuette, die dort stand, herabzuholen. Er langte danach, sie fiel um und rollte ihm unter die Füße; er trat darauf, und seine schwachen Hände bemühten sich vergebens, das Metall zu zerbrechen, das ihm Widerstand leistete. In diesem Moment glich er völlig einem jungen, eifrigen Raubtier, das zerstören und vernichten will, bloß weil es in seiner Natur liegt.

Der einsame, blasse Mann, der ihm zusah, klatschte Beifall, und aufstehend rief er laut aus, so daß das Kind erschreckt und mit großen Augen sich nach ihm umsah:

„Ich will Dich groß und stark machen, und Du sollst dann den Menschen all das Böse thun, das sie verdienen — als einer von jenen sozialen Tyrannen, wie sie die Gesellschaft von heute braucht, um nicht in ihrer eigenen Schwüle zu verdumpfen und zu ersticken. Du sollst mächtig werden und dann wirst Du schon grausam werden!“

Noch mehreres sprach er zu dem Kinde, zu diesem kleinen, eben dem Tode entrissenen Geschöpf, das in seiner jungen, noch unentwickelten Kraft seine Gedanken gefesselt hatte. Und es war seltsam anzusehen, wie der Kleine von Zeit zu Zeit horchte und ernsthaft nickte, als verstände er, was da gesagt würde, als könnte er den ganzen Groll dieser verbitterten Menschenseele schon fassen.

Draußen rollte das Meer in dumpfen, regelmäßigen Stößen seine Wogen den Strand hinauf, es war ein Geräusch, das genau dem grollenden Kehllaut der großen Raubtiere glich, die die ärgsten Feinde des Menschen sind. Vielleicht bereute die See, daß sie die Beute, die ihr schon bestimmt war, wieder von sich gelassen hatte.

Aber vielleicht lag auch darin etwas von der höhnenden Ironie der Götter, die den Bund sahen, den der einsame Mann und das Kind, das bei ihm war, in jener Nacht schlossen, und die wußten, daß die Rettung dieses jungen, blonden Geschöpfes den Menschen nicht zum Heil gereichen würde.

II.

„Ah, sieh nur, da sind wir ja gleich zu Hause!“

Und der Knabe, der, dem älteren Herrn vorauseilend, ihm in jugendlicher Ungeduld zuwinkte, hatte die Höhe des Deiches erklommen und blieb stehen, atemlos, mit ganz rotem, erhitztem Gesicht, während seine blonden Locken ihm ins Gesicht wehten.

Hier zog sich der Deich wie ein großer protziger Streifen quer durch das Land, und auf ihm lagen die Wohnungen der Menschen, die einzelnen Höfe und kleinen Dörfer, sowie ein paar städtische Villen, die sich die reichen Kaufleute der großen Stadt erbaut hatten. Von hier oben aus übersah man die ganze Ebene, weithin bis zu dem Flusse, der sich wie ein breites, glänzendes Band durch die Landschaft zog.

„Wahrhaftig, da ist schon das Haus Deiner Mutter!“

Edzard Löning, der seinem jugendlichen Begleiter etwas langsamer folgte, warf einen raschen Blick auf das zunächstliegende kleine, noch mit Stroh gedeckte Haus, das an der Biegung des Deiches lag, und dann einen anderen auf die prächtige Villa mit dem vorspringenden Glasdach des Wintergartens, die in vornehmer Entfernung von den Häusern der Marschbauern circa fünfzig Schritt hinter den Wanderern lag.

„Was ist das doch dort?“ fragte er den Knaben, mit der Hand auf die Villa deutend.

Der blickte ihn wie verwundert an.

„Das? Das ist ja das Haus vom Rheder Ellhorst,“ antwortete er. Sein jugendliches, lachendes Gesicht war auf einmal ernst geworden. Kurd Bahnsen wußte bereits, obgleich er erst vierzehn Jahre zählte, was der Name Ellhorst für eine Bedeutung für ihn hatte.

„Möchtest Du das Haus haben, Kurd?“

Der Maler war stehen geblieben und sah ihn sarkastisch lächelnd an.

„Ja! ja!“

Kurds Auge blitzte, während er das sprach. Aus seiner jugendlich schlanken Gestalt, während er so, die Fäuste ineinander gepreßt, dastand, sprach bereits eine Fülle strotzender Lebenskraft, ein Übermaß von gespannten Sehnen und Muskeln.

Edzard Löning lachte laut auf, während er ohne ein weiteres Wort auf das kleine Haus zuschritt, das Frau Bahnsen jetzt bewohnte, seit sie sich nach dem Tode ihres Mannes zu ihren Verwandten in der

Marsch zurückgezogen hatte. Hierher kam der Maler öfters von der Insel herüber, und diese Tage waren jedesmal Feste für Kurd, der ihn auch seinerseits jeden Sommer in Norderney besuchte. Edzard Löning hatte sein Versprechen gehalten und reichlich für die Ausbildung des Knaben gesorgt, den damals das Meer vor seine Thür warf.

Als sie eintraten, fanden sie die rüstige, aber bereits ergraute Frau in ihrem guten Anzug vor dem Sofatisch sitzen, und im Sofa saß der Herr Pastor der nahen Kreisstadt, wo Kurd die Schule besuchte, und redete ziemlich eindringlich, wie es schien, auf die respektvoll zuhörende Mutter ein.

Die beiden Eintretenden waren so überrascht, daß Kurd in der offenen Thür stehen blieb; der Pastor gehörte nicht gerade zu den häufigsten Erscheinungen im Bahnsenschen Hause. Ein großer, starker Mann mit bartlosem Gesicht, zählte er zu der zahlreichen Kategorie seiner Amtsbrüder, die die Welt zu gut kennen, um ihren eigenen Lehren viel Einfluß darauf zuzutrauen, die aber durch geschicktes Balancieren zwischen rechts und links, durch nicht Ja und nicht Nein sagen sich eine gewisse Stellung bei allen Parteien zu verschaffen wissen; ein Verfahren, bei dem durchaus keine Heuchelei war, das er sehr ehrlich meinte, und das eben nur durch die stete Gewohnheit seines Amtes, den ausgleichenden Vermittler zu spielen, entstanden war. Als der Maler und Kurd eintraten, wandte er sich nach ihnen um; es entstand eine kleine Verlegenheitspause, die der Pastor unterbrach.

„Ah, wir sprachen gerade — nun, da ist es gut, daß unser junger Zögling selbst gekommen ist. Guten Tag, Herr Löning! Ja, ich sagte also," sprach er, sich wieder an die Mutter wendend, indem sein Gesicht sofort einen ganz anderen Ausdruck annahm, „daß Kurd mir leider noch nicht das volle Vertrauen auf seine Gläubigkeit einflößt, das ich bei einem jungen Christen zu seiner Einsegnung voraussetze! Die Glaubenssätze unserer evangelischen Kirche lassen ihn gleichgiltig, oder er zuckt zu meinem tiefen Schmerze sogar die Achseln darüber; glauben Sie mir, Frau Bahnsen, das —"

„Ist das wahr, Kurd?" wandte sich diese, den Geistlichen unterbrechend, mit strenger Miene an ihren Sohn.

Kurd nickte trotzig, ohne ein Wort zu sagen.

„Du sollst bald konfirmiert werden, und der Herr Pastor ist so wenig mit Dir zufrieden, daß er sagt, Du giebst ein schlechtes Beispiel für andere!" fuhr Frau Bahnsen drohend fort, „hüte Dich, daß —"

Der Geistliche legte beschwichtigend die Hand auf den Tisch.

„Lassen Sie nur, liebe Frau, ich bin ja überzeugt, daß unser Kurd sich noch ändern wird, wenn er erst das Wort Gottes demütig und mit dem rechten Sinn in sich aufgenommen hat — es ist mehr der Jugendübermut, der in ihm steckt —"

Auf einmal unterbrach ihn der Knabe; ebenso wie ihn vorhin die Gegenwart der Respektsperson eingeschüchtert hatte, ebenso regte sich jetzt sein Selbständigkeitsgefühl.

„Nein, ich glaube nicht, was ich da lernen soll," sagte er fest, „und dann — das meiste, das verstehe ich auch nicht —"

Der Geistliche schien starr über diesen offenen Auflehnungsversuch.

„Du glaubst das nicht? Wie, die Lehre unserer Kirche, die Jahrhunderte lang gläubige Menschenkinder getröstet und erhoben hat — das wagst Du —"

„Nein — das alles verstehe ich nicht, die Dreieinigkeit und die Auferstehung, das kann ich mir nicht vorstellen," fuhr der Knabe kühn fort, indem er den Kopf in den Nacken warf — er hatte in diesem Moment ein Lächeln in Edzards Gesicht bemerkt, — „und dann — da ist immer so viel von Buße und Unterwerfung die Rede — das will ich nicht, ich weiß nicht, weshalb man sich unterwerfen soll."

Und er zuckte wieder trotzig die Achseln und heftete seinen blauen, lebhaften Blick auf Löning, als wollte er da Billigung suchen.

Der Pastor schien noch immer sprachlos über den plötzlichen Einblick in diese junge, unfügsame Seele, den er da erhalten hatte. Das war ihm denn doch noch nicht vorgekommen.

„Und dann," fuhr Kurd Bahnsen fort — seine Stimme belebte sich etwas, und seine Augen sprühten — er zeigte mit der Hand auf seinen väterlichen Freund, der ihm zunickte, „Onkel Edzard hier hat mir neulich gesagt, daß alle Götter tot und längst gestorben wären, daß die Welt leer, und der Mensch allein darüber Herr wäre — und daß er alles thun dürfe —"

„Was für gotteslästerliche Redensarten!" rief Frau Bahnsen, ihren Sohn starr ansehend, indem sie den Kopf schüttelte, „Herr Pastor, ich bitte Sie —"

Der Geistliche hatte sich erhoben. Ein leise verhaltener Schmerz drückte sich in allen seinen Bewegungen und Gesten aus, und gab ihm etwas Akademisches — beinahe ein Gefühl von verletzter Würde, das ihn vortrefflich kleidete.

„Herr Löning," sprach er, sich an diesen wendend, „da sehen Sie, welche Früchte die Worte getragen haben, die Sie — ich darf wohl annehmen, ohne es zu beabsichtigen — vor den Ohren dieses jungen, unerfahrenen Menschen fallen ließen."

Ein ruhiges Lächeln spielte um Edzards Lippen.

„O nein, Herr Pastor, Sie irren sich — ich habe ihm das mit Absicht gesagt."

„Was? Wollen Sie denn mit Gewalt dies Haus zu einem unchristlichen machen?"

Der Maler blieb ganz gelassen.

„Unchristlich, unchristlich — Sie gebrauchen da ein Wort, Herr Pastor, das heutzutage einen ganz anderen Sinn hat. Aber ich glaube, daß wir uns schwerlich über diese Begriffe einigen würden!"

Der geistliche Herr ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Er schien ernstlich aufgeregt.

„Ist es nicht genug," sprach er schließlich, vor Frau Bahnsen stehen bleibend, „daß Sie beständig diesen unchristlichen Haß gegen die Ellhorsts nähren, daß Sie Ihren Sohn darin bestärken, ja, daß Sie selbst Drohungen gegen die Familie ausstoßen, wie

ich höre? Wohin soll das führen, wenn Kurd in diesen Anschauungen groß wird?"

Die Frau hatte sich ebenfalls halb erhoben. Bei dem Namen Ellhorst war eine seltsame Erregung an ihr zu Tage getreten. Diese einfache, bedrückt aussehende Erscheinung, an der nichts schön, nichts hervorragend, nichts irgendwie auffallend war, gewann einen fast dämonischen Ausdruck durch den Haß, der bei diesem Namen aus ihren Augen strahlte. Es war wie die einzige noch übrige Leidenschaft eines zerbröckelten Lebens.

„Ellhorst! Herr Pastor!" rief sie, „wenn Sie uns an den Namen erinnern — an all unserm Unglück sind die Ellhorsts schuld! Mein Mann hat mir's oft erzählt, als er noch lebte. Das war schon zu unserer Großväter Zeiten, damals als die Bahnsens noch da unten in der Stadt, in Hamburg lebten —"

Sie hielt inne, ein Blick flog zu ihrem Sohne herüber, der sie mit großen, weitgeöffneten Augen ansah, obwohl er die Geschichte längst kannte, denn seine Mutter hatte ihm oft davon erzählt. Dann fuhr sie fort:

„Wie wir erst große Bootsbauer waren, die Aufträge von weit her bekamen — damals sah es noch nicht so aus bei uns wie jetzt, Herr Pastor — bis die Ellhorsts durch die Bauten, die sie anfingen, uns ruinierten. Das Geschäft verfiel; mein Mann ward schließlich Ewerführer im Hafen, und als auch das nicht mehr aushalf, ging er nach Norderney zum Fischfang — na, Sie wissen ja auch, Herr Löning — und zuletzt noch die Nacht, in der Ellhorsts Dampfer unser Boot übersegelte — oh, wenn ich die Nacht je vergesse —"

Man sah, wie die Erregung in ihr arbeitete, diese zitternden Nasenflügel, der fliegende Atem, die Hände krampfhaft geballt auf den Tisch gedrückt. Edzard Löning, der mit untergeschlagenen Armen an der Thüre lehnte, erklärte sie in diesem Moment bei sich in Wahrheit für „ein interessantes Objekt".

Der Pastor zuckte die Achseln. Nachdem er noch etliche Worte gesprochen hatte über die hoffentlich baldige Sinnesänderung, die in dem jungen Gemüt eintreten werde, zog er sich zurück. Er hatte seine Pflicht gethan, und er hatte schließlich doch nicht den Mut, dieser Mutter in ihrer leidenschaftlichen Erregung noch etwas zu sagen. Sein stets friedlich geglätteter Verstand ahnte hier etwas von Lebenstragödien, die über seine Erfahrung hinausgingen.

Edzard Löning und Kurd begleiteten ihn nach draußen. An der Stelle, wo vom Deich sich der Fahrweg nach der Stadt abzweigte, blieb der Pastor noch einmal stehen. Er schüttelte betrübt den Kopf und sah Kurd ins Gesicht. „Thut Dir denn das gar nicht leid, was Du gesagt hast?" fragte er ihn.

Der Knabe verneinte mit einem festen, starren Ausdruck, der keinen Zweifel ließ. Man sah ihm sogar an, er hatte eine Abneigung gegen diesen Mann mit dem schwarzen Rocke und dem roten, fetten Gesicht, das immer so salbungsvoll sicher in die Welt sah.

Und wenn Kinder überhaupt zu einer so ausgesprochenen Ungläubigkeit kommen wie dieser vierzehnjährige Knabe, dann ist das kein plötzlicher und unmotivierter Ausbruch, sondern die Frucht langen einsamen Nachdenkens, sowie jenes starren Selbstständigkeitsgefühls, die Welt nur aus sich selbst begreifen zu wollen. Auch hatte Edzard Löning ihm immer gepredigt, er solle sich vor keinem Gotte fürchten — er solle überhaupt nichts fürchten — nur vor den Priestern solle er sich in acht nehmen, den Leuten mit den sanften Worten und den rätselhaften Reden, die seien von den Menschen dazu angestellt, um starke und eigenwillige Naturen zu zähmen. Und begierig hatte das Ohr des Knaben diese Reden getrunken.

Der Geistliche wandte sich noch einmal an Löning. „Wollen Sie Kurd denn später einmal studieren lassen?" fragte er ihn.

Der bereits ergraute Mann lachte — ein seltsames, sprödes Lachen wie der Ton eines zersprungenen Glases. „Studieren lassen? Nein — ich will ihn nicht in jene dumpfen Staatskäfige schicken, wo Menschen dressiert werden, Formeln zu lernen, um nachher Fesseln zu tragen, die man allerdings vergolbet hat, Herr Pastor, die doch aber immer Fesseln bleiben — er soll frei und stark werden — das kann er mir aber da nicht."

„Was wollen Sie ihn denn werden lassen?" fragte der Geistliche unwillig.

„Nun, Kaufmann — das, was auf diesem Boden hier das beste ist — er soll sich sein Leben selbst bauen — nicht jahrelang an der Staatskrippe stehen und wiederkäuen."

Er lachte nochmals höhnisch auf.

Der Pastor ging. Er fürchtete sich beinahe vor den Ausfällen des verbitterten Sonderlings, der, wie er wußte, nichts schonte, und der alle Menschen gleich behandelte. Edzard Löning sah ihm nach, und seine Lippen kräuselten sich. Er rief den Knaben heran.

„Nun, was meinst Du, Kurd, zu dieser Predigt, die Du eben bekommen hast?!"

Kurd schüttelte den Kopf und blickte ebenfalls dem sich entfernenden Pastor nach.

„Ich mag ihn nicht."

Das war sein einziges Wort; nach der Gewohnheit seiner Rasse war er überhaupt nicht redselig, aber über sein Alter hinaus war er gewohnt zu beobachten, kalt und scharf, und ohne eine Wort zu verlieren, auch ohne daß er sich eigentlich für die Sache zu interessieren schien, die er beobachtete. Man konnte überhaupt nicht bestimmt sagen, für was und für wen er sich interessierte — er begegnete allen gleichmäßig, selbst Edzard Löning und seiner Mutter. Liebkosungen wich er aus, und wenn man ihm Ratschläge gab, mußte man ihn behandeln wie einen Erwachsenen — sonst zuckte er die Achseln und lief weg.

„Ah, sieh nur, wie schön das ist!"

Sie hatten beide eine Biegung erreicht, wo der Deich sich wieder dem Flußufer zuwandte, und wo man das ganze Land weithin übersehen konnte.

Edzard sah mit leuchtenden Augen über diese weite Ebene, die da im Sonnenglanze des Morgens vor ihm lag, und die er so sehr liebte — wie alles Große, Schweigende, und von den Menschen Entfernte. Es

lag noch jetzt am äußersten Horizont eine Schicht weißen Nebels, auf die wie Goldstreifen die Sonnenstrahlen fielen; bei genauem Zusehen unterschied man in dieser Schicht einzelne schwarze und unbewegliche Punkte: die Herden der Marschbauern, die hier hausten. Ab und zu unterbrach ein einsames Gehölz oder ein Gehöft, das von Bäumen umgeben war, das Bild — oder eine Windmühle, deren Flügel sich langsam im Winde bewegten, ließ an die Gemälde Potters denken, an die Poesie der holländischen Ebene. Es war dasselbe Land hier. Und jedes Haus, jedes Gehölz, das da unten lag, erhob sich auf einer kleinen Anhöhe, auf deren Rande man oft ein breites, primitiv gebautes Boot liegen sah — denn im Winter stand das alles hier unter Wasser, und die Fluten drangen bis an den Fuß der Häuser.

Der einsame Mann und der Knabe neben ihm, sie sogen beide mit fast gierigen Blicken jede Einzelheit dieses Bildes ein. Und sie fühlten jedesmal von neuem den Einfluß, den der eigentümliche Charakter des Landes auf sie hatte.

Zuerst erschreckt einen die Ebene mit ihrer großen verächtlichen Ruhe, mit ihrer schweigenden Einsamkeit. Die Menschen verlieren sich in ihr, und das Auge wird starr, wenn es den weißen Wolken nachsieht, die langsam wie große Segel den blauen Himmel durchziehen, bis sie nach langer Zeit am Horizonte verschwinden. Das ist wie das Meer — wie alles Ungeheure der Natur; der Atem der Gottheit geht darüber hinweg, und der Mensch von heute, der längst die Ehrfurcht vor allem Göttlichen vergessen hat, lernt hier wieder zusammenschauern und sein ganzes Nichts erkennen.

Und an dem frischen, scharfen Winde, der über die Ebene braust, an den einzelnen Möven, die von unten, von der Flußmündung heraufkommen, merkt man die Nähe der See, des großen Weltmeeres — selbst wenn man die flaggengeschmückten Dampfer und die großen Segelschiffe nicht sähe, die, vor dem Winde hin- und herlavierend, die breite Fläche des Flusses beleben.

„Ja, das ist schön," sprach der Maler leise vor sich hin, und an Kurd gewendet, fragte er ihn laut:

„Sag Kurd, möchtest Du immer hier bleiben?"

Der Knabe antwortete lebhaft.

„Nein, ich möchte fort, recht bald —"

„Du sollst auch fort," sprach Eckard lächelnd, „und zwar recht bald. Du sollst hinaus in die weite Welt — aber da ist alles Kampf und Streit; da geht's nicht so ruhig zu wie hier."

„Ich fürchte mich nicht."

Kurd streckte die Arme aus, während er so sprach, und er lächelte — ein neugieriges, erwartungsvolles Lächeln, als wollte er wissen, was Edzard ihm noch weiter sagen würde.

„Komm einmal hierher!"

Er war an einer Stelle des Deiches, wo dieser sich verbreitete und einem kleinen Gehölz von Kiefern Raum gab. Der Boden stieg hier an, und man sah weit das Flußthal entlang, wo jetzt die Zahl der Segler und Dampfer zunahm.

Am äußersten Rande des Horizonts zeigte sich eine dunkle, große Wolke, die unbeweglich blieb, am Himmel, sie sah aus wie eine Rauchsäule, die aus der Erde emporstieg — und es war seltsam, wie alles in der Landschaft nach diesem einen Punkte hinzustreben schien: der Deich mit seinen einsamen Höfen, die Schiffe auf dem Flusse, die Landstraße unten in der Marsch — alles mündete dorthin.

„Sieh," sprach Edzard, mit dem Finger dorthin zeigend, „da liegt die große Stadt, von der alles hier abhängt, zu der alles hinströmt — dort ist das wahre Leben mit seinem Ringen und Kämpfen und seinen Erfolgen — dort sollst Du hin, bald schon — und dann mußt Du Dir eine Stellung verschaffen und die anderen beiseite treten; Du kannst es weit bringen, wenn Du kühn und schlau bist — aber vor allem mußt Du rücksichtslos sein, hörst Du, rücksichtslos?!"

Sie sahen beide dahin; der Knabe mit angehaltenem Atem, mit dem Ausdruck einer brennenden, unheimlichen Neugier im Gesicht — sein ganzes Sein schien sich in dem Wunsche zu konzentrieren, dort seine Kraft zu erproben, und dort das Leben um sich zu fühlen, nach dem er sich so sehr sehnte. Und bei Edzard Löning war es ein verhaltener, sprühender Haß — die Erinnerung an Leiden und Enttäuschungen, wie sie die moderne Großstadt dem modernen Menschen stets bringt, und der Gedanke, daß es dem jungen Menschen an seiner Seite dereinst auch so gehen würde. Das wünschte er ja gerade.

„Sieh," fuhr er fort, indem er sich auf einen alten Markstein setzte, der dort eingerammt war, „ich habe Dir doch neulich die Sage erzählt von unseren Vorfahren — die Götterdämmerung — weißt Du noch?"

„Ja, ja," rief Kurd lebhaft, „die hat mir sehr gut gefallen — das gefällt mir überhaupt alles besser, was ich davon gehört habe, als das, was der Pastor sagt —"

„So, so?" Der Maler hielt einen Augenblick inne, um dann mit gedämpfter Stimme fortzufahren: „ich erzählte Dir also die Geschichte von dem Untergang der Welt, von der Empörung der Feuerriesen, die Midgard verbrennen. — Nun, sieh, in der Welt da draußen, in den Großstädten, da geht heute dasselbe vor — es zerbricht und zerfällt alles — die Armen stehen auf gegen die Reichen, die Sklaven gegen die Herren — der Glaube und die fromme Sitte ist verschwunden, und alle morden und töten sich um des Gewinnes willen, mit dem sie ihr Leben fristen — sie kennen keine Zufriedenheit und kein Glück mehr. Und darum kann heute ein kühner und gewaltthätiger Mann alles — jede Schranke ist gefallen, und dem, der Erfolg hat, wird immer zugejubelt."

So sprach er auf den Knaben ein; nur zuweilen unterbrach er sich, ihm ins Gesicht sehend, mit einem höhnischen Lachen — und wer ihn dort sah im Glanze des Sommermorgens, den Blick unverwandt auf die große Stadt gerichtet, der hätte an Satan denken können, wie er einem jungen, unerfahrenen Menschenkinde die Herrlichkeiten dieser Welt bietet, wenn es seine Seele dafür giebt.

Und Kurd Bahnsen, der noch nichts wußte von dieser modernen Welt, der einsam in seiner Marsch aufgewachsen war — er sollte diese Worte nicht vergessen.

III.

„Ja, es ist ein fixer Kerl — das ist keine Frage! Wenn ich noch an die Geschichte denke im vorigen Herbst; mit der Nußschale nach Norderney zu segeln —"

„Na, das ist doch aber noch gar nichts gegen das, was er auf der Regatta geleistet hat vor vierzehn Tagen! Du warst nicht hier? Na also: Kurd Bahnsen fährt im Achter beim Junior-Rennen; er sieht, daß die anderen vorkommen, daß keine Aussicht mehr für sie ist — was thut der tolle Patron? Er rennt das Boot des Gegners an, absichtlich, mitten in voller Fahrt, um sie nicht ans Ziel kommen zu lassen — natürlich sind die Planken sofort glatt durch, alles stürzt ins Wasser, Kurd mit, kommt aber glücklich ans Ufer. Kaum dort angelangt, stürzt er sich in den Fluß und zieht noch zwei von den Gegnern heraus, die er eben umgerannt hat!"

Der andere lachte.

„Das gab wohl natürlich allgemeine Entrüstung?!"

„Und ob! Ganz Hamburg spricht jetzt noch davon. Als man ihm Vorwürfe machte, zuckte er kaltlächelnd die Achseln und sagte nichts wie: ‚Ich hab' doch meinen Willen durchgesetzt!' Das ist überhaupt immer sein letztes Wort!"

„Ah sieh! da ist er ja!"

Die beiden jungen Leute, die da in der Nische halb verborgen gestanden hatten, brachen ihr Gespräch ab. Man sah in der That die Gestalt Kurd Bahnsens vom Speisesaale her sich nach den Räumen zu bewegen, wo getanzt wurde — er führte eine junge Dame am Arm, die den beiden Beobachtern einen Ausruf der Überraschung entlockte.

„Alle Wetter, das ist ja Dora Ellhorst!"

In der That, — sie war es, und dieser Name Dora Ellhorst hatte heute noch eine besondere Bedeutung. Seiner schönen Tochter zu Ehren gab heute der Rheder Ellhorst dies Fest in dem ersten Hotel der Hansastadt; er feierte den Stapellauf des neuen großen Segelschiffes, das auf ihren Namen getauft war — und ihr zu Ehren erglänzten all diese Räume in einem Lichtmeer, waren die Treppen und Säle mit Palmen und Oleander geschmückt, und ertönten die prickelnden Melodien Strauß' und Offenbachs, nach denen die Tanzenden sich drehten. Die Menge der Gäste drängte sich zwischen den einzelnen Sälen hin und her — Ellhorst war mit seinen Einladungen sehr freigiebig gewesen, und man sah nicht nur viele Freunde des Hauses, Patricier und reiche Kaufleute der Hansastadt, sondern auch jüngere Angestellte der Firma, nebst deren Freunden und Bekannten — und so kam es, daß auch Kurd Bahnsen sich unter dieser festlichen Menge befand.

Er hat sich verändert in den letzten acht Jahren, seine jetzt große und straffe Gestalt trägt bereits den Stempel der Männlichkeit, der bei dieser Rasse oft erst sehr spät auftritt; sein Haar, sonst dunkelblond, schimmert hell an den Stellen, wo die Haut ansetzt; der starke, eckige Schädel, die gerade Nase und die sehr weiße Hautfarbe, all diese unzweideutigen Kennzeichen des friesischen Stammes weist Kurd Bahnsen auf. Sein Gesicht hat fast immer die frischen Farben, die die Bewegung bei starkem Winde erzeugt, und auch das ist ein charakteristisches Zeichen der Rasse bei ihm, die verschlossene Ruhe in all seinen Bewegungen und Gesten, die so viel verbirgt.

„Wer ist denn das dort?" fragt der Rheder Ellhorst, der von weitem das Paar beobachtet — er runzelt die Stirn bei seiner Frage.

Man antwortet ihm: Kurd Bahnsen — und man fügt nach üblicher Weise das Geschäft hinzu, in dem er arbeitet — der junge Mann ist Angestellter in einem großen Reis-Hause.

„Was will denn der junge Mensch?" fragt Ellhorst ärgerlich, aber nur mit halblauter Stimme. Sein patricisches Standesbewußtsein empfindet es unangenehm, daß ein solcher sich so lange mit seiner Tochter zu unterhalten wagt — auch ist er etwas erstaunt, daß diese, die sonst über alles so gleichgiltig und verächtlich hinwegsieht, diesen Kurd Bahnsen noch nicht verabschiedet hat.

„Ich glaube, man müßte sich vor Ihnen in acht nehmen," sagt in diesem Moment Dora Ellhorst zu ihrem Begleiter, indem sie ihn aufmerksam ansah, „wenn Sie wirklich so wären, wie —"

Sie hielt inne.

„Wie es den Anschein hat?" fiel er ein, und ein leichtes Lächeln kräuselte seine Lippen.

„Allerdings. Ich habe da gehört, daß Sie bei der Regatta —"

„Ach so, die Geschichte! Nun, es wäre doch Zeit, daß darüber etwas Gras wüchse — das ist doch schon so lange her!"

„Sie machen sich also nichts daraus, lieber mit Ihren Konkurrenten zu Grunde zu gehen, als sie vorkommen zu lassen?"

Das junge Mädchen warf ihm einen Blick zu, der doch etwas Neugierde verriet. Dieser junge Mann hatte immerhin einen auffallenden Eindruck auf sie gemacht. Indessen beschloß sie, noch mit ihrem Urteil zu warten. Sie hatte in Genf und in Berlin gelebt und kannte ein wenig die Eitelkeit der jungen Männer, die sich vor einer Frau um jeden Preis mit irgend etwas zu „drapieren" suchen. Vielleicht war das hier auch weiter nichts.

Kurd Bahnsen entgegnete nachlässig: „Ich wollte auf jeden Fall mein Ziel erreichen — und ich habe ja auch selbst mein eigenes Leben riskiert."

„Aber es wäre doch schlimm gewesen, was so leicht möglich war, wenn die ganze Mannschaft mit ertrunken wäre?"

„Warum denn? Wenn man das fürchtet, muß man sich gar nicht in solche Geschichten stecken. Und übrigens passiert einem nur, was einem bestimmt ist." Er sagte das ganz ruhig, indem er etwas zerstreut einen Bekannten begrüßte, der ihm von fern zuwinkte.

Dora Ellhorst schwieg. Aber man sah an dem

Ausdruck ihrer großen dunkelblauen Augen, daß sie unter dem Bann dieser Worte, vielleicht sogar unter dem Bann dieser Persönlichkeit stand, die eben zu ihr gesprochen hatte. Das war der unfaßbare, oft erschreckende Einfluß, den das „Böse" an sich auf die Frauen auszuüben pflegt, der Eindruck von etwas Elementarem, das anders ist, ganz anders als die übrigen korrekten Naturen in weißen Krawatten und stilgerechten Haarfrisuren.

Dora Ellhorst liebte zudem das Außergewöhnliche — sie suchte sogar danach — sie war ja von dem Gewöhnlichen so unendlich übersättigt, und sie zeigte fast bei allem dieselbe gleichgiltige blasierte Miene. Und das ist kein Wunder, wenn man von Jugend auf stets in Reichtum und Luxus gelebt hat, wenn man die Welt nur aus Badereisen, französischen Pensionen und aus dem Ballwinter kennt, den sie in Berlin mitgemacht hatte. Dann kommt man von selbst zu dem Schlusse, daß das Leben nur dazu da sei, einem stets neue Genüsse und Annehmlichkeiten zu bieten. Und dies junge Geschöpf, um das sich heute alles drehte, für das heute alles hier glänzte und funkelte, schien nur im Rahmen des Luxus, in der berückenden Folie des Reichtums seine rechte Stellung zu haben. Alles an ihr verriet die aristokratische Schönheit der Hansastädte: der weiße Teint, die weiße, feste Hand, die dunklen, feinen Haare, die hohe Gestalt mit jenem Ebenmaß, das sonst nur der angelsächsischen Rasse eigentümlich ist — und nicht zuletzt der volle, charakteristische Mund, dessen hochmütiges Lächeln zuweilen das Selbstbewußtsein der alten Patricierfamilie verriet.

Kurd Bahnsen war im Begriff zu vergessen, was ihn von diesem jungen Mädchen trennte — diese ungeheure Kluft der sozialen Kasten, die keine Gesellschaft strenger aufrecht erhält als die englische und die norddeutsche.

Seine Augen verfolgten Dora, die, von einem der Herren aufgefordert zum Walzer, mit ihm antrat; sie hefteten sich unablässig auf die Bewegungen ihrer geschmeidigen Gestalt, die eine Grazie entfaltete, welche man nicht immer bei ihren Landsmänninen traf.

„Sie sind erhitzt," sprach er, zu ihr tretend, als sie eine Pause machte und sich in einen Sammetsessel warf, der in der Ecke unter einer breitblättrigen Palme stand, „wollen Sie, daß ich Ihnen etwas zur Abkühlung besorge?"

Sie deutete lächelnd mit dem Fächer auf das von einer Menschenmenge umlagerte Büffett.

„Wie können Sie da durchdringen? Sehen Sie —" Ihr Tänzer hatte sich bereits auf den Weg gemacht, sie sah seine vergeblichen Anstrengungen; „wer zählt die Völker, nennt die Namen — da gehört jetzt wahrhaftig Mut zu."

„Mut?" Kurds Augen sahen sie fest an, „den hätte ich schon — besonders für Sie!"

Jetzt blickte sie befrembet empor.

„Wirklich, Herr Bahnsen?"

Sie lächelte dabei — der Ausdruck einer unwillkürlichen Koketterie. Im Grunde knüpfte sie gar keine weiteren Gedanken an das, was sie da eben gesagt hatte — sie sah nur mit der Selbstgefälligkeit der echten Frau den Eindruck, den sie auf diesen jungen Mann gemacht hatte, und den wollte sie ausnutzen.

„In der That, mein Fräulein."

„Aber Dora, man hat Dich wirklich schon etliche Zeit vermißt," bemerkte in diesem Moment Ellhorst sen., der langsam herangetreten war. Er fand denn doch, daß das Gespräch mit diesem — diesem Kurd Bahnsen — ein unziemlicher Sport für seine Tochter wäre.

„Ach, so —"

Dora sprang auf und reichte einem ihrer Bekannten den Arm, einem eleganten, geleckten Jüngling, dessen Vater auf fünfzehn Millionen taxiert wurde, und dessen Schiffe in allen Reishäfen Indiens bekannt waren.

Kurd hatte unwillkürlich eine Bewegung gemacht, um Dora den Arm zu reichen, seine Stirn zog sich zusammen, als er sah, wie sie ihn verließ.

„Ich finde das denn doch sehr seltsam," brachte er zornglühend hervor, indem er dem jungen Mann, der ihn gar nicht ansah, einen drohenden Blick nachsandte.

Ellhorst sen. blickte ihn sehr von oben herab an. „Aber was erlauben Sie sich, Herr Bahnsen? Sie irren sich ganz entschieden!" sprach er mit Hohn.

Mehrere ältere und junge Herren, die in der Nähe standen und zusahen, lächelten . . . Der junge Mensch hatte seine Abfertigung erhalten. Was fiel ihm auch ein? Er mußte doch den Unterschied begreifen, der zwischen ihm, dem kleinen Angestellten in einem Importhause, und der Tochter des Großkaufmanns war.

Kurd Bahnsen war wütend. Kränkungen seiner Eitelkeit waren das, was ihn stets am schwersten traf.

Und nun mußte er erleben, daß man seine Annäherungsversuche als Zudringlichkeit auffaßte, daß man ihn fühlen ließ, wie unbedeutend er neben allen diesen reichen, großen Kaufleuten dastand!

Er hatte es schon vorhin gemerkt, als er sich bei dem Diener eine Karte zum Souper verschaffen wollte, und derselbe, nachdem er sich nach dem Namen erkundigt, ihm mit einem ziemlich insolenten Lächeln die Auskunft gab, es sei für ihn keine Karte vorhanden. Er gehörte ja nicht zu denen, die man einlabet.

Kurd Bahnsen lächelte leise, als seine Gedanken bei diesem Punkte angelangt waren. Es war ein beunruhigendes Lächeln, das Ellhorst sen. sicherlich zu denken gegeben hätte, wenn er es bemerkt hätte. Dieser junge Mann empfand nicht das mindeste Gefühl der Einschüchterung und Beängstigung, das den Neuling befällt, sobald er zum ersten Mal in den Bereich des Glanzes und des Luxus tritt. Dazu war er von Edzard Löning zu gut erzogen. Derselbe hatte ihm immer gesagt: „Die Welt ist Dein, wenn Du kühn und schlau bist — sei rücksichtslos, und Du wirst Dir alles erobern."

Und erobern wollte er sich seine Stellung hier — er wollte reich werden und zwar sehr reich und womöglich rasch — der Reichtum war hier der einzige Wert, mit dem man den Menschen maß. Er wollte sich das alles erobern, so gut wie diese Leute, Schiffe, Landhäuser, Prunksäle . . . Und erobern wollte er

sich vor allem dies schöne, junge Weib mit den glänzenden dunkelblauen Augen und den weißen Schultern — die Tochter des Rheders, von dem er eben diese schnöde Abweisung hatte hinnehmen müssen.

Ein Glück, daß Dora von dem ganzen Zwischenfall nichts bemerkt hatte. Er sah sie im Gespräch mit ihrem Tänzer und mit ihrem Vetter Bruno neben dem prächtigen altdeutschen Kamin stehen, der die Hinterwand des Saales schmückte.

Sie hörte mit ersichtlich gelangweilter und etwas spöttischer Miene zu, indem sie den Fächer leise hin- und herbewegte.

„Na, was machen Sie hier, Bahnsen?" fragte auf einmal ein junger Mann, der hinter Kurd auftauchte, ganz erschöpft, mit rotem, schweißbedecktem Gesicht, dem er mit dem Taschentuch Kühlung zuwehte. Es war der Prokurist einer großen Tabaksfirma, der mit Kurd befreundet war.

Dieser drehte sich um. Er begann laut zu lachen, als er seine Miene gewahrte.

„Na, Sie sind schön ab! Kommt das nur vom Tanzen?"

Der Angeredete stöhnte.

„O diese Weiber! Wenn sie beim Walzer sind, können sie nicht genug kriegen — das heißt, eine feudale, kleine Krabbe habe ich da unten entdeckt — da, die Blondine, die das Eis ißt. Aber wonach haben Sie denn da eben Ausguck gehalten? Ah so, Dora Ellhorst — seine Nummer!" Er lächelte und machte mit der Hand eine bezeichnende Geste, die seine Bemerkung illustrierte.

„Was hat sie denn mit dem so lange zu verhandeln?" murmelte Kurd Bahnsen.

„Das ist ja ihr Vetter Bruno Ellhorst, Student im ersten Semester," sprach jener geläufig, er war, wie alle Neuigkeitskrämer, in Personalien groß, „mit dem soll sie ja verlobt sein."

„Verlobt?" Kurd Bahnsen sprach das mit einer eigenartig scharfen Betonung.

„Na ja, so ungefähr. Schon seit Jahren, wissen Sie, eine Art Jugendliebe. Übrigens soll es jetzt damit nicht weit her sein — ich glaube, es ist ein ziemlich langweiliger Patron. Sieht auch so aus, was?"

„Was studiert er denn? Ist er Jurist?" fragte Kurd, ohne zu antworten.

„Nein, Medizin — oder vielmehr Naturwissenschaften. Nein, ich glaube beides. Ach, entschuldigen Sie mich, ich muß eben meinen Chef da begrüßen!"

Er entfernte sich. Der junge Mann, von der eben vernommenen Mitteilung nicht sonderlich erbaut, biß die Lippen zusammen — er musterte die beiden von nun an noch genauer.

Bruno Ellhorst entsprach allerdings nicht ganz dem Idealbilde männlicher Schönheit, den die Gegenwart unter einem „schneidigen, jungen Manne" begreift. Eine stattliche Gestalt, hatte sein Gesicht gleichwohl einen sinnend-reflektierenden Ausdruck, der nichts von dem Arrogant-Selbstbewußten zeigte, wie es eben die „Schneidigkeit" erfordert. Er war der Abkömmling einer brünetten Rasse, das bewies das dunkle Haar, die feinere Form der Hände und auch der lebhafte Glanz, den die Augen bisweilen zeigen konnten. Von Zeit zu Zeit lief ein Lächeln über das jugendlich hübsche Gesicht, und auch dies Lächeln machte eher einen weichlichen als einen scharf männlichen Eindruck. Etwas vom Gelehrten, auch etwas von einem Träumer lag darin. Man findet auf den Bildern Rembrandts unter seinen Patriciersöhnen und Notabeln solche Gesichter wie Bruno Ellhorst — eine gewisse heitere Schwermut, niedersächsischer Lebensernst, der diesen Charakteren ihr Gepräge giebt.

Wenn man von diesem jungen Mann zu Kurd Bahnsen herübersah, so fühlte man sich frappiert von dem Gegensatz beider — und man ahnte, daß diese beiden sich schwerlich jemals auf demselben Boden treffen würden.

Kurd trat in diesem Moment mit seinem alten Freunde, Edzard Löning, der ebenfalls auf dem Feste eingetroffen war, heran; der Maler stellte ihn dem jungen Studenten vor, der ihn mit einer leichten Verbeugung begrüßte.

Es fiel Kurd Bahnsen auf, daß Löning in viel aufgeräumterer und zugänglicherer Stimmung war wie sonst.

„Nun, mein junger Freund," redete er Bruno Ellhorst an, „was macht die Wissenschaft? Immer noch so vertieft in das Problem vom Ding an sich wie früher? Es bringt nichts ein heutzutage, dies Ding an sich — glauben Sie mir, die ganze Philosophie ist höchst unpraktisch — fragen Sie nur unseren Kurd hier!" Er zeigte mit der Hand auf seinen Protegé. Dieser lächelte, und der Blick, den er auf Bruno Ellhorst warf, verriet jetzt eine unverkennbare Geringschätzung. Ein Mann, der sich mit Philosophie abgab . . .

Bruno Ellhorst erwiderte ruhig:

„Sie wissen, ich habe jetzt meine philosophischen Studien etwas aufgesteckt. Man verspricht sich mehr davon, als sie halten. Jetzt interessieren mich die Medizin und auch die Chemie bedeutend mehr, und ich hoffe —"

„Sie hoffen auf diesem Wege den Schlüssel zum Weltganzen intus zu kriegen?" fiel Edzard Löning ironisch ein. „Wenn Sie sich da nur nicht irren — Sie werden suchen und suchen und doch nichts finden."

„Wenn man nur überhaupt sucht," antwortete Bruno Ellhorst halblaut, mit einem lebhaften, seltsam aufblitzenden Ausdruck im Auge, als wollte er all diesen Kaufleuten hier, diesen praktischen „matter-of-fact"-Naturen eine Provokation zuschleudern mit seinen philosophischen Studien, über die man hier doch nur die Achseln zuckte.

Dora hatte das Gespräch mit unverkennbarer Ungeduld angehört; mehrfach machte sie mit dem Fächer eine Bewegung, als wollte sie ein Gähnen verbergen. Kurd bemerkte das.

„Sie interessieren sich ebenfalls sehr für philosophische Studien, gnädiges Fräulein?" fragte er mit unverkennbarer Malice.

Sie verstand das und warf ihm einen lächelnden Blick zu.

„Ach ja," sprach sie langsam, „ich finde das

sehr — sehr belehrend. Wenn Bruno nur nicht immer so wäre —" Rasch abbrechend fragte sie ihn:

„Waren Sie es nicht auch, Herr Bahnsen, der im vorigen Herbst bei so stürmischem Wetter nach Norderney segelte? Mein Vater erzählte mir einmal davon!"

Er drehte lachend seinen kleinen, blonden Schnurrbart. „Man hat Ihnen also schon alle meine Schandthaten berichtet, wie ich sehe — übrigens war das nicht so gefährlich. Hätten Sie nicht einmal Lust, die Tour zu machen? Jetzt riskiert man ja auch nichts in dieser Jahreszeit."

Er sagte das halb im Scherz und halb im Ernst. Es lag ein eigentümlicher Ausdruck in seinem halb zu ihr geneigten Gesicht — in seinen Augen, von denen es wie ein magnetischer Strom ausging. Sie fühlte das.

Eigentlich hätte sie doch moralisch entrüstet sein sollen über seine Rücksichtslosigkeit, über die brutale Anwendung, die er schon von seiner Kraft und seiner Verwegenheit gemacht hatte, und von der man ihr allerlei Stückchen erzählt hatte. Sie konnte es nicht.

Es lag beinahe etwas Hilfesuchendes in dem Blick, mit dem sie sich abwandte; als sie eine ihrer Freundinnen in der Nähe sah, ging sie rasch auf dieselbe zu und fing ein Gespräch mit ihr an, eine gleichgiltige Plauderei über Sachen, die sie eigentlich gar nicht im Kopfe hatte — aber sie fühlte sich in der Nähe Kurd Bahnsens seltsam befangen. Sie hatte Angst vor ihren eigenen Empfindungen.

Er bemerkte es und lächelte. Und er war im Begriff, ihr zu folgen, als auf einmal Worte eines Gesprächs an sein Ohr schlugen, die ihn sehr interessierten — obgleich da von durchaus prosaischen, nüchternen Gegenständen die Rede war.

Es waren Edzard Löning und Bruno Ellhorst, die, noch immer am Kamin stehend, hinter ihm sprachen.

„Sie können das doch beurteilen!" hörte er die tiefe, langsame Stimme des Malers sagen, „Sie sind doch als Naturwissenschaftler einigermaßen Fachmann darin!"

Bruno Ellhorst zuckte die Achseln.

„Es wird ja von allen Seiten behauptet, daß etwas daran sei," sprach er, „und man sieht diesen Poppschen Luftdruckrohren mit großer Erwartung entgegen; ich weiß nicht genau, welche große Gesellschaft das Patent darauf auch bereits erworben hat."

„Eine große Gesellschaft?" fragte Löning interessiert.

„Jawohl — ich glaube — ach ja, die Diskonto-Gesellschaft," antwortete jener gleichgiltig, mit dem zerstreuten Blick des Menschen, den dieser Name nicht weiter interessiert. „Ganz Paris soll mit unterirdischen Poppschen Luftdruckrohren versehen werden, ich hörte das neulich von einem Angestellten der Gesellschaft."

„Ist denn das schon öffentlich?"

„Nein — ich glaube nicht — übrigens, was die wirklichen Vorzüge des Poppschen Systems betrifft —"

Er kam wieder auf die vorhin abgebrochene, technische Erörterung.

Kurd hatte genau zugehört. Er blieb unbeweglich stehen, und sein Gesicht veränderte sich nicht, aber seine Gedanken arbeiteten heftig.

Wenn die Nachricht wahr sein sollte, dann bot sich hier Gelegenheit zu einer verwegenen, enorm chancenreichen Spekulation — man brauchte bloß Aktien der Diskonto-Kommanditgesellschaft in Menge aufzukaufen, die infolge der Erwerbung des Patents sicher um dreißig bis vierzig Prozent in die Höhe gehen würden — und der glückliche Gewinner konnte Tausende in die Tasche stecken. Hier war wirklich eine Gelegenheit, schnell und mühelos reich zu werden. Der junge, träumerische Gelehrte, der das Geheimnis kannte, hatte offenbar gar nicht gewußt, was er sagte.

Kurd beschloß, rasch zu handeln. Seine Augen blitzten. Da lag es vor ihm — beinahe greifbar vor Augen, das Gold, das ihn zum Herrn, zum Gott dieser Welt machte.

Er hatte unter den anwesenden Gästen einen Bekannten, einen höheren Zollbeamten, Grollmann mit Namen, der, wie er wußte, an der Börse viel spekulierte; natürlich nur im geheimen, denn als Beamter — — Diesen beschloß er aufzusuchen, um sich mit ihm über die Ausnutzung dieser Mitteilung zu beraten. Er konnte ihm vielleicht auch bei einem großen Bankier den Kredit verschaffen, den er zur Durchführung der Operation brauchte.

Edzard Löning sah ihm nach, wie er hastig davoneilte — und der geübte Menschenkenner entzifferte halb und halb, was in dem Gesicht seines Zöglings geschrieben stand. Ein Lächeln umspielte seine schmalen, blutlosen Lippen, und er sprach leise vor sich hin:

„Er ist auf dem Wege! Und wenn jetzt nur ein kleiner Teil von der Kraft entfesselt wird, die ich in ihm großgezogen habe, dann wird er unaufhaltsam auf die sozialen Höhen gelangen — und die Gesellschaft wird unter ihm ächzen und stöhnen wie unter der Peitsche der alten Tyrannen, die sie losgeworden zu sein glaubt!"

Er sah noch, wie Kurd Bahnsen lange mit Grollmann im Gespräch zusammenstand . . .

Als der größte Teil der Gäste aufbrach — es war schon spät in der Nacht — und man an den Eingängen und im Vorsaal das Gewimmel der Herausdrängenden sah, von denen die meisten in ihrer erregten Stimmung laut riefen und gestikulierten, als die Lichter schon zu erlöschen, und die Nerven schon zu ermüden begannen — da warf Dora Ellhorst noch einen langen, aufmerksamen Blick durch den Saal. Sie suchte jemand . . .

Und da begegnete ihr Blick dem Kurd Bahnsens. Er hatte sie ebenfalls gesucht. Und er wußte, daß er, der unbedeutende, junge Mann, der kein Vermögen und keine Stellung hatte, daß er heute von dem schönen, verwöhnten Mädchen mehr beachtet war als alle diese vornehmen, reichen Patricier.

Er eilte nach der Treppe und blieb da stehen, wo Dora Ellhorst an ihm vorbeikommen mußte.

Und während er den Kopf etwas neigte, flüsterte er ihr leise im Vorübergehen zu:

„Wir werden uns wiedersehen, Fräulein Ellhorst?“

Sie sah ihn an und öffnete fast unmerklich die aufeinandergepreßten Lippen.

„Ich hoffe es!“

Dann eilte sie rasch, ohne sich umzusehen, die Stufen hinab.

Kurd Bahnsen hob den Kopf. Er sah den Rheder noch oben auf dem Treppenabsatz stehen, lebhaft mit ein paar alten Herren schwatzend, und der Blick, den Kurd ihm zuwarf, verriet einen so grausamen, nur mit Mühe verhaltenen Triumph, daß man unwillkürlich daran denken mußte, wie diese beiden Geschlechter seit Generationen verfeindet waren, und sich befehden mußten mit allen Mitteln und mit der ganzen Hartnäckigkeit des sozialen Kampfes.

Und Kurd wußte, daß die schöne Tochter des Rheders ihm verfallen war, und daß er vielleicht bald reich sein würde — sehr reich.

Jetzt konnte der Kampf beginnen.

IV.

Grollmann war von der Mitteilung, die ihm der unternehmende junge Mann machte, sehr überrascht. Eine feiste Gestalt mit gerötetem, korpulentem Gesicht, dem man die guten Weine und die reichlichen Tafelgenüsse ansah, in denen sein Leben hauptsächlich aufging, war dieser Mann von einer wahren Börsenspielwut besessen, die ihm schon allerlei gekostet hatte, und die ihm ohne das einigermaßen beträchtliche, eigene Vermögen, das er besaß, sicher ruiniert hätte. Er spekulierte schon seit zwanzig Jahren, selten mit anhaltendem Erfolg, meistens mit Unglück. Dabei hatte Grollmann, der verheiratet war und Familie besaß, ein ausreichendes Gehalt — das Spekulieren war bei ihm mehr zur Leidenschaft als zu einem Mittel des Erwerbs geworden.

Er verhehlte Bahnsen nicht, daß es schwer sein würde, da jener nicht imstande sei, genügende Sicherheit zu bieten und keine in Börsenkreisen bekannte, feine Empfehlung habe, ein Haus zu finden, welches seine Ultimo-Ordres ausführen werde. Doch fand sich schließlich nach näherer Erkundigung ein Kommissionshaus in der großen Bleichen, das sehr kulant und weitherzig in seinen Geschäftsprinzipien war; seine Kunden rekrutierten sich zum Teil aus Kreisen, welche nicht für fein galten. Solche Häuser decken dann den Verlust, den sie beim einen erleiden, durch die höheren Kommissionsgebühren des anderen.

Dort bewerkstelligte Kurd Bahnsen den Ankauf von so und so viel Tausend Diskontos und beschloß dann, äußerlich ruhig — wenn auch im Inneren doch bei erregter Stimmung — das Weitere abzuwarten. Sein Freund und Bundesbruder, trotzdem er wohl dreißig Jahre älter war als der junge Bahnsen, bewahrte sein Phlegma weit weniger und hielt sich fortwährend seufzend das gewaltige Risiko vor Augen.

„Wenn die Nachricht nicht wahr ist,“ sprach er, „sind wir die Geleimten — das wäre ein schöner Reinfall, Bahnsen.“

Dieser zuckte die Achseln.

„Aber wenn die Diskontos wirklich steigen, sind wir in vierzehn Tagen gemachte Leute,“ murmelte er, einen Marsch durch die Zähne pfeifend. Er warf jenem einen verächtlichen Seitenblick zu. Das konnte er an den Leuten absolut nicht vertragen, wenn sie von ihren Stimmungen und Erregungen etwas verrieten.

Grollmann fühlte sich auch bewogen, etliche moralische Bedenken zu äußern, ob man nicht vielleicht den jungen Ellhorst an der Operation teilnehmen lassen solle — man habe diesem doch schließlich die Nachricht zu verdanken, und man würde es ihnen vielleicht verargen, sie so ausgenutzt zu haben. . . .

„Ach was,“ sprach Kurd heftig, „wenn die Sache glückt, fragt niemand mehr danach, woher! Der Erfolg rechtfertigt alles!“

Er wußte ganz genau, welche Wirkung der Reichtum auf die Menschen hat — er hatte immer gut beobachtet. Wenn man Geld hatte, gehörte man nicht mehr zu denjenigen, über welche man die Achseln zuckt. —

Er teilte Edzard Löning nichts von seinem Unternehmen mit, aber er genoß schon im voraus den Stolz, sich mit seinen Erfolgen brüsten zu können. Der Maler hatte ihm eines Tages gesagt: „Kurd, mein Junge, ich könnte Dich reich machen, wenn ich wollte, denn ich habe Geld; aber ich ziehe es vor, Dir nichts zu geben, Du mußt Dir das alles selbst verschaffen.“ Und das hatte er verstanden, so jung er war; er begriff, daß nur das Selbsterrungene Wert für den Tüchtigen hatte.

Und sein Unternehmen glückte, es glückte vollständig. Innerhalb weniger Tage stiegen die Diskontos, als die Nachricht erst bekannt wurde, von hundertsechzig auf hundertachtundachtzig, und die beiden Spekulanten, über deren anscheinend unsinnige Ankäufe man gelächelt hatte, steckten Tausende in die Tasche.

Natürlich bildete die Geschichte für etliche Tage das Ereignis der Börse. Man sprach überall davon, und man ward auf einmal aufmerksam auf diesen unbekannten jungen Commis, den das Glück so begünstigt hatte.

Kurd Bahnsen zeigte denen, die ihm mit schlecht verhehltem Neide gratulierten, eine zerstreute Miene. Er war schon wieder mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Nicht, daß sie seiner Eitelkeit etwa nicht geschmeichelt hätte, diese allseitige, aufmerksame Bewunderung, die ihm jetzt zufiel, — aber er hielt es für gut, sich davon nichts merken zu lassen. Er verstand es überhaupt ausgezeichnet, sich zu beherrschen, und niemand sah es diesen gleichgiltigen jungen Zügen an, wenn das Gehirn arbeitete, oder das Herz etwas schneller schlug. Diese unbewegliche Pose war teils Temperament, teils Berechnung. Er wußte, daß den Menschen nichts mehr imponiert, als wenn man bei allem dieselbe gleichgiltig-verächtliche Miene zeigt.

Außerdem haben die Norddeutschen eine solche Abneigung, ihren Gefühlen im täglichen Leben Raum

zu geben — sie vermeiden um jeden Preis, ihr Inneres darzulegen — so daß sie selbst wirkliche Empfindung wie etwas Unpassendes, ja Gefährliches verstecken. Dieser Zug ist für „Oberländer“ unverständlich und beweist mehr als alles andere die totale Verschiedenheit der beiden Rassen, die Deutschland bewohnen.

Für Kurd Bahnsen war dieser momentane Erfolg nur der Ausgangspunkt für die weiteren Unternehmungen, mit denen sein Kopf sich schon beschäftigte. Und dann war noch etwas anderes, das jetzt für ihn auch in eine ganz andere Beleuchtung trat.

Er dachte an Dora Ellhorst. Er hatte nun die Möglichkeit sich ihr zu nähern, da er reich war, und die gesellschaftliche Kluft, die ihn von der Patriciertochter trennte, war nun nicht mehr unüberbrückbar. Natürlich hatte er auch gleich beschlossen, seine Stellung in dem Kaufhause, wo er bis jetzt gearbeitet hatte, aufzugeben.

Am Abend des ereignisreichen Tages, an dem er dies that, ging er ins Theater. Es war ein Bedürfnis in ihm, mehr sich zu zeigen und sich der guten Gesellschaft auch äußerlich gleichzustellen, als sich wirklich zu zerstreuen. Kurd Bahnsen bedurfte keiner Zerstreuungen. Sein Leben war zu sehr aus einem Gusse, seine Arbeit beschäftigte ihn viel zu angestrengt, als daß daneben noch für anderes Raum gewesen wäre. Auch interessierte er sich nur sehr wenig für Kunst und Poesie, und er war zu starrköpfig, um die Bildungsheuchelei in dieser Beziehung mitzumachen.

Im Begriff, das Vestibule des Stadttheaters zu betreten, traf er zu seiner Überraschung Edzard Löning. Der Maler hielt sich schon seit ein paar Wochen in der Stadt auf — was sonst nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte, denn seit etlichen Jahren war er fast immer kränklich.

„Ah, ich gratuliere,“ rief er, seinem Zögling die Hand reichend, „ich habe von Deinem Erfolge gehört — ein ganz hübscher Anfang!“

Kurd lächelte ironisch.

„Und was hätten Sie gethan, wenn ich bei der Geschichte hereingefallen wäre?“ fragte er.

Der Maler zuckte die Achseln.

„Ich hätte Dich einen Dummkopf genannt wie alle übrigen,“ sprach er nachlässig, „Du weißt wohl, der Erfolg allein entscheidet. Wir haben uns doch gewöhnt, nur die wirklichen Faktoren im Leben zu sehen, nicht wahr, Kurd?“

„Gewiß, und ich bin Ihnen auch sehr dankbar dafür!“ entgegnete dieser ernst.

In einer der Zwischenpausen des Stücks gingen sie im Foyer spazieren. Schon wenn man die beiden nebeneinandergehen sah — der eine, eine gebeugte, schlanke Gestalt, mit bereits ergrautem Haar, mit träumerischen, fast schlaffen Zügen — der andere hoch und stark, mit dem Ausdruck jener schroffen „Schneidigkeit“, die seine Zeit liebte — schon aus diesem äußeren Anblick konnte man sehen, daß sie beide zwei ganz verschiedenen Generationen angehörten. Nun — die eine Generation hatte die andere so herangezüchtet, weil sie an ihrem eigenen Lebensideal verzweifelte.

„Nun, Kurd, Du wirst natürlich Deinen neuen Reichtum nicht liegen lassen, sondern in nutzbringende Unternehmungen stecken,“ begann Edzard nach einer Pause.

„O ja — ich habe schon meine Pläne —“

„Ich zweifle nicht, Du wirst vorwärts kommen,“ sprach der Maler mit einem Lächeln, „Du bist aus einer Rasse, in der die Abenteurer und Konquistadoren zu Hause sind — aber hüte Dich vor einem — jeder kommt bei seiner Laufbahn einmal an einen Stein — und über diesen Stein stolpern die meisten!“

„Und was wäre das?“ fragte der junge Mann neugierig.

„Die Frauen!“

Kurd lachte laut auf. Der ganze Übermut trotziger, ungebändigter Jugend, etwas Wikingerhaftes lag in diesem Lachen.

„Die Frauen?! Ich fürchte sie nicht!“

„Das heißt, Du kennst sie nicht!“

„Und Sie — Sie kennen sie?“

Edzard Löning runzelte die Stirn. Es klang wie ein Seufzer, als er antwortete:

„Ja, ich kenne sie. Ich habe es durchmachen müssen, das Daseinsfieber, bei dem man sich verzehrt in Schönheitssehnsucht und im Weibe alles sieht; bei dem man sterben könnte um eines Lächelns, um eines Wortes willen von dem geliebten Weibe. Ach, das verstehst Du nicht, und ich will Dir wünschen, daß Du es nie verstehst. Du würdest Deine Stärke verlieren, sobald das Weib als Gebieterin in Dein Leben tritt. Die Welt gewinnt, wer der Liebe entsagt, sagt der moderne Dichter!“

„Die Welt gewinnt, wer der Liebe entsagt!“ wiederholte Kurd nachdenklich. Aber seine jungen Lippen lächelten verächtlich, und aus seinen Augen zuckte es wie ein kalter, höhnischer Strahl.

Edzard Löning machte eine hastige Bewegung nach der Brust, seit Jahren fühlte er da den heftigen, tickenden Schmerz, der ihm anzeigte, er habe nicht mehr lange zu leben.

Da sah er auf einmal, wie Kurd Bahnsen eine Dame begrüßte. Und er sah ferner, wie bei diesem Gruß ein flüchtiges Rot über sein Gesicht lief, wie seine Augen heller aufleuchteten.

Es war Dora Ellhorst, die in Begleitung einer Freundin eben aus einer Loge des Mittelganges kam und im Begriff war, in den Büffettsaal zu treten. Wie alle Frauen ihrer Art, wie überhaupt fast alle „modernen“ Naturen, sah sie gerade zu dieser Tageszeit brillant aus, und ein tief dunkelrotes Kleid mit der weißen Spitzenmantille um die Schultern, ferner die rote Rose im Haar hoben ihre Erscheinung außerordentlich.

Als sie an den Herren vorbeiging, begrüßte Kurd sie mit etlichen respektvollen Worten. Sie blieb stehen und knüpfte ein scheinbar gleichgiltiges Gespräch mit ihm an, obwohl er sah, daß ihr Atem rascher ging wie gewöhnlich, und daß sie durchaus nicht bei dem war, was sie sagte.

Nach einer Weile, als sie langsam hinter dem ersten Paar hergingen, sprach sie, auf einmal ihn ansehend:

„Sie haben Glück gehabt, wie ich höre!"

Es lag etwas Achtungsvoll-Aufmerksames in dem Ton ihrer Stimme — und dann hat es einen eigenen Klang, wenn eine Frau das sagt. Es ist die unwillkürliche Ehrfurcht vor dem Erfolge, der beinahe fatalistische Gedanke, daß eine solche Persönlichkeit den Schlüssel zu allen Gütern und Genüssen in sich trage. Das ist eine ursprüngliche Empfindung der menschlichen Natur — und die ursprünglichen Empfindungen sind bei der Frau alle reiner und klarer ausgeprägt als beim Manne.

Kurd Bahnsen antwortete mit gedämpfter Stimme: „Mehr, wie ich gewußt habe, mein Fräulein, da Sie Anteil an meinen Schicksalen nehmen!"

Sie errötete etwas und erwiderte hastig: „O, man interessiert sich begreiflicherweise für alle kühnen und verwegenen Unternehmungen — Sie wissen doch, wir Frauen schätzen immer den Mut — besonders wenn er so selten ist wie heute."

„Er ist so selten — meinen Sie?"

Sie waren in diesem Moment an der Schwelle des Speisezimmers angelangt und traten ein. Ein elegantes Marmortischchen mit rotem Sammetdiwan hatte der Maler schon in Beschlag genommen — Kurd ließ sich mit seiner Begleiterin ebenfalls nieder. Dann bestellte er, ohne zu fragen, für diese einen Punsch romain. Dora lachte.

„Worüber lachen Sie?" fragte er.

„Darüber, daß Sie mich gar nicht fragen, sondern mir ohne weiteres aufoctroyieren, was Sie wollen. Das gefällt mir. Und dann erspart das einem die Mühe nachzudenken."

Sie hatte, während sie so sprach, die Hände auf den Tisch gestützt und nestelte an einem der langen, gelbbraunen Handschuhe herum. Diese Pose stand ihr vorzüglich. Der vornübergeneigte Kopf entfaltete die volle Pracht des hochaufgesteckten Haares, und dann konnte sie so bequem einen jener von unten auf gerichteten Blicke auf Kurd werfen, die auf jeden Mann eine so magische Wirkung ausüben.

„Sie lieben es also, wenn man Ihnen fremden Willen aufzwingt?" fragte er.

Mit einer energischen Bewegung warf sie den Kopf zurück; das Haar hob sich scharf ab auf dem dunkelroten Sammetgrunde des Diwans.

„Ich möchte einen kennen lernen, der das könnte," gab sie zur Antwort, „sonst hört man immer nur: ‚Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein;' oder ‚Sie wissen, Ihr Wunsch ist mir Befehl, gnädiges Fräulein!' Das ist sehr langweilig! Ich möchte etwas anderes."

Dieser anscheinende Ton der Offenheit, in dem sie das sagte, hätte für jeden Mann etwas Bestrickendes gehabt. Nur nicht für Kurd Bahnsen, der ihr gegenüber einen ganz bestimmten Plan verfolgte, von dem er auch nicht um einen Zug abwich.

„Sie vermeiden das Langweilige um jeden Preis," sprach er, „und Sie haben recht. Also das, was Sie fesseln würde, müßte etwas Romantisches, etwas von dem Alltäglichen Abweichendes sein?"

„Es müßte jedenfalls etwas Außerordentliches sein," antwortete sie, indem sie zur Bestätigung mit dem Kopfe nickte. Sie maß ihn dabei mit einem langen, festen Blicke.

Kurd Bahnsen erhob sich. Sein Auge streifte den Spiegel, der ihm gegenüber an der Wand hing, diese hohe, straffe Gestalt mit den festen, trotzigen Zügen, das war es, was die Frauen reizte. Es lag etwas wie Überlegenheit und Sicherheit darin, und das vertrugen sie nicht. Er hatte das schon an mehr wie einem Beispiel erfahren. Und ihr mit einem tiefen Blick in die Augen sehend, sprach er halblaut:

„Also einen Helden verlangen Sie, Fräulein Ellhorst — der Ihnen die Welt zu Füßen legen würde, und der Sie wie eine gefangene Prinzessin erringen müßte — ganz so wie es in den Märchenbüchern Brauch ist?"

„Einen Helden natürlich, einen modernen Helden," sie lächelte fein, „aber giebt es denn das noch? Wer glaubt heutzutage noch an Poesie?"

Und in dem seltsam träumerischen Ausdruck ihres Gesichts malte sich das ganze Verlangen des kulturübersättigten, modernen Weibes, das nach Jugend und Frische verlangt in der Einöde einer alternden Welt, das nur e i n Bestreben hat, der Trivialität zu entgehen — alles, alles, nur nicht das Alltägliche!

Kurd verstand das. Seine Lippen öffneten sich schon zu einer Erwiderung, da fühlte er einen Arm sich auf seinen legen.

„Die Welt gewinnt, wer der Liebe entsagt," hörte er hinter sich den Maler das Wagnersche Motiv leise vor sich hinsummen. Er sah beide forschend an.

Dora Ellhorst wich diesem Blicke aus.

„Ich glaube, es hat geklingelt," sprach sie aufstehend.

Kurd begleitete sie wieder bis an ihre Loge.

„Nun — und unsere Tour nach Norderney?" sprach er in gedämpftem Tone zu ihr, während er die Thür in der Hand hielt.

„Welche Tour?!" Sie besann sich.

„Ich sprach Ihnen doch davon, neulich an dem Abend — wir wollten ja einmal die Tour nach Norderney machen. Sie wissen, der Segler von Herrn Löning steht mir immer zu Gebote, ein vorzügliches Boot — es liegt draußen im Hafen. Sehen Sie, das wäre doch einmal etwas Außergewöhnliches, etwas, das nicht trivial wäre," schloß Kurd lächelnd, indem er sie fest ansah.

In Dora Ellhorst wogte eine Flut widersprechender Gedanken. Das Verlangen, wirklich einmal etwas Ungewöhnliches, etwas im eigentlichen Sinne Exzentrisches zu erleben — und dann die Furcht, wie das Abenteuer enden würde — zugleich aber auch der geheime Genuß, den ihr gerade diese Furcht gewährte . . .

Ihr Atem ging stoßweise, und eine fieberhafte Röte überzog ihr Gesicht, als sie ihm antwortete: „Gut — ich werde mich einfinden — bestimmen Sie, wann und wo. Ich vertraue Ihnen, Herr Bahnsen!"

Er verbeugte sich und wechselte noch einige leiser gesprochene Worte mit ihr — dann sah er ihr auf-

merksam nach, wie sie, die Stufen der Loge hinabschreitend, hinter den Vorhängen verschwand.

In dieser Haltung überraschte ihn der Maler, der ihn aufforderte, ihre Plätze wieder einzunehmen.

„Du kennst Dora Ellhorst schon lange?" fragte er ihn.

„Erst seit etlichen Monaten!"

„Nun, da haben wir's schon," sprach jener sarkastisch, „die Frau — was sagte ich Dir vorhin? — Jeder findet auf seinem Lebenswege das Weib, das ihn ruiniert!"

„Sie könnten sich doch irren," erwiderte Kurd gelassen, „bis jetzt bin ich noch der Herr!"

Und in der That, etwas wie Liebe empfand er nicht für das schöne Weib, das im Begriff war, sich an ihn zu verlieren.

V.

Ein einsamer Wanderer stand hoch oben auf dem mächtigen Deiche, der wie ein Riesengürtel die Küste umzog und sah hinab auf das weite, flutende Meer, das sich zu seinen Füßen ausdehnte.

Er sah mit einiger Besorgnis auf die Nebelbank, die sich von draußen, vom offenen Meere her heranschob, und die sich, wie er wußte, mit großer Plötzlichkeit über See und Land ausbreiten konnte. Vor ein paar Stunden war noch ganz sonniges Wetter gewesen, und nur ein leiser Luftzug hatte das Meer bewegt, aber das Wetter war hier stets trügerisch und schlug oft in überraschender Weise um.

Kurd Bahnsen sah auf das anmutige, kleine Fahrzeug, das unten in der Mündung des Flusses, der hier ins Meer stürzte, vor Anker lag. Es war ein Segelboot von etwa drei bis vier Tons Tragfähigkeit — in Greenock gebaut, mit geschlossenem Deck und einem großen Raasegel, mit dem man ausgezeichnet manövrieren konnte. Der Maler machte mit diesem Boot öfters Touren bis nach Helgoland, zuweilen selbst allein — stundenlang einsam auf der aufgeregten See herumkreuzend, die er selbst in ihrer ungnädigsten Stimmung mehr liebte als die Menschen.

Kurd Bahnsen sah sich nach der Fahrstraße um, wo Dora Ellhorst kommen sollte. Er wollte mit ihr heute die verabredete Tour nach Norderney machen. Und wenn sie wirklich kam — dann wußte er, daß er bereits Herr war über ihren Willen.

So schritt er ungeduldig, die Lippen zuweilen aufeinanderbeißend, mit einer hastigen Bewegung, die ihm eigentümlich war, auf dem Deich hin und her. Die Aussicht auf das Land, die man hier hatte, war keine besonders anziehende. Meilenweit das flache Land, das geschützt hinter dem Deiche lag, keine Bäume und Sträucher, die der rauhe Seewind nicht aufkommen ließ — in der Ferne erblickte man einzelne Dörfer und Gehöfte, die in der Marsch lagen — doch war diese bald von einem breiten, dunklen Streifen begrenzt, dem Moor, das hier ungewöhnlich nahe an die Seeküste herantrat. Darum befand sich hier an der Mündung des Flusses auch eine Ansiedelung von kleinen, elenden Ziegelhäusern — eine Moorkolonie, die in großen, breiten Zillen den Torf nach der Handelsstadt hinaufbrachte. In dem kleinen Hafen dieser Ansiedelung sah man nur diese Schiffe und bisweilen etliche elegante Lustfahrzeuge, mit denen die reichen Kaufleute von hier aus in See stachen. Sonst war hier nichts, was das Auge anziehen, die Sinne befriedigen konnte.

Aber für Kurd Bahnsen hatte die Gegend hier das höchste Interesse. Er hatte beschlossen, sein Geld in eine Unternehmung zu stecken, deren glücklicher Ausgang ganz unberechenbare Folgen nach sich ziehen mußte. Für ihn war diese Gegend nicht mehr tot und öde. Er sah im Geiste sich hier Werften, Fabriken, Arbeiterkolonien und breite Straßen erheben — selbst so etwas wie eine künftige Stadt tauchte hier in den praktischen Träumen dieses Realisten auf.

Er hatte herausgefunden, daß dieser Punkt, wo der große Fluß ins Meer stürzte, ganz vorzüglich geeignet sein mußte für die Anlage zunächst von Werften, dann aber auch für einen Hafenplatz überhaupt. Wenn die großen Handelsschiffe und die Oceandampfer, anstatt bis zur Hansastadt hinaufzufahren, gleich hier anlegen konnten, mußte die Fracht- und Zeitersparnis eine bedeutende sein — abgesehen von der unsicheren Fahrt auf dem zum Teil versandeten und im Winter durch Eisschollen gefährdeten Flusse.

Kurd Bahnsen beabsichtigte also zunächst hier eine große Werft legen zu lassen, mehrere kleine Dampfergesellschaften, die Fracht- und Personenverkehr hatten, womöglich zu vereinigen, und so ein Rhedereiunternehmen in großem Stile zu begründen. Das ließ sich alles natürlich erst nach und nach ausführen. Mit der Grundlegung dieser Pläne hatte er bereits begonnen — es traf sich gerade, daß die eine Gesellschaft der Liquidation nahe war und ihr Material versteigert wurde — Kurd hatte es erstanden. Sodann hatte er Boden an der Flußmündung angekauft. Der hatte hier ja sehr wenig Wert — es war meistens unfruchtbarer Geestboden, wie er sich hinter Marsch und Moor befindet. Kurd kaufte die Quadratrute zu fünfzig Pfennig. Aber er berechnete, daß der Grund und Boden hier in wenigen Jahren vielleicht das zehn bis zwanzigfache wert war. So war er in Entwürfen und Kalkulationen versunken, daß er, den Kopf erhebend, zu seiner Überraschung bemerkte, wie der Nebel verschwunden war, und die Sonne wieder, obwohl noch von Wolken umlagert, ihre Strahlen herabsandte.

Ein leises Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Ich habe Glück," sprach er leise vor sich hin, „jetzt wäre es Zeit loszustarten. Ah, sieh —"

Und in der That, als er sich umwandte, erblickte er auf der Straße, die mitten durch die Ansiedelung führte, eine Gestalt in hellen Kleidern, die man unter dem grauen Staubmantel, der sie umhüllte, gewahrte. Es war Dora Ellhorst.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Kurd sprach das, ihre Hand ergreifend, in einem bewegteren Tone als es seine Gewohnheit war. Sie bemerkte das wohl.

„Haben Sie geglaubt, ich würde nicht Wort

halten?“ Sie lächelte dabei etwas — das hochfahrende Lächeln aristokratisch erzogener Menschen, die stets für sich einstehen wollen, die sich alles gestatten zu können glauben, nur keine Inkonsequenz und keine Schwäche.

„Nun, es gehört doch Mut dazu — manche Ihrer Freundinnen würden die Partie nicht machen!“

„Sie meinen die See kann gefährlich werden? Aber es sieht doch ganz ruhig aus!“

„In der That — heute wird's nicht schlimm. Sie können sich unter meinem Schutze sicher fühlen!“

„Sie wissen, daß ich Ihnen vertraue, Herr Bahnsen!“

Dora Ellhorst war im Begriff, den zierlichen Fuß auf den Rand des kleinen Fahrzeuges zu setzen, da hielt sie auf einmal inne. Ein sonderbarer Blick unter dem breiten Hut hervor, von einem beinahe übermütigen Lächeln begleitet, traf Kurd, der sie, betroffen über ihr Zögern, anschaute.

„Das heißt, nein — eigentlich vertraue ich Ihnen nicht. Wissen Sie, daß Sie gar nicht danach aussehen, als ob man sich Ihnen anvertrauen könnte? Alle meine Freundinnen versicherten mir, man könnte nie rechtes Zutrauen zu Ihnen haben — und mehrere Herren auch —“

Sie hielt inne; ihre eigenen Worte erschreckten sie. Es war auf einmal etwas Finsteres, Feindliches zwischen beide getreten — einer jener Momente, wie sie in dem ewigen Kampfe zwischen Mann und Weib häufig eintreten. Man zieht sich an, begehrt sich, auf seiten des Mannes leidenschaftlicher Wille, dem man nur schwach widerstrebt, und da kommt man auf einmal zur Besinnung — man sieht, daß man im Begriff ist, sich in einen Abgrund zu stürzen, dessen Tiefe man nicht kennt.

So ging es Dora Ellhorst. Sie empfand Furcht, Bangen — und doch wäre sie höchst unwillig gewesen, wenn sie sich nicht gefürchtet hätte, wenn sie ihm wirklich vertraut hätte.

Kurd Bahnsen starrte sie noch immer unverwandt an.

„Sie fürchten sich also?“ sprach er endlich leise und scharf. Es lag etwas Unsagbares in dem kalten, ruhigen Tone, in dem er das sagte — er hatte dabei ein Zucken in den Mundwinkeln, das alle seine Bekannten fürchteten — man wußte, er schonte dann nichts mehr.

Dora Ellhorst sprach kein Wort weiter. Seine Hand ergreifend, schwang sie sich an Bord des Segelbootes. Aber als sie sich dabei in die Augen sahen, wußten sie, wie sie zu einander standen.

„Wir werden doch noch vor Dunkelheit in Norderney ankommen?“ fragte sie, während er die Schoten des Segels ergriff.

„Wenn die Dünung nicht zu stark ist, sicher,“ erwiderte er, „wir könnten es uns gar nicht besser wünschen.“

„Herr Löning weiß, daß Sie kommen, nicht wahr?“

Kurd sah sich flüchtig nach ihr um.

„Jawohl,“ sprach er, „ich habe Verschiedenes mit ihm zu besprechen, ich wollte ihm die Kaufverträge vorlegen, die ich abgeschlossen habe, ich brauche seinen Rat zu dem neuen Unternehmen, das ich vorhabe —“

In diesem Moment fuhren sie, scharf von dem kräftig einsetzenden Winde gefaßt, aus dem Hafen heraus, der von dem kleinen, schmalen Pier gebildet wurde, und steuerten in die offene See hinaus.

Das war etwas anderes, wie das langsame, schläfrige Kreuzen oben auf dem Flusse. Wie der Wind hier, brausend und lärmend über die unendliche Wasserfläche daherfuhr, weiße Kämme aufjagte und das kleine, scharf gebaute Fahrzeug faßte, daß es dahinflog wie ein Roß mit verhängtem Zügel! Das ist keine südliche See mit sonnenheiterer Ruhe über der blauen Fläche, auf der man von Sirenen und Tritonen träumt — das ist etwas ganz anderes, dies ewig-unruhige Nordmeer. Um diese See flattert's wie Nordlandsmärchen und Wikingssagen, aus der Tiefe glaubt man oft noch den Klang stahlharter Schwerter zu hören und die blutroten Segel versunkener Drachen leuchten zu sehen, die die Flut hier hinabriß.

Die Nußschale, hinter der die Küste immer mehr versinkt, verfolgt unablässig ihren Lauf. Sie reißt die Wellen förmlich auf wie eine Pflugschar die Erde, und fortwährend sprühen um den Bug weiße Garben von Schaum auf, die seine Bahn begleiten. Sie hat jetzt auch den Leuchtturm hinter sich gelassen, der hier draußen auf dem sogenannten weißen Sande errichtet ist, und der den Schiffern, die sich der Flußmündung nähern, als Landmarke dient. Hier hat einst ein Schloß gestanden und mehrere blühende Dörfer ringsum — eine Sturmflut hat alles in einer einzigen Nacht weggerissen, und jetzt sieht man nichts wie das weite, flutende Meer.

Und immer höher schäumen die Wellen auf — sie rollen jetzt lang hintereinander, wie gierige Ungeheuer, die sich gegenseitig die Beute abjagen — am Himmel, der sonnenhell leuchtet, zeigen sich einzelne weiße Wolken, beinahe greifbar deutlich wie Schneemassen, und immer mehr umflattern das Boot die eigentlichen „Piraten der Nordsee“, die weißen und die schwarzköpfigen Möwen, aber auch die kleinen, eleganten Seeschwalben mit ihren langen Schwänzen, ihrem feinen, dunklen Gefieder.

Es ist wie ein Hauch von trotziger Kraft und stählerner Frische, der aus diesem Meer aufsteigt, wie eine Erinnerung an die urewigen Götter Walhalls und ihre Herrlichkeit — und dieser Atem der Meerflut berauscht den jungen selbstvergessenen Menschengeist, der sich ihr hingiebt — der hier der Natur das Geheimnis zu entlocken glaubt, das ihn stark und frei macht wie die Götter.

Kurd wendet sich zu Dora Ellhorst um. Seine Blicke leuchten, sein Gesicht gerötet und geschüttelt von dem Seewinde, das Haar durchwühlt, da die Mütze herabgefallen ist — er sieht ganz verändert aus. Und seine Stimme klingt seltsam leise, als er sie fragt, mit einer Handbewegung auf das Meer deutend:

„Ist das nicht wunderbar schön?“

„Das ist herrlich!“ giebt sie leise zurück, und ihre Augen haften wie verzaubert auf der Meeres-

fläche, auf den weißen, flatternden Wolken, auf dem leuchtenden blauen Himmel. Und dann sah sie auf Kurd hinüber; ihre Blicke begegneten sich. Und da wußten sie, was sie wollten.

Nach Glück rief alles in ihnen — nach Glück, wie nur Jugendkraft es erobern kann — nach Glück, das die Augen leuchten macht in seliger Selbstvergessenheit, und flutende Schauer über den Körper hinjagt.

Freiheit — das ist alles — aus ihr springt gewappnet die Kraft hervor, und nur der Kraft dienen das Glück und die Schönheit. Das sang zu ihnen das Meer in seinen wilden Rhythmen — das strömte wie Sonnenfluten von oben herab, das lag wie ein berauschender Trank in Luft und Himmel und Wasser.

Dora Ellhorst stand am Maste, die Augen wie geblendet, während ihre Brust rasch und ungestüm wogte — sie wußte nicht mehr, wo sie war, was alles da am Lande hinter ihr lag; sie lebte in einer anderen Welt.

Das was es ja, wonach sie sich gesehnt hatte in tausend öden, vertrockneten Stunden ihres matten luxusvergifteten Daseins — was sie gesucht hatte in den Ballsälen, wo immer neue Reihen derselben gleichgiltigen Gesichter sich ihr präsentierten — bei langweiligen Soireen inmitten des leblosen und faden Geschwätzes, das sie umwogte — Poesie, die hatte sie gesucht, danach hatte sie geschmachtet, mit verhungernder Seele, geschmachtet, wie nur ein modernes Geschöpf schmachten kann, das ewig in seinem Dasein nach Poesie sucht. Während sie mit halbgeschlossenen Augen die Gecken anhörte, hatte sie geträumt von Märchen, von Helden und Rittern, die auf Abenteuer auszogen.

Und da trat es ihr entgegen, das Märchen vom Glück, jetzt, als sie blasiert und müde in die Heimat zurückgekehrt war, da traf sie ihn der wie ein blonder junger Eroberer mit dem Lächeln stolzen Siegesbewußtseins in ihr Leben trat. Sie schrak empor — Kurd hatte ihre Hand ergriffen — sie empfand, wie er sie an sich zog.

„Fühlen Sie nicht, Dora, was unserer wartet? Das ist Glück — berauschendes Glück — Fühlen Sie nicht, daß wir zu einander gehören?" Sein Atem ging heftig und stoßweise, in seinen Augen glühte es wie ein Vulkan unbändiger Leidenschaften.

„Lassen Sie mich!" flüsterte sie leise, sich sträubend mit dem Instinkt des Wesens, das der Selbstvernichtung entgegengeht — und doch wollte sie sich nicht sträuben — sie fühlte es ja kommen, das Glück —

„Dora, Sie sind mein, leugnen Sie es nicht."

Sie blieb, die Hände ausstreckend, etliche Schritte vor ihm stehen. Und sie zitterten beide am ganzen Körper. Sie zitterten wie es nur glückberauschte Jugend kann, bei der alles Leben sich zusammendrängt in einer einzigen, unwiderstehlichen Empfindung.

Das war das Meer, das sie so gemacht hatte. Das Meer hatte die Liebe in ihnen entfesselt. Es weiß nichts von Standesunterschieden, von dem Haß sich bekämpfender Familien, von den blöden Zwangsmitteln der Kultur. Es sieht hier nur diese junge, begehrliche Kraft, die erobern will, und das schöne, zitternde Weib, nach dem der Mann die Arme ausstreckt.

Hier fällt alles wieder ab, was wie staubiger Druck, wie zwängende Fesseln auf Menschenseelen liegt. Das Meer fragt die beiden nicht, woher und wohin, und ob das junge Weib, dessen Ahnen hinaufreichen bis zu den Tagen der Hansa, auch dem Manne da ebenbürtig sei, der als Sohn des armen Fischers einst an den Strand geschleudert war. Im Gegenteil, es liebt diese wilden rücksichtslosen Naturen, die die alten Kasten der Gesellschaft durcheinanderschütteln wie morsche Spreu.

Und etwas davon empfand Kurd, als er sie in seinen Armen hielt und ihre Lippen küßte — das war der soziale Triumph, daß er die Schranken niedergerissen hatte, die sie trennten, daß er sich damit den Ersten und Besten gleichgestellt hatte.

„Was ist das dort?" fragte sie leise, wie aus einem Traum erwachend, auf einen großen schattenhaften Gegenstand deutend, der vor ihnen auftauchte.

Kurd fuhr empor. Er sah, daß die Dunstmassen sich wieder über das Meer gelagert hatten, und daß der Wind abgeflaut hatte, man mußte aufpassen. Und es sah wahrhaft gespenstig aus, wenn, wie jetzt, plötzlich ein Segler vor ihnen auftauchte, grau wie ein Schatten, und ohne daß man kurz vorher noch das mindeste bemerkt hatte. Von Zeit zu Zeit versuchte immer wieder die Sonne durchzudringen, und dann wurde alles schärfer und deutlicher erkennbar. Auch das Wasser, das vorhin schmutzig grau ausgesehen hatte, erhielt dann eine grünblaue Färbung, die in immer neuen Nüancen schillerte.

Kurd hatte an der Bauart des Bootes, das ihnen begegnete, erkannt, daß es eine Norderneyer Tjalk war. Die Insel mußte also ganz in der Nähe sein. Und in der That, als die Sonne einen klaren Durchblick gestattete, sahen sie Norderney in kurzer Entfernung, aus leichten, schattenhaften Umrissen tauchte das Eiland vor ihnen auf wie eine Geisterinsel, als sollte der zaubervolle Traum, der die beiden befangen hielt, noch länger währen.

Kurd und Dora landeten. Sie fühlten, als er ihr beim Aussteigen behilflich war, das Zittern ihrer fieberheißen Hände, sie sahen sich an mit glänzenden Augen, und ihre Brust hob sich wie unter einem schweren Seufzer. Sie kamen in der That aus einer anderen Welt. Da war alles hinter ihnen versunken, was die Civilisation an Thorheiten, an kleinlichen Quälereien barg — sie hatten mit Gewalt das Glück an ihre fiebernde Brust gerissen. Dora blieb auf einmal stehen und sah ihn ernsthaft an.

„Küsse mich," sprach sie dann leise, sich zu ihm hinneigend, „ich werde an diesen Kuß denken, tage-, wochenlang — und dann werde ich alles vergessen, was ich sonst noch sehe und höre."

Er zog sie an sich, und es war wie ein Schrei, der in dieser Umarmung erstickte — wie der ekstatische Ausruf des Weibes, welches das ersehnte Glück endlich gefunden hat — er hörte sie noch leise flüstern — stammelnde, unzusammenhängende Worte — jene ur-

ewigen Worte der Liebe, die erst vergehen werden, wenn das Ende aller Tage gekommen ist.

Die Villa des Malers war nicht weit. Kurd und Dora sahen sie von fern zwischen den hohen Dünen auftauchen, das platte Schieferdach glänzte in dem trüben, gedämpften Sonnenlichte.

Sie waren erstaunt, als sie eintraten, die Thüren überall offen zu finden; keiner der Diener war zu sehen, und nirgends regte sich ein Laut; es lag etwas in der Luft, als sei ein Unglück geschehen. Die Villa hatte in ihrer Einrichtung das Eigentümliche, daß die beiden kleinen Zimmer, die das Erdgeschoß bildeten, alle zu dem großen Atelier des Malers an der Hinterfront mündeten, das von oben durch ein Glasdach Licht erhielt, so daß man von hier aus jedes einzelne Zimmer übersehen konnte.

Den beiden legte sich die Luft hier schwer auf die Brust. Es war hier immer etwas Enges, Erstickendes, etwas wie Weihrauch und Parfums; und sie kamen draußen von dem frischen Meerwinde, aus der Sonne, die ihr junges Glück beschienen hatte.

Kurd schritt mit raschen Schritten nach hinten, nach dem Atelier, wo er den Maler vermutete. Aber als er auf der Schwelle stand, machte er betroffen Halt, und Dora, die hinter ihm ging, vermochte nur mit Mühe einen Ausruf zu unterdrücken. Das war in der That ein seltsamer, fast grauenhaft-unheimlicher Anblick.

Auf der Chaiselongue in dem fast ganz dunklen Atelier, das überall mit Decken und Teppichen verhängt war, und das nur oben durch einen schmalen Spalt Licht erhielt, lag Edzard Löning, blaß, zusammengekrümmt, und die Hände krampfhaft an die Brust gedrückt. Von Zeit zu Zeit erschütterte ein qualvoller Husten seinen ganzen Körper. Es war ersichtlich, eine Art Krampfzustand hatte ihn eben verlassen oder war noch mitten in seiner Zerstörungsarbeit begriffen.

„Es ist also wahr," hörten ihn die beiden vor sich hinsprechen, „man glaubt nicht mehr an Poesie — man lacht darüber, und man hält sich selbst für Gott — und es ist wahr, gleich den Göttern hat der moderne Mensch die Natur gebändigt — also haben sie recht und ich unrecht!" Er schlug eine schrille, höhnische Lache auf; „haha! so sieht die Welt aus, in der wir leben." Und seine Augen hefteten sich mit einem gläsernen, starren Ausdruck auf das eben vollendete Gemälde an der Staffelei vor ihm — hier fiel von oben her das Licht herab, so daß es allein hell beleuchtet in dem dunklen Raume dastand.

Das war das Unheimlichste in diesem unheimlichen Gemache mit dem stöhnenden, todkranken Manne, dies Gemälde. Man konnte sich keine bizarrere Vereinigung von Phantastik und von packendem Realismus vorstellen. Das Bild stellte das Innere eines modernen Wiener Cafés dar, mit roten Plüschdiwans, Marmorbüffett und farbensatten Gemälden an den Wänden. An einem kleinen Marmortischchen saß ein junges, schönes Weib in verführerischer Toilette, eine lange schwarze Boa um den Hals, die das blasse Gesicht einrahmte; vor ihr saß eine dicke aufgeschwemmte Gestalt mit der Physiognomie eines Börsianers, er flüsterte ihr allerlei Verlockungen ins Ohr, lebhaft und unter abstoßendem Lächeln. Hinter dem Weibe aber stand der Tod und servierte als Kellner — ein grinsendes Lächeln schien in dem fleischlosen Gesicht erkennbar, ein Lächeln, das deutlich sagte: „Bald ist es vorbei mit all Deiner Pracht und Jugendschönheit — und dann gehörst Du mir — und Du wirst erblassen, wenn meine Knochenhände diesen weißen Hals ergreifen."

Der Atem stockte dem, der das Bild betrachtete. So ging es den beiden, die an der Schwelle standen, bis Kurd ungeduldig eine Bewegung ins Zimmer machte, da wandte sich Edzard Löning um. Er erkannte sie beide und er sah auch gleich an ihren erregten Zügen, was ihre Seele erfüllte: trunkene Lebenssehnsucht — das Gefühl, daß jeder Atemzug unter der Sonne ein Glück sei, ein beseligendes, jauchzendes Glück. Denn all ihre Gedanken waren verdrängt von einem, und der eine begriff alles in eins.

Und seine ganze Lebenskraft erschöpfte sich in dem satanischen Spott, mit dem er ihnen entgegenrief: „Ihr lügt, Ihr seid nicht glücklich! Liebe ist Lüge — die größte, berauschendste Lüge, die es giebt — Ihr, die Ihr an keinen Gott glaubt, wie könnt Ihr an Euer Glück glauben?!"

Kurd zuckte die Achseln, verächtlicher Trotz lag in dem Blick, mit dem er auf den alten Mann herabsah.

„Wer zu schwach ist und zu ungeschickt, um das Leben zu erobern," sprach er mit unverkennbarer Beziehung, „der glaubt immer, daß die Welt stille steht, und daß es kein Glück mehr giebt — aber wir wollen uns das Glück schon aufbauen — im Willen liegt es — das habe ich stets gefühlt!"

„Was haben Sie?" flüsterte Dora angstvoll, an den Maler herantretend, sie sah, daß ein neuer Krampfanfall seinen Körper zusammenzog, „kann ich Ihnen nicht helfen?"

Er schüttelte finster den Kopf, sein Blick haftete auf Kurd, der am Fenster stehend die Arme übereinandergeschlagen ihn ruhig ansah. Dieser empfand kein Mitleid mit ihm, das wußte er. Zum Mitleid hatte er ihn nicht erzogen.

„Ihr dürft nicht glücklich sein!" wiederholte er noch einmal leise, „wer an keine Ideale mehr glaubt, wer keine Götter mehr hat — der ist verurteilt! Und das seid Ihr — Ihr seid ja beide moderne Menschen."

Er lachte nochmals schrill und höhnisch auf.

Kurd trat einen Schritt auf ihn zu. Er hatte trotz seiner abwehrenden Bewegung die Fenstervorhänge zurückgerissen, die Teppiche beiseite geschlagen, und nun strömte das Sonnenlicht hell herein und umspielte ihn mit seinen goldenen, übermütigen Lichtern.

„Was sprechen Sie da? Das sind Worte, die wir längst nicht mehr verstehen!" rief er achselzuckend. „Die Götter? Die macht sich der Mensch, das weiß ich längst, Sie haben es mir selbst gezeigt. Und ich brauche sie nicht. Es soll jetzt Luft und Licht hier werden — ich habe Pläne —"

„Pläne sind dazu da, nicht in Erfüllungen zu gehen, Hoffnungen sind dazu da, getäuscht zu werden,

irre Dich darin nicht, junger Held," sprach Edzard Löning leise und schmerzlich.

„Ich werde dafür sorgen, daß sie in Erfüllung gehen!" rief Kurd energisch, „wir sind nicht mehr, was Ihr früher waret, Schönheitsfreunde, Idealisten — pah, was mache ich mir aus alledem, aus Kunst und Poesie, oder wie Ihr's sonst nennen mögt! Das ist alles unnütze Verweichlichung. Das Leben muß selbst Poesie sein; wenn es das nicht ist, wozu sich da Phantasiewelten zurechtbauen aus Rosenwolken und Märchengestalten?"

Er warf einen verächtlichen Blick auf die Gemälde ringsum, die teils auf Staffeleien, teils am Boden standen, auf die Büsten und Statuetten; er hatte gesagt, was er darüber dachte: „Unnützer Plunder!"

„Doch sieh, was ist das?"

Kurd Bahnsen stand betroffen vor einem Frauenbildnis auf einer offenbar noch frischen Leinwand — der Maler mußte noch vor kurzem daran gearbeitet haben — das war ein eigentümliches, gleichsam nervösreizbares Gesicht, nicht hübsch, nicht häßlich, aber wunderbar anziehend, eine Fülle wirrer dunkler Haare auf dem Kopfe, mit zwei großen weitgeöffneten Augen. Das Gesicht reizte immer wieder, man sah stets neue Tiefen und Linien — sein eigentlicher Ausdruck war in Wahrheit unfaßbar — wenn es ein Porträt war, mußte das Original für einen Mann sehr gefährlich sein.

„Wer ist das doch?" Kurd besann sich. „Ah so, ich weiß schon — Frau Carstens, nicht wahr?"

Der Maler nickte. Er fügte kein Wort hinzu, und man sah an seinem abgewandten Blick, daß er die Frage nicht gern beantwortete.

Kurd Bahnsen wußte, daß Löning eine Tochter gehabt hatte, ein schönes, aber leichtsinniges, begabtes Mädchen, das gegen seinen Willen zum Theater ging, dann mit einem Sänger Namens Carstens nach Amerika auswanderte und dort verschollen blieb, jetzt vermutlich längst gestorben war. Das letzte, was der Maler von ihr bereits vor Jahren hörte, war, daß ihr eine Tochter geboren sei, die sie auf den Namen Helga taufte, seitdem hatte er keine Nachricht mehr von ihr. Er wußte nur, daß sie in Milwaukee, im Staate Wiskonsin, zuletzt ansässig gewesen war.

„Nun, was hast Du für Pläne?" fragte Edzard Löning leise nach einer Pause, während es um seine Mundwinkel zuckte.

„Ich will bauen, Schiffe, Anlagen, Werften womöglich!" rief Kurd mit blitzenden Augen, „ich möchte dem ganzen Dampferverkehr über den Ocean eine Ausdehnung geben, von der man noch gar keinen Begriff hat, nicht zwei bis drei kleine Gesellschaften, die allenfalls ihre Kosten decken, nein, eine ganze Flotte von Dampfern, und alles konzentriert —"

„Natürlich!" unterbrach ihn Edzard, „Du wirst den Vorteil davon ziehen, Du wirst die anderen tot machen vermittels des erhabensten Begriffes, den die Neuzeit kennt, vermittels der Konkurrenz, — und sie?" fragte er, auf Dora deutend.

„Ha!" rief Kurd übermütig lachend, indem er seinen Arm um die Errötende legte, „wir haben uns verlobt, da draußen auf dem Meere, und der Wind hat dazu gepfiffen, und die Sonne geleuchtet, und keiner von den hochnasigen Patriciern ist dabei gewesen — die hätten vor Schrecken ihre ehrwürdigen Perücken verloren —"

Er preßte sie an sich und drückte einen Kuß auf die Lippen der sich Sträubenden, im vollen siegesbewußten Rausch des Mannes, der das Weib wie eine zitternde Beute in seinen Armen fühlt. Edzard Löning wollte sich erheben, er machte eine Bewegung mit der Hand — da faßten ihn die Brustkrämpfe von neuem — stöhnend und röchelnd blieb er auf der Chaiselongue liegen, während ihm ein leichter, roter Schaum auf die Lippen trat.

Dora Ellhorst wollte entsetzt hinzuspringen, aber Kurd hielt sie mit einer ruhigen Bewegung zurück.

„Laß nur. Das hat er in der letzten Zeit immer gehabt. Ich werde die Leute rufen."

Und er führte sie hinaus, indem er nach dem Diener rief, den er auf dem Vorplatze bemerkte. Dieser sprang eiligst zur Pflege des Kranken herbei. Kurd Bahnsen ging achselzuckend in ein anderes Zimmer — er liebte solche „Scenen" nicht.

Indessen blieb er auf einmal stehen, von einem Gedanken betroffen, der ihn lebhaft beunruhigte. Der Maler sah doch sehr schlecht aus, es konnte vielleicht bald ein rasches Ende mit ihm nehmen, und wie stand es dann mit den testamentarischen Verfügungen? Das Vermögen Edzard Lönings war ziemlich beträchtlich, die Familie stammte aus einer der reichsten Marschgegenden Ostfrieslands.

Das Testament — Kurd war daran doch einigermaßen interessiert, da jener nicht viel Verwandte mehr hatte. Er beschloß doch noch einmal nach dem Befinden des Kranken zu sehen, um ungefähr taxieren zu können, wie lange das noch dauern würde.

Er war nicht umsonst eine praktische Natur.

(Fortsetzung folgt.)

In deutscher Hand.

Roman

von

Carl Postumus.

(Fortsetzung.)

Mit Windesschnelle ging es auf den unebenen Waldwegen vorwärts. Der Schmutz der aufgetauten, tiefen Geleise ward von den Rädern im Laternenschein wie ein Funkenregen hochgeschleudert. Die tief hängenden, nassen Fichtenzweige streiften bald rechts, bald links unsanft der Geschwister Umhüllungen, aber keiner gebot dem ungestümen Kutscher Einhalt. Sie, in ihrer Ungeduld, hätten den dahinrasenden Tieren im Gegenteil noch Flügel verleihen mögen.

In der ersten Zeit ihres Verkehrs in Jerzonkowo hatten sie im Königsschlößchen ein allerliebstes Fest mitgemacht. Ehrentraut war damals von dem eigenartigen Gebäude entzückt gewesen. Auf vier mächtigen, durch ein großes Gewölbe verbundenen Füßen ruhend, erhob sich ein dreistöckiger Turm, dessen Fenster mit sich weit ausbauschenden, schmiedeeisernen und durch goldenes Blattwerk verzierten Gittern geschützt waren. Obgleich das Ganze im dunklen Waldesgrün versteckt gar nicht finster dalag, nannte der Volksmund es „der Fürstin Gefängnis“ und knüpfte allerlei Schauergeschichten an die dunklen Gewölbe. Einstmals mochten die zierlichen vier Seitenkuppeln wie die noch jetzt reiche Vergoldung zeigende Mittelkuppel weit in das Land geschaut haben. Einstmals, als jene Baumriesen ringsum, an die nach testamentarischer Bestimmung keine Axt gelegt werden durfte, noch in den Kinderschuhen standen. Damals sollte in den hellgetäfelten, mit Wandgemälden italienischer Meister geschmückten Gemächern ein schönes Weib gehaust haben, das ein eifersüchtiger Gatte hier vor Augusts des Starken Nachstellungen hütete.

Dank den Gittern und dem wohlverwahrten Eingange im Ostturm, welcher die steilansteigende Wendeltreppe barg, konnte an ein Entweichen der jungen Fürstin, ob sie auch nach dem königlichen Geliebten ausgeschaut haben mochte, nicht gedacht werden. Ob sie unruhvoll von einem Turmzimmerchen in das andere gegangen, oder höher gestiegen war, wo dieselben Zimmer, zum Schlafen eingerichtet, alles bargen, was eine verwöhnte Frau an Schmuck oder Putz brauchte? Ob ihre zierlichen Stöckelschuhe die Steinstufen der Wendeltreppe so ausgetreten hatten? Ob sie wohl an der unteren Eichenthür gerüttelt, und versucht hatte, den schweren Riegel, der ihren goldenen Käfig verschloß, zu sprengen?

Wer wollte das und ihre Gefühle erraten, da August der Starke ihr Gefängnis gewaltthätig erbrach, und ihren seine Ehre verteidigenden Gemahl niederstach, um die Fürstin mit sich zu nehmen. Niemand wußte mehr wohin.

Die verblichene Pracht von einst hatten Wallrodes noch gesehen. Zwar war der Stuck von den Decken gefallen. In dem weißlackierten, gold, rosa, oder blau abgetönten Getäfel hausten Käfer, und der Zahn der Zeit hatte die Damastbezüge der Sessel und Sesselchen fast vernichtet. Im schärfsten Gegensatze hierzu prangten die nackten, allegorischen Gestalten der Gemälde im frischesten Fleischtone, und die meißener Potpourriedose auf dem Kamin war noch mit duftigem Inhalte gefüllt.

Nun umgab die Stille dunkler Nacht das Schlößchen, aus dem ein schwacher Lichtschein den Nahenden entgegenleuchtete.

Ehrentrauts Herz zitterte. Sie legte ihre Hand ganz fest auf Hans Heinrichs Arm und folgte dem voranschreitenden Mierzwinski, dem Severinkas alte Zofe, ein Lämpchen in der Hand, die Turmthür öffnete.

„Niech bedzie pochwalony Jezus Chrystus (Gelobt sei Jesus Christ)!“

„Nawieki wiekow, Amen (Von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen)! Lebt er noch, Andka?“

Die Alte nickte kummervoll, küßte Ehrentrauts Hand und schritt voran. Nachdem sie durch die Thür lugte, flüsterte sie: „Sie betet!“ Dann forderte sie zum Eintreten auf: „Kommen Sie, jetzt hört sie nichts!“

Auf den Zehenspitzen betraten die drei das durch zwei auf dem Kamin stehende Kerzen beleuchtete Gemach, in das aus dem Nebenzimmerchen eine Gebete leiernde Stimme tönte.

Indes Mierzwinski dem jungen Mädchen den Pelz abnahm, atmete diese im Vorgefühl des Kommenden angstvoll auf. Ein feiner Weihrauchduft umnebelte ihre Sinne. Dazu blendete sie das Kerzenlicht, daß sie die Augen wie in halber Bewußtlosigkeit schloß und kaum begriff, wie Mierzwinski ihrem Bruder, sich bekreuzigend, zuflüsterte: „Les Saints Sacrements (Die letzte Ölung)!“

Dann als ein Priester herauskam, das Allerheiligste zur Anbetung feierlich erhoben, warf der Pole sich auf die Kniee, der Geistliche aber sagte ernst zu den Geschwistern:

„Der Graf ist für seinen letzten Weg vorbereitet; er erwartet Sie.“ Sein Blick ruhte neugierig auf Ehrentraut, während er halblaut hinzufügte: „Seine Minuten sind gezählt! Seien Sie barmherzig, wie auch Sie dort Oben Barmherzigkeit erflehen.“

Bei ihrem Eintritt in das andere Turmzimmer bemühte eine abgezehrte Leidensgestalt sich vergebens, den Kopf emporzuheben, in dessen unnatürlich groß erscheinenden Augen neues Leben leuchtete.

Ein namenloses Weh erfüllte Ehrentraut. Doch ohne zu zucken, zwang sie sich zu einem trostreichen

Lächeln, und eilte impulsiv vor, um Wladislaws Oberkörper mit sanfter Bewegung aufzurichten. So ihn in ihren Armen haltend, kniete sie neben dem Bette nieder, ihres Bruders kräftige Hände ergriffen jetzt des Sterbenden magere Finger. Keiner vermochte vor Aufregung zu sprechen.

„Dank! Dank für Ihr Kommen!" murmelte endlich der Kranke, dessen Kopf schwer gegen des Mädchens Schulter lehnte, und sah dabei unruhvoll zu Wallrode empor, als wolle er die in jenem arbeitenden, sich widersprechenden Empfindungen ergründen.

Hans Heinrich wollte verzeihen! Beim längeren Anblicke des Freundes stieg der Groll über dessen Verrat indes wieder mächtig in ihm auf. Er sah in dem Kranken nicht mehr den Sterbenden, sondern den Mann, welcher sich schlau berechnend in sein Vertrauen stahl, um ihn mit kalter Überlegung zu hintergehen. Unwillkürlich ließ er Dorpowskis in erster Aufwallung ergriffenen Hände fahren und wandte sich ab. Es war unmöglich, die in seiner Person dem ganzen Deutschtume angethane Schmach zu verzeihen!

Dorpowski verstand seine Bewegung so gut wie Ehrentraut, die weinend flehte: „Bruder, Bruder, sage doch ein Wort!"

Wladislaw schüttelte schwach den Kopf, dann flüsterte er fast unhörbar: „Engel, Du ahnst meine Schuld nicht — auch er nicht! Freund, Freund — wenn Du wüßtest, was es mich kostete, gemeinsames Spiel mit Wilddieben und Mordgesellen zu machen!"

„Wladislaw?"

Während Ehrentraut des Geliebten Namen klagend rief, lag in Wallrodes Ton drohende Frage.

„Und doch war es so!"

Vor Erregung nahm des Kranken Stimme die alte metallische Kraft an, ja, er streckte die Hand wie zum Schwure hoch.

„Pan Schnackenberg schoß am Teichdamm auf Dich! Und ich — ich — schützte den Schurken wissentlich durch meine Bürgschaft!"

„Du lügst! O sag, daß Du lügst! Vernichte nicht den letzten Rest meiner Freundschaft für Dich und Dein Volk! So tief kann ein polnischer Edelmann, konntest Du nicht fallen!"

In aufsteigender Seelenqual trat Hans Heinrich wieder an das Bett und richtete seine Blicke fast flehend auf die Jammergestalt vor ihm, deren Stimme zum heiseren, eigentümlich ans Herz dringenden Flüstern herabsank:

„Wahrheit war es, Hans Heinrich! Ich mußte so handeln, weil ich meine Aufgabe ohne den Schurken gefährdet sah. Ahnst Du nun, was es mich kostete, an der Seite des gemeinen Verbrechers zu stehen? Weißt Du, in welch qualvoller Selbstverachtung ich mich verzehrte? Fühlst Du, wie der reine Odem Deiner Nähe mich täglich, stündlich demütigte? Und doch durfte ich nichts sagen! Jetzt, wo ich Dir wie dem Priester beichtete, bitte ich Dich, durch Dein Vergeben die Schande von mir zu nehmen! — Du schweigst? Freilich, so etwas kann ein Mann dem anderen nicht verzeihen? Du bist kein Gott!" —

Da wallte es in Hans Heinrich heiß auf. Des Freundes Erniedrigung bewegte sein Herz sich selbst zu bezwingen. Ein Gott war er nicht, aber ein warm empfindender Mensch und ehrlich bestrebt, seinen Groll zu überwinden. Froh, in dem von ihm ungehört Verurteilten ein Opfer falscher Vaterlandsliebe, jedoch keinen Unwürdigen sehen zu dürfen, beugte er sich zu dem Schweratmenden. Bei dem Anblicke gedachte Ehrentraut Jean Pauls Ausspruche: „Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet, oder verzeiht." Sie bückte sich, um ihre Lippen dankerfüllt auf des Bruders Hand zu pressen, während er weich sagte: „Doch, Wladislaw, wer wie Du litt, dem wird verziehen! Alles, was zwischen uns lag, sei vergessen — nur unserer Freundschaft wollen wir uns erinnern!"

Sein Blick ward bei dem Gedanken feucht, daß er den Freund verlieren sollte, den er eigentlich jetzt erst gefunden hatte, wo ihre Seelen sich, von allen irdischen Berechnungen frei, verstanden.

Um seine Worte durch die That zu beweisen, nahm er der bebenden Schwester den Kranken ab und stützte ihn mit seinem starken Arm.

„Dank, Bruder!"

Ein langer Blick weilte auf Hans Heinrichs bewegten Zügen, dann sanken die Lider müde über die dunklen Augen.

„Ich weiß — nicht — ob — ein — Pole — so edel. — Verzeihen — ist — schwer! — Und — was — ich — Dir — that, — Mädchen? —"

Einen Halt suchend, griff seine Hand unruhig umher, bis sie auf Ehrentrauts schmerzvoll gesenktem blonden Haupte liegen blieb.

„Nimm — Du — Dich — ihrer — an, — sie — ist — elender —"

Er konnte nicht weiter. Wallrode sprach ihm ermutigend zu, wischte in zärtlicher Sorge den Todesschweiß von der bleichen Stirn, doch des Polen Geist, der sich nur durch krampfhafte Nervenanspannung bis jetzt gesammelt hatte, verwirrte sich und löste sich von der in Zuckungen liegenden, irdischen Hülle. Der Sterbende empfand diese qualvollen Beklemmungen offenbar weniger als die tief erschütterten Geschwister. Denn seine Augen strahlten in fast übernatürlichem Lichte, und ein glückliches Lächeln umspielte seine Lippen, als er sein Haupt an des Freundes Brust bettend, in langen Pausen hinhauchte: „Wohl — mir, — in — deutscher — Hand — Ach — Polen —"

Noch ein letzter Seufzer, dann streckte sich sein schlanker Körper. Hans Heinrich ließ den Entschlafenen langsam in die Kissen gleiten und schloß die gebrochenen Augen.

„Erlöst!"

„Tot?!"

Aufschluchzend küßte Ehrentraut die heißgeliebten Lippen.

Ach, für sich hatte sie ihn lange schon tot gewähnt! Aber jetzt erst, wo die Welt ihr leer erschien, fühlte sie, daß sie im innersten ihrer Seele noch immer gehofft hatte, daß ihre Entsagung ein Selbstbetrug gewesen war. Wohl empfand sie des Bruders Kuß, hörte seine Stimme, sah alle Dinge ringsum er-

schreckend deutlich. Die gemalte Liebesgöttin über dem Todeslager grub sich ihr durch den furchtbaren Gegensatz zu Wladislaws starrem Körper für immer in das Gedächtnis. Aber ihr war es, als ob ihren Gliedern die Fähigkeit der Bewegung fehle. In seltsamer Willenslosigkeit fühlte sie sich gleichsam entkörpert und hatte nur den einen Wunsch, ihre Seele möchte sich mit der des Geliebten vereinen.

Da schlich Severinka auf bloßen Füßen katzengleich herein; ihr ehemals braunes, jetzt weißes Haar fiel in mächtigen Wellen bis auf ihre Kniee hinab und umgab sie mantelartig. Bei dem Anblick der Geschwister stutzte sie. Halb scheu fragend, halb wild abweisend, starrten ihre Augen unter der zerzausten Mähne hervor. Dann legte sie die rechte Hand seufzend an die Stirn und stand plötzlich nach einigen sprungartigen Schritten an der anderen Seite des Bettes, von wo sie den Verstorbenen und Wallrodes abwechselnd musterte.

Unwillkürlich legte Hans Heinrichs Arm sich schützend um Ehrentraut, die bei Severinkas Erscheinen erbebte. Ihm war es, als drohe ihr von der eifersüchtigen Irren Gefahr.

Nachdem diese sich einen Augenblick über das tote Antlitz gebeugt hatte, sänftigte sich ihr Blick.

„Du darfst ihn nicht so traurig ansehen!“ flüsterte sie geheimnisvoll, aber deutsch, obgleich sie sonst durch nichts verriet, daß sie die Geschwister erkannte. „Er schläft sanft wie ein Kind, den Gutenachtkuß der Mutter noch auf den Lippen! Wie lange das her ist! Ich darf nie mehr schlafen — nie!“

Wieder legte sie die Hand gegen die Schläfe und strich die wirren Haarmassen zurück.

„Du weißt, wie das schmerzt? Warum legst Du Deine Hand nicht auf mein Haupt? Willst Du meine Heilige nicht sein?“

Mit ungeahnt schneller Bewegung warf sie sich zu Ehrentrauts Füßen und umklammerte deren Kniee. Ihre trockenen Lippen berührten des jungen Mädchens schlaff herabhängende Hand, ihre Augen aber schauten, wie einen Urteilsspruch zu erwarten, flehend empor. In diesem Blicke lag ein solcher Ausdruck geheimer Qual, irrer Angst, solch Ausdruck geistiger Trübung, daß Ehrentraut, von tiefstem Mitleid mit der Unglücklichen erfaßt, der eigenen Seelenschmerzen vergaß und beide Arme um die Knieende schlang, die sie weinend an sich zog.

„Arme, arme Severinka!“

Nach dem vorangegangenen, krampfartigen Zustande eine Erleichterung, fielen ihre Thränen Tropfen bei Tropfen auf den weißen Scheitel. Was mußte diese Frau seelisch gelitten haben!

Zum ersten Mal im Leben befanden Wallrodes sich einer Wahnsinnigen gegenüber. Dieselbe Frau war es, neben der stehend Ehrentraut es noch vor kurzem so natürlich fand, gänzlich übersehen zu werden. „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren,“ sagt Lessing. Aber es gehört ein Übermaß von Schmerz und Aufregung dazu, um das an und für sich überaus zarte, doch auch überaus dehnbare Gewebe menschlichen Denkvermögens derart zu verwirren wie bei der Armen hier, deren geistige Umnachtung nicht einmal durch des Geliebten Tod soweit erhellt ward, daß sie Tod und Schlaf unterscheiden konnte.

Während Ehrentraut auf der Kranken Wunsch die Hand gegen ihre Stirn preßte, bemühte sie sich zärtlich die Knieende aufzurichten und fortzuführen. Was ihr auch gelang, als Hans Heinrich der Gräfin Arm in den seinen legte. Wie sie die fast Willenlose nun in ihr Schlafzimmer brachten, wo die Zofe des Barons Stelle verstohlen einnahm, ging er zurück, um die Thür zum Sterbezimmer zu schließen. Der Gedanke, der Frieden des Todes könne wieder durch irre Reden entweiht werden, war ihm entsetzlich. Dann setzte er sich zu Mierzwinski in das Mittelzimmer, Ehrentraut zu erwarten.

Diese versuchte inzwischen vergebens, Severinka zu bereden, sich zu entkleiden, doch gelang es Ehrentrauts ruhigen Bestimmtheit endlich, die Arme in ihrer Bauerntracht zu Bette zu bringen. Hier schloß sie bald ermüdet die Lider, fuhr indes in der nächsten Sekunde schreckerfüllt empor, schüttelte von Grauen erfaßt ihre Haarmassen und begann ein Haar nach dem anderen ruckweise auszuziehen, ohne daß man sie daran hindern konnte.

„Laß, laß! Alle muß ich vernichten! Dem Jessaul kostet's schon das Herzblut! — Ins Feuer mit ihnen!“

Sie warf die zusammengeballten Haare von sich und starrte zufrieden lächelnd vor sich hin.

„Hörst Du? Das prasselt und kracht! Polens Feinde, — ja, ja, die tolle Agniszka!“

Mit weitgeöffneten Augen legte sie sich zurück und schnellte, den Blick auf das dunkle Fenster gerichtet, von neuem hoch.

„Mörderin! Meineidige! Ha, das ist meines Mannes Stimme, die mich foltert! Wollte ich denn das? Ihn morden? Nein, nein!“

„Severinka, ermanne Dich, Du träumst!“

So ermahnte Ehrentraut, die einen kalten Wasserumschlag um der Kranken Stirn band.

„Das jammert sie immer!“ erklärte die Kammerfrau. „Frau Gräfin glauben den in der Schlacht erschossenen, seligen Herrn Grafen, die Heiligen erbarmen sich seiner Seele, — ermordet zu haben! Wo gnädiges Fräulein hier sind, geht's noch ruhig!“

„Ach, ich weiß!“ seufzte Severinka matt. „Du Heilige! Vor Dir verschwinden jene Geisterwolken, — sie drohen nur noch aus weiter Ferne — ballen sich finster zusammen!“

„Schlaf nur! Schlaf, geliebtes Herz!“ murmelte das tiefbewegte Mädchen und bettete, während sie der Kranken zuckende Hand sanft festhielt, deren gequältes Haupt wieder in den Kissen.

Nachdem sie eine halbe Stunde so neben ihr gesessen hatte, war Severinka endlich eingeschlummert. Ihre Atemzüge gingen ganz ruhig und auf dem sonst verzerrten Gesichte prägte sich geistiger Friede aus. Da löste Ehrentraut ihre Finger und glitt mit einem leisen „morgen komme ich wieder,“ zur Thür hinaus.

Inzwischen hatten die Herren die Zeit benutzt, um den kaum erkalteten Körper mit Hilfe des Priesters in einem der kellerartigen Turmgewölbe aufzubahren.

Die beiden Polen hatten für des Barons sichtliche Trauer wenig Verständnis. Das frühe Hinscheiden ihres Landsmannes, wie die traurigen, demselben vorangegangenen Ereignisse, thaten ihnen zwar leid, aber konnten sie oder gar Klagen das ändern? So ordneten sie alles für diesen Fall Notwendige geschäftsmäßig ruhig und begriffen des jungen Deutschen Gefühlsseligkeit durchaus nicht. Der Geistliche blieb, die nötigen Gebete zu verrichten, neben der Bahre stehen, Mierzwinski aber führte den Baron wieder hinauf, wo inzwischen ein kalter Imbiß aufgetragen worden war.

„Wirrd das gut thun! Bitte, grreifen Sie zu, Barron!“ Damit warf er sich in einen Sessel und stürzte ein paar Gläser Ungar hinunter, ehe er zu Kaviar- und Fleischbrötchen griff.

Der Materialist widerte Hans Heinrich förmlich an, zumal er des Verstorbenen Verhältnisse wahrhaft rücksichtslos zu erörtern begann. Da die Dorpowskischen Güter von den Russen mit Beschlag belegt seien, wäre Wladislaw arm wie ein Bettler geflüchtet. Er habe also nur die Wahl zwischen Sibirien und preußischer Gefangenschaft, eventuell einer Heirat mit Severinka gehabt, was bei ihrem verringerten Besitze auch kein Glücksfall zu nennen sei. Gewiß würde jeder der durch den Krieg arg mitgenommenen Brüder den Verarmten nach Kräften unterstützt haben, aber für Dorpowski sei der Tod besser als das Gnadenbrot, das stehe fest.

Dagegen wandte Wallrode nichts ein. Nein, zum Spaßmacher, vierzehntem Gast oder stetem Bankhalter wäre Wladislaw schlecht geeignet gewesen. Das Schicksal hatte es mit dem Freunde am Ende noch gut gemeint, aber daß man dessen Opfer so rasch vergaß und kaltblütig zur Tagesordnung überging, ergrimmte Hans Heinrich. Mit dem selbstsüchtigen Rechte des Lebenden that jener Pole, als sei Wladislaw überflüssig geworden, als ständen dem irregeleiteten Volke viele solche Söhne wie der durch und durch edel denkende Dorpowski zu Gebote! Ein bitteres Lächeln umspielte des Deutschen Mund, und an Mierzwinskis Leben wie an einen gestern in Krzhowo aufgetretenen, französisch bettelnden, polnischen Edelmann denkend, sagte Wallrode sich, solch demütigendes von Gut zu Gut Ziehen sei für seinen stolzen Freund ebenso undankbar gewesen wie ein bescheidener Broterwerb. Sein unabhängiges adliges Auftreten würde sich weder für eine Inspektor- noch Hofmeisterrolle geschickt haben. Er war eben nur zu Glanz und Reichtum erzogen. Es gab Hans Heinrich zwar einen Stich durchs Herz, aber er mußte sich doch eingestehen, Wladislaw habe zu jenen Bemitleidenswerten gehört, die sich nur in der allerbevorzugtesten Lebenslage, doch nicht im Kampf mit Armut und Entbehrungen zu bewegen verstehen. So sehr die erstere alle edlen, liebenswürdigen Eigenschaften zeitigen und glänzend hervortreten lassen würde, ebensosehr würden die bis dahin zurückgedrängten Charakterschwächen unter des Mangels Druck sich zu Lastern ausgebildet haben. Wladislaw Dorpowski war nicht geschaffen sich durch geistige oder körperliche Arbeit systematisch emporzuringen.

Baron Wallrode drehte sein Weinglas nachdenkend um die eigene Axe und fragte sich, wie er selbst in ähnlicher Lage die Probe bestände? Was er, auf sich allein angewiesen, leisten könne? Ob die Seinen auch Gott danken würden, falls ein gütiges Geschick seine Prüfungen durch einen vorzeitigen Tod beendete?

Neben dieser ernsten Selbstprüfung drückte der Schwester Herzeleid ihn wie eine schwere Last. Auch hier konnte er nichts thun, nicht eingreifen, sondern nur fragen: „Wird sie Kraft finden zu überwinden?“

Wie sie jetzt bleich zwar, doch sichtlich gefaßt in das Zimmer trat und ihre Hand leise in die seine legte, da verstanden die Geschwister sich ohne Worte.

„Wir wollen fahren, Hans Heinrich. Severinka schläft. Nach solchen Aufregungen verlangte ihr Körper sein Recht!“

Der Dame ruhige Haltung flößte dem Polen Achtung ein. Als er ihr jetzt ein Glas Wein anbot, stand er demütig wie vor einer Fürstin, doch sie wehrte, ihm den Rücken drehend, hastig ab:

„Bitte nicht! Ich müßte dran ersticken!“

Ihr Bruder sah, daß sie mit ihren Thränen kämpfte, und bot ihr den Arm.

„Gehen wir, mein Liebling!“

Der Pole küßte dem Mädchen unter vielen Dankesworten die Hand und bat: Baroneß möchte sich der armen Wahnsinnigen weiter opferwillig annehmen.

Ehrentrauts wunderbarer Einfluß auf die Kranke schloß für die Zukunft vielleicht eine Erleichterung seiner ihm durch Damskis Testament auferlegten Pflichten in sich. Soweit sie seinem Lebensgenusse nicht entgegentraten, war er ja bereit, alle zu erfüllen, obwohl er schon mit Schrecken der Aufregung gedachte, die mit der Überführung der Wahnsinnigen in eine Anstalt verbunden wären. Nun fand er in der Deutschen die ersehnte, nicht zu unterschätzende Stütze. Denn sie gehörte offenbar zu den opferfreudigen, selbstlosen Naturen, denen nachzustreben ihm so fern lag, deren Güte er aber gern anerkannte und durch Dankbarkeit zu neuen Wohlthaten zu reizen suchte.

Während die Geschwister bei Morgengrauen in strömendem Regen langsam heimfuhren, schlief Mierzwinski im oberen Turmzimmer, vollauf zufrieden mit sich, den Schlaf des Gerechten. Nichts störte seinen Schlummer. Er war weder überamtseifrig, noch ehrgeizig. Solche brotlose Künste überließ er gern jüngeren Heißspornen und streckte selbst seine Füße unter fremden Tisch, sobald dieser nur wohlgedeckt war, sobald ein kleines Spielchen Gewinn verhieß. Mühsam zu säen, um berechtigten Anspruch auf Ernte zu haben, war nicht pan Josephs Geschmack.

Er glaubte eben eingeschlafen zu sein, aber die Sonne stand schon hoch am Himmel, da klopfte es ungestüm an seine Thür.

„Was giebt's, Esel?“

„Verzeihung, gnädiger Herr, aber Frau Gräfin sind spurlos verschwunden!“

„Zum Teufel auch!“

Rasch warf er einige Kleidungsstücke über und

stürzte verschlafen die Treppe hinunter. Ja, Severinka war nicht zu finden. Die Treppenthür mußte aufgeblieben, die Wärterin eingeschlafen sein. Bis in den Wald verfolgte man die Spuren kleiner, nackter Füße auf dem feuchten Erdboden, dann verriet der Moosteppich ringsum nichts weiter.

„Diese Weiber! Vernünftige und verrückte scheinen nur geschaffen, um Unheil heraufzubeschwören!“ brummte Mierzwinski in sich hinein, nachdem er die Leute beim Frühstücken verhört und über einen Verfolgungsplan nachgedacht hatte. Noch nie schmeckte ihm guter Kaffee so schlecht, goldig geröstetes Brot so nüchtern, Butter ihm so versalzen wie bei dieser Mahlzeit. Und die Cigarre erst — nicht in Brand zu halten! Als auch die dritte schief angeraucht fortgeworfen ward, befahl er für sich den Wagen anzuspannen, und das Personal aus dem Forsthause antreten zu lassen. Er wollte nach Jerzonkowo und in die Nachbarschaft fahren, während die Leute den Wald absuchen sollten.

Zu Fuß konnte die Entflohene nicht weit kommen, ein Unglück aber schien ihm bei dem Fehlen naher Teiche ausgeschlossen.

„Freilich, trau einer den Weibern!“

Wenn sie bei einem Vorsprunge von zwei Stunden bis an den Jerzonkowoer See gekommen wäre? Ihm ward höchst unbehaglich zu Mute. Doch, wo er auch fragte, keiner hatte die Gräfin in Bauerntracht gesehen.

Niedergeschlagen und von wirklichem Hunger ermattet, kehrte er ins Schlößchen zurück. Zum ersten Mal im Leben machte er sich Vorwürfe, zu leichtsinnig gewesen zu sein.

Da überreichte der Kutscher ihm einen Brief, welcher nebst Blumen und Kränzen eben aus Krzhowo angelangt sei.

„Ah, für unsern armen Freund!“ murmelte er, warf einen flüchtigen Blick in die enggeschriebenen Zeilen, und diese dann ärgerlich auf den nächsten Tisch. Drei Seiten lang deutsch zu buchstabieren fehlte ihm gerade noch! Die fremdländische Epistel als Zugabe für alle Anstrengungen! Schwerfälligkeit ohnegleichen! Anstatt die Kränze einfach in Begleitung von Karten zu schicken, großmächtig zu schreiben! 'Ne Barbarei, die kein Pole oder Franzose sich hätte zu Schulden kommen lassen!

Französisch war doch die Umgangssprache jedes nur halbwegs gebildeten Menschen! Ihn zwingen wollen! Pah! Und da maßten diese Deutschen sich allen Ernstes an, das durchbildetste Volk der Erde zu sein, ein Volk von Denkern? — Unerhört! Diesem steifnackigen, weinerlichen Freiherrn fehlte nur die Fähigkeit, sich in der Sprache der vornehmen Welt auszudrücken. Pah, vortrefflich, aber kein Chic, kein Esprit, kein Sprühfeuer!

Eine ernstere Natur hätte gleich ausgeführt, zu welchen Erfolgen diese oder jene Eigenschaften bei einzelnen sowohl, wie ganzen Völkern führen müßten. Würde das Für und Wider in ein System gebracht und bewiesen haben, warum den Deutschen die Leichtigkeit eleganter Lebensart abgehe, während der Pole wegen des Besitzes dieser Gabe so ganz besonders zum Genuß des Lebens, zum Abschöpfen des „crême de la crême“ geschaffen sei. Soweit ging pan Joseph indes nicht. Er freute sich nur, durch Geburt und Erziehung den letzteren anzugehören, worauf er, in etwas gestärkt, wieder nach dem mißachteten Briefe griff. Es war ihm eingefallen, daß Wallrodes Handschrift viel energischer aussähe.

Richtig! „Ihre ergebene Charlotte v. Falkenstein.“

Aha! Anerkennenswert praktisch! Die kommt auf das gestern abend vorgeschlagene Geldgeschäft zurück! Am Ende hat Tod und Wahnsinn damit auch nichts zu thun! Na, ein Neuling schien die in Geldgeschäften nicht zu sein. Mannheimer hatte doch 'ne feine Nase und spürte die Dukaten wie 'n Trüffelhund diesen leckersten aller Pilze! Mierzwinski schnalzte mit der Zunge: „Heilige Madonna von Czenstochau, was wären wir Polen ohne Juden! Nun, was geruht Mademoiselle denn zu schreiben?“ Über das in Aussicht stehende Geldgeschäft vergaß der alte Lebemann die Unruhe der letzten Stunden und den Ärger über die spitzen, deutschen Buchstaben. Waren nur die Hypotheken untergebracht, fand alles andere sich ja von selbst.

Und Severinka?

Pah! Heutigen Tages verschluckte die Erde keine Menschen! Wenn der Teufel doch sämtliche Weibergrillen holte!

V.

„Die That allein beweist der Liebe Kraft!“

Übernächtig und niedergeschlagen schaute Ehrentraut in den öden Garten, an dessen Gebüsche sich noch kein grünendes Knospen bemerklich machte. Auch die weiten Rasenplätze sahen trotz des nächtlichen Regens, der die Schlackendecke der Schneeüberreste weggewaschen hatte, grau verfilzt aus. Nur der Kies auf dem neu angelegten Wege leuchtete frisch.

Wie das junge Mädchen die blau umränderten Augen wischte, seufzte sie schwer. Obgleich sie nichts verlor, mit dessem Verluste sie nicht schon lange geglaubt hatte vertraut zu sein, sah heut alles um sie und in ihr anders aus als sonst.

Die schlaff herabhängenden Hände, das müde geneigte Haupt mit dem traumverloren, vorwurfsvoll gen Himmel schweifenden Blick deuteten an, daß sie heftig mit sich kämpfte.

Wenn man tief in das Lebensmark getroffen wird, überwindet man nicht thränenlos. Hätte sie den Geliebten durch Severinka beglückt gesehen, so würde ihre Seele weniger gefoltert sein als jetzt, wo sie seinen Tod in derart für ihn qualvoller Umgebung zu betrauern hatte.

Als sie nun Wladislaws letzte Worte schmerzvoll wieder durchlebte, verstand sie ihren Sinn nicht ganz. „Nimm Dich ihrer an!“ Sollte Hans Heinrichs Fürsorge für sie selbst angerufen werden? Nein! Die sterbenden Augen waren ja in flehender Bitte auf sie gerichtet gewesen; er hatte mehr sagen wollen.

Vergeblich bemühte sie sich, für seine unausgesprochene Bitte einen Anhalt zu finden. Und je mehr sie nachdachte, desto deutlicher empfand sie, daß er ihr einen Auftrag habe geben wollen. Welch ein Segen, könnte sie in seinem Sinne wirken!

Nach Hans Heinrichs Hochzeit würde ihr enger Pflichtenkreis im alten Heim ihr überdies unausgefüllte Stunden, viele Zeit zum Grübeln lassen. Dürfte sie dann ihre Liebe für den Verstorbenen in irgend etwas bethätigen!

Aus ähnlicher Veranlassung erbauten unselbstsüchtige Frauen ehedem Kirchen und Klöster, in denen sie ihr verwundetes Herz begruben. Eine derartige fromme Stiftung zu schaffen, lag Ehrentraut jedoch sehr fern, da ihr, dank Tante Lottchens Einwirkung, unter steter Selbstbeherrschung stehendes Gemüt selbst in dieser Stunde heftigen Kampfes nicht nach krankhafter Abgeschlossenheit hinter Klostermauern trachtete. Ihre Liebe war keine himmelstürmende Leidenschaft gewesen, sondern ein anwachsendes, ihr ganzes Wesen, ausfüllendes Gefühl warmer Zuneigung. War eine geistige Zusammengehörigkeit, der sie sich unbewußt voll hingegeben hatte, bis ein Zurück unmöglich war, bis selbst des Geliebten Treulosigkeit diese Zuneigung nicht zu erschüttern vermochte. Sein Leiden, seine Reue und sein Sterben reinigte ihn in ihren Augen von allen Schlacken, daß sie seiner in diesen Morgenstunden als eines idealen Charakters gedachte, und ihrer Erinnerung um so ungestörter nachhing, als Tante Lottchen mit Hans Heinrich in die Kirche gefahren war.

Ehrentraut wollte sich sammeln. Als aber schwere Regentropfen an die Scheiben schlugen, gedachte sie des furchtbaren Schneesturmes, währenddem Wladislaw ihre Hilfe erflehte und sie in seine Arme genommen hatte.

Nur ein kurzes Vierteljahr war das her. Sie bedeckte die weinenden Augen mit den Händen, dann blickte sie verstört auf. Auch heute verbargen graue Schleier jegliche Aussicht, und wie damals näherten laufende Schritte sich nun ihrer Thür. Ob sie vor der unwillkommnen Störung in ihr Schlafzimmer flüchtete? Ihre Thränen trocknend, erhob sie sich, fuhr aber mit einem Schrei zurück. — Im Rahmen der stürmisch aufgeworfenen Thür, die aufgelösten Haare von Näſſe triefend, mit nackten, beschmutzten Füßen und feuchten Röcken stand — Severinka.

Hilfesuchend richteten ihre Augen sich auf Ehrentraut, bis sich zwischen den vor Frost klappernden Zähnen die Worte stoßweise losrangen: „Geraubt haben sie ihn, — gestohlen, — da ich schlief! Hilf mir, Heilige!“

Ungeachtet ihres Erschreckens erriet das junge Mädchen in blitzschnellem Verständnis, daß Severinka, da sie den Toten am Morgen nicht mehr gefunden, sich, begünstigt durch irgend welche Nachlässigkeit ihrer Wärter, aufgemacht hatte, den Verschwundenen zu suchen.

Instinktiv mußte sie den rechten Weg durch den Wald nach Krzhowo eingeschlagen haben, um Ehrentrauts Hilfe anzurufen. So klar dieser alles erschien, ebenso unumstößlich kam ihr plötzlich die Eingebung: Wladislaw habe in seiner Todesstunde mit den Worten: „nimm Dich ihrer an,“ ihr die arme Wahnsinnige an das Herz legen wollen. Und es war ihr, als sei die Irre ihr, eine heilige Sendung, von Gott selbst zugeführt. War nicht ihr eigener wunderbarer Einfluß auf die Kranke der Hinweis des einzuschlagenden Weges?

„Ja, ich will mich Deiner annehmen!“ sagte sie feierlich und schloß die Fiebernde in ihre Arme. Dann klingelte sie, befahl heiße Brühe und etwas Fleisch zu bringen, und führte Severinka in ihr Schlafzimmer. Sie wollte sie entkleiden.

Umsonst! Zwar rückte Severinka wärmesuchend an den Ofen, doch sträubte sie sich, ihre nassen Röcke abzulegen.

„Was denkst Du?“ rief sie vorwurfsvoll. „Wir müssen fort, ihn finden! Ach, wird ihm kalt sein, so kalt!“

Ehrentraut wußte sich nicht zu helfen. Da fiel ihr Blick auf das ihr von Eberhard Krosatz geschenkte Buch. Rasch nahm sie es, und den Arm um Severinka schlagend, hielt sie ihr Mlezkis Bild entgegen.

„Suchen, mein Liebling? Hier habe ich ihn ja!“

Ihre Stimme bebte erwartungsvoll. Einen Augenblick stierte Severinka das Blatt ungewiß an, dann, als fürchte sie den Anblick wieder zu verlieren, ergriff sie das Buch mit beiden Händen und drückte die wohlbekannten Züge jubelnd an ihre Lippen.

„Hast Du das gut gemacht, Heilige! Keiner der Dämonen wird den Bauernburschen erkennen, — mir rauben! Überdies,“ sie hob geheimnisvoll den Kopf, „verloren sie im Walde meine Spur! Wie prächtig, ihn so zu verzaubern!“

Diesem Gedankengange folgend, forderte das Mädchen die Kranke jetzt ernst auf, gehorsam zu sein, nahm den von Dorte gereichten Imbiß, den Severinka gierig verschlang, und begann die Gräfin zu entkleiden. Auf einen Wink des Mädchens half Dorte eifrig, obgleich sie ihrer Verwunderung hinter der Gräfin Rücken höchst drastisch Worte lieh. Daß der seltsame Besuch „dwallerig“ (verrückt) sei, war ihr klar, aber nicht, weshalb „die“ in Fräulein Ehrentrauts Zimmer gebracht werden müßte.

„Wird sie hierbleiben?“ fragte sie, als die Kranke im Bette lag und in eine Art Bewußtlosigkeit fiel.

„Ja, natürlich!“

„Natürlich? So, so! Na am Ende is das Christenpflicht!“

Was aber die für Dorte maßgebende Behörde, Tante Lottchen, dazu sagen würde, schien ihr noch zweifelhaft. Sie für ihre Person wunderte sich hier zu Lande über nichts mehr, wenn eine wirkliche Gräfin wie eine Landstreicherin barfuß und pudelnaß einem ins Haus fiel. Zudem sah ihr Fräulein, seitdem der polnisch-katholische Verkehr wieder anfing, sehr „minn“ (elend) aus. „Gerad so wehleidig“ wie damals nach dem Verschwinden des schmucken Grafen, Friede seiner Asche, mit dessem Bilde die Verrückte schön gethan hatte. Daß es „etwas setzen“ würde, stand für Dorte fest. Sie gehörte zu den Unkennaturen, die in allem Außergewöhnlichen Unheil wittern, und daher mit einem an Grausen und Neu-

gierde zugleich streifenden Gefühl aus dem heutigen Ereignis schlimme Früchte zeitigen sah.

Wären sie nur erst sicher daheim! Dann mochte die Frau Baronin im polnischen Neste wirtschaften! Das hatte sich zwar unterm Herrn Baron sehr zu seinem Vorteil verändert — konnte Dorte sich doch seit Neujahr mit deutschen Knechtsfamilien unterhalten, — war aber keineswegs mit einem holsteinischen Gutshofe zu vergleichen, obwohl bildsauberes Vieh in den Ställen stand, und der Leute ewiges „nie rosomnie“ (verstehe nicht) dank Baron Hans lockerem Handgelenke ziemlich verstummte.

Während sich die treue Seele überlegte, ob Baron Hans seine junge Frau wohl „zu lehren“ würde, hing sie Severinkas Sachen zum Trocknen auf. Am liebsten hätte sie alles gleich mit Fräulein Ehrentraut besprochen; doch wenn die so wenig mitteilsam aussah, war nicht gut Kirschen essen mit ihr. Außerdem galt es auch sich zu tummeln, da die gräflichen Herrschaften in Krzhowo speisen sollten.

Trotzdem hatte Dorte bei Fräulein v. Falkensteins Rückkehr Zeit, ihr an Stelle des Dieners den Wagen zu öffnen und die neuste häusliche Frage vorzulegen. Anstatt aber ärgerlich aufzufahren wie sonst bei unliebsamen Überraschungen, schüttelte die alte Dame tief bekümmert den Kopf und fragte:

„Barfuß und durchnäßt? Du schicktest natürlich zum Arzt?“ Tante Lottchens ruhige Umsicht nötigte der Untergebenen wieder Hochachtung ab. Sie, die sich rühmte: so gut wie ihre Herrin an alles zu denken, hatte einmal das Natürlichste vergessen. Bei all ihrer Vortrefflichkeit kostete es ihr jedesmal Überwindung, solche Unterlassungssünden einzugestehen. Deshalb verneinte sie die Frage etwas kleinlaut, ehe sie zungengeläufig hinzufügte, sie habe das gnädige Fräulein erwarten wollen, um den Doktor, der doch um die Essenszeit gewiß zu Hause zu treffen sei, gleich mit dem Wagen abholen zu lassen.

Das war einleuchtend und stellte Dortens Umsicht wieder ein gutes Zeugnis, obwohl sie die zweite Frage, „ob der Gräfin Ankunft sofort nach dem Königsschlößchen gemeldet wäre?“ ebenfalls verneinen mußte.

„Gebraucht denn keiner seinen ihm von Gott verliehenen Verstand?“

Dies nicht mißzuverstehende Urteil dämpfte Dortes neu erstandenes Selbstbewußtsein bedeutend. „Daran hätte Fräulein Ehrentraut auch wohl denken können! Aber freilich, solch junges Volk hat erst recht keinen Überblick.“ Mit dem Trost zog sie sich in ihre Küche zurück, wogegen ihre Herrin, bevor sie an Mierzwinski schrieb, Severinka aufsuchte. Diese hatte offenbar, trotzdem Ehrentraut ihr eine Eisblase auf die glühende Stirn legte, heftiges Fieber. Die erfahrene Tante Lottchen schüttelte den Kopf. Der Halbschlaf, wie Severinkas Klage, daß man einen glühenden Reif um ihre Stirn presse und tiefer drücke, schien eine Gehirnentzündung anzuzeigen. Und eine so schwere Kranke — eine Fremde — sollte ihnen zur Pflege aufgebürdet werden? Ungeachtet ihrer Frömmigkeit schien dies Opfer dem alten Fräulein ein sehr außergewöhnliches, weshalb sie sofort auf die Möglichkeit hinwies, Severinka fortzuschaffen. Die Heftigkeit jedoch, mit der Ehrentraut sich widersetzte, genügte ihr, diesen Plan fallen zu lassen und deren Vorschlag anzunehmen. Christi Nachfolge hieß: den Nächsten wie sich selbst lieben. Es wäre kleinlich, der Nichte selbstlosen Opfermut aus Bequemlichkeit zu beschränken! Zudem freute es sie, daß Ehrentraut sich so bald schon nach dem furchtbaren Abschlusse ihrer Herzensgeschichte thatkräftig aufzuraffen verstand. Dadurch sah Tante Lottchen ihre eigenen Erziehungsgrundsätze glänzend bewährt und nickte wohlgefällig mit ihrem greisen Haupte. Sie wußte aus Erfahrung, daß die Pflege einer schwer Kranken für Ehrentraut ein gutes Mittel sei, ihren Seelenschmerz allmählich zu überwinden. Die alte Dame neigte überhaupt zu der Ansicht: Jugend vergesse ebenso leicht, wie sie sich schnell aufwallend hinreißen lasse, erst mit den Jahren käme jenes beständige, treue Festhalten. Sie vergaß eben mit ihrer Nichte Eigenart zu rechnen und hoffte, da Severinkas Zukunft sich doch in einigen Wochen entscheiden mußte, durch eine nach Hans Heinrichs Hochzeit anzutretende Reise für Ehrentraut die rechte Ableitung zu finden. Bis dahin hieß es die offene Wunde möglichst wenig zu berühren.

Unter diesen Erwägungen stehend, ward der Brief an Mierzwinski abgeschickt und Ridthals wie Hans Heinrich von dem Geschehenen unterrichtet. Alle suchten bei Tische möglichst harmlos zu sein. Übte nun das Versprechen, gerade den einen, allen auf der Zunge liegenden Fall nicht zu berühren, solchen Zwang aus, oder war es das Bewußtsein der Nähe einer schwer Leidenden? Jedenfalls glückte eine zwanglose Unterhaltung nicht. Des Grafen Scherze hinkten heute gewaltig, Wanda wagte gegenüber der Freundin blassen Mienen kaum zu lächeln, Gräfin Ridthals mütterliches Wohlwollen erhielt einen Anflug von Rührseligkeit, Tante Lottchens kleine Augen schwammen in Thränen, und Hans Heinrich kam trotz alle und alledem immer wieder auf den ihm am Herzen liegenden Tod seines armen Freundes zurück. Erst mit dem Eintritt des Arztes und Mierzwinskis löste sich die Spannung. Während ersterer mit den Damen des Hauses in das Krankenzimmer ging, setzte der Pole sich zu den Herrschaften, um sich durch Wein und Nachtisch zu stärken.

Gottlob, jetzt konnte man ungezwungen sprechen! Was Ridthal sich in seinem Grimm über Ehrentrauts Unglück dahin zu nutze machte, daß er über leichtsinnige Gewissenlosigkeit der Polen herzog, die Revolution den ungesunden Auswuchs einer krankhaft ehrgeizigen Menschenkaste nannte, und die preußische Regierung, im Gegensatz zur russischen tadelte, die Gesetzesübertreter zu milde zu verurteilen. Auf blutige Saat muß blutige Ernte folgen! Daß Mlezki freilich das Bad habe kühlen müssen, sei ewig schade, der sei für die faule Sache einer faulen Gesellschaft geradezu hingeopfert!

Bei der gereizten Energie ihres Mannes saß die Gräfin wie auf Kohlen. Vergebens versuchte sie einzulenken oder das miteinander flüsternde Brautpaar in das Gespräch zu ziehen. Diese ließen sich ebensowenig stören wie ihr Mann, so daß der Pole lächelnd meinte:

„Verrgebenes Mühe, Frrau Grräfin! Werr eben das Unglück hat, — wie sagen Sie nurr?"

„Braucht für den Spott nicht zu sorgen!" ergänzte Ridthal, den seine Hitze jetzt ärgerte.

Jetzt bemächtigte die kluge Frau sich der Unterhaltung, indem sie sich nach Severinkas Verwandten erkundigte und über deren scheinbare Teilnahmlosigkeit ihr Erstaunen aussprach. Diese suchte der Pole jedoch durch Severinkas traurigen Zustand zu erklären. Beim Anblick ihrer Tante und ihres Kindes sei sie fast tobsüchtig geworden, so fürchte man ihre Nähe, sei im übrigen jedoch zu weitgehenden Opfern, wenn auch nicht gerade zur Krankenpflege, bereit.

„Diese Polinnen möchten sich dabei auch verteufelt ungeschickt anstellen!" brummte Ridthal in den Bart hinein. Der gute Graf hatte über Frauentüchtigkeit sehr einseitige Ansichten und hielt die deutsche Frau für das am höchsten stehende Weib. Allen anderen Vertreterinnen des Geschlechtes sprach er dagegen einfach die Fähigkeit ab, auf dem ihnen angewiesenen Gebiete: dem Hause, als Frau und Mutter still und segenbringend zu walten. Zu Ehren polnischer Weiblichkeit eine Lanze zu brechen, fühlte Mierzwinski sich nicht berufen. Das wäre ihm um so unbequemer, als er sich bei einem guten Glase Wein ungern ereiferte. Bislang waren die deutschen Schönen ihm, der auf ihre so oft betonten Vortrefflichkeiten nichts gab, recht langweilig gewesen. Für Mütter, die ihre Kinder selbst nährten, oder Frauen, welche durch sparsame Wirtschaftsführung glänzten, fehlte ihm jegliches Verständnis. Peinlich saubere Ordnungsliebe in Kleidung sowohl wie im Hause nannte er lächerliche Kleinigkeitskrämerei. Er liebte mehr anmutige und gefallsüchtige Frauen. Anregen sollten sie ihn, ihm geistreiche Rätsel, aber bei Leibe nicht unnahbar sein. Trugen sie in seiner Anwesenheit nur mit Schick verführerische Pariser Kleider, so galt es ihm gleich, ob sie, wenn allein zu Hause, in beschmutzten Kammmänteln herumliefen, an denen graues Bindgarn vielleicht abgerissene Knöpfe ersetzte. Ebensowenig störten einige Löcher und Flecken im Tischtuche sein Feinschmeckerbehagen, falls der Koch die Speisen nur schmackhaft und zierlich angerichtet hatte. —

Pan Joseph hütete sich freilich, diese Meinung laut werden zu lassen. Im Gegenteil lobte er Ehrentrauts Entschluß, selbst Severinka zu pflegen, mit um so größerem Wortschwalle, als er ihn im Herzen „hirnverbrannte Tollheit" nannte und gern auf das Dasein der barmherzigen Schwestern hingewiesen hätte. Wollte man sich aber abkasteien, à la bonheur. Er war zufrieden, Severinka in so guten Händen zu wissen.

Wunderbarerweise schienen Ridthals des Polen Ansicht über des jungen Mädchens Vorhaben zu teilen. Sie machten sehr ernste Gesichter und bestürmten den jungen Arzt, ihnen den vermutlichen Verlauf der Krankheit anzugeben. Dessen Ausspruch, daß sie nicht unumgänglich tödlich sein müsse, eine günstige Krisis vielleicht bei so verständiger Pflege anzunehmen sei, befriedigte wenig. Die unheimlich rasch arbeitenden Stricknadeln der Gräfin deuteten auf eine Reihe ärgerlicher Gedanken, gerade wie bei ihrem Manne das taktmäßige Glätten seines Bartes, dessen einzelne Haare sich vor Unzufriedenheit zu sträuben schienen. So lange ihr Schwiegersohn freilich keinen Einspruch erhob, hüteten sie sich, Tante Lottchens Einwilligung in Frage zu stellen. Hans Heinrich war seit gestern überhaupt völlig aus dem Gleichgewichte gebracht, das empfand sogar seine Braut.

Sonst galt Tante Lottchens Ansicht auch für Wanda als unantastbar, doch heute, wo keiner ihrer Hochzeit gedachte, wollte sie Widerspruch erheben.

Am liebsten hätte sie, als verzogenes Töchterchen, einige Male kräftig mit dem Fuße gestampft und kurzweg erklärt: wo ihr zukünftiges Heim jetzt einzurichten wäre, gäbe es für eine Todkranke kein ruhiges Plätzchen. Da solche Entschiedenheit hierher durchaus nicht paßte, zog sie ihren Verlobten in das nächste Zimmer, richtete sich kampfbereit auf, und ihn mit ihren dunkelblauen Augen anblitzend, befahl sie:

„Das leidest Du nicht, Hans Heinrich!"

Wie bildhübsch diese Erregung seine kleine Braut machte!

Lange hatte sie keine so roten Wangen gehabt, und ihr schmollender Mund gar war zum Küssen. Diesem Gedanken wollte er die That folgen lassen, doch sie wehrte ab:

„Nein, nein! Zuerst versprich mir, das nicht zu dulden!" Trotz ihres Sträubens schlang er seinen Arm um die zierliche Gestalt, zog sie an sich und fragte, ihr scherzend in die glänzenden Augen sehend:

„Was denn, kleine, hübsche Hexe?"

„Nun, Ehrentrauts tollen Gedanken! Wo alle Hände mit dem Einrichten zu thun haben, sich die Last aufzuladen! Tante, die sonst so praktisch ist, und wenn's keine uns Fremde wäre — aber so, — wirklich, Hans, wenn Du mich nur ein bißchen liebst, leidest Du es nicht — Du darfst nicht!"

„Ei! Nur nicht so hitzig, mein kleiner Sprühteufel!" begütigte er und strich ihre wirren Locken aus der gerunzelten Stirn. „Immer gleich puff aufgefahren, als ob eine Lunte ans Pulverfaß käme! Närrchen, kleines. als ob ich zu mucksen hätte, nachdem Tante Lottchen Ja und Amen sagte? Kannst Dir ein Beispiel dran nehmen! Nebenbei bemerkt billige ich Ehrentrauts Entschluß!"

Er versuchte ihr niedliches, rosiges Ohr zu küssen, sie aber verbarg ihre thränengefüllten Augen an seiner Brust. So unzugänglich war ihr großer Hans? Und sie hatte allen Ernstes angenommen, er würde sich ihren Wünschen stets fügen? In der kleinen Gräfin dämmerte eine Vorahnung, daß ihres Verlobten Beteuerung, sich ihrem Willen zu unterwerfen, für die Zukunft leerer Schall, daß er im Gegenteil auch ihr gegenüber der Gebieter sein dürfte.

„Und er soll Dein Herr sein!"

Hatte Hans dies vorsündflutliche Wort eben wirklich gesagt?

Sie schaute zu ihrem sie beobachtenden Herzensschatz ungewiß auf, ehe sie kläglich bat:

„Liebster, bester Hans, wenn Severinka hier nun stürbe?"

„I, sie wird doch nicht, Du süßes Geschöpfchen Du!"

„Ach, sei doch ernsthaft! Es wäre zu entsetzlich! Und ich würde mich so fürchten!" Dicht sich an ihn schmiegend, blickte sie ganz erschreckt um sich, als müsse ein Gespenst hinter ihr stehen.

„Ei der Tausend, meine kleine Walküre ist ein Hasenfüßchen, fürchtet sich vor Geistern?"

Er lachte munter. Offenbar vermochten weder ihre Thränen, noch ihr Schmollen, noch ihre Angst seine gute Laune zu erschüttern. Das war eine demütigende Erfahrung, die um so weniger Trost gewährte, als sie sich wirklich vor Severinkas Sterben in Krzhowo ängstigte. Bei Tage würde Wanda sich nicht fürchten, aber abends und in der Nacht. In ihrer Mamas Familie zeigte sich doch auch oft ein Gespenst. Ja, ihre Mama hatte in einer Krankheit die weiße Nonne selbst gesehen und die Berührung der Geisterhand gefühlt. Auch im Moringer Schloß beim Onkel Ridthal sollte es umgehen. Wanda war sonst nicht abergläubisch. Familienspuk wagte sie indes, wo viele ihrer Verwandten dergleichen erlebt haben wollten, nicht zu leugnen, ja, es gewährte ihr eine Art Befriedigung, einer der alten Familien anzugehören, deren Nachkommen durch Geister gewarnt oder beschützt wurden.

„Kind, solche Ammenmärchen! Und zu Ehren derer von Wallrode-Krzhowo sollte die arme Gräfin sich unter die Zahl jener Schutzgeister aufnehmen lassen?" Er lachte herzlich und nahm seine zitternde Braut auf den Schoß. „Mein Wieselchen, schlüpf in den Schutz meiner Arme, die nehmen's mit allen Geistern auf!"

Ihr dunkles Köpfchen lag sicher an seiner breiten Brust. Bei seinem Spott schämte sie sich ihrer Zaghaftigkeit, und lächelte ihn an, der ob der Wandlung sehr befriedigt ausrief:

„Nun also! Außerdem lebt unsere Kranke noch. Ich wette auch, daß Ehrentrauts Pflege ihr den Weg ins Geisterreich abschneidet. Somit ist gar keine Aussicht, unser Schloß zu den anständigen, guten, alten zu zählen! Ja, Maus, der Trost solcher Vornehmheit wird Dir künftig fehlen!"

Trotz seiner Heiterkeit lag doch in dem auf sie gerichteten Blick ein nicht zu übersehender Ernst, der Wanda sehr nachdenklich stimmte. Sie legte denn auch ihre weiche Wange halb übermütig, halb demütig gegen seine Hand und bat:

„Hans, großer Hans, was denkst Du von mir?"

„Und unsere Kranke?" fragte er.

„Lassen wir wo sie ist, Du Tyrann! Aber den anderen gegenüber schweigst Du wie das Grab, was? Ich thue nicht gern gleich dreifach Abbitte!"

„Wallrode, höre doch! Aus Deinen Plänen werde ein anderer klug!"

Der Graf trat in die Thür und winkte seinem ob der Störung nicht sehr erfreuten Schwiegersohne.

„Ich wollte Deinem Vorbesitzer die Berieselungen auseinandersetzen. Verstehe aber nicht, woher Du das Wasser für dieses Grabennetz nimmst?"

Hans Heinrich trat an den Tisch und blickte dem Grafen über die Schulter; ihm fiel Mierzwinskis spöttisches, ungläubiges Gesicht auf, das zu sagen schien: Berieselung mit dem Wasser und Abfällen aus der Brennerei, kein übler Gedanke! Wenn all und jedes benutzt wird, könnt Ihr Deutschen schon vorwärtskommen! Aber den sauren, sandigen Wiesen dort zwischen den Lehmkuppen, ein Hügel neben dem anderen, die durch sumpfige Felder getrennt sind, kann nur Jupiter Pluvius von oben berieseln! Auf dem Papier hier wird, um Leichtgläubigen Sand in die Augen zu streuen, großgethan. Pah, als ob ich das Gelände nicht gut kennte.

Wallrode deutete des Polen Lächeln ganz richtig. „So wenig Lebensfähigkeit trauen Sie meinen wohldurchdachten Plänen zu? Alter Freund, ich verweise Sie auf Moses alttestamentarisches Beispiel! Mein Zauberstab, mit dem ich den Bergen Wasser entnehme, sind freilich moderne Werkzeuge. Jene Lehmkuppen sind feucht, die niedrig gelegenen Felder sogar sumpfig. Nicht wahr? Nun! Ich drainiere die Höhen ab, sammle das Wasser in den Tiefen in breiten Drainröhren und speise damit nicht nur meine Berieselung, die den schlechten Wiesen neues, süßes Gras verleihen wird, sondern verwandle auch jenes Unland in fruchttragenden Acker. In drei Jahren soll auf Höhen und Tiefen gleichmäßig kräftiger Weizen stehen! Vielleicht auch schon früher, sobald ich von den Rieselwiesen das nötige Futter für mehr Rindvieh erziele, um die bislang fehlende, natürliche Düngung des Bodens zu gewinnen!"

Zu des Grafen Freude ward des Polen Gesicht immer verdutzter. Wallrode war doch ein kapitaler Mensch! Daß er selbst über die eigenen Entwürfe auch jene Entwässerung zur Bewässerung vergessen hatte! Ein häßliches Armutszeugnis vor dem Polen.

„Was, mehrr Rrindvieh?" schnarrte der erstaunte Mierzwinski.

Wallrode, dem es doch Scherz machte, jenem Achtung einzuflößen, lachte fröhlich: „Freilich, sobald ich allen Schafen den Hals abgeschnitten und fürs Jungvieh ein neues Vorwerk gebaut habe! Dann soll meine holländer Vollblutherde mir alles ausgegebene Geld mit Zinsen heimzahlen!"

Die Spannkraft seiner Natur erlaubte ihm nicht lange mit seinem Schmerze Kultus zu treiben. Dorpowski mußte vor Wandas Liebreiz und jetzt vor der Zukunftsvollblutherde zurücktreten.

Mierzwinski sah bei diesen Auseinandersetzungen geärgert aus. Warum hatte er dem reichen Menschen, unter dem Krzhowo bald das Doppelte wert sein würde, nicht zwanzigtausend Thaler mehr abverlangt? Diese zähe, deutsche Thatkraft! Er selbst besaß, Dieu soit bénit, keinen Grund und Boden mehr, ob man aber mit ähnlichen Bodenkulturen nicht Jerzonkowo aufhelfen könnte? Der neue Inspektor, pan Piontek, der so sicher höhere Erträge versprach, schien seine Sache zu verstehen. Zuvor war nur Geld und nochmals Geld zu schaffen. Wenn Fräulein von Falkenstein wiederkäme, wollte er ihr die Sache, schon in Rücksicht auf ihren Schützling, so recht ans Herz legen. Die Hypothek war überdies goldsicher. Um die weibliche Habgierde zu reizen, konnte er ihr getrost statt fünf, sechs vom Hundert versprechen. Vom Juden hätte er das Geld nie so billig bekommen. Dummerweise durfte er ohne Severinkas Einwilligung

nur bis zu einer bestimmten Höhe auf den Gütern eintragen lassen. Kaum genügend für Damskis laufende Wechsel, die neuen Fabrikanlagen und das von pan Piontek verlangte bedeutende Betriebsgeld.

Dem wirtschaftlichen Gespräche der Deutschen nur ein halbes Ohr leihend, beschloß er, da bei Severinkas Unzurechnungsfähigkeit ihre Einwilligung unmöglich war, sich im Hinblick auf die Verbesserung der Güter die Wechsel stunden zu lassen, und zwar wollte er das sofort morgen nach des armen Dorpowskis Bestattung in der Stadt ordnen. Erst mußte die alte Dame nur einverstanden sein.

Auf seine neuen Auseinandersetzungen hin, gab jene nun wirklich ihr Wort, besagte Hypothek zu übernehmen, falls der Schuldstand Jerzonkowos sich auf dem Grundbuchamte so auswiese, wie er ihn schilderte.

„Also gleich hinter der Landschaft oder gar nicht. Wegen vermeintlich höherer Zinsen gefährde ich die Sicherheit des Kapitals nicht, überdies bietet eine Inspektorwirtschaft mir für richtige Zinszahlung wenig Bürgschaft!“ entschied Tante Lottchen. Sie hatte sich heute früh schon vorsichtigerweise mit ihrem Neffen und dem Grafen bei Geschäftsleuten erkundigt. Ihre weiteren Zweifel waren durch das Mitgefühl für Severinkas Hilflosigkeit dahin beschwichtigt, daß sie sich gefaßt machte, um Wucherer von dem Gute fernzuhalten, schlimmsten Falles die Zinsen ein paar Jahre zu stunden.

Bei Versprechung der sechs vom Hundert, stieg nun zornige Röte bis unter ihren schlichten Haarscheitel, und sie fragte den erstaunten Polen heftig, ob er sie für einen Wucherer hielte? Seine wortreichen Entgegnungen schnitt sie mit einem kurzen: „Übermorgen werde ich das ja auf dem Grundbuchamte sehen,“ entschlossen ab.

Das Angebot der wucherischen Zinsen beleidigte sie um so tiefer, als ihre Einwilligung zum Teil einem edlen Beweggrunde entstammte, den sie von ihm verstanden zu sehen wünschte. Das betonte sie Herrn von Mierzwinski auch nochmals beim Abschiede.

Sechs für Hundert, Wucherzinsen? Bei dem Ausspruche der Dame dachte er an jüdische Forderungen von fünfzig und sechzig für Hundert, und lachte laut, als er sich Fräulein von Falkensteins Empörung ausmalte, würde sie von solch sauberen Geldgeschäften hören. Die guten Holsteiner dort oben mußten wunderliche Heilige sein, sechs Prozent schon Wucherzinsen zu nennen! Nun, um so besser, wenn sie das gewünschte Geld zum Zinsfuße von viereinhalb gab.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Beati qui in Domino moriuntur.

Da riß der Geist mich fort auf Sturmesflügeln
Und trug mich über Mauer, Thor und Strom
Zur alten, heil'gen Stadt auf sieben Hügeln.

Die tolle Nacht zum Aschermittwoch sank
Auf Rom herab, das, Rosen in den Locken,
Berauschten Sinns den Kelch der Freude trank.

Mich aber zog es aus dem Lärm der Gassen,
Der grellen Farbenpracht des Karnevals
Zu einer Villa, lichtlos und verlassen.

Wie kam's, daß sie, die nur der Lust geweiht,
Die freudenreiche Villa Cavalotti,
Am Fasching sank in Nacht und Dunkelheit? —

Wohl mag sie trauern, da ihr Stern erblich;
Mit leisem Seufzen nur um ihre Mauern
Gespensterhaft der irre Nachtwind strich:

Denn er, der röm'schen Jugend ein Verderben,
Des Bundes Meister und der Kunst Mäcen,
Ernesto Cavalotti, kam zum Sterben.

In Seide ruht er und auf Purpurpfühlen, —
Und keine Hand erhebt sich, ihm die Stirn,
Die fieberglüh'nde, mitleidsvoll zu kühlen?!

Weilt von den Frauen, die sein Kuß beglückt,
Nicht eine hier, daß sie in Todeswehen
Dem vielgeliebten Mann die Kissen rückt? —

Hielt keiner seiner Freunde bei ihm stand? —
Sind schon die Funken, die sein Geist versprühte,
Bevor sein Blick erloschen, ausgebrannt?! — —

Die Lust des Faschings rief sie alle — alle —;
Ein Diener nur mit welkem Angesicht
Lehnt einsam wachend in der Säulenhalle,

Indes der kranke Herr sich unruhvoll
Auf seinem Lager dehnt, und von der Gasse
Das Fastnachtstreiben laut und lauter scholl.

Da plötzlich lächeln Cavalottis Züge:
Es ist, als habe ein Trompetenstoß
Den flieh'nden Geist belebt zur letzten Lüge.

Er strebt empor und winkt dem alten Mann:
„Die andern sind zerstoben und verflogen —
Du bliebst mir treu; nun hör' mein Letztes an.

Mein Lebenlang hab' ich gewirkt im Dienste
Der freien Wahrheit, hab' verhöhnt, verflucht
Der Priesterweisheit taube Hirngespinste.

Das Kreuz, davor der feige Pöbel kriecht,
Mit Füßen trat ich's und zerriß der Dornen
Gewinde, das um seinen Stamm sich flicht.

Die Wahngebilde, ich bezwang sie alle —
Nun kommt der schwarze Kampf, der stärkste Feind
Und kommt zur rechten Stunde: — Carne vale!

Zum letzten Siege steh ich kampfbereit.
Hörst Du die Hörner durch die Gassen gellen?
Den Mantel her, das rote Narrenkleid!

Im Festschmuck will ich Ehre ihm bekunden
Dem ‚Boten Gottes‘, den ich stets gehaßt,
Des Narrengotts, den Pfaffentrug erfunden,

Den Dummheit nur und Heuchelei verehrt!
Der Mummenschanz des Lebens geht zu Ende —
So laß mich sterben, meines Lebens wert!“ —

Und zitternd eilt der Diener, dem Gebote
Des Herrn zu folgen; mit dem Domino,
Dem flammenbroten, schmückt er ihn zum Tode.

Und da er sorglich ordnet das Gewand,
Da streift sein Blick die spottverzerrten Züge,
Und angstvoll flehend hebt er seine Hand:

„O Herr, gedenket Eurer armen Seele!“ —
Doch der, die Arme wie im Kreuz verschränkt,
Ruft hohnvoll, schrill, mit schon gelähmter Kehle,

Den starren Blick gerichtet himmelwärts:
— „Beati qui in ‚Domino‘ moriuntur!!“ —
Das war des Cavalotti Fastnachtsscherz.

Das Auge bricht, die Hand sinkt kraftlos nieder,
Doch um den Mund das grause Lachen bleibt;
Ein Grau'n durchbebt des alten Dieners Glieder.

Scheu schleicht er, wie von Geistermacht gezwungen,
Zur Thüre sich und scheu sich zum Portal, —
Da ist der lust'ge Faschingslärm verklungen.

Da ist versiegt der bunte Menschenstrom.
Vom Dome klingt ein dumpfes Sterbeläuten:
Der Aschermittwoch dämmert über Rom.

Und in die Kirche zieht's ihn, Gott die Ehre
Zu geben; — dort im Schein des ew'gen Lichts
Beugt er die Knie' und betet: „Miserere – “

Clara Müller.

Deutscher National-Patriotismus.*)

Von **Karl Pröll.**

Noch vor einer Viertelstunde ließen ich und der französische Gelehrte die Gläser aneinanderklingen — einmal ohne den stillen Vorbehalt: „Aber treff' ich Dich draußen im Freien — mag der blutige Kampf sich erneuen!“

Der im Umgang recht liebenswürdige Mann hatte seinen Abscheu vor den deutschen Nachbarn insoweit überwunden, daß er sich zu einem wissenschaftlichen Kongresse in unserer Stadt eingefunden und die Gastfreundschaft des Hauses angenommen hatte, wo wir zusammentrafen. Daraus entspann sich das sonderbare Erlebnis, welches ich nimmer vergessen werde. Wenn aus dem Spiegel, in dem man sich betrachten will, ein fremdes Gesicht uns entgegenschauen würde, dessen Inhaber sich hinter einem Vorhange verborgen, wäre der Eindruck nicht überraschender, als jener, den ich erhielt.

Der Franzose mit den scharf geschnittenen, geistvollen Zügen und dem angegrauten Spitzbärtchen saß neben der Gattin unseres Wirtes, der ich mich gegenüberbefand. Das Haustöchterlein trennte mich von einem wohlhabenden Kaufmann, welcher, wider die Art seines Berufes, ziemlich vorlaut und taktlos war. Der fremde Gelehrte suchte den ihm unbequemen politischen Fragen gewandt auszuweichen; aber der junge Kaufherr kam immer wieder auf das Verhältnis der Deutschen zu den Franzosen und auf die ungerechtfertigte Abneigung dieser gegen uns zurück. Da geriet die Hausfrau auf einen klugen Einfall. Sie sagte, wenn hier schon durchaus von Politik geredet werden solle, gestatte sie es nur, falls die Rollen ausgetauscht würden, d. h. wenn ein Deutscher für die Franzosen und der Franzose für die Deutschen das Wort ergreife, ganz so, als gehörten sie den ihnen zugeteilten Nationen an. Der Franzose verbeugte sich galant und pries diesen Ausweg, welcher die edle Herrin würdig mache, in einem künftigen Leben dem Hofe des weisen Salomo als Königin vorzustehen. Die Wirtin lächelte über das Kompliment und fügte, sich zu mir wendend, hinzu: „Sie sind der leidenschaftlichste Germane an unserem Tische. Übernehmen Sie die Partie der Franzosen und führen Sie dieselbe gut durch.“

Ich war im ersten Momente etwas verblüfft und wenig erbaut von diesem Auftrage. Aber ich erriet, daß die liebenswürdige Frau den zu täppischen Schwätzer kalt stellen wollte und sich auf meine Geschicklichkeit verließ.

Ich fing etwas befangen an, die Vorzüge der Franzosen: ihren feinen Esprit, ihre gesellschaftliche Gewandtheit, ihre reiche Litteratur und Kunst zu preisen, und erlaubte mir, hinzuzufügen, daß alle ihre Tugenden und Fehler von Gefühle beherrscht und durchtränkt seien: von jener unbegrenzten Vaterlandsliebe, welche, selbst wo sie irre, jugendlich warm und schön bleibe.

Die Hausfrau belohnte mich durch einen dankbaren Blick. Auch der Franzose stand auf und verbeugte sich ritterlich vor mir, um sogleich zu antworten. Er feierte in fast überschwenglicher Weise die deutsche Forschung und Dichtung, welche Geist und Gemüt auf lichte Bahnen führen, unser trauliches Familienleben, unseren Fleiß und unsere Sorgsamkeit. „Aber,“ fuhr er mit einem ironischen Seitenblick auf den jungen Kaufherrn fort, „nur der deutsche Nationalpatriotismus steckt noch in den Windeln, so Großes die Germanen im Kriege und Frieden geleistet. Während das französische Volksbewußtsein auch nicht eine Scholle von Elsaß-Lothringen preisgibt, obwohl die Gebildeten wissen, daß ein guter Teil der Bevölkerung eigentlich deutscher Abstammung sei und sich nur in Frankreich durch zwei Jahrhunderte eingelebt habe: vergessen die Deutschen gänzlich, daß außerhalb ihres neuen Reiches ein viertelhundert Millionen Stammesgenossen sich befinden. Von diesen haben freilich viele die Erinnerung ihres Ursprunges verloren. Allein die Mehrzahl kämpft noch für die nationale Fortexistenz, ohne daß die Herren Deutschen unter dem siegreichen preußischen Adler sich darum bekümmern. So etwas ist bei dem letzten und unentwickeltsten Franzosen rein unmöglich. Es verrät dies den germanischen Erbfehler, sich dem Zufall zu überlassen und es Wind und Wetter anzuvertrauen, ob diese wieder die ganze deutsche Volksfamilie zusammenbringen, oder ob durch häuslichen Streit die Volksgenossen noch mehr auseinandergetrieben werden. Wäre ich als Deutscher geboren,“ schloß der beredte Franzose, „so würde ich Bismarck überbismarcken und nicht ruhen, als bis alle Stämme unter einen Hut gekommen sind. Als Franzose ist es mir natürlich angenehm, wenn die Deutschen gar nicht ahnen, daß sie noch größer und stärker werden könnten. Unsere Kraft entsprang immer Eurer Schwäche. Darum lobe ich mir, obwohl ich

*) Aus dem „Kalender aller Deutschen“, der von Karl Pröll geleitet, nächster Zeit im „Verlag des Deutschen Verbandes“ erscheinen wird. Wir empfehlen ihn schon jetzt, werden aber noch auf ihn zurückkommen.

aus meiner Rolle gefallen bin, diese schlummerholde deutsche Selbstvergessenheit!"

An dem Tische sah man jetzt nur lange Gesichter, während die Augen des Franzosen schalkhaft blitzten. Das war eine wohlgelungene und feine Revanche. Die Hausfrau erwiderte etwas verlegen diesen Blick, und den anderen schien es schwül geworden zu sein.

Ich aber erhob mich und sprach: „Ich danke Ihnen wärmstens im Namen der Anwesenden. Sie haben in der echt französischen Weise eines Paul Louis Courier unser deutsches Gewissen unsanft gerüttelt, und das ist recht heilsam. Es bleibt ewig schade, daß die zwei großen Kulturvölker, welche sich jetzt mißtrauisch gegenüberstehen, nicht ihre besten Eigenschaften austauschen dürfen, wie sie die Schätze der Wissenschaft, Kunst und Litteratur einander mitgeteilt. Könnten wir den gesunden französischen Nationalstolz dem zerfahrenen deutschen Sinne einimpfen und dafür einiges von unserer Fremdsucht und häuslichen Beengtheit dafür abgeben — so würden vielleicht beide Nationen sich brüderlich verstehen lernen. Dann endlich dürften die wechselseitige Furcht, Überhebung oder Mißachtung verschwinden. Hoch lebe die deutsche Vaterlandsliebe, wenn sie erst die französische erreicht hat!"

Der Franzose hatte sein Glas erhoben und stieß mit mir an. Alle übrigen folgten unserem Beispiele. Und der geistvolle Gelehrte fügte hinzu: „Auf Wiedersehen in Berlin oder Paris, sobald wir den dauernden Völkerfrieden gefunden haben!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die Geschichte wäre nicht übel," urteilt wohl der skeptische Leser; „doch scheint sie mir gänzlich erfunden zu sein."

„Aber ein Körnchen Wahrheit läßt sich doch daraus hervorholen," antworte ich bereits im voraus.

Rückkehr.

Tag und Nacht erscholl sein Klagen:
„Nehmt mir ab die schweren Bande,
Rettet mich aus Kerkersgrüften,
Rettet mich zu Freiheitslüften,
Führt mich heim zum Vaterlande."

Und er ward befreit! Die Ketten
Fielen schlaff zu seinen Füßen,
Knarrend öffnet sich die Zelle,
Langentbehrte Sonnenhelle
Strömt herein, ihn zu begrüßen.

Er erhebt sich. Langsam schleichend
Regt er die geschwächten Glieder,
Tastend hin- und hergewendet,
Lärmbetäubt und lichtgeblendet
Sinkt er endlich matt darnieder.

Abends pocht's mit scheuem Finger
An dem wohlverschlossnen Hause:
„Vor der bunten Welt Bedrängnis
Rett' ich mich in mein Gefängnis!
Nimm mich hin, vertraute Klause!"

Sieh, so kehr auch ich heut' wieder!
Milde Herrin, hab Erbarmen;
Riß mich los mit trotz'gem Worte,
Reuvoll harr' ich an der Pforte.
Schließ mich ein in Deinen Armen.

Feodor Helm.

Recht und Gericht der Stadtbürger.

Von **G. Maisch.**

II.

Die Strafsätze im Stadtrechte von Salzburg lauteten ebenso drakonisch streng als lakonisch kurz. Dort heißt es u. a.: „Wer ein Falschmünzer ist, der wird verbrannt oder versotten. Kehrt ein getaufter Jud wieder zum Judentum zurück, den soll man verbrennen ohne alles Gericht. Wer meineidig ist, dem soll die Zunge hinten zum Nacken herausgerissen werden. Wer seinen Herrn verrät oder vergiftet, den soll man verbrennen oder versieden. Wenn ein Diener seines Herrn Frau, Tochter oder Schwester beschläft, wird er enthauptet oder gehangen. Wer eine Jungfrau oder Frau nothzogt (notzüchtigt), dem soll man den Kopf abschlagen." Die Bestialität der Verbrechen wurde, wie man sieht, durch die Bestialität der Strafen noch überboten. So wurde in Hessen ein Notzüchtiger gepfählt, und zwar so, daß ihm ein spitziger Eichenpfahl durch das Herz getrieben wurde, auf welchen die Genotzüchtigte die drei ersten Schläge thun mußte. Der Tod durch Henken galt für schimpflicher als der durch das Schwert. Darum wurden Diebe, die bei Tag gestohlen, enthauptet, Nachtdiebe gehenkt. Der Zauberei verdächtige Frauen wurden verbrannt; Giftmischerinnen, rückfällige Diebinnen, Kindsmörderinnen jeder Art wurden ertränkt. Übrigens gehörte der Kindsmord im 14. und 15. Jahrhundert zu den seltensten Verbrechen. Als im Jahre 1444 zu Frankfurt ein solcher Fall zu gerichtlicher Verhandlung kam, da ward die zum Wassertod verurteilte Mutter auf Fürbitten der Frauen begnadigt.

Zu Nürnberg wurden Ehebrecherinnen und Notzüchtiger lebendig begraben, dagegen zum Feuertod verurteilt: Ketzer, Hexenmeister, Kirchenräuber, Grabschänder, Mordbrenner, Giftmischer, Päderasten, Bestialiten, auch Marksteinverrücker. Im Jahre 1393 wurde dort ein Tuchmacher in Öl gesotten, der seiner Mutter Gewalt angethan und sie dann erwürgt hatte. Landesverräter wurden da und dort durch Pferde gevierteilt. Das Rädern war eine allerorten übliche Todesstrafe. Nach einer urkundlichen Feststellung sind von 1371 bis 1460 in Lübeck 411, von 1366—1700 zu Frankfurt 810, von 1350—1750 in Augsburg 636 Menschen durch Henkershand gestorben.

Daneben blühte die Verstümmelungsjustiz in üppigster Weise fort: man ließ stäupen, blenden, Nasen und Ohren abschneiden, Hände, Füße abhauen, Zungen ausreißen, entmannen und brandmarken. Eine stattliche Liste füllten die Ehrenstrafen aus: Ausstellung am Pranger und im Schandkorb, Eselreiten, Wasserschnellen u. s. w. Über Ketzer und Selbstmörder wurde unehrliches Begräbnis, und zwar auf Kreuzwegen, verhängt. Auch die in Nordamerika volkstümlich gewordene Strafe des Federns und Teerens ward schon im Mittelalter nicht selten angewendet. Dieser in Grausamkeiten wahrhaft erfinderischen Strafrechtspflege entsprach der Zustand der Gefängnisse, die mit Recht „Pest- und Marterhöhlen" genannt wurden.

Eine wichtige Rolle spielten das ganze Mittelalter hindurch die schrecklichen Hexenprozesse. Darin wurde nach dem kanonischen oder kirchlichen Rechte verfahren. Dieses Recht, das sich auf die zehn Gebote Mosis gründete, hat unstreitig die Rechtspflege verbessert, aber leider auch die Inquisition, das Ketzergericht, in dieselbe eingeführt, Glaubensabweichungen als Frevel wider Kirche und Staat gebrandmarkt und den Hexenprozessen wesentlichen Vorschub geleistet. Der Hexen-Wahn beruhte auf der Vorstellung, daß der Teufel von einem Menschen Besitz nehmen könne, der sich ihm verschreibe. Allgemein war die Neigung verbreitet, im Menschenleben dämonische Wesen geschäftig zu sehen, welche zum Bösen versuchen und verführen, wer immer ihren Einwirkungen Herz und Sinne öffne. Noch im 9. und 10. Jahrhundert war den Bischöfen geboten, den Glauben an dämonische Zauberei und an die Möglichkeit von Nachtfahrten mit und zu den bösen Geistern zu bekämpfen und die mit diesem Irrglauben Behafteten aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Ja, bis ins 14. Jahrhundert hinein erachteten noch viele Gläubige den Glauben an Hexerei für einen strafbaren Wahn- und Aberglauben. Wozu aber die Wahngläubigen grausam bestrafen, wenn doch die Bannungsmittel der Kirche ausreichten, um den Teufel und sein ganzes Heer in die Flucht zu schlagen? Dem Priester war ja die Macht und Kraft des Exorcismus, der Dämonenaustreibung, verliehen.

Anders verhielten sich Kirche und Gläubige zum Hexenglauben von der Mitte des 13. Jahrhunderts an. Der Teufel und seine Diener sollten auch über Christen Gewalt haben. Fortan galt der Zweifel an der Möglichkeit solcher Einflüsse für Ketzerei; ja, diese Einflüsse sollten einen ganz entsetzlichen Umfang angenommen haben. Dieselben erstreckten sich nach dem kirchlich gestützten Volksaberglauben nicht mehr bloß auf Beschädigungen von Menschen, Tieren und Feldern, nicht mehr bloß auf Erregung von Liebeslust, Wettermachen, Luftfahrten 2c., sondern der Verkehr der Besessenen mit dem Bösen verdichtete sich in der Volksvorstellung geradezu zum vollendeten Teufelsdienst, zur Satanolatrie.

Beim Hexensabbath, wo der Fürst der Hölle in Gestalt einer Kröte, einer Katze, eines Bockes erscheinen sollte, fand — so glaubten jetzt Geistliche und Gläubige — ein förmlicher Teufelskultus statt. Noch eine päpstliche Bulle vom 5. Dez. 1584 bestätigte die Geistesfrucht der letzten Zeiten, die Lehre von der Ketzerei des Zauberwesens und das vom geknechteten Staat eingeleitete Inquisitions- (Untersuchungs-)Verfahren. Denn dem „heiligen Vater" Innocenz IV. war zu Ohren gekommen, daß in „Oberdeutschland, in Kur-Mainz, -Trier, -Köln, und im Salzburger Erzbistum sehr viele Personen, ihrer eigenen Seligkeit vergessend, mit Teufeln, die sich als Incubi und Succubi mit ihnen vermischten, Mißbrauch treiben und mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwörungen 2c., zauberischen Übertretungen, Lastern und Verbrechen die Geburten der Weiber, die Jungen der Tiere, die Feldfrüchte 2c., wie auch Männer, Frauen, Weinberge, Obstgärten, Wiesen, Weiden 2c. verderben, ersticken und umkommen lassen und selbst die Menschen, Männer und Frauen, und aller Arten Vieh mit grausamen innerlichen und äußerlichen Schmerzen und Plagen peinigen." Nun sollten Ketzermeister und Professoren der Theologie (u. a. Jakob Sprenger, der Verfasser des „Hexenhammers"* und Johann Gremper) das Amt der Inquisition vollziehen und, unterstützt vom weltlichen Arm, die schuldig befundenen Personen an Leib und Vermögen strafen.

*) Malleus maleficarum, der geradezu kanonisches Ansehen erlangt hat, 1487 verfaßt.

Trotz der im bisherigen angedeuteten Vielseitigkeit und Härte des Strafrechts dauerte jedoch die germanische Gewohnheit der Selbsthilfe in weitestem Umfange fort: als Blutrache, wie in der Form der Fehde und der Feme.

Die Ausübung der Blutrache hat schon das Volksrecht der Sachsen gestattet. Denn diese Sitte wurzelte gar tief in den Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes. Es fiel der Kirche trotz ihres Berufs, als Zuchtmeisterin an dem rohen Volke zu arbeiten, sehr schwer, zwischen den durch eine Mordthat entzweiten Geschlechtern Frieden zu stiften. Sie hatte den unfreiwilligen Mördern in ihren Freistätten (Asilen) Zufluchtsstätten eröffnet, ebenso später die Städte; aber auch solche heiligen Orte wurden oft von den Bluträchern nicht geachtet.

Eine spätere Gestaltung und Erweiterung der Blutrache ist die Fehde, (althochdeutsch febida [von vêban, feind sein], mittelhochdeutsch vêhede, fechten, langobardisch und fränkisch faida), die Selbsthilfe des Geschädigten oder Gekränkten mit Waffen und Wehr, wozu derselbe schreitet, wenn er ein richterliches Urteil nicht erlangt oder nicht angenommen hat. Man sprach von einem Fehde-Recht.

So widersinnig und sich selbst widersprechend nun dieser Begriff und Ausdruck erscheinen mag, sofern ein Recht zur Fehde, d. h. zu ungesetzlicher Selbsthilfe und Gewaltthat, von Gesetzgebern und Hütern der Rechtsordnung nimmermehr anerkannt werden darf, so hat sich doch im deutschen Reich ein solches „Recht" gebildet und seine offizielle Formulierung gefunden. Daß dies möglich war, daß das himmelschreiende Unrecht bis auf einen gewissen Grad von den Regierenden anerkannt und mit gesetzlichen Formen umkleidet ward, das spricht lauter als alles andere für die ungesunden Verhältnisse im deutschen Volksleben während einer Reihe von Jahrhunderten, allerdings ebenso für die Unverwüstlichkeit der deutschen Volksnatur. Das richtige, ideale Verhältnis der Volksglieder zu einander ist nicht Streit und Zwietracht, nicht der Krieg aller gegen alle, sondern der Friede, die Eintracht, die gegenseitige Rücksichtnahme auf die persönlichen Rechte, jene gegenseitige Achtung, ohne die ein Gemeinwesen auf die Dauer nicht zu bestehen vermag. Wo aber „rohe Kräfte sinnlos walten", „das Volk, zerreißend seine Kette, zur Eigenhilfe schrecklich greift", da ist der Zustand der Fehde eingetreten, doppelt beklagenswert, wenn demselben gar rechtliche Geltung zugestanden wird.

Lange hat man dieser im Volke grassierenden Rechts- oder vielmehr Unrechtsanschauung seitens der maßgebenden Kreise widersprochen und deren Ausübung zu hindern gesucht. Davon zeugen die oben berichteten Versuche der Kirche, den Gottesfrieden oder doch die Treuga Dei in Westdeutschland ein- und durchzuführen; dafür spricht die Aufrichtung des Landfriedens, der Abschluß von Bündnissen aller Art zur Erhaltung dieser Friedensgebote, sowie die Strenge, womit die Kirche und einzelne Könige wider die Friedensbrecher eingeschritten sind. Friedrich Barbarossa verurteilte den Arnold, Erzbischof von Mainz, und den Pfalzgrafen Hermann, die sich in seiner Abwesenheit im Jahre 1093 in eine Fehde eingelassen hatten, zu schweren Strafen, den letzteren mit vielen anderen Grafen zu der schmachvollen Buße des Hundetragens. Danach zog jener kraftvolle Herrscher im Reiche umher, zerstörte die Burgen und Schlupf-

winkel derer, die sich durch Mord und Gewaltthat „aus dem Frieden“ gesetzt hatten, und verurteilte die gefangenen Friedebrecher zum Tode. Hundert Jahre später verfuhr Rudolf von Habsburg mit derselben Schärfe, obschon er selbst, als er die Botschaft von seiner Wahl zum deutschen Kaiser empfing, eben in Fehde mit der Stadt Basel begriffen gewesen, und mit einem Heere vor deren Mauern gelegen war. Kaum war der Frankfurter Reichstag von 1281 geschlossen, so fiel er mit einem schnell gesammelten Heere über verschiedene Räuberburgen her und zerstörte dieselben. Im Jahre 1290 brach er mit Hilfe der Erfurter Bürger nicht weniger als 66 solcher Raubnester und ließ deren 111 Insassen vor den Thoren der Stadt Erfurt hinrichten.

Doch was fruchteten solche tumultuarisch vollzogenen Gerichtsakte, zu denen sich die oberste Reichsgewalt von Zeit zu Zeit aufraffte? Das Übel war allzu verbreitet, allzu tief eingewurzelt. Es wüteten Fehden zwischen Herren und Herren, geistlichen wie weltlichen, zwischen Städten und Städten, zwischen Herren und Städten, zwischen Privaten und Gemeinwesen. Ein Junker sagte den Frankfurtern Fehde an, weil beim Abendtanz in der Stadt eine Frankfurterin einem seiner Verwandten den Tanz abgeschlagen hatte. Die Leipziger Schuhknechte sagten aus geringfügigen Ursachen den Studenten Fehde an. Fahrende Händler sandten an Herren und Städte Fehdebriefe. Noch im Jahre 1514 nahm sich der Karrenfuhrmann Johann Strauß von Neuenstein heraus, am Abend des Himmelfahrtsfestes den Hallern einen Absagebrief an das Weilerthor zu hängen, sowie in deren Dorf Heimbach Gebäude, dazu die Hallischen Orte Ziegelbronn und Orlach, in Brand zu stecken. Und warum? Weil er wegen einer Fuhre Salz mit den Städtern in Streit geraten war. Diese machten jedoch mit diesem Fehder kurzen Prozeß, als sie desselben habhaft geworden waren: Sie ließen ihn enthaupten und endeten damit summarisch den ihnen lästig gewordenen „Straußenkrieg“.*) Ebenso verfuhren sie mit benachbarten Raubrittern. Am Zuckmantel bei Oehringen war im Sommer 1441 ein wertvoller Güterzug, der nach Hall bestimmt war, von den Rittern von Neuenfels weggenommen worden. Sofort marschierten die Haller mit einem Zuzug von Ulmern, Rothenburgern und Nürnbergern wider Schloß und Städtlein Neuenfels, nahmen dieselben mit Hilfe ihres gewaltigen Sturmbocks, zerstörten sie und führten sechzehn der Schuldigen zur Bestrafung in ihre Stadt. Fünfzig Jahre zuvor hatten sie das Raubnest Klingenfels mit List eingenommen, indem sie den unterwegs gefangenen Rittern die Kleider auszogen, sich selbst anlegten und mit der Beute der Klingenfelser jubelnd durch das arglos geöffnete Thor eindrangen. Die geplünderte Burg zerstörten sie von Grund aus und ließen die Gefangenen sofort im Graben am Städtethor hinrichten. Viele Späne hatten sie auch mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg auszufechten, wobei freilich jede Einzelfehde wieder Anlaß zu einem Dutzend anderer Händel lieferte. Wegen Zerstörung des Schlosses Maienfels wollte der Ritter Konrad, der an demselben Anteil gehabt hatte, die Haller befehden; aber sein Standesgenosse Georg von Rosenberg riet ihm davon mit den Worten ab, die von Hall hätten ihm die Eisen nicht bezahlt, die er auf ihren holperigen Steigen abgeritten habe.

*) Dieser „Straußenkrieg“ erinnert an die fast gleichzeitige Fehde des brandenburgischen Rossehändlers Mich. Kohlhaas (eig. Hans Kohlhase), welcher wegen Pferderaubs 1534 einen Fehdebrief an den Junker von Zaschwitz und ganz Sachsen erließ und viele Gewaltthaten verübte. (Vgl. „Mich. Kohlhaas“ von Kleist)

Die Rothenburger erstürmten im Jahre 1441 das Raubnest Ingolstadt bei Würzburg und nahmen den Ritter Wilhelm von Elm, (der „gegen neun Werkschuh gemessen“ haben soll) samt Genossen und Knechten gefangen. Auf dem grünen Wiesplan nahe dem Würzburger Thor wurden diese Fehder gerichtet und der Leichnam des Elm in den Graben geworfen; die übrigen Ritterleichen begrub man bei den Barfüßern. In dem höchsten, schönsten ihrer Türme, dem gefürchteten Faulturm, hatten sie 1426 den Ritter Hans von Kraintha1 bei lebendigem Leibe verfaulen lassen, nur weil er gegen die Stadt Drohworte ausgestoßen hatte. Aus dem tiefen Grunde dieses Turms ragten Schwerter und Spieße empor; auch empfing dort den Verurteilten eine „eiserne Jungfrau“, die denselben umfing und ihm den Hals abschnitt. Wer kennt nicht das berühmte Volkslied aus der Stegreif- und Fehdezeit, das von Goethe so hochgeschätzte „Lied vom Lindenschmied, der sich auf freier Straße nährt,“ und den der Junker Kaspar fängt, da er beim Wirte hinter dem Tische schläft. Und dieser „Lindenschmied“ war — ein Ritter Löwenstein aus der Pfalz, der die von der Frankfurter Messe kommenden Güterwagen zu leeren pflegte. Dafür wurde er zu Baden auf dem Markte samt Sohn und Reiterjungen „gerichtet“. Und vollends der „Eppelin Geila“ des Volkslieds, der Ritter Apel von Gailingen (oder Eckart von Gailenreuth), der den Nürnbergern so vielen Schaden zufügte, und den sie so lange nicht henken konnten, weil sie ihn nicht hatten! Endlich trafen aber ihre Mannen den „Ächter“ in der Schenke beim Wein:

„Sie nahmen den Epple, den Gailinger Mann,
Brachten gegen Nürnberg gefangen ihn an;
Sie führten ihn auf den Rabenstein
Und legten den Kopf ihm zwischen die Bein'.“

Auch die Ulmer, die für die Poesie des adeligen Schnapphandwerks gar wenig Sinn verrieten, verfuhren aufs strengste mit den Landfriedensbrechern, deren sie habhaft werden konnten. „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ — so lautete das Gesetzbuch der unerbittlichen Städter. Sie zerstörten Hohenhöwen im Hegau und die Güssenburg bei Langenau, deren Insassen ihre Handelszüge geplündert hatten. Dem Ritter Bernhard von Westernach und dem Hartwig von Rammingen legten sie die Köpfe vor die Füße. Wie eifrig haben sie sich an der Bekämpfung des trotzigen Städtefeindes Friedrich von Zollern, genannt der Oettinger, beteiligt, da es im Jahre 1423 galt, dessen Stammburg zu erobern, nachdem die von ihm geschädigten Rottweiler ihm den Absagebrief geschrieben hatten. Da erfolgte, was Nikodemus Frischlin, der adelfeindliche Tübinger Professor und Dichter, einst gesungen hatte:

„Die von Ulm, Biberach und Gmünd,
Kaufbeuren, Kempten, Aalen geschwind,
Pfullendorf, Weil und die von Giengen
Zu stürmen einmütig anfingen,
Die kamen her in großer Eil,
Zu Hilf' den Bürgern von Rothweil.“

Bei diesem Strafgericht waren die Städter willig dem Ruf eines rachedürstenden Weibes gefolgt, der herrschsüchtigen Regentin der Grafschaft Württemberg, Henriette von Mömpelgard. In anderen Fällen dagegen schützte auch die Fürsprache einer echt weiblichen Fürstin vom Hause Württemberg den gehaßten Friedebrecher nicht vor der Rache der ergrimmten Städter. Hamann von Reischach hatte die Ulmer vielfach geschädigt und gekränkt. Sie bekamen ihn in ihre Gewalt

und verurteilten ihn zum Tode. Da kam, es war um das Jahr 1465, die Mutter Graf Eberhards im Bart, Mechtilde, die Erzherzogin, genannt „das Fräulein von Österreich", persönlich mit großem Gefolge nach Ulm und legte Fürsprache für den Reischach ein. Doch vergebens! Der Friedensbrecher mußte sterben.

„Das Frömlin die Red für d' Herren bracht',
Das Frömlin ward von inen veracht't,
Kein gnad mocht' sie erwerben:
Junkherr Hammen mußt' sterben!"

Man schlug ihm das Haupt ab und ließ die Leiche auf sein Schloß tragen

„Durch einen grünen walde
Zu seinen dreien schwestern balde.
Die jüngste schwester das vernahm,
Daß irer toter bruder kam,
In einer kurzen stunden
Dreiwal war ir geschwunden"
„Ir herrn von Ulm, wie ist euch so gach!
Förchten ir nit noch ein größere schmach,
Die euch darauß möcht kummen
Über euch und ewre frummen?
Ihr herrn wissen, was das bedeut':
Das kindlein in der wiegen leit,
Das noch kein wort kan sprechen,
Sein'n vatter, den muß es rechen!" *

(Schluß folgt.)

* (Aus „Deutsche Volkslieder" ges. v. L. Uhland. Bd. I Nr. 137).

Sonnenzauber.

Verwildert ein Fleckchen
Im Gartenеckchen
Fliederumblüht,
Maigrüner Ranken
Zittern und Schwanken
Sonnendurchglüht;

Ein Leuchten und Schimmern
Grüngoldiges Flimmern
Webt in der Luft.
Und Bienen schwärmen
Mit trunknem Lärmen
In Licht und Duft.

Umwoben, gefangen,
Im Goldgespinst hangen
Bleibt still der Blick,
Schaut im Gefunkel,
Im Sonnenhelldunkel
Träumend ein Glück.

Hanna Ehlen.

Neue wissenschaftliche Werke.

Besprochen von O. v. L.

Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Übertragung für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert und zum Gebrauche an höheren Lehranstalten eingerichtet von Dr. Gotthold Bötticher, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium zu Berlin. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. (1893, Berlin, Friedberg & Mode.)

Schon die erste Auflage dieses Buches hat verdiente Anerkennung gefunden. Seit 1884 ist die Teilnahme für Wolfram von Eschenbach gestiegen und so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Neudruck seinen Weg machen wird. Die Einleitung, die W.'s Leben und Werke behandelt, ebenso die sittengeschichtlichen Erläuterungen bieten alles, was man von einer solchen Ausgabe verlangen kann, in klarer Darstellung. Auch ich halte es für nötig, daß besonders auf unseren Mittelschulen der alten Dichtung eine höhere Teilnahme zugewendet wird. Und gerade der „Parzival" bildet durch seinen Gedankengehalt wie durch das Stoffliche dem Lehrer Gelegenheit, auf die Kräftigung des deutschen Gemüts in den Schülern Einfluß zu gewinnen. Böttichers Arbeit, mit Kenntnis und Liebe gemacht, giebt ihm alles Nötige an die Hand. Mit der reimlosen Wiedergabe der Textabschnitte, die durch Inhaltsangaben der minder wichtigen oder überflüssigen Teile verknüpft sind, kann man sich ganz einverstanden erklären. Lieber nur flüssige Rhythmen, als jene oft recht gequälten Reimpaare Simrocks. Ich empfehle das gut ausgestattete Buch unsern Lesern und auch Leserinnen angelegentlich.

Kürschners Deutsche National-Litteratur. (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Von dem großen Unternehmen, das nun bald abgeschlossen sein wird, sind uns folgende Bände zugekommen:

Bd. 191, 193, 196: **„Lyriker und Epiker der klassischen Periode"**. Herausgegeben von Dr. Max Wendheim.

Erster Teil: Die Dichter des Göttinger, des Vossischen und des Schwäbischen Musenalmanachs.

Zweiter Teil: Die Dichter des Berliner, Wiener, des Schillerschen Musenalmanachs d. h. der Horen. Matthisson, Tiedge, Hölderlin.

Dritter Teil: Kosegarten; A. v. Helwig. Die romantischen Musenalmanache. Lyriker der Freiheitskriege.

Diese drei Bände verdienen besonders rühmliche Erwähnung wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf sie verwendet hat und den die meisten Leser nicht würdigen können. Die Sammlung bringt auch dem Fachmann manches, was ihm neu ist, weil selten einer alle diese Almanache wirklich durchliest.

Bd. 192: **Reinke de Vos, eine satirisch-didaktische Dichtung.** Herausgegeben von Eugen Wolff.

Der Band behandelt „Reinke de Vos", den Teuerdank und Weißkönig, die Fabeln des Waldis und Alberus, Rollenhagen, Froschmäuseler und die „Christliche Warnung" und „Die lautere Wahrheit" von Ringwaldt. Die einzelnen Einleitungen zeichnen sich durch ehrliche Hingabe an den Stoff aus und bieten im beschränkten Raum den Beweis tüchtigen Wissens.

Bd. 194: **Goethes Werke.** 26. Teil. Kleine Jugendschriften in Prosa. Herausgegeben von G. Witkowski.

Der Band enthält: Judenpredigt; Den Aufsatz zum Shakespeare-Tag; Die Besprechungen aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen"; „Von deutscher Baukunst". Die zwei theologischen Schriften; Biblische Dichtungen; Beiträge zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten (mit Nachbildungen der Kupfer aus dem Werke). Die Einleitungen sind entsprechend; jene zu den Besprechungen hätte kürzer sein können.

Bd. 195: **Goethes Werke.** 27. Teil. Herausgegeben von A. G. Meyer und G. Witkowski.

Der Band bringt „Winkelmann und sein Jahrhundert", „Philipp Hackert" und Goethes Reden und Ansprachen, so weit sie erhalten sind.

Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngsten deutschen Dichtungen von Prof. Dr. Friedrich Kirchner. (Wien und Leipzig 1893, Kirchner & Schmidt.) 5 Mk.

Die vorliegende Schrift will keine Polemik gewöhnlicher Art sein, welche den Gegner mit einigen Phrasen und Schlagwörtern abthut, sondern ein Versuch, „die moderneren Dichter vom litterarhistorischen Standpunkt zu würdigen". So heißt es im Vorwort, wo auch angemerkt ist, daß die Bezeichnung „Gründeutschland" nicht ironisch, sondern anerkennend gemeint ist.

Das Werk hat 246 Seiten. Es böte daher Raum genug, das Werden des neuen Schrifttums seit etwa 1883 — die Anfänge gehen noch weiter zurück – darzustellen; zu zeigen, wie die Stimmungen der Zeit auf das junge Geschlecht zu wirken begonnen, wie die französischen, russischen, nordischen und italienischen Einflüsse nacheinander auftraten; wie der naturwissenschaftliche Materialismus und die Gedanken Darwins und die der Sozialdemokratie sich damit verknüpften. Man könnte auf solchem Raum darstellen, Jahr für Jahr verfolgend, wie die Dichter und Schriftsteller der „neuen" Richtung nacheinander auftraten, sich in Berlin und München langsam zusammenschlossen und dann wieder zum Teil auseinanderfielen. Man könnte, falls man es weiß, zeigen, wie verschiedene Vertreter durch den Aufenthalt in Paris in die französische Bewegung hineingezogen wurden, und wie dann in Berlin eine Gruppe von nordischen Schriftstellern sich zusammenfand, die mit Jüngsten in lebhaften Verkehr trat, während in München Ibsen selbst eine Art unmittelbaren Einflusses übte. Dann ließe sich zeigen, wie sich unter Stirners und Proudhons Einwirkung die anarchistische Strömung vorbereitet hat, die sich dann zum Teil dem Gedanken Nietzsches hingab. Nicht als Letztes wäre die Thätigkeit der Jüngsten in den von ihnen begründeten Blättern zu verfolgen u. s. w. Das wäre eine Arbeit, die so viel Reiz für den Schöpfer wie für die Leser haben könnte.

Herr Prof. Dr. Fr. Kirchner hat diese Aufgaben nicht gelöst, sie sich nicht einmal klar gemacht. Von einem Werden erfährt man aus dem Buche gar nichts. Er setzt mit dem Jahre 1891 ein; springt dann nach 1885 zurück und dann auf 1893. Sodann folgt eine sehr allgemein gehaltene Betrachtung „Wesen und Ursprung des Naturalismus", ihr eine zweite „Der Naturalismus und die Liebe". Überall mangelt es an Vertiefung in die Menschenseele, so viel äußeres Wissen der Verfasser auch anwendet. Übrigens ist es ein Irrtum, wenn er S. 77 behauptet, daß „die Deutschen die Palme davontragen in pronographischen Schilderungen". Er muß sehr wenig von dem französischen Schrifttum kennen, wenn er das hinschreiben konnte. Ebenso ist's nur Irrtum, wenn er von Otto Mora (S. 86) behauptet, daß Hans von Delitzsch in „Überreif" der Träger der Weltanschauung des Verfassers sei. Mora hat gerade diese Überreife bekämpfen wollen, da er auf entgegengesetztem Standpunkte steht. Der Fehler besteht nur darin, daß er in dem Roman eben keinen Vertreter seiner eigenen Weltanschauung hineingestellt hat.

Der 4. Abschnitt behandelt „die soziale Dichtung." Auch hier sind sehr viele Bemerkungen, die der Kritik nicht standhalten können. Gewiß, die soziale Frage in weitestem Sinne hat längst schon andere Schriftsteller beschäftigt.

Die politischen Romane von Morus „Utopia" (1515) und von Anton le Grands „Scydromia" (Nürnberg 1680) bis zu Merciers „L'an 2440"; die staatswirtschaftlichen von Harringtons „Oceana" (1656) an — Platos „Staat" und „Gesetze" sind nicht hier anzuführen, obwohl es oft geschieht — über Campanellas „Sonnenstaat" und die „Histoire de Sevarambes (1677) bis Cabet, Bellamy und Hertzka bewegen sich auf „sozialem" Gebiete, mehr als die vom Verf. auf S. 117 genannten Dichtungen, „Miß Sara Sampson", „Emilia Galotti", „Kabale und Liebe", Tiecks „William Lovell", Achim von Arnims „Gräfin Dolores" u. s. w. Hier faßt Herr K. den Begriff „sozial" so weit, daß sich alle Romane und Dramen, die nicht rein Persönliches behandeln, in den weiten Sack unterbringen lassen. Das „Soziale" in „William Lovell" und der „Gräfin Dolores", in den Romanen Ungern-Sternbergs u. s. w. hat mit jenem „Sozialen", das den Jüngsten vorschwebt, nicht viel zu schaffen.

S. 118 steht: „Das Junge Deutschland (seit 1830) brachte das Schlagwort von der Emanzipation des Fleisches auf". Das ist ein Irrtum. Abgesehen davon, daß die Sache selbst schon von einzelnen Romantikern verfochten wurde, ist das Schlagwort von Frankreich hergenommen. In der Zeitschrift Enfantins „Le Globe" (seit Nov. 1830) und im „Nouveau Christianisme" wird die „rehabilitation de la chair" unter den Dogmen der Saint-Simonisten aufgeführt. Von dort her wandert sie nach Deutschland.

Auch in diesem Abschnitt beginnt der Verf. mit Gerh. Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", das doch erst 1889 erschienen ist. So wirbeln die Werke an dem Leser vorbei, ohne daß er die Entwickelung zu verfolgen vermöchte.

Durchaus unzureichend ist das Werden der Lyrik der Jüngsten dargestellt. Niemand wird sich ein Bild davon machen können, wie seit etwa 1880 die Entwickelung sich dargestellt hat. Man fühlt überall, daß der Verf. an den Stoff nur von außen herangekommen ist und das innere Getriebe der Kräfte gar nicht kennt. Will man von einem Nutzen des Buches sprechen, so liegt der bestenfalls in den Inhaltsangaben der Dramen und Romane des Verfassers. Seine Stärke weist ihn auf andere Gebiete, wo er zu Hause ist — hier tastet er in der Fremde umher, unkundig des Weges und des Ziels.

Geschichte des Rumänischen Schrifttums bis zur Gegenwart. Von Dr. W. Rudow. Ausgearbeitet mit Unterstützung der angesehensten Schriftsteller, durchgesehen und ergänzt im Auftrage des Bukarester Kultusministeriums von Prof. J. Negruzzi und G. Bogdan. Herausgegeben mit Unterstützung des königl. preußischen Kultusministeriums. (Wernigerode 1893, W. Rudow.)

Das Buch ist 140 Seiten stark. Es ist daher natürlich, daß die Darstellung eine sehr gedrängte ist und nur einzelne hervorragende Dichter eingehender besprochen werden. Trotzdem sind wir dem Verf. zu Dank verpflichtet; sein Buch ist das erste, das wir über diesen Stoff besitzen und meines Wissens auch die einzige in nicht rumänischer Sprache geschriebene Geschichte des dortigen Schrifttums.

Der Verf., obwohl der Sprache kundig — er ist mit einer Rumänin, der feinbegabten Dichterin Lucretia Suciu verheiratet, von deren Gedichten wir einige Proben jüngst gebracht haben — hat sich zum großen Teil auf die Arbeiten

von rumänischen Schriftstellern stützen müssen, aber dabei doch auch alles ihm Erreichbare selbst gelesen. Sein Urteil scheint unbefangen zu sein. Vollkommen berechtigt kann ich das Werk nicht beurteilen, da ich zwar fast alles kenne, was von rumänischem Schrifttum ins Deutsche übertragen worden ist und einiges auch in französischer Übersetzung. Jedenfalls habe ich durch das Buch meine Kenntnisse bereichert, und dafür hat man stets zu danken.

Sehr hübsch lesen sich die zahlreich eingestreuten Proben von Gedichten; besonders gelungen ist das wahrhaft schöne „Löse den goldenen Gürtel" von Lucretia Rudow, dessen leidenschaftlich bewegter Tonfall nirgendwo die fremde Herkunft verrät. Auf den prosaischen Ausdruck hat der Verf. nicht stets die gleiche Sorgfalt verwendet. Ich empfehle das Werk allen, die für den Stoff Teilnahme haben, und füge hinzu, daß es in Rumänien selbst günstige Aufnahme gefunden hat.

Religiös-soziale Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums von G. Maisch. (Leipzig 1893, Reinhold Werther.)

Von dem Werke, das in 3—4 Abteilungen (zu 3 Mk.) vollständig sein soll, ist die erste eingelaufen. Das Vorliegende berechtigt zu einem günstigen Urteil und zu besten Hoffnungen für das Ganze. Der Verf. will nicht eine Geschichte des Bürgertums geben, sondern Bilder, die über die einzelnen Lebensäußerungen auf Grundlage des reichen gesammelten Stoffes unterrichten. Aber er begnügt sich nicht damit; er betrachtet das Werden vom „religiös-sozialen" Gedanken aus. Der Kampf gegen die gesteigerte Ichsucht der Feudalgesellschaft hat mehr oder minder das Werden der Städte bestimmt. Aber Kirche und Religion haben dabei eine von manchem Geschichtsschreiber verkannte Rolle gespielt und die Bildung von Vereinigungen entschieden beeinflußt. Die vorliegenden Abschnitte zeichnen sich in allen Urteilen durch gerechten Sinn aus; der Verf. läßt sich nirgendwo durch romantischen Schimmer blenden, aber er ist ebenso weit entfernt, die Vorzüge und Lichtseiten des Mittelalters zu verkennen. Die Darstellung fesselt durch Klarheit und oft durch Kraft. Zur weiteren Empfehlung des Buches, auf das ich nach der Vollendung nochmals zurückkommen werde, bringt das Beiblatt einen Abschnitt zum Abdruck. Es ist zu wünschen, daß die Lehren der Vergangenheit von der Gegenwart um der Zukunft willen verstanden werden. Vielleicht trägt das Buch etwas dazu bei, die Notwendigkeit echt sozialer Gemeinschaften, die von christlichem Geiste durchdrungen sind, auch solchen verständlich zu machen, die trotz aller Zeichen der Zeit blind und taub geblieben sind.

Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. Sechste vollständig neu bearbeitete Auflage herausgegeben von Richard Engelmann. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.)

Wir müssen Prof. Engelmann für diese Bearbeitung dankbar sein. Die letzten fünfzehn Jahre haben der Altertumskunde so viel neuen Stoff zugeführt, daß die letzte Auflage des Buches nicht mehr genügte. Der Herausgeber hat sich aber nicht darauf beschränkt, hier und dort Einschiebsel zu machen, er will, man kann es wohl sagen, ein neues Buch liefern, das in manchem Abschnitt der vorliegenden vier Hefte nur mehr dem Namen nach mit Guhl und Koner zusammenhängt.

Es wird, wenn die folgenden Hefte sich auf gleicher Höhe halten, eine musterhafte Archäologie der Griechen und Römer werden, bestimmt für die Gebildeten, für Schule und Haus. Die Darstellung ist für diese Kreise berechnet, aber der Herausgeber hat trotzdem gestrebt, seinem wissenschaftlichen Gewissen genug zu thun und hat überall die neuen Forschungergebnisse verarbeitet. Die Ausstattung ist vorzüglich; die Menge der Holzschnitte sehr vermehrt; im ganzem sollen es über tausend werden. Der Druck ist klar, das Papier sehr gut. Das Werk wird in achtzehn Lieferungen zu 1 Mk. noch in diesem Jahre vollständig vorliegen. Es sei unsern Lesern, besonders als Geschenk für die reife Jugend, angelegentlich empfohlen. Über die folgenden Hefte wird berichtet werden.

Quis?: Jeanne d'Arc eine Heilige? Skeptische Studien gelegentlich des Kanonisationsprozesses. (München 1893, Verlagsanstalt M. Poeßl.)

Man strebt in Rom und in bestimmten Kreisen Frankreichs Jeanne d'Arc zur Heiligen zu machen. Der ungenannte Verfasser dieser Schrift, die ungewöhnliches Wissen bezeugt, weist in schlagender Weise folgendes nach: Rom selbst war der Hauptschuldige an dem Ende der Jungfrau; ihr ganzes Wesen macht sie selbst nach katholischen Grundsätzen zur Heiligen ungeeignet; das „Übernatürliche" in ihrem Auftreten und Wirken stellt sich zum Teile als seelische Erkrankung dar; in vielen ihrer Anschauungen war sie den Lehren Roms gegenüber Ketzerin. Der Verfasser, wie aus einer Stelle hervorgeht, war selbst früher katholischer Priester. Seine Darlegung fesselt von Anfang bis zu Ende. Sie wirft zuweilen auch Streiflichter auf die Anschauungen Schillers. Das Buch sei Freunden der Geschichte und der Wahrheit bestens empfohlen.

Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren W. v. Hs. und seiner Kinder. 1791—1887. Mit zwei Bildnissen. (Berlin 1893, Ernst S. Mittler u. Sohn.) 10 Mk.

Es ist ein äußerlich bewegtes und innerlich reiches Leben, das dem Leser in diesem Buche vorgeführt wird. Die äußeren Verhältnisse machen Gabriele mit Frankreich, Spanien, Italien, Österreich und England bekannt; die Stellungen ihres Vaters und des Gatten bringen sie in mehr oder minder enge Beziehungen zu Fürsten, Gelehrten und Künstlern, gewähren ihr Einblicke in das verborgene Getriebe der Politik und der Gesellschaft. So weckt das Buch schon in diesen Richtungen die Teilnahme der Leser.

Aber noch mehr geschieht es durch die innere Eigenart Gabrieles. Wie über ihre Eltern ist auch über sie sehr viel geklatscht worden. Es ist ja die Zungenfertigkeit in diesen Kreisen nicht minder groß, als in allen anderen. Hier aber in den vertrauten Mitteilungen von Mitgliedern des Hauses und an sie, fallen alle Gründe zum Mätzchenmachen fort; hier kann sich der Kern des Wesens ohne Scheu enthüllen. Und da tritt vor allen anderen Gabriele selbst in ihrer gesunden, schlichten Eigenart hervor: ihr echtes Herzenschristentum; ihr echt weibliches Empfinden, das seine Wärme nicht nur auf die Ihrigen einschränkte, sondern überallhin strömen ließ und sie durch Thaten der Liebe erhärtete; ihr gesundes, klares Urteil, das Menschen und Dinge fest erfaßte, aber dennoch milde geblieben ist, und nicht zuletzt ihre Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne neben ihrem häuslichen, wirtschaftlichen Sinn. So kann ihre Persönlichkeit erziehend auf das weibliche Geschlecht wirken, soweit es heute einem solchen Vorbilde die Pforten des Herzens öffnet. Ich werde in der Beilage einige Briefe

und Briefstellen zum Abdruck bringen; sie mögen als Ergänzung zu diesen empfehlenden Zeilen dienen. Das Werk eignet sich sehr zum Vorlesen im Familienkreise; nur an einzelnen Stellen hätten Kürzungen gut gethan.

Graphologische Plaudereien. Von Edelweiß, Freystadt, Westpr. Mit vielen Handschriftproben. (Leipzig, Wigand.)

Das Büchlein ist sehr gut gemeint, aber in Form und Inhalt derartig, daß es eine ernste Kritik nicht erträgt, die übrigens durch die hilflose schriftstellerische Unbeholfenheit entwaffnet wird.

Der Fluch der Mannheit. Zwei Vorlesungen für Männer von Henry Varley. Nach dem einhundertachtzigsten Tausend der englischen Ausgabe übersetzt von Robert von Zwingmann. Einzige vom Verfasser genehmigte Übertragung. Dritte Auflage. (Leipzig 1893, Reinh. Werther.)

Die Vorlesungen des Engländers richten sich gegen geheime und offene Ausschweifungen. Wenn man von der Art der Darstellung, die nicht allen zusagen wird, absieht, muß man dem Manne beistimmen. Wir empfehlen das Werkchen den Männern und Jünglingen, Vätern, Müttern und Lehrern. Es kann nützliche Anregung geben und sittlich förderlich wirken.

In der Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach (Verlagsanstalt in Hamburg vorm. J. F. Richter) sind folgende Hefte erschienen:

„Der Anteil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias“. Von Ballhorn, Rektor, und

„Über Hamlets Wahnsinn“. Von Dr. A. Delbrück. (Irrenarzt).

Fritz von Uhde. Von Otto Julius Bierbaum. Mit dem Bildnisse des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Sambergers. (München 1893, Dr. E. Albert & Co.

Bei der Besprechung von Bruckners „Hamerling als Erzieher“ habe ich angemerkt, wie wohlthuend die Begeisterung eines jungen Mannes wirkt, der mit Liebe das Wesen und Wirken eines verehrten Mannes umfaßt. Diese Begeisterung lebt auch in diesem Werke, das den Münchener Maler und seine Kunst darzustellen sucht. Ich bin schon in diesen Blättern 1885, als man über Uhde gespottet hat, für den Künstler eingetreten (siehe „Herbstfäden: Randbemerkungen zur religiösen Malerei der Gegenwart“.), bin also weit entfernt davon, Bierbaum aus seiner Hingabe einen Vorwurf zu machen. Aber er liegt im Banne Uhdes, darum versteht er wohl dasjenige, was des Malers Kraft ausmacht, aber er ist nicht frei genug, die Grenzen seines Wesens zu erkennen. Man muß sehr kühl sein, wenn man nicht das Treibende in Uhde, das warme Gemüt erkennt — die technischen Eigenschaften hängen zum Teile damit zusammen in ihren Vorzügen und Schwächen, aber nicht sie allein bilden das Kennzeichnende. Aber wie die Maler, die als verflachte Fortsetzer der italienischen „schönen“ Kunst gesündigt haben, als sie aus Christus einen glatten Salon-Erlöser machten, so hat Uhde in seiner Weise geirrt, als er ihn zum bloßen Christ der Enterbten gemacht hat. Es liegt auch in ihm ein einseitiges Empfinden, das der ganzen Bedeutung der Christusgestalt nicht gerecht werden kann. Gewiß hat er ihn als Vertreter der milden Liebe, des innigen Mitleids schön erfaßt, aber dieser Zug gilt in Christus nicht nur den Unteren, er gilt allen; und neben diesen weichen Zügen liegt in der Gestalt auch männliche Stärke und ein anderes, was Wünsche in seinem Buche „der lebensfreudige Jesus“ mit Recht hervorgehoben hat: nicht Weltverachtung, sondern eben Lebensfreudigkeit, die aus der Gottesfreude, dem Gottesfrieden seines Wesens mit Notwendigkeit hervorgehen mußte, trotzdem das Ziel seines Innersten Weltüberwindung war. Gegenüber diesem Voll-Christus ist der Uhdes nur ein halber. Und dieser Irrtum des Gefühls ist die tiefste Ursache der Beschränktheit von Uhdes Kunst im ganzen genommen. Das hat Bierbaum noch nicht empfunden; Uhde aber dürfte, wie mir scheint, diese Einseitigkeit noch überwinden. Dann erst wird er zur vollen Freiheit seines Wesens gelangen. Mit Recht weist der Verfasser auf den deutschen Zug in dem Künstler hin, den durch den Gegensatz die Franzosen früher erkannt haben als es im allgemeinen bei uns geschehen ist.

Bierbaum ist begabt für solche Arbeiten, wenn es auch stets mißlich bleibt, Gemälde zu beschreiben. Hier läßt er auch zu oft die Ausrufe der Bewunderung an Stelle der Analyse treten. Daß er noch sehr viel mit den Lieblingsworten der Jugend spielt (wie: Suggestivgewalt, Naturalismus, Milieu, Übermensch) liegt in der Zeit. Hoffentlich macht er sich frei von diesen Scheinmünzen, mit denen man heute die Schulden an das klare Denken zu bezahlen pflegt. Die Sprache B.'s strebt im ganzen nach edlem Ausdruck — ein starker Schnitzer ist „rötlich fasernde Streifen“. Die Ausstattung des Buches ist musterhaft in jeder Beziehung; sehr dankenswert das Verzeichnis der Schöpfungen Uhdes.

Briefkasten.

Herrn G. H. Berlin C. Die Gedichte sind noch zu unselbständig. — Maruschka in Stettin. So senden Sie denn! — Mara. 3. Die drei Gedichte sind gut gemeint, aber nicht nur in der Form ungenügend. Selbst grammatische Fehler laufen unter. Vielleicht gelingen andere Versuche besser. — Buschanemone. Die Arbeit muß auf lose, mit Zahlen bezeichnete Blätter geschrieben sein; die Rückseite bleibt frei. Schriftzeilen nicht eng, damit Verbesserungen ermöglicht sind. — Frl. M. E. J. in Str. „Sonnensturz“ soll gelegentlich kommen. — Herrn W. W. in M. Sie sind sicher begabt. Aber in der Wahl der Beiworte nicht schlicht genug. „Lag glüh der Tag“; „lohauf“, „rottitianisches Gold“; „ein loher Tag“, „sprühe Leidenschaft“ u. s. w. Die meisten dieser Worte sind sprachlich nicht richtig gebildet; manche sind in der neuesten Lyrik schon zu bloßen „Clichés“ geworden, die man vermeiden muß, wenn man nicht Nachahmer sein will. Ein Selbst sein, das ist die Hauptsache. Das aber wird man nicht durch gesuchte Worte. Suchen Sie diese Worte zu beseitigen, auch das „Bernsteinblütene“ — „blütene“ ist auch undeutsch gebildet — dann will ich die sonst fein empfundenen Gedichte gerne bringen.

Inhalt der Nr. 45.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 46.

Im Kampf der Gesellschaft.

Moderner Roman

von

O. Mysing (Otto Mora).

(Fortsetzung.)

VI.

In der That starb der Maler kaum acht Tage danach. Dies zerstörte und zerfressene Leben, das großstädtische Anstrengungen und Excesse aller Art erschöpft hatten, besaß nicht mehr die Kraft, sich zu behaupten. Edzard Löning war zu Grunde gegangen an seiner unbefriedigten Schönheitssehnsucht, an dem stets mißlungenen Versuch, in dem harten Leben von heute die Poesie von früher wieder aufzufinden. Und gleichsam als Erbteil, als ein Werkzeug seiner Rache, hinterließ er seiner Zeit Kurd Bahnsen, den er erzogen hatte, ganz entgegengesetzt den Ideen, in denen er selbst aufgewachsen war.

Das Testament des Malers setzte zwar Kurd zum Erben der Villa und einer nicht unbeträchtlichen Menge disponiblen Kapitals außerdem ein, es bestimmte aber, daß der größte Teil des Vermögens zu gleichen Teilen Kurd Bahnsen und der Enkelin Lönings, Helga Carstens zufallen sollte, und zwar sollte die Teilung nicht erfolgen, bevor beide Teile ihr zweiundzwanzigstes Jahr vollendet hätten, und auch dann nur mit erfolgter gegenseitiger Genehmigung. Falls Helga auf ihr Erbteil verzichtete, das in ziemlich beträchtlichen Ländereien an der unteren Ems bestand, sollte auch Kurd darauf verzichten, und das Ganze einem Verwandten zufallen.

Kurd Bahnsen war einigermaßen betroffen über diese Verfügung, er vermutete irgend eine Absicht des Malers dahinter. Aber da er weder von der Tochter, noch auch von der Enkelin Lönings das Geringste wußte, gab er sich nicht mit unnützem Grübeln hin, sondern begnügte sich mit dem, was ihm zufiel. Gegen seine Erwartung ließ sich in der That die Adresse von Frau Carstens und ihrer Tochter in Milwaukee auffinden, er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß das junge Mädchen noch ziemlich weit vor dem zweiundzwanzigsten Jahre stand, daß er also noch einige Zeit auf sein Erbteil warten mußte.

Er kümmerte sich also nicht weiter darum, sondern befaßte sich mit den Unternehmungen, die er ins Werk setzen wollte. Und die nahmen ihn denn auch ganz und voll in Anspruch.

Es handelte sich um nichts weniger, als um eine großartige Erweiterung des ausgedehnten Dampferverkehrs nach Nordamerika, der für die reiche Hansastadt an der Elbe eine Hauptlebensader war. Der ganze Auswandererverkehr, all die Menschenmassen aus Deutschland, Rußland, Galizien, Böhmen und Ungarn, die jenseits des Oceans eine neue Heimat suchten, gingen hier durch. Diesen Personentransport besorgten teils etliche kleine Gesellschaften, die aber immer mit Mangel an Mitteln zu kämpfen hatten, weil sie sich durch eine unsinnige Konkurrenz gegenseitig schädigten, teils einzelne Rheder, unter denen zum Beispiel auch Ellhorst war.

Kurd hatte mit seinem scharfen Beobachtungsgeist längst herausgefunden, daß all die Einrichtungen für den Auswandererverkehr teils veraltet, teils so mangelhaft und oberflächlich waren, daß das Geschäft schon seit einer Reihe von Jahren darunter litt. Wenn es gelang, hier neues und kräftiges Leben hineinzubringen, mußte der Verkehr ganz andere und ganz unberechenbare Dimensionen annehmen.

Er veranlaßte zunächst drei dieser kleinen Gesellschaften, die auch die Schleppschiffahrt auf dem Flusse mit betrieben, sich zu vereinigen; sie überließen ihr Eigentum an Dampfern, Anlegebrücken, Schuppen und Barvermögen der neuzugründenden Gesellschaft „Transatlantic“ gegen Behändigung von Aktien im gleichen Wertbetrage.

Kurd war indessen mit diesem Stamm von zum Teil veralteten Dampfschiffen nicht zufrieden. Er dachte daran, für den Verkehr nach Nordamerika neue große Fahrzeuge mit Verwendung der modernen technischen

Erfindungen zu bauen. Für diesen Zweck war es ihm sehr erwünscht, als er hörte, daß einer der Freunde Grollmanns im Begriff stehe, eine große Werft anzulegen und nur noch um das Terrain in Verlegenheit sei. Kurd Bahnsen überließ ihm sehr billig Grund und Boden an der Flußmündung, den er ja gekauft hatte, und der für diesen Zweck ganz vortrefflich geeignet war. Dafür gewährte ihm der neue Schiffsbauer, Clausemann mit Namen, für den Akkord von Dampferbauten allerlei Vorteile, die sehr ins Gewicht fielen; überhaupt sahen beide, als sie sich persönlich kennen lernten, daß sie sich ausgezeichnet verstehen würden. Clausemann war ebenfalls aus niederem Stande emporgekommen, und Kurd ging ihm bei seinem Unternehmen so sehr mit Rat und That zur Hand, daß die Werften in der That ihre gemeinsame Arbeit genannt werden konnten.

Der bisher öde Platz an der Seeküste, wo die Moorkolonie gestanden hatte, begann sich jetzt zu beleben. Der Hafen wurde erweitert, neue und große Piers angelegt, so daß die Oceandampfer hier anlegen konnten, und es erhoben sich bereits Arbeiterhäuser und kleinere Fabriken, Raffinerien und Schuppen, wie sie der Bedarf der ausgeladenen Waren mit sich brachte.

Neben den Werften wurde natürlich für die neugebauten Schiffe von seiten der „Transatlantic" eine Reparaturwerkstätte angelegt, ein gewaltiger Dampfkrahn erhob sich unmittelbar am Ufer, und man nahm den Plan eines Trockendocks in Aussicht, in dem die beschädigten Schiffe ausgebessert werden konnten. Alle diese Anlagen ließen sich jetzt bei der vereinigten Gesellschaft leichter ausführen, und rentierten sich viel besser als früher.

Kurd Bahnsen machte bereits von sich reden in den Kreisen der großen Handelsherren, der reichen Patricierfamilien, die nur höchst ungern einen Schritt von dem gewohnten Geleise abwichen. Darum kümmerte er sich nun freilich nicht. Er arbeitete mit der ganzen zähen Ausdauer seines Stammes, und er arbeitete — was den Ausschlag gab — mit ganz neuen Mitteln.

So zum Beispiel ließ er für die Bauten, die auszuführen waren, Arbeiter in Menge aus dem Osten kommen, wo sie viel billiger zu haben waren. Man sah mit Befremden die Bahnzüge beladen mit kleinen, schwarzbraunen, aber beweglichen Gestalten heranfahren, die aus Polen, Ungarn und Galizien stammten. Diese Leute waren sehr viel anspruchsloser und arbeiteten rascher als die gut genährten Norddeutschen. Es erregte natürlich Entrüstung unter den einheimischen Arbeiterkreisen, daß die Preise dadurch gedrückt wurden, aber darüber zuckte Kurd Bahnsen die Achseln.

Er war auch der erste, der sich für die großen Dampfer regelmäßige und billigere Kohlenzufuhr sicherte. Bisher hatten die Seeschiffe die teure Kohle von England bezogen. Damals war nun gerade das Syndikat der vereinigten westfälischen Kohlengruben abgeschlossen, das einen einheitlichen und erheblich niedrigeren Tarif festsetzte. Kurd bezog fortan seine Kohlen von hier, trotzdem das Vorurteil der englischen Kohle einen größeren Heizwert zugestehen wollte.

Allmählich erlangten die Dampfer der Transatlantic bei dem reisenden Publikum sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit ihrer Fahrt, als auch hinsichtlich der Sicherheit und Bequemlichkeit ihrer Einrichtungen einen Ruf, der den aller anderen Konkurrenten übertraf.

Kurd Bahnsen widmete sich diesen seinen Unternehmungen, die er allein leitete, mit einer Umsicht und einer Arbeitskraft, die bei seinen Jahren staunenerregend genannt werden mußte. Es schien, als hätte das Genie seiner Rasse, dieser so ungeheuer arbeitsfähigen und dem Genuß abgeneigten Rasse, sich bei ihm infolge der günstigen Bedingungen, unter denen er aufwuchs, zu außergewöhnlicher Höhe gesteigert. Er duldete aber auch keinen neben sich, er nahm von niemand Rat an, er hatte die Manie aller egoistischen Despoten, alles durch sich selbst thun zu wollen. Und er empfand, wie sehr unter all diesen „ehrenwerten" Geschäftsleuten, diesen liberalen Kaufleuten der Hansastadt ein rücksichtsloser Wille, eine schlaue Ausbeutung der Menschen von allen Seiten respektiert wurde. Seine Achtung der Menschen stieg dadurch natürlich nicht. Er fühlte sich immer mehr als Herrn der Kultur; er sah, daß, wer heute ökonomisch das Heft in der Hand hat, die Gesellschaft so gut tyrannisieren kann wie ein asiatischer Despot die Millionenherden seiner Unterthanen.

Und dieser Gedanke war für Kurd Bahnsen der verlockendste. Die Macht war es nur, die ihn reizte, das Machtverlangen füllte in Wahrheit sein ganzes geistiges Dasein aus; er arbeitete, ohne sich dessen natürlich ganz bewußt zu werden, nur um seine Persönlichkeit voll und uneingeschränkt zu entwickeln.

Den Frauen gegenüber sind diese verschlossenen und doch voll entwickelten Charaktere unbequem, sie verschmähen jede Dekoration im Leben, jeden anmutigen Flitter und jede graziöse Maske, kurz alles, was die Frauen zum Dasein nötig haben.

Dora Ellhorst bemerkte das zuweilen; ihre feinen Augenbrauen zogen sich bei solchen Gelegenheiten zusammen, und die Zähne gruben sich unwillig in die Unterlippe. Aber sie liebte Kurd zu sehr, um nicht alles bei ihm zu entschuldigen. Seine Persönlichkeit wirkte auf sie wie ein unabläßig wechselndes Kaleidoskop, das für die anderen stets mit einem dichten Vorhang bedeckt ist. Gerade diese Verschlossenheit reizte am meisten. Sie entdeckte die tiefe, geheimnisvolle Schönheit solcher Charaktere, die sich nie beim ersten Blick enträtseln lassen, die aber, wenn man sie kennt, mit spielender Leichtigkeit ein Leben voll blendender Fülle aus sich heraus entwickeln. Sie war jeden Tag von neuem überrascht, immer fand sie einen Winkel in seinem Inneren, den sie noch nicht kannte. Es lag in manchen seiner Worte, seiner einfachen und seltenen Gesten etwas wie ein berauschendes Parfüm für sie, das ihr zu Kopf stieg, und sie in stundenlanges, entzücktes Nachdenken versenkte.

Denn ohne es zu wissen, besaß Kurd Bahnsen die große Kunst, die unumgänglich ist in der Liebe,

und von der dreiviertel der Liebenden nichts verstehen; die Kunst, immer neu zu sein für die geliebte Frau. Er gab sich nie aus, nicht aus Absicht oder System, sondern weil es so in seiner Natur lag.

Liebte er sie wirklich? Sie glaubte es zu schließen aus den vielen einsamen Stunden, die er ihr widmete, aus den plötzlichen Ausbrüchen seiner ungestümen Natur — diesen Eruptionen eines Vulkans, der unter dem Eise schlummert.

Und dann bewunderte sie sein Glück, seine Erfolge. Das ist auch ein Moment für die Frau. Er hätte weniger Einfluß auf sie gehabt, wenn sie nicht von allen Seiten so viel bewundernde Komplimente über ihn gehört hätte.

Natürlich ahnte niemand von ihren Bekannten oder Verwandten das Verhältnis, in dem sie zu Kurd stand. Sich offen erklären, daran konnte er, wie sie selbst wußte, vorläufig nicht denken. Und sie wollte es auch noch gar nicht. Sie wollte einstweilen noch ein Stück weiterträumen von diesem Märchen voll Glut und Poesie, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte.

Zuweilen verbrachten sie die Abende versteckt in einer kleinen Loge des Theaters, Dora dicht verschleiert, so daß niemand sie erkennen konnte. Sie achteten selten auf das, was auf der Bühne vorging; Kurd, weil er sich ohnehin nicht dafür interessierte, Dora, weil eine Frau in solcher Situation für das größte Dichterwerk keinen Gedanken übrig hat. Und es fiel ihr dann nicht weiter auf, daß er mitten unter leidenschaftlichen Liebesbeteuerungen plötzlich ihr von seinen Unternehmungen und Geschäften zu erzählen anfing, so sehr war sie an diese seine Eigentümlichkeit gewöhnt.

Übrigens interessierte sie das auch etwas. Sie war nicht umsonst die echte Tochter der Hansastadt, sie hatte selbst jene unbewußte und doch tief eingewurzelte Ehrfurcht vor dem allmächtigen Gott Handel, der, wie sie wußte, all den Ihrigen, ihrer ganzen Vaterstadt eine eigene Stellung gab, weit über alle Menschen des „Oberlandes" hinaus; der nach seiner souveränen Laune Könige und Bettler schuf aus der Zahl der Gläubigen, die ihn anbeteten.

Eines Abends, als sie beisammen saßen, fragte Kurd sie anscheinend gleichgiltig:

„Hast Du nichts von den Frachtverträgen gehört, Dora, die angeblich eine große südamerikanische Regierung mit Deinem Vater abschließen will? Einer meiner Bekannten sprach darüber!"

Sie besann sich. Gewöhnlich kümmerte sie sich um die geschäftlichen Angelegenheiten ihres Vaters nicht. In diesem Fall wußte sie zufällig Bescheid, da der Vertreter der betreffenden Regierung — es war die Republik Argentinien — einmal zu Tisch geladen war.

„Gewiß," antwortete sie rasch, „indessen ist die Sache noch nicht perfekt, und dann sollte es auch geheim gehalten werden. Es handelt sich um ein Engagement auf mehrere Jahre."

Kurd überlegte. Er wußte, daß die Sache sehr wichtig war. Es schien, als zögere er einen Moment, dann sprach er zu Dora:

„Könntest Du mir nicht etwas Genaueres über die Verträge mitteilen? Oder, was mir noch lieber wäre, mir eine Abschrift verschaffen? Du weißt, ich interessiere mich sehr für solche Sachen, und —"

Dora unterbrach ihn. Sie sah nicht den raschen Blitz, der bei dieser willkommenen Unterbrechung aus seinen Augen leuchtete, sie sah hier nur die Möglichkeit, ihm einen Gefallen zu thun.

„Warum nicht?" sprach sie lächelnd, „die Abschrift jedenfalls; ich glaube, Du kannst sogar das Original kriegen auf ein paar Stunden, ich sah es im Arbeitszimmer meines Vaters liegen."

„Ich danke Dir," sprach Kurd ruhig, „die Abschrift genügt. Indessen, das Original ist mir lieber!"

Keine Bewegung seiner Mienen verriet, welch einen Triumph er im Inneren empfand.

Sie gingen dann auf ein anderes Thema über.

Bei seinen Unternehmungen war auch Kurd die Beihilfe seines ersten Gefährten, Max Grollmann, von Nutzem. Er suchte diesen, der als höherer Zollbeamter in der Handelsstadt eine gewisse Rolle spielte, durch ein dauerndes Interesse an sich zu fesseln, und Grollmann, als er sah, daß Kurd Glück hatte, behandelte ihn nicht nur mit großer Achtung, sondern posaunte auch sein Lob überall aus.

Max Grollmann war das Prototyp jener vom Staat gezüchteten Beamtennaturen, wie sie eigentlich nur in der deutschen Luft gedeihen. Er hatte nichts, was ihn von dem Spießbürger, den er in seiner Amtsthätigkeit „anschnauzte", unterschied, als das Gefühl seiner Wichtigkeit, das Bewußtsein einer noch so entfernten Fühlung mit „oben", wonach ja jeder ehrbare Deutsche lechzt. Da er nun in den Hansastädten, die noch sehr republikanisch durchtränkt sind, damit keine Wirkung erzielte, war er auch ziemlich ungehalten auf die „Reiskrämer", wie er sich ausdrückte, und sehnte sich nach seiner Vaterstadt Thorn zurück, wo er bis dahin gewesen war. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, groß, stark, mit einem dichten, schwarzen Vollbart — ein durchaus tüchtiger „Kerl" — er beugte sich demütig vor jedem, der Erfolg hatte, und „schnauzte" seine Untergebenen an, er kümmerte sich nie um Kunst oder Litteratur, ging nie ins Theater und hatte gelegentlich Anfälle von Antisemitismus – alles in allem also, wie man sieht, ein schneidiger Beamter. Für Bahnsen war er bei seinen mannigfaltigen Neuerungen eine wichtige und vor allem skrupellose Stütze.

Kurd war einer der ersten, der die damals aufkommende neue Art der Doppel-Schraubendampfer sich zu nutze machte. Nachdem die Kriegsmarine sie bereits überall eingeführt hatte, ging auch die deutsche Handelsmarine dazu über, und die „Transatlantic" ließ zuerst einen großen Dampfer dieser Art bauen. Man versprach sich davon, die Fahrt von der Elbmündung bis New-York auf sechs bis sieben Tage zu vermindern.

Der Stapellauf dieses Schiffes ging in dem Hafenort vor sich und wurde mit allerlei Festlichkeiten gefeiert, die der neuen Gesellschaft eine gewisse öffentliche Sanktionierung von seiten des Handelsstandes gaben. Es war der größte und schönste Dampfer

von den achtzehn, welche die Gesellschaft besaß, ganz aus Eisen und im Innern mit all dem Raffinement des modernen Komforts versehen, welches die Dampfer der „Transatlantic" bereits überall bekannt gemacht hatte.

Kurd hatte Dora gebeten, dem Stapellauf beizuwohnen, und sie war gern gekommen; teils, um an seinem Triumph teilzunehmen, teils, um den Platz wiederzusehen, an den sich für sie berauschende Erinnerungen knüpften. Hier war es, wo sie damals die Fahrt nach Norderney angetreten hatten.

Aber dieser Platz war jetzt ganz verändert. Er war verändert mit all der Raschheit und der Präzision, wie es nur moderne Menschen und moderner Verkehr fertig bringen können. Man sah bereits so etwas wie die Anfänge einer Stadt in amerikanischem Stile vor sich: breite regelmäßige Straßen, durchschnitten von Querstraßen, viereckige Plätze und Baumalleen, welche die Häuserreihen auf beiden Seiten einfaßten. Und auch vieles andere trug hier das Gepräge eines Platzes, an dem Matrosen aller Weltteile landeten, in dem man ein wahrhaft internationales Sprachengemenge hören konnte. Wenn man die Inschriften über den Kaufläden musterte, konnte man auf zwei deutsche immer eine englische treffen; Beer-Saloon, Oystershop, Shipchandlery und dergleichen, gaben dem Orte das echte Gepräge einer Hafenstadt.

Und wie überall, gab es auch hier bereits Vergnügungslokale eigens für Matrosen berechnet, die in grellbunten Affichen oft in einer seltsamen Mischung von Deutsch und Englisch zu mehr oder minder zweifelhaften Genüssen einladen.

Das alles war zunächst das Werk der „Transatlantic". Diese beginnende Stadt lebte von ihr, und ihre Flagge, das Wappen der Hansastadt durchkreuzt von einem Ruder, sah man überall. Im Hafen, der jetzt bereits mit großen Kaimauern umgeben war, lagen ihre Dampfer, die nach Nordamerika, Westindien und Südeuropa gingen und dort überall den fremden Nationen zeigten, was deutsche Thatkraft und deutsche Kühnheit zu leisten imstande war. Hier wurde fortwährend gearbeitet, gearbeitet mit der Ausdauer einer schöpfungsfreudigen Rasse, die noch stark genug ist, dem Leben seine Güter abzuzwingen.

Und der Erfolg blieb nicht aus.

Das sah man an dem lärmenden Jubel der auf der Werft versammelten Menge, als der Dampfer sich von den letzten Pfosten und Stützen löste, die ihn hielten, und in die Wellen hinabglitt, nachdem die üblichen Reden gehalten und die übliche Champagnerflasche am Bug zerschellt worden war.

Das sah man an den nachdenklichen und respektvollen Mienen der alten Rheder, die diesem neuen Unternehmen nie etwas Gutes prophezeit hatten, die erklärt hatten, es sei in viel zu großem Stile angelegt und würde sich nie rentieren. Kurd Bahnsen hatte seine Zeit besser verstanden als sie.

Das sah man auch an der glückstrahlenden Miene Doras, mit der sie von Zeit zu Zeit zu Kurd herüberblickte, der auf dem Deck des Dampfers stand. Sie saß auf einer der Tribünen, die man zur Feier des Tages errichtet hatte; sie hatte nur Augen und Sinne für ihn, sie bemerkte die anderen gar nicht, nicht einmal ihren Vater, der an ihrer Seite saß, und dessen etwas sorgenvolle und zerstreute Miene irgend eine Besorgnis oder einen Verlust anzudeuten schien. In der That war wenige Tage vorher eines seiner schönsten Schiffe, ein großer Segler, an der Goodwinsbank in England mit Mann und Maus zu Grunde gegangen.

Und bei der „Transatlantic" war noch nie auf allen ihren Fahrten ein Unfall vorgekommen; es gab manchen unter den alten Kaufleuten und Seekapitänen, die, wenn sie beim Glase Port zusammensaßen, kopfschüttelnd sagten: „Der hat Glück, der Bahnsen, dem gelingt alles," mit jenem scheuen Ausdruck, der deutlich verrät, daß ihnen der Zusammenhang unbegreiflich und unbequem ist. Denn es giebt nur wenige menschliche Bewunderung, in die nicht ein wenig Neid gemischt ist.

Kurd Bahnsen fühlte, daß er Glück hatte. Seine Augen hefteten sich, als der Dampfer unter den gewaltigen, langsamen Schlägen der Schraube aus dem Hafen glitt, auf die glitzernde Meeresfläche — ein tiefer, seltsamer Ausdruck lag in seinem Blick wie eine Schicksalsfrage, wie eine Beschwörung an das Meer, ihm treu zu bleiben, ihn groß und mächtig zu machen, so groß wie er träumte . . .

Die Wellen umspielten wie schmeichelnd und unterwürfig den Bug des Schiffes — sie schienen ihm zu huldigen — aber die Meeresgötter sind die trügerischsten von allen. —

Als Kurd von der Probefahrt zurückkam, traf er an einer verabredeten Stelle Dora, die auf ihn gewartet hatte; er wollte mit ihr, ungesehen von den anderen, zurückfahren.

„Nun, hast Du alles gesehen?" fragte er sie lächelnd, während sie sich mit einem glückstrahlenden Ausdruck im Gesicht, an seinen Arm hing.

„O, es war herrlich," versicherte sie, „und das Schiff lief so brillant! Es ist entschieden der schnellste Dampfer, den es hier am Platze giebt."

Kurd antwortete ruhig: „Das glaube ich auch. Damit schlagen wir alle anderen aus dem Felde. Es wird nicht mehr lange dauern, dann sind die übrigen Rhedereien ruiniert."

Dora fuhr betroffen auf. Jetzt begann sie zu ahnen, was sie angerichtet hatte.

VII.

Naturgemäß mußte das Unternehmen Kurds dahin führen, den anderen Rhedern und vorzugsweise Ellhorst, der sein Hauptgeschäft mit Amerika machte, die Frachten und den Personentransport wegzunehmen.

Daß er kein Mittel scheute, bewies sein Verfahren mit Dora. Er hatte sich von ihr die Verträge ihres Vaters mit der argentinischen Regierung zu verschaffen gewußt, hatte günstigere Bedingungen und geringere Tarifsätze geboten, und die Frachten waren ihm zugefallen. Das war eine herbe Niederlage für Ellhorst sen. Um so mehr, als dem einen Schiffsverlust, den er schon erlitten hatte, noch mehrere

andere folgten, und als er an der immer wachsenden Abnahme der Frachten bemerkte, daß das Geschäft sich in den alten Bahnen gar nicht mehr würde weiter führen lassen.

Dora hatte bald den Zusammenhang begriffen. Und mit einem tiefen, jähen Erschrecken vor dem, was sie gethan hatte, begann sie aus einem Traume zu erwachen, an dem sie bis dahin alles entzückt und geblendet hatte. Jetzt fing sie an zu ahnen, daß Kurd mit ganz systematischer Berechnung sie dazu benutzt hatte, den Ruin ihrer Familie vorzubereiten.

Das war am Tage nach dem Stapellauf des Schiffes, als ihr dieser Gedanke zuerst aufstieg. Und diesen ganzen Tag verbrachte sie wie im Zustande einer hilflosen Lähmung, eines nicht zu überwindenden Schreckens vor diesem Gedanken, der sie nicht mehr losließ. Stundenlang saß sie brütend in ihrem Zimmer und starrte vor sich hin — zuweilen krampfhaft die Hände ballend — das ganze Denken drehte sich um diesen einen qualvollen, folternden Punkt.

Dann sprang sie auf und versuchte mit einem lauten Lachen die Last, die auf ihrer Seele lag, abzuschütteln.

„Es ist zu thöricht," murmelte sie, „er liebt mich ja. Wenn er es mir nicht so oft gesagt hätte, ich fühle es! Er liebt mich, oder — Nein, es ist unmöglich, er kann nicht lügen. Ich kenne ihn, Kurd ist gewaltthätig und rücksichtslos, aber er lügt nicht, er kann nicht lügen."

Sie glaubte ihn zu kennen, und darum vertraute sie immer noch auf ihn. Sie hätte ebensogut sich rühmen können, das Meer zu kennen mit seinen unheimlichen Tiefen und seinen verborgenen Ungeheuern, die noch keines Menschen Auge gesehen hat.

Und dann war noch etwas anderes, was ihr die Röte des Zornes und der Scham flammend heiß ins Gesicht trieb, der Stolz der Patriciertochter. Sie fühlte sich erniedrigt und beschimpft, wenn das wahr sein sollte, wovor sie sich so sehr fürchtete — man hatte sie ausgenutzt und ein grausames Spiel mit ihr getrieben.

Sie machte jetzt das ganze Elend eines Menschen durch, der Schritt für Schritt sich dem Abgrund näher kommen sieht und ihn doch nicht vermeiden kann.

Dann hatte sie wieder Tage, wo sie das alles als thörichte Phantastereien verwarf, wo sie an Kurds Liebe glaubte, mit ihm lachte, plauderte — und da trat auf einmal dieser Gedanke zwischen beide, finster und eisig wie ein drohendes Gespenst.

Ihre Veränderung konnte Kurd nicht lange verborgen bleiben. Er lächelte darüber, er wußte, er hatte sein Ziel jetzt bald erreicht.

Daß Dora selbst etwas merkte von der unsichtbaren Gerechtigkeit, die sich damit an ihr vollzog, daran war bei ihr, wie bei allen Frauen überhaupt, nicht zu denken. Sie hatte diesen „interessanten" jungen Mann, dessen blonde Kraft das blasierte junge Mädchen gereizt hatte, für sich zähmen wollen, um vor sich selbst und vor ihren Freundinnen mit einer neuen Eroberung zu prahlen, das war der Anfang gewesen. Aber seine Persönlichkeit hatte sie überwältigt wie eine Sturmflut; sie war besiegt, erschüttert und ihm unterthänig geworden. Ihr müder und verwöhnter Geist hatte von der Kultur neue Reize verlangt, und sie ahnte nicht, daß da eine junge, ungestüme Kraft verborgen lag, die sich nicht zähmen ließ wie die anderen alle.

Und wie ihr, so erging es ihrem Vater. Auch er unterlag der sozialen Verschuldung, die er nur unklar empfand, und die sich klar zu machen, er sich scheute. Er und seine Familie hatten schon lange Zeit dieses Auswanderergeschäft betrieben; da wurden all die Scharen, die aus dem Innern Deutschlands, Österreichs oder Rußlands kamen, schon auf den Stationen weit vor Hamburg in Beschlag genommen und angelockt — das sogenannte „Litzen", wie es in den Hansastädten hieß — dann kärglich beköstigt in kasernenartige und dürftig eingerichtete Gebäude gesperrt, bis man sie in Schiffe auf dem Flusse verlud und sie dann möglichst langsam nach der Flußmündung schaffte, damit habgierige Verkäufer und Wirte noch ihren Vorteil von diesen Leuten zögen, die ohnehin nur wenig in die neue Heimat herüberbrachten. Das war nun einmal die allgemein übliche Ausnutzung; daß in diesem „Geschäft" eine Schuld liegt, ist nach der Moral des Jahrhunderts unfaßbar.

Auch Ellhorst hatte seine Commis und Arbeiter schlecht bezahlt, denn auch hierbei wollte verdient sein, und die größten Kaufleute unterschieden sich hierin nicht von den kleinen.

Und nun war Einer gekommen, der das alles noch besser verstand wie sie, der sein Publikum, seine Arbeiter und Beamte noch besser ausnutzte, der mit neuen und großartigen Mitteln arbeitete, und dem nun nach dem inneren Gesetz dieser ganzen Welt alles zufallen mußte.

Ellhorst sen. senkte den Kopf, wenn er daran dachte. Das war alles ganz einfach und naturgemäß. Aber es war jetzt zu spät, sich dagegen zu stemmen, man hätte Kurd Bahnsen gar nicht aufkommen lassen sollen. Und da erinnerte er sich an das, was ihm sein Neffe Bruno, der jetzt am Abschluß seiner Studien stand, und den man bald zurückerwartete, einmal gesagt hatte:

„Ihr wißt gar nicht, wieviel Unrecht bei all Eurem Geschäft mit unterläuft."

Er hatte damals laut aufgelacht. Solche Äußerungen konnte eben nur ein ganz unpraktischer, träumerischer Kopf wie Bruno thun.

Und auch Dora dachte in diesen Tagen öfters an Bruno. Sie hatte ihn aufgegeben, ihn beinahe vergessen, seit sie Kurd kannte; sie hatte mit eingestimmt, wenn dieser sich über ihren Vetter lustig gemacht hatte, und jetzt schien es ihr doch zuweilen, als sei in Bruno etwas, das beruhigend und heilend auf sie wirken würde.

Denn das Verhängnis, vor dem sie sich so fürchtete, kam mit jedem Tage näher. Dora wußte, daß das Geschäft ihres Vaters schon ziemliche Zeit mit Unterbilanz arbeitete, und ihr bangte bei dem Gedanken, wie das enden sollte.

Wenn ihr dann Kurd bei ihren Zusammenkünften erzählte, wie vortrefflich die „Transatlantic"

prosperierte — man rechnete für dieses Mal schon auf eine Dividende von zwölf bis dreizehn Prozent — und wenn er von den weitreichenden Plänen erzählte, die er noch im Kopf habe, so fuhr sie jedesmal zusammen. Seine wachsende Macht, das war der Ruin ihres Hauses.

Denn Dora gehörte nicht zu den Naturen, die mit der verwöhnten Indifferenz reich erzogener, junger Mädchen zu ihrem Vater gesagt hätten: „Nun sieh, wie Du Dich herausziehst!" Dazu war zu viel Rassen- und Familienbewußtsein in ihr. Und der Gedanke, daß sie mit an dem Verderb schuld war, daß sie Kurd geholfen hatte, das ließ sie nicht ruhen.

Sie dachte daran, auf ihn einzuwirken, ihn zum Aufgeben seiner Pläne oder zur Teilnahme Ellhorsts an dem Betrieb der neuen Linien zu bestimmen, aber ihre leisesten Anspielungen erfuhren eine solche Abweisung, daß sie mit Schrecken ihre Ahnung bestätigt fand: hier lag systematische Absicht vor.

Unglücklicherweise verfiel sie auf das gewöhnliche Mittel der Frauen, durch Vorwürfe, Scenen und selbst Thränen von Kurd zu erlangen, was sie wünschte. Sie lernte ihn dabei von einer neuen Seite kennen. Er lachte geradezu und wurde um so kälter, je erregter sie ward. Sie merkte, daß er sie mit einer ganz gelassenen, grausamen Neugier beobachtete wie etwa ein interessantes und für ihn neues Schauspiel, daß er aber dabei gar nicht auf sie hörte. Er machte auch gar nicht den Versuch, sie zu versöhnen, er zuckte die Achseln und ging weg. Denn er war doch sicher, daß sie in ein paar Tagen wiederkommen würde.

Und in der That, sie kam wieder. Sie liebte ihn immer noch bei all der Qual, die er ihr verursachte, vielleicht gerade deswegen. Denn eine Frauennatur behält die Leiden, die ihr ein Mann verursacht, viel mehr im Gedächtnis als die Freuden, vor allem eine Natur, die tiefer und reicher Empfindungen fähig ist.

In ihrer angstvollen Ungewißheit kam Dora auf die Idee, Kurds Mutter aufzusuchen. Frau Bahnsen lebte noch immer bei ihren Verwandten draußen in der Marsch; sie hatte sich nicht entschließen können, wie ihr Sohn eine elegante Stadtwohnung zu beziehen, die er ihr angeboten hatte. Sie verfolgte Kurds Geschichte natürlich mit dem lebhaftesten Interesse und sie wußte sehr wohl, wie es mit den Ellhorsts ging.

Daher war sie eigentlich nicht sehr überrascht, als sie eines Nachmittags auf der Chaussee von der Stadt her einen Landauer gewahrte, dem Dora Ellhorst entstieg. Sie ließ den Wagen halten und ging allein den Weg auf den Deich hinauf, dem Bahnsenschen Hause zu.

Das junge Mädchen sah bleich und müde aus. Wer sie genau angesehen hätte, würde zuweilen ein leises Zucken um Mund und Nasenflügel gewahrt haben. Die Beschämung über das, was sie gethan hatte und jetzt thun mußte, dies entsetzliche Gefühl, das für stolze Naturen eine wahrhafte Selbstvernichtung ist, begann an ihr seine Zerstörungsarbeit.

Frau Bahnsen erwartete sie, am Fenster stehend, und sie richtete, als Dora eintrat, einen Blick auf sie, einen Blick, der ihr alles sagte.

Hier, in diesem Zimmer war alles noch unverändert, noch ganz wie vor Jahren. Der große Kachelofen in der Ecke, das Sofa von grünem Rips mit dem länglichen Sofatisch, die einzigen Zeichen städtischer Eleganz, an der Wand darüber das Bild des letzten hannöverischen Königs, dann die rund eingerahmten Lichtdrucke von Familienangehörigen und die blaßblauroten Gardinen, wie es die frühere Zeit liebte; man sah, in dieser weltabgelegenen Gegend gingen die Jahre und ihre Ereignisse spurlos vorüber.

„Ah, Fräulein Ellhorst! Das ist ja eine Ehre, die wir lange nicht gehabt haben. Bitte, wollen Sie Platz nehmen!"

Die beiden Frauen musterten sich schweigend. Sie wußten ganz genau, was sie voneinander wollten. Aus der heuchlerischen Freundlichkeit, mit der Frau Bahnsen das junge Mädchen empfing, sprach das alte verschlagene Bauernblut, das den Triumph an dem überwundenen Feinde ganz auskosten wollte.

Kein Zug veränderte sich in ihrem harten, braunen Gesicht, das der Wind und die Arbeit gefärbt hatten, als Dora ihr in kurzen Worten ihr Anliegen vortrug. Sie möge auf Kurd einwirken, daß er gewisse Maßregeln aus der letzten Zeit, die ihnen so sehr schadeten, zurücknehme.

Frau Bahnsen zuckte die Achseln. Ihre Augen, diese klaren, nüchternen, stahlblauen Augen, hatten einen eigentümlichen Ausdruck.

„Wie kann ich das?" sprach sie kurz. „Sie wissen doch, wie Kurd ist Er wird mich auslachen, wenn ich von Geschäften anfange!"

„Sie können es, wenn Sie wollen," antwortete Dora, während ihre Finger nervös die verschossene Tischdecke hin- und herbewegten.

„Und wenn ich es nun nicht wollte?!"

Die alte Frau war aufgestanden, ihre Hand blieb fest auf den Tischrand gestemmt.

„Wenn Sie nicht wollten —"

Dora wiederholte mechanisch ihre Worte.

„Ich will nicht, Fräulein Ellhorst — weil es mich freut, Sie im Unglück zu sehen, und weil ich auf diesen Augenblick gewartet habe, zwanzig, dreißig Jahre lang. Wissen Sie denn nicht, was zwischen den Bahnsens und den Ellhorsts passiert ist, und daß zwischen uns immer Feindschaft geherrscht hat? Und jetzt, wo wir obenauf sind, jetzt kommen Sie zu mir und verlangen, daß wir von selbst zurücktreten?"

Sie hatte das in einer Aufregung hervorgestoßen, die sich allmählich immer mehr steigerte; ihr Atem ging hastig, stoßweise, und ihre Hände, die bis dahin unbeweglich gewesen waren, begannen zu zittern.

„Wissen Sie denn, daß Sie uns früher ruiniert haben, wie wir Sie jetzt ruinieren werden? Daß Ihr Dampfer das Boot übergesegelt hat, mit dem mein armer Mann verunglückt ist? Das ist noch lange nicht wieder gut gemacht, Fräulein Ellhorst — und dafür müssen Sie jetzt büßen — und —"

Jetzt erhob sich auch Dora Ellhorst. Ihr Gesicht war ganz blaß, aber auch in ihren Augen lag etwas

von dem sprühenden Haß, den diese alte Frau verkörperte; sie wußte jetzt, woran sie war.

„Ah, das ist es!“ sprach sie leise, fast tonlos, „diese Familienfeindschaft. Und darum hat Kurd — ich hatte diese Geschichte beinahe vergessen, aber es ist gut, daß Sie mich daran erinnern. Wir müssen uns hassen und uns gegenseitig bekämpfen, bis —“

Frau Bahnsen sah ihr fest in die Augen.

„Bis einer am Boden liegt,“ sagte sie dumpf, die Zähne aufeinandergepreßt.

Das junge Mädchen machte noch einen Versuch. Sie trat nahe an die alte Frau heran, die eine abwehrende Bewegung machte, und berührte mit der Hand ihren Arm.

„Frau Bahnsen,“ sprach sie, „kennen Sie denn Kurd? Wissen Sie, was das für eine Natur ist? Glauben Sie, Sie werden nicht einmal selbst dafür büßen müssen, daß er so hart und unzugänglich ist?!“

Die Frau warf ihr einen verächtlichen Blick zu.

„Was liegt an mir?“ antwortete sie, „alte Leute sind ohnehin zu nichts mehr nütze auf der Welt. Um uns kümmert man sich nicht viel mehr, das sind wir gewohnt. Aber das eine möchte ich nur noch erleben — im Blute hat mir das gelegen all die Jahre lang — Sie so ganz am Boden zu sehen, so ganz —“

Da ging Dora Ellhorst. Sie sprach kein Wort mehr und sandte keinen Blick mehr rückwärts. Mit diesem Haß war nicht zu kapitulieren.

Sie erinnerte sich jetzt erst wieder an diese langjährige Familienfeindschaft, von der ihr Vater ihr selbst zuweilen erzählt hatte, und die sie früher mit einer Art romantischen Schauer angehört hatte, um dann wie über ein Märchen zu lachen.

Jetzt war das Märchen Wahrheit geworden. Die besiegte und heruntergekommene Familie nahm an der Siegerin von früher die soziale Vergeltung.

Das empfand Dora mit einer Art dumpfen Schreckens, als sie Kurds Mutter verließ. Sie hatte jetzt nur noch von ihm selbst etwas zu hoffen.

Und sie verzweifelte immer noch nicht. Sie kannte seine heftige und tyrannische Art, wenn man in ihn drang; sie beschloß, vorsichtig zu Werke zu gehen, dann würde noch alles gut werden.

Etliche vertrauliche Anfragen, die sie bei dem Prokuristen ihres Geschäfts that, hatten nichts Tröstliches für sie.

Der alte weißhaarige Mann schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wenn das so weiter geht, Fräulein, ich weiß nicht — “ sprach er langsam, „die Auswanderer kommen schon lange nicht mehr zu uns, und die übrigen Frachten, das nimmt alle Tage ab. Wir hätten ja lauter veraltete Kasten, hat Herr Bahnsen neulich gesagt. Na, das wird wohl auch stimmen so.“

Er lachte bei den letzten Worten bitter auf.

Dora wandte sich mit einem Seufzer ab.

Sie sah, daß ihr Vater, wenn er zu Haus kam, fast immer zerstreut war, daß er oft auf Fragen, die man ihm stellte, nicht hörte, oder daß er, um seine Stimmung zu verbergen, in eine lärmende Gesprächigkeit verfiel, die man früher an ihm nicht gekannt hatte. Wenn seine Familie Pläne machte für Sommerreisen oder sonstige Luxusausgaben, stimmte er anscheinend bei; dabei ertappte man ihn aber auf unwillkürlichen Sparversuchen, die Dora, welche ihn scharf beobachtete, einen deutlichen Fingerzeig gaben. Er legte manche seiner Lieblingsgewohnheiten ab, die sie genau kannte — zum Beispiel die, nach dem Essen um fünf Uhr eine Partie Schach mit ihr zu spielen — man sah, eine immer mehr verdüsterte Stimmung bemächtigte sich seiner.

Dora hatte den starken, entschiedenen Charakter ihrer Familie. Er war bloß eingewiegt und verweichlicht worden durch die Gewohnheit des Luxus und durch die fortwährenden Huldigungen, die man ihr, dem reichen, jungen Mädchen, gebracht hatte. Jetzt begannen andere Seiten in ihr zu erwachen. Diese Liebe zu Kurd, der sie sich mit voller Leidenschaft hingegeben hatte, das schien ihr erst wie ein Aufleben in freier, sonniger Luft nach all der müden, flauen Stimmung, die sie vorher immer beherrscht hatte. Jetzt begriff sie das Gefährliche, das darin lag; sie begriff, daß diese Liebe ein Kampf war, dessen Ausgang sich noch nicht vorhersehen ließ.

Es war ein paar Tage nach ihrem Besuch bei Kurds Mutter, als sie sich mit ihm an gewohnter Stelle traf. Er war ungewöhnlich aufgeräumt, und er hatte allen Grund dazu. Der Verkehr der Auswanderer hatte allmählich solche Dimensionen angenommen, daß die Gesellschaft zum Ankauf eigener Landungsplätze und Unterbringungshäuser in Hoboken bei New-York schreiten mußte; die Pläne dazu waren ihm soeben vorgelegt worden. Das Geschäft ließ noch auf eine ganz besondere Steigerung rechnen.

Er erzählte das Dora nicht, aber sie wußte es.

Er hatte überhaupt nicht die Gewohnheit, weder mit seinem Glück, noch mit seinen Erfolgen zu prahlen; wenn er davon sprach, erzählte er das in ganz trockener, sachlicher Weise. Das liegt tief in der norddeutschen Art begründet, diese Abneigung gegen alles Prahlen und viele Worte machen, und Kurd Bahnsen besaß diesen Zug seiner Landsleute im vollsten Maße. Leute, die rasch und viel redeten, waren ihm von vornherein antipathisch. „Das sind Schwätzer,“ sagte er und wandte sich achselzuckend ab.

Heute sah er seine schöne Geliebte, nachdem er sie begrüßt hatte, eigentümlich forschend an; die Veränderung, die in der letzten Zeit mit ihr vorgegangen war, war ihm nicht entgangen.

„Was hast Du, Dora?“ fragte er scheinbar unbefangen, „ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

Dora erwiderte seinen Blick fest, aber um ihre Lippen zuckte es. Es lag doch eine ganz absichtliche Grausamkeit von seiner Seite darin, sie jetzt zu fragen, ob ihr etwas Unangenehmes passiert wäre. Als ob er das nicht gewußt hätte. —

Indessen galt es jetzt fest zu bleiben.

„Du weißt ganz gut, was es ist,“ sprach sie mit unnatürlich ruhiger Stimme, „Du bist im Begriff, uns mit der ‚Transatlantic‘ zu ruinieren. Du hast sogar die bestimmte Absicht, uns zu ruinieren!“

„Kind, menge Dich doch nicht in Geschäftsan-

gelegenheiten!" sprach Kurd mit einer ungeduldigen Handbewegung.

Mit blitzenden Augen rief ihm Dora zu:

„Es handelt sich hier aber um meine Familie, um unsere Stellung, vielleicht um unsere ganze Existenz! Hältst Du mich in der That für ein Kind, daß ich das nicht begriffen hätte? Wenn Du so fortfährst und nicht auf gewisse Maßregeln, die ich Dir schon nannte, verzichtest, kann ich nicht glauben, daß Du mich liebst, denn Du ruinierst meinen Vater!"

„Aber Dora, Du verfällst in letzter Zeit wirklich zu häufig in das Pathetische," antwortete er ganz gelassen, die Augenbrauen etwas hochziehend. Er wollte noch etwas hinzufügen — indessen schon hatte das junge Mädchen den heftigen Ausbruch, der sie überwältigt hatte, bereut. Sie ließ alles fahren, was in ihrer Seele an Stolz und Kraft war; sie ergriff krampfhaft seine Hände und sprach mit einer Stimme, die mit Thränen kämpfte:

„Kurd, ich bitte Dich zum letzten Mal, thu, um was ich Dich gebeten hatte! Ich weiß ja, daß Du der stärkere bist. Und ich möchte so gern glauben, daß Du mich liebst, und mir wird immer so angst, wenn ich Dich so weiterstürmen sehe; das kann nicht gut enden für uns."

Kurd sah sie an. „Für Euch, das glaub ich!"

Dora ließ seine Hände fahren.

„Du glaubst es? Du weißt es also? Weil es Deine Absicht ist?! Aber Du liebst mich ja!" rief sie, beinahe aufschreiend in einer Qual, die sie jetzt nun schon tage- und wochenlang folterte bis zu dieser Leidensstation, die sie durchmachen mußte.

Er hatte sich halb erhoben und wandte sich wie gelangweilt ab.

„Nun ja, ich liebe Dich, ich habe es Dir oft genug gesagt. Du bist schön, und ich bin der stärkere von uns beiden — hast Du das vergessen, Dora?"

Da nahm sie die Hände von dem Gesicht weg, das sie damit bedeckt hatte, und blickte zu ihm hinauf, ein langsamer, starrer, unheimlicher Blick. Ihre Züge waren totenbleich.

Und da erkannte sie es wieder bei ihm, in seinen Augen, in dem Zucken um die festgeschlossenen Mundwinkel, das Böse, das Gefährliche, das sie im Anfang so gereizt hatte. Sie wußte jetzt, daß dieser Mann sie bis zur Verzweiflung treiben würde, ohne eine Miene zu verziehen. Er kümmerte sich um die Leiden seiner Mitmenschen so wenig wie der Sturmwind, der über die See fährt, und der an den Deichen rüttelt wie ein wildes Tier an den Stangen seines Käfigs.

Und Kurd Bahnsen genoß in diesem Moment den vollen Triumph seiner gesättigten Rache an der verhaßten Familie.

Er wußte in der That nichts von Liebe zu dem jungen Mädchen, das ihn händeringend um Schonung ihrer Familie anflehte. Es lag in seinem Wesen etwas, das keine weichere Regung zuließ, und er hatte stets über diejenigen gelächelt, die ihm von ihrer Liebe zu einer Frau vorschwärmten.

Kurd Bahnsen verachtete die Frauen. Er sah in ihnen nur die Schwäche, die zarten Nerven, die weichen, widerstandslosen Formen. Er konnte nur das achten, was er Grund hatte zu fürchten, und er hatte bei den Frauen noch nichts gefunden, was er fürchtete. Da er merkte, daß ein fester Wille, eine verächtliche Schroffheit bei den meisten Frauen stets durchsetzt, was sie will, so kam er überhaupt zu dem Schlusse, daß eine Frau so etwas wie Kraft oder Charakter nicht besitze.

In dem ganzen Verhältnis zu Dora war stets nur seine Eitelkeit gereizt worden. Er genoß den Triumph, die Tochter der reichen und vornehmen Familie als seine Geliebte zu wissen; was ihn am meisten dabei befriedigte, war der Gedanke, über so und so viel andere triumphiert zu haben, und das Bewußtsein, von allen Seiten beneidet zu werden. Nicht als ob er selbst jemals irgend welche Indiskretionen begangen hätte. Dazu war er zu stolz, und dann hatte er auch viel zu viel Abneigung gegen die gewöhnlichen Renommistereien der Männer.

Aber er ahnte auch in den Frauen ein Moment der Civilisation, das den Mann zahm machte und schwächte. Und das war es, wogegen er sich mit allen Wurzeln seines Wesens sträubte. Dieser Austausch von Gefühlen, dies Schwelgen in gegenseitigen Empfindungen, in Zärtlichkeiten, in diesem Spiel der Liebe, die den anderen stets glücklich sehen will, das verstand er nicht, oder er wehrte sich dagegen.

Auch die Frauen waren für ihn nie etwas anderes wie eine Eroberung, die köstlichste von allen, das, was seine frischen, begehrlichen Sinne am meisten reizte. Es lag wie eine Reminiscenz seiner barbarischen Vorfahren in dem, was er einmal einem Freunde gesagt hatte, der ihm über die Untreue seiner Verlobten vordeklamierte. Kurd hatte ihm mit einem kurzen Auflachen erwidert: „Die Frauen! Ich begreife Euch nicht, wie Ihr das ernsthaft nehmen könnt!"

Das war auch das schlimmste, das Dora jetzt empfand, sie merkte, er nahm sie gar nicht ernsthaft. Mit zusammengebissenen Zähnen sprach sie zu ihm:

„Kurd, es muß Klarheit zwischen uns sein. Ich frage Dich jetzt zum letzten Male, willst Du eine andere Stellung zu unserer Familie einnehmen? Du lügst, wenn Du mir versicherst, daß Du mich liebst, und wenn Du so gegen mich handelst wie damals mit den Verträgen!"

„Aber Dora, das ist doch —"

„Antworte mir!" rief sie heftig, mit dem Fuße aufstampfend und die Fäuste zusammenballend. Etwas Trotziges, Unbändiges trat bei ihr hervor, das er früher nicht kannte.

Er sah sie mit einem ruhigen Blick an.

„Nun gut, ich werde Dir in etlicher Zeit Nachricht geben," sprach er nachlässig, „ich will ja sehen, was ich thun kann!"

Er sprach das letztere in einem mitleidig geringschätzigen Tone, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

Und doch mußte sie sich beherrschen; sie ließ sich von ihm Datum und Adresse geben, wann sie die Antwort erhalten konnte. Aber als er sie verlassen hatte und sie allein war, brach sie schluchzend

zusammen — sie hatte jetzt einen Einblick in sein Inneres erhalten, der sie zittern machte.

Mittlerweile rückte die Katastrophe ihrer Familie immer näher. Es war kein Zweifel, das Haus Ellhorst stand vor dem Bankerott.

Das ist unheimlich, die Spannung, die in solchen Momenten eines großen Geschäftshauses immer weitere Kreise zu ergreifen pflegt. Äußerlich geht alles seinen gewohnten Gang; das Comptoirpersonal versammelt sich pünktlich zur gewohnten Stunde und macht sich mit stets gleichmäßigen Mienen an die Arbeit. Auch in dem Verkehr der Familie merkt man nichts, was auf ein herannahendes Unheil schließen läßt.

Diese Aristokraten von Natur und Beruf würden es für unverzeihlich halten, von ihren Empfindungen, ihren Sorgen und geheimen Qualen das mindeste zu verraten. Vor allem nicht bei Freunden und Bekannten, die sie schon lange insgeheim beobachten. Und dann natürlich vor allem nicht den Domestiken gegenüber. Das sind Leute, die überhaupt nicht ihre Empfindungen haben können — das Standesbewußtsein der höheren Kaste würde ihnen diese nie zugestehen. Aber man kann doch nicht verhindern, daß sie allerlei merken, daß sie in den Vorzimmern, in der Küche die Köpfe zusammenstecken und sich kopfschüttelnd fragen: „Wer weiß, wie lange das noch dauert?"

Und alle, die mit einem großen Hause und einem derartigen Geschäfte zu thun haben, die Küper und Schiffer, Agenten, Makler und andere Mittelspersonen werden von dieser ängstlichen Spannung ergriffen. Sie denken an ihre Forderungen, und bei jedem Schritt, den sie in das Haus thun, bei jedem Wort, das sie mit dem Chef oder mit den Angestellten wechseln, haben sie im Grunde nur noch den Gedanken: „Wie werde ich zu meinem Gelde kommen?"

Dora sah das, sie beobachtete das mit steigender Angst — als sie eine neue Nachricht erhielt, die ihre schlimmsten Befürchtungen wachrief, und die, wenn sie wahr sein sollte, alle Hoffnungen, die das junge Mädchen auf Kurd setzte, zu Schanden machen würde.

Die deutsche Post nach Nordamerika war bisher hauptsächlich mit Ellhorstschen Dampfern befördert worden. Jetzt hatte, wie es hieß, die „Transatlantic" mit der Reichsregierung einen Vertrag abgeschlossen, wonach sie die Postsendungen nach Nordamerika und Westindien ausschließlich übernahm — zu bedeutend billigeren Sätzen, als bis dahin üblich war. Auch war eine neue Postdampferlinie nach Ostasien eingerichtet, die hauptsächlich dem mächtig aufblühenden deutschen Handel in China und Japan dienen sollte; für diese Linie hatte sich Kurd in Hinsicht auf das anfängliche Risiko eine bedeutende Subvention von seiten der Reichsregierung ausbedingt.

Die Entziehung der Post — das war der letzte Schlag für die Ellhorsts. Das hatte ihnen jährlich bedeutende Summen eingebracht. Und dieser Wegfall gab ihnen nun auch in der Öffentlichkeit den bedeutendsten Stoß. Man sagte ihnen damit deutlich: „Ihr seid veraltet — Ihr schreitet nicht mehr mit der Zeit fort; wir halten uns an die neuen Unternehmer!"

Kurd Bahnsen hatte ihnen eine Position um die andere entzogen.

Ellhorst sen. mochte jetzt oft an das Fest im Viktoria-Hotel beim Stapellauf seines Schiffes denken, wo er jenen so von oben herab behandelt hatte. Er fühlte jetzt, wie Kurd ihm das Messer an die Kehle setzte. Und er mochte sich noch so sehr dagegen sträuben — er sah, daß er der endgiltigen Katastrophe nicht entgehen werde.

Er zeigte seiner Tochter und seinen Freunden äußerlich immer dieselbe ruhige und unveränderte Miene. Aber innerlich litt er um so mehr. Das ist seltsam, wie bei diesen Naturen alle Wurzeln ihres geistigen Seins mit dem verbunden sind, was sie „Geschäft" nennen. Das ist nicht bloß ihre Tradition, ihr Stolz, das, worin sie ihre Ehre, ihre ganze Kraft setzen — es ist eine Art Fetisch, eine Gottheit, der sie ihr Leben zum Opfer bringen. Ellhorst sen. war keine genußsüchtige und luxuriöse Natur, im Gegenteil, er lebte sehr anspruchslos. Aber es liegen merkwürdige moralische Folgerungen in diesem modernen Begriffe des „Geschäftes," es ist im letzten Grunde das Bewußtsein, daß die Armut heute widerspruchslos zum Sklaven, der Reichtum zum Herren macht — und in solchen Momenten der Krise ergreift dann die Mächtigen die Angst, aus der Herren-Kaste hinabgestoßen zu werden in die unterschiedslose Masse derjenigen, über die man bisher vornehm hinweggesehen hat.

Das war's, was aus Ellhorsts zerstreuten Mienen, aus seinen unruhigen und nervösen Bewegungen sprach. Und noch etwas anderes, das erst in der letzten Zeit angefangen hatte ihn zu beunruhigen.

Er wußte, daß Kurd Bahnsen beschlossen hatte ihn zu ruinieren, daß in allen Maßregeln der „Transatlantic" eine Absicht lag, die sich gegen ihn richtete. Und nun hatte ihm ein Bekannter hinterbracht, daß seine Tochter Dora mehrere Male mit Bahnsen in der kleinen Loge des Theaters gesehen worden sei, ja, daß man noch von anderen Beziehungen zwischen ihnen spreche.

Und dann zerbrach er sich immer noch den Kopf wegen der ihm entwendeten Verträge, die damals die Frachtabschlüsse hintertrieben hatten. Er wußte, daß das nur ein Angehöriger des Hauses gethan haben könnte, denn die Papiere waren niemand anders zugänglich gewesen. Und aus den beiden Thatsachen entwickelte sich bei ihm ein unbestimmter, schrecklicher Verdacht, ein Verdacht, vor dem er sich fürchtete, den er um keinen Preis klargestellt wissen wollte, der ihn aber doch nicht los ließ.

Dieser Verdacht richtete sich gegen Dora; und Vater und Tochter beobachteten sich beide mit angstvoll gespannten Augen, indem sie aus jeder Bewegung des anderen Schlüsse zu ziehen suchten.

Und endlich kam der Tag, an dem Ellhorst sich von dem Prokuristen, dessen Hände zitterten, und dessen Augen sich mit Thränen füllten, zum letzten Mal die Bücher bringen ließ, an dem er der Handelskammer die Anzeige zugehen lassen mußte, daß die Firma ihre Zahlungen einstellte — der Tag, an dem das Haus Ellhorst bankerott war. Die Wechsel-

forderung einer befreundeten Firma, die in den Sturz eines großen Londoner Hauses verwickelt zu werden drohte, und sich nun durch alle Mittel zu retten suchte, hatte den schließlichen Zusammenbruch bewirkt.

Dora hatte vergebens von einem Tage bis zum anderen auf Kurd gehofft. Sie hatte ihn wegen der letzten Maßregel seiner Gesellschaft zur Rede gestellt; er hatte sie vertröstet und hatte sie auf den Abend eines bestimmten Tages gebeten, wo er ihr Vorschläge machen werde.

An diesem Abend gab die Stadt gerade ein großes Fest, einen Bazar zum Besten der Seemannskasse der „Transatlantic“ und zum Teil auch zur Feier des neuen Aufschwungs der großen Schiffahrtsgesellschaft, deren Dampfer jetzt bis nach Ostasien gingen.

Dora hatte Kurd Bahnsen gefragt, ob er zu Haus sein werde; er hatte ihr gesagt, er werde wohl auf dem Feste anwesend sein müssen, aber sie möge nur dahin kommen, man könne sich da ja am ersten unbemerkt sprechen. Und an diesem Tage war die Katastrophe über das Haus Ellhorst hereingebrochen.

Ellhorst sen. saß dumpf brütend in seinem Zimmer — er hatte den ganzen Tag den Platz noch nicht verlassen. Er hatte gehört, wie seine Tochter Dora Befehl gegeben hatte, sie anzukleiden, um zum Bazar zu gehen — diese anscheinende Gleichgiltigkeit gegen das Schicksal ihres Hauses empörte ihn, er kannte ja den wahren Grund nicht. Als er sie mit langsamen, müden Schritten die Treppe hinabkommen hörte, rief er sie herein.

„Dora — auf einen Augenblick!“

Das junge Mädchen erschien auf der Schwelle, bereits in Hut und Mantel; ihr Vater, der ihr einen scharfen Blick zuwarf, erkannte, wie blaß ihre Züge waren, und welch einen unruhigen, trüben Ausdruck die Augen hatten.

„Was wünschest Du, Papa?“

„Du willst zum Feste gehen? Jetzt — in diesem Moment?“

Sie hatte den Kopf gesenkt, um seinem Blick nicht zu begegnen.

„Ich bitte Dich, laß mich gehen. Es muß sein — es hängt vielleicht viel für uns davon ab.“

Der alte Herr lachte laut und bitter auf.

„Was kann jetzt noch für uns davon abhängen?“ Er erhob sich und machte etliche Schritte im Zimmer, dann blieb er vor seiner Tochter stehen und sprach mit einer Stimme, die seltsam heiser klang:

„Dora, weißt Du immer noch nichts von dieser Angelegenheit, die — von der ich Dir neulich sprach?“

„Von welcher Angelegenheit?“

„Mit den Verträgen, die uns auf so unerklärliche Weise abhanden gekommen sind?“

Dora war noch um eine Nüance blasser geworden.

„Wie sollte ich etwas davon wissen?“ Sie wußte, daß ihr Ja ihrem Vater den Todesstoß geben würde.

Ellhorst sen. wandte sich ab, seine Finger trommelten unruhig auf dem Tischrande.

„Es ist doch sonderbar — sehr sonderbar.“

Und wieder heftete sich sein Blick auf seine Tochter. Der Verdacht, der schreckliche Verdacht! Wenn er nur den Mut gehabt hätte, von ihr ein kurzes Ja oder Nein zu verlangen. Das junge Mädchen hielt das nicht länger aus. Sie machte eine Bewegung nach der Thür zu.

In diesem Moment hörte man draußen im Vorzimmer eine fröhliche, klare Stimme, laute Ausrufe, wie wenn ein längst Erwarteter empfangen würde — und dann sah man eine schlanke, jugendliche Mannesscheinung auf der Schwelle erscheinen, die mit strahlendem Gesicht Ellhorst sen. die Hände entgegenstreckte.

„So, da bin ich wieder! Wie freue ich mich, daß ich nun wieder bei Euch zu Hause bin!“

Es war Bruno Ellhorst, der von den Reisen, die er nach Abschluß seiner Studien gemacht hatte, nach Hause zurückkam. Zu seiner höchsten Betroffenheit gewahrte er jetzt, wie Dora, ohne ein Wort zu sagen, mit blassem, verstörtem Gesicht an ihm vorbeistürzte, wie Ellhorst sen. mit einem leisen Stöhnen in den Sessel zurücksank, indem er mit der Hand die Augen bedeckte. —

Er fand, als er die Schwelle seines Hauses betrat, die Familie ruiniert, die Firma bankerott, und die, die er so heiß geliebt hatte, der Verzweiflung nahe.

VIII.

Das Fest, das die Hansastadt gewissermaßen zu Ehren der großen Schiffahrtsgesellschaft gab, fand in den Räumen des sogenannten Kaiserhauses statt, eines weitläufigen Gebäudes im Tudorstil des sechzehnten Jahrhunderts, das aber an die Tage zu erinnern schien, da die Flagge der Hansa über alle nordischen Meere herrschte, und die englischen Könige ihre Krone bei den Kaufleuten im Londoner Stahlhofe versetzten.

In den Adern der alten Hansa floß immer noch neues, frisches Blut, das bewies die Thatkraft, mit der ihre Söhne die Ereignisse der Zeit auszubeuten verstanden, mit der sie den deutschen Schiffen stets neue und unbefahrene Bahnen wiesen. Es ist aus dem Herzen dieses Volkes gesprochen, was über dem Seefahrtshause zu Bremen geschrieben steht — daß nämlich Schiffahrt nötiger sei als Leben.

An diesem Abend wollte das Rasseln der heranfahrenden Wagen, das Drängen auf den Treppen kein Ende nehmen; schon von weitem sah man die prachtvolle Einfahrt geschmückt mit einem altdeutschen Baldachin, der von Lanzen gehalten wurde, und gleich beim ersten Schritt empfing den Eintretenden die heitere, leuchtende Farbenpracht, die heute überall entfaltet war, und die durch ihren Reichtum nicht minder wie durch ihren Geschmack selbst die verwöhntesten Naturen in Erstaunen setzte. Bei solchen Gelegenheiten sah man, welch einen Luxus diese sonst so genügsame, unaufhörlich schaffende Rasse entfalten konnte.

Die Menge der Eingeladenen überstieg bei weitem die gewöhnliche Zahl, die sonst einen derartigen

„Bazar“, wie er in jeder Saison einmal abgehalten wurde, zu besuchen pflegte. Man sah nicht bloß die gesamte Noblesse der Kaufmannswelt, Juristen, Senatoren, Beamte und Offiziere — auch viele Auswärtige waren erschienen: Industrielle und Großkaufleute aus Berlin, die mit der neuen Gesellschaft in Verbindung standen, Journalisten, Künstler und Marineoffiziere aus dem nahen Kiel, sowie aus Wilhelmshaven — alles, was irgendwie auf Stellung und Bedeutung Anspruch machte. Es war überall das Gerücht verbreitet, daß dies Fest mit ungewöhnlicher Pracht arrangiert sei, und das hatte viele Neugierige angelockt.

„Ist Kurd Bahnsen noch nicht da? Es ist doch gewiß, daß er kommen wird?“

„Sicher, sicher! Ich habe ihn noch vorhin gesprochen!“ versicherte der Gefragte mit jener wichtigen Miene, die die Beziehung zu einer so einflußreichen Persönlichkeit rechtfertigte.

„Aber der Bürgermeister ist doch schon erschienen?“

„Bah — es handelt sich darum, ob Bahnsen gekommen ist!“

So fragte und flüsterte man auf den Treppen und Gängen; sein Name war auf aller Lippen, man kümmerte sich nur um ihn, als ob er allein diesen Glanz und diese Pracht hier geschaffen habe, gleich dem Zauberer in den orientalischen Märchen, der alles nur mit seinem Stabe zu berühren brauchte, und sofort verwandelte es sich in rotes, funkelndes Gold.

Kurd Bahnsen stand oben am Eingang des ersten Saales, wo man noch den Blick auf die von Menschen wimmelnde Freitreppe hatte, dicht neben der großen Bronzestatue, die als Leuchter diente, und von der das Glühlicht aus bunten Blütenkelchen seinen matten Schimmer verbreitete, er sah überall ein Flimmern und Glänzen um sich, ein Gewirr aller Farben, Herren in Schwarz, in goldglitzernden Uniformen, Damen in strahlenden Toiletten, weiße entblößte Schultern, blendende Nacken, in denen widerspenstiges, zitterndes Goldhaar sich leise bewegte, und das alles sah auf ihn, hing mit bewundernden Blicken an ihm und machte ihm Komplimente und Glückwünsche; er hielt regelrecht „Cercle“, wenn dieser Ausdruck in der freien Republik gangbar gewesen wäre.

Aber sein Gesicht sah kalt und ruhig aus wie immer. Keiner von denen, die mit ihm sprachen, denen er zulächelte und mit denen er freundliche Worte wechselte, erriet, womit seine Gedanken sich beschäftigten. Und sie hätten es auch nicht erraten; sie wären erstaunt gewesen, wenn sie in sein Inneres hätten blicken können.

Und es war auch seltsam, der Gedanke, der ihm da kam, als er sich so auf die Höhe des Glanzes und der Macht, bewundert und beneidet von allen sah. Er dachte an Edzard Löning, an den toten Lehrer seiner Jugend. Er sagte zu sich selbst:

„Ich bin soweit gekommen, und ich habe an keinen Gott geglaubt. Er hatte also recht, daß das nur Hirngespinste sind, mit denen man uns zu zähmen versucht.“

Er hatte in der That nichts geachtet, und es war ihm alles geglückt. Was er beiseite geschoben hatte im Laufe seiner immer weiter stürmenden Laufbahn, was am Wege zertreten lag, daran dachte er kaum.

Auch nicht an Dora Ellhorst. Was war ihm Frauenliebe und Frauenglück?

An diesem Abend sonnte er sich im vollen Glanze seiner Schöpfung, in dem ganzen Bewußtsein der Macht, die er ausstrahlte. Diese Huldigung, die man der großen Gesellschaft darbrachte, rührte nicht bloß von der Bewunderung her, die man dem kühnen Unternehmungsgeiste ihres Schöpfers zollte. Für rein kontemplative Gesichtspunkte waren diese Leute hier ganz und gar nicht empfänglich. Sie zogen alle sehr reale Vorteile von der „Transatlantic“ direkt und von Kurd Bahnsen indirekt, die großen Kaufleute und die Senatoren der Hansastadt, sie wußten, warum sie ihn stützten; eine Hand wäscht die andere. Kurd Bahnsen hatte seine Anhänger überall im Senate, in der Bürgerschaft, in den sogenannten Deputationen, die nach hanseatischer Einrichtung die einzelnen Zweige der Verwaltung unter sich teilten, und die vollständig in den Händen organisierter Cliquen waren. Man verschaffte ihm überall die günstigsten Stellen, gab ihm Privilegien und Sonderrechte, und dafür besetzte er die Plätze für Offiziere und Beamte der Gesellschaft mit den Söhnen und Neffen derjenigen, die ihm so behilflich waren. Oder er bezahlte comptant, und manche Würdenträger der Republik bezogen, wie öffentlich behauptet wurde, eine Art Jahrgeld von ihm, um seine Interessen zu vertreten.

Sie hatten sich an diesem Abend alle eingefunden, die in irgendwelcher Beziehung mit ihm standen, und Kurd Bahnsen hatte ein unaufhörliches Begrüßen, Ansprechen und Rede stehen zu absolvieren.

Und in den entfernter liegenden Räumen war das Gedränge und das Geflüster über die neue Ära, die nun anbreche, nicht minder lebhaft.

„Wissen Sie, daß, wenn das Geschäft so bleibt, wir im nächsten Jahre auf eine Dividende von fünfundzwanzig Prozent rechnen können?“ sprach mit gedämpfter Stimme ein dicker, ältlicher Herr zu seinem Nachbar, einer der Hauptaktionäre, der zu den einflußreichsten Großkaufleuten zählte.

„Und jetzt, nach der neuesten Bestimmung, wo die Zwischendeckspreise herabgesetzt werden, wird der Verkehr noch mehr zunehmen,“ erwiderte der Angeredete eifrig, „die ganze Auswandererbeförderung zusammen hat in diesem Jahre schon über hundertdreißigtausend Personen betragen.“

„Haben Sie gehört, was eben Bahnsen gesagt haben soll?“ flüsterte eilfertig ein Dritter, der hinzutrat, „es handelt sich um eine neue Linie: New-York-Genua; vier Schiffe sind schon in Glasgow bestellt, darunter eins von über vierhundert Fuß Länge.“

„In Berlin soll jetzt Unter den Linden ein eigenes Haus für die oberländische Agentur bestellt werden.“

So wogten und flüsterten die Reden durcheinander. Jeder sprach mit lebhaften Mienen und glänzenden Augen von dem Gewinn, den die „Transatlantic“ erzielte; alle hofften daran teilzunehmen und ein

Atom von diesem Paktolus zu erlangen, den der Welthandel über die Hansastadt ausgoß.

Denn das war der Gott dieser Rasse, der Handel mit aller Welt, soweit Schiffe durch endlose Meere fahren und Pfade durch unwegsame Wildnisse gebahnt werden konnten, der Welthandel in seiner blendenden Pracht, in seiner stolzen Kühnheit, die von Entfernungen und Hindernissen nichts mehr weiß, die Riesenbrücken über Meerengen baut und Weltteile durch Kanäle voneinanderreißt.

Denen, die an diesem Handel teilnahmen, strömten die Schätze aller Welt zu, und sie konnten ihr Heim und ihre Häuser mit der Fülle schmücken, die ihnen alle Erdteile boten.

Das sah man, wenn man die Räume des Bazars betrat. Die Veranstalter desselben hatten den Einfall gehabt, in dem Fest eine Art Triumphzug des Handels darzustellen; alle Länder und Völker, welche die Schiffe der „Transatlantic" berührten, fanden sich in irgend einer Weise durch eine Gruppe, ein Bild oder eine sinnreich zusammengestellte Dekoration vertreten.

Da sah man gleich im ersten Saal rechts vom Eingang eine italienische Osteria, täuschend nachgeahmt in den dunklen braungelben Tönen alten Gemäuers; Weinranken schlangen sich oben um bunte Gitterstäbe, eine wurmstichige Treppe führte auf die grell mit weißem Kalk beworfene Terrasse. Unten in der Bogenöffnung stand ein schönes, junges Weib, das bunte Kopftuch um die dunklen Haare geschlungen, und bot den Vorübergehenden Chianti aus bauchigen Korbflaschen und schäumenden Astiwein.

Weiterhin lockte das Bild einer orientalischen Hafenstadt; Moscheen mit schlanken Minarets, zwischen denen die hohen Wipfel einzelner Palmen sichtbar wurden, malteser Matrosen, ein brennendrotes Tuch oder eine phrygische Mütze auf dem Kopfe, schleppten Ziegenschläuche in eine schwerbeladene Barke; auf der Rhede sah man den großen Dampfer liegen, der bestimmt war, den pechschwarzen Griechen- und Cyperwein nach Europa zu bringen.

In einem anderen Saale war eine amerikanische Negerschänke errichtet, wie sie im Süden der vereinigten Staaten vorkommen, ein Schwarzer in groteskem Kostüm, den breitrandigen Panama auf dem Kopfe, verkaufte hier Whisky und Cocktail, schenkte Mint-Julap und hielt Eisgetränke feil; ein paar Gentlemen in nachlässig malerischem Anzuge sporenklirrend, den kleinen amerikanischen Revolver im Gürtel, die im Innern der Bude saßen, rauchten eine langschwänzige Virginia oder schnitten sich Kautabak zurecht.

Und dort, was war das dort, wo sich ein immer größeres Gedränge bildete, wo die Besucher sich in dichten Massen aufstauten? Man glaubte sich nach dem märchenhaften Osten versetzt, nach dem Lande, wo Porzellanglocken an phantastischen Türmen klingen, wo Mandarinen mit ungeheurem Gefolge von Bambusträgern durch die Straßen ziehen, und bezopfte, gelbe Gestalten sich vor ihnen auf die Erde werfen.

Hier erhob sich eine große chinesische Pagode, ein seltsames Gebäude mit all den fabelhaften Verzierungen, phantastischen Löwen und Drachen, die das Volk des Ostens auf seinen Tempeln anbringt, und daneben ein großes Verkaufsmagazin, wo Damen in der kleidsamen japanischen Tracht, die so großes Glück im Abendlande gemacht hat, Waaren verkauften. Hier sah man alle Farbenpracht, allen Gestaltenreichtum jener uralten Kultur, die schon Greis war, als die unsrige noch Kind war; riesige Vasen in jenen blaugrünen, warmen Porzellantönen, die uns unerreichbar sind, gelbseidene, glitzernde Stoffe, durchstickt mit graziösen Reiher- und Kranichgestalten, kupferne Götzenbilder, Specksteinidole, zierlich geschnitzte Ampeln aus schwarzem Holz, phantastisch bemalte Fächer. Eine verwirrende Fülle, eine immer neue Anregung für die schon von dem anderen Reichtum gereizten Sinne.

Man sah am Eingang von mehreren Sälen Waffentrophäen aufgehäuft, metallglänzende Schilde auf bunten türkischen Teppichen, malaische Kris, arabische Säbel, klirrende Panzerhemden, wie sie in Kurdistan und Persien üblich sind, und das alles machte im Schimmer des farbendämpfenden Glühlichts einen märchenhaften Eindruck.

Im letzten Saale, wo das Büffett in Form eines großen Zeltes errichtet war, war alles gedämpft in matten altdeutschen Tönen gehalten; gotische Pfeiler trugen hier die Wölbungen des weiten Raumes und an den Wänden sah man Darstellungen aus der Zeit der alten Hansa: den besiegten König von Dänemark, der sich vor Lübeck unterwirft, die Kolonisation der russischen Ostseeprovinzen und dergleichen Stoffe mehr.

Es schien, als sollte bei allem Unternehmungsgeist der modernen Welt die heutige Generation noch einmal an die Zeit erinnert werden, in der ihre Größe wurzelte.

Denn die Rasse der Hansa hat allein von allen deutschen Stämmen verstanden, was ein Volk, einen Staat erst groß macht, das rücksichtslose, gewaltthätige Mißachten fremden und eigenen Blutes. Sie waren hart gegen sich und hart gegen andere, und sie scheuten kein Mittel, um zu ihren Zielen zu gelangen.

Was fragte eine Natur wie Kurd Bahnsen nach dem, was andere Menschen gut und böse nannten? Er hatte wie ein Eroberer hineingegriffen ins Leben mit fester Faust, und was er auch angriff, wenn er seinen ganzen Willen und seine ganze Kraft daran setzte, bezwang er es immer.

„Ah, da ist ja Dora Ellhorst!" sprach, an Bahnsen herantretend, auf einmal sein Freund Grollmann. Er hatte schon längere Zeit eine schlanke Frauengestalt beobachtet, die im Gedränge am Eingang des chinesischen Saales sichtbar wurde.

„Dora Ellhorst! Wo?" Es zuckte etwas um Kurds Mundwinkel, als er das sprach. Max Grollmann beobachtete ihn genau.

„Wissen Sie, daß ich in letzter Zeit habe öffentlich behaupten hören, Sie wären mit ihr verlobt, Bahnsen?"

Kurd Bahnsen lächelte. „Nichts wie Geschwätz, dem hätten Sie ruhig widersprechen können."

„Es wäre ja sonst doch auch zu sonderbar gewesen —"

„Was denn?“

„Den Vater zu ruinieren und die Tochter zu heiraten!“

„Meinen Sie?“ Kurd Bahnsen zeigte wieder sein gewöhnliches, kaltes Gesicht. „Sie wissen wohl, zwischen den Ellhorsts und mir da ist eine alte Rechnung auszugleichen.“

„Ach so, die Geschichte. — Aber, Donner noch einmal, das ist ein schönes Weib, die Dora Ellhorst!“

Er zwinkerte eigentümlich mit den Augen, die versteckte Aufforderung, die darin lag, Kurd zu Indiskretionen zu veranlassen, durfte er sich nicht entgehen lassen. Aber dieser fühlte sich stets von dergleichen abgestoßen.

„Sie werden wieder intim, Grollmann,“ sprach er kühl. „Sie wissen, es wäre mir lieb, wenn nicht so viel über Dora Ellhorst gesprochen würde.“ Er zog die Augenbrauen hoch dabei; all dies Geschwätz widersprach seiner Empfindung in der That.

Kurd Bahnsen hatte kein Mitleid mit Dora Ellhorst, aber er litt nicht, daß man sie verdächtigte. Er fühlte einen Abscheu gegen das renommistische Wesen der Männer über ihr Glück bei Frauen, gegen die ganze hohle, moderne „Schneidigkeit“. Seine Männlichkeit, so hart und brutal sonst, war darin von einer seltsamen Reinheit und Keuschheit, und vielleicht lag darin ein Teil seiner Kraft, der Macht, die er ausübte.

Max Grollmann wandte sich geärgert ab.

„Aber sie sieht blaß aus,“ murmelte er, immer noch Dora Ellhorst verfolgend, die er in einem anderen Saale verschwinden sah.

Kurd Bahnsen sah ihr aufmerksam nach, dann sprach er einen ihm befreundeten Herrn an und ging mit demselben anscheinend gleichgiltig dem Büffett zu.

In der That, es war Dora, die eben auf dem Bazar erschienen war, die hier ihre letzte Hoffnung und ihre letzten Thränen mitbrachte. Aber die Thränen durfte sie nicht zeigen, und sie hätten auch schwerlich zu der eleganten Toilette gepaßt, die sie trug. Nur bleich sah sie aus, entsetzlich bleich, das konnte sie nicht verhindern.

Sie sah alles um sich glänzen und schimmern, und sie selbst fühlte etwas wie tödliche Kälte im Herzen, einen unentrinnbaren Druck, der sie wie ein Phantom überall begleitete. Sie suchte ja nicht bloß die Rettung ihres Vaters, ihrer Familie, sie suchte ihre eigene Liebe zu retten, die wie ein zertrümmerter Prachtbau zu ihren Füßen lag. Mit der ganzen, unberechenbaren Kraft des echten Weibes versuchte sie noch zu glauben, an ihn zu glauben; sie hielt sich noch einmal all das Glück vor Augen, das sie in dieser Liebe gefunden hatte, und sie wollte sich überreden, daß es noch immer wiederkehren könne.

Sie kannte Kurd Bahnsen nicht. Sie hatte ihn nie gekannt. Und als sie ihn jetzt endlich traf und mit ihm eine jener halbrunden Nischen in dem großen Mittelsaale aufsuchte, wo sie ziemlich unbeobachtet waren, da sagte ihr sein Blick und seine Miene gleich, daß sie nichts zu erwarten habe.

Er erklärte ihr, er könne ihr keine andere Antwort geben als vor etlicher Zeit, er sei nicht imstande, ihrem Vater zu helfen.

Sie starrte ihn an. In ihrem blassen Gesicht schienen nur noch die Augen zu leben. „Also ist Deine Liebe ein Betrug gewesen!“ brachte sie heiser, kaum vernehmbar hervor.

Kurd zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, was Frauen Liebe nennen. Du bist schön, das weißt Du doch — Du mußtest mir also gefallen. Und wir waren doch glücklich zusammen — warum verlangst Du mehr von mir?“

„Das ist also alles, was Du mir zu sagen hast?“ brachte sie noch immer wie fassungslos hervor.

„Aber Kind, wir haben doch nie Redensarten gemacht. Daß Ihr Frauen doch das Leben nie ansieht, wie es ist! Ich habe Dich gleich gewarnt, Dich in all diese geschäftlichen Dinge zu mischen, die Dich nichts angingen.“

„Und meine Familie?!“

„Ah, erinnere mich nicht daran!“ Kurds Miene veränderte sich plötzlich, er ergriff ihre Hand, und sie fühlte, wie ein eiserner Druck dieselbe zusammenpreßte. „In unsern Adern fließt Blut, das nie zusammen getaugt hat, Dora! Denke daran, was Deine Familie früher der meinigen gethan hat, daß mein Vater durch Eure Schuld zu Grunde gegangen ist. Und das vergißt sich nicht so leicht! Heute bezahlt Ihr die Rechnung!“ Er sah sie mit einem seltsamen, sprühenden Blicke an — ein Abgrund von unversöhnlichem Haß that sich darin auf.

Dora hatte den Kopf gesenkt, es war bei seinen Worten eine eigentümliche Ruhe über sie gekommen. Sie wußte, jetzt konnte sie nicht mehr leiden, und ein Entrinnen gab es auch nun nicht mehr.

„Aber so sage doch offen, Du hast das alles also nur gethan, um uns zu Grunde zu richten?“ sprach sie, den Blick zu ihm erhebend, mit fast tonloser Stimme, „das war Deine Absicht, als Du mir von Deiner Liebe sprachst?!“

Kurd lächelte spöttisch. „Jawohl,“ entgegnete er dann einfach.

Dora stürzte fort. Sie war nicht imstande noch ein Wort zu sprechen. Vor ihren Augen schien sich alles zu drehen: der Saal, die vielen Menschen, all der glänzende Flitter, dies Brennen von Rot und Weiß und Gold, das sie überall verfolgte.

Man erkannte sie und blickte ihr nach; der bevorstehende Zusammenbruch des alten Hauses Ellhorst war seit etlicher Zeit in aller Munde gewesen.

Das junge Mädchen blieb, der Verzweiflung nahe, die sich in dem starren Blick ihrer Augen, in den festgeschlossenen Lippen verriet, einen Augenblick an einer Säule stehen, die Füße versagten ihr den Dienst.

Da fühlte sie einen Arm, der sich stützend unter den ihrigen schob, einen Blick, der mit dem Ausdruck tiefen Mitleids auf ihr ruhte, der wie ein warmer, belebender Hauch in der beginnenden Erstarrung auf sie wirkte.

Es war ihr Vetter Bruno Ellhorst. Sobald er von Ellhorst sen. den Zusammenhang erfahren hatte, war er ihr nachgeeilt, um sie von diesem Fest

wegzubringen, wo sie sich nur demütigen würde, ohne Hilfe zu erlangen.

„Komm, Dora, es ist besser, wenn wir gehen,“ sprach er einfach.

Sie ließ sich willenlos führen. Beide gingen langsam dem Ausgang zu und schritten die große Freitreppe hinab. Sie sprachen kein Wort miteinander; sie wußten, der Kampf war zunächst für sie hoffnungslos verloren.

In diesem Moment erschien aus dem Nebensaale rechts Kurd Bahnsen, der sie hatte vorbeigehen sehen. Er hielt noch ein halbgefülltes Sektglas in der Hand; man hatte eben auf ihn getoastet, unter dem Schmettern der Musik und den Huldigungen des ganzen Saales; man hatte ihn gefeiert als den, der dem Welthandel neue Bahnen weise und die alten Traditionen der meerbeherrschenden Hansa erneuere.

Das war der Moment des römischen Triumphators — der Rausch, in dem der Mensch sich als Gott fühlt — dies Gefühl unbändiger Thatkraft und stolzen Siegesbewußtseins, dem sich kein anderes in der Menschenbrust vergleichen läßt.

Und da sah er die beiden langsam, inmitten der erregten Menge, die Treppe hinabgehen. Er blickte ihnen mit einem triumphierenden Lächeln nach.

Vae victis!

IX.

Es ist Herbst draußen, ein grauer, regenschwerer Herbsttag. Von der Sonne hat man noch nicht viel gesehen; die fahle Dämmerung hüllt alles in ihren Schleier, sie färbt die Gesichter der Menschen mit blassen, müden Tinten, sie überzieht den Himmel mit grauen Schleiern, und sie taucht die Gedanken in trübe, schwer lastende Stimmungen.

Auf der Landstraße, wo der Wind an den vom Regen glänzenden Bäumen rüttelte, deren Laub zum Teil schon abgefallen war, sah man nur wenige Wanderer, die sich beeilten, das nahegelegene große Marschdorf zu erreichen; dort waren sie wenigstens sicher vor dem kalten Regen und dem über die schutzlose Ebene fegenden Winde. Der Herbst ist ungewöhnlich streng aufgetreten, und die Natur zeigt schon zum Teil das Leidensantlitz des Winters, das Siegel des Todes in jedem Zuge ihres Gesichts.

Am Fenster des kleinen in einiger Entfernung vom Dorfe gelegenen Landhauses, steht ein junges Mädchen am Fenster, das blasse Gesicht in die Hand gestützt, mit einem müden und dabei trotzig verbitterten Ausdruck in den Zügen.

Dies Wetter paßt so recht zu ihrer Stimmung. Sie kann jetzt stundenlang in den Regen hineinstarren, in den grauen Himmel, an dem die Wolken jagen, in das endlose Land, das aussieht, als ob das einzige Licht hier von dem fahlen, länglichen Schimmer herrühre, der sich am Rande des Horizonts etwas über diesen erhebt. Unheimlich wie Gespenster kriechen die Nebel darüber hin, eine Kälte ausströmend, die alles Leben ertötet, und die keinen freundlichen Gedanken aufkommen läßt.

Dora Ellhorst fröstelt. Wie eisige Winterkälte ist es über ihre Seele gezogen, und schon lange ist die Sonne für sie verschwunden — anscheinend auf Nimmerwiederkehr versunken. Sie ist gleichgiltig und verbittert gegen alle Menschen geworden — sie war dem gefährlichen Stadium sehr nahe, wo man alles Vertrauen zu anderen überhaupt verliert und sein Inneres für immer vor ihnen abschließt.

In der Stadt geht das Drama weiter. Der Konkurs des alten Hauses, der noch manchen anderen mit hineingezogen hat, ist im vollen Gange, und es ist wahrscheinlich, daß nur wenig gerettet werden wird. Die Ellhorsts haben daher ihren Landaufenthalt, den sie gewöhnlich Ende des Sommers nahmen, einstweilen bis ins Unbestimmte ausgedehnt; es ist besser, all dem Klatsch und dem Gerede der großen Stadt, das Doras Namen nun doch überall in Verbindung mit Kurd nannte, aus dem Wege zu gehen. Bis zur Erledigung der Sache wollten sie auf ihrem Landhause bleiben.

Bruno Ellhorst hat sich in der Stadt als Arzt niedergelassen, er kommt oft herüber, um seinen Onkel und seine Cousine zu besuchen. Aber es gelingt ihm nicht, Dora ihre frühere, lebensfreudige Stimmung wiederzugeben; es scheint ihm sogar, als wenn sie jedem Gespräch aus dem Wege geht. Und darunter leidet er mehr, als das junge Mädchen ahnt.

Sie kümmert sich nicht darum, sie will allein sein. Ganze Tage verbringt sie in stummem Hinbrüten, und das eintönige, ruhige Leben um sie her trägt nicht dazu bei, ihren Groll und ihre Verzweiflung abzuschwächen, sie fühlt ihre Vereinsamung noch tiefer.

Verkehr haben sie natürlich so gut wie gar nicht mehr; die Freundinnen haben aufgehört sie zu besuchen, und das ist auch ganz natürlich, der Gestürzte hat keine Freunde mehr in der Gesellschaft. Es war eine gewisse selbstquälerische Genugthuung für Dora, das zu beobachten. Nur eine macht eine Ausnahme, Magda Lasson, die Tochter eines großen Geschäftshauses in der Stadt, eine kleine, muntere Blondine, mit der Dora in der Pension unzertrennlich war; diese hat auch in ihrem Unglück nicht aufgehört, sie zu besuchen.

Eines Tages, als Bruno anwesend war, sprachen sie von einem merkwürdigen Unfall, den ein Transatlanticdampfer gehabt hatte — ein Zusammenstoß im Nebel an der englischen Küste — und bei dem derselbe fast ohne Schaden davongekommen war.

Dora zog die Stirn zusammen.

„Kurd Bahnsen hat Glück!“ sprach sie halblaut, „er hat immer Glück — und wir —“

Bruno sah sie aufmerksam an.

„Du meinst, Ihr hättet stets nur Unglück gehabt?“ —

Sie nickte finster.

„Nein,“ entgegnete er ruhig, „da irrst Du in der That, Dora. Ihr seid an Eurem Ruin selbst schuld.“

Sie fuhr erstaunt empor.

„Ich möchte wohl wissen, wie Du das meinst?“ Ein stolzer und höhnischer Ausdruck, etwas von dem,

was sich früher so oft zeigte, lag dabei in ihren Augen.

Bruno Ellhorst sprach: „Ihr seid zu Grunde gegangen, weil Ihr unterlegen seid in dem sozialen Zweikampf, zu dem Bahnsen Euch zwang. Er hatte bessere Waffen, und er war stärker, umsichtiger und arbeitstüchtiger wie Ihr, er war —“

„Er war rücksichtslos, er achtete nichts!“ fiel Dora ein, indem sie eine heftige Bewegung machte.

„War denn das bei Euch etwas anderes?“ fragte ihr Vetter wie erstaunt, „habt Ihr die Auswanderer weniger ausgenutzt? Habt Ihr sie in besseren Logierhäusern und Zwischendecks zusammengepfercht? Habt Ihr Eure Commis und Arbeiter etwa besser bezahlt?“

Das junge Mädchen verstummte. Nach einer Weile antwortete sie unmutig:

„Das ist doch Geschäft. Ich begreife nicht, wie man das so auffassen kann, das ist doch etwas ganz anderes.“

Bruno lächelte. „Nein, es ist dasselbe. Soziale Schuld will soziale Vergeltung. Ihr macht ja selbst die Macht des Stärkeren zum alleinigen Richter innerhalb der Civilisation. Euer ganzes Geschäft, dieser ewige Talisman, den Ihr mit solcher Ehrfurcht anbetet, das ist ja nur Ausbeutung.“

Dora schaute ihn starr an. „Aber das beruht doch wieder auf unserer eigenen Gefahr und Anstrengung,“ widersprach sie ihm, „der Mensch kann doch seine Kräfte —“

Hier stockte sie, sie mochte den Satz nicht vollenden; er kam ihr jetzt selbst bedenklich vor.

„Nein, der einzelne darf eben nicht seine Macht auf Kosten der anderen maßlos ausdehnen,“ erwiderte der junge Mann, „darin liegt Euer ewiger Trugschluß. Freie Konkurrenz! so nennt Ihr's, nicht wahr? Jede Zeit hat ihre soziale Sünde; dies ist die Eure!“

„Du stellst alle Begriffe auf den Kopf,“ sagte Dora achselzuckend, indem sie aufstand, „danach müßte das, was früher gut war, jetzt böse sein und umgekehrt.“

„So ist es auch.“ Brunos Gesicht nahm einen aufmerksam sinnenden Ausdruck an, während er sprach. „Ihr lebt das Leben so weiter, führt Eure Kämpfe innerhalb der Gesellschaft, der Stärkere stößt den Schwächeren beiseite, und dabei ahnt Ihr gar nicht, daß etwas Neues, Großes da draußen durch die Welt geht, daß neue Begriffe entstehen, daß die alten ihren Sinn längst verloren haben!“

„Und was wäre denn dies Neue?“ fragte Dora ziemlich geringschätzig.

„Es ist ein neues Ideal entstanden,“ antwortete ihr Vetter, „man mißt die Menschen mit anderen Werten — siehst und hörst Du nicht heute überall von Sozialismus sprechen? Das ist das erste Auftauchen der neuen Welt am Horizonte — die erste langsame, fahle Dämmerung; und dahinter wird die Sonne aufsteigen, glänzend wie nie seit Jahrhunderten, und dann wird unsere ganze Kultur kein Sklavenkerker mehr sein, in dem die Massen unaufhörlich mit der Peitsche des Hungers zur Arbeit getrieben werden; nein, eine segnende, fruchtbare Göttin, die alle glücklich macht —“

Er brach ab und lächelte.

„Aber dies Ideal, das sehen erst noch wenige in voller Klarheit. Und um es durchzuführen, wird es Kämpfe kosten.“

„Ich glaube es auch,“ bemerkte Dora düster.

„Pah, hat man nicht auch in früheren Jahrhunderten durch unaufhörliche langsame Entwicklung den Menschen das Recht genommen, sich selbst Justiz zu verschaffen?“ antwortete Bruno gleichmütig, „man wird den modernen Menschen einfach das Recht nehmen, in der bisherigen Weise Geschäfte zu machen, darin liegt der Kernpunkt der ganzen Geschichte!“

Dora schüttelte unmutig den Kopf, aber sie vergaß das Gespräch nicht. Manches von dem, was Bruno sagte, kam ihr sonderbar vor, bei anderem sagte ihr eine innere Stimme, daß es richtig sei, aber sie wollte es sich nicht eingestehen.

Sie begann ihren Vetter etwas aufmerksamer als bisher zu beobachten. Er erschien ihr ziemlich verändert gegen früher. Und doch, wenn sie jene eingehende und interesselose Menschenkenntnis besessen hätte, wie sie nur langjährige Beobachtung erzeugt, so hätte sie gefunden, daß er sich in nichts verändert hatte, daß nur das, was in ihm lag, entwickelt und zu voller Spannkraft gesteigert worden war.

Bruno Ellhorst zeigte damals den vollkommenen Typus einer jugendlichen, der Reife entgegengehenden Mannesgestalt. Die schlanke Gestalt mit den kraftvollen Bewegungen, das sorgfältig gepflegte Äußere, vor allem die lebhaften Augen — eine seltene Erscheinung in diesem Lande — alles das zeigte die durch die Civilisation verfeinerte Kraft, den Mann, der durch unablässige Arbeit seine Persönlichkeit gleichsam geschaffen hat. Dora hatte noch allerlei von früher in Erinnerung: das Phantastisch-Träumerische seiner Blicke, die etwas gebeugte Haltung, seine Schweigsamkeit in Gesellschaften. Davon war fast nichts mehr übrig geblieben. Das Leben hatte ihn geschult. Er hatte auf mehreren großen nord- und süddeutschen Universitäten studiert, war Corpsstudent gewesen, hatte zwei Jahre in Frankreich und England gelebt und mehrere Reisen zur See in Ausübung seines Berufs gemacht. Als er nach Hamburg zurückkam, hatte er den Gedanken, sich dort dauernd niederzulassen; bei den vielen Verbindungen seiner Familie mußten ihm hier allerlei Vorteile erwachsen. Inzwischen sah er, wie die Verhältnisse sich geändert hatten. Aber das schreckte ihn nicht ab, das bestärkte ihn nur noch mehr in den eigentlichen Lebensplänen, die er hatte, und die sich, jahrelang hindurch geprüft und erwogen, nun, nachdem mancherlei Verhältnisse ihn gereift hatten, unerschütterlich in ihm festsetzten.

Bruno Ellhorst war nicht umsonst in jüngeren Jahren von seiner Cousine Dora mit Gleichgiltigkeit und Kälte behandelt worden. Sie verstand manches bei ihm nicht, weil sie überhaupt nicht gewohnt war, in solchen Gesichtern zu lesen, weil sie diese weltfremde Sicherheit nicht liebte. Es lag darin zu wenig Aufmerksamkeit für sie, nach ihren Begriffen. Und doch hatte er schon als Knabe etwas, das die Menschen

„sonnig“ nannten, in seinen Augen, etwas Unbekümmertes, Glückverheißendes, das auch noch der Mann beibehielt.

Und das war es, was in seinem ganzen Wesen geheimnisvoll tief wurzelte, die Sehnsucht nach der Sonne, das Verlangen, die große Schönheit, die die Welt für ihn bedeutete, nicht bloß für sich auszubeuten und zu genießen, sondern auch den anderen mitzuteilen, wie sie sich das Leben frei und groß und schön gestalten könnten. Und mit diesem Verlangen war er Arzt geworden. Das heißt, er kannte alle Schwächen und alles Elend der menschlichen Natur; keine Erbärmlichkeit blieb ihm verborgen, denn vor dem Arzt hebt sich jeder Schleier — man sagt ihm, was man dem Richter, dem Priester nicht sagt. Und die meisten dieses Berufs verbergen unter einem höflichen Lächeln, unter einer ewig-gleichgiltigen Miene das, was sie schon in frühester Jugend verloren haben — die Achtung vor Menschen.

Brunos Charakter war ein Resultat dieses eigentümlichen Zwiespaltes. Er war durch die ganze Hölle dieser Menschenkenntnis, dieses Anblicks von ausgebreitetem Leid und Jammer hindurchgegangen, und seine Natur, sein kräftiger Wille, das Leben zu bejahen um jeden Preis, war nur noch stärker dadurch geworden. Mit einer seltenen Fähigkeit im Beobachten, die durch seinen Beruf noch geschult wurde, verband er den scharfen, auf das Thatsächliche gerichteten Zug seiner Rasse; rasche und gründliche Durchführung dessen, was er wollte, galt ihm stets als die Hauptsache, und das war der erste Maßstab, mit dem er den Menschen maß. Die grüblerische Periode seiner Jugend, in der seine Bekannten ihm geringschätzig den Beinamen „der Philosoph“ gaben, hatte keine anderen Folgen hinterlassen, als die genaue Analyse, die er überall bei Welt und Menschen anwandte, und die nichts zu thun hatte mit der einseitigen Fachbildung vieler seiner Kollegen. Mit diesen stand er sich nicht besonders. Er war ihnen zu vielseitig. Sie wußten, daß er verschiedene Broschüren sozial-politischen Inhalts geschrieben hatte, und darüber zuckten sie die Achseln; warum blieb er nicht bei der Stange wie sie? Sie ahnten heraus, was in Bruno Ellhorsts Wesen verborgen lag; er fühlte sich zum Volkserzieher berufen, er hatte sogar eine Zeit lang ernstliche Neigung gehabt, sich nur der Schriftstellerei zu widmen, oder als Jurist sich eine politische Stellung zu erringen, aber davon kam er wieder ab; es lag in seinem Beruf als Arzt, der ihn in das Innerste der Menschenseelen führte, für ihn eine dämonische Anziehungskraft, und er sah, daß er auch hier wirken konnte, daß er auch hier die Menschen für das „neue Ideal“, das er gefunden hatte, empfänglich machen konnte.

Zwei Thatsachen waren es, die Bruno Ellhorst in die Augen fielen, als er anfing, seine Zeit und ihre Strömungen zu beobachten: einmal, daß bei einer früher nie geahnten Höhe der Kultur, bei einer verschwenderischen Fülle von Verbesserungen und Erfindungen auf allen Gebieten, die Mehrzahl der Menschen glücklos war, und zweitens, daß es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ausgebildete und harmonische Persönlichkeiten nicht mehr gab, daß der Mensch der Kultur klein und feige geworden war. Besonders der letztere Punkt war es, der seine Aufmerksamkeit fesselte. Er fragte sich oft: „Giebt es denn überhaupt noch Individualitäten?“ Er sah die große Menge seiner Zeitgenossen entweder in die Beamtenkategorien des Staates einregistriert, wo das selbständige Denken für sie aufhörte, oder unter dem Druck der pekuniären Sklaverei auf allen Seiten so gezwängt und abgeschliffen, daß von dem Ich schließlich nichts mehr übrig blieb. Darin, durch ihre ungeheure Kompliziertheit, rächte sich die moderne Kultur am modernen Menschen — sie ließ dem einzelnen keinen Raum mehr; sie gestattete nur noch freies Feld für die Gewalthaber, die sich das Machtmittel, die ökonomische Überlegenheit, anzueignen verstanden, diese geboten als soziale Tyrannen über Tausende von sozialen Sklaven.

Bei solcher Denkart war es begreiflich, daß Bruno Ellhorst Fühlung mit der revolutionären Zeitströmung, dem Sozialismus, suchte. Aber hier fühlte er sich total abgestoßen. Er sah, daß der Sozialismus die Knechtung des einzelnen noch viel weiter trieb, und er wollte gerade den einzelnen befreien, ihm ermöglichen, wieder eine Persönlichkeit zu werden. Denn er sagte sich, daß bei einer Andauer der heutigen Verhältnisse die ganze Kultur als solche in Gefahr gerate — die Erstarrung der alten Welt oder das revolutionäre Hereinbrechen der neuen Welt würde in beiden Fällen die Barbarei bedeuten.

Die Hauptschuld an dem Heraufbeschwören der ganzen Gefahr maß er der modernen Erziehung bei, die den Menschen kraftlos und unselbständig gemacht habe. Er sah, als er nach Hause zurückkam, Kurd Bahnsen als Sieger über alle, über seine eigene Familie — man hatte nicht den Mut und die Kraft gehabt, ihm entgegenzutreten.

Das lag in den Worten, mit denen er Dora bedeutete, sie seien selbst schuld an ihrem Ruin.

Sie hörte ihn schweigend, aber mit einem Ausdruck, der deutlich ihren Unwillen verriet, an.

Es verdroß sie nicht bloß, daß sie ihm innerlich recht geben mußte, sondern auch, daß er anscheinend ihre persönlichen Beziehungen von früher, wo sie so gut wie verlobt mit ihm war, ganz vergessen zu haben schien. Das war eine seltsame Konsequenz der Eitelkeit des Weibes, die erwartet hatte, er würde sich zum mindesten mit Groll und Erbitterung über Kurd Bahnsen äußern.

Aber nichts Derartiges geschah. Sie ahnte nicht, daß Bruno ihr gegenüber ein ganz bestimmtes Verfahren einschlug.

Von Kurd hörte sie immer noch allerlei; er schien sich zu überbieten in neuen Schöpfungen und Unternehmungen, die natürlich von seinen Anhängern überall ausposaunt wurden. Er suchte überall Fühlung mit den Kartellen der Großindustriellen und Großhändler, die sich im Reiche zu bilden begannen, die großen Kapitalien mußten sich im natürlichen Bewußtsein ihrer Machtstellung gegenseitig anziehen — je billiger die Transporte und je mehr Transporte, desto größer war der Gewinn auf beiden Seiten.

Gerade damals sprach man viel von einem Petroleumring, der im Entstehen begriffen war, ähnlich wie sich vor einiger Zeit das Syndikat der westfälischen Kohlenzechen gebildet hatte. Bei diesem war der „Hauptmacher" ein Landsmann Bahnsens, Hoffmann mit Namen, gewesen, der verschiedene große Hüttenwerke bei Dortmund leitete und schon gelegentlich der Kohlenzufuhr mit Kurd in freundschaftlichen Verkehr getreten war.

Die Reichsgesetzgebung, von dem Bedürfnis nach einträglichen Zöllen geleitet, arbeitete den Großkapitalisten in die Hände. Sie hatte damals einen ziemlich beträchtlichen Zoll auf Petroleumfässer gelegt, so daß das Geschäft für alle kleineren Händler, die das Petroleum in Fässern von Amerika bezogen, unmöglich wurde. Man begann nun ganze Dampfer eigens für diesen Transport zu bauen, die große Bassins, sogenannte Tanks, enthielten, — und das war natürlich nur für die Großhändler möglich.

Einer von diesen Tank-Dampfern, die damals als Neuheit angestaunt wurden, lag in der Hafenstadt nicht weit von dem Ellhorstschen Landhause vor Anker, und Bruno schlug eines Tages seiner Cousine vor, um sie zu zerstreuen, mit ihm das Schiff anzusehen. Sie willigte ein, und auch ihre Freundin Magda Lasson, die zufällig anwesend war, wollte sich anschließen.

„Vorausgesetzt, daß Sie uns unbeschädigt zurückbringen," sprach sie heiter zu dem jungen Mann, „es sollen jetzt so furchtbar viel fremde Arbeiter da sein, schreckliche Menschen, wo alle Augenblicke eine Schlägerei vorkommt!"

Bruno Ellhorst lächelte.

„Seien Sie unbesorgt, es wird strenge Hafenpolizei geübt. Die Direktion der „Transatlantic" ist darin unnachsichtig, diese gute Seite muß man ihr lassen."

Er warf einen Seitenblick auf Dora. Diese schwieg.

„Ich möchte Herrn Bahnsen, von dem jetzt so viel gesprochen wird, wohl kennen lernen," fuhr die lebhafte Freundin unbefangen fort, „vielleicht ist er gerade auf der Werft."

„Du kennst ihn gar nicht?!"

„Ich habe ihn nie gesehen," versicherte Magda. „Es soll ein so interessanter Mann sein."

„Jawohl, sehr interessant," sprach Dora halblaut mit einem bitteren Lächeln.

Bruno, der das Gespräch ablenken wollte, fragte das junge Mädchen: „Würden Sie einen Mann auch dann interessant finden, Fräulein Lasson, wenn Sie wüßten, er wendet seine Kräfte nur dazu an, seinen Mitmenschen Schlechtes zu thun?"

„Wie meinen Sie das?" Jene war betroffen von der Frage. „Wollen Sie damit sagen, daß Herr Bahnsen so ist?"

„Er gilt als schroff, hart, unzugänglich —"

„Ach, gerade das liebe ich so sehr an einem Manne," begann jene schwärmerisch, „das ist so ganz anders wie die anderen —"

Dora sah sie mit einem tiefen, erschreckten Blicke an.

„Du weißt nicht, was Du redest, Magda!"

Ihre Freundin blickte betroffen weg.

„Ich habe schon so viel von ihm gehört —" begann sie wieder, „und kennen lernen will ich ihn jedenfalls —"

„Du sollst ihn nicht kennen lernen!" rief Dora heftig, „den kennen zu lernen, bringt immer Unglück!"

Ein zorniger Blick aus ihren Augen traf das junge Mädchen.

Diese lenkte bestürzt ein — sie hatte sich stets vor dem entschiedenen, oft sehr energischem Charakter der Freundin etwas gefürchtet.

„Wie Du nur in der letzten Zeit immer bist, Dora," sprach sie kleinlaut, „ich begreife ja, daß Ihr auf Bahnsen nicht gut zu sprechen seid, aber—"

Dora schwieg. Die Neugierde Magdas, den vielgenannten Mann kennen zu lernen, war aber nun um so mehr erregt.

(Fortsetzung folgt.)

In deutscher Hand.

Roman

von

Carl Postumus.

(Schluß.)

VI.

„Das Glück ist überall,
Die Quelle wohnt in unserm Herzen."

Nach ihrer Hochzeitsreise über Dresden, Prag und Wien, zog Wanda Wallrode als junge Frau in Krzhowo ein. In ihrer neuen Würde erschien sie sich sehr wichtig. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch die Kraft! Den Spruch machte sie sich im Hinblick auf die Hauswirtschaft zu nutze, und obwohl sie mehr im Pferdestall als in Küche und Keller Bescheid wußte, griff sie nicht nur als Herrscherin, sondern auch selbstthätig überall amtseifrig ein. Nach ihrer Meinung mußte sie alles am besten verstehen. Mit gutem Willen allein ist aber nichts gethan! Ohne Ahnung von Zeiteinteilung kamen die Speisen entweder zu spät oder recht unschmackhaft, wenn nicht ungenießbar, auf die zierlich gedeckte Tafel.

Ein-, zweimal belächelte Hans Heinrich ihr Mißgeschick, dann runzelte er die Stirn und stand mitsamt seinen Inspektoren hungrig auf. Eine unglaubliche Menge Butterbrot machte ihn am Nachmittage erst wieder zum Menschen.

Über der Tochter Gerichte schüttelte „père“ ebenfalls sein greises Haupt und drohte, wenn das so weiterginge, käme er zu seinen Kindern nur „satt gegessen“. Den Vorwurf empfand die Gräfin mit an sich gerichtet. Jetzt, wo es zu spät war, bedauerte sie, Wanda nicht genügend in die Geheimnisse der Hauswirtschaft eingeführt zu haben. Nun war mit guten Ratschlägen freilich nicht mehr zu helfen, weshalb sie ihr Töchterchen überredete, die Alleinherrschaft aufzugeben und bei der tüchtigen Czernicer Mamsell, die sie ihr abtreten wolle, das ABC aller Weisheit zu lernen.

Von dem Tage an gab es in Krzhowo keine versalzenen Suppen oder ausgedörrten Speisen mehr, und der Inspektoren spöttische Bedeutung ihres Mittagsgrußes, „wünsche wohl zu speisen“, wich dem Ausdrucke zufriedener Zuversicht.

In dieser Lehrzeit unter Mamsell Christine, fand Wanda wieder Zeit zum Briefschreiben, die ihr während der Mutlosigkeit ihrer Sturm- und Drangperiode abhanden gekommen war. So erfuhr Ehrentraut jetzt erst, daß ihre Geschwister ein anderes junges Ehepaar vor der Sixtina in Dresden trafen; Piorkowski mit Frau Rósza geborene Czarlinska. Er sei sehr verlegen geworden, als seine bessere Hälfte sich der Bekanntschaft Hans Heinrichs durchaus nicht hatte entsinnen können. Worüber dieser heute noch behaglich lache und behaupte, den Zorn der schönen Frau ebenso erklärlich zu finden, wie des kleinen Propstes Schnackenberg Unversöhnlichkeit, ob der Verhaftung seines schurkischen Onkels. „Müssen das ertragen, was, Frauchen?“

Auch ohne die polnischen, größtenteils in Paris weilenden Nachbarn, fanden Wallrodes auf den deutschen Gütern und in der nahen Garnison netten, anregenden Verkehr. Von den unverheirateten Offizieren kehrte Rittmeister von Schwader am häufigsten in Krzhowo ein. Dann ward stets über die ehemaligen polnischen Bekannten geplaudert. Seine unglückliche Neigung für Severinka, deren trauriges Schicksal ihm trotz seiner Schmetterlingsnatur tief zu Herzen ging, hatte den Leichtlebigen ernster und dadurch liebenswürdiger gemacht; nun weckte Wallrodes schattenloses, häusliches Glück in dem sonst Heiratsfeindlichen den Wunsch nach einem eigenen Herde, an dem er im Geiste die blonde, weiblich sanfte Ehrentraut walten sah. Sie allein schien ihm jene wünschenswerten Eigenschaften zu besitzen, für die er seine Junggesellenfreiheit aufgeben könnte.

Käme sie nur nach Krzhowo! Aber zum Leidwesen Schwaders, — er verstand überhaupt nicht, welche Bande das junge Mädchen an die arme Geisteskranke fesselten, — schien sie sich von Kiel nicht trennen zu können. Freilich vermochte Severinka dort kaum ohne ihre Heilige zu leben, Ehrentraut dagegen sah in der Pflege der Gestörten den ihr von dem Geliebten überwiesenen tröstlichen Lebenszweck, dem sie sich, sehr gegen Fräulein von Falkensteins Wunsch, vollständig widmete.

Nicht nur brachte sie die Vormittage in der Anstalt zu, nein, sie ging dann noch mit Severinka und deren Wärterin spazieren und nahm sie oft mit sich nach Hause wo die Gräfin sich sehr wohl fühlte, sobald Tante Lottchen ihr perpetuum mobile, das Strickzeug, zur Seite legte. Dem alten Fräulein ward dieser Kultus wirklich zu viel, aber weil der führende Anstaltsarzt von solcher Freiheit, dem wieder in den Verkehr mit der Welt Treten, Gutes für Severinka erwachsen sah, fügte sie sich seufzend. Zuerst hatte sie in Gegenwart der Irren das Gefühl, einem Krater gegenüber zu sitzen, dessen Ausbruch jeden Augenblick zu erwarten sei. Allmählich aber gewöhnte sie sich an den stumm im Schaukelstuhl liegenden Gast, der nur für Ehrentraut und Mlezkis Bild ein Auge hatte.

Neulich machte der Arzt im Hause Fräulein von Falkensteins den Versuch, seiner Pflegebefohlenen Herrn von Mierzwinski zuzuführen. So lange nun der alte Freund polnisch in sie hineinsprach, sahen ihre Augen starr an ihm vorbei, als er aber auf den Wink Ehrentrauts sich deutsch nach Severinkas Befinden erkundigte, reichte sie ihm freundlich die Hand und fragte, wie es ihm und seiner Frau in Paris gefallen habe?

Dies Zeichen, daß sie den ihr kürzlich vorgelesenen Brief Mierzwinskis nicht vergessen habe, wurde von dem Arzte freudig begrüßt; jetzt glaubte er Heilung versprechen zu dürfen. Aber „Geduld, Geduld!“ Jedenfalls wollte man auf dem einmal beschrittenen Wege weitergehen. Ruhig und lenkbar wie sie sich zeigte, würde, so rechnete er, ihre Teilnahme für ihre Umgebung sich gewiß nach und nach steigern, ihre Lethargie abnehmen.

Diese Ansicht schien begründet zu sein. Wenigstens bekundete Severinka, wo sie sonst viertelstundenlang vor sich hinbrütete, neuerdings für Ehrentrauts Beschäftigung eine Art fragendes Interesse. Forderte aber die letztere sie auf, ihr so oder so zu helfen, so wies sie das mit fast feindseligem Blicke schroff zurück, um im nächsten Augenblick die fleißigen weißen Hände des Mädchens zu streicheln und zu küssen.

„Lassen wir ihr Zeit!“ meinte der Doktor.

Als sie einst ein dem jungen Mädchen entfallenes Knäulchen Garn aufhob und auf den Nähtisch zurücklegte, ja, sich neben die Stickende setzte, ihr die Schere zu reichen, nickte Doktor Ebers vergnügt mit dem Kopfe. „Es ist ein Schritt vorwärts!“

Weiter schrieb das junge Mädchen:

Damit will ich nicht sagen, als ob sie stets geistesabwesend sei. O nein! Manchmal folgt sie sogar einer ernsten Unterhaltung mit logischer Schärfe, um eine Sekunde später der allergewöhnlichsten Frage ein verstocktes Schweigen entgegenzusetzen, um wie ein störrisches Kind unsere Geduld durch unthätigen Widerstand zu ermüden.

Heute freilich, wo sie mit Wladislaws Bild in der Hand in meiner Stube saß, war sie aufgeregter als sonst. Den Blick fest auf das Buch gerichtet, schaukelte sie sich taktmäßig im Schaukelstuhle, plötzlich hielt sie mit einem Ruck an und runzelte die Brauen. Dann strich sie böse über das schwarze Tuch, das ihre feine Stirn und das eine Auge verbarg, worauf sie im jähen Gefühlswechsel zu weinen begann.

Leise trat ich zu ihr. Zuerst lehnte sie sich hin-

gebend an mich, hierauf entwand sie sich meinen Armen — es ist alles immer so unvermittelt — und rief gebieterisch, mich mit ihren großen Augen anblitzend:

„Wann wirst Du ihn entzaubern? Wann? Ich will es wissen!“

Ihre mir sonst erwiesene Ehrfurcht machte einer sichtbaren Erbitterung Platz. Ob der unerwarteten Veränderung starrte ich sie sprachlos verwirrt an.

„Wann, wann?“ schrie sie da, und schüttelte meinen Arm so gewaltig, daß ich heftigen Schmerz empfand, auf ihre Phantasie einging und ängstlich entgegnete:

„Sobald es Zeit ist!“

„Sobald die Geister ihn und mich nicht mehr verfolgen?“

Ich nickte. Da fiel mir des Arztes Warnung ein, ihr nie unerfüllbare Versprechungen zu machen. Sie lächelte freilich sehr beglückt und setzte sich wieder, in Wladislaws Anblick versunken, in den Schaukelstuhl.

Wenn sie in der Weise von dem teuren Entschlafenen spricht, krampft mein Herz sich zusammen, und mir ist es zuweilen, als träumte ich schwer, als hätte ich nicht Wirklichkeit erlebt, sondern müßte mir den Schlaf aus den Lidern reiben, müßte erwachen, um einen auf mir lastenden Druck wie etwas Unnatürliches abzuwerfen. Dann hänge ich meinen Gedanken oft recht niedergeschlagen nach und drücke den Kopf in die Sofakissen.

Da hörte ich Onkel Bülow gestern zu Tante Lottchen sagen: „Charlotte, solch vernünftiges Frauenzimmer wie Du spricht von unerwiderter Liebe? Nichts wie ein Schmarotzer ist die, eine wuchernde Ausgeburt mißleiteter Mädchenphantasie, durch das romantische Köpfchen bis zum weltschmerzlichsten Wahnsinn grundlos aufgebauscht! Sprich mir meinetwegen von unglücklicher Liebe — wenn zwei Menschen sich mal nicht angehören dürfen und sich trennen müssen, da liegt Sinn drin, — doch unerwidert? Hirngespinst, meine Beste!“

Tantes Antwort verstand ich nicht, doch Onkel Bülow lachte hell auf. Du kennst seine humoristische Art ja von Eurer Hochzeit her und daß man ihm, selbst wenn er die unerhörtesten Dinge sagt, nicht gram sein kann.

„Ta, ta, ta, Lotte! Immer das Kind beim rechten Namen nennen! Geschmacksverirrung; Kinderkrankheiten, wie Masern und Röteln, gehen vorüber, einer vernünftigen Neigung, die zur Ehe führt, Platz zu machen!“

Tante meinte jetzt launig: „Wie bei uns beiden Vernünftigen, Bodo!“

„Ach was, mein altes Mädchen, mit uns war's was anderes! Du warst nur zu starrsinnig, sonst hießest Du jetzt Frau von Bülow. Und ich, ich säße draußen in meinem Schloß nicht grillenfangend allein! Denn, kein Mensch redet es mir aus, Du hattest mich gern. Es war purer Weibereigensinn, mir ein halbes Dutzend Körbe zu geben! Na, laß es nur gut sein, sind jetzt alte Leute! Aber gern hattest Du mich doch, Lotte! Nein, hol der Teufel alle Rederei von unerwiderter Liebe!“

Wenn Onkel Bülow Wladislaw gekannt hätte, würde er die Möglichkeit vielleicht verstehen. Wie es Tage und Augenblicke giebt, die über Jahre Strahlen werfen, so giebt es auch bevorzugte Naturen, denen Frauenherzen mit Allgewalt anhängen.

Vor meinem Fenster flötet die Nachtigall. Ihrer und meiner lieben blauen See, deren Wellen das Ufer sanft plätschernd berühren, freue ich mich wie ehemals, doch jener Märchenhauch, der sonst auf dem Bilde lag, ist verwischt. Ich fühle, daß ich eine andere geworden bin, weil, — ach so, Onkel Bülow würde das auch wohl in die Reihe der Kinderkrankheiten reihen! Kinderkrankheiten, nachdem man in das einundzwanzigste Jahr trat? —“

VII.

„Der Mensch ist ungleich,
Ungleich sind die Stunden.“
Goethe.

Unter Hoffen, Enttäuschung und neuem Hoffen verging der Frühling. Nachtigallen sangen nicht mehr, sie trugen den Kleinen Futter zu. Die Ostsee rauschte aber immer verlockender und zog viele Badegäste nach Düsternbrok, unter denen sich manch ein Bekannter oder an Fräulein von Falkenstein Empfohlener befand.

Unabwendbare gesellige Verpflichtungen fesselten nun Ehrentraut und zwangen sie, ihre Zeit nicht allein der kranken Freundin zu widmen. Sich anfangs gegen die äußeren Einflüsse empörend, gab sie Tante Lottes Ermahnungen doch nach. Sie war zwar nur mit halbem Herzen in dem munteren Kreise, und glaubte mit der Jugend nie mehr jung sein zu können, aber zuguterletzt steckte der sie umgebende Frohsinn auch sie an. Ob der Wandlung zum Guten frohlockte Tante Lottchen, die noch einen Haupttrumpf in der Hand hielt, sich nur hütete, ihn vorzeitig auszuspielen. Vorab wollte die kluge Menschenkennerin günstigen Baugrund schaffen und Ehrentraut etwas von Severinka trennen.

Ob letztere die Absicht merkte? Wenigstens zeigte sie sich während Ehrentrauts häufiger Abwesenheit unruhiger, weigerte sich zu essen und war, wenn ihr wieder ein Nachmittag im Hause Fräulein von Falkensteins geschenkt ward, schwer zur Heimkehr in die Anstalt zu bewegen.

Auch in anderer Beziehung bereute Tante Lottchen bald mit Jerzonkowo in Verbindung zu stehen. Mierzwinski war bis jetzt ob Gutsdirektor Pionteks des Lobes voll gewesen. „Eine Perle von Landwirt!“

Tante Lottchen, Feindin sogenannter Inspektorwirtschaft, äußerte pan Joseph in Kiel einige Zweifel. Da zeigte er ihr strahlend des Vortrefflichen schriftliche Vorschläge, Berichte und Abrechnungen, die schwarz auf weiß allerdings verblüffend überzeugend wirkten. Eine neue wirtschaftliche Ära schien für Jerzonkowo aufzugehen! Es blieb nur fraglich, ob der Reformator für seine Pläne das nötige Betriebs-

kapital habe. — Fräulein von Falkenstein hatte ihre Zinsen doch nicht erhalten.

Bei dem Einwurf schlug Mierzwinski sich vor die Stirn und bat Severinkas mütterliche Freundin um Stundung der Summe bis nach der Ernte. Durch den Brennereibau, künstlichen Dünger und Viehanschaffung, wie Zinszahlung für die Landschaft seien die Mittel bis auf notwendigstes Wirtschaftsgeld geradezu erschöpft, und Piontek wolle so ungern von neuem Kredit in Anspruch nehmen.

Fräulein von Falkenstein gehörte zu den Frauen, die Gründen zugänglich sind. Jetzt faßte sie Vertrauen zu dem Manne, in dessen Händen Jerzonkowos Zukunft lag. Nur keine neuen Schulden! Sie ahnte freilich nicht, daß Mierzwinski die Damskischen beträchtlichen Wechsel nicht bezahlt hatte.

Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, berichtete Hans Heinrich Ende August über allerlei Gerüchte. Jerzonkowo solle kaum glaubliche Wirtschaftsschulden haben. Tante Lottchen lächelte. Sie hatte noch vor einem Monat sich vom Gegenteil überzeugen lassen. Als aber landschaftliche Sequestration der Herrschaft Thatsache wurde, ward Fräulein von Falkenstein ganz kopflos und wußte wirklich einen Augenblick nicht, was thun und was lassen.

Mierzwinskis rechte Hand und notarieller Bevollmächtigter, Piontek, „diese Perle", war bei Nacht und Nebel verschwunden, und mit ihm Gräfin Damskas Vermögen. Nicht nur hatte er sämtliches Vieh und die Ernte gegen bar verkauft, sondern auch keine der als gelöscht gebuchten Rechnungen bezahlt. Der saubere Herr ließ sich eben nie herbei, Mierzwinski die Belege seiner Angaben zu unterbreiten, dieser aber nahm alles auf Treu und Glauben hin. Wechsel und Schulden häuften sich lawinenartig. Wegen Verwüstung des Gutes und fehlender Zinszahlung schritt dann die Landschaft ein und hinderte dadurch, daß der Exekutor, ein täglicher Gast in Hof und Schloß, nicht alles mit Beschlag belegte.

Verzweiflungsvoll rang pan Joseph die Hände. Trotz allen Leichtsinns, aller Geschäftsunkenntnis, quälte ihn jetzt das dunkle Gefühl, Severinka und deren Kind zu Bettlern gemacht zu haben. Wie traute Freund Damski ihm nur die Fähigkeit zu, sein Vermögen frei zu verwalten? Ja, der Verstorbene hatte eben nie gedacht, daß dieser Höflichkeitsparagraph sich verwirkliche, sondern angenommen, die geistesstarke Severinka würde an Wladislaw Dorpowskis Seite allen Schwierigkeiten leicht gerecht werden.

Wie die Dinge jetzt lagen, stand ein Zwangsverkauf des trotz der Verwüstung noch wertvollen Gutes nahe bevor, wenn polnische Standesgenossen nicht zusammentraten, den schönen Besitz freihändig zu erwerben. Hans Heinrich glaubte fest, Damskis ehemalige Freunde würden der Witwe so ein Vermögen verschaffen, wurde aber von Mierzwinski eines Besseren belehrt. „Lieber Baron," meinte der höchst offenherzig, „hätten wir Polen verfügbares Geld, würde ich die schöne Hypothek auf Jerzonkowo doch nicht gerade in deutsche Hand gespielt haben!"

Nun war die aber in deutscher Hand. Fräulein von Falkenstein mußte sich folglich, wollte sie das Kapital retten, mit dem Gedanken vertraut machen, Jerzonkowo in Subhastation selbst zu kaufen. Sie wußte bei des Neffen Vorschlägen und eingehenden Berechnungen manchmal nicht, wo ihr der Kopf stand. Die widrigen Umstände drängten sie freilich zu dem ihr höchst unsympathischen Schritt.

Auch heute saß sie an ihrem Schreibpulte und überlegte, mit der Feder in der Hand, während Ehrentraut im Nebenzimmer Severinka französisch vorlas.

Tante Lottchen sah auf die Freundinnen und seufzte über diese Unglückshypothek, die sie zwang, sich der Polin Besitz vorteilhaft anzueignen.

„Ehrentraut, Du sagtest mir Deine Ansicht über Hans Heinrichs heutigen Brief noch nicht!"

Die Gerufene trat herein und lehnte sich über die Schreibende, deren Hand sie liebevoll küßte. Ihr junges Gesicht sah blaß und verweint aus. Als sie dann ihr blondes Haar aus der weißen Stirn strich, meinte sie leise: „Wie doch ein einziger Augenblick alles umgestalten kann! Seit diese unglückselige Geschichte spielt, nimmt sie Dich Tag und Nacht in Anspruch!"

War das ein Vorwurf? Tante Lottchen stand wenigstens etwas erregt auf. „Das ist keine Antwort auf meine Frage, Kind!"

„Ja so, Tante Lotte! Ich meine, man soll immer das thun, was man für Recht ansieht! Und dann, ja dann sorgen wir natürlich für Severinka und ihr Kind, nicht wahr?"

Dabei küßte sie liebkosend der alten Dame grauen Scheitel. Letztere murmelte, daß ein vorteilhafter Kauf ihnen die Verpflichtung wohl auferlegen würde. Aber wie?

„Nun, wir nehmen beide mit den Wärterinnen zu uns. Glaubst Du nicht auch, daß die altgewohnte Umgebung Severinka beruhigen wird? Ärztliche Beaufsichtigung ist bei ihrer Lenksamkeit täglich kaum erforderlich, und ich brauchte mich nicht von ihr zu trennen!"

Immer alles, selbst so wichtige Fragen, nur im Hinblick auf die Kranke beleuchtet! Die alte Dame schürzte das Bindeband ihres Hutes mit einer sehr ungeduldigen Bewegung. „Wolltest Du Dich doch einmal für Deine eigene Zukunft erwärmen! Aber nichts als —" sie brach ab. „Kommst Du mit zum Notar? Ich will die Vollmacht für Hans Heinrich ausfertigen!"

„Verzeih, Tantchen, Du weißt, Freund Krosatz' gestriger Besuch raubte mich Severinka. Laß mich heut bei ihr bleiben. Ja? Sieh nur, wie ungeduldig sie herschaut. Überdies macht die Hitze sie recht unruhig!"

Fräulein von Falkensteins Blick ruhte flüchtig auf der Irren, die ihren Schaukelstuhl in aller stürmischster Bewegung hielt, und schüttelte den Kopf. „Man müßte ihr das unglücklich verwischte Bild Wladislaws nehmen, es macht sie nur verdrießlich!"

„Ja, Tantchen, sobald Herr von Krosatz mir den versprochenen Ersatz bringt. Er will uns Dorpowskys Kopf sogar malen!"

„So? Da wundert es mich doppelt, wie wenig zuvorkommend Du gegen den prächtigen Menschen bist, mein liebes Kind!"

Ehrentraut errötete, während sie die Tante bis an die Thür brachte und sich dann, ihr nachsehend, an das Fenster stellte. Gewiß, er war edel und gut, ein vortrefflicher Charakter, — aber — O, sie fühlte wohl, was er wollte, was Tante Lottchen wünschte. Weinend preßte sie ihre Stirn gegen die Fensterscheibe.

„Meine Heilige! Thränen?"

Severinkas Wange lehnte sich plötzlich gegen die ihre.

Liebkosend faßte Ehrentraut der Kranken abgezehrten Arm, der sich aus ihrem schwarzen Schleppkleide hervorstreckte, das sie mantelartig umwallte. Ihr weißes, leicht zurückgekämmtes Haar hing ihr in zwei mächtigen Zöpfen auf dem Rücken. Wie wenig der weiche, schmeichlerische Ton ihrer Worte zu dem starren Ausdrucke des noch immer schönen Gesichtes paßte, aus dem die blauschwarzen Augen in flackerndem Feuer leuchteten. Ehrentraut fand in den ihr lieben, bekannten Zügen heute etwas Fremdes. Feierliche, geheimnisvolle Erwartung sprach aus ihnen, als sie, den Arm um Ehrentraut schlingend, diese langsam bis in die Mitte des Zimmers führte, wo sie vor ihr niederfiel und in flehend erhobenen Händen ihr Wladislaws verwischtes Bild entgegenstreckte.

„Halt mir Dein Wort! Es ist Zeit!"

Unwillkürlich wich Ehrentraut einige Schritte zurück.

„Aber Severinka!"

Die Irre kroch ihr auf den Knieen nach und umfaßte des Mädchens weißes Gewand, auf das sie ihre Lippen preßte.

„Entzaubere ihn!" herrschte sie ungeduldig. Ihre tief gesunkenen, großen Augen bohrten sich förmlich in Ehrentrauts erschreckte Züge. Deren Herz schlug vor Unbehagen rascher, weil die Irre sie fast bis gegen die Wand drängte.

„Mein Liebling, Du verlangst Unmögliches!"

„Dir unmöglich? Heilige, gieb mir, gieb mir Wladislaw!"

So flehend die Stimme klang, ebenso sehr drohten die weit aufgerissenen Augen, wobei die Finger zur Faust sich zusammenkrampften.

„Wladislaw ist ja tot, — begreif es doch — die Heiligen nahmen ihn zu sich!"

Das Mädchen versuchte vorzutreten, der Wärterin einen Wink zu geben. Daß sie die zweite Frau vorhin selbst fortgeschickt hatte! So unheimlich schrill lachte ja Severinka sonst nie. Ja sie lachte, packte ihre Heilige aber unsanft mit beiden Händen an den Schultern und schüttelte sie.

„Du willst ihn für Dich behalten, Heuchlerin!" flüsterte Severinka heiser.

Dieser Vorwurf, vereint mit dem unvorhergesehenen Angriff raubte der Überraschten alle Geistesgegenwart. Statt die eingeschlafene Wärterin zu wecken, überhaupt um Hilfe zu rufen, rang sie erblassend die Hände und flehte: „Laß mich los, ich bitte Dich. Wie kann ich, ein Mensch wie Du, Tote wieder ins Leben rufen! Seve — —"

Das Ende des Namens erstarb in einem erstickten Schrei. Denn die Irre, außer sich vor Wut, mit weit hervorquellenden Augen, fletschenden Zähnen, warf sich auf die vor Entsetzen keines Widerstandes Mächtige, die sie würgte, beide Hände krallenartig um der Besinnungslosen Hals pressend.

Der Schrei weckte die Wärterin. Aber sie war zu schwach, die Tobende von ihrem Opfer zu reißen. Im Gegenteil warf diese mit übernatürlicher Kraft die Frau neben Ehrentraut nieder, kniete auf ihre Beine und versuchte deren Hilfeschrei zu ersticken.

Beide schienen gänzlich in der Gewalt der Geistesumnachteten, als Krosatz und Dorte plötzlich hereinstürmten und vorerst das ohnmächtige Mädchen aus den Griffen Severinkas befreiten.

Schäumend vor Wut ließ sie die Wärterin los und wandte sich den neuen Angreifern wie eine Furie zu. Erst den gemeinsamen Anstrengungen der drei gelang es, sie zu bändigen und in einen herbeigerufenen Wagen zu schleppen. In dem Augenblick erwachte Ehrentraut aus ihrer Erstarrung, sank aber bei dem entsetzlichen Auftritte in das Sofa zurück und verlor von neuem die Besinnung.

Nun wußte Dorte mit Backen und Braten besser Bescheid als mit Ohnmächtigen. Wehklagend nahm sie ihre junge Herrin in ihre Arme, strich mit ihrer rauhen Hand sanft über die bleichen Wangen, das blonde, wirre Haar, und atmete bei Fräulein von Falkensteins Heimkehr erleichtert auf. Deren Mitteln wich des Mädchens Nervenlähmung, doch bebten alle Fibern in ihr derart, daß sie nichts berichten, nur weinen konnte.

„Lassen wir ihr vollkommene Ruhe, meine Gnädigste, in ein paar Tagen ist das überwunden!"

Der Arzt unterschätzte noch Ehrentrauts gute Natur, denn schon am nächsten Nachmittage konnte sie persönlich Eberhard Krosatz danken. Daß sie ohne seine Hilfe unter der Wahnsinnigen Hände ihr Leben hätte aushauchen müssen, war ihr klar, und ein Schauder durchrann bei dem Gedanken ihren Körper. Ihre Severinka hatte ihr das anthun können? Es war nicht auszudenken! Thränen im Auge sah sie den jungen Mann fragend an, gerade als ob er sagen könne, weshalb ihre Liebe, der sie so sichere Heilkraft zutraute, weshalb diese Liebe machtlos gewesen sei?

„Gottlob werden Sie sich einer solchen Gefahr nicht wieder aussetzen können, Baroneß!"

Seine tiefe Stimme bebte, wie er ihre ihm herzlich gereichte Hand mit seinen Lippen berührte. Sie entzog ihm die Rechte nicht, aber ein zartes Rot stieg in ihre Wangen. Deutete sie seine Worte recht?

„Bitte, sagen Sie wenigstens mir alles offen über meine arme Freundin. Tante Lottchens Schweigen ängstigt mich mehr, als ich aussprechen kann!"

Eine Sekunde zögerte Krosatz, dann schilderte er seine gestrige Unterredung mit dem Irrenarzte Wort für Wort. Ein Wiedersehen mit Ehrentraut sowohl, wie auch die Hoffnung auf Genesung schien

danach ausgeschlossen, ja er meinte, Gräfin Damskas Ende wäre nahe.

Ehrentrauts Haupt senkte sich, die Lippen bebten. Ihre schlanken Hände im Schoße gefaltet, wagte sie, um nicht in Schluchzen auszubrechen, kaum aufzusehen. Warm und herzlich empfunden war alles, was Herr von Krosatz sagte, aber seine Worte boten dem Mädchen keinen Trost. Sie schüttelte nur müde den Kopf, und, die Hand auf die Augen pressend, schwankte sie hinaus.

VIII.

„Wer Menschen kennen lernen will, beurteile sie nach ihren Wünschen."

Rósza Piorkowska lag auf dem Ruhebette und gähnte. Gähnte mit allen Anzeichen trostloser Langeweile, ohne sich auch nur den Mund mit der Hand zu bedecken. Vielleicht hätte sie in anderer Gesellschaft ihre bis zum letzten Backenzahn tadellosen Zähnchen ebenso ungezwungen gezeigt, da sie als kluge Frau mit dem ihr von Mutter Natur verliehenen Liebreiz zu wuchern verstand. Heut jedoch war sie von Gefallsucht freizusprechen. Lächerlich! Als ob sie sich für ihren Mann derart anstrengte! „Weshalb habe ich den eigentlich geheiratet?" fragte sie sich. In Paris, wo er nichts als der eifrigste ihrer Anbeter war, ging es noch, aber hier, mit ihm allein zwischen den steifen Deutschen wurde der Zustand unerträglich, zudem sie zu ihrem Ärger Wallrodes überall traf. Das glückliche Paar schien in äußerlich harmloser, doch sicher wohlberechneter Unverwundbarkeit Piorkowskis Unhöflichkeit — sie hatten in Krzhowo noch immer keinen Besuch gemacht — gar nicht zu empfinden. Seitdem aber Rósza Wallrodes Hünengestalt wieder mit ihrem Manne vergleichen konnte, kam ihr der letztere wie ein Puppe vor, deren Bestimmung es war, in jeglicher Bewegung von ihrer Hand geleitet zu werden.

Trotzdem sie Frau und Polin war, befriedigte diese Herrschaft über einen Sklaven sie doch nicht. Er vergötterte sie ja, wenn sie sich nicht mal Mühe gab, ihn zu fesseln. Immer dasselbe weichlich kraftlose Lied seiner Anbetung.

Mit unnachahmlicher Gleichgültigkeit zuckte sie die vollen Schultern, und zog den zurücksinkenden Kammmantel, dessen Schweizerstickereien zerrissen herabhingen, über der Brust zusammen. Ob Hans Heinrich sich ihren Launen wohl gefügt hätte? Die Augen schließend, durchlebte ihre sonst nicht sehr rege Phantasie die zu ihrem absoluten Regimente führenden Wochen. Wie hatte sie mit Gräfin Eve in Paris um die Wette gegähnt, als irgend ein Theater zweiten Ranges, das ohne Herrenbegleitung nicht zu besuchen war, ihre Neugierde erweckte, und ihre Männer gemütlich im Klub saßen. Diese herzubefehlen schlug Rósza vor.

„Unmöglich, Mignonne!" meinte Eve. „Ehemänner sind keine Liebhaber! Die erheben sich unserer Wünsche halber nicht vom Spieltisch!"

„Pah, ich wette, daß Louis in einer halben Stunde hier zu meinen Diensten bereitstehen soll! Dies Brillantarmband zum Pfand!"

„Dorbze (gut), Rósza! Ich setze fürs Gegenteil meinen Türkisenschmuck!"

Rósza warf mit verstellter Handschrift einige Worte auf ein Kärtchen, das sie ihrer Freundin lachend zeigte, ehe sie es dem Diener zur Besorgung übergab.

Eva Razinka war erschrocken. „Tollheit, Rose, das läßt kein Mann sich bieten!"

Die andere lachte übermütig: „Meine Sache, bébé! Machen wir indes Toilette; schön muß ich sein!"

Strahlend vor Lebenslust und Liebreiz saß sie noch vor ihrem Spiegel, der ihr übermütig lächelndes Bild zurückwarf, als die Thür aufgerissen ward, und ihr Gatte blaß, verstört, der ihm folgenden Herren nicht achtend, hereinstürzte. Einen Augenblick sah er sie verwirrt an, dann lag er zu ihren Füßen und barg seinen Kopf in ihrem Gewande.

„Rose, Rose, welch grausamer Scherz!"

Je nach der Beurteilung dieses kleinen Auftrittes lachten seine Begleiter, oder zuckten die Achseln. Wie eine Siegerin aber ließ Rose sich der Gräfin Türkisenschmuck überreichen, während sie dem verstörten Piorkowski lachend erklärte, der Inhalt des Zettelchens: „Rose est morte, Eve," sei nichts weiter als eine Finte gewesen, ihn heimzulocken. Pan Louis küßte darauf seiner Herrin schöne Hand, und ging in ausgelassenster Stimmung, wohin Frau Rósza zu gehen befahl. Seitdem hielt sie die Zügel.

Jetzt versetzte sie Hans Heinrich an ihres Gatten Stelle und bog unwillkürlich den Kopf ausweichend zur Seite. Ihr war es, als sähe sie ein zornig blitzendes, graues Augenpaar und eine zum Schlage ausholende, kräftige Männerhand. Neben dem, das war klar, würde ihr trotziger Eigenwille verkümmert sein; neben ihm hätte sie nicht gewagt, wie vor ein paar Stunden, ihr den Gehorsam aufsagendes Reitpferd im ersten Ingrimm mit dem Revolver niederzuschießen.

Sie atmete schwer und grub die spitzen Zähne in die zarten Lippen, obwohl ihr gefälliger Gatte diese ebenso kostbare als grausame Pferdeerziehung nicht weiter getadelt, sondern versprochen hatte, ihr bis morgen ein besseres Leibroß zu besorgen.

Das wäre alles sehr gut und schön, wenn das Paar sich nur nicht in der Leistungsfähigkeit der gegenseitigen Börsen getäuscht hätte. Die Pariser Luft war für Spiel- und andere Schulden gar nicht wohlthuend gewesen. So zerrann Róśzas erhebliche Erbschaft, anstatt seine Stellung zu befestigen, ihm unter den Händen. Doch ihr beichten, sie bitten, den Hausstand und die eigenen Ansprüche einzuschränken? Undenkbar! Es mußte sich ein Ausweg finden!

Leise trat er jetzt an ihr Lager, um ihren weißen, vollen Arm zu küssen.

„Ach geh!" Sie entzog ihm mißmutig die Hand.

Da kniete er nieder. „Was fehlt Dir, mein goldener Liebling?"

„Laß mich, Du langweilst mich!" gähnte sie.

Sprang dann auf und rief, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, lebhafter aus: „Morgen siedele ich nach Posen über! Da giebt's jetzt Menschen!"

Diese Willensmeinung löste ihm die Zunge, zwang ihn, in Anbetracht seiner leeren Kasse, ihr seine „augenblickliche" Verlegenheit zu gestehen. Für dies Verbrechen Verzeihung zu erflehen, wollte er sein Weib in seine Arme ziehen, doch sie wandte sich, ein böses Lächeln auf den Lippen, abweisend fort — madonnahaft war ihre Erscheinung jetzt nicht — und sagte kurz: „So schaff es! Glaubst Du, ich wollte hier verkümmern? Und wenn nicht, — Narr, Rószа Czarlinska hat Freunde. Es muß doch nicht immer der Mann sein, welcher einem die Schulden bezahlt! Ich reise morgen!"

Damit zündete sie sich eine Cigarette an und überließ es ihrem verblüfften Gatten, das Gehörte zu überdenken.

„So schaff es!"

Das war nicht leicht gethan. Piorkowski hatte nie verstanden zu erwerben. Sonst hätte seine Eifersucht ihn jetzt gezwungen, alle Kräfte anzuspannen, denn er kannte sowohl seiner schönen Frau leichtfertigen Grundsätze, wie ihrer Freunde Gefälligkeiten.

Woher nur Geld nehmen? Mit wachsender Beklemmung setzte er sich an sein Pult und rechnete die neuerdings gemachten Wechselschulden zusammen. Er schüttelte entmutigt den Kopf.

„So, schaff es, — schaff es!"

Die Ernte war, wenn auch noch nicht gedroschen, doch längst verkauft. Der Ertrag rasch wie ein auf einen heißen Stein fallender Tropfen verbraucht, — andere Einnahmen gab es nicht. Kalter Angstschweiß trat auf seine Stirn.

„So schaff es!"

Plötzlich atmete er auf; daß der Ausweg ihm nicht sofort eingefallen war, dann wären ihm Rószas bösen Worte erspart geblieben! Baron Wallrode hatte ihm doch für das an Krzhowo grenzende Vorwerk Compa- nina eine beträchtliche Summe geboten, den wollte er jetzt beim Worte nehmen. Ihm galt dies Vorwerk als keine wirtschaftliche Notwendigkeit, zumal das dortige erbärmliche Jungvieh den Kühen im Winter nur das Futter wegfraß, die aus Lehmkuppen und sumpfigen Wiesen bestehenden Ländereien aber alle Inspektoren zur Verzweiflung brachten. Mochte der Deutsche sehen, das teure Kaufgeld herauszuschlagen!

Nach Ablauf einiger Tage hatte Hans Heinrich seinen Besitz durch Frau Rószas unvernünftige Wünsche hübsch abgerundet. Piorkowski konnte seiner Gattin nach Posen folgen, wo er als gefälliger Mann einer vielumworbenen Schönheit, trotzdem er kein Vollblut- pole war, bald Anerkennung fand. Der polnische Adel war eben zu sehr gelichtet, als daß man bei unantastbarer Gesinnungstreue hätte wählerisch sein dürfen. Überdies lebte Piorkowski auf großem Fuß, was in einer Zeit, wo es den innern Schmerz über die Niederlage der Ihren zu betäuben galt, immerhin von Wichtigkeit war. Sah man doch, da alle Hilfs- quellen zu weiterem Widerstande versiegten, das baldige tragische Ende der Revolution sich rasch nahen. Nur die zuckend aufflackernden Flammen eines er- löschenden Feuers machten den Russen noch zu thun, ehe der ebenso begeisterungs- wie hoffnungsfreudig geführte polnische Aufstand gänzlich niedergeworfen war, ehe die Überwundenen sich dem stärkeren fügten, ohnmächtigem Groll und Rachsucht im Herzen.

„Ah, charmant, gnädigste Baronin sind wieder mal on horse back? Werden natürlich unsere Jagden verherrlichen?"

Rittmeister von Schwader hatte Wallrodes an der Grenze Krzhowos getroffen und schüttelte dem jungen Paare vom Pferde aus freudig die Hand.

Wanda errötete. Sie zuckte halb ablehnend, halb zusagend die Schulter, während ihr Mann Schwaders Frage fast unfreundlich verneinte, obwohl aus seiner Frau gebräuntem Gesichtchen helle Reitlust sprach. O, dieser thöricht ängstliche Hans, der da auf seinem Fuchs so unheildrohend saß, als glaubte er allen Ernstes, sein Weibchen durch die Zornesfalte zwischen den starken Brauen einzuschüchtern!

Bei dieser Miene regte sich natürlich ihre Kobold- natur. Sie nickte dem Rittmeister scherzend zu und lachte, den Hals ihres Schimmels klopfend: „Nicht wahr, Zuleika, wir beide wären gern dabei? Ich kann mir in diesen köstlichen Oktobertagen nichts Herrlicheres denken, als der Meute zu folgen, aber mein Gebieter fürchtet, wir könnten uns blamieren! Gelt, mein Tierchen?"

Dabei strich ihre behandschuhte Rechte zärtlich über den glänzenden, schön gebogenen Hals der Stute, die schäumend mit dem Gebiß spielte und zierlich zu tänzeln begann.

Es war ein anmutiges Bild, das Herr von Schwader mit viel Verständnis betrachtete. Auch Hans Heinrichs Stirn hellte sich unter Wandas neckischem Seitenblick auf, als sie sich, ihr Pferd an das seine drängend, ihm aber in ziemlich gewagter Bewegung zuneigte und bat: „Sage ja, Hans! Wir dürfen mit, nicht wahr? Kennen doch Weg und Steg, jede Pfütze, jeden Graben!" Da schüttelte er trotz- dem den Kopf.

„Geht nicht, mein Herz! Bist mir für den Jagdsport nicht sattelfest genug! Folge Du nur im Wagen, Kind, das ist sicherer!"

Sie biß sich trotzig auf die Lippen und ver- setzte ihrem nichtsahnenden Araber einen so festen Schlag, daß er in langem Sprunge vorwärtsschoß.

„Pompöser Sitz!" murmelte Schwader Wallrode zu. Doch der achtete seiner nicht, sondern folgte seiner Frau, bei der ihm, so gern er auch mit ihr spazierenritt, alles übertrieben Amazonenhafte ver- haßt war. Jagdsport und dergleichen hatte nach seiner Meinung nur für das männliche Geschlecht Berechtigung, weshalb er diese ihm unsympathische Neigung seiner Frau zu zügeln, und nicht durch Schwaders wohl- gemeinte Schmeichelei anzuspornen wünschte. Jetzt ärgerte er sich, dem Jagdvereine sein Gebiet für morgen zur Verfügung gestellt zu haben, und fürchtete fast Wandas erneute Bitten. Als die indes wortlos neben ihm hingaloppierte, meinte er wie beiläufig:

„Du solltest für die Fahrt morgen gleich Deine Dinertoilette anlegen, um, während unsere Gäste sich umkleiden, noch einmal nach dem Rechten zu sehen!"

Ob Frau von Wallrode sich der „bezähmten Widerspenstigen“ Ausspruch: „ein launend Weib gleicht einem Sumpf, morastig, häßlich, dick, ohne allen Reiz“, heut als Motto nahm? Jedenfalls lächelte sie ihrem Gatten, trotz seines vorangegangenen Verbotes, so liebenswürdig schalkhaft zu, daß Hans Heinrich aufatmete. Ihm that seine Weigerung, obwohl er Herr im Hause sein und bleiben wollte, bei Wandas Nachgiebigkeit eigentlich leid, weshalb er ihre Hand zärtlich an seine Lippen führte. Da gab sie ihm aber einen kleinen Nasenstüber und lachte übermütig: „Richtig, ich bin ja schon eine alte Frau, sollte am Ende Mama lieber allein fahren lassen!“

„Unsinn, Kind! Neulich ging doch alles wie am Schnürchen!“

Die junge Hausfrau schmunzelte, schaute aber noch etwas bedenklich drein, obwohl es um ihren Mund verräterisch zuckte. Mit der Trense spielend, meinte sie, sich an Schwaber wendend: „Zwanzig oder vierzig Gäste ist nur ein gewaltiger Unterschied!“

Dagegen wußte der Rittmeister nichts einzuwenden. Ihm war es aber nicht recht, daß das reizende Frauchen sich des Freundes Machtspruche wortlos fügte. Er hatte sich ihre Gesellschaft hinter den Hunden sehr interessant gedacht.

Plötzlich fragte er: „Der Kauf Jerzonkowos ist also abgeschlossen? Meine Kameraden und ich sind über die Aussicht dort bei Ihrem Fräulein Tante verkehren zu dürfen, sehr entzückt!“

Hans Heinrichs Lächeln nahm einen stark satirischen Anflug an. In der Stadt hatte er gestern nämlich gehört, daß Ehrentrauts Vermögen von den Offizieren eingehend besprochen worden war, ja, sie hatten ihrethalben schon ein halbes Dutzend sehr gewagter Wetten aufgestellt. Schwaber sollte sich in lustiger Weinlaune der jungen Dame Freundschaft gerühmt haben.

Ihres Mannes nicht sehr höfliches „hm“ verstehend, wandte Wanda Wallrode sich dem Eifrigen lächelnd zu, wobei sie mit diplomatischer Feinheit betonte, daß „alte Freunde“ ihrer Tante sicher stets willkommen wären, wenn ihre Schwägerin auch durch der armen Severinka plötzlichen Tod in tiefe Trauer versetzt sei.

Schwaber sah sehr ernst drein. Einige Minuten vergingen in stummem Schweigen, jeder mochte wohl rückwärts geschaut haben. Da fragte der Rittmeister plötzlich unvermittelt, weshalb Eberhard Krosatz denn seinen Abschied nähme? „Bei dem pompösen Avancement! Das versteh ein anderer als ich!“

Hans Heinrich summte ein paar Takte vor sich hin, während er den guten Freund erstaunt von der Seite ansah. „Der Tausend, Schwaber, wissen Sie nichts von Krosatz' Umsatteln? Ja, ja, er hat das Rekrutendrillen satt. Na, das mag er Ihnen selbst auseinandersetzen, wenn er nächsten Monat in Krzhowo eintrifft, das ABC der Landwirtschaft zu lernen!“

Der Rittmeister parierte seinen Fuchs und blickte das lächelnde Ehepaar voll an. Bei der Nachricht verstummte der sonst so Wortreiche. Wallrode nickte ihm noch ein paarmal bestätigend zu, dann ritt er mit seinem Inspektor fort und überließ es dem Offizier, Wanda nach Hause zu begleiten.

„Herr von Krosatz wird uns ein sehr angenehmer Hausgenosse sein!“

„O gewiß, Baronin!“ pflichtete Herr von Schwaber bei, machte aber ein Gesicht, als suche er eine allzuharte Nuß zu knacken. Erst nach einer Pause fragte er zögernd: „Weshalb sattelt er um?“

„Welcher ‚er‘?“

„Nun, Krosatz, Baronin! Die Rekruten sind doch kein Grund!“

Er lächelte schon wieder in alter Zuversichtlichkeit und wirbelte seinen hellblonden Schnurrbart keck hoch.

„Wäre es ein Grund, wenn er Krautjunker würde, um fähig zu sein, den Grundbesitz seiner zukünftigen Braut zu leiten?“

„Hol der Teufel den Schleicher,“ dachte der Rittmeister bei sich. Es fiel ihm der blonden Baroneß „faible“ für Eberhard Krosatz ein und er schloß sein Selbstgespräch, daß niemand Duckmäusern und Tugendspiegeln über den Weg trauen dürfe, er aber verwünscht sein wollte, wenn's der Krosatz nicht faustdick hinter den Ohren hätte! Nachdem er sich diese Ansicht auseinandersetzte, beschloß er vor allem, um sich der kleinen Baronin angenehm zu machen, den Augenblick auszunutzen. Alles übrige würde sich finden. War es doch noch nicht alle Tage Abend! Er selbst hatte sich damals ja kaum um die Wallrode bemüht.

Wie Wanda nun ihr Pferd in Schritt fallen ließ, sagte er der jungen Frau über ihre Schwägerin allerlei Verbindliches, dem sie mit stumm nachdenklicher Miene zuhörte, bis sie aufsehend, plötzlich den Eifrigen unterbrach:

„Sie teilen meines Mannes Ansicht also nicht, halten mich nicht für zu unsicher fürs Jagdreiten?“

Er stutzte. Aha! Sie gab ihre Absicht nicht auf! Ganz Feuer und Flamme, meinte er aufrichtig:

„Unsicher? Baronin, Sie würden, allen Hindernissen zum Trotz, sich im Jagdfelde einen angemessenen Platz sichern! Eine so süperbe Reiterin!“

Er legte die Hand beteuernd aufs Herz und freute sich ihres Errötens, mit dem sie nachsinnend auf den Knauf ihrer Gerte sah, bis sie den dunklen Kopf entschlossen hob.

Im frischen, fröhlichen Galopp ritten sie plaudernd Seite an Seite dahin. Das Lederzeug knirschte, und die schäumenden Pferde warfen weiße Flocken auf der jungen Frau wallendes Reitkleid. Wanda war auffallend redselig. Ihre Wangen brannten und die Augen blitzten unter dem dunkelgrünen Filzhütchen zu ihrem Begleiter hinüber, dessen Blick die allerliebste Frau voll Bewunderung umfaßte.

„Ein prächtiger Einfall!“ rief er begeistert. „Zählen Sie auf mich!“

Dabei ergriff er die mit der Peitsche herabhängende Hand, und küßte sie herzlich.

„Topp, Herr Kamerad!“

Wie ein Vögelchen lachte sie vergnügt vor sich hin, wie sie ihrem Manne entgegensprengte.

„Ein herrlicher Ritt, Hans! Nur zerriß ich mir leider mein Kleid! Sieh mal!“

Mit leichter Bewegung des in der Gabel ruhenden Beines zeigte sie ihm den durch einen tüchtigen Kieferast verursachten Schaden, der dem jungen Ehemanne ein befriedigtes Lächeln entlockte. Ein gestopftes Reitkleid war für die morgende Jagd das beste Hindernis! Nach einigen scherzend bedauernden Worten wandte er sich gutgelaunt an Schwader: „Nun, wie ist's, reiten Sie den Hunter morgen, oder ‚Étoile‘? Ich an Ihrer Stelle bürdete der Stute Ihr Gewicht zur Jagd freilich nicht auf!“

Schwader strich sich den kleinen Schnurrbart. „Bah, Sie unterschätzen sie! Trug mich beim Offiziersrennen neulich famos; solch Blutpferd versagt nicht! Wird aber morgen unter' ner Dame gehen. Die Maltzahn, meine Cousine, brennt darauf sie zu reiten!“

„So?“ brummte Hans Heinrich. Ihm war die Beteiligung fremder Damen wenig genehm. Schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten, dachte er, und blickte verstohlen auf Wanda.

Die erwiderte seinen Blick aber so schelmisch, daß er gerührt nachdachte, wie er seiner kleinen Frau liebenswürdige Selbstbeherrschung belohnen könne. Daß die Seele der harmlos Lächelnden ein Komplott schmiedete, seine Autorität zu hintergehen, wußte er erst vierundzwanzig Stunden später. Da sagte er sich freilich: „Trau einer Weiberlist! Deren Eigenwille entdeckt immer ein Pförtchen zum Durchschlüpfen, wo der schwerfälligere männliche Verstand keinen Ausweg gefunden hätte. Es sind eben geborene Diplomaten!“ —

„Woher kennst Du denn die Maltzahn, Wieselchen?“ fragte Wallrode beim Schlafengehen.

Sie sah an ihrem Spiegelbilde scheu vorüber und kämmte das dunkle Haar über ihr verlegen errötendes Gesicht.

„Ah, wir waren im Stift die besten Freunde, sollen uns sogar ähnlich sehen!“

„Dir, Herzensweib?“

Er strich die Haarmassen zurück und schaute ihr zärtlich in die blauen Augen. Da schlang sie ihre Arme heftig um seinen Hals.

„Du guter, lieber, alter Hans, Du!“ Und ihr Herz schlug so stark, als empfände es Reue. Ob sie beichtete? Ihr Kopf schmiegte sich fest gegen seine breite Brust. Dann kicherte sie lustig in sich hinein. Nein, nein: er hatte die größte Anlage, Tyrann zu werden! Strafe mußte sein. Schon weil er sie eine unsichere Reiterin nannte!

Der nächste Tag war wie zum Jagdreiten geschaffen. Alle freuten sich des blauen, wolkenlosen Himmels und der hellen Sonne, in deren Strahlen das, wenn auch abgestorbene, doch prächtig gefärbte Laub der Bäume wie von Feuer durchglüht aufleuchtete. Selbst das lichte Gespinst des Altweibersommers, das weiß glitzernd Blatt und Strauch einhüllte und weit über das Feld wehte, regte die Jagdgesellschaft zu fröhlichen Scherzen an. Es war, als ob bei so viel Licht und Heiterkeit gar kein Mißton aufkommen könne.

Im Krzhowoer Speisesaal ward das Frühstück eingenommen, das die in dunkle Seide gekleidete Wanda Wallrode höchst anmutig leitete. Unter den Amazonen, Rotröcken und Uniformen fiel ihre Tracht doppelt auf. Jeder fragte, weshalb sie es verschmähe mitzureiten, sie „müßte“ zu Pferde folgen, und dergleichen dringende, für Hans Heinrich höchst unerwünschte Redensarten mehr, die Wanda, ohne ein Zeichen von Mißmut, mit Hinweis auf ihr total zerrissenes Reitkleid, gut gelaunt ablehnte.

Wunderbarerweise ließ der sonst so pünktliche Schwader auf sich warten. Endlich brach man ohne den Saumseligen auf. Jeder prüfte bei den unter Decken geführten Pferden noch einmal eigenhändig, ob Sattel und sämtliches Zaumzeug in Ordnung sei. Selbst die Damen machten sich, ehe sie sich auf ihr Pferd heben ließen, mit wichtiger Miene an jeder einzelnen Schnalle zu thun. Dann ging's zum Sammelplatze.

Inzwischen stürzte Wanda förmlich die Treppe hinauf und in ihr Ankleidezimmer. —

Wie eifrig die Meute sich die Fährte streitig machte! Die Hunde stürmten mit so hellem Geläute dahin, daß mancher der Jagdreiter diese Töne begeistert für die köstlichste Musik erklärte. Zwei, sechs, acht Koppeln zählte er. Und alle waren ebenso gut gepflegt, wie sie gleichmäßig in Form und Temperament erschienen. Alle hasteten stürmisch vorwärts, dicht gefolgt von dem Master, dessen kurzes Horn und ermunternder Anruf ihren Eifer noch sichtlich anspornte Hinter ihnen aber jagte, scharf ausspähend, blitzenden Auges, die Wangen von der raschen Bewegung in klarer Herbstluft kräftig gefärbt, das rote Feld hinterdrein.

„Wo nur Schwader mit der Maltzahn bleibt?“ sagte Hans Heinrich zu seiner neben ihm dahinbrausenden Begleiterin, einer jungen Offiziersfrau, die den Baron heut im roten Rock besonders gut aussehend fand, und bisher nur mit seiner Schweigsamkeit nicht einverstanden war. Hatte er ihr doch noch kein anerkennendes Wort über ihre Reitkunst gesagt, ihr, der keine andere im Nehmen der Hindernisse ebenbürtig zur Seite stand!

In dem Augenblick sprengte der Vermißte auf seinem englischen Jagdpferde heran. Neben ihm aber erschien auf der prachtvollen Étoile eine schlanke Frau im schwarzen, enganschließenden Reitkleide, den Hut mit blauem, dichtem Schleier umwunden, der Gesicht und Haare verhüllte. Mit weit ausgreifenden Sprüngen überholten die neuen Ankömmlinge die übrigen und jagten hinter der Meute her.

Wallrode zügelte einen Augenblick seinen unruhig werdenden Fuchs, um dem Paare verwundert nachzublicken. Die Maltzahn saß ja wie seine Frau im Sattel? Merkwürdig ähnliche Haltung! Um sein gutes Pferd in langer Jagd nicht vorzeitig zu ermüden, versuchte er mit leicht vornüber geneigtem Sitz jene beiden einzuholen, die den zu dichtem Haufen zusammengeballten Hunden durch dick und dünn, über Gräben und Hecken mit einer Schneidigkeit folgten, daß sein Reiterherz vor Vergnügen aufjubelte. Den Rittmeister kannte er zwar als einen der

besten Reiter, bei einer Dame hatte er indes nie eine ähnlich kühne und doch zugleich sichere Pferdeführung gesehen. Seine Bewunderung war um so rückhaltloser, als er Étoile mit ihren Tugenden, aber auch schwer ins Gewicht fallenden Fehlern kannte. Unter der leichten Gestalt flog sie wie ein Pfeil dahin, so daß ihm nicht Sporn noch Peitsche nützte. Er holte sie nicht ein!

Jetzt drängten die Hunde sich derart dicht zusammen, daß ein Tafeltuch sie hätte bedecken können. Hinter ihnen jagten Schwaber und seine Cousine hin. Da trennte der erstere sich plötzlich von ihr, die der Meute allein nachstürmte, während er rechts abschwenkte.

„Zurück!“ rief Wallrodes mächtige Stimme. Er hatte doch alle auf die Untiefen des Moores, das nur an ganz bestimmten Stellen einen Reiter zu tragen vermochte, aufmerksam gemacht. Nun mußte diese unselige Maltzahn ihr Pferd gerade dorthin lenken! Sichtlich spornte sie es an, die unsichere Fläche zu betreten. Jetzt war eine Umkehr unmöglich. Wallrode hielt seinen Fuchs in atemloser Spannung an, und sah, obwohl der Schlamm unter den eiligen Hufschlägen erzitternd hochaufspritzte, die Reiterin nach einigen Dutzend langer Sprünge den festen Boden gewinnen. Der Instinkt des Tieres mußte den rechten Weg gefunden haben. Sie verschwand im Walde, wo sie sich wohl mit Schwaber wieder traf.

Jetzt suchte Wallrode die versäumten Minuten durch doppelte Hast einzuholen. Da schwieg plötzlich der sonst auf der Fährte so sichere „Bill“. Ein Hund nach dem andern gab keinen Hals mehr, alle verweilten, die Schnauzen unruhig in die Luft werfend. Sie mußten die Spur überschossen haben.

Um die Fährte wieder aufzufinden, entschloß der Master sich, einen großen Bogen nach vorwärts zu machen. Die Gesellschaft kam zu einem Halt, der nach dem scharfen Ritt einiger englischer Meilen den Tieren und deren Reiter nicht ungelegen kam.

„Alle Wetter, Schwaber, wo ließen Sie denn Ihre famose Begleiterin? Die ist ja mit ihrem Gaul wie aus einem Guß!“

Wallrode sah sich vergebens nach der Fremden um, die sich wirklich wie ein Stern erster Größe eingeführt hatte. Daß eine Dame die heikle, launenhafte Stute derart meisterte, entzückte nicht nur ihn, sondern alle Herren. Schwaber, der Ritter der Dame, schwamm in Begeisterung, und schien trostlos über deren Mißgeschick, ihr Steigbügel war jenseits des Moores gerissen. Sie sei nach Krzhowo geritten, erzählte er. In seinem Liebling Étoile persönlich angegriffen, verteidigte er dann deren Charakter. „Der Prachtgaul verlangt nur 'ne leichte Hand, ist weichmäulig, wird aber tückisch, wenn 'ne schwerfällige Faust sie riegelt! So wie Sie neulich, Levezow!“

Dieser, den Étoile vor einigen Tagen abgebockt hatte, ward einer Erwiderung überhoben, weil die Hunde die Spur wieder entdeckten. „Quick“ gab zuerst Laut, die jüngeren fielen jubelnd ein und die Meute brauste fort. Die Reiter setzten sich im Sattel zurecht und folgten ungestüm. Jetzt nahm Wallrode mit Schwaber die Spitze. Die andern Herren und Damen aber blieben auf ihren weniger edlen, auch schon ermüdeten Pferden, etwas zurück.

Nach abermaliger scharfer Jagd, in der des Rittmeisters Engländer bei einem allzuhitzigen Sprunge über einen Graben zu Fall kam, freilich ohne Folgen für sich und den Reiter, verkündete laut schallendes „Horrido, ho ho, Halali“ das glückliche Ende der Jagd. Bei gemütlichem Durchplaudern der Jagdereignisse begab man sich nun langsamer nach Krzhowo. Vor dem Hause bewillkommte Wanda ihre Gäste. Sie sah sehr angeregt aus, und reichte Herrn von Schwaber mit besonderer Freundlichkeit die Hand. Dann zog man sich zurück, um den roten Rock mit schwarzem Frack oder der Uniform zu vertauschen.

Wanda hing sich zärtlich an Wallrodes Arm: „Befriedigt, Schatz?“

Leise strich sie über seine erhitzte Stirn, während er den roten Frack abwarf.

„Und ob, Kleinchen!“ Ein Stiefel flog in eine Zimmerecke. „Die Maltzahn reitet großartig, sag ich Dir!“ Der zweite Stiefel folgte dem ersten. „Zum Kuckuck, wo hat denn Carl meine Kämme?“ Er klingelte. „Großartig! Eine Teufelin im Sattel — über das Moor ging's — Du kennst die Stelle, hast Dich mit der Katze, der Zuleika, neulich gegen meinen Willen im Schritt darüber gewagt. — Wie eine Wetterwolke! Und Étoile, die tückische Bestie, hatte den Koller mal nicht im Leibe, spielte fromm!“

Dabei bürstete er über das kurz geschorene Haar. „Wo steckt eigentlich die Maltzahn?“

„Nun hier!“

Ihr dunkler Lockenkopf lehnte sich schelmisch gegen seine Brust, so daß er seine verschiedenen Ankleidehandgriffe unterbrach, um erst ihr duftendes Haar, dann die Augen und zuletzt die rosigen Lippen zärtlich zu küssen. „Neckischer Kobold, Du! In Berlin suchte ich die fast hermetisch verschleierte Amazone auch nicht! Verdeckt sie damit irgend einen Schaden?“

„Ja, einen Schaden an ihrer Seele!“

Die kleine Frau sah ganz bekümmert drein und wußte vor plötzlicher Angst nicht, wo mit ihrem Bekenntnisse beginnen. Hans sah verwundert zu ihr hin. Da warf sie beide Arme um seinen Hals und schluchzte auf:

„Ach, liebster, bester Mann — ich hinterging Dich ja, ich Böse! — Aber Du sagtest — ich — ich ritte zu unsicher, und da — überredete ich Schwaber mir seine Étoile zu borgen — das neue Reitkleid hing schon in meinem Schrank — Du solltest nichts ahnen — und — und das Loch in das Grüne riß ich mit Gewalt selbst hinein. — Ja, und als die Jagd kam, brachen Schwaber und ich vor, daß wir die Spitze nehmen konnten. Ich wollte Dich überraschen!“

Nun wagte sie es zu dem Schweigenden aufzuschauen. Blaß, finster und sichtlich erregt stand er vor ihr. Was hätte sie da nicht gegeben, ihre Maskerade ungeschehen zu machen!

Vor heftigem Zorn, zugleich aber auch vor nachträglicher Angst um ihr Leben, vermochte er kein Wort hervorzubringen. Er löste nur ihre zitternden Hände von seinem Halse und wandte ihr stumm den

Rücken. Ganz außer sich stürzte sie vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und flehte angstvoll:

„Hans! Geliebter! Sei böse, schilt, straf mich! Aber sieh Dein Wieselchen, Dein Vögelchen, wieder freundlich an!“

„Wo ich es Dir verbot! Wo Du weißt, wie dergleichen gefährliche Kunststücke mir bei meiner Frau verhaßt sind!“ stieß er endlich ingrimmig hervor. Doch wehrte er ihr nicht mehr seine Hand zu küssen, ja, ließ es sogar zu, daß sie ihre weiche, thränenüberströmte Wange an sie lehnte.

Das war die Stellung einer büßenden Sünderin. In ihren Blick und ihre Stimme kehrte aber schon die Schelmerei zurück, als sie leise sagte: „Großer Hans, wenn ich Urfehde schwörte! Mich Dir, trotz Deines Unterschätzens meiner Reitkunst, auf Gnade und Ungnade überlieferte! Wenn ich heilig verspräche, nie, nie wieder Dein Verbot zu übertreten? Nur dies einzige, einzige Mal vergieb mir, bester Mann!“

Wie beweglich ihre feucht glänzenden Augen ihn anschauten! Er lächelte:

„Nie wieder?“

Sie nickte ernst mit dem Kopfe.

„Kleine Hexe, das heißt für Lebensdauer gehorchen!“

Offenbar war sein Zorn verflogen, was die kleine Frau sofort zu ihrem Vorteil benutzte. Wenigstens beteuerte sie, sich an ihn schmiegend:

„Gewiß, mein Herzensmann! Und leicht wird's mir werden! Ahntest Du, welche Gewissensangst ich während der Jagd hatte? Die allein gab mir die verzweifelte Sicherheit. Malte ich mir doch bei jedem Hindernisse Dein entsetztes Gesicht aus, wenn Du als Nächstfolgender meine Überbleibsel hättest aufsammeln müssen!“

„Und bei einem Rückfalle?“ fragte Hans Heinrich besänftigt, wobei seine Hand ihr zartes Kinn in die Höhe hob.

Seine Güte zwang neue Thränen in ihre schon lachenden Augen.

„Dann siehst Du mich nur wie vorhin vorwurfsvoll, ernst an, Herzensmann!“

„Nun, da mag Gnade vor Recht walten, Frauchen!“ —

Arm in Arm betraten sie den Empfangssaal. Als alle Gäste sich eingefunden hatten, stellte Wallrode selbst ihnen in seiner Frau die bewunderte Führerin der Étoile vor und bat Herrn von Schwader seine Cousine zu Tisch zu führen.

In den nächsten Tagen schon kamen Tante Lottchen und Ehrentraut glücklich im lieben Krzhowo an. Ein halbes Jahr hatten die Geschwister sich nicht gesehen, so gab es aus dem gegenseitigen Leben gar viel zu berichten. Besonders gesprächig waren Wanda und Hans Heinrich, die ihrer Ehrentraut immer wieder neue Einblicke in ihr Glück geben mußten. Hierdurch und durch die Freude des Wiedersehens voll befriedigt, erschien das junge Mädchen einige Tage mit frischer Röte auf ihren Wangen und freudig glänzenden Augen, die dann freilich einer um so durchsichtigeren Blässe wie mattem Ausdrucke Platz machte. Jetzt trat auch für Hans Heinrich sichtbar jener von Tante Lottchen beschriebene Zug schmerzlicher Entsagung auf der Schwester Lippen hervor, der ihn erschreckte. Sollte die sonst so energische Tante durch übergroße Nachsicht gegen Ehrentrauts krankhafte Sorge für Severinka doch, wie seine kleine Frau immer behauptete, das Grundübel verschlimmert haben?

„Die Landluft wird Dir gut thun, Schwesterchen!“ meinte er, sich selbst zum Trost.

„Mir?“ In gleichgültiger Frage hoben der Angeredeten langbewimperten Lider sich. Es war ein eigentümlich schwermütig, weltfremder Blick. „Ich bin ja wohl, lieber Hans, aber —“ sie raffte sich offenbar auf, und fügte lebhafter hinzu: „Tante muß sich gründlich erholen!“

„Ja, solch Umzug! Man wird eben alt!“ seufzte Fräulein von Falkenstein. Sie gab ihrer Nichte widerspruchslos recht, obwohl sie nicht unter äußeren Unbequemlichkeiten, sondern seit Severinkas Hinscheiden nur unter der Sorge um ihren Liebling gelitten hatte. —

„Ach was! Beide müßt Ihr Euch herausmausern!“ entschied die allezeit fröhliche Wanda. „Die Vorzüge der vielbelobten Seeluft, des Salzenwassers, sind bei Euch jedenfalls nicht ins Auge fallend!“

„Hast auch kein Bad nötig, Frauchen!“

Wallrode sah verliebt in ihre frischen, sprühenden Züge und dann auf Ehrentrauts zartes Gesicht. Könnte er deren Trauerkleidung, die ihn wie ein steter Vorwurf berührte, nur verbannen! Die Erinnerung an die Verstorbene war ja auch ihm nach wie vor eine teure, aber für einen derartigen, vielleicht in der zarter empfindenden, weiblichen Natur begründeten Trauerkultus fehlte ihm jegliches Verständnis. Er nahm sogar an, lichtere Gewandung würde für seine Schwester den erwünschten Übergang aus schmerzvoller Vergangenheit zur hoffnungsfreudigeren Zukunft bilden. Jetzt sollte das Denken an die Toten sich endlich den Ansprüchen der Lebenden unterordnen! Ehrentraut konnte aber nicht von ihren Erinnerungen lassen. Sie meinte, das läge in deutscher Art. Hatte Tacitus doch schon in seiner Germania gesagt: „Wehklagen und Thränen lassen sie bald, Schmerz und Trauer spät aufhören; den Frauen ziemt die Totenklage, den Männern die Erinnerung!“ Sie klagte freilich nicht, doch ahnte keiner der Ihren, welche Überwindung ihre anscheinende Ruhe sie kostete. Ihr bei aller Sanftmut in sich stolzer Charakter trug die ihr auferlegten Prüfungen eben allein; man sollte sie aber auch gewähren lassen. So suchte sie des Bruders Aufmerksamkeit von sich abzulenken und fragte scheinbar eifrig:

„Der gute Krosatz kommt also zu Euch?“

Ihr Arm legte sich zärtlich um Hans Heinrichs Nacken, doch folgte sie dessen Lobeserhebungen ihres Lebensretters gar nicht, sondern ließ ihren Blick gedankenvoll in die Ferne schweifen. Seine Gegenwart würde ihr hier, jetzt nach Severinkas Ende, doch sehr wehe thun. Zwar dankte sie ihm viel; er sollte nur nicht mehr als ihre Freundschaft ver-

langen! Wenn nun die Geschwister, die Tante, seine Wünsche unterstützten? — So ungern wollte sie denen wehe thun — durfte sie dann noch „nein“ sagen?

Obwohl keiner der Ihren aus zarter Rücksicht für des jungen Mädchens Gefühle diesen Punkt berührte, lag der doch wie eine trennende Scheidewand zwischen ihnen, und war der Grund, weshalb Ehrentraut sich vor des treuen Freundes Kommen ängstigte. Deshalb wandte sie sich jetzt seufzend ab und ging auf ihr Zimmer. Hans Heinrich aber strich ärgerlich mit der Hand über sein Haar, obgleich es stolz und kurz in Reih und Glied stand, und murmelte etwas von „ungesunder Empfindelei“, worauf er die Einzelheiten der morgenden Fahrt nach Jerzonkowo noch einmal besprach, und Tante wie Frau, die sich Ehrentrauts halber vor derselben ängstigten, zu beruhigen suchte.

IX.

„Wirst Du andern zum Segen,
So lebst Du ein doppeltes Leben.“

Die beiden Damen waren in Jerzonkowo eingezogen, dessen Leute sie jubelnd empfingen. In ihrem Sinne schien eine deutsche Herrschaft noch immer besser als gar keine Herrschaft. Unter Piontek waren sie zudem so wenig zu ihrem Rechte gekommen, daß sie den deutschen Freunden ihrer schönen, seligen Gräfin wirklich aufrichtig zujauchzten.

Auch jetzt, wie Ehrentraut, vom Kirchhofe kommend, auf dem Severinka neben Wladislaw beigesetzt war, durch das Dorf schritt, beeilte sich jung und alt ihr die Hände oder den Saum des Gewandes zu küssen. Der jungen Dame Polnisch stand freilich auf zu schwachen Füßen, um die ihr zungengeläufig vorgetragenen Anliegen zu verstehen, doch verwies sie alle mit freundlichem Lächeln an den Inspektor. Es berührte sie nur immer peinlich, von keinem Damskis Erwähnung gethan zu hören. So leicht vergessen zu werden!

Hans Heinrich kam der Schwester auf dem Hofe entgegen. Er hatte seinen Rundgang durch die Wirtschaft schon beendet, und zog Ehrentrauts Hand zärtlich durch seinen Arm, sie in das Schloß zu führen.

„Warum solch nachdenklich Gesicht, Schwesterchen?“

Sie hob den blonden Kopf, um den ein schwarzes Spitzentuch geschlungen war, und klagte über der Bauern kurzes Gedächtnis.

„Immer ist es das elende Ich, vor dem die Erinnerung an Edlere, Bessere zurücktreten muß!“

„Kind, Du verlangst zu viel!“ meinte er ernst. „Wir Menschen sind eben der Mehrzahl nach Sanguiniker und erwarten aus jedem Wechsel für uns etwas Besseres erstehen zu sehen. Sollten unsere polnischen Tagelöhner selbstloser fühlen? Wir sind ihnen Mittel zum Zweck! Der Zweck aber ist ihr Vorteil. Du kannst dasselbe in Krzhowo beobachten. Übrigens bleibt Slave immer Slave und als solcher meist ein Gegner von uns Deutschen. In diesem Falle berühren sich im Leben Gegensätze einmal nicht sympathisch!“

Wie es jetzt oft ihre Art war, antwortete Ehrentraut nur durch wenige Worte. Es dünkte ihr unmöglich, was sie dachte, was ihre Seele bewegte, auszusprechen.

Während ihr Bruder sich oben in den nächsten Lehnstuhl warf und eine Cigarre anzündete, immer dabei plaudernd und Tante Lottchen Tagesereignisse erzählend, saß sie stumm an ihrem Nähtisch und strickte mit grober Wolle Kinderstrümpfe. Im Dorf gab es so viele kleine Barfüßler.

„Ja, denk Dir, Tantchen, mein Antipode, pan Schnackenberg, soll sich wieder in Krzhowo herumtreiben. Laut Steckbrief im Kreisblatt ist seine Flucht aus dem Zuchthaus Thatsache. Ich glaube aber nicht, daß der Kerl sich danach sehnt, die unliebsame Bekanntschaft mit einer deutschen Faust zu erneuern. Ich vermute ihn vielmehr in der Nachbarschaft seines Neffen, der doch jetzt die Propstei in Melles hat!“

„Jedenfalls ein unheimlicher Mensch, den ich lieber hinter Schloß und Riegel als in Freiheit wüßte!“ meinte die alte Dame. „Wie findest Du übrigens Trautchens Plan, die Offizin als Krankenhaus und Kleinkinderschule einzurichten? Sie will die ganze Kindergesellschaft hier, die freilich zwischen Hühnern und Schweinen in Schmutz verkommen, geistig und körperlich zu heben versuchen!“

„Aha! Germanisieren, Schwester?“

Das junge Mädchen sah in die Ferne. Welch wunderbar durchgeistigtes Gesicht sie hatte! Lebhafter als sonst entgegnete sie ihm: „Germanisieren? Jedenfalls möchte ich sie zu tüchtigen Menschen machen, möchte die Trostlosigkeit ihres Daseins vor allem durch Liebe erhellen! Da ich eine Deutsche bin, kann ich nur als solche streben. Ich hoffe freilich die Armen gerade durch das Deutschtum zur wahren Menschenwürde zu führen! Um das zu erreichen, muß ich mich natürlich über mich selbst erheben. Aber der Mensch wächst ja mit seinen höheren Zwecken!“

Fräulein von Falkenstein und Hans Heinrich tauschten einen fragenden Blick. Beide waren froh, Ehrentraut so warm für etwas eintreten zu hören, und nahmen sich vor, ihre menschenfreundlichen Bestrebungen mit voller Kraft zu unterstützen. Das Leben mußte wieder für das junge Mädchen an Wert gewinnen. Wer für andere arbeitet und sorgt, dem bleibt keine Zeit, seinem Grame nachzuhängen! —

Acht Tage später schrieb Hans Heinrich in Ehrentrauts Tagebuch:

Anders, als Du es dachtest und wir es hofften, bestimmte die Vorsehung Dein Schicksal, meine einzig geliebte Schwester.

Du opfertest Dein junges Leben für mich!

In diesen Deinen Aufzeichnungen offenbarst Du mir nun nicht nur Deine volle Großherzigkeit, sondern auch Deinen letzten Willen. So Gott mir Kraft verleiht, werde ich Deine Pläne in Deinem Sinne ausführen, und hier auf deutscher Erde den Armen und Verlassenen eine Heimat gründen.

Heute ahne ich noch nicht, wie eigentlich das Unglück geschah! Wir beide gingen Arm in Arm

am Waldessaum entlang. Du schildertest Eberhard Krosatz, wie sehr Deine Thätigkeit unter den Kindern Dich befriedige. Dein schönes, seelenvolles Auge war dabei nicht auf den Mann gerichtet, dessen Blick an Deinem Munde hing, sondern ruhte auf den neben uns sich erhebenden Baumgruppen.

Plötzlich warfst Du Dich, mich mit beiden Armen umschlingend, auf mich. In dem Augenblick krachte ein Schuß — Deine Hände lösten sich — Du lagst entseelt in meinen Armen.

Was frommte es uns, daß wir den Mörder, jenen aus dem Zuchthause entsprungenen Schnackenberg, faßten. Du warst statt meiner seiner Rache gefallen! — Doch seine Strafe erweckt Dich, Teure, nicht wieder zum Leben!

Deine irdische Hülle betteten wir heute neben Wladislaw und Severinka. Bettelarm kehrten wir ohne Dich heim. Die wir Dich lieben, Tante, mein Weib, der arme Krosatz und ich, schworen uns an Deinem Grabe, Dein Streben zu dem unseren zu machen: Die uns Anvertrauten zur Menschenwürde zu führen, ihr Elend nach Kräften zu mildern, alle mit Bruderliebe zu umfassen und alle Stammesgegensätze möglichst zu überbrücken. Gelingt uns das, lebten wir nicht umsonst!

Ende.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Hymens Bildnis.

Aus dem Französischen verdeutscht von **G. Schmilinsky.**

Zu den Füßen der Geliebten,
Die in Jugendanmut strahlte,
Wollte Damis am Altare
Sich in Hymens Ketten schmieden.
Doch ein Bild des Gottes wünscht er,
Sollte erst den Altar schmücken.

An den genialsten Maler
Wandte er sich, ihm zu schaffen
Ein des Gottes würd'ges Abbild.

Als der nun das Werk vollendet,
Sprach enttäuscht beim Anblick jener:
„Schöner war wir sonst erschienen
Aug und Blick des Gottes Hymen.
Doch welch ernste, strenge Miene
Hast Du diesem Bild verliehen?
Wie, schaut Hymen alt und finster?
Eile flugs ihn zu verjüngen."
Nichts erwidert drauf der Künstler.

Als zwei Monat kaum verstrichen,
Kehrt zurück er mit dem Bilde.
„Himmel!" ruft der junge Gatte,
Dem kein Glück die Ehe brachte;
„Ich verlangte einen Hymen,
Nicht das Bildnis eines Kindes.
Ähnlich wird dies niemand nennen.
Du hast Dich geirrt, ich wette,
Ja fürwahr, ein Amor ist es,
Amors Züge, zart und lieblich."

Was bedarf es der Erklärung?
Wer durchschaut nicht: Unser Maler,
Der die Macht der Zeit wohl kannte,
Hatte nichts am Bild geändert.

Deutsches „Soll und Haben".

Von **Karl Pröll.**

Wären wir Deutschen eine geschäftskundige Nation im großen Stile, wir hätten uns längst zahlenmäßig Rechenschaft darüber gegeben, wie viel von dem ererbten Besitztum unseres Volkes und von den erworbenen Kulturgütern noch fest in unsern Händen sich befindet, wie viel davon auf gefährlicher Meerfahrt Wind und Wellen preisgegeben erscheint und wie viel bereits unwiederbringlich verloren ist. Wir würden dann auch unsere Lage klar beurteilen, statt absichtlich eine Selbsttäuschung zu pflegen, welche nicht dem Verschleierer, sondern dessen geschworenen Feinden nützt. Und wir dürften endlich einmal kaltblütig, aber entschlossen unsere ganze Manneskraft aufbieten, um für uns zu retten, was noch zu retten ist, und um die Ehre des alten Welthauses „Germania" aufrecht zu erhalten. Diese historisch-statistische Gewissenserforschung, diese Bilanzierung der Machtfaktoren und ethischen Werte unseres Volkstums ist wichtiger, als die patriotische Scheinbefriedigung und Scheinbegeisterung, mit denen wir unsere nationalen Schulden in Vergessenheit zu bringen wähnen. Ja, sie wird nachgerade unerläßlich.

„Eine nationale Denkschrift" über die Lage der Deutschen in Österreich, über die schon erlittenen und noch zu erwartenden Verluste derselben bildet einen wichtigen Beitrag zu dem Haupt- und Grundbuche unserer Nation, dessen Herstellung wir wünschen müssen. Sie betitelt sich „Südostdeutsche Betrachtungen", ist verfaßt von dem österreichischen Reichsratsabgeordneten A. Freiherrn von Dumreicher, und erschien im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig. Nicht nur eine Fülle von historischem und statistischem Material wird uns darin geboten, sondern auch eine ursächliche Zergliederung aller Wirkungen, welche in dem vom Hauptstamme abgelösten Deutschtume Österreichs hervorgetreten sind. Den ethnologischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen widmet Dumreicher gleichmäßig eingehende Würdigung, wie wir sie bisher noch nirgends gefunden haben. Die Sachkenntnis und der Weitblick des Verfassers verraten eine echt staatsmännische Schule. Dumreicher hat sich diese Eigenschaften in einer langen, fruchtbaren Thätigkeit im Staatsdienst erworben, aus dem er erst

vor kaum einem Jahrzehnt schied, als er entdeckte, daß die deutschfeindliche Gesinnung des Taaffeschen Regiments die Zersetzung des Habsburgischen Reiches zweifellos einleiten müsse. Das Aufblühen des Fachschulwesens in Österreich ist mit Dumreichers Namen verknüpft, welcher dieses wichtige Reformwerk als Sektionsrat im Handelsministerium zustande brachte. Die Art dieser Reform beweist, wie eingehend sein Studium der volkswirtschaftlichen und Kultur-Zustände war. Und die vorliegende, gegen 150 Großoktav-Seiten zählende Denkschrift legt neues Zeugnis für die Fähigkeit dieses hochwüchsigen Geistes ab, Spezialgeschichte und politische Geschichte in lebendigster Wechselwirkung zu erfassen. Das Buch hat wissenschaftliches Gepräge, wenn es sich auch mit logischer Thatsächlichkeit zuspitzt zu einer schneidenden Anklageschrift wider das System Taaffe, welches mit unglaublicher Leichtfertigkeit den Staat an den Abgrundsrand hinführt. Gewiß, es steckt Tendenz in diesem Buche, aber nur jene, welche die Weltgeschichte zum Weltgerichte erhebt.

Von der „absteigenden deutschen Entwickelung in Österreich" handelt die „nationale Denkschrift", welche den Zweck verfolgt, die Nation über eine ihrer wichtigsten Lebensfragen aufzuklären. Denn daß das Erlöschen des Deutschtums in Österreich auch das Deutsche Reich schwer treffen müßte, es seiner mächtigen militärisch-politischen Stellung in Mitteleuropa und seiner Friedensbündnisse berauben würde: daran sollte kein Einsichtiger mehr zweifeln. Im Osten und Westen ist das neue Reich dauernd bedroht; fällt einmal auch die Rückendeckung im Süden hinweg, so erneuert sich die ungemein schwierige Lage, in welcher sich Preußen zur Zeit des siebenjährigen Krieges befand. Nicht immer steht aber ein Friedrich der Große oder ein Moltke an der Spitze der deutschen Wehrmacht, nicht immer überbrückt das Genie eines Bismarck den gefahrvollen Strom historischer Fortentwickelung. Vorschauen und Vorbauen heißt es, bevor die panslavistische Hochflut und der gallische Wildstrom heranbrausen.

Um den Entdeutschungs-Prozeß, der sich jetzt in Österreich vollzieht, richtig zu verstehen, bedarf es nach Dumreicher zweierlei: Man muß zurückblicken in eine entlegene Vergangenheit, welche den heutigen vielfach entgegengesetzte Daseinsbedingungen der österreichischen Nationalitäten aufweist; man darf aber auch nicht unterlassen, den allgemeinen Verlauf in Rechnung zu ziehen, welchen die Staatengeschichte und die ökonomisch-gesellschaftlichen Umgestaltungen während der letzten fünfzig Jahre im Abendlande genommen haben. Vielleicht ist in diesem ausgezeichneten Buche der letztere Einfluß stärker betont, als die Tragfähigkeit einer tüchtigen Volksart. Und zwar deshalb, weil bisher dieser Gesichtspunkt vollständig vernachlässigt worden.

Dumreicher beklagt die bequeme Hoffnungsseligkeit der Deutschösterreicher, aus welcher hauptsächlich deren geringe Widerstandsfähigkeit entspringt. Er sagt u. a.: „Eine seit Jahren veraltete Vorstellung lähmt immer wieder ihre Spannkraft. Sie meinen, der Staat müsse sich im eigenen Interesse veranlaßt fühlen, das deutsche Element zu schonen, zu hegen und zu fördern. Und darum könne es mit dem österreichischen Deutschtum ebensowenig zum Äußersten kommen, wie mit Österreich selbst. So stark wirkt eine große Tradition noch immer nach. Sie hindert uns, neue Erfahrungen zu lernen, wenn diese auch vieljährig und bitter sind." Er erzählt sodann von den Wirkungen der sogenannten „böhmischen Ausgleichsverhandlungen" vom Jahre 1890, welche in nichts anderem als in einer planmäßigen Versumpfung dieses Ausgleiches bestehen. Während aber die politische Thätigkeit der Deutschen in Nordösterreich brach gelegt war, erfolgte mit Hilfe der Regierung ein neuer Vorstoß der Slaven in Südösterreich, in den Alpenländern. Deshalb bleibt es unerläßlich, daß die Deutschösterreicher allerwärts das Bewußtsein ihrer dauernden Gefährdung erlangen.

Nicht die Schwäche ihrer Stellungen, sondern die Schwäche ihrer Stammesindividualität bildet, Dumreicher zufolge, den Grund der vielhundertjährigen Verluste des österreichischen Deutschtums. Zur Erklärung des letzteren Umstandes führt er folgende Thatsachen an: erstens, daß die österreichischen Erblande nicht von einem einzigen deutschen Stamme, sondern von verschiedenen Stämmen besiedelt worden sind; zweitens, daß die folgenschwersten Verluste schon stattfanden zu einer Zeit, in der es einen österreichischen Staat noch gar nicht gab. So verfiel die unter Karl dem Großen bis in die Karstgebiete, bis zum Plattensee ausgedehnte deutsche Kolonisation der Vernichtung durch die Raubzüge der Magyaren — ein Schicksal, das im Liede von der „Nibelungen Not" nachzuklingen scheint. Erst die deutschen Siege an der Unstrut und auf dem Lechfelde im zweiten Drittel des 10. Jahrhunderts ermöglichten die deutsche Wiederbesiedelung der durch siebenzig Jahre verheerten Landstriche. Dann erfolgte durch die österreichischen Markgrafen die gewaltsame und daher vollständige Germanisation des Donauthales bis zur Leitha. Dagegen war in Böhmen und Ungarn die Germanisation nicht das Werk deutscher Eroberer, sondern einheimischer Dynastien, nicht ein nationaler, sondern ein ökonomischer Vorgang, um mehr Ackerland, mehr Bürgerfleiß und damit mehr Steuern zu gewinnen. Die Slaven waren keine freien Bauern und ihre feudalen Geschlechter Kulturfortschritten abgeneigt. Die Deutschen brachten ihre auf höherer Stufe stehende soziale Organisation mit. Auch die deutschen klösterlichen Ansiedelungen schufen reichere Kulturformen. Das Slaventum, durch diese überlegene Kultur in seiner Eigenart bedroht, wehrte sich im wilden Hasseskampfe der Hussitenkriege dagegen. Die stetig gewachsene Macht des Deutschtums wurde damals in den böhmischen Ländern gebrochen, was um so leichter gelang, als die Deutschen Böhmens von jenen in den Alpenländern und an der Donau staatlich getrennt waren. Böhmen stand unter den Luxemburgern in Verbindung mit Schlesien, der Lausitz und Brandenburg, und erst ein Jahrhundert später bildete sich der österreichische Staat heraus. Doch das unterbrochene Germanisationswerk des Mittelalters konnte unter geänderten Zeitverhältnissen nicht wieder aufgenommen werden.

Dumreicher erläutert nochmals sehr eingehend die verschiedenen Folgen der Kolonisation im Gefolge religiöser Vernichtungskriege und der Kolonisation auf rechtlichen Grundlagen, des Eroberungs- und des Ansiedelungs-Systems. Durch die Annahme des Christentums von seiten der böhmischen und ungarischen Fürsten und deren Anschluß an das westliche Staatensystem, war die für jene Zeit ausschlaggebende Ursache zum Ausrottungskampfe weggefallen. Dagegen erfolgte die Ausdehnung von der Elbe ostwärts nicht mit Hilfe von Verträgen, sondern ausschließlich durch Gewalt des Schwertes. In die Fußtapfen des christlichen und deutschen Wehrmannes tritt der christliche und deutsche Kolonist. Der unterworfene Slave wird zum Christentum bekehrt und zugleich germanisiert. Die südlichen Slaven standen der römischen Kirchenmacht und derem Einflusse näher, sie retteten durch die

freiwillige Taufe ihre Nationalität. Das sind die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen, welche die Verschiedenheit der germanisch-slavischen Erfolge im Nordosten und im Südosten bedingen. Auch waren die Stellungen des südöstlichen Slaventums in der Bergveste Böhmen und in den vielzerklüfteten Alpenländern verteidigungsfähiger, als im Tieflande des Nordostens. Deshalb wird der nationale Charakter des Südostens ein wechselnder, der nationale Besitzstand erscheint gleichsam nur als vorläufiger. Je nach den allgemeinen Strömungen des Zeitalters gewinnt bald die reifere Kultur, bald die größere Volksmasse den Vorrang.

Das sind die tief eindringenden, fruchtbaren Betrachtungen, welche einigermaßen zur Entwirrung der vielverschlungenen und schwer verständlichen Verhältnisse des Rassenkampfes verhelfen, welcher auf österreichischem Boden nie erloschen ist, sondern nur verschiedene Hitzegrade erreicht hat. Erschöpfen die Darlegungen Dumreichers auch nicht alle thatsächlichen Zustände, wie z. B. das zähe Weiterleben des staatlich völlig entwurzelten Polentums, welches in der katholischen Kirche eine neue Stütze fand gegenüber protestantischen und griechisch-orthodoxen Staatsbildungen, schießen sie vielleicht manchmal über das Ziel hinaus: ein Kern geschichtlicher Wahrheit ist ihnen nicht abzusprechen. Freilich, wäre das Deutschtum in Österreich und die deutsche Gesinnung seiner Herrscher jederzeit kräftig gewesen — was sie nur ausnahmsweise waren — so würde dem Slaventume auch auf dem besseren Verteidigungsfelde der Boden abgerungen worden sein. Denn schließlich bleibt der Wille des Menschen, seine Eigenart zur unbedingten Geltung zu bringen, doch der Hauptfaktor geschichtlicher Entwickelung. Wir müssen uns hüten, diese thatsittliche Weltanschauung mit der fatalistischen zu vertauschen, schon deshalb, weil beide subjektiv sind, erstere aber uns zur mächtigen Waffe im Daseinskampfe wird. Der Unsterblichkeitsglaube des einzelnen und das unzerstörbare Zukunftsvertrauen eines Volkes sind die inneren Schirmer derselben in den Stunden der Not und Gefahr.

Die Jesuiten als Bannerträger der Gegenreformation begünstigten zwar scheinbar die deutsche Sprache, um den czechischen Hussitengeist zu ersticken. Sobald dies jedoch gelungen, verfolgten sie die umgekehrte Taktik, die slavische Bevölkerung abzuschließen gegen die Einwirkung deutscher Ideen. Den Klerikalismus weisen seine Interessen stets auf die minder entwickelten Völker hin. Unter Maria Theresia und in der josefinischen Zeit rückte das Deutsche zwar zur Staatssprache vor, aber das Metternichsche System zog einen förmlichen Kordon gegenüber dem deutschen Geistesleben. Das Deutschtum in Österreich konnte also während dieser Geschichtsperiode nicht erstarken, verlor vielmehr seinen moralischen Halt. Dabei gingen die im Wesen germanischen Niederlande, die oberrheinischen Gebiete für das Haus Habsburg verloren, welches dafür Galizien, die Bukowina, Krakau und schließlich Bosnien-Herzegowina, d. h. lauter slavische Länder, erwarb, welche die unbequeme und kostspielige Überfracht des Staatsschiffes wurden. Auch in Ungarn hatte die deutsche Kolonisation durch die hundertjährige Türkenherrschaft Einbußen erlitten —, die durch spätere Nachschübe aus Süddeutschland nicht mehr wett gemacht werden konnten. Zu alledem kam aber noch, daß zahlreiche deutsche Überläufer, durch Ehrgeiz oder Gewinnsucht getrieben, die anderen österreichischen Nationalitäten verstärkten und ihnen Macht und Willen verliehen, gegen die deutsche, nur auf Kultur begründete Vorherrschaft anzukämpfen.

„Überall," urteilt Dumreicher, „hat das Ausdehnungsvermögen des germanischen Elementes in der Habsburgischen Monarchie nachgelassen, lange bevor in unserer Zeit die wirtschaftliche Entwicklung und „der Zug nach dem Westen" die deutsche Auswanderung gänzlich von der südöstlichen Richtung ablenkten . . . Ebenso sind in den höheren sozialen Schichten die Beziehungen zwischen Österreich und Deutschland spärlicher geworden. Sogar der Austausch deutscher Elemente erfolgt zu Ungunsten Österreichs, da die $2^1/_2$ fache Anzahl derjenigen, welche innerhalb der schwarzgelben Grenzen sich niederlassen, im deutschen Reiche Erwerb sucht.

Trauer erfüllt die nationstreuen Deutschen in Österreich, wenn sie sehen, wie in ihrem Geburtslande, „das einem ehrenvollen Teile deutscher Kulturgeschichte als Schauplatz gedient, sich mehr und mehr fremdes Volk ausbreitet." Das Los, Kulturdünger zu sein, erscheint dem willensfähigen Deutschen kein beneidenswertes. Die volkswirtschaftlichen Bedingungen sind, wie Dumreicher nachweist, gleichfalls ungünstig für die Deutschen in den Alpenländern. Es bildet dies eine besonders interessante Darlegung, auf die wir leider nicht näher eingehen können. Besonders beherzigenswert sind die Ausführungen Dumreichers, über die Abbröckelung des deutschen Charakters Wiens, welche freilich dem norddeutschen Touristen nicht gleich ersichtlich wird. „Heute verlangt es noch einige Vorstellungskraft, sich das entdeutschte Wien auszumalen, namentlich deshalb, weil gerade in den letzten fünfzig Jahren die äußere Physiognomie der Stadt ihr stets echt deutsches Gepräge noch sehr bereichert und gesteigert hat." Dumreicher giebt uns eine hellfarbige Schilderung dieser Verkörperung deutscher Art und Kunst in der Kaiserstadt an der Donau, worin er selbst sein künstlerisch feines Empfinden offenbart. Aber dem heutigen Wiener, sagt der Verfasser, fehle „die Berechtigung zur nationalen Sorglosigkeit". Die zugewanderte slavische Menge, welche freilich nur die unteren Erwerbsstufen einnimmt, beginnt eine politische, ja, durch die czechischen Führer in Böhmen aufgehetzt, eine agitatorische Rolle zu spielen. Auch Prag, auch die Städte in polnischen Gebieten, besonders Krakau, zeigen ein völlig deutsches Angesicht. Die deutschen Werke sind noch da, nicht aber die deutschen Menschen — in Prag einstweilen noch eine herabschmelzende Minderheit. „Viele historische Denkmale in Österreich sind deutsch, in ihrem Schatten lagert jedoch meist slavisches Volk." Von 1880—1890 ist das Czechentum in Niederösterreich um fast 53 Prozent gestiegen. Dagegen helfen nichts die „Schlummerlieder eines gedankenlosen Lokalpatriotismus", wie: „der Wiener geht nicht unter" und „Wien bleibt Wien". Leider fehlt heute dem Wiener „der nationale Idealismus, den Schutz seines Volkstums daheim und im ganzen Staatsgebiete als Pflicht zu erachten." Wenigstens sollte er aber das „wirtschaftliche Interesse erkennen, das ihn mit dem deutschen Elemente allerwärts im Reiche auf das engste verknüpft."

(Schluß folgt.)

Schleswig-Holstein!

In Deiner stillen Einsamkeit, mein Heideheimatland,
Wie liegt so großes Glück darin, für den, der Dich verstand;
Dein Himmel freundlich wie Azur, ein Frieden überall,
Und über Deinem Blütenmeer der Lerche süßer Schall!

In Deinen hohen Buchenwald, auf Deine grünen Au'n,
Es ist des höchsten Segens voll mit Liebe hinzuschau'n;
Im Wiesenthal das schlanke Reh an klarem Baches Rand,
Es grüßen Berge, Seen und Höh'n und manche teure Hand.

Dein Meer im Osten, blaudurchstrahlt, der Treue zartes Bild,
Umrahmt ein goldnes Saatenfeld und Wälder schattig mild;
Im Westen rauscht in wildem Ton geheimnisvoll die Flut
Und starke Männer halten Wacht bei ihrer Wogenbrut;

Und Männer stark von Nord und Süd, „up ewig ungedeelt",
Sie hielten Wacht für Gut und Blut, von Liebe nur beseelt
Und wenn der Wogendrang der Zeit an Deine Küste schlägt,
Dann schütze treu, was in Dein Herz ein heil'ger Wunsch gelegt:

Wenn aller Sturm der Leidenschaft im Lande ist entfacht,
Dann zeige, stille Einsamkeit, die Größe Deiner Macht:
Dein Himmel wie Azur so blau, der Lerche süßer Schall
Erweckt in vielen Herzen doch, des Friedens Wiederhall!

Wilhelm Kardel.

Recht und Gericht der Stadtbürger.

Von **G. Maisch.**

(Schluß.)

Schwer hatte ein Ritter, genannt der „Schittensamen", um jene Zeit die Nürnberger geschädigt. Seine „Amye", ein fahrend Weib, das er aus dem Wald nach Malvasier in die Stadt gesandt, verriet ihn. Da kam ein Patrizier, der „Löffelholz", mit seinen Mannen, hieß den Edelmann „willkommen in des Teufels Namen" und schleppte ihn zum Gericht. Da „dehnten sie ihm seine Haut und, so singt Heinrich Kugler u. a. von ihm:

„Im Feuer nahm sein Leben ein End',
Gott seh' seine Marter an,
Gott gebe der Seele die ewige Ruh!
Darum"

mit solcher Nutzanwendung schließt das Lied,

„Ist das mein treuer Rat,
Daß niemand Unrecht thu!"

So ward Blut mit Blut, Grausamkeit mit Grausamkeit vergolten: Der Abwehrende gab dem Angreifer nichts an wilder Wut nach. Das Fehderecht drohte gänzlich im rohen Faustrecht unterzugehen. Und doch unterschied sich ersteres wesentlich vom letzteren, weil es wenigstens den Anschein und die Formen des Rechtes annahm und lange Zeit zu wahren strebte.

Schon der thatkräftige Barbarossa hatte auf die Durchführung eines allgemeinen Landfriedens verzichtet und den Reichsfürsten, die sich ohnedem schon als souveräne Landesherren fühlten und benahmen, das Recht der Fehde förmlich zugestanden. Nur war sein und seiner Nachfolger Bestreben darauf gerichtet, wenigstens eine gewisse Ordnung und Rechtmäßigkeit in den Gang des Fehdewesens zu bringen, so zuerst im Nürnberger Reichstagserlaß vom 30. Dez. 1187. „Wer einem andern Schaden zu thun oder ihn zu verletzen vorhat," heißt es in dieser Urkunde, die im Grunde nur den kaiserlichen Verzicht auf die Wahrung von Recht und Gericht konstatiert, „der soll diesem wenigstens drei Tage vorher durch einen sichern Boten Fehde ankündigen." Das deutsche Gewissen, das angeborene Gefühl der Treupflicht, kurz, eine gewisse Rücksichtnahme machte sich soweit geltend, daß das Fehderecht wenigstens nicht zum Beuterecht, zur sinnlosen Rauferei noch zum allverderbenden Krieg aller gegen alle ausarten konnte. Zu den Formen und Regeln, welche um 1300 und 1400 das Thun und Lassen des „ehrlichen" Mannes in Fehde und Krieg leitete, gehörte vor allem die Absendung eines Fehdebriefes an den Befehdeten. Früher war die Absage geschehen, entweder indem der Verletzte seinem Schädiger persönlich den Fehdehandschuh hinwarf, mit dessen Aufnahme der Herausgeforderte sich kampfbereit erklärte, oder durch Übersendung der Sinnbilder der Feindschaft, des blutigen Schwerts und des blutbesprengten Handschuhs. So belehrt uns Heinrich Wittenweilers Dichtung „der Ring" über die Formalität der „Absage", womit ein baierisches Dorf einem nahen Städtchen Fehde ansagte. Ein Bote der Dorfleute erscheint vor dem Rat in einem rosafarbenen Tuch mit blutbesprengtem Schwert und Handschuh und spricht: „Mein Herr, der Meier, und der Rat meines Dorfes haben mich zu euch gesandt, daß ich euch einen Gruß sage, wie ihr ihn verdient. Ich widersage eurem Leib und eurer Habe von meinen Herren allen, nehmet den Handschuh in eure Hand und auch das blutige Eisen, damit ihr euch wehrt. Auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren sich nach drei Tagen am Morgen früh finden lassen." Ihm antwortete der Bürgermeister: „Trage Schwert und Handschuh deinen Herren zurück und sage ihnen auch unseren Fluch. Mit unseren eigenen Schwertern wollen wir sie treffen, wenn sie an die Stätte gekommen, zu der sie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es sei dein; als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich's dir, denn deine Märe macht uns wohlgemut!" Nachdem die Dörfler geschlagen und ihrer Habe beraubt sind, stellen sich die Nachbarn als Vermittler ein. Es kommt zu Sühne und Vergleich, und die Fehde wird „vertragen", in anderen Fällen jedoch oft erst, wenn beide Teile durch Ermattung an deren Fortsetzung gehindert sind.

Längst ist übrigens der Fehdebrief an die Stelle der Sinnbildersprache und der mündlichen Absage getreten. Derselbe lautete gemeiniglich, in lakonischer Kürze abgefaßt, also: „Wisse, daß ich dein Feind sein will!" Der Fehdebrief, den die Stadt Frankfurt im Jahre 1391 von dem Grafen von Solms empfing, lautete: „Wisset, Burgermeister, Scheffen und Rat und die Stat gemeynlichen zu Frankfurth, daß ich Otto Graffe zu Solm euer Fiend will sin und wil des min ere ane uch bewaret han. Gegeben under myn . . . uff den Montag nest dem Pingestage. Anno Domini 1391." Ähnlich lauteten die Fehdebriefe, die jeder seiner Genossen im eigenen Namen an die Stadt zu senden hatte. Und wie der Fehder eine Anzahl von Helfern auf seine Seite zog und in seine persönliche Fehde verwickelte, so galt diese auch dem Befehdeten nicht allein, sondern seiner ganzen Sippe, seinen Vasallen, Dienern und Freunden. „Ich (N. N.) lasse euch wissen, daß ich euer, eurer Helfer und eurer Lande und Leute Feind sein will" — so wird einem Grafen von Nassau um 1411 von einem ritterbürtigen Dienstmann der Stadt Frankfurt gedroht. Der angesagte „Unfriede" galt also nicht bloß dem Leben und Gut des Gegners, sondern selbst seiner Gemeinde, und deren Pflichtigen, zog also eine Menge Unbeteiligter und Schuldloser in Mitleidenschaft. Dem Sieger waren auch Land und Leute des Besiegten verfallen. Es wurden die Ernten vernichtet, die Dörfer verbrannt, die Herden weggetrieben, Bürger und Bauern gefangen oder getötet. Nach Recht und Brauch sollten Welt- und Klostergeistliche, Frauen und Kinder verschont bleiben; jedoch die in solchen Privat-

und Lokalkriegen entflammte Leidenschaft hielt diese von der Menschlichkeit wie vom Geist des Christentums vorgezeichnete Grenze nicht immer ein.

Unter allen Ständen haben die Rittermäßigen (mochten es „Wappener“ oder „Rittergurtträger“ sein) am meisten das Fehderecht zur Befriedigung ihrer Raub- und Rauflust mißbraucht. Sie hatten ja, wenn sie den Städten Fehde ansagten, die lockendste Aussicht auf reichliche Beute, sei es, daß die Schnapphähne einen Warenzug, der zu Wagen oder zu Schiff vorüberkam, oder einen vermöglichen Kaufmann oder einen einflußreichen Ratsherrn abfingen und reiche Geistliche „niederwarfen“, von denen starke Lösegelder zu erpressen waren. Solches Treiben schien den Adeligen nicht gegen die Ritterehre zu verstoßen. Mit den meisten Genossen ihres Standes dachten sie

„Riden un roven dat is kein schand,
Dat dun de besten van dem land.“

„Ganz Deutschland“, schrieb Aeneas Sylvius, „ist eine Räuberhöhle und unter den Adeligen derjenige am angesehensten, der am meisten raubt.“ Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg rühmte sich sogar, er habe in seinem Leben 170 Dörfer verbrannt, und fügte höhnisch bei: „Der Brand ziert den Krieg, wie das Magnificat die Vesper.“

Was solche blutige und wüste Lokal- und Privathändel von einem eigentlichen Krieg unterschied, das war besonders die Unmöglichkeit größerer entscheidender Unternehmungen. Denn es fehlte dazu nicht nur an Geld und Kriegsmitteln, sondern auch an der Zahl und Kriegstüchtigkeit der streitenden Mannschaft. Für einen Augenblick mochten sich große Heerhaufen zusammenscharen, aber nach kurzer Zeit, besonders nach einem verlorenen Treffen, lösten sie sich rasch auf und verschwanden von der Bildfläche. Mit kleinen, schnell aufgebotenen Haufen das Gebiet des Gegners überfallen und demselben jeden denkbaren Abbruch thun, darin gipfelte die Kunst der Fehdeleiter. Die Eroberung großer, wohlbefestigter Städte gelang nur selten, wofern nicht Verrat oder innere Zwietracht sie dem Belagerer in die Hände spielte.

Als im Jahre 1449 Nürnberg, das damals kaum etwas über zwanzigtausend Einwohner zählte, Fehdebriefe von dreiundzwanzig Fürsten, achtunddreißig Grafen und Herren, denen sich dreitausend Ritter anschlossen, erhielt und seinerseits nur auf die Hilfe von etwa dreißig Städten rechnen durfte, als das Gebiet der Stadt drei Jahre lang von diesen Feinden allen gebrandschatzt und verheert wurde, da wagten diese doch nicht, dieselbe regelrecht zu belagern oder auch nur dauernd einzuschließen; denn es fehlte ihnen an einer ständigen und schneidigen Kriegsmacht.

So vermochte Kaiser Karl IV. das starkbefestigte, wohlverteidigte Ulm, das er im Jahre 1376 einschloß, nicht zu gewinnen, mußte vielmehr froh sein, den Städtern selbst mit heiler Haut zu entkommen. Denn sie überfielen sein Lager und waren nahe daran, seine Gemahlin, die sich mit ihrem Gefolge die Stadt aus der Nähe hatte besehen wollen, gefangen zu nehmen.

„Der Kaiser aber fragte die hohe Kaiserin,
Ob ihr die Stadt gefalle, daß sie gern wäre drin.
„Je nun!“ sprach sie da lachend, „das Nest dort wär' wohl fein,
Jedoch im Neste nisten gar böse Vögelein!“
— Er rief der Krämerknechte dann einen zu sich her,
Wie Namen und Charakter der Stadtregenten wär'.
„Herr Kaiser,“ war die Antwort, „es sind drei Männer gut,
Liebhaber des Gemeinwohls, all drei von edlem Blut:
Herr Habsast heißt der eine, der andere heißt Krafft,
Und Besserer der dritte, der Stolz der Bürgerschaft!“
Als das vernahm der Kaiser, da sprach er allsogleich:
„Drei solche Namen trifft man nicht leicht im deutschen Reich
Und ist's kein Wunder, wahrlich, daß ihre Träger sich,
Des stolzen Namens würdig, stets wehren ritterlich.“

(G. Seuffer.)

Diesen drei ehrenvollen Namen hätte er als vierten den Namen jenes tapferen Ulrich Strölin, des Ulmer Patriziers, beifügen können, der in dem Turnier, das Kaiser Karl während der Waffenruhe veranstaltet hatte, dessen sämtliche Ritter in den Sand streckte. — Ein Jahr, nachdem der Kaiser abgezogen war, da legten Ulms Bürger den Grund zu dem herrlichen Münsterbau, dessen Vollendung wir in unseren Tagen erleben durften. Ein reiches gotisches Münster, gegründet in jener gesetzlosen Zeit, da Fehde- und Faustrecht Staat und Gesellschaft an den Rand des Verderbens brachte — ist das nicht ein sprechender Beweis von der unvertilgbaren Lebenskraft des mittelalterlichen Stadtbürgertums? Den größten materiellen Schaden erlitten ja in der Fehdezeit gerade die Städte, und zwar weil sie am meisten zu verlieren und die adeligen Wegelagerer es vor allem auf ihre kostbaren Güterzüge abgesehen hatten. Wie haben sie sich aber trotzdem in diesen Prüfungszeiten moralisch bewährt, ja materiell gehoben und hinter ihren festen Mauern sich für eine bessere Zukunft erhalten!

Doch nun der dritte Weg, auf dem sich das beleidigte deutsche Rechtsgefühl Genugthuung zu verschaffen suchte! Darum noch ein Wort über die vielberufenen, mit dem Reize romantischer Schauer umgebenen Fem- oder Vehmgerichte*), in deren zweihundertjährigem Walten ebensosehr der Gesellschafts- und Verbindungsdrang, als der Rechts- und Freiheitssinn des deutschen Volkes sich Geltung zu verschaffen gesucht hat. Auf der roten Erde Westfalens ist der Ursprung und Hauptsitz dieses sogen. „heimlichen“ Gerichtes zu suchen. Dasselbe wurde übrigens keineswegs, wie manche fabeln, nächtlicherweise oder an schauerlichen, abgelegenen Orten, sondern am hellen Tag, unter freiem Himmel, an altbekannten Malstätten (nach altgermanischer Sitte unter einem Hagedorn, einem Birnbaum, einer Eiche oder Linde) gehegt. Warum nun vorzugsweise im westfälischen Lande? Weil sich dort die alte Gau- und Gaugerichts-Verfassung am längsten erhalten hatte und die fürstliche Landeshoheit, die jener Einrichtung allmählich ein Ende machte, sich dort langsamer entwickelt hat als anderwärts. Lange haben daselbst die freien Grundbesitzer ihre freie Verfassung, insbesondere ihre altgermanische, von Karl d. Gr. hergeleitete Gerichts-Ordnung behauptet. Die dortigen Freigerichte mit ihren Freigrafen, Freischöffen und Freistühlen verdankten ihr Ansehen dem Umstande, daß sie für kaiserliche Gerichte galten. Deswegen konnten sie im 14. und 15. Jahrhundert ihre Wirksamkeit weit in das Reich hinein ausdehnen. Und dieselbe wurde kaum eingeschränkt durch das Eingreifen geistlicher und weltlicher Machthaber, die sich von Kaiser und Reich zu Stuhlherren der in ihren Gebieten befindlichen Freigrafschaften ernennen ließen. Doch nicht nur ihre angeblich kaiserliche Vollmacht sicherte dieser Feme eine so furchtbare Gewalt, sondern vor allem die Macht der Verhältnisse. Waren es ja doch Zeiten der Gesetzlosigkeit und Rechtsunsicherheit, Fehdesucht und Raubwut, des Sengens und Brennens, wo die Wirksamkeit der öffentlichen

*) Nach J. Grimm von feme, feime (Gericht), nach anderen von fahm) oberstes — Gericht) oder von wimen (richten mit dem Weidenstrick).

Gerichte vielfach gänzlich lahm gelegt war. Kein Wunder, daß sich unter diesen Umständen Tausende im Reich dem westfälischen Hauptfreistuhle anschlossen und mit den übrigen „Wissenden" zu einer Art von Geheimbund vereinigten. Zur Geheimhaltung griff man nur soweit, als die neuaufgenommenen Freischöffen eidlich zu unbedingter Verschwiegenheit verpflichtet und die Urteilssprüche bis zu deren Vollziehung geheim zu halten waren. Dieses Geheimnis erhöhte den Schrecken, den die Femgerichte den Zeitgenossen einflößten. Die Aufnahme von Freischöffen erfolgte in solcher Weise: Der Freigraf sagte denselben die heimliche Feme „Strick, Stein, Gras, Grein" und klärte ihnen das auf, ebenso das Notwort: „Reinir dor Feweri". Alsdann lehrte er sie den heimlichen Schöffengruß also: Ein Schöffe, der zu einem andern kommt, legt seine rechte Hand auf dessen linke Schulter, sprechend: Ich grüß euch, lieber Mann. Was fanget ihr hier an? Dann legte er seine rechte Hand auf die linke Schulter des andern und sprach: Alles Glück kehre ein, wo die Freischöffen sein!" Der Freischöffe mußte schwören, die geheime Losung vor allen Nichtwissenden zu bergen, „vor Weib und Kind, Sand und Wind." Furchtbar wurde die Verletzung dieses Schwurs an dem Meineidigen gerächt. Den Briefen der Feme war auf der Adresse die Warnung beigefügt: „Diesen Brief soll niemand öffnen, niemand lesen oder lesen hören, es sei denn ein echter rechter Freischöffe!" Selten ist dieses Briefgeheimnis verletzt worden.

Nun ein Wort vom Gerichtsverfahren der Feme! Ankläger konnte nur ein Freischöffe sein. Zur Giltigkeit eines Urteils war die Anwesenheit von sieben Richtern erforderlich. Der Freigraf, der den Vorsitz führte, war sehr häufig ein schlichter Freibauer. Auf einem Tische vor ihm lag ein blankes Schwert zum Zweck der Eidesabnahme und ein Weidenstrick (die Wyd), behufs Vollziehung des Urteils. Dieses lautete, da die Feme sich nur mit peinlichen Sachen befaßte, stets auf Tod. Doch konnten auch geringfügige Civilsachen zu „Vehmwrogen" gestempelt werden, falls der Angeklagte das ordentliche Gericht abgelehnt hatte. War derselbe auf die Ladung erschienen, so wurde das Beweisverfahren mittelst Eidhelfern eingeleitet. Wurde er überführt oder gestand er freiwillig, so gaben die Schöffen nach kurzer Beratung ihr Verdikt ab, das der Freigraf verkündete. Nun wurde das Urteil mit dem Strang durch einen Freischöffen ausgeführt. War jedoch der Angeklagte nicht erschienen, so ward er, falls er ein „Nichtwissender" war, mit einem Termin von 3 mal 5 Tagen vor das offene Ding (Thing, Gericht) geladen. Erschien derselbe diesmal, so konnte er sich losschwören, wenn er unter den Schöffen die nötige Anzahl von Eidhelfern fand. Blieb er jedoch zum zweiten Male aus, so verwandelte sich das offene Ding in die „heimliche Acht", vor die er nun wiederholt geladen wurde. Erschien er abermals nicht, so mußte der Ankläger seine Klage wiederholen, worauf der Freigraf den Angeschuldigten viermal bei seinem Namen rief und fragte, ob niemand von seinetwegen da sei. War des Klägers Eid durch den von sechs Freischöffen bekräftigt, so ward der Angeklagte mit folgenden Worten „verfemt": „Den beklagten Mann N. N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, welche Kaiser Karl gesetzt, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos ehrlos, friedelos, und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein!" War dieser Spruch einmal gefallen, so mußte der Freigraf „nehmen den Strick, von Weiden geflochten, und ihn werfen aus dem Gerichte", und so sollten dann „alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Munde speien, gleich als ob man den Verfemten zur Stunde hänge." „Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen und sie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, sobald sie den verfemten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft." Nun wurde dem Ankläger das mit dem Siegel des Freigrafen versehene Urteil eingehändigt als Beglaubigungsurkunde, womit er alle Wissenden zur Vollstreckung aufbieten konnte. Nun begann die heimliche Jagd auf den Schuldigen. Bei der Vollstreckung des Urteils mußten jedoch wenigstens drei Freischöffen zugegen sein. In den Baum, an dem sie denselben aufhängten, steckten sie ein Messer zum Wahrzeichen des Waltens der Feme. Da die Überbringung der Ladung oft mit Gefahr verbunden war, so wurde die Vorladungsurkunde nachts an die Thore der angeschuldigten Partei gesteckt oder genagelt, wobei drei Späne aus dem „Rennbaum oder Riegel" gehauen und mitgenommen wurden. Ward ein Verbrecher ergriffen „mit habender Hand, mit blickendem Schein oder mit gichtigem Mund" d. h. bei oder unmittelbar nach Vollbringung des Vergehens, so ward er ohne weiteren Prozeß hingerichtet. Die Schöffen warfen dem Ertappten die Wyd um den Hals und knüpften ihn am nächsten Baume auf. Die Vornahme einer solchen summarischen Justiz erlaubte sich im Jahre 1515 auch Herzog Ulrich von Württemberg gegen seinen Stallmeister Hans von Hutten, den er im Schönbuchwald niederstieß, worauf er in den nächsten Baum seinen Dolch stieß, als hätte er in der Eigenschaft eines Freischöffen der Feme gehandelt.

Das Walten der Feme, die über 100 000 Wissende im Reiche verfügte, erwies sich oft mächtigen Übelthätern gegenüber und bei dem Wüten des Faust- und Fehderechts als ein sehr heilsames. Indem sie durch ihre Existenz schon vom Zerfall des Reiches zeugte, bewies sie zum Teil durch ihre Thätigkeit und Organisation die gewaltige soziale Gestaltungskraft, die dem deutschen Volke auch in seiner Versunkenheit noch innewohnte.

—

Ueber den Aehren.

Von **Hans Hermann.**

Über den Ähren flimmert's daher
Zur Mittagszeit,
Über den Ähren von Segen schwer
Und wogend weit.

Über den Ähren flimmert's und braut
Und zittert leis,
Ahnend der zischenden Sense Laut
In Gluten heiß.

Über den Ähren flimmert's und rauscht,
Als schlief es ein,
Uralte Märe träumend berauscht
Von neuem Sein.

Über den Ähren unsterbliche Kraft
Trotz Todesleid —
Über den Ähren der Odem schafft
Der Ewigkeit.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

Besprochen von **Paul Remer.**

Für unverfälschtes Dilettantentum zeugen auch die **Gedichte** von L. von Hoya (Leipzig, Verlag von Th. Grieben). Es ist jenes Dilettantentum, das „jenseits von gut und böse" ist, dessen Erzeugnissen man weder Gutes noch Schlechtes nachsagen kann. Die Form ist meist glatt und geschickt, und der Inhalt, wenn er sich auch nicht durch übertriebene Tiefe auszeichnet, bringt doch zuweilen einen hübschen Gedanken und einen liebenswürdigen Einfall. Aber es steckt nichts Erlebtes drin, nichts Geoffenbartes und Ursprüngliches; man hat alles schon einmal gelesen, man erinnert sich im Augenblick nur nicht: wo? Unbewußte Wiederkäuer ihrer Lektüre sind solche Dichter, nicht Künstler von eigener Persönlichkeit Gnaden. In ihrem engeren Bekanntenkreise stehen sie fast immer in hohem Ansehen, werden sie bewundert und angebetet; das Verständnis ihrer Kunst fällt ja so leicht, sie bringen das bequeme Alte, nicht das unbequeme Neue. Bisweilen, wenn die Umstände günstig, bringen sie auch in das große Publikum; unsere Zeit weist leider mehrere solcher Erscheinungen auf. L. von Hoya ist in seinen „Gedichten" fast ein typischer Vertreter dieses Dilettantentums. Auch bei ihm ist alles glatt und hübsch, ich habe kein Gedicht gefunden, das eigentlich schlecht wäre. Aber die Empfindung ist bei näherem Zusehen doch nur Scheinempfindung; die Form ist erborgt, man erkennt es hauptsächlich an den verbrauchten Reimen. An keiner Stelle ein individueller Zug, eine Kühnheit oder eine Häßlichkeit, welche die vollkommene Harmonie der Unbedeutendheit stören würde! . . .

Eine hübsche Gabe, die den zahlreichen Freunden und Durchquerern des Harzes willkommen sein dürfte, sind die **Harzblüten** von W. Rudow (Wernigerode, Verlag von Rudow).

Das Büchlein besteht aus drei Teilen, die sich nach Form und Inhalt strenge voneinander scheiden. Der erste Teil ist eine Art gereimten Bädekers durch den Harz; in ganz ansprechenden Versen, die nicht ohne Stimmungsgehalt sind, schildert der Dichter die bekannten Sehenswürdigkeiten des Harzes. Im zweiten Teile giebt er die hauptsächlichsten Harzsagen in Balladenform wieder; in einigen Gedichten ist die Form der Ballade glücklich getroffen. Im dritten Teile dankt der Verfasser die Objektivität der Schilderung ab und wird rein lyrisch. Er erzählt uns eine Liebesgeschichte, *seine* Liebesgeschichte, die sich auf dem landschaftlichen Hintergrunde des Harzes abspielt; auch hier bekundet manche Stelle eigenartiges Können. Ich kann das Büchlein empfehlen; über das geistige Durchschnittsmaß der Reiselektüre reicht es jedenfalls hinaus.

In graue Vorzeit versetzt uns **Wichmann, der Kreuzfahrer,** eine altbremische Geschichte von O. Hotzen (Bremen 1893, Verlag von Karl Schünemann).

Das Epos knüpft an ein geschichtliches Ereignis an, die Eroberung Lissabons durch Hamburger und Bremer Pilgerscharen im Jahre 1147. Die Fabel ist sehr einfach: Jung-Wichmann aus Bremen wird während der Belagerung von den Mauren, den Herren Lissabons, gefangen genommen, er kommt als Sklave in den Palast des Sultans, die schöne Sultanstochter entbrennt in Liebe für ihn, und auch er bleibt nicht kühl, sie entfliehen zusammen und werden nach der Eroberung Lissabons Mann und Frau. Einfach wie die Fabel ist auch ihr Vortrag; der Dichter erzählt seine Geschichte langsam, gemütlich, ohne große Übereilung, etwa wie ein alter Seebär beim Glase Grog ein mehr oder weniger erlebtes Abenteuer zum besten giebt. Hin und wieder läuft eine trockene, humoristische Bemerkung mit unter und deutet leise an, daß der Erzähler es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt. Der Reiz der kleinen Dichtung liegt gerade in dieser Kunstlosigkeit der Motive und ihrer Einkleidung. O. Hotzen ist noch einer von den wenigen Dichtern in unserer Zeit, die sich naiv geben, wie sie sind, bei denen nicht jedes Wort, jedes Gefühl vor dem Spiegel der Künstlereitelkeit einstudiert ist. Naivität ist aber auch heute wohl noch ein Haupterfordernis der epischen Dichtung.

Ein Erstlingswerk ist **Wahrheit und Traum,** ausgewählte Gedichte von Hermann Schilling (Berlin 1892, Oehmigkes Buchhandlung).

An Selbstbewußtsein fehlt es dem jungen Dichter nicht; „dem tiefquellenden Borne eines deutschen Gemütes entsproßt" nennt er seine Gedichte in der Zueignung an die Mutter. Auch in anderen kleinen Zügen verrät sich eine vorlaute Ruhmredigkeit. Hermann Schilling glaubt nicht nur an seine zukünftige, sondern schon an seine *gegenwärtige* Größe; diese satte Zufriedenheit ist eine Gefahr für sein hübsches Talent. Selbstbewußtsein allein ist unfruchtbar, der Zweifel muß sich ihm beigesellen; das Selbstbewußtsein giebt die Kraft, der Zweifel den Anstoß, weiter zu streben und weiter zu arbeiten. Von gegenwärtiger Größe vermag ich nur wenig in „Wahrheit und Traum" zu entdecken. Es ist eine echte, rechte Erstlingsgabe: neben einigen besseren Gedichten stehen viele mittelmäßige oder ganz verfehlte, neben hie und da knospender Eigenart überwiegt bei weitem fremde Beeinflussung. Der junge Dichter muß noch einen weiten Weg zurücklegen, um in Wirklichkeit jene Höhe zu erklimmen, die er in jugendlicher Selbstüberhebung schon mit seinen ersten Gedichten erreicht zu haben glaubt. Der wahre Künstler fällt nicht vom Himmel — er steigt zum Himmel hinauf! . . .

Moderne Gesellschaft.

Geladen war ich in „feinen Kreis",
Da gab es Braten und Sekt und Eis,
Da gab es Früchte und süße Torte,
Toiletten und Frauen und schöne Worte,
Da gab es Künstler und Litteraten,
Bankiers, Offiziere und Diplomaten;
Und dennoch wurde mir lang die Zeit,
Ich schlich von dannen voll Traurigkeit,
Ich hatte nur *eine* Sehnsucht empfunden:
Nach Menschen; und *die* hatt' ich *nicht* gefunden.

Ulrich Kleist.



Vermischtes.

Die höflichere Nation. Eine Dame bemerkte einst gegen Lord Chesterfield, daß die Franzosen höflichere Leute seien, als die Engländer. Der Lord bestritt dies. „Die Engländer geben es selbst zu!" sprach die Dame zuversichtlich. „Das ist gerade ein Beweis, daß sie höflicher sind als die Herren Franzosen," erwiderte Lord Chesterfield mit feinem Lächeln. Gr—r.

Bauchredner. Die Kunst des Bauchredens ist uralt und spielte schon im grauen Altertum eine wichtige Rolle, besonders bei Orakeln. Der Chronist und Historiker Josephus bezeichnet die Hexe von Endor als Bauchrednerin. (Antqu. Jud. IV, 15.) — Der Prophet Jesaias bedroht Jerusalem im 29. Kapitel 4. Vers, daß „seine Stimme wie die eines Zauberers aus der Erde werden solle" — die Stimme eines Bauchredners scheint oft aus der Erde zu kommen und vermutlich nimmt der Prophet darauf Bezug. — Die alten Griechen nannten ihre Pythia „'εγγαστρίμυθος" d. h. Bauchrednerin, was darauf schließen läßt, daß die Gabe des Bauchredens in Delphi eine große Rolle spielte. So redete ein Baum vor dem Appollonius auf Befehl eines Gymnosophisten in Oberägypten, wie Philostrat in seinem „De vita Apollonii VI, 5" erzählt, und die Sprache der heiligen Eiche Dodonas scheint auch nichts anderes gewesen zu sein, als eine derartige Sinnestäuschung schlauer Priester. Auch unkultivierten Völkern war diese Kunst nicht fremd. Noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ward zu St. Thomas ein Neger verbrannt, den man für einen höllischen Zauberkünstler hielt, weil er einen Topf und Spazierstock eines Pflanzers sprechen ließ. Gr—r.

Gerechtigkeit in alter Zeit. Einem Prager Staatsbeamten war im Jahre 1386 das Staatssiegel anvertraut worden. Eines Tages hatte er sich vom Hause entfernt und das Siegel offen liegen lassen. Seine Frau, welche gerade ihr kleines Kind badete, suchte das Schreien desselben dadurch zu beschwichtigen, daß sie ihm verschiedene Spielereien, u. a. auch das Staatssiegel, dessen Bedeutung und Wert sie nicht kannte, gab. Das Siegel ward mit dem Badewasser auf die Straße geschüttet, dort gefunden und der Obrigkeit ausgeliefert. Der ahnungslose Beamte wurde sofort auf das Rathaus gerufen und gefragt, wo er das anvertraute Staatssiegel habe. Unbefangen erwiderte er, dasselbe müsse wohl in seiner Wohnung sein und ging dahin, es zu holen. Sein Suchen war natürlich vergeblich, und als er betrübt wieder nach dem Rathaus ging, begegneten ihm unterwegs schon die Richter und der Henker mit seinen Knechten. Ohne ihm ein Wort der Verteidigung zu gönnen, ward er gebunden, zum Hochgericht geführt und enthauptet.

Gr—r.

Briefkasten.

Herrn R. J. Berl. Das Gedicht ist im Inhalt zu sehr Abklatsch, und im Versmaß nachlässig behandelt. — Frl. S. O. in München. Lose Blätter. I. ist leider im Stoff zu sehr abgebraucht und nicht so eigenartig gefaßt, daß man durch die Behandlung gefesselt wäre. Es thut mir leid. Besten Gruß. — Herrn E. E. (H. Dr.) in St. Das Gedicht war nicht verwendbar. Sie können aber gelegentlich drei neue senden. — Herrn stud. O. St. in D. Alles gut gemeint, aber noch ohne Eigenwesen. — M. M. S. S. Sie scheinen etwas Begabung zu besitzen. Aber die Form ist noch sehr vernachlässigt. „Gottesahnung" will ich druckfähig machen. — Frau Aline. Besten Dank für das Lebenszeichen. Aber Sie hätten doch anklopfen können. Herzl. Gruß! — E. M. in L. Ihr zweites Gedicht den Lesern vorzuenthalten, wäre grausam. Es lautet:

O murmelnder Quell,
O laue Luft,
Euch klag' ich's schnell,
Er war ein Schuft.
Wie hat er einstens mich bethört
Mit süßen Liebeswörtchen,
Ihr habt es sicherlich gehört,
Ihr lauschig stillen Örtchen.
Wo ist es hin, das süße Glück?
Er wurde grau und kalt,
Die ganze Sache ging zurück
Und ich bin ditto alt.

Wenn Sie das mit Absicht geschrieben haben, dann besitzen Sie Begabung zur Parodie und sind ein Schalk. — Herrn v. A. Die einfache Sprache Ihrer Gedichte gefällt mir. Aber noch ist sie nicht genug aus dem Innern geschöpft, noch mangelt die Stimmung, zu der „Mutter Ahnung" Anlaß geboten hätte. Fahren Sie fort und senden Sie gelegentlich neue Versuche. — Stud. R. in L. Sie haben Begabung für den Rhythmus, wie „Niemals zurück" beweist. Aber leider sind Sie von jenem Schwulst geblendet, der bei einigen der Jüngsten, besonders bei A. Holz, auf Kosten der dichterischen Anschauung und der Echtheit des Gefühls in glänzenden Worten schwelgt. Werden Sie erst wahr, dann werden diese Purpurfetzen von Ihnen abfallen. — Frl. E. Sch. in R. Ich kann unmöglich jedem brieflich anzeigen, ob ein Gedicht von ihm schon erschienen ist. Sie müssen sich schon bemühen, das Blatt zu verfolgen.

Verbesserung.

Bei dem Gedichte „Hedwig" in Heft 44. ist durch ein Versehen der Name des Verfassers, Paul Warncke, ausgeblieben.

Inhalt der Nr. 46.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 47.

Eine Frauenschuld.

Roman
von
Hans Wachenhusen.

Erstes Kapitel.

Er war jetzt kein junger Mann mehr, der Professor Erich Eschborn, obgleich man ihn dafür halten mußte, ihn mit seiner hohen, schlanken Gestalt, dem vollen, welligen, braunen Haar, das so genial sich über Stirn und Schläfe legte, mit dem glänzenden Vollbart, den dunklen, schwärmerisch blickenden Augen, dem gern lächelnden, wohlwollenden Gesichtsausdruck und dem weichen, wohltönenden Organ, das so unwillkürlich denen zu Herzen ging, die er mit Geist und Witz zu unterhalten suchte.

Man nannte ihn mit seinen vierzig Jahren noch immer den schönen Mann in der rheinischen Künstlerstadt, seiner Heimat, in welcher er als Bildhauer schon früh mit bedeutendem Ruf vor Jahren sein Atelier im Garten des eigenen Landhauses errichtet hatte.

Die Frauen verehrten ihn, die Männer suchten seinen Umgang, die Künstler sahen in ihm einen liebenswürdigen Kollegen, dessen Verdienst sie neidlos anerkannten.

Von armen Eltern, verdankte er seine glückliche Carriere, neben der eigenen Thatkraft, auch der ausgiebigen Unterstützung eines reichen Industriellen, der ihm die Mittel gewährte, schon mit achtzehn Jahren nach Rom zu gehen. Von lebhaftem, empfänglichem Naturell, überraschte er dort seine Meister früh schon durch selbständiges Schaffen und bereits nach drei Jahren durch einen künstlerischen Triumph, denn sein erstes Werk wurde mit dem Preis gekrönt.

Der plötzliche Tod seines Wohlthäters rief ihn in die Heimat zurück. Er hatte seine Studien beendet, sich selbst mit diesem Werk als Meister bewährt. Zurückkehrend, an das Grab seines Gönners wallfahrend, fand er dessen einzige Tochter, eine Waise, an dieser Stätte, eine Verlassene, denn der edle Mann war durch unglückliche Spekulationen gänzlich verarmt und an gebrochenem Herzen gestorben.

Erich Eschborn, als er vernahm, daß die Ärmste ganz auf die Hilfe selbst mittelloser Verwandten angewiesen war, that, was ihm sein aller edlen Regungen fähiges Herz an Dankesgefühl gebot. Sie war nicht gerade schön, nicht interessant, aber ein gutes, liebes Geschöpf. Selbst erst im Anfang der Zwanziger stehend, in seinem Schaffensdrang den Ansprüchen seiner Jugend an das Leben nicht Gehör gebend, für diesen nach einem eigenen Heim verlangend, bot er der Waise seine Hand, und diese ward freudig das Weib des schönen, jungen Künstlers, von dem gerade damals in allen Zeitungen die Rede war.

Die Ehe ward nicht glücklich, doch ihm erträglich, weil er keiner Anwandlung von Reue in sich Raum gab, in seiner Häuslichkeit immer fünf gerade sein ließ, und seine weiteren Erfolge entschädigten ihn für so manches, das er vermißte.

Er war eben Künstler und nur Künstler.

Gerta, seine Frau, besaß nämlich nichts von dem, was ihren Vater, einen schwärmerischen Liebhaber der Kunst, ausgezeichnet hatte. Sie hatte kein Verständnis für dieselbe, war eben nur eine pflichtgetreue Mutter, und die Leere im Herzen, die er an ihrer Seite empfand, wußte er im Umgang mit einem ihn als Menschen und Künstler verehrenden Freundeskreise auszufüllen. Es verletzte ihn schließlich auch nicht mehr, wenn er sie so unempfindlich für seine Leistungen sah, während andere ihm ihre Anerkennung und Huldigung brachten; sie war eben eine gute Mutter, und was sie darüber hinaus ihm zuliebe in Worten der Verehrung ihres Gatten that, war eben nur ein Echo dieser anderen, um nicht hinter ihnen zurückzubleiben.

Fünfzehn Jahre waren ihm in dieser Ehe verstrichen, die Kinder wuchsen heran, mit ihnen sein Ruf, sein Wohlstand, der ihm erlaubte, unter günstigen Zahlungsbedingungen ein schönes Landhaus zu kaufen. Er verwandelte das große Wintergartenhaus in ein Atelier und stattete dasselbe ganz nach

seiner Phantasie, zwar etwas barock, aber doch sehr anziehend für die Fremden, aus, welche die rheinische Künstlerstadt besuchten oder ihren Aufenthalt in derselben nahmen.

Unter diesen war namentlich ein reicher Mann, der im Elsaß, seiner Heimat, hoch begütert, ein Herr von Kolbert, sein besonderer Verehrer geworden; ein Mann von herkulischer Gestalt, mit langem, schon ergrauendem Vollbart, der ehedem als Kommandant eines Indien-Dampfers lange in den südlichen Gewässern gefahren und sich als Gutsbesitzer endlich in seiner Heimat, die er schon als Knabe verlassen, in den Reichslanden angesiedelt hatte; seine, in fremden Instituten erzogene Tochter zu sich genommen und mit dieser jetzt ein ebenso behagliches Reiseleben führte.

Kolbert war eine zum Enthusiasmus geneigte Natur; wo er anerkennen, verehren konnte, that er es mit Überschwenglichkeit, und mit dieser hatte er sich auch an Eschborn angeschlossen.

Kaum acht Tage, nachdem er zum ersten Male das Atelier desselben besucht hatte, bat er, seine Tochter mitbringen zu dürfen, die eine ebenso begeisterte Verehrerin der Kunst sei. Erichs Antlitz färbte sich bei dieser Frage; er hatte diese schon am Arm ihres Vaters auf der Promenade gesehen, eine klassisch geformte, schöne, junge Dame, die in ihrem einfachen, aber ihren schlanken Bau wunderbar hervorhebenden hellen Straßenkostüm bereits Aufsehen erregt hatte, und von der namentlich im Künstlerverein unter den jüngeren Kollegen gesprochen worden.

Erich fühlte sich verlegen, obgleich er viel schönen Besuch in seinem Atelier zu empfangen gewohnt war, denn dieses fremde, junge Weib war herausfordernd schön. Gerta, seine Frau, war bei solchen Gelegenheiten nicht gerade eifersüchtig, aber wenn ihren Gatten, den gefeierten Künstler, oft wohl recht warme Blicke aus schönen Augen trafen, fand sie das unschicklich; man konnte ja seine Bewunderung in anderer Weise ausdrücken! Sie betrachtete sich als ehrsame Hausfrau, ihr Gatte aber war jetzt kaum vierzig Jahre alt, frisch und flott in seinem Denken und Wesen; sein Antlitz zeigte noch keine Falte, sein Haar umwallte noch ebenso dicht und dunkel seine Stirn wie einst; er erschien ihr also noch so jung, daß er jedem Mädchen den Kopf verdrehen könne. In diesem Gefühl eben erkannte sie bei solchen Besuchen ihre Schwäche, ihre Unterlegenheit, und schwer ward es ihr zuweilen, dasselbe ganz zu unterdrücken, wenn Erichs große, dunkle Augen in der Unterhaltung mit geistvollen oder für die Genialität des Künstlers schwärmenden Frauen diesen so warm dankende Blicke spendete, auch seinem Geist, seiner Laune die Zügel schießen ließ und Gerta in ihm einen so ganz anderen erblickte, als den sie immer nur mit freundlicher Rücksicht behandelnden Gatten. Indes sie beschied sich und suchte zu empfinden, daß von dem Glanz, der die Person und den Namen desselben umstrahlte, doch auch ein Schimmer auf sie falle und daß es nicht anders sein könne, wenn man das Weib eines berühmten Künstlers ist.

Eines Morgens erschien denn also Herr von Kolbert, die Tochter in halbdunkler Robe, ein Barett über dem schwarzbraunen Haar, das den dunklen, mit eigentümlichem Feuer blitzenden Augen ungehinderten Spielraum ließ. Mit einem bezaubernden Lächeln begrüßte sie den sie im Portal des Ateliers empfangenden Professor, und dieser, obgleich ihm als Künstler die Einzelheiten ihrer Schönheit nichts Neues sein konnten, ward doch betroffen durch die Gesamtwirkung dieser unter den scharf gebogenen Brauen in einem förmlichen Meerleuchten ihn anlächelnden Augen, ihres ein wenig gebogenen, leidenschaftlich geflügelten Näschens, ihrer im Lächeln die weißen Zähne weisenden roten Lippen und einer Kinnpartie, die sich zwar nicht energisch, aber doch ausgesprochen über einem künstlerisch geformten Halse erhob.

So viele schöne Hände hatte Erich schon gedrückt, und doch zuckte es ihm bis zum Herzen als er die ihm so vertraulich entgegengestreckte empfing; aber das war doch nur der Effekt der Überraschung. Juliane von Kolbert, wahrscheinlich gewohnt, mit Künstlern um der Kunst willen zu verkehren, schien nur Sinn für das zu haben, was sie hier bewundern zu können erwartete. Mit der Unbefangenheit eines Kindes, aber den verständnisvollen Augen einer Jungfrau gab sie sich allem hin, hörte sie dem Meister zu, hing sie endlich an seinen Lippen, als sie sich auf dem kleinen Diwan niedergelassen und die Mignon-Füßchen in das zottige Fell eines zähnefletschenden Bären auf dem Parkett vergrub.

Nicht ungern, aber doch mit Zögern bat Erich sie endlich, sie seiner Frau vorstellen zu dürfen, die er bereits auf so schönen Besuch vorbereitet, und mit mehr Freudigkeit, als er eigentlich erwartete, willigte sie ein.

Gerta, als sie den Gatten mit ihr am Arm in das Empfangszimmer der Villa eintreten sah, vermochte nicht, ihre Verlegenheit 'zu bemeistern, doch Juliane half ihr über diese hinweg, mit freudeleuchtenden Augen versichernd, wie glücklich sie sei, ein so illustres Künstlerpaar kennen zu lernen. Sie bat sie so kindlich warm um ihre Freundschaft, daß Gerta sich beschämt fühlte.

Ihre Aufforderung, so oft zu kommen, als sie das Bedürfnis hierzu in der ihr doch noch fremden Stadt fühle, benutzte denn Juliane auch mit ebenso kindlicher Unbefangenheit. Sie kam alsbald auch ohne ihren Vater, so daß die Herrin des Hauses sie wirklich lieb gewann, als Juliane, das frühgereifte Kind einer fremden Zone, sich ihr mit all ihren warmen Instinkten und Eigentümlichkeiten anschloß. Dieselben erschienen ihr, der in ehrsamen, kaufmännischen Kreisen Erzogenen, zwar mitunter von einer kindischen Unbändigkeit, aber Juliane erzählte ihr dann wohl mit dem ganzen unverdorbenen Herzen auf der Zunge von ihrer ersten Jugend, die sie unter der Obhut ihrer Mutter, einer Kalifornierin, in der Nähe von San Francisco verlebt, bis der Vater das Schiffskommando aufgegeben und mit ihnen zunächst nach New-York gezogen, wo die Mutter gestorben war; und das alles, wenn sie es mit ihrer Lebhaftigkeit erzählte, befing die einfache Frau mit wahrem Zauber. Übrigens lag es in Julianens Natur, das Kind ganz plötzlich mit der Lady zu

vertauschen, und dann war sie die anmutigste Gesellschaftsdame, aus deren Augen freilich immer der Dämon lächelte oder grollte, um Gertas keimende Sympathie wieder einzuschüchtern.

Wochenlang kam sie in das Künstlerhaus als ein neuer Anziehungspunkt für die Freunde desselben; sie suchte sogar unbefangen den Professor bei seiner Arbeit auf, schaute ihm zu mit Bewunderung, in Abwesenheit der Gattin sogar mit einer gewissen Herzlichkeit. Nahm er dann ihren Arm und führte sie durch den Garten, so zitterte wohl zuweilen der ihrige in dem seinen und der leichte Sonnenhauch ihres Teints wechselte dann jäh, wenn der immer noch schöne Mann sein Antlitz zu ihr neigte. Sah sie dann bei solcher Gelegenheit die Kinder desselben im Garten spielen, so riß sie sich los und beteiligte sich an deren Übermut.

Der Vater wolle fort, er habe ja nirgend Ruhe, und ihr würde es so schwer werden, aus diesem gastlichen Hause zu scheiden, sagte sie eines Tages, als wieder eine Woche vergangen war, während welcher sich auch Kolbert enger an Erich geschlossen hatte. Sie entbehre bei diesem Umherreisen so ganz das Behagen des Familienlebens, das sie hier in so reichem Maße gefunden, nach welchem der Vater seit dem Tode der Mutter sich nicht zurücksehne, weil er es während seiner Indienfahrten nie ganz genossen.

Gerta Eschborn fühlte das mit ihr, sie drückte ihr tröstend die Hand und sprach die Hoffnung aus, sie ja hierher zurückkehren zu sehen. Wie gerne sie nämlich dies eigentümliche Mädchen hatte, sie empfand doch allmählich die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere und sah es mit heimlicher Besorgnis, wie Juliane — gewiß ganz harmlos — so vertraulich gegen den Gatten geworden. War es diesem auch nichts Neues, von den Damen verwöhnt zu werden, sie glaubte doch, Anzeichen einer Sympathie zwischen beiden zu erkennen, die sie wünschen ließen, Juliane möge lieber fortgehen, damit endlich wieder einmal Ruhe im Hause sei, denn die Kinder hatten stets nach dem lebhaften, ungewöhnlichen Mädchen gefragt, wenn es, anscheinend absichtlich, einmal tagelang nicht kam.

Erich schien dann die Frage nach ihr zu unterdrücken, obgleich er ihrer bedurfte, denn er hatte sie um die Gunst gebeten, ihre so selten schön geformte Hand in Marmor zu meißeln; aber auch er äußerte schließlich einmal, er wünschte, sie reisten beide ab oder machten sich für einige Zeit seßhaft, um einen ruhigen Verkehr mit ihnen herstellen zu können; selbst seine Freunde, wenn sie sich einfänden, suchten heimlich überall im Hause offenbar nach der schönen Kalifornierin, deren Gold namentlich die jungen Offiziere verlocke.

Herr von Kolbert hatte inzwischen den Tag seiner Abreise unwiderruflich festgestellt. Gerta schien beruhigt, als sie dies hörte, und als der Tag kam, empfing sie Juliane mit feuchten Augen und drückte sie gerührt an die Brust.

Kolbert war wie seine Tochter im Reisekostüm. In seiner biederen Weise sagte er, es sei die höchste Zeit, daß er hier fortgehe, wo ihn nur die Gastlichkeit des Eschbornschen Hauses so lange festgehalten. Sein Kind sei hier ganz aus Rand und Band geraten; auch die junge Männerwelt, die Künstler und Offiziere, witterten in ihr wohl die reiche Erbin und bedrängten ihn mit ihren Besuchen. Wenn ihm Gott das Leben erhalte, komme er ja im nächsten Jahr wieder.

Juliane ihrerseits war beim Abschied in einer Aufregung, die sie kaum zu bemeistern verstand. Unbemerkt haftete ihr Blick während dieser letzten Unterhaltung zuweilen auf Erich, der es vermied, diesen dunklen Augen zu begegnen, um seiner Frau keine Unruhe zu bereiten. Juliane litt es endlich nicht mehr auf ihrem Sessel. Sie wolle den Kindern Lebewohl sagen, und dann — sie warf einen so innig bittenden Blick auf Erich — wolle sie noch ein letztes Mal die Werkstatt betreten, um sich eine volle Erinnerung an diese geweihten Räume zu erhalten.

Die Kinder wurden ihr zugeführt; sie herzte und küßte sie, dann nahm sie schnell Erichs Arm und zog ihn mit sich, ehe die anderen daran denken konnten, ihr zu folgen.

Kolbert plauderte mit Gerta von seinen Reiseplänen bis diese ihn endlich bat, mit ihr den Garten aufzusuchen. Er lehnte dankend ab, blickte nach der Uhr und bat sie, Juliane an die Stunde der Abreise mahnen zu lassen.

Bereitwillig übernahm sie selbst dies. Der Besuch des Ateliers währte ihr zu lange. In nervöser Stimmung betrat sie den Garten und nahm einen Umweg zum Atelier, der in die hintere Thür desselben führte.

Es war die Mittagszeit, um welche Eschborns Gehilfen in der Stadt waren. Alles war still im Garten. Durch die Allee von Weißdornbäumchen erreichte sie die Werkstatt. Auch in dieser alles still. Sie schritt durch den Hausgang. Die Thür des großen Raumes war nur angelehnt. Auch in diesem vernahm sie keine Stimme.

Sie trat geräuschlos in den mit phantastischen Dekorationen ausgestatteten Raum, und zwischen den Statuen, Büsten und Torsen hindurch gewahrte sie jetzt eine Scene, die sie fast erstarren machte.

Da lag knieend auf dem Bärenfell vor dem kleinen Diwan, von welchem aus Eschborns Gäste am bequemsten seine fertigen oder in Arbeit befindlichen Schöpfungen zu betrachten pflegten, Juliane, halb knieend, den Arm neben dem dasitzenden Erich auf den Rand des Diwans gelegt, das große Auge wie anbetend zu ihm aufgeschlagen, dann seine Hand nehmend, die er ihr bot, um sie aufzuheben.

Wie geblendet, mit zitterndem Herzen schaute die arme Frau auf die Gruppe; sie wollte die Hand erheben, um sich vor diesem Anblick zu schützen, aber sie vermochte es nicht. Sie mußte bleiben, unbemerkt durch eine vor ihr stehende Rüstung, mußte sehen, wie er den Arm über ihren Nacken legte, einen Kuß auf ihre Hand drückte und ihr mit einem Lächeln ins Antlitz schaute; mußte endlich hören, wie er ihr sagte:

„Nicht mehr, Juliane! Aber Dank! Anerkennung von solchen Lippen berauscht den Künstler,

anstatt ihn zu ermutigen! Gedenken Sie meiner, wenn Sie fern sind! Ich habe nie so hohen Lohn gefunden wie in Ihrer Anerkennung, denn sie kam aus einem edlen, warmen Herzen! Ich war nicht immer glücklich, heute bin ich es hundertfach!"

Er nahm ihre beiden Hände in die seinigen und sein Blick ruhte schwärmerisch auf den gesenkten Augen des Mädchens. Gerta, das Schlimmste erwartend, schloß die ihrigen; sie tappte hinaus, ungehört, und sank auf der obersten Stufe der kleinen in den Garten führenden Freitreppe zusammen, das Kinn auf der Brust, das Antlitz in den Händen.

Sie hatte den Mut nicht gehabt, noch zu sehen, was ihr doch zur Beruhigung hätte dienen können: wie ihr Gatte nämlich einen Kuß auf Julianens Stirn drückte und dann ihren Arm in den seinigen nahm; sie hörte nicht mehr, wie er ihr sagte:

„Kommen Sie! Man wird uns vermissen! Gott gab Ihnen eine so innige Empfänglichkeit für das Schöne, für das Schönste, was Menschen zu schaffen vermögen, für die Werke der Kunst, während er selbst in Ihnen die herrlichste seiner Offenbarungen schuf! Bewahren Sie Ihr Herz, Ihren Sinn dem Schönen, das Ihnen ein niemals trügender Leitstern auf Ihren Wegen sein wird! Mögen sich diese noch einmal zu mir lenken! Vergessen will ich nie, was mir nur zu bewundern, zu verehren beschieden ist!"

Träumerisch hing Juliane an seinem Arm, als er sie durch den Garten zum Hause zurückführte, in dessen Portal eben Herr von Kolbert trat, um nach ihr auszuschauen.

„Sie ist Dir schwer geworden, die Trennung von hier, mein Kind!" lachte er, bemerkend, wie ihre Augenlider so gerötet waren. „Und jetzt nochmals meinen herzlichen Dank für alle Ihre Freundschaft, lieber Meister!" Er preßte Erichs Hand. „Aber wo ist denn unsere gütige Wirtin?" Er blickte ins Haus zurück und sah Gerta, die bleich und haltlos im Flur herbeiwankte.

Juliane eilte ihr entgegen und umarmte sie, ihre schmerzvolle Miene für den Ausdruck des Kummers über die Trennung haltend.

„Tausend Dank für all Ihre Liebe!" flüsterte sie ihr ins Ohr. Dann riß sie sich los, nahm den Arm des Vaters und eilte mit diesem die Stufen der Villa hinab. Sie blickte nicht mehr zurück . . .

Erich stand da, ihnen nachschauend. Gerta war in das Haus zurückgetreten; er vermißte sie nicht. Erst als beide seinen Augen entschwunden waren und die Mädchen die Treppen herabstürmten, um die „Tante Juliane" noch einmal zu sehen, lächelte er trübe, wie die Kleinen die Mutter im Flur umringten; er trat zu der Gruppe und legte Gerta die Hand auf die Schulter.

„Es ist gut, daß sie fort sind," sagte er zerstreut. „Dieses sonderbare Mädchen machte uns doch viel Unruhe!"

Gerta schaute zu ihm auf mit einem traurigen Blick, den er nicht verstand.

„Ja, es ist wohl gut!" hauchte sie vor sich hin, die Hand auf die Brust pressend; dann schritt sie mit dem jüngsten der Kinder den Flur entlang.

Erich betrat den Garten wieder, um seine Werkstatt zu suchen, und hier saß er träumend an derselben Stelle, an der sie, nachdem sie lange vor seinem eben vollendeten jüngsten Werk, einer betenden Märtyrerin, dagestanden, überwältigt von dem Gedanken an die Trennung, mit Thränen in den Augen ausgerufen: „Meister, was bleibt mir auf Erden, wenn ich Dich nicht mehr sehen und . . . lieben darf!"

Er sah dieses wunderbare Weib, wie es da gekniet hatte; er fühlte noch den heißen Druck ihrer Hand, dieser Hand, die er gemeißelt als das schönste Modell, die da vor ihm auf einem mit einem Teppich bedeckte Postamente lag. Er sah diese in ihrer Verehrung so frommen und doch so heiß leuchtenden Augen, wie sie noch ein letztes Mal zu ihm aufgeblickt hatten; in seinem Ohr hallte es noch einmal: wenn ich Dich nicht mehr sehen und . . . lieben darf! . . .

Ein Schauer durchrieselte ihn; oft schon, namentlich in jüngeren Jahren hatte er den höchsten Lohn aus schönen Frauenaugen geerntet, aber er war kalt geblieben, hatte nur seiner Kunst gelebt, nur für sie ein ruhiges, leidenschaftsloses Leben gesucht, und jetzt hatte diese wie ein Komet in seine Bahn einbrechen müssen! Er hatte mehrfach in Julianes Wesen ihm gegenüber eine ihm unnatürlich erscheinende Exaltation gefunden, aber dieselbe der Überschwänglichkeit ihrer Natur zugeschoben. Dieser stürmische Gefühlsausbruch, die Erinnerung an denselben schreckte ihn endlich aus seiner Versunkenheit auf.

„Gott sei Dank, sie ist fort!" rief er umherschauend und aufspringend, denn eben vernahm er draußen die Stimmen seiner aus der Stadt zurückkehrenden Leute.

Mit freier Stirn und unbefangener Miene erschien er bald darauf an der Mittagstafel. Er hatte vergessen, was ihn so schwer bewegt. Der Anblick der Gattin rief keinen Vorwurf in ihm wach, denn er hatte ihr nichts abzubitten; er herzte seine Kinder und plauderte in bester Laune.

Er achtete nicht darauf, wie engbrüstig Gerta an der Tischunterhaltung teilnahm, wie sie zuweilen so schwer aufatmete, sah nicht den Schatten, der sich um ihre Augen gelegt. Er sprach nicht von den beiden, die ihnen eben Lebewohl gesagt hatten, und ging nach der Tafel, wie gewohnt, an seine Arbeit.

In der That schienen die beiden schon am nächsten Tage vergessen zu sein. Es war nicht mehr von ihnen die Rede. Erich war in seiner gewohnten ruhigen Stimmung, und Gerta überließ sich eifriger als sonst ihren wirtschaftlichen Pflichten. Die Ärmste, sie suchte zu vergessen, was sie schwerer beurteilte als sie Ursache hatte, aber wirklich zu verschmerzen, war sie nicht imstande.

Ihre sonst so unerschütterliche Gesundheit schwand seitdem nach und nach, ihre Gemütsverfassung blieb eine verschleierte. Sie fühlte sich unfähig, in früherer Harmlosigkeit mit dem Gatten zu plaudern; sie blieb wohl dieselbe als Gattin und Hausfrau, aber es entstand eine Erkaltung zwischen beiden, die er ebenso schwer empfand wie sie, denn kalt und zuweilen

sogar recht öde erschien ihm sein Haus, bis er in einer schleichenden Krankheit Gertas die allerdings traurige Aufgabe suchte, sich in voller, alter Zuneigung wieder mit ihr zu beschäftigen, um ihr das Leiden erträglich zu machen.

Und sie dankte es ihm oft mit Thränen in den Augen, wenn sie mehr und mehr ihre Unheilbarkeit fühlte; ihr letzter Blick war eine Vergebung, mit der sie in seinen Armen entschlief.

Bis zu ihrem Ende hatte Erich keine Ahnung von dem, was an ihrem Leben genagt, und er erfuhr es auch nach diesem nicht, denn Gerta hatte keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen, hatte ihr Geheimnis mit ins Grab genommen.

Er betrauerte sie aufrichtig, denn sie war ein gutes Weib gewesen; mehr zu sein hatte sie nicht vermocht bei allem redlichen Wollen. Er schaute auf seine Kinder, von denen nur das älteste, ein geistig gut veranlagter Knabe von vierzehn Jahren, ihn tiefer verstanden zu haben schien, wenn er an und in der Dahingeschiedenen wohl oft vermißt, was er in seiner künstlerischen und gesellschaftlichen Stellung zu fordern berechtigt gewesen, und dabei kehrten jetzt, wo er allein war, seine Gedanken wohl zu jener zurück, die vielleicht die Ursache ihres so frühen Todes gewesen.

Aber Juliane war verschollen für ihn, vielleicht dank der Vorsicht ihres Vaters, der ihrer Schwärmerei zuweilen mit Kopfschütteln zugeschaut hatte, und er selbst sagte sich, es sei besser, sie sähen sich jetzt nicht mehr wieder, das werde doch nimmer gut sein können.

Zweites Kapitel.

Ein Jahr und darüber verstrich dem, wie man ihn allgemein nannte, noch so jugendlichen Meister. Eine fremde Person erzog seine gerade jetzt sich schnell entwickelnden Kinder, eine andere führte seinen Haushalt. Beide waren und blieben ihm fremd; nur wenn er sich abends von seinen Kindern umgeben sah, oder wenn er im Künstlerverein oder draußen in Freundeskreise war, taute ihm sein Herz auf. Er arbeitete mit altem Fleiß, doch er sagte sich selbst: nicht mit alter Lust; ihm fehlte alles, was sein Herz erwärmen konnte.

Julianes gedachte er nur, wenn ihm im künstlerischen Schaffen ein weiblicher Genius vorschwebte. Weder Kolbert noch sie hatten auch während dieser Zeit etwas von sich hören lassen. Auch die schöne Marmorhand auf dem schwarzen, polierten Steinpostament in seiner Werkstatt war längst verschwunden; er hatte sie schon einige Wochen nach Juliannes Abreise in Trümmern am Boden liegend gefunden und war weit entfernt gewesen, zu argwöhnen, daß Gerta es gewesen sein könne, die in ihr die „Hand ihres Schicksals" erkannt, in einem Augenblick überflutenden Schmerzes sich hatte hinreißen lassen, sie zu Boden zu werfen.

Daß er mit seinem Ruf, seiner Persönlichkeit und seinem schönen Landhaus, dessen herrliche Anlagen jetzt lange nicht mehr so sorgfältig gepflegt wurden, sich wieder vermählen werde, darüber war man einig. Die Ungemütlichkeit seiner Existenz, die Notwendigkeit, namentlich seinem jüngsten Kinde eine mütterliche Freundin zu geben, legten auch ihm den Gedanken oft nahe, aber er zauderte.

Ein Weib wie Juliane wäre ihm damals mit seinen vierzig Jahren trotz seines frischen, blühenden Äußeren zu jung gewesen. „Sie ist ein Brander," sagte er sich, doch erwärmt durch die Erinnerung an sie. „Ich würde nur mit einem weiblichen Wesen noch glücklich sein können, das Herzensinnigkeit, Bescheidenheit und Verständnis für die häuslichen Anforderungen eines Künstlers besitzt und meinen Kindern eine mütterliche Liebe entgegenbrächte; wo aber eins finden, das nicht gewohnt ist, nur sich selbst im Spiegel zu suchen und zu lieben! Seit Gerta tot, beschleicht mich oft das Gefühl der Furcht, ich werde noch unglücklich werden, und wodurch anders würde mir dies am sichersten passieren als durch eine unglückliche Ehe? Aber die Kinder verwildern mir, der Knabe tritt in seine Flegeljahre, die Mädchen entbehren einer sie für Leben und Gesellschaft vorbereitenden Leitung . . . Ich will mit mir ernstlich zu Rate gehen. Nur nicht mich unglücklich machen durch eine Ehe mit einer dieser Modepuppen!"

Das that er, und die Umstände kamen ihm zu Hilfe. Einer seiner älteren Kollegen, Cornelius Linke, den er besonders hochschätzte, der aber durch anhaltende Kränklichkeit zu jeder Thätigkeit unfähig, auch mit seinen zwei Söhnen recht viel Unglück gehabt und dadurch auch geistig niedergedrückt war, bedurfte seiner Teilnahme. Täglich besuchte er ihn und fand besonderes Interesse an der so unterhaltenden Gattin, an der einzigen Tochter, die den alten Künstler mit so viel Hingebung pflegte. Gern plauderte er mit der letzteren, einem hübschen, zwanzigjährigen Mädchen, dessen zartes, inniges Gemüt ihn fesselte.

Er beobachtete Ella Linke jedesmal, wenn er kam, mit besonderem Interesse und fand in ihr alles, was ein junges Weib liebenswert macht: Sinn für Häuslichkeit, Bescheidenheit und namentlich ein wahres Verständnis für die Kunst, in deren Kreisen sie ja aufgewachsen war. Auch seine älteste Tochter Clotilde, damals kaum fünfzehn Jahre alt, schwärmte für Ella in kindlicher Zuneigung, und so überraschte er seine Kinder eines Tages durch die Mitteilung, er sehe sich genötigt, für sich eine Hausfrau, für sie eine Mutter zu finden.

Arnold, der einzige Sohn, ein etwas allzu flotter Gymnasiast, murrte. Er brauche keine neue Mutter mehr, sagte er. Clotilde überlegte, daß der Vater vielleicht recht haben könne, denn sie hatte beobachtet, ihm fehle die Seele seines Heims, er hatte nicht mehr die frühere Lust an dem schönen Landhause, das er so freudig bezogen. Marie, die Jüngste, weinte, als sie ihre Erzieherin verlieren sollte, die dem Vater nicht genügte.

Wer denn „die Dame" sei, wünschte Clotilde nach einigen Tagen zu wissen, und er legte ihr lächelnd den Arm über den Nacken.

„Du kennst sie bereits! Dieselbe, die Du so

liebenswert fandest, als vor acht Tagen mein alter, leider kränklicher Kollege Herr Linke mit Frau und Tochter uns seinen Besuch machte. Er ist ein verdienstvoller Künstler, aber man fürchtet, er werde ganz erblinden. Seine Tochter ist ein bescheidenes, liebes Wesen; freilich ist sie nur wenige Jahre älter als Du, aber ich wüßte keine andere für uns. Auch ihre Mutter mit ihrer stets heiteren Laune würde dazu beitragen, Frohsinn in unserem Hause zu bereiten. Ich habe deshalb schon meinen Antrag gemacht und infolgedessen besuchte uns die Familie."

Clotilde war zwar überrascht, aber sie fügte sich. Aus diesem Gesichtspunkt hatte sie Ella Linke noch nicht betrachtet.

„Wie Du willst," sagte sie. „Du mußt ja wissen, was Du thust!"

Arnold setzte seine Mütze auf und verließ unzufrieden das Zimmer. Er vermochte nichts zu ändern in des Vaters Entschluß, das wußte er.

Die Hochzeit geschah also in aller Stille. Die junge Frau zog in das Haus, und als bald darauf ihr Vater starb, folgte ihr auch die Mutter in dasselbe. Alles gestaltete sich über Erwartung gut. Erich verehrte seine zweite Gattin nicht nur, wie er gewollt hatte, das sanfte, anschmiegende Wesen Ellas zwang ihn, sie zu lieben, sie auf Händen zu tragen. Sein weiches Künstlergemüt bedurfte einer ihn verstehenden Seele; Ella verstand es, ihm seine Wünsche abzulauschen, und nie war er freudiger bei seiner Arbeit gewesen, als seit sie ihm sein Heim so behaglich machte, wenn er den Meißel hingelegt und sich den Seinigen, seinen Freunden widmete, die dasselbe fleißiger als ehedem aufsuchten.

Eine große Befriedigung war es ihm, daß auch seine Kinder sich in das neue Verhältnis zu schicken wußten. Clotilde schloß sich recht innig an die Stiefmutter als an eine Freundin, Marie hing sogar schwärmerisch an ihr. Nur Arnold hatte lange noch so manches auszusetzen.

Prinzipiell, so erklärte er der Schwester, habe er nichts gegen eine Stiefmutter, wenn sich der Vater glücklich fühle, aber für die Großmama da oben im Frontspitz-Zimmer habe er nichts übrig. Schwiegermütter im Hause thäten niemals gut, eine alte Frau jedoch mit dieser Lebenslust sei ihm unsympathisch. Anstatt sich hinzusetzen und die Wäsche, die Strümpfe zu flicken, mache sie große Ravage im Haus und bringe immer neue Bekanntschaften in dasselbe. Schmarotzer verkehrten schon genug darin, denn der Vater liebe es schon, Freunde und einheimische und fremde Verehrer um sich zu sehen, wenn er sich müde gearbeitet habe. Ein solches Temperament passe nicht für eine alte Frau, und die Stiefmutter sei thöricht, sich durch sie zu so viel unnötigen Ausgaben verleiten zu lassen.

Indes, wer hörte auf ihn. Ella verstand es, dem Stiefsohn wenn auch nicht zu imponieren, wenn er trotzig oder mürrisch war, doch ihm eine stumme Achtung, wohl auch Zuneigung einzuflößen, die er offen zu bekennen sich nur selten herbeiließ. Ihr Walten im Hause war ein so sanftes, liebenswertes, daß kein Mißklang das herzliche Zusammenleben der Familie störte, und Erich namentlich sah in ihr das Ideal edler, bescheidener Weiblichkeit. Er segnete den schweren Entschluß, den es ihn gekostet hatte, dies neue Band zu knüpfen.

Und so waren ihm denn jetzt fünf Jahre auch in dieser Ehe verstrichen. Ella glaubte er es zu verdanken, daß er sich so wohl, so jugendlich und thatkräftig fühlte wie nie zuvor, daß er selbst davor erschrak, als seine Freunde und Kollegen ihn überredeten, das Fest seiner fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit als Akademiker zu feiern.

„Ich ein Jubilar!" rief er mit einem Blick in den Spiegel auf seine noch so jugendfrische Gestalt, auf das faltenlose Antlitz und das noch dunkle, volle Haar, während Ella ihm zulächelte. „Aber sei es denn! Und gleichzeitig soll damit auch die Verlobung Clotildens proklamiert werden!"

Er ahnte nicht die schwere Prüfung, die ihm dieser Freudentag bereiten sollte.

* * *

Unter den vielen Freunden des Hauses war Moritz von Leitner der Bevorzugte der Frau Linke, Ellas Mutter, so daß Arnold, der an der nahen Universität bereits im ersten Semester stand und in den Ferien zurückkehrte, behauptete, sie, die alte Frau, verlange noch von diesem ihm unausstehlichen Menschen die Cour gemacht zu haben.

Er hatte nämlich bemerkt, daß die Stiefmutter ihrerseits ernster und schweigsamer wurde, wenn Leitner kam, aber auch, daß sie ihm trotzdem die größte Artigkeit erwies; ja er mußte gewahren, daß es ihm sogar endlich gelungen war, ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen.

Aber er schwieg dazu, nur Clotilde gegenüber äußerte er seinen Unwillen. Dieser Leitner habe immer Sirup auf den Lippen, spiele den Aristokraten und dabei wisse niemand, wovon er lebe. Er begreife die Mutter nicht . . .

Arnold hatte überhaupt seine Aversionen, so auch gegen den jungen Bankiersohn Oswald Sternfeld, mit dem sich Clotilde verloben sollte; im Grunde galt diese Abneigung aber dem Vater des jungen Referendars, einem geldstolzen alten Herrn, der ihm für den Künstlerruhm seines Vaters nicht Hochachtung genug zu hegen schien.

Oswald Sternfeld war ein junger Mann, dem niemand übel wollen konnte. Wenn man ihn im Hause des Professors sah, hielt man ihn auch für einen jungen Künstler. Er hatte nicht nur etwas Weiches, Phantastisches in Wesen und Sprache, auch sein Äußeres hätte ihn kaum zu einem Geschäftsmann qualifiziert, zu welchem der Vater ihn hatte ausbilden wollen.

Mit seinem blonden lockigen Haar und Vollbart, seinen blauen Augen, die immer so freundlich lächelten, seinem Wuchs, in welchem Eschborn den eines Antinous erkannte, seinen feinen weißen Händen und der vornehmen Zurückhaltung in seinem Wesen sprach er überall an, und kaum war ein Mädchen glücklicher gewesen als Clotilde, als Oswald nach kurzem Verkehr in diesem gastfreien Hause um sie warb, ohne Wissen

seines Vaters, wie er gestand, aber in der Überzeugung, dieser werde schon zustimmen.

Das letztere war's eben, was Arnold nicht gefallen wollte; er witterte sogar ein Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn wegen dieser Wahl des letzteren; er ward deshalb kühler gegen Oswald, erklärte Clotilde, sein Vater betrachte die Sache viel zu unbefangen, die Leute sprächen von diesem Verhältnis, seine Kommilitonen fragten ihn immer, und da sah er denn zu seiner Befriedigung, wie der alte Bankier endlich eines Morgens mit Oswald vorfuhr, um seinem Vater seinen Besuch zu machen. Die Sache war also geordnet und die Veröffentlichung für den Tag vor des Professors Jubelfest verabredet.

Drittes Kapitel.

Es ging also bald recht lebhaft zu in dem hübschen, draußen vor der Stadt inmitten eines wohlgepflegten Gartens an der Chaussee gelegenen Landhause, an dessen Front sich Glycinen und wilder Wein bis zum Fries des Daches emporrankten. Die Fenster des Erdgeschosses waren geöffnet, laute, lustige Stimmen drangen durcheinander in den Garten heraus, dann plötzlich erschallte ein helles Anschlagen an ein Glas, eine einzige Stimme nahm das Wort zu einer Rede, die von rauschendem Beifall unterbrochen ward; dann ein lautes Hoch, Hoch und wieder Hoch, ein Gläserklingen, ein noch lebhafteres Stimmengewirre; dann plötzliche Stille. Wieder erhob sich eine andere Stimme, der andächtig zugehört wurde, endlich wieder froher, freudiger Applaus und so fort.

Man feierte Erichs Jubiläum, davon zeugte die Guirlande über dem Portal, aus welchem eben drei jungen Männer mit erhitzten Gesichtern in den Garten heraus und über den mit grauem Kies bestreuten Steg in die große Geisblattlaube traten, gefolgt von einem Lohndiener, der ihnen eine Flasche Champagner und die Gläser nachtrug.

„Gott sei Dank, daß wir uns endlich drücken konnten!“ rief der älteste der drei, Arnold, jetzt bereits akademischer Bürger, ein dunkler Krauskopf von zwanzig Jahren, mit keckem, übermütigem, erhitztem Gesicht, lustigen braunen Augen und einem strebsamen Flaum auf der Oberlippe, der sich rittlings auf einen der Gartenstühle setzte, während der Diener die Flasche öffnete. „All den Blödsinn von Reden anhören zu sollen, das kann denn doch kein Mensch verlangen! . . . Mein Alter thut mir leid heute als junger Jubelgreis! Deputationen des Magistrats und der Akademie haben sich mobil gemacht und dazu alle die Verehrer und Freunde mit ihren Weibern und Töchtern! . . . Afrikanische Hitze dabei!“ Er füllte sein Glas mit Champagner. „Ich komme Euch dies!“ Auch die anderen beiden füllten ihre Gläser und stießen mit ihm an, ihm immer das Wort lassend. „Saht Ihr nicht, wie meinem Alten durch alle diese oratorischen Ergüsse die Lorbeern förmlich auf dem Kopf wuchsen? Aber das Fest war leider nur ein halbes. Meine Schwester, die arme Clotilde, hatte gehofft, heute als Braut sich gehuldigt zu sehen, und da läßt der zukünftige Schwiegervater erst heute morgen absagen, Kränklichkeit hindere ihn zu erscheinen, er bitte also, die Verlobung um einige Tage hinauszuschieben! Als hätte die nicht auch ohne ihn geschehen können!“

Unzufrieden ließ er sein Glas an die der früheren Schulkameraden klingen. Ein stürmischer Toast drang zugleich durch die offenen Fenster des Hauses heraus; diesem folgte ein anhaltendes Scharren der Stühle drinnen auf dem Parkett, ein Zeichen, daß man sich von der Tafel erhebe.

Paarweise quollen förmlich die Gäste mit erhitzten Gesichtern, Arm in Arm, aus der Thür des Landhauses über die wenigen Stufen der Freitreppe heraus, in heiterster Laune, mit vollen Lungen die frische Abendbrise einatmend, die eben durch den Garten strich.

Ihnen voran schritt Professor Erich Eschborn. Er ließ am Fuße der Treppe den Arm einer älteren Dame mit frischem, fast jugendlichem Gesicht und ergrauendem Haar, seiner Schwiegermutter, frei, drückte ihr noch einmal die Hand und wandte sich dann zu seiner jungen Gattin, die sich eben vom Arm eines seiner Kollegen löste, um ihr herzliche Worte des Dankes für die Anstrengung zu sagen, der sie sich heute unterzogen hatte.

Man plauderte, lachte, schaute der sich eben neigenden glutrot untergehenden Sonne zu, während die drei jungen Leute die Gelegenheit benutzten, um unbemerkt hinter der Laube zu verschwinden.

Das Festgelage hatte früh geendet, weil die Herren der Deputationen aufbrechen mußten. Der Jubilar hatte für sie und für alle die liebenswürdigsten, verbindlichsten Worte. Seit lange hatte man ihn nicht so heiter gesehen. Seine Rede, die er eben namentlich an die Damen richtete, sprudelte von Geist, sein Lächeln von Gemüt, und wie er schließlich den Arm um den schlanken Leib seiner etwa zwanzig Jahre jüngeren Gattin, seiner zweiten Frau, legte und sie auf die Stirn küßte, geschah dies mit der Herzensfreude eines sie aufrichtig verehrenden Mannes. Auch wie er Clotilde, seiner ältesten Tochter, die eben an ihm vorüber wollte, den Arm um den Hals legte und sie küßte, zeigte er sich als zärtlicher Vater, während das Mädchen, ihn abwehrend, einem jungen Mann, der eifersüchtig zuschaute, ein heimliches Lächeln spendete, sich losriß und der Gesellschaft zurief:

„Der Thee wird hier in der Laube serviert. Vorher erwartet uns der Croquetplatz hinter dem Atelier! Wer mich lieb hat, folge mir!“ Dabei warf sie, eine frische, liebliche Erscheinung im weißen Mullkleide, mit lichtbraunem Haar, in Jugendlust leuchtenden schelmischen braunen Augen, wieder einen Blick auf denselben jungen Mann, der sich ihres Armes bemächtigte und der Gesellschaft winkte, ihnen zu folgen.

„Es that mir recht leid!“ wandte sich Erich Eschborn an einige Gäste, „daß Clotildens Verlobung heute nicht bei dieser festlichen Gelegenheit mitgefeiert werden konnte! Sternfelds Vater, der durchaus dabei

sein wollte, ließ erst heute morgen sagen, er leide wieder an einem Gichtanfall und bitte, die Verlobung noch aufzuschieben. Aber sie sind ja beide noch jung genug; es kann ihnen auf ein paar Tage oder Wochen nicht ankommen!... Wie denkst Du darüber, Mamachen?" Er legte der Schwiegermutter die Hand auf die Schulter, einer Frau von sechsundvierzig Jahren, mit einem Gesicht, das kein Fältchen zeigte, deren braungelbe, hübsche und lebhafte Augen noch eine seltene Lebenslust ausstrahlten, und blickte dann zu seiner Gattin hinüber, die in Unterhaltung mit einigen älteren Herren die Zerstreutheit einer Hausfrau verriet, die ängstlich bedacht für ihre Gäste ist.

„Ella," er trat wieder zu ihr, „ich sah's Dir bei Tische an, es fehlte Dir etwas an der Festfreude! Clotilde nahm es viel gefaßter hin, als sie bei Tafel nicht die Rolle als Braut spielen konnte; Oswald hingegen schien seines Vaters wegen auch nicht in seiner gewohnten Fröhlichkeit... Doch denken wir nicht daran, die Jugend amüsiert sich bereits auf dem Croquetplatz! Willst Du nicht die Gäste dahinführen?"

Ella, in weißer Seidenrobe, eine fast überschlanke Gestalt mit starker Büste, schmalem Gesicht, scharfgeschnittenen Lippen und einem nervösen Zug um dieselben, nicht eigentlich schön, doch fesselnd durch den eigentümlich schwimmenden Glanz ihrer melancholischen, ein nicht ganz befriedigtes Gemüt andeutenden Augen — Ella, erst im fünften Jahre verheiratet, schien heute ein wenig abgespannt, doch suchte sie dies merkbar durch äußere Lebhaftigkeit zu verbergen.

„Die Herren verabschieden sich zu meinem Leidwesen schon jetzt!" versetzte sie, auf eine Gruppe deutend, die, nachdem die Damen sich schon zum Croquetplatz entfernt hatten, zurückgeblieben waren und sich eben auch an den Professor wendeten, um ihm ihren Dank zu sagen und zu bedauern, daß sie — Deputationsmitglieder des Magistrats und der Akademie — sich schon entfernen müßten. Sie nahm die Abschiedskomplimente der Herren hin; und sichtbar erleichtert schaute sie ihnen nach, als ihr Gatte dieselben zur Gartenpforte begleitete.

Zerstreut schaute sie zum Himmel auf, über den sich schon die erste frühe Dämmerung des Augustabends legte, preßte, schwer aufatmend, die Hand auf die Brust und erschrak, als sie hinter sich die Stimme der Mutter vernahm, die, des Ausruhens bedürftig, eben einen Stuhl vor der Laube suchte.

„Du erwartest Herrn von Leitner noch, der gerade heute fehlte!... Du fühlst Dich überhaupt nicht wohl, Ella!" setzte sie mit halber Stimme hinzu. „Du ludest Dir zu viel bei der Bewirtung der Gäste auf, bedachtest nicht Dein nervöses Unbehagen, über das Du zwar nicht klagst, das Du aber doch nicht zu verbergen imstande bist. Ich riet Dir immer: schone Dich! Aber vielleicht liegt es gerade in Deinem Unwohlsein, daß Du es nicht kannst. Ich wollte, Arnolds Ferien wären wieder vorüber, denn der Junge ist rücksichtslos wie sie alle in dem Alter, namentlich gegen eine Stiefmutter, sind, und stört Dir die Ruhe, deren Du bedarfst. Und dazu mußte heute auch noch diese unvermeidliche Festlichkeit kommen!... Warum gingen die Herren von der Deputation bereits so früh fort? Ich lud sie vergebens ein, doch die Illumination noch zu erwarten... Herrliche Reden, die an der Tafel gehalten wurden! Und Dein Mann war in so kostbarer Laune, er sieht heute wieder aus, als habe er kaum seine dreißig!"

Es schien der Mutter ein Bedürfnis, die Tochter von Gedanken abzuleiten, die sie in der zerstreuten Miene derselben las. Sie beobachtete Ella auch mit einer gewissen Unruhe.

Diese antwortete nicht; sie blickte in steigender Erregung in der Richtung des Gartenthors. Die Mutter bewegte ungeduldig den Fächer über der Brust.

Erich kehrte eben vom Ausgang zurück, wohin er die Herren begleitet hatte. Zufrieden mit dem Verlauf der Festlichkeit und den ihm von außen gebrachten Ovationen, gewahrte er kaum die Blässe der Gattin, als er zu ihr trat und nach der Gesellschaft umherschaute, da er die beiden Frauen so allein vorfand.

„Ich bin doch froh, daß es vorüber ist!" meinte er, den Rauch seiner Cigarre in die Luft blasend. „Clotilde und Marie höre ich dahinten lachen; die Mädchen sind lustig! Wo ist Arnold? Er sagte mir bei Tische von einem Kneipabend, an dem er nicht fehlen dürfe... Du wolltest den Thee hier in der Laube servieren lassen; sagtest Du nicht so?... Und wie ist's Dir, Mama?" wandte er sich aufmerksam an die Schwiegermutter, ihr die Wange streichelnd. „Man hat mich bei Tafel erdrückt mit Schmeicheleien, und dabei muß ich eben daran denken, ob mir meine Leute, die sich für sich in der Stadt amüsieren, nicht die Masse im Atelier trockenen lassen!... Eine günstige Nachricht übrigens! Einer der Herren der städtischen Deputation sagte mir, meine Psyche solle mir zu Ehren für das städtische Museum angekauft werden, während sie doch schon von dem reichen Amerikaner, der gestern mein Atelier besuchte, sozusagen auf dem Halm gekauft worden ist... Doch reden wir heute nicht vom Geschäft! Kommt, laßt uns die Gäste suchen; es thut mir leid, daß sich einige schon nach dem Diner verabschiedet haben."

Der Abend war schnell herabgesunken. Überrascht sah er, wie hinter dem Atelier bereits die Lampions angezündet wurden, die ihren bunten Regenbogenschein über den Rasen des Gartens und den eine Tenne bildenden Platz warfen, auf welchem am Abend die Jugend noch tanzen sollte.

„Geh mit der Mutter! Ich habe hier alles zu ordnen!" bat Ella. „Führt sie hierher, doch übereilt Euch nicht, damit ich Zeit habe! Der Klavierspieler für den Tag ist auch schon gekommen."

Die Mutter erhob sich bereitwillig. Erich reichte ihr den Arm, während aus den hinteren Räumen des Hauses soeben schon eine Tanzmelodie auf dem Piano erklang.

„Apropos," wandte er sich noch zurück. „Warum fehlte denn heute unser sonst so treuer Gast, Herr von Leitner? Arnold sagte mir, er habe ihn gestern in der Allee gesehen, wie er sich eine Festrede ein-

studierte.“ Seine Frage klang etwas ironisch, aber absichtslos und heiter.

Die Gattin hörte sie nicht. Er schien auch auf eine Antwort nicht zu warten und führte die Schwiegermutter davon.

„Er kommt nicht, und ich stehe bereits eine Todesangst aus!“ flüsterte Ella, ihm nachschauend. „Daß dieser Tag auch gerade mit dem Jubiläum zusammenfallen muß! Und dabei soll ich eine heitere Miene zeigen, während mir das Herz hämmert . . .“

Ein Schatten fiel eben vor sie auf den breiten Lichtstreif der Lampions. Sie erschrak, legte die Hand auf die Brust und starrte auf die elegante Gestalt eines Mannes in schwarzem Überrock, der lächelnd, mit dem Hut in der Hand, sie begrüßte und die ihrige suchte, um sie an seine Lippen zu führen.

„Sie, Herr von Leitner!“ rief Ella, sich von ihrem Erschrecken wieder erholend und mit Bangen in die feinen, fast mädchenhaften Züge eines Mannes von kaum mehr als dreißig Jahren blickend. „Ich erwartete Sie vergebens, und mit dieser Angst im Herzen mußte ich eine frohe, lächelnde Miene zeigen!“

„Bitte tausendmal um Verzeihung, Ella! . . .“

Den Ausdruck peinlichster Spannung im Antlitz der letzteren, verscheuchte sein verbindliches Lächeln nicht, das offenbar die Gesellschaftsmaske eines Lebemannes war, als welchen ihn sein ganzes äußeres Erscheinen kennzeichnete. Er zog den Handschuh ab, ließ das schmale Schnurrbärtchen durch die Finger gleiten, und seine grellen, hellgrauen Augen ruhten auf ihr mit einer Gelassenheit, als begreife er ihre Aufregung nicht.

„Sprechen Sie schnell!“ stieß sie heraus. „Foltern Sie mich nicht! Welche Nachricht bringen Sie?“

Herr von Leitner zögerte mit der Antwort.

„Zu meinem Bedauern keine günstige! Doch beruhigen Sie sich, Ella! Von der Bahn kommend, gönnte ich mir nicht die Zeit, mich in den Frack zu werfen; das Diner mußte ja auch schon vorüber sein! Es that mir so leid, an diesem Ehrentage meines Freundes bei demselben fehlen zu müssen. Aber es galt ja, Ihnen zu dienen, und Sie werden bei ihm für mich ein gutes Wort eingelegt haben!“

Ellas Unruhe wuchs.

„O mein Gott, so sprechen Sie doch! Sie verhießen mir, mich endlich aus dieser furchtbaren Lage zu ziehen, und Sie stehen da vor mir . . .“ Angstvoll fragend starrte sie ihn an.

„Ich hoffte ja, es zu können, und mit einiger Sicherheit! Ich rechnete auf meinen Bruder; ich hatte ihm meinen Besuch auf seinem Gutshof angezeigt mit der Andeutung, ich müsse ihn in dringender Geldangelegenheit sprechen. Er aber war am Morgen schon verreist, und erst bei meiner Rückkehr fand ich soeben seine Botschaft, die freilich den Eindruck eines bedauernden Achselzuckens auf mich machte.“

Ella senkte die Stirn; ihre Hand fuhr nach der Lehne des Gartenstuhls neben ihr, als suche sie eine Stütze.

„So bin ich verloren!“ hauchte sie vor sich hin.

„Aber um des Himmels willen!“ Auch seine Hand streckte sich aus nach ihr, als erschrecke er über diese Wirkung seiner Botschaft. „Ist es denn so drohend, so . . .? Es wird sich ja anderer Rat finden lassen!“ Er trat zu ihr, sie wich zurück.

„Keiner!“ ächzte sie kaum hörbar vor sich hin. Und ihm abwehrend setzte sie hinzu: „Suchen Sie die Gesellschaft! Überlassen Sie mich mir selbst! . . . O, mein Gott!“ Sie führte das Taschentuch vor die Stirn und wandte sich schwankend ab.

„Ella, nehmen Sie Vernunft an! Lassen Sie uns überlegen! Sie wissen ja, daß ich zu jedem Opfer, daß ich für Sie durch das Feuer zu gehen bereit bin! Verlieren wir den Kopf nicht! Ich hatte so sicher auf den Bruder gerechnet; es war ein Fehlschlag, den ich nicht befürchtet habe! Ich werde weiter bemüht sein, und Sie werden ja Frist erhalten!“

Sie hörte ihn nicht. Schmerzend drangen in ihr Gemüt die Freudenlaute der Jugend beim Croquet von drüben herüber; angstvoll richtete sie die Augen auf den hellen Lampenschein, in welchem sie die Töchter mit ihren Freundinnen in den lichten Sommergewändern sich über die Tenne bewegen sah.

Auch er, wie er mit herabhängend übereinandergelegten Händen dastand und in den Lichtkreis starrte, empfand sichtbar den Kontrast; er that einen Schritt zu ihr, wie sie, tief in den Gartenstuhl zurückgelehnt, das Taschentuch auf die Augen preßte, um gewaltsam die Thränen zurückzudrängen.

„Ella,“ bat er, ihr leise die Hand auf den Arm legend, „Sie wissen, welch ein treuer Freund ich Ihnen geblieben bin, seit das Schicksal es nicht gewollt, daß wir einander gehören sollten! Keine Freude, kein Schmerz, die Sie bewegten, blieben mir fremd; ich teilte beides, und wärmer, aufrichtiger als ihr Gatte, den seine rastlose Thätigkeit nur zu oft verhinderte, Ihnen eine ausreichende Stütze zu sein. Ich ward Ihr Ratgeber, Ihr Vertrauter, nicht nur Ihr Freund, auch der Ihrer Kinder; warum entziehen Sie mir jetzt Ihr Vertrauen? Es ist ja wahr! Indem ich jetzt für Sie Rat zu schaffen suche, zwingt mich die Delikatesse, nur da für Sie anzupochen, wo ich der Diskretion versichert sein darf, denn Sie wissen ja, wie die Welt so gern geneigt ist, eine intimere Beziehung zwischen uns zu argwöhnen, als sie berechtigt ist; Sie begreifen also die Schwierigkeit, mit der ich in dieser so bedauernswerten Angelegenheit zu kämpfen habe, die jetzt zur Krisis geworden ist und nicht nur Ihre Gemütsruhe zerstört, auch zu meinem aufrichtigen Schmerz vielleicht die traurigste Wirkung auf das Glück der Familie üben kann! . . . Und daß ich selbst eine Mitschuld daran tragen muß! . . . Der Gedanke, einem mir so teuren Wesen . . .“

Sie unterbrach ihn, sich ungestüm erhebend.

„Ich sehe es endlich ein!“ rief sie mit fast rauher Stimme. „Sehe es mit bitterer Reue ein, wie verhängnisvoll geworden ist, was Sie mir da so rücksichtslos ins Gewissen rufen! Mit Befriedigung, ja, mit einem gewissen Stolz billigte ich es, daß mein Mann alle Geldangelegenheiten mir so ganz überließ; ich nahm es an, ohne mich selbst zu fragen, ob gerade ich dieser Aufgabe gewachsen sei, ich, die ich niemals von der Mutter, einer so geist-

wollen, aber in den ernstesten Lebensfragen so leicht denkenden Frau, an Sparsamkeit gewöhnt worden war! Sie waren der Teilnehmer aller der heiteren Tage, die ich den Meinigen zu bereiten suchte, der Zerstreuungen und Festlichkeiten. Auch Sie wurden, was nimmer hätte geschehen dürfen, der Freund unseres so übergastlichen Hauses, und Sie mißbrauchten dies, während ich in meines Mannes Einnahmen eine Aufforderung zu sehen glaubte, zur Verherrlichung seines Künstlernamens so viel Gastfreundschaft zu üben! Aber nicht nur ich, auch meine Mutter, meine Verwandten überschätzten unsere Einkünfte, unser Vermögen; sie wandten sich an mich, als sie mit oder ohne eigene Schuld in mißliche Lage gekommen waren, und ich gab bereitwillig. Sogar die eigene Mutter, als mein Vater als Künstler erwerbsunfähig geworden war, seit Jahren für seine Söhne, meine Brüder, zu ihrer Ausbildung nicht nur, sondern auch für ihre Ausschweifungen sich in Schulden gestürzt hatte, sie kam, mich für ihn um Hilfe beschwörend, und ich gab nicht nur, ich belastete mich selbst — mich und meinen Gatten ohne dessen Wissen sogar mit einer Schuld, die den Grund zu der Zerrüttung meiner, unserer Verhältnisse legte und mit all dem übrigen —" sie blickte ihn mit schwerem Vorwurf an, das letztere betonend — „in eine Lage geführt, die mich zur Verzweiflung bringt . . ."

„Ein Vorwurf für mich, den ich verstehe!" rief er mit düsterer Stirn. „Ich weiß, daß auch ich in Ihrer Schuld geblieben bin, aber ich werde sie zu tilgen bemüht sein! Neues Mißgeschick verfolgte mich! Aber Sie müssen ja einem Unglücklichen Verzeihung gewähren . . ."

„Kein Wort mehr!" rief sie zusammenfahrend, als sie eine ihrer Töchter hinter dem Hause in den Lichtkreis treten sah, die laut und froh nach der Mama rief, auch die zwei Lohndiener bemerkte, die eben, der eine mit einer großen Lampe, der andere mit dem Theeservice, auf die Laube zuschritten. Hinter ihnen, in dem Flackerlicht der Lampe gewahrte sie jedoch noch eine Gestalt in halbdunkler Kleidung, die nicht zu den Gästen gehören konnte, und mit einem grauen Hut in der Hand näherkommend, sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

Sie gab den Dienern Raum, ihr Antlitz abwendend, um ihre geröteten Augen nicht zu zeigen, blickte aber dabei absichtslos gerade dem Fremden ins Gesicht, der sich respektvoll vor ihr verbeugte und dann mit sichtbarem Erstaunen den in den Schatten zurücktretenden Herrn von Leitner anschaute, der ihm bekannt sein mußte.

Sie erschrak, als sie einen Advokaten vor sich sah, der mit ihrem Gatten befreundet war.

„Sie verzeihen, gnädige Frau," begann dieser mit ausgesuchter Artigkeit, als die Diener sich wieder entfernt hatten, „wenn mich gerade an diesem Ehrentage Ihres Herrn Gemahls meine Berufspflicht hierher führt, die mir unter diesen Umständen eine doppelt peinliche ist! Ich wartete bis zum Abend, um Sie bei dem Festmahl nicht zu stören, und will mich auch jetzt meiner Mission in aller Kürze entledigen!"

Er zog ein Portefeuille hervor, nahm ein längliches Papier aus demselben und zeigte es ihr, näher an die Lampe tretend.

„Es fragt sich eben nur, ob Sie diese Unterschrift als die Ihrige erkennen! Unterrichten Sie mich, so darf ich Sie nicht länger Ihrer Gesellschaft entziehen!"

Ella starrte mit Leichenblässe auf das von der Lampe so grell beschienene Blättchen. Ein Grauen überfiel sie vor der Hand, die es ihr reichte, vor dem Namen, den sie selbst auf dasselbe geschrieben. Ihr Herzschlag stockte; sie war nur eines unverständlichen Lautes fähig, der aber dem Advokaten nicht als ein Nein klang, denn dieser legte das Papier sofort wieder zusammen, vielleicht aus Mitleid für die Qual, die er in ihren Zügen las.

„So habe ich die Ehre, gnädige Frau!" Er verbeugte sich mit demselben Respekt.

Ella sah ihn nicht mehr, selbst als er, sich entfernend, noch im Lichtkreis der Lampe war. Wie ein Schleier lag es vor ihren Augen. Regungslos wie eine Marmorstatue stand sie da, in die Flamme starrend, dann die Augen schließend, bis laute, lustige Stimmen vom Atelier herüberdrangen.

Sie sah die Gesellschaft mit Lampions auf hohen Stangen sich heranbewegen, die beiden Lohndiener mit dem übrigen Theeservice voran, und mit einem gellenden Schmerzensschrei sank sie vor der Laube zusammen.

Herr von Leitner, schon im Begriff, sie aufzufangen, trat eilig wieder in den Schatten zurück, als er Clotilde auf den Schrei den Gästen voraneilen sah. Die Lampions erloschen, hingeworfen im Erschrecken von ihren Trägern, und alle stürzten angstvoll herbei.

Nur der Jubilar fehlte, denn der saß ahnungslos noch hinter dem Atelier, mit einem Freunde plaudernd, auf einer Gartenbank, von der aus er dem Spiel der jungen Leute zugeschaut hatte. Herr von Leitner war's, der sich eilig entfernte, um ihn herbeizurufen und einen der Diener zum Hausarzt zu senden.

Keiner von den die Ohnmächtige Umringenden vermochte zu erraten, was die bei Tafel noch so heitere Herrin des Hauses angefochten; nur eine, die Mutter derselben, als sie sich über das entstellte Antlitz der Tochter gebeugt, erhob sich wieder, das ihrige abwendend, als errate sie, und gab der so entschlossenen Clotilde Raum, die eine Wasserflasche und eine Serviette vom Tisch ergriffen hatte und kam, um der Unglücklichen die Stirn zu netzen. Schreckensbleich wandte sie sich in den Schatten und sank auf eine Rasenbank, das Antlitz verhüllend und bange lauschend, ob die Bewußtlose zum Leben zurückkehre. Sie allein mußte das Geheimnis kennen, als dessen Opfer sie die Tochter sah.

Viertes Kapitel.

Am andern Morgen war's fast unheimlich still in dem Eschbornschen Landhause.

Der Professor saß allein am Frühstückstisch, seine Cigarre rauchend, und lesend, was ihm die Post an

Gratulationsbriefen und Zeitungen gebracht. Keine seiner Töchter hatte er gesehen; sie mochten bei der Mutter sein, die ihn über ihren Zustand hatte beruhigen lassen, die er nicht stören sollte. Nur Arnold brachte ihm seinen Morgengruß, aber sichtbar verstimmt über den gestrigen Vorfall, von dem ihm erst bei seiner Rückkehr am späten Abend Clotilde erzählt hatte. Aber er berührte denselben dem Vater gegenüber nicht, um ihn nicht auch zu verstimmen.

Seit er in den Ferien wieder im Vaterhause war, hatte er neue Beobachtungen in demselben gemacht, die ihn verdrossen. Ella, die Stiefmutter, hatte er in ihrer Gemütsverfassung sehr verändert gefunden. Wohl hatte dieselbe auch früher schon zeitweise eine gewisse Melancholie gezeigt, aber diese hatte sich merkbar verschlimmert, und was da gestern abend mit ihr geschehen, als Leitner so spät noch erschienen war, gab ihm zu denken.

Er plauderte mit dem Vater, der so zerstreut war, durchlas die auf dem Tische liegenden Briefe, zog es dann aber vor, dieser Ungemütlichkeit im Hause aus dem Wege zu gehen und bis zum Abend einen Ausflug in die Umgegend zu machen.

Zur Beruhigung der Schwester, denn diese war in einer Nervenerregung und Verwirrung, die sie zwang, nachdem Arnold fort war, selbst Oswald, den Geliebten, nicht zu empfangen, als dieser unten im Hause erschien und sie dringend zu sprechen wünschte. Sie ließ ihn bitten, er möge am Mittag wiederkommen, sie habe der Mutter wegen die Nacht hindurch keinen Schlummer gefunden.

Das neunzehnjährige Mädchen, das eine so frohe, ungetrübte Jugend gehabt und den Mann gefunden, der so ganz nach ihres Herzens Verlangen war, hatte in der That diese Nacht in ihrer Unruhe um die Mutter das Lager verlassen, weil ihr so bange war; sie hatte das Zimmer der Großmutter gesucht, die gewiß auch nicht schlief, um mit ihr über den sonderbaren Vorfall am Abend zu sprechen, hatte aber das Bett derselben unberührt gefunden.

Diese war also ohne Zweifel auch jetzt am Morgen noch unten um die Mutter beschäftigt. Geräuschlos stieg sie frühzeitig die noch halbdunklen Treppen hinab, öffnete ebenso das Ankleidezimmer der Mutter vor deren Schlafgemach und horchte an der Thür derselben, nicht aus Neugier, aus aufrichtiger Teilnahme. Und da hatte sie die beiden miteinander halblaut sprechen gehört; aber was sie davon verstanden, hatte ihr Herzpochen verursacht, ihr einen, wenn auch nur ungefähren Aufschluß darüber gegeben, warum die Mutter in den letzten Tagen in so nervöser Stimmung gewesen. Sie hatte Sorgen — um Geld, so glaubte sie verstanden zu haben!

Als Clotilde sich dann gegen zehn Uhr, die jüngere Schwester vermeidend, angekleidet, litt es sie nicht in ihrem Zimmer; sie mußte frische Luft haben; ihr war's so bange im Herzen. Sie schritt die Treppe hinab und fragte die Stubenmagd nach dem Befinden der Mutter, der sie ihren Morgengruß bringen wolle. Diese sagte ihr, die Frau Professor habe ihr ausdrücklich befohlen, niemand zu ihr zu lassen, sie bedürfe absoluter Ruhe, und erwarte nur den Arzt.

Zaudernd stand sie allein im Erdgeschoß zwischen den, die hintere zum Garten führende Thür schmückenden, hohen Blattpflanzen, und da vernahm sie die Stimme der Magd, die mit einem durch das vordere Portal eingetretenen Herrn sprach. Sie vermutete den Arzt. Unbemerkt blickte sie durch die Pflanzen und erkannte — Leitner, der nach der Mama fragte.

Was wollte er, und so früh! . . . Sich erkundigen nach dem Befinden, ohne Zweifel . . . Aber die Magd trat doch bereitwillig in die zu den Zimmern der Mutter führende Thür, und er wartete draußen. Auch Clotilde blieb unbemerkt bis — er empfangen wurde und in jene Thür trat!

Sonderbar, er durfte zu ihr, die doch allein zu sein verlangt hatte! Sie wagte nicht, das Haus zu verlassen und schlich die Treppe wieder hinauf.

„Arnold mag doch recht haben!“ flüsterte sie, auf dem Podest innehaltend. „Auch mich beschleicht, ich weiß nicht warum, seit kurzem ein unheimliches Gefühl, wenn ich diesen Mann bei uns sehe! Er kam gestern so spät erst; ich sah ihn bei der Mutter, als diese jener Anfall traf . . . Hatte er die Schuld daran? . . . Ich muß jemand haben, mit dem ich sprechen kann; die Angst erdrückt mich, das Bewußtsein: er ist bei ihr! . . . Ich will den Vater aufsuchen, der schon so früh in seinem Atelier ist! Er will zwar auch nicht gestört sein, aber ich werde ihm sagen, der Mutter Zustand flöße mir Besorgnis ein!“

Sie schritt die Treppe wieder hinab und eilte durch die Steige zu dem isoliert liegenden Gartengebäude, vor dessen weinumranktem Eingang zwei antike Marmorstatuen die künstlerische Bestimmung desselben andeuteten.

Fünftes Kapitel.

Von neuem ermutigt durch alle die Huldigungen, die man gestern dem Mitbürger und Künstler gebracht, durch alle die Briefe und Depeschen, hatte der Professor sein Atelier betreten, in welchem er die letzte Hand an seine neueste Schöpfung, an seine Psyche, eine lebensgroße Statue in Marmor, zu legen hatte, die gestern so große Bewunderung seiner Gäste gefunden.

Er wollte sie bald verkaufen, denn — was ihm seit lange einmal passierte — er brauchte Geld; die Frau auch. Die immer größer werdenden Bedürfnisse der Kinder geboten Einschränkung im Haushalt, so hatte sie selbst gewünscht, als sie ihm ihre Verlegenheit gestanden, und nach der Feier des Jubiläums sollte damit begonnen werden, das war zwischen ihnen verabredet worden.

Er hatte nie gerechnet; die zuweilen so bekümmerte Miene der Gattin gemahnte ihn jetzt daran. Übrigens fühlte er auch die Notwendigkeit, nach so langem, angestrengtem Schaffen sich eine Pause zu gönnen. Er konnte sich ja auch in einem weniger geräuschvollen Haushalt abends nach seiner Arbeit

erholen, ja vielleicht war die bisherige Art der Erholung im Kreise so vieler Freunde, die doch immer Unruhe machten, gar keine solche gewesen. Sein letztes, eben in Vollendung begriffenes Werk brachte eine ganz anständige Summe, die ihm die Möglichkeit gewährte, den Meißel für einige Zeit ruhen zu lassen, eine Kunstreise nach Italien zu machen und im Studium neue Ideen zu sammeln. Am besten also: er verkaufte sofort an den Amerikaner und versprach der Stadt ein anderes Werk für die nächste Zukunft; so half er sich und seiner Frau aus momentaner Verlegenheit, und danach ließ sich dann über etwaige fernere Ersparungen reden. Damit glaubte er einer vorübergehenden Geldklemme, wenn wirklich eine solche vorhanden war, und Ellas ihn in seinem Schaffen beunruhigenden Sorgen abzuhelfen.

Die Morgenzeitungen hatten bereits die wohlwollendsten Berichte über den Verlauf des gestrigen Festes, über die bei Tafel gehaltenen Reden, namentlich über die des Jubilars selbst, gebracht; und so stand er denn, ehe er an die Arbeit ging, seine Cigarre rauchend, in der angenehmsten, getragensten Stimmung im Atelier.

Arnold hatte ihm gestern eigentlich nicht gefallen, heute aber hatte er beim Frühstück ihm eine solche Fülle von zeitiger Lebensklugheit, ein so treffendes Urteil über das, was er gestern gesehen und gehört, geäußert, daß der Junge ihm Freude gemacht hatte. Dies trug noch dazu bei, ihn als Künstler und Vater heute mit Stolz zu erfüllen. Geld zu schaffen war ihm ja keine Schwierigkeit, und wie er jetzt vor seine Psyche trat, überschlug er lächelnd die Tausende, die sie an Wert besaß. Es war thöricht also, so lange er zu schaffen vermochte, sich Sorgen zu machen, aber Einschränkungen konnten nicht schaden, schon um der Kinder Zukunft willen. Auch der Junge, der Arnold, brauchte viel Geld für seine Studien, und für Clotildens Verheiratung mußte die Aussteuer sofort beschafft werden. War die Statue verkauft und alles übrige in Ordnung gebracht, so konnte er seine Kunstreise antreten.

Wieder an alle die Ovationen von gestern denkend, rieb er sich vergnügt die Hände und rief seine Leute herbei, als eben Clotilde eintrat, um ihm von ihrer Sorge um die Mutter zu sprechen.

„Was willst Du, Kind?“ fragte er, ihr die Hand auf die Schulter legend, sie ans Fenster führend und den Vorhang zurückziehend, da eben seine beiden Gehilfen erschienen. Die Vormittagssonne warf ihr ganzes goldiges Licht auf die Statue. „Du störst mich nicht gerade, aber ich sagte Dir schon“ — er deutete auf die Psyche — „ich muß die Person da zur Abholung bereit halten! Die Mutter braucht Geld; sie spricht sich zwar nicht deutlich aus, aber ich verstehe sie, denn sie hat auch Arnolds Schulden bezahlt. Ich hatte während dieser unruhigen Tage noch keine Zeit, dem Jungen den Kopf zu waschen, aber bezahlt mußten sie doch werden! . . . Hast Du was auf dem Herzen? Du siehst mir so unruhig aus! Sag's mir lieber heut abend! Ich erwarte meinen Amerikaner, der mir vorgestern schon seine Dollars auf den Tisch legen wollte. Brauchst Du etwas, wofür die Mutter kein Ohr haben will, wir reden davon! Einstweilen kümmere Dich um sie, denn sie leidet offenbar an den Nerven.“

Er streichelte ihr die Wange und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, sie damit verabschiedend, und Clotilde sah sich durch das Herantreten eines Gehilfen genötigt, ihre Absicht aufzugeben, zu deren Ausführung ihr auch der Mut verloren gegangen war, als sie den Vater in so heiterer Stimmung gefunden hatte. Unwillig trat sie wieder hinaus. Die Mutter durfte sie ja nicht aufsuchen und der Herr von Leitner war ja zu einer so ungewohnten Stunde bei ihr . . . Was wollte er? Hatte die Mutter ihn erwartet?

Die Treppe des Landhauses wieder betretend, vernahm sie das leise Schleifen eines Gewandes über sich auf derselben und erkannte die Großmutter in ihrer Hausrobe, die, als sie Tritte unter sich vernahm, vom oberen Flur die Treppe hinanstieg, um wahrscheinlich ihr Zimmer in der Frontspitze zu suchen.

Kam sie eben von der Mutter, hatte Leitners Besuch sie verscheucht? Wäre Arnold wenigstens zu Hause geblieben, der sich um nichts kümmerte!

* * *

In der That hatten Ella und ihre Mutter schon am frühen Morgen lange bei einander gesessen. Ella war nach einer schlummerlosen Nacht aus kurzem Morgenschlaf erschreckt aufgewacht, hatte das Gesicht der Mutter besorgt über sich gebeugt gesehen, sich der unseligen Bedeutung des Tages erinnert, hastig das Lager verlassen und in fieberhafter Erregung sich angekleidet, um für alles gerüstet zu sein.

Sie suchte der Mutter auszuweichen, antwortete ihr mit der Miene höchster Zerstreutheit nicht, bat sie um Schonung, als diese zu wissen verlangte, was es denn gestern abend eigentlich gewesen, das sie so habe erschüttern können, und warf sich endlich, die Hand auf das Herz legend, das mit jedem Schlagen der Stutzuhr heftiger pochte, auf die Causeuse, die andere Hand an die Stirn pressend.

„Was es war!“ stöhnte sie, noch in ihrem Ankleidezimmer sitzend. „Quälst Du mich mit einer Frage, die Dein eigenes Gewissen beantworten sollte!“ rief sie, das Haupt zurücklehnend und zur Decke starrend. „War es mir denn, seit der Vater starb und Du zu uns zogst, gestattet, eine Stunde wirklichen Glückes zu genießen? Du kamst mit Sorgen, ich sah es Dir an, die Du sonst so gefeit gegen solche warst! Du sagtest mir von der großen Summe, mit welcher der Selige durch den Leichtsinn meiner Brüder bei einem Freund in Schuld geraten, als Krankheit ihn lange erwerbsunfähig gemacht; auch dieser Freund sei gestorben, die Erben verlangten von Dir die Zahlung!“

Die Mutter, die sich ihr gegenüber auf ein Taburett niedergelassen hatte, blickte, unangenehm berührt, vor sich hin. Sie schwieg.

„Ich übernahm die Bürgschaft für des Vaters Schuld; Du erklärtest es für meine, der so wohlsituierten Tochter, Pflicht, wünschtest aber, daß ich meinem Manne nichts davon sage; ich werde ja Zeit

haben, diese Schuld zu tilgen ... O, und wär's nur das allein geblieben, was ich dem Gatten zu verschweigen hatte!" fuhr sie mit steigender Angst im Herzen fort. „Auch jenes Gespenst der Reue aus meinen ersten Mädchenjahren folgte mir alsbald aus dem Vaterhause hierher. Du sahst es gestern abend und fragst noch, obgleich Du selbst mir ein so verhängnisvolles Mittel rietst, es zu beschwichtigen, zu beschwören."

Die Mutter blickte, wie erratend, auf und strich mit der Hand über Stirn und Wange.

„Leitner!" entfuhr es unwillkürlich ihren Lippen.

„Ich verstand Dich damals, Deine gehorsame Tochter, als des Vaters Arbeitskraft erlahmte; Du warst besorgt um meine Zukunft! Du suchtest eifrig eine Neigung für einen unserer Offiziere in mir zu wecken, der als sehr vermögend galt und mir, einem kaum siebzehnjährigen Mädchen, den Hof machte. Ich konnte ihn nicht lieben, aber er war gern gesehen in der Gesellschaft, er lebte als reicher Mann, und so gewöhnte ich mich denn, ihm eine gewisse Neigung zu schenken, als er mich vor allen auszeichnete. Du warst glücklich, nicht ich! Da plötzlich sagte er uns, er müsse in Familienangelegenheit einen halbjährigen Urlaub nehmen, und bei seinem Abschied gewährte ich ihm zum ersten Mal, meine Lippen zu berühren. Er nannte mich seine Braut! Du warst glücklich, mich durchrieselte es kalt und ahnungsvoll. Soll ich Dir auch den Rest noch in Dein Gedächtnis rufen?" fuhr sie in steigender Bitterkeit fort. „Er reiste. Bald darauf schon hieß es, er habe durch Aufwand und Spiel sich ruiniert, sei tief verschuldet, sein Abschied sei unausbleiblich ... Ich hatte auf Dein Verlangen einige der zärtlichen Briefe beantwortet, die er mir geschrieben ... O, ich hab' es schwer zu bereuen ... Inzwischen hielt Eschborn um meine Hand an, ich reichte sie ihm, denn ich schätzte und verehrte den so gefeierten Mann. Weder er noch andere kannten meine flüchtige Beziehung zu Leitner, aus der ich Erich nie hätte ein Geheimnis machen sollen!"

Die Mutter, die mit den Ellenbogen auf den Knieen, der Stirn in den Händen dasaß, wiegte den Kopf in den letzteren.

„Zwei Jahre später, als Leitner längst zurückgekehrt war und nach Bezahlung seiner Schulden durch einen Anverwandten wieder Stellung in der Gesellschaft genommen hatte, sprach mir mein Gemahl von einem jungen Mann, den er kennen gelernt, und ich fürchte, Du hattest Deinen Anteil an dieser Bekanntschaft! ... Bald darauf führte er *selbst* ihn in sein Haus ... Du erinnerst Dich, welche Qual mir dies bereitete!"

Die Mutter nickte schweigend, ohne aufzuschauen.

„Ich meinte es früher ja gut mit Dir," murmelte sie vor sich hin. „Weder ich noch andere, die mir nahe standen, zweifelten, als wir ihn kennen lernten, an seinen guten Verhältnissen; trotzdem sorgte ich dafür, daß niemand es erfahre, bis er von seiner Reise zurückgekehrt sein werde ... Du darfst mir also keinen Vorwurf machen."

Ella preßte die Hand an die zurückgelehnte Stirn, als wolle sie den Schmerz in derselben beschwichtigen.

„Ich empfing ihn, als er die Kühnheit hatte, sich vor mehr als zwei Jahren von meinem Gatten hier einführen zu lassen, artig, unbefangen, mit keinem Zuge verratend, daß noch irgend welche Erinnerung an die Thorheit in mir lebe, mit welcher ich in meinen ersten Mädchenjahren ein Interesse für ihn zu empfinden gezwungen ward, und er hatte den Takt eines Kavaliers in seinem Benehmen gegen mich, er, für den Du, Mutter, damals so eingenommen warst, daß mein unerfahrenes Herz kein Arg haben konnte. Aber er kam wieder, schon in den nächsten Tagen, um eine Stunde, in der er, wohl berechnet, mich allein im Garten fand. Er wagte es, zu mir Worte zu sprechen, die ich entrüstet zurückweisen mußte; er bat um Verzeihung, und ich vergaß, vergab, gebot ihm aber, mich nur in Gegenwart meines Mannes wiedersehen zu wollen. Dann, als er wieder erschien, gestand er, daß nur ein dringendes Anliegen an mich, als eine alte Freundin, ihn ermutigt habe, mich an früher zu erinnern. Ich sei in glänzenden Verhältnissen, er aber sei ohne eigene Schuld wieder in große, momentane Verlegenheit geraten; er müsse eine Summe von zwanzigtausend Mark aufbringen, die er in kurzer Zeit zurückzahlen werde, und wende sich dieserhalb vertrauensvoll an mich.

„Ich lehnte dies ab, mich darauf berufend, daß ich das Vermögen meines Gatten, das er überschätze, nicht angreifen dürfe. Er bat wieder und wieder, bedeckte gewaltsam meine Hände mit Küssen, warf sich vor mir nieder und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger; er habe, schwor er, mich mit Vorwürfen überhäufend, sich damals ja retten, sich im Dienst erhalten können, aber nicht die Kraft besessen, als ich ihn so treulos aufgegeben; ich sei ihm jetzt schuldig, mich seiner anzunehmen; er wende sich an mein Herz, das ihn nicht ganz vergessen haben könne. Als ich ihn aufforderte, mich zu verlassen, umschlang er meine Kniee, und als ich ihn da entrüstet von mir wies, zeigte er sich in der ganzen Niedrigkeit seines Charakters. Mit kalter, spöttischer Miene erklärte er mir, er sei ja zu einem Gegendienst bereit, er wolle mir meine Briefe zurückgeben, die er so treu bewahrt habe. Er sah mich erblassen und wußte, daß er das richtige Mittel gewählt hatte.

„Was ich empfand, als er von diesen Briefen sprach, war mehr noch als Reue, — die Furcht, daß er sich wirklich an meinen Gatten wenden könne mit demselben Anliegen, da er in diesem einen wohlwollenden Freund zu gewinnen verstanden hatte. Es war die Furcht, daß er das Glück meiner Häuslichkeit stören werde; und so gelang es ihm, mich zu einer strafbaren Thorheit zu verleiten: ich, der Eschborn seine Vollmacht erteilt, um nicht selbst durch Geldsachen gestört zu werden, ich verfügte, seinen Versicherungen Glauben schenkend, zu Gunsten dieses Mannes bei der Bank über die verlangte Summe — ich, die ich bereits auf Dein Andringen jene in wenigen Jahren zahlbare Bürgschaft für den Vater auf mich geladen! Ich that auch dies auf Zureden von *Dir*, die Du noch immer eine Schwäche für diesen

Mann hattest, auf Deine Versicherung hin, daß er das Geld zurückzahlen werde, wie er ja schon einmal seine Schulden bezahlt habe ... Diese Bürgschaft ist nun bereits zweimal verlängert; die Erben, gegen die ich sie übernahm, haben sie einem Wucherer abgetreten, dem ich doppelte Zinsen zahlen mußte und — gestern war sie abermals fällig. Leitner, der meine Briefe behalten, der es verstand, meines Gatten Freund zu bleiben und mich durch warnende oder gar drohende Blicke unter seinem Bann zu halten wie eine Schlange ihr Opfer, er versprach, jetzt endlich gestern seine Schuld an mich zu zahlen und mich dadurch in die Lage zu versetzen, meinen Gläubiger zu befriedigen. Erst gestern abend kam er und mit leeren Händen, um dieselbe Stunde, um welcher mir jener Wechsel vorgezeigt wurde, den zu unterschreiben man mich gezwungen, von dessen schwerer Bedeutung ich ja keine Ahnung hatte, und heute morgen erhielt ich die gnadenlos letzte Aufforderung, binnen achtundvierzig Stunden zu zahlen! ...

„Ich kann es nicht!" schloß sie, übermannt von Seelenschmerz. „Meinem Gatten zu bekennen, das vermag ich nicht; er verurteilt jede Frau, die schuldig, so nachsichtig er sonst ist; er würde mich verachten, und die Kinder ... sie würden ihrer Stiefmutter fluchen!"

Ein Schaudern bemächtigte sich ihrer; sie schlug die Hände vor das Antlitz.

„So mag denn geschehen, was ich verdient habe! Weder den Gatten, noch seine Kinder darf ich mehr sehen! Du aber, Mutter, halte sie zurück; sie sollen mich nicht suchen! Du wirst mir vor ihm, wenn er bereit ist, mich zu verurteilen, eine Zeugin sein, daß ich ihm das treuste Weib gewesen, daß ich einmal aus Kindespflicht, das andere Mal aus Furcht vor der Rache eines Elenden, der mir mein häusliches Glück zu zerstören drohte, sein und seiner Kinder Vermögen geopfert, meinen Frieden, den er dennoch zerstört! ... Suche auch Du mich nicht, denn in meinem Elend könntest Du mich schwach genug finden, Dich für dasselbe verantwortlich machen zu wollen! Ich allein will diese Verantwortlichkeit tragen; mache es mir also nicht schwerer, unerträglicher als es schon ist! ... Oft schon, wenn Du einen Vorwurf in meinen Augen lasest, sagtest Du mir, Du wollest lieber zu Deinen Söhnen gehen, für deren Leichtsinn ich büßen mußte. Thue es, Du wirst mich nicht vermissen. Meinen Gatten bitte um Verzeihung für mich, aber schone dabei Dich selbst nicht, wenn Du ihm sagst, wie es gekommen ist, daß ich schuldig gegen ihn werden konnte!"

Ella sank wieder in den Sessel zurück, von dem sie sich mit geisterbleichem Antlitz und für eine That der Sühne schwärmenden Augen erhoben hatte.

Die Mutter, die sie wiederholt zu unterbrechen versucht und mehr erschreckt als ergriffen zu sein schien, trat jetzt zu ihr und legte die Hand auf ihren Scheitel.

„Um Gottes willen, beruhige Dich!" bat sie; „es wird nicht so schlimm sein wie Du Dir vorstellst! [illegible] uns überlegen! Du thatest Unrecht, mir zu [illegible]gen ..."

Ella schob ihre Hand zurück mit einem Blick der Entschlossenheit, der die Mutter erzittern machte.

„Verschweigen?" rief sie. „Dir, die Du alles wußtest? Sollte ich Dich erst auffordern: mach Dir dieselbe Sorge, unter der Du Deine Tochter erliegen siehst? ... O, Du ... Du bist beneidenswert mit Deiner Seelenruhe, die sich über jede Pein so hinwegzusetzen vermag! Du verzagtest nicht, als durch des Vaters lange Krankheit der Mangel eintrat; Du ersahst Dir damals diesen Mann, der die Welt und Dich zu blenden verstand, als den Gatten Deiner siebzehnjährigen Tochter aus, schildertest ihr seine Vorzüge in den glänzendsten Farben, bis sie in ihrem Unverstand Dir glaubte, obgleich sie wenig für ihn zu empfinden vermochte; Du warst es, die noch rechtfertigende Worte für ihn fand, als ich dem Himmel dankte, daß er mich vor ihm gerettet; Du endlich führtest noch für ihn das Wort, als er es wagte, sich in dies Haus zu drängen, ja, Du selbst bewogst mich, aus Klugheit, wie Du es nanntest, mich zu seinen Gunsten an dem Vermögen meines Gatten und seiner Kinder zu vergreifen, als er — o, zu spät sah ich's ein! — sich in neue Schulden gestürzt hatte und keine Rettung sah als bei mir, die, schon in den Händen eines erbarmenlosen Wucherers, jetzt für der Tochter Ausstattung sorgen soll, und vor ihrem Gatten dasteht wie eine Lügnerin, eine Betrügerin, der er so unbeschränktes Vertrauen gewährt! ...

„Laß mich jetzt! ... Überlaß mich mir selbst!" wehrte sie heftig der Mutter Liebkosung ab. „Geh zu meinen Brüdern, die sich so wenig um Dich kümmern, nachdem sie den armen Vater in Schulden gestürzt! Verlasse auch Du dieses Haus, das Dir kein gastliches mehr sein wird, sobald ich ..."

Ein leichtes Pochen unterbrach sie. Mit von angstvoller Spannung verzerrtem Antlitz blickte sie zu der auf den Flur führenden Thür. Die Mutter, die ihre Fassung nicht verloren hatte, öffnete diese, den Drücker in der Hand behaltend.

Die Stubenmagd meldete, Herr von Leitner bitte dringend, empfangen zu werden.

Die Mutter blickte, noch das Schloß der nur halb geöffneten Thür in der Hand behaltend, fragend zu Ella zurück, die fieberhaft hastig mit dem Taschentuch über ihr Antlitz fuhr und nach Fassung rang. Eine letzte Hoffnung mochte in ihr aufleben.

„Im Vorzimmer! ... Ich erwarte ihn!" rief sie mit rauher Stimme,

Als die Mutter, sichtbar erleichtert, sich zurückwandte, sah sie die Tochter aufrecht, mit geöffnetem Munde nach Luft ringend, dastehen.

„Du siehst, er bringt Rettung!" Sie trat zu ihr und wollte den Arm über ihre Hüfte legen, aber ein höhnisches Lachen antwortete ihr.

„Lehre mich ihn kennen!" spottete sie abwehrend. „Aber ich bin in der Stimmung, zu hören, wie weit seine Kühnheit geht, mich noch jetzt täuschen zu wollen! ... Laß mich allein!"

Ihre Augen deuteten auf eine Seitenthür, und nur mit ihren Gedanken beschäftigt, wandte sie der Mutter den Rücken, die mit zuversichtlicher Miene schweigend hinaustrat.

Ella richtete sich auf, holte tief Atem, trat vor den Spiegel und suchte mit dem Taschentuch ihre Züge zu glätten. Sie erschrak nicht mehr über die dunkel umschatteten, zurückgesunkenen Augen, die farblosen Lippen, den krankhaften Zug um dieselben, sie hatte ja kein anderes Bild vor sich zu sehen erwartet. Nur ein plötzlicher Krampf in ihrer Brust ließ sie für einen Moment die Augen schließen. Aber sie erstickte den Schmerz. Sich bewußt, was sie von diesem Besuch noch zu erwarten habe, war's ihr fast ein Bedürfnis, eine grausame Genugthuung, sich ihm so zu zeigen, wie sie sich in der Spiegelfläche gesehen, obgleich sie sich ebenso bewußt war, daß ihr Zustand auf ihn wenig Eindruck machen werde, nachdem sie ihn ganz erkannt hatte.

Schon während dieser schlummerlosen Nacht war ihr der trostlose Gedanke gekommen, daß ein gewissenloser Mensch wie er vielleicht sogar eine Befriedigung darin habe finden können, sie aus Rache zu seinem Opfer zu machen, daß er wenigstens keinen Skrupel empfinden werde, eine gegen ihn so waffenlose Gläubigerin bluten, ja — ihm gleichviel! — verbluten zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf der Gesellschaft.

Moderner Roman

von

O. Mysing (Otto Mora).

(Fortsetzung.)

Sie sahen schon von weitem das gewaltige Schiff, das einer Reparatur wegen im Dock lag; gleich auf der ersten Fahrt war eine Schraubenwelle gebrochen und hatte es bei stürmischer See dem Untergang nahe gebracht. Es bestand ganz aus Eisen, der noch frische hellrote Überzug gab ihm ein stattliches Aussehen, und seine Größe entsprach ungefähr der der großen Personendampfer der Transatlantic. Dieser Koloß, der nur dazu diente, das Petroleum von den Ölquellen Pennsylvaniens nach Europa zu schaffen, war wohl ebensohoch wie die zierliche neugotische Kirche des Hafenorts, die sich in einiger Entfernung erhob.

Bruno Ellhorst und die beiden Damen betraten das Deck des Dampfers, auf dem man nur wenige Menschen mit ihrer Arbeit beschäftigt sah. Etliche bekannte Herren, angesehene Kaufleute, die früher mit den Ellhorsts bekannt gewesen waren, und die sie nicht ohne Verlegenheit begrüßten, waren ebenfalls in die Prüfung und Besichtigung des Schiffes vertieft.

Der junge Arzt erklärte Dora und ihrer Begleiterin das neue System dieser Schiffe, die gewaltigen Fortschritte, welche der Schiffsbau und das Maschinenwesen desselben gerade in den letzten Jahren gemacht, und welche den Aufschwung der „Transatlantic" ebenfalls begreiflich machten — er zeigte ihnen die Eigentümlichkeit des Compound-Systems, welches jetzt gestatte, den Dampf mit viel weniger Kosten und mit viel mehr Nutzen als früher von den Kesseln zu liefern, indem man ihn aus dem Cylinder in den sogenannten Oberflächen-Kondensator treten läßt, wo er plötzlich in Wasser sich verwandelt und dann den Kesseln als Speisewasser wieder zugeführt wird.

Er sah, wie beide, in das sie umgebende Schauspiel vertieft, ihm nur zerstreut zuhörten, und er überließ sie ihren eigenen Eindrücken, die vielleicht die besten Führer sein würden. Und in der That giebt vielleicht nichts so sehr ein Bild von der Allgewalt der menschlichen Arbeit, von den Erfolgen unablässig erfinderischen Geistes, als das moderne Schiff.

Dora und ihre Begleiterin fühlten sich von Schwindel erfaßt, wenn sie sich über die offenen Luken beugten und in die Tiefen des Schiffes hinabsahen, wo ein Bassin unter dem anderen lag — unendlich, ein schwarzer, gähnender Abgrund, den sie nicht ermessen zu können glaubten. Von Zeit zu Zeit sahen sie unten Lichter irren, da wurde gearbeitet, und Hammerschläge drangen langsam und undeutlich nach oben, wie aus einer unergründlichen Tiefe kommend. Alles trug hier die schwarzgraue Farbe des Eisens — das schien in Wahrheit die Signatur dieser Welt zu sein. Nichts Heiteres, Leuchtendes so weit das Auge auch suchte, keine gefälligen Formen und anmutigen Farben; dafür war hier kein Raum. Hier wurde jeder Platz sorgsam gespart, jeder Zoll Raum und jedes Atom menschlicher Kraft ausgenutzt. Harte, tyrannische Arbeit war es, die hier allein regierte — auf ihr beruhte die Macht derer, die solche Kolosse über das Weltmeer schickten — durch sie hing der Rahmen dieser Gesellschaft zusammen.

Vielleicht lag das in den zerstreuten Blicken des schönen, blassen Mädchens, das an der Brüstung lehnte — zum ersten Mal seit langer Zeit stiegen ihr Gedanken auf, daß die Reichen und Mächtigen, zu denen sie ja auch gehört hatte, nur darum reich und mächtig waren, weil Tausende unter ihnen sich abmühen und für immer auf ein menschenwürdiges Dasein verzichten mußten. Aber das war ja in der Ordnung so — wenigstens hatte man ihr das immer gesagt.

Ihr Vetter Bruno freilich behauptete, es sei nicht in der Ordnung.

Wer hatte recht?

Unwillig schüttelte sie diese Gedanken ab. Was kümmerten sie diese Leute hier? Wenn sie nur erst

wieder zu den Mächtigen gehörten — das alte, trotzige Aristokratenblut regte sich in ihr. Das ist so entsetzlich peinigend, dies Gefühl, gestürzt zu sein — nicht mehr zu denen zu gehören, die man unter die Ersten zählt!

Auf einmal wandte sie sich erschreckt um. Es entstand ein Rennen und Zusammenlaufen auf dem Schiff, man sah Menschen von unten eilfertig heraufkommen — es mußte irgend ein Unfall geschehen sein. Verschiedene riefen nach einem Arzt, Bruno bot seine Hilfe an. Er bat die beiden Damen oben zu bleiben und stieg auf der nur aus schmalen Eisenstäben bestehenden Treppe abwärts. Unterwegs erzählte ihm der Maschinist, der ihn führte, einer der Kohlenzieher, der aus dem Bunker heraufgekommen sei, wäre plötzlich ohnmächtig geworden und sei über das Geländer in den Maschinenraum hinabgestürzt — man habe ihn zum Glück gleich wieder heraufgezogen, doch sei er mit dem Kopf heftig an einen eisernen Cylinder geschlagen und blute sehr stark.

Bruno schauderte, wenn er an das Schicksal dieses Unglücklichen dachte, falls das Schiff in Bewegung gewesen sei — er wäre förmlich zermahlen worden in dieser Stampfmühle von Stahl und Eisen, und er befahl, den Verletzten möglichst rasch an die frische Luft zu bringen. Er begegnete ihm in der That auch schon auf halbem Wege; man schaffte ihn rasch aus der licht- und luftlosen Tiefe da unten weg.

Der Anblick oben in der hellen Beleuchtung war ein abschreckender. Der Verletzte, eine mittelgroße Gestalt, lag schwer atmend da — er hatte offenbar eben erst das Bewußtsein wieder erlangt, und seine Blicke irrten mit einem starren, hilflosen Ausdruck umher. Trotz des Kohlenstaubs, der Gesicht und Hände überall schwärzte, sah man, wie blaß diese Haut und wie blutleer und ausgetrocknet dieser ganze Körper war. Der Aufenthalt da unten bei einer Temperatur von oft über 40 Grad Réaumur sog alle Säfte und alle Kraft heraus.

Der junge Arzt sorgte vor allem für eine Reinigung der Wunde, die nicht so schlimm war als der Blutverlust glauben ließ — der Schädelknochen war nicht verletzt. Er verband selbst die Wunde; seine Gewohnheit, stets etwas Watte und Verbandzeug bei sich zu führen, kam ihm zu statten. Der verwundete Arbeiter, der bis dahin apathisch stumpf dagelegen hatte, warf ihm einen aufmerksamen, ängstlichen Blick zu.

„Wie sind Sie denn dazu gekommen, ohnmächtig zu werden?“ fragte Bruno, als er fertig war und aufstand.

Jener war nicht imstande zu sprechen — er sah den Maschinisten an, der für ihn antwortete.

Es ergab sich, daß der Kohlenzieher am Tage vorher auf einem anderen Schiffe der Clausemannschen Werft, beschäftigt durch eine Extra-Arbeit, über seinen Dienst hinaus festgehalten war; heute morgen hatte er sich, wahrscheinlich ohne vorher etwas genossen zu haben, eiligst auf dem Tank-Dampfer einfinden müssen, und die Überanstrengung im Verein mit der Erschöpfung vom vorigen Tage hatte bewirkt —

Bruno zog die Stirn zusammen.

„Und dieser Mann, der ohnehin nicht kräftig ist, bei dieser Arbeit!“ sprach er halblaut. „Aber wie ist denn das möglich? Die Leute dürfen doch nicht über die bestimmte Zeit hinaus festgehalten werden.“

Einer der Herren, die vorhin Zuschauer gewesen waren, und die hinter ihm standen, lächelte. Ein anderer hielt sich nicht zurück, sondern bemerkte mit einem breiten Lachen, indem er eine eigentümliche Handbewegung machte:

„Na, Herr Doktor, da passieren noch ganz andere Dinge hier auf den Werften!“

„Was für Dinge?“

Man sah sich vielsagend an, aber keiner wagte eine Antwort zu geben. Noch vor etlichen Tagen hatte der unter auffallenden Umständen erfolgte Selbstmord eines Kohlenziehers auf einem Transatlantic-Dampfer peinliches Aufsehen hervorgerufen. Die Direktion hatte die Sache möglichst vertuscht — das hinderte aber doch nicht, daß in etliche radikale Blätter grell gefärbte Schilderungen von der Lage dieser Arbeiterklasse gelangten. Der Maschinist sprach halblaut vor sich hin, indem er die Kopfwunde des Verletzten betrachtete:

„Vor vierzehn Tagen kann der sicher nicht wieder 'ran — und ob sie ihn dann nehmen, weiß der Teufel, denn der hat gar keine Kräfte mehr zum Arbeiten.

Bruno zog die Augenbrauen hoch.

„Wenn die Leute nicht so angestrengt und besser bezahlt würden, könnten sie unmöglich so rasch zu Grunde gehen,“ sprach er erregt auf- und abschreitend.

Jener erste Sprecher ließ wieder sein leises Lachen hören. „Sagen Sie das einmal Bahnsen oder den Herren vom Verwaltungsrat,“ sprach er, „die würden Ihnen schön antworten.“

„Ich werde es ihnen auch bei Gelegenheit sagen,“ rief Bruno stehen bleibend, mit blitzenden Augen, „weil sonst keiner den Mut hat, weil jeder zu feige ist, ja, meine Herren, ich wiederhole das Wort — zu feige ist, um solchen Leuten die Wahrheit zu sagen. Nicht wahr, es würden zu viel Interessen geschädigt werden, wenn solche Übelstände einmal rückhaltlos vor der Öffentlichkeit dargethan würden? Das ganze „liberale“ Bürgertum würde sich empören, daß man seine Interessen, die durch die Unternehmer repräsentiert werden, angreift. Hier gehen Menschen zu Grunde und verderben an Leib und Seele, bloß, damit die Aktionäre ihren gehörigen Profit machen. Und den Mut, gerade herauszusagen, was hier recht oder unrecht ist, den hat keiner!“

Man blickte ihn betroffen an, die Herren stießen sich gegenseitig an, dann machten sie Miene, indem sie ziemlich kalt grüßten, sich zu verabschieden. „Albernheiten!“ flüsterte der erste mit Achselzucken seinem Nachbar zu.

„Na, von Ellhorst ist das ja ganz begreiflich,“ antwortete dieser mit Betonung.

Dora hatte ihrem Vetter erregt und mit weitgeöffneten Augen zugehört. Sie war es von ihrem früheren Verkehr her so wenig gewöhnt, rückhaltlose Überzeugungen äußern zu hören!

Bruno war auf sie zugetreten und hatte ihre Hand ergriffen. „Sieh Dir den Mann da an, Dora," sprach er eindringlich, auf den Verletzten zeigend, „diese Leute müssen so werden, damit Ihr so werdet, wie —"

„Wie wir waren," ergänzte sie leise. Aber sie wandte sich angeekelt ab. Dieser Anblick widersprach all ihren Empfindungen. Die Schmutzkruste über dem Gesicht des Arbeiters, die stellenweise eine graue, fahle Haut durchblicken ließ, das Blut, das noch geronnen an einzelnen Teilen sichtbar wurde, die öligen, fast überall defekten Kleider — wie konnte er ihr nur zumuten, sich an diesen Anblick zu gewöhnen!

Noch begriff sie nicht, daß mehr wahre Größe darin lag, diesen Leuten mit allen Mitteln der Wissenschaft und Kultur zu helfen, als durch ihre Ausnutzung sich ein Machtgebäude innerhalb der Gesellschaft zu errichten.

Bruno Ellhorst blickte sie seltsam an. Er hatte ihre Bewegung des Widerwillens wohl gesehen. Und er sagte sich in diesem Moment, daß er sie, die ihm einst gehört hatte, sich erst dann wieder erobern wolle, wenn sie empfänglich sei für das neue Menschheits-Ideal, wenn sie zu der Einsicht gekommen sei, daß man nicht einfach in sorglosem Genusse die Vorrechte der Civilisation auskosten dürfe, sondern daß man Licht und Sonne dafür wiedergeben müsse, etwas, das ihr jetzt noch unfaßlich schien.

„Laß uns gehen," sprach Dora halblaut zu ihrem Vetter, „Du bist ja doch nicht mehr nötig jetzt, und der Kohlendunst hier wird allmählich zum Ersticken."

Sie schritten mit Vorsicht die schmale Treppe wieder herab, die auf das Schiff führte.

Dora drängte es die Werft zu verlassen. Alles berührte sie hier unangenehm, die Schiffe, die Arbeiter, der Unfall, der eben geschehen war — das alles beschwor quälende Erinnerungen wieder herauf. Sie eilte den anderen voran, und ein größerer Trupp Arbeiter, der eben aus einer Maschinenwerkstatt kam, trennte sie von ihren Begleitern — zu ihrem Glück, ohne daß sie es ahnte.

Denn in dem Moment, als Bruno und Magda Lasson den schmalen Gang am Eingang der Werft verlassen wollten, stießen sie auf Bahnsen und Clausemann. Sie hatten von dem Geschehnis auf dem Dampfer gehört und wollten den Verwundeten in Augenschein nehmen.

„Ah, Herr Ellhorst!"

Kurd begrüßte den jungen Arzt, den er seit jenem Feste im Hotel nicht wiedergesehen hatte, mit einiger Überraschung.

Beide maßen sich mit einem langen, festen Blicke. Es war, als ob alles, was inzwischen geschehen war, noch einmal vor ihr geistiges Auge trete — und zugleich, als ob sie sich musterten zu einem späteren, entscheidenden Ringkampfe.

„Sie kommen von dem Verletzten?" fragte Kurd in etwas hochmütigem Tone, „die Sache ist wohl ganz unbedeutend?"

„Das kann ich nicht sagen, es ist für den Verwundeten bedenklich, weil sein Organismus ziemlich herunter gekommen ist."

„Ah, das wird wohl seine Gründe haben," bemerkte Kurd achselzuckend.

„In der That — die Arbeit da unten," antwortete der junge Arzt scharf, „man sollte die Leute nicht so arbeiten lassen!"

„Sie sind doch nicht etwa Sozialist, Herr Doktor?"

Kurd Bahnsen sprach das mit schneidender Ironie, mit jener Nuance von Hohn und Mitleid, in der er Meister war.

„Nein, aber ich achte meine Mitmenschen als etwas, woraus doch vielleicht etwas hätte werden können, wenn nicht die Lebensbedingungen dieser Leute so elende wären. Freilich, zu solch geschäftlicher Vollkommenheit wie Sie, Herr Bahnsen, kann es nicht jeder bringen!"

Kurd warf ihm einen scharfen Blick zu — es ärgerte ihn, daß man ihm seine Malice zurückgab. Nach einer Weile sprach er halblaut, indem er die Arme über der Brust kreuzte: „Es scheint, Sie können es nicht vergessen, Herr Ellhorst, daß ich Ihre Familie niedergeworfen habe!"

Der junge Arzt ward blaß. Er trat einen Schritt zurück und rief jenem mit zornbebender Stimme zu:

„Der Kampf ist noch nicht zu Ende — und es könnte wohl eine Gelegenheit kommen, wo Sie diese Stunde sehr bereuen werden!"

Kurd lächelte verächtlich.

„Bereut habe ich noch nichts im Leben, Herr Ellhorst; das müßte ich mindestens erst von Ihnen lernen. Dazu habe ich bei meiner Arbeit auch gar keine Zeit, und um solche Kleinigkeiten wie schwindsüchtige Arbeiter und sentimentale Gemüter, die darüber außer sich geraten, kann ich mich ebenfalls nicht kümmern. Mit so etwas erreicht man nichts. Auf Wiedersehen, Herr Doktor!"

Er grüßte ihn mit offenbarem Hohn und eilte dem vorangegangenen Clausemann nach.

Bruno blickte ihm mit zusammengepreßten Lippen, mit flammenden Augen nach.

Magda Lasson, die neben ihm stand, hatte keinen Blick von Kurd Bahnsen verwandt. Als Bruno sich jetzt zu ihr wandte und mit einem bitteren Lächeln zu ihr sprach: „Nun haben Sie Kurd Bahnsen gehört und gesehen, mein Fräulein; welch einen Eindruck haben Sie jetzt von ihm?" da war er nicht wenig betroffen, die erregte Antwort zu erhalten:

„Ich finde ihn noch viel interessanter, als er mir gemacht wurde! Es liegt etwas Geheimnisvolles, Dämonisches in seinen Augen. Haben Sie den Ausdruck gesehen, als er die Arme kreuzte — wie ein aufleuchtender Blitz, nicht wahr? Er sieht aus, als ob er vor nichts zurückschreckte!"

Bruno schwieg. Das lebhafte junge Mädchen, auf ihre Freundin zueilend, die stehen geblieben war, um sie zu erwarten, rief mit hochgeröteten Wangen und leuchtenden Augen:

„Denke Dir, wir haben eben Herrn Bahnsen gesehen! Jetzt begreife ich, warum man sich so vor ihm fürchtet! Und doch würde ich viel darum geben, wenn ich ihn noch einmal in der Nähe kennen lernen könnte!"

„Und ich," murmelte Dora halblaut mit blutlosen Lippen, während es um ihren Mund zuckte, „ich würde mein Leben darum geben, ihn zu töten."

Und der junge Arzt, der sie aufmerksam anblickte, sah in ihren einst so strahlenden Augen ein trübes, unheimliches Feuer glühen, und er erinnerte sich, daß nichts in der Welt so gefährlich ist wie beleidigte Liebe und verwundeter Stolz.

X.

Bruno Ellhorst kam immer häufiger, in jeder freien Stunde, die seine Praxis ihm erlaubte, aufs Land heraus, auch nachdem der Winter seinen Einzug gehalten und die Ebene unter einer Schneedecke vergraben hatte, während die ausgetretenen Gräben und Kanäle das Land mit einer stundenweiten spiegelklaren Eisdecke überzogen. Er sollte kurz nach Beginn der strengen Jahreszeit noch einmal Gelegenheit haben, mit Kurd Bahnsen zusammenzutreffen. Es war dies bei einer gefährlichen Erkrankung der Mutter desselben, die ja nicht weit von dem Landhaus der Ellhorst wohnte.

Die alte Frau, die sich nicht hatte bewegen lassen in die Stadt zu ziehen, war an einem jener in den Marschen häufigen Fieber erkrankt, die so oft die Bevölkerung hier decimieren, und nach der Weise der Landbewohner weigerte sie sich hartnäckig, einen Arzt zu Hilfe zu nehmen, zumal als man ihr von Bruno Ellhorst sprach.

„Ich will nichts von den Ellhorsts," sagte sie zu denen, die ihn herbeirufen wollten, „es wird auch so wieder besser werden."

Allein die Krankheit nahm eine gefährliche Wendung — der gealterte und bereits erschöpfte Körper vermochte ihr keinen Widerstand mehr zu leisten. Kurd war bei dem ersten Anzeichen von Gefahr herbeigeeilt, und er traf Bruno Ellhorst bereits im Hause seiner Mutter vor — jener hatte sich durch die Feindschaft der alten Frau nicht abhalten lassen, ihr Hilfe zu bringen.

Er sah indessen sofort, daß es zu spät war, die Kranke erkannte ihn auch nicht mehr; sie lag bereits in Delirien.

Kurd warf beim Eintreten Bruno einen erstaunten Blick zu.

„Sie hier?" sprach er. „Ich wundere mich, daß —"

„Ich thue hier nur meine Pflicht," entgegnete der junge Arzt ruhig, „und ich hoffe, Sie haben gegen meine Auffassung derselben nichts einzuwenden!"

Kurd schwieg achselzuckend — sein Blick hatte sich verfinstert; er sah in der That selbst, daß die Hilfe hier zu spät kam, und er hatte diese Mutter geliebt und geachtet, wenn auch in seiner rauhen und eigenwilligen Weise; die Stimme des Blutes ist etwas, was sich in solchen Kraftnaturen nie verleugnet.

Frau Bahnsen starb schon am dritten Tage ihrer Krankheit, und ihr Begräbnis wurde in der Stadt mit großem Aufwand gefeiert.

Man sah Kurd Bahnsen eine Zeitlang schweigend und mit finsterem Gesicht — er schien den Verlust, den er erlitten hatte, in der That schwer zu empfinden, obwohl er die konventionellen Trostbezeugungen mit einem verächtlichen Lächeln ablehnte. Was ihm in der alten Frau gestorben war, das konnte nur er empfinden, er, der ihr Blut und ihr Stamm war; der echte und starke Mensch, das wußte er, giebt sich nur dem, der ihm gleichartig ist, und darum befällt ihn finstere Trauer, wenn er die Hand des Schicksals an den Seinen fühlt . . .

Aber bald ergriff ihn das Leben wieder, da lockten ihn neue Anstrengungen und neue Triumphe — und die Toten sind bald vergessen im Schlachtgewühl der Lebenden.

Das war die einzige Begegnung, die Bruno Ellhorst mit Kurd Bahnsen hatte; desto häufiger besuchte er seinen Onkel und seine Cousine.

Es war noch stiller und einsamer hier wie sonst, und mehr wie je fühlte sich Bruno von seiner eigentümlichen Aufgabe gepackt, sich in Dora das Weib wieder zu erobern, das er einst geliebt hatte.

Denn das war es, es mußte erst alles in ihr anders werden und gesunden, das fühlte er immer deutlicher. Was er jetzt bei Dora wahrnahm, der qualvolle Schmerz, der mit ihrem Stolze rang, der höhnische Trotz, der alles abwies, was sie erheitern und ablenken konnte, das zuweilen unheimlich durchbrechende Racheverlangen, das erschreckte ihn und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Wie das dunkle, stürmische Meer, das keinen Damm und keine Grenzen mehr kennt, zeigte ihre Seele fortwährend neue Abgründe.

Er traf sie eines Abends, als die Dämmerung hereinbrach, vor dem Piano, wie sie einen Walzer von Chopin spielte, eines jener glühenden, geheimnisvollen Stücke, das nur schmerzzerrissene Naturen verstehen können. Als sie ihn kommen sah, sprang sie ungestüm auf und schlug das Instrument zu — sie wollte niemand, am allerwenigsten ihrem Vetter, etwas von ihrer Stimmung verraten.

Bruno wußte, womit ihre Gedanken sich beschäftigten, Und ohne Einleitung, geradezu, fragte er sie plötzlich:

„Dora, Du würdest dem sehr dankbar sein, der Dir zur Rache an Kurd Bahnsen verhülfe?"

Sie sah ihn an, und mit einer ungestüm leidenschaftlichen Bewegung, während ein Strahl der Freude aus ihren Augen brach, ergriff sie seine Hand.

„O, ich weiß nicht, was ich dem thun könnte!" Das war wie ein Aufschrei, die Last war von ihrer Seele gefallen.

„Aber Du würdest Dich selbst dadurch unglücklich machen," sprach Bruno halblaut, „und soll denn das immer so weitergehen, immer Haß und Rache und Feindschaft —"

„Aber Du selbst, Du haßt ihn doch auch, Du bist doch auch ein Ellhorst!" rief sie erregt.

Bruno sah sie ernst an. „Ich hasse ihn, weil er wie ein Verderber an den Menschen, an der Gesellschaft wirkt," sprach er langsam, „weil er imstande ist, Hunderte zu opfern, um einen großartigen Gewinn

zu erzielen; weil dies rücksichtslose Unternehmertum die Kluft zwischen den einzelnen Klassen, die so schon heute gegeneinander im Kampfe stehen, immer tiefer und unheilvoller aufreißt. Darum hasse ich Kurd Bahnsen — er ist eine gewaltige Natur, aber er will nur das Böse, er kennt kein Gefühl für andere."

Dora sah starr in die Ferne hinaus. „Ist denn das Böse so verführerisch?" fragte sie leise, wie im Selbstgespräch.

Sie schüttelte trotzig den Kopf — warum fragte sie nur? Sie wußte es selbst am besten.

Dies Wühlen in den eigenen Wunden, das war es, was ihr zu einer unaufhörlichen, erschöpfenden Marter geworden war.

„Nein, das Böse an sich stößt immer ab, aber es erscheint hier im Gewande einer glänzenden Kraft, und daß Ihr zu schwach dagegen seid und Euch von ihm verlocken laßt, das liegt an Eurer Erziehung und Eurem Leben. Mit allen Genüssen seid Ihr übersättigt, Ihr glaubt, Ihr dürft Euch nichts versagen, und da ist dieses dann, der tyrannische Abenteurer, der rücksichtslos alle Eure Prätensionen über den Haufen wirft, der letzte und pikanteste Reiz. Solche Leute wie Kurd Bahnsen gehen dann nur immer weiter als Euch lieb ist; nicht wahr?"

Sie antwortete ihm nicht, sie fühlte, daß er recht hatte, und daß darauf nichts zu erwidern war. Und sie fühlte das um so mehr, als ihr der dämonische Einfluß Kurds jetzt wieder in erschreckender Weise vor Augen trat bei ihrer Freundin Magda Lasson.

Magda war keine ernst und leidenschaftlich empfindende Natur in der Art wie Dora. Ein Kind, mit offenem, warmfühlendem Herzen, noch von keiner bitteren Lebenserfahrung gewarnt, schien ihr ganzes Wesen nur dazu bestimmt, Glück zu geben und Glück dagegen zurückzuempfangen. Ihre Augen, diese großen, dunklen Augen, die so seltsam kontrastierten mit dem aschblonden Haar und der schlanken, zarten Gestalt, hatten oft einen Ausdruck, der das ganze Gesicht gleichsam verzehrte und alles Leben in sich aufsog; wie brennende Sehnsucht, wie ein naiver, unschuldiger Glaube an ein ungeheures Glück, das sie noch erwartete, lag's darin. Wenn sie von dem Schlechten und Häßlichen des Lebens vernahm oder wenn es unversehens in ihre Nähe trat, dann nahm ihr Gesicht einen eigentümlich furchtsamen Ausdruck an, sie bebte zusammen unter seiner Berührung wie die Lotosblume, von der der Dichter erzählt, daß sie ihre Blätter vor dem Lärm und der Nähe des Tages schließt. Magda hatte auch diese Eigentümlichkeit aller sensitiven Frauen, sie war in größerer Gesellschaft fast immer schweigsam, sie suchte stets nach denen, denen sie sich anvertrauen konnte; zu zweien oder dreien dagegen war sie oft so lebhaft, daß man sie gar nicht wiedererkannte, sie verteidigte dann ihre Lebensansichten, die Ansprüche, die ihr junges, unerfahrenes Herz an Welt und Menschen stellte, mit einer Hartnäckigkeit, die die erregtesten Debatten herbeiführte.

Und diese zarte und doch im inneren Grunde so leidenschaftliche Natur war wie fasciniert seit dem Tage, wo sie Kurd Bahnsen gesehen hatte. Vergebens war es, daß Dora sie warnte, daß sie ihr beständig Proben von seiner Härte und seiner Selbstsucht erzählte, natürlich, ohne ihr eigenes Geheimnis preiszugeben. Magda hörte sie schweigend mit träumenden Blicken an, und nur bisweilen lächelte sie eigentümlich, wie siegesbewußt, als ob sie ihre eigenen Gedanken darüber hätte. Dies Lächeln hieß ungefähr: „Es lag an Euch, wenn dieser Mann hart und gewaltthätig ist — er ist nicht verstanden worden, und das hat ihn verschlossen gemacht, aber er sehnt sich wie alle anderen nach einer liebenden Seele, nach dem Bund mit einem Herzen, das ganz sich ihm zu eigen giebt — es müßte herrlich sein, gerade ihn zu beglücken und umzuwandeln. Und ich möchte wohl diejenige sein, die —"

Bei diesen Gedanken angelangt, senkte sie den Kopf, und eine flammende Röte überzog ihr Gesicht. Dora erkannte an ihrer Verwirrung, ihrer steigenden Unruhe, in welcher Verfassung sie war, und sie verdoppelte ihre Bitten und Warnungen. Es war alles vergebens.

Eines Abends, es war schon lange dunkel geworden, kehrten die beiden Freundinnen von einer Eislaufpartie zurück, die sie mit einer größeren Anzahl Teilnehmer gemacht hatten. Der Weg führte über den Deich, der den Fluß in seiner ganzen majestätischen Breite begleitete; die Mündung war nicht mehr weit entfernt, und man konnte bei klarem Wetter den Mastenwald des Hafenorts von fern erkennen. Jetzt war aber alles hier eine einzige unübersehbare zerrissene Eisfläche; das über die Ufer getretene Wasser hatte alles Land, soweit es nicht der große Deich, der eigentliche Winterdeich, schützte, überschwemmt, und der Frost hatte seinen klaren, krystallenen Panzer über die Ebene gelegt.

„Was ist das nur dort?" fragte auf einmal Magda aufmerksam, die schon seit längerer Zeit ein unbestimmtes, aber gewaltiges Geräusch zu vernehmen glaubte.

Beide lauschten in die Dunkelheit hinaus. Das war wie ein regelmäßiges, ungeheures Stampfen, und dann sahen sie Lichter schimmern, in deren trüber Beleuchtung eine riesige schwarze Masse auf dem Flusse erkennbar war, die sich immer näher heranschob.

„Der Eisbrecher!" sprach Dora leise, mit einem finsteren Ausdruck im Gesicht. Und nun wußten sie auch, warum derselbe jetzt hier in Thätigkeit war.

Das Eis lag in gewaltigen Massen vor der Mündung gepackt; der Winter war ungewöhnlich streng und hatte alle Schiffe im Hafen zurückgehalten. Einer der großen Dampfer der „Transatlantic", der von Baltimore zurückkam, hatte den Hafen nicht mehr erreichen können, sondern lag draußen inmitten der Eismassen, die ihn ernstlich beschädigt und in Gefahr gebracht hatten, ganz abzutreiben. Kurd Bahnsen hatte sich selbst unter großer Gefahr nach dem Schiffe begeben und sich überzeugt, daß dasselbe hilflos war und sich nicht selbst befreien konnte. Man hatte also den Eisbrecher requiriert, und dieser sollte nun eine freie Fahrrinne schaffen, um das gefährdete Schiff hindurchzuführen.

Vielleicht war Kurd selbst auf dem Dampfer — das war es, was den beiden da oben auf dem Deiche, deren weitgeöffnete Augen die Nacht zu durchdringen schienen, das Herz höher klopfen machte.

Der Eisbrecher stöhnte und keuchte wie ein lebendes Wesen, er schien zu stampfen und sich emporzubäumen, um sich nach allen Seiten Luft und freien Raum zu schaffen. Im ersten Augenblick konnte man an eines jener phantastischen Ungeheuer der Vorzeit denken, das im Kampfe liegt mit diesen undurchdringlichen Eismassen, die es auf allen Seiten einzwängen. Bei jeder Bewegung, die man vorwärts machte, entstand von dem Zersplittern der tausend Eiskrystalle ein donnerähnliches Krachen, bisweilen auch ein seltsamer knisternder Laut, wenn sich eine Eisscholle über die andere legte, oder eine Packung, die fest übereinandergelegen hatte, zersprengt wurde. Und der Kampf war hartnäckig; mit verzweifelter Anstrengung mußte das gewaltige Schiff sich Bahn brechen, als wollte der Winter die Fesseln, die er über das Land geworfen hatte, nicht zertrümmern lassen. In der ungeheuren Stille ringsum, mit der die Nacht alles bedeckte, vernahm man weiter nichts als diesen Kampf der Menschen mit dem Eise — die gespenstige Masse des Schiffes, die unter Rauch und Feuer sich ihren Weg bahnte, schien wie eine Kriegserklärung gegen die Natur mitten in das schweigende Land geworfen.

Auf einmal stießen die beiden Zuschauerinnen am Ufer gleichzeitig einen Schrei aus, sie hatten Kurd Bahnsen erkannt; der elektrische Scheinwerfer, der den Weg durch das Eis beleuchtete, beschien auf einen Augenblick seine gespannten, in lebhafter Aufmerksamkeit konzentrierten Gesichtszüge; er stand neben einem der Offiziere der „Transatlantic" in Uniform und zeigte diesem die breite Rinne, die im Kielwasser des Eisbrechers sichtbar war, und die das Gelingen des Unternehmens zu verbürgen schien.

Sein Auge hatte einen seltsam leuchtenden Ausdruck, etwas von unbekümmerter, sieghafter Sorglosigkeit lag darin wie immer, wenn er mit irgend welchem Widerstande rang. Das war in der That der gewaltthätige Mensch, der die Natur zwang, und der nicht zuließ, daß sie seine Schöpfungen angriff und zerstörte. Auf diesem Kampf beruht alle menschliche Größe, und darum gehorchte ihm auch alles: Meer und Land, die Menschen und die Gesellschaft, Männer und Frauen.

„Sag, liegt nicht etwas Wunderbares in seinem Gesicht?" flüsterte Magda ihrer Freundin zu, die ihren Atem heiß und stürmisch an ihren Wangen fühlte, „man vergißt alle anderen neben ihm, nicht wahr? Und dieser Blick — so stolz und kühn, als ob er sich nie vor jemand beugen könne — sag, hast Du —"

Dora umklammerte ihre Hand mit einem eisernen Griffe. „Du willst Dich also mit Gewalt zu Grunde richten?" rief sie. „Ich habe Dich vergebens gewarnt! Ich sage Dir, wenn Du wüßtest, was alles in diesen Augen liegt, Du würdest kein Wort mehr darüber verlieren, Du würdest von ihm wegeilen, so weit als nur möglich."

Magda sah sie erschreckt an, aber sie schwieg, und auf dem ganzen Wege wechselten die beiden Freundinnen kein Wort mehr.

Acht Tage darauf lernte Magda Lasson Bahnsen persönlich kennen, als sie mit mehreren befreundeten Herren den sogenannten „Jahrmarkt" des Hafenorts besuchte, wo besonders unter der Schifferbevölkerung ein lebhaftes und lärmendes Treiben herrschte.

Sie standen mit ihm an der Kaimauer des großen Hafens, wo jetzt auch der aus dem Eise befreite Dampfer untergebracht war. Hier sah man Mast neben Mast, Schornstein neben Schornstein, bei weitem nicht die ganze Flotte der „Transatlantic", aber doch der größte Teil, den der Winter am Lande zurückhielt. Die Kolosse der amerikanischen und New-Orleans-Linie hoben sich von den kleineren Dampfern ab, die nur für die europäische Fahrt oder nur für England bestimmt waren. Neben den zierlichen Luxusfahrzeugen, die nach Norderney und Helgoland gingen, sah man gewaltige, ganz aus Eisen gebaute Schiffe, die nach Brasilien und dem La Plata fuhren, sowie kleine Passagierdampfboote, die das Anbordbringen der Reisenden besorgten. Man hatte hier einen Begriff von der Großartigkeit dieses Geschäfts, das nunmehr sechsunddreißig transatlantische Dampfer beschäftigte, in dessen Dienst zu Wasser und zu Land wohl acht- bis zehntausend Menschen arbeiteten, und das jährlich mehr als hunderttausend Auswanderer von Deutschland über den Ocean beförderte.

Und die Leitung des Ganzen trotz der fortwährenden Erweiterung der Aufgaben, die ihm zufielen, hatte immer nur Kurd Bahnsen. Er duldete als Direktor keinen neben sich, so oft man ihm angeboten hatte, die Geschäfte mit zwei oder drei Kollegen zu teilen. Und bei seiner Arbeitskraft, die alle in Erstaunen setzte, welche ihn kannten, bewältigte er alles, er hätte nie vermocht, jemand neben sich zu haben, der ihm in alles hineinredete. Nur verlangte er dieselbe Unermüdlichkeit auch von seinen Beamten, ohne daß er diese durch reichliche Gehälter entschädigte. Im Gegenteil, die Kargheit derselben war berüchtigt; Kurd ließ sich darin ganz von den Rücksichten auf die Aktionäre und die Dividende bestimmen. Auch daß er den Kapitänen der einzelnen Dampfer, die gewohnheitsmäßig von jeder Fahrt Tantième bezogen, dieselbe ansehnlich beschnitten hatte, hatte viel böses Blut gemacht und mehrere Entlassungen zur Folge gehabt. Darum kümmerte er sich nicht. Man wußte wohl, was er einmal gelegentlich einer solchen Entlassung mit einem mokanten Lächeln gesagt hatte: „Pah, dafür findet sich leicht Ersatz — die Menschen sind heute billig!" Er kannte die Überfüllung des modernen Arbeitsmarktes aller Zweige, wo jeder froh ist, wenn er nur ein kleines und bescheidenes Plätzchen erhält.

Dagegen hatte Kurd Bahnsen durchaus keine Bedenken, wenn seine Beamten sich sonst irgendwie bereicherten. Er drückte selbst ein Auge zu bei den immer zahlreicher werdenden Veruntreuungen, die im Proviantwesen der „Transatlantic" vorkamen — die Leute mußten sich ja irgendwie entschädigen. Kam man ihm mit Bedenken, daß das Einreißen eines

solchen Geistes gefährlich werden könne, so lachte er nur. Auf moralische Faktoren gab er nichts, die konnte man nicht klar buchen wie die übrigen. Übrigens sagte man ihm nach, er habe selbst bei manchen großen Lieferungen für die Gesellschaft so viel verdient, daß er Grund hätte, über alle derartigen Geschichten zu schweigen. „Geschäft ist Geschäft," versicherten sich dann diejenigen, die solche Gerüchte herumbrachten, mit einem vielsagenden Augenzwinkern und gingen achselzuckend zur Tagesordnung über.

Kurd Bahnsen selbst kümmerte sich um alle solche Redereien gar nicht. Auf der Höhe, wo er stand, glaubte er sich über Lob und Tadel erhaben.

Das sah man an den einfachen und doch ausdrucksvollen Gesten, an dem kalten, gleichsam gesammelten Ausdruck des Auges, mit dem er während des Volksfestes den Besuchern etliche neue Schiffe zeigte, die ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten.

Magda Lasson besonders hing an seinem Munde und vertiefte sich förmlich in jede seiner Bewegungen; noch stärker wie früher fühlte sie die magnetische Anziehungskraft, die dieser eiserne Wille, diese so scheinbar unerschütterliche Persönlichkeit auf sie wie auf alle Frauen ausübte.

„O, ich denke es mir außerordentlich interessant," rief sie mit geröteten Wangen und mit einem Aufleuchten der Augen, „ein solches Schiff über den Ocean zu führen — tagelang nichts wie die weite Wasserfläche um sich —"

Kurd lächelte.

„Aber es ist gefährlich, mein Fräulein," antwortete er, „da muß man gehörig aufpassen, der Nebel und die englischen Sandbänke sind schlimme Feinde. Und jeder Unfall, den das Schiff trifft, macht den Kapitän seiner Stellung verlustig, gleichviel, ob mit oder ohne Schuld."

„Gleichviel, ob mit oder ohne Schuld? Aber Sie sind grausam, Herr Bahnsen!"

„Ja, dazu sind wir gezwungen, Fräulein Lasson. Es veranlaßt die Leute, sich um so mehr in acht zu nehmen — aber sehen Sie nur, die Menge dort!"

Er zeigte auf die große Bude eines Marktschreiers, um dessen bunte Affichen sich alles mögliche Volk drängte: Schiffer mit breiten Südwestern und weiten Hosen, das Haar in die Stirn gezogen und goldene Ringe im Ohr, die frischen Gesichter schon von vielem Grog und Branntwein gerötet, Heizer in ihrem Sonntagsstaat, meist schlanke, aber muskulöse Gestalten, amerikanische und englische Matrosen, die sich überall durch lautes Rufen und Sprechen bemerklich machten — und vor allem Trupps von jenem Gesindel, das in allen Hafenplätzen in Menge an den Landungsstellen herumlungert, sich zu allen möglichen Kommissionen anbietet und eine Proletarierkaste ohne bestimmten Beruf bildet.

Magda sah halb betäubt auf das lärmende Treiben, das sie überall umwogte.

„Man sollte glauben, der Ort wäre schon Jahrzehnte alt," bemerkte sie zu Kurd Bahnsen.

„Nein; früher, da war hier nichts — alles öder Geestboden!" Er zeigte mit einer einfachen Handbewegung auf all die Schiffe, Häuser und Menschen ringsum — diese Bewegung sagte: „Ich habe das alles erst geschaffen; ohne mich wäre hier nichts."

Und Magda Lasson begriff das, obgleich er, wie es in seiner Natur lag, kein Wort weiter darüber verlor. Das war es ja gerade, was auf sie solchen Reiz ausübte, die geniale Kraft des schaffenden Menschen, der nicht ruhen kann, bis nicht Werke von ihm da sind, welche die Spur einer Persönlichkeit bewahren, der alle Hindernisse beseitigt, bis er das, was er im Kopfe trägt, verwirklicht sieht.

„Wird Ihnen die Arbeit, die Sie mit alledem haben, nicht oft zu viel?" fragte sie, zu ihm gewendet.

Er blickte sie wie erstaunt an.

„Nein, wie kann mir das zu viel werden? Ohne mich ginge es doch nicht." Es lag beinahe etwas Naives in dieser Äußerung, jene Naivetät aller Kraftnaturen, die auch ihm nicht fremd war. „Und dann wissen Sie gar nicht, welcher Reiz für mich in der Arbeit liegt — ich werde ein anderer dabei, ich fühle mich gleichsam wachsen; in den Stunden, wo ich mich der Gesellschaft und dem Vergnügen widmen muß, bin ich stets zerstreut und unruhig; es paßt nicht für mich. Das Leben ist für mich eine Schlacht, die ich jeden Morgen erneuere — und je mehr Feinde, desto mehr Ehre, wie unsere Vorfahren sagten."

Er lachte bei den letzten Worten kurz auf, ein helles, gesundes Lachen, das seine innerste Stimmung verriet.

„Ich fürchte, Sie haben auch viel Feinde hier, Herr Bahnsen," versicherte ihm Magda.

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete er lächelnd; „mein Gott, das ist ganz natürlich. Wer Neues schafft, muß stets das Alte beiseite schieben, das liegt in der Natur der Sache. Man muß gewaltthätig und rücksichtslos sein, sonst kann man eben das Neue nicht bringen. Und daß die Menschen sich dadurch verletzt fühlen, das kann man ihnen nicht verübeln — aber das wird Ihnen wohl alles sehr gottlos klingen, Fräulein Lasson?"

„O nein, ich bewundere Sie!"

Magda sagte das mit blitzenden Augen, mit einer Miene, in der sich die leidenschaftliche Erregung ihres Innern deutlich verriet. Aber gleich darauf, wie wenn sie sich einer Schuld bewußt wäre, senkte sie errötend den Kopf, und ihre Augen vermieden es, denen ihres Begleiters zu begegnen.

Kurd Bahnsen war durch den Ton, in dem sie die letzten Worte sprach, aufmerksam geworden. Er sah jetzt, was in ihr vorging. Und ein leises, fast unmerkliches Lächeln umspielte seine Lippen — da kam die alte Verachtung der Frauen bei ihm wieder zum Durchbruch. Er sagte sich, das ist also wieder dieselbe Geschichte: daß man ihnen den Herrn zeigt, das zieht sie an — so wenig sind sie an freie und starke Persönlichkeiten gewöhnt, daß sie förmlich danach lechzen.

Und das Wort von Edzard Löning kam ihm ins Gedächtnis, daß, wer Held sein wolle, sich vor den Frauen in acht nehmen müsse. „Was ist denn

nur an ihnen zu fürchten?" fragte er sich jetzt wieder mit einem spöttischen Achselzucken.

Er blieb mit Magda Lasson fast den ganzen Tag zusammen; es reizte ihn dann bei solchen Gelegenheiten schon in den Anfangsstadien zu erproben, wie weit seine Macht ging. Als sie sich trennten, verabredeten sie ein Zusammentreffen für später — und diesem einen folgten noch mehrere andere. — —

Den ganzen Winter bekam Dora Ellhorst ihre Freundin nicht ein einziges Mal wieder zu Gesicht; Magda wich ihr aus, wo sie nur konnte. Einmal erblickte sie dieselbe, als sie vorübergehend in der Stadt war, da sah sie Kurd Bahnsen in ihrer Begleitung, aber ihr Gesicht schien verändert, es sah bleich aus und hatte einen trüben, sinnenden Ausdruck.

Dora kehrte nach Haus zurück mit jenem bitteren, müden Lächeln, das sie seit langem nicht verließ. Sie wußte, sie hatte nun auch die Freundin verloren — Kurd war sein Opfer nicht entgangen.

Brunos Besuche waren seltener geworden. Es schien, als ob er mit langwierigen Arbeiten beschäftigt wäre; er sprach von Untersuchungen zu Berufszwecken, die er in den Fabriken anstelle, ohne seiner Cousine etwas Näheres mitzuteilen.

Einmal bekam sie seinen Namen in den Zeitungen zu lesen; es wurde seiner sehr ehrenvoll gedacht, da er im Verein mit einem Kollegen eine Poliklinik für die ärmeren Klassen eingerichtet hatte, die gleich von Anfang an stark frequentiert wurde und ihn überall bekannt machte. Als er das nächste Mal ihren Vater besuchte, zeigte sie ihm die Notiz, indem sie hinzufügte: „Was treibt Ihr denn in solch einer Poliklinik?"

„Wir kurieren zunächst den Körper, dann aber, wenn es etwas geht, die Seele mit," entgegnete er scherzend, „es wird geschnitten, gesägt, gelegentlich chloroformiert —"

„Um Gottes willen, höre auf," bat Dora, die Hand erhebend „ich begreife Euch oft nicht in Eurem gräßlichen Beruf, es muß doch jedes Feingefühl dabei verloren gehen!"

Brunos Züge wurden ernst.

„Wenn man so der Armut und dem Elend an der Quelle sitzt, dann fragt man nicht mehr nach Ästhetik und Feingefühl," antwortete er, „das müßte uns allen erst ausgetrieben werden. Wir bilden uns ein, besser zu sein und so unendlich viel höher zu stehen — und doch ist unsere ganze zusammengeflickte Bildung nicht so viel wert wie ein einziges freimütiges Wort oder ein starker Charakter."

Dora sah ihn erstaunt an.

„Das sagst Du, ein Mann der Wissenschaft?"

„Liebe Cousine," erwiderte er, indem er ihre Hände ergriff und sie fest ansah, „ich gestehe Dir offen, daß mir heutzutage nichts weniger imponiert, als die Bildung und Wissenschaft, auf die man heute gerade so stolz ist; und als eine meiner ersten Aufgaben, als ich ins Leben trat, stellte ich mir die, mich von dem Banne der Wissenschaft zunächst zu befreien!"

„Wie meinst Du das?" Sie blickte ihn noch immer betroffen an.

„Nun, ich sah, daß die Wissenschaft, der wir einen großen Teil unserer Macht heute verdanken, bei vielen gerade meiner Kollegen zu einer merkwürdigen Verrohung des Charakters geführt hat — wie immer, wenn zu viel Macht in eines Menschen Hand konzentriert ist. Das Wissen macht sie brutal und übermütig; sie bilden sich ein, mit der Chemie und der Mechanik alles erklären zu können, weil das ihrer Eitelkeit schmeichelt; sie ahnen gar nichts von dem inneren Leben der Welt, von den höheren Mächten, die in uns thätig sind."

Er war wie immer bei diesem Thema erregter geworden, als es seine Gewohnheit war, und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Weißt Du, Bruno, Du hättest eigentlich Künstler werden sollen!" rief Dora plötzlich unter der Gewalt des Eindrucks, den er auf sie machte. Sie fand etwas Überlegenes, innerlich Gefestetes in ihm, das sie seit Kurd Bahnsen noch bei keinem Manne gefunden hatte.

Bruno lachte.

„Nein, nein," rief er dann abwehrend, „in mir ist nichts Künstlerisches. Ich habe so meine Ideen über die heutige Welt und dies heutige Leben, ich glaube, daß allgemeine Krankheiten auch durch allgemeine Mittel und im großen Stile geheilt werden müssen, aber — Und was die Wissenschaft betrifft," fuhr er in anderem Tone fort, „so glaube ich auch, sie ist zum Teil daran schuld, daß die festen Persönlichkeiten so sehr verschwinden; sie macht durch ihre sogenannte Objektivität die Menschen unentschieden, schwankend, feige mit einem Wort. Nichts Ganzes mehr."

Das junge Mädchen verstand ihn noch nicht völlig, aber sie ging jetzt bereitwillig auf seinen Gedankengang ein; die kühne und neue Art der Lebensbetrachtung, die sich in den Worten ihres Vetters zeigte, zog sie an.

Was Bruno sagte, war in der That seine Überzeugung. Mit nichts hatte er einen schwereren Kampf gekämpft als mit der modernen Wissenschaft; vor dieser sein inneres Selbst zu retten, sich den Glauben zu bewahren an die Verwirklichung der höheren und reineren Lebensformen, in denen er das Ziel des Menschen erblickte, das hatte ihm ein furchtbares inneres Ringen gekostet. Die Wissenschaft gleicht darin einer jener geheimnisvollen Göttinen, wie sie die Religionen des alten Orients kennen; sie giebt uns Macht und Größe, aber sie forbert unsere Seele dafür, sie zieht alle Farbe und alles Blut aus dem heiteren Leben heraus, sie verlangt, daß wir Phantasie, Empfindung und Leidenschaft reduzieren auf chemische Prozesse und meßbare Nervenschwingungen.

Und dagegen hatte sich Bruno Ellhorst gesträubt mit allen Wurzeln seines Seins. Für ihn bedeutete das Leben mehr wie einen organischen Prozeß. Für ihn war es Schönheit, Sonne, das unbestrittene Recht auf Freude, auf ein Ausleben der ganzen Persönlichkeit. Er sah aber, daß, um dies zu verwirklichen, die Erziehung eine andere werden, vielleicht sogar die ganze Gesellschaft ein anderes Aussehen erhalten müsse. Wie die Sphinx stand vor ihm seine alte

Frage, über die er schon in träumerischen Jugendjahren oft nachgesonnen hatte: „die Welt ist so schön geworden, die Kultur so mächtig, warum sind die Menschen so glücklos heute?“

Und wenn er diese Frage seinen Zeitgenossen vorlegte, begegnete er nur verwundertem Kopfschütteln oder tiefsinnigen von irgend einem einseitigen Fachdogma diktierten Vorträgen. Das letztere war meistens der Fall bei Theologen, deren Verkehr er eine Zeit lang mit Vorliebe aufsuchte. Er hoffte bei ihnen einen weiten Blick, eine Vertiefung in die modernen Gedanken zu finden, und er fand sehr oft nur ein theoretisches Disputieren um Kleinigkeiten, oder ein Gejammer über diese Zeit ohne Ideal.

Das Ideal! Ja, da lag's; Bruno Ellhorst sagte sich, daß eine Zeit, ein Volk ohne Ideal ein Unding wäre, das nie und nimmer auf die Dauer haltbar sei. Etwas Besseres, Höheres als er selbst ist, trägt jeder Mensch, jede Rasse im Bewußtsein, und um das zu verwirklichen, setzt sie all ihre Lebenskräfte daran, giebt sie ihr bestes Blut und ihre besten Gedanken her. Und das schien der Gegenwart ganz abhanden gekommen zu sein. Bruno Ellhorst sagte sich, daß man an diesem Punkte ansetzen müsse; er träumte von einem neuen, einheitlichen Geistesinhalt für sein Volk, ähnlich wie es die Kulturwelt der Kirche für das Mittelalter gewesen war.

Die Wissenschaft, das wußte er, konnte hier nicht helfen. Im Gegenteil, sie hatte schädlich gewirkt mit ihrem flachen Materialismus, mit ihrer „kühlen Objektivität“, die alles Blut aus der Persönlichkeit heraussaugt. Ein wirklich wissenschaftlich gebildeter, moderner Mensch darf ja nicht zu einer Sache entschieden ja oder nein sagen, er weiß stets für beide Parteien so viel Gründe und Gegengründe, daß nichts wie Unentschiedenheit dabei herauskommt. Und ein Mensch, der sein Leben lang mit der ungeheuren Spezialarbeit der heutigen Fachwissenschaften zugebracht, der hatte die wesentlichsten Teile seines Ichs verloren; die Phantasie war eingetrocknet und das Gefühl für das lebendige Leben und seine Erscheinungen abgestumpft. Das war in Brunos Augen die soziale Schuld der Wissenschaft; sie unterdrückte die Persönlichkeit, sie schuf von neuem jene Massen geistig unfreier Menschen, die das willkommene Material für die Tyrannen und Herren der Gesellschaft waren. Und ein Ideal konnte sie nicht liefern, im Gegenteil, sie lächelte darüber spöttisch. Denn für sie waren Schönheit und Lebensfreude nur Worte, gut stilisierte Phantasien; wenn man das einer ätzenden Säure oder dem Gebläse des Destillierofens aussetzte, blieb nichts davon übrig.

Das waren bei Bruno Ellhorst nicht bloß Beobachtungen, die der schon zum Manne Gereifte anstellte, das waren bereits Jugendeindrücke, von den Kollegien, von der Universität her; überall traf er den kalten, austrocknenden Einfluß einer nivellierenden Wissenschaft, die unter den Studenten einen hochmütigen Materialismus und eine erschreckende Indifferenz gegen alles geistige Leben großzog. Sie lebten in einer Mißachtung der Religion, der Kunst, der Frauen, die vor keiner Konsequenz zurückschreckte.

Besonders die Mißachtung der Frauen, das traf bei Bruno einen Kernpunkt seines Wesens. Er war beim ersten Male geradezu erstarrt, wie er als junger Fuchs auf der Kneipe seiner Verbindung die älteren Mediziner von den Frauen reden hörte. Man gefiel sich darin, alles mit der cynischen Eitelkeit des Anatomen zu beurteilen, dessen Messer überall hinbringt, und der jedes Geheimnis zu enträtseln glaubt. Es war eine Art Größenwahn, wenn man will; ein junger Mann, der hier mit idealen Neigungen, mit großen Zielen auftrat, war eo ipso lächerlich. Man sah ihn als eine Art Kuriosität an, dem man seinen „Idealismus“ möglichst bald austreiben müsse; und vermittels des Kneipenlebens, des Skats und der sonstigen Elemente des Couleurwesens gelang das bei den meisten nur zu bald. Dabei wußte Bruno Ellhorst, daß diese jungen Leute, die in ihrer Redeweise untereinander jede Scheu vollständig abgelegt hatten, Schwestern und Mütter hatten, die ihnen doch die Achtung vor der Frau hätten erhalten sollen, und denen gegenüber sie mit einer gleichgiltigen Höflichkeit all die Lebensabgründe verbargen, die für sie längst nicht Neues mehr enthielten. Man log auf der einen Seite und litt auf der andern Seite gleichwohl unter der eigenen Ideallosigkeit. Denn gerade in dem cynischen Trotz, mit dem man alles, was Glauben hieß, bespöttelte, lag eben das böse Gewissen, daß man dem Menschen damit sein bestes Teil nahm, daß man selbst nicht mehr die Kraft zum Ideal besaß, und es aufgab, sich das Leben selbst zu formen, indem man sich gleichgiltig mit skeptischem Lächeln dem Strome überließ.

Bruno hatte dieser Luft des Seziersaals und des Karbols, dieser eigentümlichen beklemmenden Atmosphäre, siegreich widerstanden. Die scharfe Beleuchtung von Welt und Menschen, die er hier lernte, war ihm von Nutzen gewesen, aber er ging nicht darin auf. Er wollte darüber hinaus schaffen, ein neues Leben, neue Menschen, wenn es nötig sein sollte. Eine Zeitlang war ihm bei seinen Kollegen alles zuwider gewesen: dieser unausbleibliche Materialismus, die Indifferenz, mit der sie alles Geistige beurteilten, der Cynismus, mit dem sie von den Frauen sprachen; nur wenige hatte er gefunden, die sich gleich ihm zu einer höheren Lebensauffassung durchgerungen hatten. Und diese Wenigen teilten vollkommen die tiefgehende Anschauung, die Bruno Ellhorst hegte, daß nämlich das neue Ideal zunächst verwirklicht werden müsse an der Frau. Wenn die moderne Frau für den Mann wieder das war, was frühere Generationen in ihr suchten, ein Gegenstand der Sehnsucht, der Anbetung — eine Verwirklichung der Ahnung von einem höheren und reinen Leben — dann mußte die Gesellschaft gesunden und vieles von ihren Übeln verschwinden!

Das war ein echt germanischer, tief innerlicher Zug in Brunos Wesen, dieser Respekt vor dem Heiligen in der Frau; im Mittelpunkt seines Denkens und Treibens stand das Weib, von dem er träumte, die Lebensgöttin, die alles Schöne und Große in der menschlichen Natur erst zum Dasein erweckt, der all unser Ringen und Schaffen gilt. Das war für ihn das Ideal selbst, die Frau, so wie er sie sich dachte —

und das hatte er im Leben gefunden, in Dora, die er in jungen Jahren mit unbewußter Schwärmerei geliebt, mit der seine Gedanken, als er in der Fremde war, unaufhörlich beschäftigt gewesen waren, und die er sich nun als Mann neu erstreiten mußte.

Denn als er nach Hause zurückkam und sah, wie hier alle Verhältnisse über den Haufen geworfen, wie Dora selbst ganz verändert war, da hatte er anfangs verzweifeln wollen. Aber er war nicht gewohnt, unthätig seinen Empfindungen nachzuhängen, und er sann auf Mittel, sich wieder zu verschaffen, was ihm entrissen war.

Das eine war ihm klar, Kurd Bahnsen mußte fallen. Und ihn von der sozialen Höhe, auf der er stand, wieder gestürzt zu sehen, das war auch, wie er wußte, Doras unaufhörlicher Gedanke.

Der Winter ging allmählich zu Ende — es kamen schon Tage, wo warme Westwinde allerlei vom Frühling erzählten, wo die Luft, feucht und schwer, voll schien von Sprossen und Keimen der Zukunft. Das Eis auf dem Flusse hatte sich längst gelöst, und in trüben, gelben Fluten wälzten sich die Wassermassen dahin; hier und da sah man noch am Ufer, an Abhängen und Böschungen Schnee liegen, der dem Tauwetter widerstanden hatte, aber überall lag die Ahnung des Frühlings, das Bewußtsein der kommenden sonnigen Zeit über dem Lande.

An einem solchen Tage war es, wo Bruno Ellhorst mit seiner Cousine einen längeren Ausflug nach den Ruinen einer alten Friesenkirche gemacht hatte, der sie bis nahe an die Meeresküste führte. Das junge Mädchen bat ihren Begleiter, dort einen Augenblick auszuruhen — sie wollte den Anblick etwas länger genießen.

Bruno betrachtete sie aufmerksam.

„Du siehst noch immer müde und abgespannt aus, Dora,“ sprach er, „das macht das Wetter heute, diese Frühlingsluft.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein — ich habe zu viel Kummer gehabt,“ antwortete sie mit gesenktem Blick, „das ist es. Das hat mir zu viel gekostet, das alles —“

„Es wird vorübergehen,“ sprach er tröstend, „auch das wird heilen!“

„Ja, wenn —“

Sie sah mit einem seltsam finsteren Blick aufs Meer hinaus. Dann rief sie tief aufatmend, indem sie das Tuch, das sie sich umgebunden hatte, vom Halse riß:

„Ach, welch eine Luft hier! Man lebt förmlich auf. Das ist doch ganz anders wie da unten in der Stadt! Und doch kann man die Kultur nicht entbehren, und man würde nach sechs Wochen hier vor Langeweile umkommen. Es liegt doch eigentlich manche Erbärmlichkeit, die zugleich sehr lächerlich ist, in unserer Natur, nicht, Bruno?“

Sie hatte dabei seine Hand berührt; er zuckte leicht zusammen, bevor er ihr antwortete:

„Du bist immer noch verbittert, Dora, und so siehst Du alles schwarz. Aber wer stark ist, der ist auch dazu bestimmt, Schweres zu tragen. Du bist stark, das hast Du bewiesen. Und dann siehst Du,“ fuhr er mit einem Lächeln fort, das sieghaft wie die Sonne ihre dunklen Gedanken zerstreute, „finde ich immer, es ist etwas in uns, das unerschütterlich und unberührt von allem Äußeren bleibt — dieser feste Wille, der sagt: ich lasse mich nicht zwingen vom Unglück; es ist in mir selbst noch Glück genug übrig zum Leben!“

Dora sah ihm mit einem tiefen Blick in die Augen.

„Du bist eine so eigentümliche Natur, Bruno,“ sprach sie, „man muß Vertrauen zu Dir haben — und das habe ich auch gehabt vom ersten Augenblick an — Du hast uns nicht verlassen, als wir im Unglück waren, und alle uns in Stich ließen —“

„Halt, Cousine!“ rief er lachend, „ehe wir uns Süßholz vorraspeln, wie es in der forschen Studentenzeit heißt, eine Gewissensfrage vorher: zu wem würdest Du jetzt mehr Vertrauen haben, zu Kurd Bahnsen oder zu mir —?“

„O, Bruno, wie kannst Du nur —“

Eine flammende Röte war ihr ins Gesicht gestiegen — sie wandte sich ab, um dann gleich wieder einen verstohlenen Seitenblick zu ihm herüber zu senden. Es lag in seiner Frage etwas, was sie bis ins Innerste traf.

Und da begegnete ihr Blick dem seinigen. Der war ganz anders wie sonst. In dem sonst so ruhigen, prüfenden Auge des Mannes lag es wie heiße, zitternde Sehnsucht — eine seltsame Weichheit, wie immer, wenn Manneskraft und Mannesernst sich beugt vor dem Werte der echten Frau. —

„Sag, Dora, wenn Du Vertrauen zu mir hast,“ fuhr er leise und flüsternd fort, „wenn es nicht mehr mit uns ist wie in der unbedachten Jugendzeit, wo der stürmische Sinn sich von jeder blendenden Erscheinung fesseln läßt — ist es dann jetzt Zeit, unser Schicksal zu sichern? Ist es —“

Sie hob wie beschwörend die Hand; aber es lag kein Erschrecken, keine Abwehr darin — nur eine Bitte um Aufschub für die Antwort, um Ruhe für die stürmisch hin- und herwogenden Gedanken. Er schwieg, aber sein Auge hing an ihren Lippen.

Dora sah noch immer wie festgebannt auf das Meer hinaus. Zwischen den grauen Wolkenfetzen zeigten sich einzelne blaue Streifen, große weißköpfige Möwen schwangen sich auf die Kämme der Wellen, die langsam und eintönig das Ufer heranrollten, und ein warmer Wind schien von der See herüberzuwehen wie ein Versprechen der kommenden Tage. Überall lag wie ein traumhafter, leiser Glanz, der noch vom Nebel verschleiert ist, Frühlingsahnung über Meer und Land — hier mußten bald die letzten Fesseln und der letzte Druck fallen, den der tyrannische Winter noch ausübte.

„Die Sonne — fühlst Du nicht, wie die Sonne wiederkommt?“ flüsterte Dora leise wie im Traume, „wenn man daran glauben könnte — aber wie oft werden all unsere Hoffnungen betrogen!“

„Vertraue mir,“ bat Bruno, indem er ihre Hand ergriff, „ich werde alles thun, um —“

Das junge Mädchen richtete sich auf einmal energisch auf, ihre ganze müde und gebrochene Haltung

war verschwunden. In diesem Moment glich sie mit dem lebhaften Glanz ihrer Augen, dem fast befehlenden Ausdruck in den aristokratischen Zügen einer jener Gestalten, wie sie der Pinsel van Dyks verewigt hat — die selbstbewußte, unnahbare Schönheit des nordischen Adels.

„Höre mich an," sprach sie zu ihrem Vetter, „es ist ein Gedanke in mir, der mich Tag und Nacht verfolgt, und der mich nicht wieder losläßt, und seine Verwirklichung fordere ich von Dir als Beweis Deiner Treue. Kurd Bahnsen muß fallen. Er muß wieder ebenso klein werden, als er angefangen hat."

Bruno sah sie fest an. Keine Wimper in seinem Gesicht zuckte.

„Ich werde thun, was Du verlangst!"

Dora hielt noch immer seine Hand umklammert, die er ihr gereicht hatte — sie preßte sie in einem leidenschaftlichen Drucke zusammen, der ihn die Lippen aufeinanderbeißen ließ.

„Ah, wenn Du wüßtest, wie ich ihn hasse," fuhr sie nach einer Pause schweratmend fort, „Du hast keinen Begriff davon! Und Du kannst auch keinen Begriff davon haben! Denn Du weißt nicht, was ich gelitten habe — wie er mich gemartert hat! Alles in ihm ist nur Selbstsucht, Grausamkeit, Ehrgeiz, und ein solcher Mensch soll nicht länger glücklich und von allen beneidet sein — er soll —"

Bruno beruhigte die Wilderregte — er sah jetzt, wie dies ungestüme Naturell durch die Härte der jüngsten Einsamkeit noch gesteigert war.

Es lag ein eigentümlich sinnender Ausdruck auf seinem Gesicht als er antwortete:

„Kurd Bahnsen muß fallen — und eine Macht wie die seine kann auch keinen Bestand haben, denn sie ist das Böse, das Gewaltthätige — er liegt wie ein Verderber über dem Lande, über der ganzen Gesellschaft, die er korrumpiert mit der Jagd nach rücksichtslosem Gewinn, mit der Verschlagenheit, wodurch er alle Interessen an das seinige knüpft."

„Darum darf es nicht länger so bleiben," fuhr Dora mit blitzenden Augen fort, „er soll uns büßen für den Ruin unserer Familie!"

„Und dann," rief Bruno, indem er aufsprang, „wenn die Schlacht gewonnen ist, wenn Kurd Bahnsen am Boden liegt, dann —?"

„Dann," antwortete ihm Dora, und zum ersten Male seit langer Zeit glitt wieder etwas wie ein Lächeln über ihr Antlitz, „wird es wieder heißen wie in den Liedern zur Zeit der Minnesänger: Nicht weigert die Dame dem Ritter den Dank."

XI.

Kurd Bahnsen ahnte nichts von dem Bunde, den die beiden in jener einsamen Stunde am Meeresstrande gegen ihn geschlossen hatten.

Er hätte auch schwerlich die Muße gefunden, sich darum zu bekümmern, denn es war eine einigermaßen schwierige Zeit für die „Transatlantic" angebrochen, die seine volle Arbeitskraft in Anspruch nahm.

Das lag an dem Umschwung, den die Verhältnisse in Nordamerika erfahren hatten, wohin das Hauptgeschäft der großen Schiffahrtsgesellschaft ging. Dort war die Partei der Demokraten mit einer extrem schutzzöllnerischen Politik ans Ruder gekommen, deren Wirkungen man bald überall zu spüren begann. Der Senat der Vereinigten Staaten genehmigte die berüchtigte Fitz-Daltonbill, welche die Eingangszölle auf fast alle Importgegenstände von Europa sofort um das Drei- bis Vierfache erhöhte. Der Schlag, der damit geführt wurde, war von einem Ende Europas bis zum anderen fühlbar — manche Industrien, die Weber in Sachsen und Thüringen, die Eisenwaren aus dem Rheinland und Westfalen, die Luxusindustrien in vielen Gegenden des Kontinents wurden halb ruiniert dadurch, daß ihnen das Absatzgebiet in Amerika genommen war.

Das machte sich für die „Transatlantic" durch die Abnahme der Frachten sehr fühlbar. Und Kurd hatte gerade, durch die glänzenden Jahre vorher verlockt, in Voraussicht noch lebhafteren Verkehrs, eine größere Anzahl Dampfer bestellt, die nun müßig im Hafen lagen, da keine Beschäftigung für sie da war. Er merkte, daß die Gottheit des Handels, die ihn so glänzend und so weit geführt hatte, ihn jetzt auch ihre Krisen und Launen spüren ließ.

Um diese Zeit begann Bruno den ersten Schlag gegen ihn zu führen. Er hatte nicht umsonst damals, als er seine Cousine auf dem Lande besuchte, allerlei von seinen Untersuchungen in den Fabriken und Werkstätten gesprochen — er war zu der Überzeugung gekommen, daß in denjenigen der „Transatlantic" allerlei Ungehöriges geschehen sei — er hatte sich die Beweise dafür verschafft, daß die gesetzliche Versicherung der Arbeiter in den Werkstätten nur zum Teil durchgeführt war, und er wußte ferner, daß die Leute öfters über ihre kontraktliche Arbeitszeit dort festgehalten waren.

Er war zuerst auf all diese Thatsachen aufmerksam geworden durch einen Arbeiter der Ortskrankenkasse, der ihn in seiner Sprechstunde wegen eines Unfalls, der ihn bei der Explosion eines Dampfkessels getroffen hatte, aufsuchte.

Die Häufigkeit dieser Unfälle bei der „Transatlantic" hatten schon öfters in der Presse Bemerkungen veranlaßt. Bruno Ellhorst erfuhr von dem Arbeiter, wie mangelhaft die Kesselrevision, und wie selten die Besuche der Fabrikinspektoren wären, die, von der Direktion beeinflußt, ihrer Pflicht offenbar nur nachlässig nachkämen.

Er erstattete von all diesen Dingen Anzeige, schrieb selbst eine Broschüre darüber und veranlaßte verschiedene Zeitungen, die nicht den kapitalistischen Interessen huldigten, sich der Sache anzunehmen. Er griff dies ganze System der Bedrückung und der tyrannischen Ausnutzung, das, wie er wußte, tief in Kurds Charakter begründet lag, schonungslos an.

Seine Schritte erregten Aufsehen, die Behörden stellten Untersuchungen über die behaupteten Thatsachen an, und man versprach sogar, die Übelstände abzustellen, aber man ging dabei möglichst langsam zu Werke, weil die großen Kaufleute und Senatoren,

die an der Spitze standen, Kurds Interessen nicht schädigen wollten. Dieser selbst zuckte über die Anklagen des Arztes nur die Achseln und sprach von ihm mit äußerster Geringschätzung.

Was er aber nicht hindern konnte, war, daß Bruno Ellhorst sich durch sein edelmütiges Vorgehen überall, besonders in den unteren Klassen, eine außerordentliche Popularität erwarb, und daß er bei der nächsten Wahl mit großer Stimmenzahl in die Bürgerschaft gewählt wurde, in die regierende Versammlung, die in den Hansastädten überall neben dem Senat die Geschäfte leitet.

Als er dort zum ersten Mal mit Kurd Bahnsen zusammentraf, ging dieser gerade auf ihn zu und bemerkte mit unverkennbarer Ironie:

„Ich zweifle, daß Sie hier den geeigneten Boden finden für Ihren Sozialismus, Herr Doktor!"

Bruno entgegnete ruhig:

„Ich habe das Wort schon einmal abgelehnt — ich suche hier nur den Boden für eine andere Ihnen unbekannte Größe: für Menschenfreundlichkeit und Liebe zu seinem Volke!"

Kurd zog die Stirn zusammen. Die unheimlichsten Falten traten darauf hervor, gerade über dem Auge, aus dem ein zorniger Blick dem Sprecher zuflog.

„Wahrscheinlich wollen Sie Ihrer Familie und sich selbst nur wiedergeben, was ich Ihnen genommen habe," rief er heftig; „aber hüten Sie sich — man kann auch noch tiefer stürzen —"

Der junge Arzt lächelte nur.

„Warum beurteilen Sie alle Menschen nach sich selbst, Herr Bahnsen? Mit diesem Evangelium der Selbstsucht haben Sie hier freilich die richtigen Anhänger gewonnen — aber ich sage Ihnen, die Zeit ist gekommen, wo das anders werden muß!"

Damit trennten sie sich beide; wie zwei Gegner, die in den Kampf gehen, hatten sie sich vorher die Herausforderung zugeschleudert.

Kurd war jedenfalls nicht die Natur, die den Kampf gescheut hätte. Er ging jetzt aufs strengste gegen alles vor, was er die „verderblichen Zeitströmung" nannte, er versuchte unter den großen Unternehmern den Widerstand gegen alle sozialreformatorischen Neuerungen, wie sie sich auch in der Hansastadt an der Elbe bemerkbar machten, zu organisieren. Er traf die Neuerung, daß seine Arbeiter, bevor man sie verpflichtete, eine Erklärung gegen die Sozialdemokratie unterschreiben mußten — ein Beispiel, das von vielen Groß-Industriellen nachgeahmt wurde.

Mitten in dieser erbitterten Stimmung, mit der er sich gegen die rüstete, die ihn anfeindeten, richtete er eine Aufforderung an seinen Freund Hoffmann, jenen Leiter verschiedener großer Hüttenwerke, der bei der Bildung des westfälischen Syndikats eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Hoffmann war eine Natur, die Bahnsen durchaus kongenial war — rücksichtslos, hochmütig und selbstbewußt, ebenfalls ein erbitterter Feind aller „revolutionären Bestrebungen der Arbeiter". Es handelte sich diesmal um eine wahrhaft machiavellistische Intrigue in dem sozialen Kampfe — man wollte durch agents provocateurs unter den Kohlenarbeitern im Saarrevier einen Streik hervorrufen, der bei der günstigen Lage dieser Leute vor der Öffentlichkeit einen besonders gehässigen Anstrich tragen mußte. Dadurch wurde einerseits die Sozialdemokratie, der man die Schuld an dem Streik zuschieben wollte, als frivol und gewissenlos schwer kompromittiert, und andererseits mußten bei dem sofort eintretenden Kohlenmangel im Saargebiete die westfälischen Kohlen im Preise steigen. Dies war der Gedanke, den Kurd Bahnsen anregte, und den Hoffmann sofort mit Feuereifer aufnahm — wenn auch die Arbeiter ruiniert wurden, der Unternehmer war des Gewinnes sicher. Dafür sicherte dieser seinem Freunde niedrigere Tarifsätze bei den Kohlentransporten zu, was Kurd jetzt sehr zu statten kam.

Die Nachrichten aus Amerika, die er über die dortigen Verhältnisse erhielt, lauteten inzwischen immer ungünstiger, und wenige Tage nach dem wirklich erfolgten Ausbruche des Streiks im Saargebiet, traf ihn und die „Transatlantic" von dort ein zweiter Schlag, der viel tiefer ging.

Es handelte sich diesmal um weitgreifende Maßregeln gegen die Auswanderung, welche die Union getroffen hatte. Auch in der großen Republik jenseits des Oceans hatten sich die sozialen Erschütterungen sehr fühlbar gemacht — es war zu kolossalen Streiks gekommen, die nur mit Hilfe von Militäraufgebot bewältigt werden konnten, und die Ursache dieser Streiks waren Lohndifferenzen gewesen zwischen den eingewanderten europäischen und den einheimischen amerikanischen Arbeitern. Die ersteren, meistens Deutsche aus den östlichen Provinzen oder Slaven aller Völkerschaften, von Haus aus an ein kärgliches Dasein gewöhnt, arbeiteten billiger und waren anspruchsloser; die verwöhnten und kräftigere Nahrung bedürftigen Arbeiter angelsächsischer Herkunft erhoben sich gegen diese Konkurrenz mit den Waffen in der Hand, und es kam zu förmlichen Gefechten, bei denen das Blut in Strömen floß. Um diesen inneren Zwistigkeiten ein Ende zu machen, hatte die Regierung der Union beschlossen, die europäische Einwanderung ganz erheblich einzuschränken und sich jedenfalls die verkommenen und halb barbarischen Elemente aus dem europäischen Osten ganz fernzuhalten.

Das traf aber den Lebensnerv der „Transatlantic" — denn die Auswanderung, das war ihr Hauptgeschäft. Kurd Bahnsen rüstete sich unverzüglich dagegen. Da er wußte, daß in dem großen Lande der Freiheit ohne den allmächtigen Dollar nichts zu machen ist, so verwandte er bedeutende Summen dazu, gewisse einflußreiche Mitglieder des Repräsentantenhauses in Washington zu bestechen, um durch sie die Zurücknahme der Auswanderergesetze zu erwirken. Auch beschloß man, Amerika, wenn es sich absperren wollte, Gewalt entgegenzusetzen; die großen Dampfergesellschaften des atlantischen Oceans hatten schon lange untereinander ein Kartell zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen geschlossen, ein Kartell, welches die englischen, deutschen und holländischen Linien umfaßte; man plante für das nächste Jahr, wo die Union ihre erste Weltausstellung in New-York ab-

halten wollte, die Passagepreise derartig zu erhöhen, daß von einem Besuch aus Europa keine Rede sein konnte.

Einstweilen galt es aber, sich den Zeitumständen zu fügen und dem verminderten Geschäft Rechnung zu tragen. Die „Transatlantic" entließ an einem Tage mehrere hundert Arbeiter, für die sie keine Beschäftigung mehr hatte, und kündigte für die Heizer, Dockarbeiter und Kohlenzieher bedeutende Lohnreduktionen an.

Das wirkte aber wie ein Funke ins Pulverfaß. Diese Leute, die schon lange unzufrieden waren, brachen in offenes Murren aus — sie rotteten sich zusammen, rissen die Anschläge der Direktion, in denen von der Lohnherabsetzung die Rede war, herunter und stießen unverhohlene Drohungen gegen Bahnsen aus. Vergebens hielt man ihnen die schlechten Geschäftszeiten der „Transatlantic" vor — sie begriffen sehr wohl, daß zwischen dem, was für die Herren Aktionäre und was für sie schlechte Zeiten war, noch ein gewaltiger Unterschied sei.

Als nun die sozialdemokratische Agitation von Berlin her die Sache in die Hand nahm, als Mitglieder derselben nach der Hansastadt und nach der Küste herüberkamen, da beschloß man zum offenen Ausstand überzugehen. Vorher wurde noch eine endgültige Versammlung der Heizer und Kohlenzieher — um diese handelte es sich hauptsächlich — zusammenberufen, bei der man sich besonders noch über einen Punkt Klarheit verschaffen wollte.

Bruno Ellhorst war nicht wenig erstaunt, als er eines Abends nach Beendigung seiner Sprechstunde einen Brief erhielt, der ihn bat, sich am folgenden Tage etwa gegen sechs Uhr abends auf der Schwarzeschen Werft einzufinden — die dort versammelten Arbeiter der „Transatlantic" bäten um seine Gegenwart, da sie ihn in wichtigen Dingen um Rat fragen wollten.

Die Popularität, die sich der junge Arzt bereits verschafft hatte, zeitigte ihre Früchte.

Bruno ging, nachdem er den Brief gelesen hatte, mit gesenktem Kopf, aber mit Augen, denen man die innere Erregung ansah, ungefähr eine halbe Stunde lang in seinem Zimmer auf und ab. Er ahnte, was die Leute von ihm wollten. Es waren ihm schon in den letzten Tagen allerhand versteckte Aufforderungen zugegangen, und er wußte, wie sehr unter diesen Leuten all die sozialdemokratischen Phrasen verbreitet waren, die ihren Weg von der Hauptstadt hergefunden hatten: nämlich die Liquidation der Gesellschaft, das kommunistische Ideal, die freie Liebe und dergleichen mehr.

Der junge Arzt fühlte, daß er an einem Wendepunkt seines Geschickes stand. Der Abgrund, der die Gesellschaft trennte, begann auseinander zu reißen; wer weiß, was die Zukunft noch brachte? Und da eröffnete sich vor ihm eine lockende Perspektive — eine Versuchung für jeden seines eigenen Wertes bewußten Ehrgeiz.

Aber Bruno wußte, daß er etwas in sich zu wahren hatte, was ihm höher stand, als aller lockende Ehrgeiz — eben dies höhere Selbst, das er an sich und seinen Zeitgenossen erst erziehen wollte. Er wollte ihnen zeigen, wie man eine freie und starke Persönlichkeit werden konnte; aber nicht durch den tumultuarischen Aufruhr der Massen und nicht durch die Zwangskasernen des Sozialismus.

Am anderen Tage stellte er sich pünktlich zu der festgesetzten Zeit auf der Schwarzeschen Werft ein. Das war eine Werft, die seit kurzer Zeit verlassen lag und nicht benutzt werden konnte infolge des Einsturzes einer Seitenmauer; sie hatten die Arbeiter sich zum Versammlungsplatz ausersehen.

Schon von weitem sah Bruno Ellhorst eine schwarze, wimmelnde Menge daselbst, die verhältnismäßig ruhig den ganzen Raum zwischen den tiefen, gemauerten Lagerungen der Schiffe ausfüllte; sie hielten die Ausgänge der Werft gesperrt, ließen niemand ein, der nicht zu ihnen gehörte, und der junge Arzt bemerkte beim Vorbeigehen, während sie ihm achtungsvoll Platz machten, daß die meisten nicht in ihrem Arbeitsanzug waren. Aber die blassen, ausgedörrten und geschwärzten Gesichter sagten genug — der Kohlenstaub und die feinen Eisenteilchen, die hier fortwährend in Bewegung waren, waren unvertilgbar.

Hier war alles Eisen; der Fuß, wohin er trat, berührte Eisen, das Auge sah überall die schwarzgraue Farbe des Eisens, das Ohr hörte gewöhnlich fast nichts wie Hämmern und Klopfen auf eisernen Platten. Das Eisen lag in der Luft — man atmete es förmlich ein, es überzog den Körper und die inneren Organe mit Staub — es überzog schließlich selbst den Geist, der hart und stumpf wurde im fortwährenden Kampfe mit dem harten Metall. Das Eisen schien hier zu leben, und es war in Wahrheit der einzige Gebieter hier — ein Gebieter, dem die Menschen dienen mußten, und der seinen Tribut an Menschenleben forderte wie jede andere Gottheit. Man konnte sich eines Gefühls des Grauens nicht erwehren, wenn man die Arbeiter mit unbekümmertem Leichtsinn an Maschinen, die schon in Bewegung waren, revidieren und Öl nachgießen sah — diese Kolosse schienen zu atmen und jeden ergreifen zu wollen, der sich ihnen näherte.

In dieser Welt von Eisen war der Mensch selbst von Eisen geworden; blind, gleichgiltig und abgestumpft verlernte er alle höheren Interessen und verbrauchte sich Generationen hindurch bei der Arbeit, ohne Nachdenken und ohne seelische Bedürfnisse, wie die unbewußt schaffende Naturkraft.

Brunos Auge suchte vergeblich nach etwas Lichtem und Warmen — etwas, das das Herz erheben und die Sinne befriedigen konnte. Es war eine Symphonie von Eisen, die in allen Tönen erklang und alle Höhen und Tiefen erstieg. — Er sah rings um sich nur Maschinenwerkstätten, Kesselschmieden und Lagerhäuser — nur Anzeichen, daß hier unablässig gearbeitet und geschaffen werde zum Besten der wenigen, welche all diese Unternehmungen in der Hand hatten.

In der Schmiede, welche sich auf der Werft befand, und wo bei der kühlen Temperatur des Märzabends ein Feuer gemacht war, hatten die Arbeiter eine Art Bureau konstituiert zur Leitung der Versammlung. Als Bruno Ellhorst eintrat, begrüßte man ihn fast allgemein mit einem Abziehen der breitkrämpigen Hüte; ein Maschinist, schon in älteren Jahren, mit einer Art Yankeebart und mit ernstem,

sonnverbranntem Gesicht, trat auf ihn zu und bot ihm die Hand, indem er sagte:

„Wir danken Ihnen, Herr Doktor, daß Sie gekommen sind — das macht uns glauben, daß Sie auch die anderen Vorschläge, die wir Ihnen zu machen haben, nicht ungünstig aufnehmen werden —“

Bruno Ellhorst unterbrach ihn, indem er die Arme über der Brust kreuzte:

„Vor allem muß ich wissen, worum es sich handelt — warum diese Versammlung zusammenberufen ist —“

„Wir wollen über den Ausstand beschließen, da wir zu den Löhnen, wie sie uns die Direktion jetzt bietet, nicht arbeiten wollen — und auch gar nicht können —“

„Und Sie sollen an die Spitze der Sache treten, weil wir wissen, daß Sie schon mehr wie einmal unsere Interessen gegen die Blutsauger von Unternehmern vertreten haben,“ schrie ein anderer, jenem ins Wort fallend, indem er dem jungen Arzt ein mit Namen bedecktes Papier hinreichte. Es war ein Aufruf, der in den Zeitungen die Notlage der Heizer und Kohlenzieher darlegen sollte.

„Sie sollen für uns in der Bürgerschaft sprechen,“ rief einer der Kohlenzieher, eine kleine Gestalt, aber mit blassem, intelligentem Gesicht. „Sie müssen den Kerls da begreiflich machen, daß, wenn sie nicht nachgeben, ihnen die Sozialdemokraten hier ebenso gut wie anderswo den roten Hahn aufs Dach setzen können!“

Bruno wollte eine Bemerkung machen, aber ein anderer, der bei ihnen stand, schlug, von den Worten des letzten Redners angefeuert, mit der mächtigen Faust auf den Tisch, daß alles bebte und rief:

„Donnerschlag, Jan — der Teufel soll mich holen, wenn Du nicht recht hast! Kurz und klein schlagen sollte man die ganze Bande, daß kein Knochen heil bleibt — besonders diesen hochnasigen Bahnsen, diesen Direktor —“

„Die Fenster einwerfen, Jungens! Wir wollen ihm die Fenster einwerfen,“ brüllte ein Dritter unter allgemeinem Beifall, der allerdings schon mehrere Flaschen Bier, die geleert auf dem Tische standen, zu sich genommen hatte.

Bruno sah, wie die Aufregung unter diesen Leuten durch das lärmende Treiben in den Versammlungen und die Reden der Agitatoren schon gestiegen war. Er erblickte rings um sich zornig gerötete Gesichter, verschobene Hüte und harte, knochige Fäuste, die sich drohend emporhoben.

„Sie wollen also, daß ich Ihre Interessen im sozialdemokratischen Sinne vertrete?“ rief er ihnen zu. „Sie wollen womöglich, daß der ganze Staat sich nach Ihren Begriffen umändert?“

„Jawohl! Jawohl!“ riefen ihm die lautesten Schreier entgegen, „was sollen wir mit der Bürgerschaft, wo doch nur Geldsäcke und Blutsauger sitzen? Sie sollen hergeben, was sie haben — dann wollen wir schon sehen!“

Andere sprachen von der „kommunistischen Republik“, halbverdaute Phrasen, die sie irgendwo gelesen hatten. Mehrere meinten, das beste wäre, die Schiffe und alle Maschinen zu zertrümmern, denn die saugten den Arbeitern nur das letzte Blut aus den Adern.

Dabei nahm der Lärm und die Bewegung fortwährend zu; kleinere Trupps und ganze Haufen drangen in den Raum und verhandelten mit den Führern, während einzelne johlend und die Hüte schwingend, Ansprachen an ihre Kameraden hielten, die durchsetzt waren mit den rücksichtslosesten Schmähungen auf Bahnsen und die „Transatlantic“.

Bruno stand unbeweglich im Eingang des kleinen Hauses und sah über die schwarze, drängende Menge vor ihm hinweg auf das Bild des Hafens, das sich hier gerade, wo mehrere breite Straßen nach den Kais sich hinabsenkten, vor ihm ausbreitete. Mit welcher Genauigkeit entsann er sich noch später an jede Einzelheit dieser von rastloser Arbeit geschaffenen Welt, die er in dieser schicksalschweren Minute vor Augen hatte! Die großen aus rotem Ziegelwerk aufgeführten Packhäuser, die weißen Behälter der Petroleumraffinerien, die mit Wellblech gedeckten Schuppen, welche Tausende von Tabaks- und Baumwollballen enthielten — und darüber ein Gewirre von Telegraphen- und Telephondrähten, von Masten, Schornsteinen, von zinngekrönten Brückentürmen und altertümlich aussehenden Regierungsgebäuden, auf denen die Flagge der Hansastadt wehte; diese ganze Welt in der schweren, grauen Luft des scheidenden Frühlingstags zeigte heute eine ungewöhnliche, lähmende Stille — als ob sie Furcht habe vor den Drohungen dieser Proletarier. Der Verkehr in den Straßen, war lange nicht so geräuschvoll wie früher; alles schien unter dem Banne eines ungewohnten plötzlichen Erschreckens die tägliche Arbeit zu vernachlässigen.

Und Bruno ahnte, was da in der Luft lag — was frühlingsschwer hinter diesen grauen, eisengeschwärzten Gesichtern keimte, die ihn umringten — es war die neue Welt, die sich ankündigte; die Begriffe und Ideen von früher wurden umgewertet und alte Götzen von ihrem Throne gestürzt. Das war Gewitterluft, die sich entladen würde in schweren Erschütterungen für Staat und Gesellschaft; mancher von den Machthabern des Lebens würde stürzen, ehe die neue Ordnung aufgerichtet war, und Bruno sagte sich, daß die Menge wie gewöhnlich in blinder Leidenschaft von einem Irrtum zum anderen eilen würde; er sah und hörte das bereits jetzt überall um sich.

„Also Sie gehören zu uns? Sie wollen für uns eintreten?“ rief der ihm zunächst stehende Maschinist ungeduldig, indem er ihm die breite Hand auf die Schulter legte; er glaubte aus Brunos Schweigen auf dessen Zustimmung zu schließen.

„Sie sind ja doch längst Sozialist, leugnen Sie es nicht,“ sprach ein Individuum in Schlapphut und in städtischem Jackett zu dem jungen Arzte, ein Auswärtiger, der von Berlin gekommen war, und den Bruno im Verdacht hatte, daß er die ganze Bewegung leitete.

Er richtete sich hoch auf, und mit einer Handbewegung sich etwas Ruhe verschaffend, sprach er zu dem, der ihn gefragt hatte:

„Lassen Sie mich reden, ich will Ihnen meine Meinung frei und offen sagen —“

Nach wenigen Minuten herrschte allgemeine Stille, der Maschinist und seine Genossen traten neben Bruno, der vor die Thür auf eine Steinstufe getreten war, und an dessen Lippen alle erwartungsvoll hingen; man war gespannt, was der „Doktor", den viele von ihnen persönlich kannten, zu sagen haben würde.

Brunos Blick haftete etliche Momente auf dieser Flut von erregten, hart und abgearbeitet aussehenden Gesichtern, die ihm entgegenstarrten, dann begann er mit rascher, fester Stimme:

„Ich bin hierher geladen, Leute, um Euer Vorhaben zu unterstützen; Ihr wißt, daß ich immer Eure Interessen verteidigt und Euch gegen die Aussaugung des Kapitals in Schutz genommen habe, aber der Weg, den Ihr jetzt einschlagen wollt, ist nicht der rechte und kann es auch nicht sein. Der allgemeine Ausstand, den Ihr plant, und der offene Widerstand gegen den Staat und die Gesellschaft wird Euch nur noch in schlimmere Nöten verwickeln, denn noch sind die alten Machthaber viel mächtiger als Ihr glaubt. Ihr seid einem falschen Ideal gefolgt, das Euch irre geführt hat, und dies falsche Ideal, an das ich nicht glaube, und das ich mit allen Mitteln bekämpfe, das ist die Sozialdemokratie."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sommerseligkeit.

(Hochsommer.)

Flimmernd im Sonnendufte
Liegt träge die grüne Au
Voll lächelnder Wiesenblumen,
Rot und gelb und blau.

Ein weißer Falter wiegt sich
Darüber in trunk'nem Sinn;
Er weiß nicht, zu welcher am stärksten
Ihn zieht die Sehnsucht hin.

Tief unten die Blumen — hoch oben
Der Sonne versengende Glut:
Lustselig läßt er sich treiben
Auf des Lichtmeers zitternder Flut.

Oskar Linke.

Pariser Augenblicksbilder (1892).*)

Von **Helene Menzel.**

I.

Ankunft in Paris. — Der erste Abend im Heim für Erzieherinnen.

Um vom Nordbahnhof glücklich in ein Hotel zu gelangen, braucht man in der That noch nicht einmal den kleinen Plötz durchstudiert zu haben, sondern nur einfach seinen Gepäckschein in die Hand zu nehmen und sich im übrigen von dem Strom der Reisenden treiben und von den eifrigen Beamten bedienen zu lassen. Selbst an der gefürchteten Douane wird mein großes Reisehaus nur ganz flüchtig gemustert. Leider präsentiert sich mir Paris in dem unsicheren Lichte eines trüben Apriltages, so daß dieser erste Eindruck nicht sehr vielversprechend ist. Durch vornehme Viertel geht der Weg vom Nordbahnhof nach Batignolles gerade nicht, sondern durch recht winklige, enge Straßen, manchmal so eng, daß zwei Wagen schwer an einander vorbeikommen. Unter der Bevölkerung fallen mir die Arbeiter in blauen und weißen, halblangen Hemden auf, die in Gruppen essend, trinkend und plaudernd auf der Straße sitzen. Nach ihrer aufgeregten Unterhaltung zu urteilen, sollte man meinen, sie rotten sich zu einer anarchistischen Beratung zusammen; in Wahrheit setzen sie sich nur zu ihrem Diner nieder, das sie auf der Straße an den kleinen Tischen der Brasserie einnehmen, denn es ist sieben Uhr, die Stunde des Mittagessens für ganz Paris. Beim Fahren habe ich den Eindruck, als reihte sich ein Café und eine Brasserie an die andere. Hin und wieder fällt noch eine glänzende Auslage ins Auge mit der Aufschrift „Pâtisserie" (Kuchenbäckerei) oder „Boulangerie" (Bäckerei). Im übrigen sah ich eine Menge ziemlich düsterer Läden, die im Schaufenster irgend einen Lockgegenstand, einen Schreibtisch im eleganten Rococostil oder eine goldene Stutzuhr zeigten. Es sind die magasins d'occasion (Altwarengeschäfte), die in diesem Viertel viel Zuspruch haben. Das Ziel meiner Fahrt ist das von der Kaiserin Friedrich gegründete Lehrerinnenheim, in dem ich mich so lange aufhalten will, bis ich eine passende französische Pension ausfindig gemacht habe.

Das Heim sieht von außen recht hübsch aus, ein eisernes Gitter umschließt einen kleinen Vorgarten, aus dem eine steinerne Treppe in das ehemalige Hotel führt.

Mein erster Eindruck ist recht geschaffen, meine müden Lebensgeister anzuregen; denn während ich die 2 Frcs. 50 Cent. für den Kutscher heraussuche, umkreist ein halbes Dutzend Straßenjungen mit wüstem Lärm den Wagen, und jeder der lieblichen Rangen mit den halbnackten Beinen reißt im Vorbeijagen mutwillig an meinem Reisetäschchen.

Nachdem ich in aller Eile die oberste Staubschicht entfernt habe, steige ich in den Eßsaal hinunter, wo mir die Vorsteherin, Schwester Anna, mit einem Strauß herrlicher Sommerrosen entgegenkommt, der mir einen Vorgeschmack von dem Blumenreichtum in Paris giebt. Da sind nicht bloß in den eleganten Magazinen die Kinder Floras zu erstehen, sondern von früh bis spät fahren große Karren mit Blumen herum, von denen man für einen oder doch nur ein paar Sous einen schönen Strauß für seinen Tisch wählen kann.

*) Diese „Bilder", die wir in Zwischenräumen veröffentlichen werden, enthalten auch sehr vieles, was jungen Mädchen, die in Frankreich Stellung suchen oder sich in Paris ausbilden wollen, von Nutzen sein kann. Der freundliche Plauderton wird die Leser vergessen lassen, daß ihnen auch manches schon Bekannte noch einmal erzählt wird. D. L.

Um den großen, langen Eßtisch finde ich eine ziemlich bunte Schar versammelt. Das Heim ist augenblicklich so überfüllt, daß man mir nur durch enges Zusammenrücken ein Plätzchen am Tische herstellen kann. Die Küche ist ganz deutsch und, wie es scheint, zur Feier meiner Ankunft besonders einfach. Brühsuppe, Reis und Rindfleisch und ein Apfel als Dessert sind gewiß geeignet, mich heimatlich anzumuten; wenigstens taucht bei dem Gericht sofort die Vorstellung eines häuslichen Scheuerfestes auf, schwimmende Fußböden und das gefürchtete „feuchte Weib" im Hintergrund. Ob man im Heim auch am Abend eines großen Purimfestes ist, weiß ich nicht; jedenfalls machte mein Zimmerchen ebenso wie der Eßsaal den Eindruck großer Sauberkeit und auch Behaglichkeit. — Die Sitte, eine Neuangekommene dem ganzen Kreise vorzustellen, herrscht im Heim nicht. Trotzdem war ich bald genug klar über Namen und Schicksale sämtlicher Mitglieder der Tafelrunde. An der Spitze sitzt Schwester Anna, eine deutsche Diakonissin, rosig und heiter; ihr zur Seite die weltliche Vorsteherin, die den Verkehr nach außen vermittelt, das heißt Nachfragen nach Lehrerinnen, Erzieherinnen und den im Souterrain hausenden Bonnen beantwortet, während die geistliche Vorsteherin für das innere Wohl der Bewohnerinnen sorgt und die kurzen Andachten morgens und abends vorliest. Nach dem Diner geht man in das kleine, recht behagliche Konversationszimmer oder man liest und schreibt an der großen Tafel des Speisesaales. Ich schreibe schnell ein paar glückliche Ankunftskarten nach Hause und höre dann noch ein Weilchen dem lustigen Treiben im Konversationszimmer zu. Ein übermütiger Tituskopf führt hier das Wort. Sie erkundigt sich sofort nach einem halben Dutzend Offizieren meiner Heimatsstadt; denn sie schwärmt für alles, was Sporen und Säbel trägt und möchte brennend gern als Marketenderin in den Krieg ziehen. Jedenfalls wäre sie dort mehr am Platze als in einem Lehrerinnenheim, wo sie mit ihrer mehr feschen als eleganten Toilette und den vielen Vetternerinnerungen nicht recht hingehört. Ihre komischen Einfälle erhalten aber die ganze Gesellschaft im Lachen. Dazu drischt eine kleine, rotbäckige Süddeutsche einen flotten Marsch mit furchtbarer Energie, während meine Nachbarin mir zuflüstert, daß die übermütige von Bonçon eine Offizierstochter ist, die es langweilig gefunden, daß die Adjutanten ihres Vaters ihr den Hof gemacht und eine andere geheiratet haben. Trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre ist sie so furchtbar naiv, daß böse Menschen, wie z. B. die Brillenschlange, an ihrer Natürlichkeit zweifeln. Die Brillenschlange ist das Urbild einer Gouvernante, korrekt vom Scheitel bis zur Sohle. Mit ihr und dem „Professor", einer hochgeschossenen, sehr wortkargen aber doch schlagfertigen Musiklehrerin, suche ich endlich todmüde die gemeinsame Kemenate auf. Wunderlich sind die Betten: am Kopfende eine mit Roßhaar gefüllte Rolle und darauf ein ganz kleines, viereckiges Kopfkissen, das Oreiller; zum Zudecken eine weiß überzogene Stepp- oder Filzdecke, die aber an beiden Seiten eingesteckt ist, so daß man sich wie ein Wickelkind ins Steckkissen hineinschieben muß. Der „Professor" und die „Brillenschlange" finden noch lange keine Ruhe, sie kämmen und plätschern, daß ich gewiß von Meerjungfrauen träumen würde, wenn nicht ein Bettschirm das feuchte Wunder meinen Blicken entzöge.

Das Solo-Frühstück. — Der Briefträger als Schicksalsbote. — Die Heimbewohnerinnen.

Am ersten Morgen habe ich das angenehme Vorrecht, das Früh[illegible] verschlafen. Der „Professor" ist so lieb, es mir ans Bett zu bringen. Es besteht aus einer riesigen Schale Kaffee, Thee oder Milch mit zwei großen, aber geschmacklosen Scheiben Weißbrot mit guter Butter. Dabei warnt sie mich vor der furchtbar glatten, gebohnten Treppe, auf der jeder Ankömmling sein Debüt durch ein blutiges Nasenbein feiert.

Unten hat das Erscheinen des Briefträgers die Gemüter in gewaltige Aufregung versetzt; da ist fast keine, die ihm nicht mit ängstlicher Spannung entgegenharrte. Bringt er doch die Entscheidung, ob die gestrige Vorstellung bei Madame de H. erfolgreich gewesen, oder ob heute eine neue Tour zu den Agenten und Agentinnen unternommen werden muß. Auf den resignierten Gesichtern der meisten lese ich das „Wieder nichts"; nur Kamerad von Bonçon und der Märschedrescher jubeln; erstere hat einen väterlichen Geldbrief erhalten, dessen Inhalt sie schleunigst in eine Robe aus dem Louvre, mit der sie schon seit lange kokettiert, umsetzen wird, und letztere eine Stelle mit 70 Frcs. monatlichem Gehalt als Gouvernante, das heißt höheres Kindermädchen, gefunden.

Obgleich man sich im Heim nur vorübergehend aufhält (länger als drei Monate ist sogar durch die Statuten verboten), so läßt doch das gemeinsame Schicksal die Bewohnerinnen schnell Freundschaft schließen.

Die ganze Gesellschaft teilt sich, wie leicht zu übersehen ist, in drei Kreise. Zu dem ersten gehört der schon erwähnte Tituskopf; dann eine Offizierstochter mit Nasalton, sehr langen Nägeln und sehr ärmlicher Toilette, die aber durch die tadellose Haltung der Besitzerin ein gewisses Ansehen bekommt; ferner der „Professor" und ihre Freundin, eine wunderschöne Erzieherin aus England mit Pariser Toiletten, die nur die Ferien im Heim verlebt, und endlich „der geölte Blitz", ein etwas taperiges Jüngferchen, das mit unglaublicher Gutmütigkeit dem Witz der andern als Stichblatt dient.

Zum zweiten Kreise gehört „die Brillenschlange", die seit sechs Monaten vergeblich eine Stelle in Paris sucht. Wie man ihr offen sagt, ist meistens die unselige goldene Brille das Hindernis, das auch ihre glänzenden Zeugnisse nicht überwinden können. Dann eine große, stattliche Pommeranerin, die ängstlich Anschluß an eine Schule in Deutschland sucht, und endlich das „Dornröschen", eine reizende kleine Dänin, die vor allen andern den Vorzug einer in Paris verheirateten Freundin hat. Von den Besuchen, bei denen sie meist Herrengesellschaft trifft, kommt sie sehr angeregt und mit einem Duft von Cigarren heim, was von den andern neckend festgestellt wird.

Der dritte Kreis, le cycle inférieur, besteht aus einer Anzahl stiller Jungfrauen, die Kamerad von Bonçon nach Belieben zur Begleitung abkommandiert; zwei kleinen Süddeutschen, die ohne irgend einen soliden Fond, das heißt ohne ein Lehrerinnenzeugnis hergekommen sind, aller tenter fortune à Paris, und einer kleinen bleichsüchtigen Norddeutschen mit einem weinerlichen Stimmchen, die viel von kalten Bädern hält. Zu der bunten Tafelrunde gesellt sich Sonntags meist noch irgend ein Gast, eine Erzieherin aus der Stadt, die hier ohne Rückhalt von den Annehmlichkeiten ihrer Stelle berichten kann.

(Schluß folgt.)

Leichter Sinn.

Lerchensang und Blütenduft
Und ein Klang in lauer Luft
Wie von Lenz und Liebe —
Junges Grün und Sonnenschein
Und Dein Auge schaut darein
Kummervoll und trübe? . . .

Sieh doch, wie der Himmel lacht!
Was Dein Herz so traurig macht,
Wüßt ich gar zu gerne.
Fühlst Du nicht des Lenzes Wehn?
Komm, wir wollen wandern gehn
In die blaue Ferne!

Schatz, hier hast Du Deinen Hut,
Laß uns wandern wohlgemut,
Frisch und ohne Sorgen!
Meinst Du, daß es Dich gereut?
Bin ja bei Dir nur noch heut —
Weinen — kannst Du morgen . . .

Leon Vandersee.

Deutsches „Soll und Haben".

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

In den zehn Jahren zwischen der letzten und vorletzten Volkszählung ist die Vermehrung der Deutschen um mehr als zwei Prozent zurückgeblieben hinter der Gesamtzunahme der Bevölkerung in Österreich. Die Ursachen davon erläutert Dumreicher: Die Massenbewegungen sind gegen die Deutschen, die räumliche sowie die geistige. Die Entfaltung des Verkehrswesens und der Großindustrie steigert die Volksmenge in den vorwiegend slavischen Sudetenländern und zieht slavisches Landvolk in die deutschen Städte. Die römische Geistlichkeit fördert die slavischen Interessen in mittelbarer und unmittelbarer Weise, weil sie damit ihre Herrschaft zu sichern glaubt. Die billige slavische Arbeitskraft unterbietet die deutsche. Hier giebt Dumreicher bemerkenswerte lohnstatistische Aufschlüsse. Dazu kommt noch die neue, den Slaven freundliche Gesetzgebung. Die deutschen Steuerträger sind es, welche für die Kinder der fremden Zuzügler slavische Schulen errichten müssen. „Das nachgewachsene Geschlecht im Orte lebt dann ein friedliches Dasein, bis die proletarische Volksvermehrung der Ausheimischen, ihr allmähliches Emporsteigen in den Mittelstand schließlich in der Gemeinde das Slaventum zur Herrschaft bringt." Der Verfasser erhärtet seinen Ausspruch durch eine Reihe schlagender Beispiele und kennzeichnet den Unfug, welcher mit der Errichtung czechischer Minderheitsschulen getrieben wird. Er gedenkt auch des von der Regierung kräftig geförderten Slavisierungsprozesses in den südlichen Teilen der Alpenländer. Ein reiches Zahlenmaterial veranschaulicht das schrittweise, aber unaufhaltsame Vordringen der Slaven.

An der deutsch-italienischen Sprachengrenze in Tirol und den einstigen illyrischen Provinzen treten ähnliche Erscheinungen hervor, unterstützt durch volkswirtschaftliche Zustände und durch die Rührigkeit des fremdsprachigen Klerus. Die nationale Bewegung des geschichts- und litteraturlosen slovenischen Kleinvolkes zeigte deutlich den Sieg der niederen über die höhere deutsche Kultur. Auch hier bringt Dumreicher recht drastische Belege. Dagegen ist es den Czechen gelungen, durch ihr nationales Ungestüm alle Bedingungen zu einer wenigstens äußerlich selbständigen Kultur zu schaffen. „Sie besitzen heute von der ABC-Klasse bis zur Universität einen Unterricht von streng nationalem Gepräge. Ihre Jugend durchschreitet den Bildungsweg nur mehr im engsten Kreise der Volksgenossen." Und so entsteht eine „Generation, ganz durchtränkt von der Kraft des Nationalismus". Ihr Ideal ist die „Zersprengung der heutigen Staatsorganisation Mitteleuropas. Böhmen soll der Pfeiler werden, nach dem die östlichen und westlichen Feinde des verbündeten Österreichs und Deutschlands ihre Brücken schlagen. Das soll die geschichtliche Mission Böhmens sein und dazu braucht man den böhmischen Staat und die Unterdrückung der Deutschen im Lande." Eine slavische Festung in Mitteleuropa, ein „Trutzdeutschland" ist die politische Zukunftsvision der fanatischen Czechen. Darüber mag man staunen, daß österreichische Staatsmänner gefunden werden konnten, die in solche treibende Strömungen die ganze Volkserziehung hineingestellt haben."

Dumreicher faßt seine Beobachtungen in dem Satz zusammen: „Große wirtschaftliche Veränderungen haben gewisse Verschiebungen der Bevölkerung in Fluß gebracht, und durch das Zusammentreffen dieses Prozesses mit politischen Ereignissen, welche die Staatstradition aus ihrer Bahn warfen, ist Österreich vor eine dunkle Zukunft gestellt, die sich jedem seiner Vergangenheit entnommenen Beurteilungs-Maßstabe entzieht. Niemand weiß, wohin das Staatsschiff steuert."

Zur schwierigen Lage der Deutschen gesellt sich noch, daß ihr Verteidigungskampf fast nirgends vom ganzen Volke geführt wird. Der großstädtische Radikalismus bleibt immer „national geschlechtslos." In den reindeutschen Provinzen führt der Klerikalismus einen Teil der Bauern wider die eigenen Volksgenossen zum Kampfe und wird hierbei von adligen Parteigängern unterstützt. In Böhmen und Mähren findet man den Feudaladel deutschen Ursprunges größtenteils im Lager der slavischen Feinde, zu deren Gunsten ersterer seinen wirtschaftlichen und höfischen Einfluß verwertet. „So bleibt der Schutz des Deutschtums wesentlich nur den gebildeten mittleren Ständen in die Hände gelegt, welche weder durch das Aufgebot der Massen, noch durch Größe des Landbesitzes Macht entwickeln können und deren Aktionsfähigkeit dadurch an vielen Stellen gelähmt wird, daß die Klassengegensätze der Gegenwart auch in Bürgertum und Intelligenz Spaltung, Verwirrung, Apathie erzeugen und feigen wie feilen Seelen den Abfall erleichtern."

Fürwahr ein unendlich trauriges Bild, welches hier Dumreicher, strenge nach der Natur, malt: die babylonische Verwirrung innerhalb einer Nation. Die soziale Übermacht der deutschfeindlichen Feudalen in Böhmen illustriert der Verfasser durch die Daten, daß vom gesamten Grund und Boden des Landes 12 ¼ Prozent auf den fideikommissorischen und 22 Prozent auf den allodialen Grundbesitz entfallen, ein Drittel des Flächenraumes mithin reines Herrengut ist und ein Neuntel von etwa sechzig Geschlechtern besessen wird. Diese Abkömmlinge fränkischer, schwäbischer, niedersächsischer, bajuvarischer Adelsfamilien legen Zeugnis dafür ab, „wie germanisches Blut in der Luft römischen Kirchentums entarten kann." Im „Dienste der Weltpolitik der Kurie"

sind jetzt dieselben Kräfte eifrig am Werke, „welche in den Tagen Ferdinands II. so schweres Unheil über die Bevölkerungen Österreichs und Deutschlands gebracht haben.“ ... „Nichts ist natürlicher, als daß der Klerikalismus, der unversöhnliche Gegner des protestantischen Kaisertums in Deutschland und des italienischen Königstums in Rom, die slavische Politik in Österreich unterstützt, um mit ihrer Hilfe die Nachkommenschaft und die Machtmittel dieses Reiches in seine Hände zu bekommen.“

Dumreicher hebt ferner hervor die Geschicklichkeit der slavischen Massenführer gegenüber der öffentlichen Meinung, sowie ihre Geschmeidigkeit gegenüber Feudalherren und Kirchenfürsten. Das paßt in der Hauptsache nur auf die jetzt abgedankten Altczechen, während die über sie hinwegstürmenden Jungczechen durch die Entfaltung und pomphafte Schaustellung eines in modernen Zeiten unerhörten Terrorismus ein noch wirksameres Mittel gefunden haben, den Renegatenadel einzuschüchtern und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Es wird von diesen politischen Va-banque-Spielern ganz ungeniert auf die hussitische Rache zurückgewiesen, welcher die Einäscherung von Burgen und die Ermordung der Besitzer passende Mittel waren. Die Freude, sich inmitten der Entscheidungsschlacht des Rassenkrieges auf sicherem Posten zu befinden und gemächlich ihre Parteiränke zu spinnen, ist damit den privilegierten Reichsverderbern gründlich vergällt. Aber sie werden weiter zu den Slaven halten, schon weil sie sich fürchten, ernsthaft abzuschwenken. Dieses Moment hat Dumreicher nach unserer Ansicht zu wenig hervorgehoben. Die Feigheit des Besitzes tritt bei den böhmischen Feudalen ziemlich deutlich hervor.

Dagegen ist Dumreicher so gerecht, den czechischen Führern unermüdliche nationale Arbeitslust und Hingebung für ihre Sache nachzurühmen und sie in dieser Richtung den deutschen Volksmännern als Beispiel hinzustellen. „Der Czeche verfolgt von allen großen Bewegungen des Jahrhunderts nur eine, und er stellt dieser sein ungeteiltes Können zur Verfügung. Er geht auf im nationalen Gedanken.“

Außerdem besteht für ehrgeizige junge Männer von einiger Begabung, die des Deutschen und Czechischen mächtig sind, ein großer Anreiz, sich zu den Slaven zu bekennen. „In dem engeren Bereiche einer kleinen, erst kürzlich zu civilisatorischer Arbeit erwachten Nationalität kann ein solcher leichter persönliche Geltung finden. Als Slaven winken ihm schneller und sicherer erreichbare Ziele, denn als Deutschen.“

Nun berührt Dumreicher das Verhältnis der Dynastie und der Regierung zu den Deutschen. Er meint, es sei nicht zu verkennen, daß sehr gewichtige Interessen erloschen sind, die ehemals zur Schonung, ja zur Pflege des deutschen Elementes bestimmen mußten. Er führt sodann in einer eingehenden historischen Erörterung aus, daß der schwindende Einfluß Österreichs in Deutschland, dem 1866 die Zerreißung jedes staatsrechtlichen Bandes folgte, auch zur Abstreifung der deutschen Tradition führen mußte, nicht auf einmal, aber immer entschiedener. Das schlaffe Regiment von 1848 duldete gar keinen, also auch keinen deutschen Geist, nach dem Bürgerkriege erhebt sich der germanisatorische Wille zum letzten Male, in den sechziger Jahren ist die nationale Zwietracht bereits tiefgehend, die Führung des Staates unsicher und planlos. Der Ausgleich mit Ungarn sichert zwar den Magyaren die Vorherrschaft in der Osthälfte des Reiches, nicht jene den Deutschen in der Westhälfte. Belcredi und nach 1870 Hohenwart unternahmen bereits den Versuch, die slavischen Stämme zur Basis des Westens zu machen. Der russisch-türkische Krieg von 1877/78 eröffnet dem Hause Habsburg neue Aussichten auf Eroberungen in der slavischen Welt. Der Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses 1879 deckt einer slavisierenden Regierung den Rücken und eine solche wächst unvermerkt heran im System Taaffe, der kleinmeisterlichen Ausnutzung der Schwäche der Deutschen und der politischen Streberschaften der Czechen und Slovenen. Das „Mißtrauen gegen alles, was deutsch ist,“ wird nach obenhin genährt, der Kampf gegen das Deutschtum entbrennt und der wachsende Haß opfert unbedenklich und planmäßig sogar staatliche Rechte, wenn es gilt, die Deutschen in Bedrängnis zu setzen. „Schließlich tritt ein Zustand ein, in dem keine That der Leichtherzigkeit mehr jenseits des Möglichen zu liegen scheint“ . . . „So durchlebt das österreichische Slaventum von 1879 an eine Glanzperiode, in der es die Deutschen den ganzen Druck seiner Überzahl fühlen läßt und ihnen jede politische Zukunft abzuschneiden sucht.“

Unbehelligt vom deutschen Reiche, in dem der nationale Enthusiasmus sich längst abgekühlt, aber nicht unvorbereitet darf das Slaventum sein Zerstörungswerk fortsetzen. Das Beschränken der Czechen auf ihre eigene Sprache, was oberflächlichen Betrachtern als ein unsinniger Sport erscheint, ist nach Dumreichers Urteil „ein sehr ernstes Mittel im nationalen Eroberungskampfe.“ Nicht bloß um Änderungen in der Amtssprache handelt es sich, sondern um Änderungen in der Beamtenschaft, um eine völlige Blutumwandlung in den Organen des Staatswillens. „Die ganze Bewegung läuft schließlich hinaus auf die Verdrängung der Menschen der einen Volksart durch jene der anderen. Auf diese Weise nimmt man dem einzelnen Deutschen Brot, Stellung, Einfluß; auf diese Weise entzieht man ganzen deutschen Bevölkerungen den gewohnten Schutz der Behörden. Und auf diese Weise bringt man, über die slavischen Sprachgrenzen hinaus und mitten in deutsche Gegenden eine slavische Intelligenz, die sich an die Spitze des slavischen Proletariates stellt.“ Ehemals gaben die Deutschen durch ihre starke Beteiligung am Staatsdienste diesem einen einheitlichen Charakter. Trotzdem das Verhältnis der Deutschen zu den Czechen in Böhmen nach wie vor zwei zu drei beträgt, waren 1890 unter den Gerichtsauskultanten nur mehr 12 Prozent deutschen Ursprunges, unter sechsundvierzig Staatsanwaltsbeamten nur mehr zwei Deutsche. Im obersten Gerichtshofe in Wien saßen unter vierundvierzig Hofräten zehn Deutsche, obschon die Deutschen 36 Prozent der Einwohner der Gesamtmonarchie betragen. In Böhmen wird der Deutsche von den öffentlichen Diensten bis auf die kleinsten herab jetzt schon förmlich ausgeschlossen, alles unter dem Vorwande der Gleichberechtigung der Sprachen. Diese Aushungerung des deutschen Elementes, diese Fremdherrschaft durch andersnationale, unduldsame Beamte ist eine der schlimmsten Wirkungen des Systems Taaffe. Die Deutschen aber sind nicht so national geschult und gemütsstraff als die Italiener seiner Zeit unter österreichischer Herrschaft, welche die fremden Beamten völlig sozial isolierten. Sie werden das noch lernen müssen. Unterdes hat man jenes Bevölkerungselement planmäßig geschwächt, „durch dessen kulturellen Besitz und dessen sprachliches Verständigungsmittel das Reich zusammengehalten wird.“ Über eine der gefährlichsten Folgen dieser Abtötung des Deutschtums verbreitet sich Dumreicher eingehend. Es ist dies die L o c k e r u n g der E i n h e i t des H e e r e s.

In den sechziger Jahren treten gleichzeitig zwei Thatsachen hervor, welche sich im völligen Widerspruch miteinander befinden. „Das Eindringen eines einseitigen Nationalismus in das Unterrichtswesen und der Aufbau des Heeres auf dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht. In dem Maße, als das Heer immer abhängiger von den Schulzuständen wird, steigert sich in der Schule die Rücksichtslosigkeit gegen die Bedürfnisse des Heeres" Dumreicher führt verschiedene drastische Beispiele an, so u. a., daß von den Einjährig-Freiwilligen in manchen Jahrgängen 60 Prozent den Offiziersgrad, meistens sprachlicher Hindernisse halber, nicht erreichen konnten. Und selbst unter den 40 Prozent, die übrig blieben, waren viele der Dienstsprache nur in ungenügender Weise mächtig. Das wird künftig noch schlimmer werden Diejenige Generation, welche 1879, zu Beginn der Ära Taaffe, schulpflichtig wurde, tritt in dem laufenden Jahre in das Heer ein. Von nun an wird bei der fortschreitenden Entdeutschung des Schulwesens, von Kontingent zu Kontingent der Prozentsatz der Deutschsprechenden abnehmen, bis die Zweisprachigkeit bei den Neuausgehobenen sich nur mehr auf Ausnahmsfälle erstreckt. „Die Kriegsverwaltung wird sich infolgedessen eines Tages vor den folgenschweren Entschluß gestellt sehen, vor welchen die slavischen Wortführer sie von jeher stellen wollten, vor den Entschluß: Die Einheit der Heeressprache und damit die Einheit des Heeres selbst aufzugeben ... Das österreichische Heer wird dem Schicksale des österreichischen Schulwesens verfallen, das seit Jahren zu einem Werkzeuge slavischer Machtbestrebungen herabgedrückt ist. „Diese nationale Zersetzung ist bereits zur Verwaltung und Rechtspflege, zum Verkehrswesen u. s. w. vorgedrungen. Auch die Armee wird ihr endlich zum Opfer fallen.

Es ist ein unendlich trübes, aber unbedingt wahres Bild, welches uns hier Dumreicher malt. „Solche Ausblicke in die Zukunft erklären den herben Gram, mit welchem die bewährtesten Staatsdiener im Amt und Heer die öffentlichen Zustände betrachten." Freilich nicht jener Troß amtlicher Streber, deren Gesinnung Dumreicher trefflich kennzeichnet.

Und mit schneidender Ironie sagt schließlich der Verfasser: „Wäre waghalsig gleichbedeutend mit kräftig, leichtfertig mit kühn und unklar mit gedankentief, dann dürfte man eine solche Politik vielleicht groß nennen."

Das „vermutliche Ende dieses Prozesses" deutet Dumreicher in nachstehender Weise an: „Wie die schmale deutsche Mitte dem zweifachen Druck, der von Norden und Süden auf sie preßt, widerstehen wird, ist schwer voraus zu berechnen und hängt wohl nicht bloß von ihr selbst, sondern auch davon ab, bis zu welchem Grade es dem Gegner gelingt, die deutschen Minderheiten zu zerstören, um die gesamte, dann freigewordene slavische Kraft auf die wenigen reindeutschen Provinzen zu werfen. Jedenfalls ist von dem Einflusse, den die Reste des deutschen Besitzstandes auf den Staat üben können, Großes nicht zu erwarten." Das sind gedämpfte Kassandraworte, welchen ein Teil der österreichischen Deutschen noch immer keinen Glauben schenkt und welche die Reichsdeutschen gar nicht hören oder hören wollen. Und doch wird sich das Deutsche Reich einst vor die Entscheidung gestellt sehen, sich mit einem slavisierten Österreich einzurichten. Daß dieses auf friedlichem Wege geschehen kann, spottet aller Voraussetzungen der slavischen Bewegung, ist unvereinbar mit dem fanatischen Deutschenhasse, welcher dem Czechenkinde und Slovenenkinde mit der Muttermilch eingeflößt, in der Schule großgezogen und im öffentlichen Leben zu Thaten wilder Leidenschaften entflammt wird. Auch werden wir uns fragen müssen, ob wir ein Böhmen als „Trutzdeutschland," das so nahe dem Herzen unseres Reiches sich befindet, dulden können, ohne uns eines Selbstmordes an unserem Nationalstaate schuldig zu machen. So sind die „ostdeutschen Zustände" in der Wirklichkeit, wenn man jeden Phrasen-Flitter abstreift, mit denen man die nackten Thatsachen zu umhüllen liebt.

Dumreicher rechnet noch mit einigen Zukunftsmöglichkeiten, welche bessere Aussichten verheißen, aber sehr unbestimmter Natur sind: mit der Einwirkung der sozialen Bewegungen auf die nationalen und mit einer späteren Erschlaffung der slavischen Bestrebungen aus kulturgeschichtlichen Gründen. Wir wissen mit diesem nachgeborenen, schwächlichen „Optimismus der Verzweiflung" nicht viel anzufangen. Wir hoffen nur auf eine vielleicht steigende Widerstandsfähigkeit des deutschen Elementes und im äußersten Falle auf das deutsche Schwert. Die Deutschösterreicher müssen mutig fortkämpfen, bis ein Wandel der äußeren Verhältnisse und Bündnisse es uns erlaubt und gebietet, ihnen die ersehnte Rettung zu bringen. Sonst sehen wir kein Heil mehr! Dumreicher verdient aber unseren Dank für seine politisch klare und mannesmutige Schrift!

Ein Traum.

(„An Sophie.")

Geträumt von Dir hab ich die ganze Nacht,
Doch war es wohl ein Traum, gar schwer und schaurig,
Denn weinend bin ich morgens aufgewacht
Und war den ganzen langen Tag tief traurig.

Du frägst, was ich geträumt —; ich weiß es nicht,
Nur eines klingt mir ewig in die Ohren,
Als wie ein banger Schlußreim im Gedicht,
Das eine Wort voll Gram und Weh: Verloren.

Das ist es, Kind, was mich so traurig macht,
Und meinen Lebensbecher füllt mit Wermut,
Wenn ich gedenk' des Traums von gestern nacht,
Des bangen Traums voll Bitterkeit und Schwermut.

Ottokar Stauf von der March.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

Besprochen von **Paul Remer.**

Ebenfalls als ein neuer Dichter stellt sich vor Schmidt-Gotha mit einem Gedichtbande **„Lebenslieder und -Bilder"** (Gotha 1892, Verlag von Karl Gläser).

Der Verfasser scheint schlimme Urteile von seiten der Kritik zu befürchten; in zwei geharnischten Gedichten setzt er sich mit ihr auseinander. In dem einen erklärt er, er würde trotz aller mißgünstigen Verurteilung nicht vom Dichten lassen; in dem andern meint er, die Kritiker würden dermaleinst seinen Tod beweinen und wehmütig klagen:

„Er gab uns Stoff zum Schreiben g'nug,
Schad', daß er mußte sterben."

Ich bedauere aufrichtig, mich diesen schmähsüchtigen Kritikern beigesellen zu müssen; trotz guten Willens habe ich in den „Lebensliedern und -bildern“ keine dichterischen Eigenschaften entdecken können. Ich habe eifrig danach gesucht; die Drohung, daß er nicht vom Dichten lassen wolle, hatte mir einen tüchtigen Schreck eingejagt. Ja, wenn ich die Gewißheit gehabt hätte, ein Lob würde die entgegengesetzte Wirkung haben und Herrn Schmidt-Gotha vom Dichten bekehren, ich weiß nicht, was ich gethan hätte. Vielleicht hätte ich meiner Überzeugung einen Stoß gegeben und seine Gedichte — gelobt!! Der poesie-freundliche Zweck hätte dann das Mittel heiligen müssen.

In zweiter durchgesehener und vermehrter Auflage erscheinen die **Gedichte** von Albert Zipper (Leipzig 1892, Verlag von Gustav Körner).

Der Dichter hat sich durch seine Übersetzungen aus dem polnischen Schrifttum einen Namen gemacht; besonders hat Adam Mickiewicz, der hervorragendste polnische Dichter, einen fast ebenbürtigen Dolmetscher in ihm gefunden. Auch der vorliegende Band bringt in dem Abschnitt „Heimgebrachtes“ eine Reihe von Übertragungen aus dem Polnischen, die sich durch große Formvollendung auszeichnen. Ich erwähne „Choral“ von Ujejski, „Schlaf“ von Mickiewicz, „Das Sternlein“ (ein polnisches Volkslied) u. a. Albert Zipper wird so völlig heimisch in der fremden Gefühlswelt, daß er die Täuschung weckt, sie sei seine eigene; man empfindet seine Übersetzungen fast überall als Originaldichtung. Doch diese für den Übersetzer unerläßliche Gabe der Nachempfindung hat andererseits bei Zipper einen Mangel an eigenem dichterischem Selbst zur Folge. Seine Eigendichtungen stehen an Wert hinter seinen Nachdichtungen zurück; es fehlt an Eigenart, seine Lyrik ist nicht die Poesiewerdung einer Persönlichkeit. Am besten glückt ihm noch das erzählende Gedicht, da es hierbei weniger auf das Ausgestalten des eigenen Ichs ankommt als auf das Vermögen, sich in fremde Empfindungen hineinzuversetzen. Die beiden Dichtungen „Der Künstler“ und „Der Meister von Blaubeuren“ weisen hübsche und reizvolle Züge auf.

Selbständiges Wollen verraten die **Gedichte** von August Steinbach (Dresden und Leipzig 1892, Verlag von Pierson).

Es dürfte schon originell sein, daß sich in der ganzen, 200 Seiten starken Sammlung nicht ein einziges Liebesgedicht findet — eine wahre Erholung für den mit „Herzen“ und „Schmerzen“ überfütterten Kritiker! Auch sonst flieht der Dichter die ausgefahrenen Geleise; so tritt das Ich-Gedicht nur sehr vereinzelt auf. Sein reichstes Können entfaltet sich in der Naturschilderung, und zwar in der objektiven Naturschilderung. Er betrachtet die Natur nicht von sich aus, belebt sie nicht mit seinen Stimmungen und Gefühlen, sondern stellt sie als ein Lebendiges außer und neben sich. Er sieht nichts in sie hinein, er sieht alles aus ihr heraus. Man kann aber die Natur objektiv erfassen nur an ihren Äußerlichkeiten, und auf deren Wiedergabe beschränkte sich auch der Hauptsache nach Steinbachs Poesien. Es ist eine Aufzählung von Einzelheiten, die sich nur langsam und widerwillig zu einem Gesamtbilde zusammenfügen. Das kurze Stimmungsgedicht fehlt gänzlich, seine Stelle nimmt ein die lange und ausführliche Schilderung. Der Dichter hat wohl selbst hier einen Mangel gefühlt; vielfach versucht er, Menschliches in die Natur hineinzutragen; doch infolge seiner Leidenschaftslosigkeit gelangt er nur zu kalten Personifikationen, nicht zu lebenswarmer Symbolik. August Steinbach ist kein eigentlicher Lyriker, seine Dichtung kommt der epischen Kunstform nahe. Die patriotischen Gedichte wären besser fortgeblieben; des Dichters Vaterlandsliebe, soweit sie sich wenigstens in seiner Poesie wiederspiegelt, gedeiht nicht über die Phrase hinaus.

Ein buntes Durcheinander von epischen und lyrischen Dichtungen bietet Rudolf Freiherr von Gottesheim mit seinem Buche **„Einsame Sterne“** (Dresden und Leipzig 1892, Verlag von Pierson).

Auch dieses Dichters Begabung neigt dem Epos zu; die eingestreuten lyrischen Gedichte lassen schöpferische Kraft der Empfindung vermissen. Der Gedanke ist in Gottesheims Dichtungen der ursprüngliche Kern, nicht die Empfindung; der Dichter schafft, um seiner Idee eine Form zu geben. Unter den epischen Dichtungen habe ich manches schöne, beachtenswerte Stück gefunden. Die gewählten Stoffe sind unendlich mannigfaltig; neben der christlichen Legende steht die altgermanische Götter- und Heldensage, neben der Schilderung eines geschichtlichen Ereignisses die Phantastik der Sage, neben dem patriotischen Gedicht (z. B. „Kaiser Wilhelms letzter Gang“) ein Bild sozialen Elends. Der Horizont der Idee ist weiter und größer als der des Gefühls. Aber die Idee, um dichterisch wirksam zu sein, muß vom Gefühl, vom inneren Feuer der Überzeugung erwärmt sein; sie hat diese Wärme bei Gottesheim in seinen sozialen Schilderungen und in seiner Verkörperung christlicher Gedanken. Ein freier, vorurteilsloser Geist hat hier für tiefinnerliche Überzeugungen die dichterische Form gesucht und gefunden.

Ein biblischer Stoff ist die Fabel der erzählenden Dichtung **„Salomo und Sulamit“** von S. Pick. (Dresden und Leipzig 1893, Verlag von Pierson).

Salomo trifft das Hirtenmädchen Sulamit, und von ihrer Schönheit geblendet, bittet er sie, sein Weib zu werden. Er erhält einen regelrechten Korb; Sulamit ist dem Hirten Jochanan verlobt und kann nicht von ihm lassen. Da macht die Leidenschaft den weisen König schlecht und gemein; durch hinterlistige Tücke versucht er Sulamit dem Verlobten zu entfremden. Es gelingt ihm, aber im selben Augenblick ereilt ihn auch die Strafe des Himmels und öffnet ihm die Augen über das Verwerfliche seines Thuns. In reuiger Zerknirschung führt Salomo nun selbst die beiden Liebenden wieder zusammen, die durch seine Schuld auseinander gegangen waren. Er hat die moralische Höhe erstiegen, auf der er sich neidlos fremden Glückes zu freuen vermag. Der Dichter strebt, seinem Werkchen Tiefe und sittlichen Gehalt zu geben; leider ist sein Können nur klein und reicht nicht aus, das Gewollte überall durch die Dichtung zu verwirklichen. Die Läuterung Salomos wird uns nur durch eine Äußerlichkeit, das Strafgericht Gottes, verständlich gemacht, nicht durch innerliche, aus Seele und Gewissen geschöpfte Gründe. Der Verfasser verfügt nicht über das Rüstzeug der Psychologie, und dieses war notwendig für einen Stoff, bei dem es sich weniger um die Erzählung von Geschehnissen als um die innerliche Entwicklung eines Charakters handelt. Die Dichtung ist in reimlosen, fünffüßigen Jamben geschrieben, die der Dichter aber, allzu regelgläubig, strenge nach der Schablone baut; Form und Inhalt stehen daher an mancher Stelle fremd nebeneinander, statt eins zu sein wie Körper und Seele.

Wenig Lob verdient zum Schluß **Die Schmiede am**

Odenwalde, ein episches Gedicht von A. Ch. Schmidt (Leipzig 1893, Verlag der litterarischen Anstalt).

Die Dichtung spielt im Mittelalter, aber jene mittelalterliche Romantik, die Scheffel durch seine Poesie und Baumbach durch seinen Humor uns genießbar zu machen wußten, hier tritt sie ohne dichterische Eigenschaften auf, erschöpft sich in plumpen Äußerlichkeiten und in einer bunten, unwahrscheinlichen, unmöglichen Handlung. Die Zeit für solche Romantik ist, Gott sei Dank! vorüber; selbst Poesie und Humor genügen heute nicht mehr, sie unserem modernen Empfinden anzupassen; wir verlangen tieferen symbolischen Inhalt. In der Schmiede am Odenwald haust ein Verseschmied und wiegt sich beim regelmäßigen Klingklang seiner Hammerschläge in den Glauben, er sei ein Dichter. Ein echt romantischer Glaube! . . .

Sextinen.

Von J. Gl.

In eilendem Fluge entschweben die Blätter den Bäumen,
Und legen sich nieder in locker gepflügetes Erdreich.
Doch keiner wird wieder sie finden im naßkalten Grabe;
Denn modernd verzehrt sich das liebliche Zellengebilde,
Um aufzuerstehen, wenn wieder der Frühling sich meldet,
In anderer, schönerer Gestalt als vor der Verwesung.

Schmerzlich bewegt überschau' ich das hüg'lige Erdreich,
Denkend der Lieben, die lange schon ruhen im Grabe,
Zur Beute geworden dem irdischen Tod, der Verwesung.
Und seh' ich das Abendrot hinter entblätterten Bäumen,
Denk' ich der Engel, von denen die Bibel uns meldet,
Aus irdischen Leibern entspross'ne, verklärte Gebilde.

Und fragend erhebt sich mein Sinnen: Was lieget im Grabe,
Mußte verwesen und wurde zu fruchtbarem Erdreich,
Schön'res zu zeugen, wir wissen's, nach seiner Verwesung,
Doch die Gedanken, die gleich wie die Blätter von Bäumen
Eilig sich lösen vom Hirne, dem zarten Gebilde:
Ob sie zu neuem sich bilden? Wer ist's, der es meldet?

Neue Werke.

Wilhelm Weber. Eine Lebensskizze von Heinr. Weber, Prof. an der techn. Hochschule in Braunschweig. Mit einem Bildnis aus d. J. 1884. (Breslau 1893, E. Trewendt.)

Wir empfehlen diese kleine Schrift bestens. Sie schildert in einfachen Zügen das Wirken des berühmten Physikers. Im großen Publikum verblassen die Gelehrten viel rascher zu bloßen Namen als die Dichter. So weiß man heute selbst unter Gebildeten nicht einmal, daß Weber mit Gauß das Verdienst teilt, die erste größere telegraphische Verbindung hergestellt zu haben. Solch kleine Schriften können für weitere Kreise aus dem Namen wieder einen Mann herstellen.

Großherzog Friedr. Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Ein deutsches Fürstenleben. Von Berthold Volz. Mit 9 Bildern. (Wismar 1893, Hinstorff.)

Der Fürst, dem dieses Buch gewidmet ist, trägt Züge an sich, die ihm auch in anderen Kreisen allgemeine Achtung erworben hätten. Er war ein edel angelegter Mensch, von warmem Herzen, voll echtem Wohlwollen für die Mitmenschen, und ein ehrlicher, kluger Mann. Darum liest man einzelne Teile des Buches mit aufrichtiger Teilnahme. Aber gerade weil der Charakter so viel des Guten besaß, hätten seine Schwächen nicht so ganz verschwiegen werden sollen. Daß der Verfasser Rogges kaum Erwähnung gethan hat, ist auch ein Unrecht. Übrigens sind derartige Schriften stets einseitig. Manche Abschnitte hätten in kürzerer Fassung gewonnen. Das schöne Lichtdruckbildnis des Fürsten ist ein treuer Spiegel der guten Eigenschaften des Menschen. Drei andere Bilder stellen ihn als Knaben und Studenten, und im Jahre der fünfundzwanzigjährigen Regierung dar. Besonders fürstentreuen Landeskindern wird das Buch willkommen sein.

Meyers „Kleines Konversations-Lexikon". (Leipzig, Bibliogr. Institut.)

Die neue, fünfte Auflage des „Kleinen Meyer", deren zweiten Band wir vor einiger Zeit angezeigt haben, liegt nun mit dem dritten Bande vollendet vor. Für alle, die sich eines der großen Werke nicht anschaffen können, ist dieses kleine Konversations-Lexikon vortrefflich geeignet; aber auch, wie ich aus eigenem Gebrauche weiß, für Besitzer des „großen Meyer", den man doch nur schwer auf dem Schreibtisch unterbringen kann. Die drei Bände enthalten nach Angabe des Verlags achtundsiebzigtausend Artikel. Die Fassung ist durchwegs klar, sich auf die Hauptsache beschränkend, aber sie umfaßt genug, um auf Fragen Auskunft zu geben, die sich nicht auf Einzelheiten beziehen. So hat das Werk den Wert eines nützlichen Hausbuchs, dessen Handlichkeit und Übersichtlichkeit es auch Frauen empfiehlt. Beigegeben sind über 100 Karten und Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck, die alle denen der großen Ausgabe gleichwertig sind. Ausstattung und Einband entsprechen dem Ruf des Verlags. Eine weitere Empfehlung ist überflüssig. In schönem Franzband kostet das Werk 24 Mk.

O. v. L.

Vermischtes.

Der Verein für die Armen in Berlin, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Los der Armen zu mildern, insbesondere gesundere Wohnungen zu geringem Mietspreise zu beschaffen, besitzt zur Zeit zwölf Häuser in der Ackerstraße und Bernauerstraße mit Wohnungen von zwei Stuben und Küche (180—240 Mk. Miete) bis Wohnungen von nur einer Stube bei einer Jahresmiete von 63—72 Mk. Bei den geringen Mieten gewährt der Verein noch Mietserlasse in Krankheitsfällen und freie, ärztliche Verpflegung; der Verein beabsichtigt, seine Thätigkeit weiter auszudehnen und noch mehrere Häuser auf seinem in der noch nicht regulierten Straße 33 Abt. X (Wedding) gelegenen Grund und Boden zu errichten. Es ist dies auch einer jener Vereine, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen möchten; und zwar einer, der großen Segen stiften kann, wenn er sich noch weiter auszubreiten vermag.

Gleichmut. Der französische Dichter Delille lebte, bevor er sich verheiratete, mit einer Frau, die ungemein heftig war. Zank und Streit gab es alle Tage. Doch Delille blieb immer gelassen und nahm alles von der scherzhaften Seite. Eines Tages wurde sie wieder heftig, und als Delille ruhig alles anhörte, ohne mit einer Miene zu zucken, holte die empörte Freundin ein Buch nach dem anderen vom Bücherbrett

und warf sie nach ihm. Da Madame aber gerade die größten Bände wählte, sagte Delille schließlich ohne jedwede Gereiztheit im Tone: „Aber liebe Freundin, können Sie denn nicht Ihre Liebkosungen in kleinerem Format geben?"

Gr—r.

Seltsames Heiratsgesuch. Eine seltsame Eingabe um Genehmigung einer dreifachen Heirat richtete i. J. 1783 ein gewisser Wenzelhäuser an die Königliche Kammer in Berlin, welche sich heute noch unter den Akten befindet und folgendermaßen lautet:

„Ihro Excellenz Gnaden Gnaden
Euer Gnaden Hochlöbliche Königliche Kammer.

Mein demüthigstes Bitten vor Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbl. Königl. Kammer um Erlaubniß zum Heyrathen, wo ich schon einmahl allhier gebeten habe unter dem dato vom 8. Junius und auch erhalten, wie allhier Abschrift lautet. Aber in Breslau bin ich zu lange aufgehalten, daß ich zu dato nicht weiß, ob was daraus wird werden, ob ich kann alldort was auswarten, so bitte ich demüthigst Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochl. Berlinsche Kammer, als ich im Armenrechte stehe und habe schon ein Heyrathsglück versäumt mit einer guten Feldwirthschaft, eine Jungfrau.

Alljetzo bitte ich demüthigst um Erlaubniß, daß ich kann drey Frauensvölker zu Ehefrauen heyrathen, daß sie mich können ernähren und mit Leben erhalten.

Ich hoffe, daß dieses kann alle werden, weil der Patriarch Jakob auch hatte vier Weiber gehabt und hat Gott den Allmächtigen nicht beleidigt, oben drauf ist auch noch von Gott der erste Israel geworden und das auserwählte Volk Gottes worden, wie auch jetzo in den letzten Jahren der Welt soll ein neuer Israel entstehen und wo sieben Weiber ein Mann wird haben, wie auch Worte Gottes angezeigt haben durch den Esaias Prophet im 4. Capitel.

Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbl. Königl. Kammer bitte ich demüthigst um Erlaubniß, daß ich kann drey Frauensvölker zu Eheweibern heyrathen. —

Wenzelhäuser
wohnhaft in Husinatz bei der Stadt Strelle (Strehlen) in Niederschlesien. 1783."

Selbstverständlich wurde dieses wackeren Mannes Bitte, der sich von drei Eheweibern ernähren lassen wollte, als mit den Gesetzen in Widerspruch stehend, nicht gewährt.

Gr—r.

Briefkasten.

Herrn stud. M. E. in T. Sie irren: es ist viel besser, wenn der Name öfters erscheint. Die letzten Gedichte entbehren der Eigenart. — Merkur. Die zwei ersten Lieder behalten. Besten Gruß. — Herrn C. H. in L. Noch zu jugendlich und reich an Anklängen. — Herrn E. Sch. in Th. „Skizzen" nicht eigenartig genug. — Herrn H. H. in B. W. „Die Muse" ist etwas spielerisch im Ausdruck und im Stoff zu wenig eigenartig. — Frl. E. A. in R. Gut gemeint, aber das genügt nicht. — Frl. Doris H. in B. „Frage" soll gelegentlich kommen. — Frl. M. Sch. in St. Ohne genügende Spitze. — Herrn Dr. P. in A. Das Gedicht Ihres Freundes ist in flüssiger Sprache geschrieben, aber etwas unklar, weil zu persönlich empfunden. — Herrn E. K. Rittergut B. bei C. Sie haben Fortschritte gemacht. Das dritte Gedicht soll kommen. Das zweite hat am meisten selbständigen Pulsschlag, aber es ist leider zu sorglos behandelt; die Zeile „Jugend und Frohsinn verwelkt und vergehn" ist sprachlich ein Ungeheuer. — C. G. 8. Die „Braut" am besten gelungen. Aber der Reim „Geschmeiden" „bedeuten" ist unmöglich. Vielleicht können Sie es bessern. — Fr. M. J. in G. Leider auch nicht druckfähig. Thut mir leid. — Frl. C. Str. in H. Der Grund ist einfach der, daß zu viele Gedichtsendungen einlaufen. Wenn ich alles zurückschicken wollte, würde ich eine Arbeit mehr haben. Da ich nur an zwei Tagen in der Woche alles Briefliche erledige, hätte ich noch so 25—40 Briefe mit Gedichten fertig zu stellen, was im Jahre so an 150—200 Mk. Briefporto betrüge. Ich muß zu meinem Bedauern dabei beharren, daß die Einsender kleinerer Gedichte mir nur Abschriften schicken. — Frl. S. K. in B. (Rumänien). Leider ist von den 42 Gedichten nicht ein einziges zu verwenden. Wenn Sie je noch etwas senden sollten, so bitte ich, sich auf drei Gedichte zu beschränken und sie auf einzelne Blätter zu schreiben. Ich glaube aber, Sie thun besser, gar nicht mehr zu dichten. — Frl. Wanda v. S. Sie irren; das Gedicht ist gut, sonst hätte ich's nicht gebracht. — Frl. A. G. in Gr. (Pfalz). Sehr viel Herzenswärme, aber die Sprache noch zu ungelenk. Besten Gruß! — Herrn H. C. in B. Noch nicht Eigenart gewonnen. Versuchen Sie es noch einmal. — Frl. M. R. in B. Auch warmes Empfinden, aber zu wenig Eigenwesen. — Frl. H. B. in M. (Schlesw.). Besser. Sie können wieder senden. — Herrn R. E. in G. bei B. Leider kann ich nichts bringen; alles noch zu sehr Spiel. Vielleicht gelingt's später einmal. — Herrn Ralph Bell. in B. Zumeist nur Nachhall. Vor allem: man darf nicht fremde Verse verwenden („will mir nicht aus dem Sinn", „ach, daß es doch immer so bliebe"). Vielleicht gewinnen Sie noch Selbständigkeit. — Frl. R. M. Leider Niete. Vielleicht wird ein zweites besser ausfallen. Daß die Rom. Zeitg. „einfach himmlisch" ist, wird den lieben Skt. Petrus sehr freuen. — Herrn Chr. C. in Sch. (Holstein). Sie haben Formgefühl, aber der Kreis Ihrer Gefühle und Anschauungen ist noch zu klein. Reifen Sie! — Herrn Hugo B. in Fr. Ihre Sprache hat Fluß, aber Stoff und Behandlung sind noch zu herkömmlich. — Frl. H. H. z. Z. Bad Reinerz. Ich pflege solche Gedichte nicht zu bringen, auch nicht, wenn sie allbekannten Dichtern gelten; so kann ich auch hier eine Ausnahme nicht machen.

Inhalt der Nr. 48.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 48.

Eine Frauenschuld.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Moritz von Leitner hatte seine Zeit gehabt, sie aber nicht benutzt. Ein mäßiges Vermögen hatte ihm als jungem Offizier ein angenehmes Leben gestattet; er war der flotteste Tänzer, ein eleganter Reiter; die Damen sahen ihn gern; die ihn näher kennen lernten, erklärten ihn aber für einen Blender. Ob er der hübschen Künstlertochter Ella Linke mit ernstlichen Absichten so entschieden den Hof machte, wußte man nicht, jedenfalls nicht so viel von seiner Beziehung zu ihr, daß es ihre Stellung vor der Welt beeinträchtigt hätte, als seine totale Verschuldung bekannt wurde und sein Verbleiben im Regiment unmöglich ward.

Wie er es angefangen hatte, sich danach doch noch einmal in der Gesellschaft zu rehabilitieren, ein gentiles Leben zu führen, darüber erzählten nur Eingeweihte, die behaupteten, er spiele mit einigem Erfolg.

Ehedem wirklich ein Blender, war er heute ein Routinier geworden, der gewandt genug, seinen Schiffbruch vergessen zu machen und auch im Klub noch eine passable Rolle zu spielen. Er machte nach wie vor als hübscher Mann den jungen Frauen den Hof und wußte sich mit den alten auf gutem Fuß zu erhalten. Er war ein Mann, der in der That durch sein hübsches Äußere, mit seinen fast mädchenhaften Gesichtszügen noch sein Glück hätte machen können, wenn nicht eben seine Charakterlosigkeit sich immer dokumentiert hätte, sobald er Gelegenheit hatte, mit irgend einer Familie auf intimeren Fuß zu geraten.

Inzwischen wußte er seine problematische Existenz im Gleichgewicht zu erhalten durch Spiel, durch so mancherlei anderes, was nicht gerade üblen Schein trug, und so war es ihm auch gelungen, sich im Kasino dem Professor Eschborn zu nähern und den unbefangenen Mann durch seine gesellschaftlichen Talente zu gewinnen.

Er hatte nach seiner Rückkehr von jenem Urlaub Ella bereits als Gattin desselben gefunden und zwei Jahre hindurch nicht den Mut gehabt, sich ihr wieder zu nähern; dann aber ward er der Hausfreund der Eschbornschen Familie und bezahlte zu aller Überraschung plötzlich seine Schulden, niemand wußte, woher er das Geld genommen hatte, auch natürlich nicht, daß er danach abermals von dem neu gewonnenen Kredit lebte, der wie jedes Vertrauen seine Grenzen fand, so daß er jetzt zu nichts weniger imstande war, als zur Rückzahlung der von der jungen Frau erpreßten Summe. Er war im Gegenteil, schon seit er die steigende Unruhe, den Vorwurf in den Augen derselben las, darauf gefaßt, daß sie sich endlich ihrem Gatten entdecken und er dadurch gezwungen sein werde, das Haus desselben zu meiden — schlimmere Folgen konnte ja nach seiner Überzeugung dieses Schuldverhältnis nicht haben, denn nimmermehr war's dem Professor, den er auch schon vertraulich unter unwahren Vorwänden, aber vergeblich anzuborgen versucht — nimmermehr war's dem zuzutrauen, er werde verlauten lassen, seine Gattin habe diesem Hausfreund eine solche Summe geliehen.

Daß er bei seinem Bruder, der in der Nähe ein Gut besaß, um Hilfe gebeten, war eine Unwahrheit, denn diesem durfte er mit dergleichen schon lange nicht mehr kommen, und wenn er heute, zu so ungewöhnlich früher Stunde noch, seinen Besuch in dem Eschbornschen Hause machte, so geschah dies nur, um zu horchen.

Mit der Miene eines aufrichtigen, sein gestriges Mißgeschick bedauernden Hausfreundes trat er also in die Thür von Ellas Vorzimmer, als ihm die Magd ihre Meldung gebracht. Auf der Schwelle schon that er, als wage er nicht aufzublicken, als er Ellas schlanke Gestalt, das Taschentuch in der Hand, in der andern Thür sich gegenüber erscheinen sah. Nur eine leichte Anwandlung von einem Gefühl des Mitleids beschlich

ihn; er hörte ihren schweren Atem; ihm war's, als brenne ihm ihr Blick auf dem Antlitz.

„Sie haben sich beruhigt, Ella?" fragte er aufschauend. „Ich kam so früh; es ließ mir keine Ruhe!"

Ellas Blick ruhte in der That auf ihm.

„Ich glaube, Sie haben in dieser Ruhe das Möglichste geleistet!" spottete sie. „Was vorgefallen ist, wird, ich bin davon überzeugt, auch Ihren Schlummer nicht gestört haben; indes mag es Sie interessieren, zu wissen, daß Advokat Fellner mir heute morgen brieflich nur eine Frist von achtundvierzig Stunden gewährte . . . Zeit genug zur Vorbereitung auf das, was allein mir übrig bleibt, nachdem ich in blöder Furcht vor Ihren Drohungen mich an dem Vermögen meines Gatten und meiner Kinder vergriffen habe."

„Vor meinen Drohungen?" Leitner trat entschlossen zu ihr. „Ist von solchen ein Wort über meine Lippen gekommen? Ich verpfändete Ihnen mein Ehrenwort für die Rückzahlung dieser Summe, das einzulösen mich nur besonderes Unglück bisher verhindern konnte. Vielleicht war ich selbst schuld an demselben, aber ich sah mein Leben zerstört von dem Moment ab, in welchem ich, zurückkehrend, Sie als Gattin eines andern finden mußte, obgleich mir von Angehörigen meiner Familie die Mittel gewährt wurden, mich in meiner Karriere zu erhalten. Ich warf sie hin, seit Sie mir verloren! Es gab kein Streben mehr für mich, bis endlich die Not mir sogar einmal die Waffe gegen mich selbst in die Hand drückte. Da ließ mich ein günstiger Zufall Ihrem Gatten bekannt werden. Er zeigte mir ein Vertrauen, das ich erwidern mußte; er, der unbewußt mein inneres Leben zertrümmert hatte, konnte mir wenigstens ein äußeres wiedergeben, mich retten aus meiner Bedrängnis.. Er lehnte meine Bitte ab, aus Rücksicht für seine Kinder, und da in meiner Verzweiflung faßte ich den Mut, mich an Ihr Herz zu wenden!"

„Und was er vor den Seinigen nicht verantworten wollte, ich mußte es thun, mußte meiner Stiefkinder Vermögen hingeben an einen . . ." Mit einem Blick der Verachtung maß sie ihn. „Eine leichtsinnige Verschwenderin war ich, die jetzt vor dem Richter, ihrem so vertrauensvollen Gatten steht! . . . Aber jedes Wort ist zu viel!" unterbrach sie sich, ihm den Rücken wendend. „Achtundvierzig Stunden! Sie sollen mir genügen zur Tilgung meiner Schuld, Sie aber, befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart; ich habe keine Ursache mehr, Sie zu fürchten, und war eine Thörin, daß ich es je gethan! Meinem Gatten sei es überlassen, mit Ihnen abzurechnen; noch heute wird er erfahren, was er längst hätte wissen müssen, um sein Eigentum zu retten, das ich solchen Händen anzuvertrauen so leichtsinnig war! Auch er soll den Mann erkennen, den er so ahnungslos in sein Haus geführt hat!"

Leitner biß sich auf die Lippe. Sie sah nicht seinen giftigen, spöttischen Blick, wie sie abgewendet, mit schweren Entschlüssen ringend, am verhängten Fenster stand.

„Ich kam, um wenigstens momentan Rettung zu schaffen!" hörte sie seine Stimme. „Doktor Fellner schrieb Ihnen allerdings im Auftrage Ihres Gläubigers, ich aber mache Ihnen einen Vorschlag, auf den auch dieser sicher eingehen wird. Hören Sie mich an!"

Ella wandte sich nicht zu ihm zurück, aber er sah es an ihrer Haltung, daß sie geneigt war, zu hören.

„Der Gläubiger wird bereit sein, diese Summe, welche die einstigen Gläubiger Ihres seligen Vaters ihm, und gewiß aus Geldbedürfnis gegen einen starken Verlust, cediert haben, hypothekarisch auf dieses Landhaus eintragen zu lassen. Sie würden allerdings, da dies nur unter Mitwirkung Ihres Gatten geschehen kann, diesem bekennen müssen, daß Sie aus Kindesliebe das Andenken Ihres Vaters zu retten suchten, aber wird er, ein so guter Mensch, Sie deshalb verdammen können? Er liebt Sie herzlich, wie nur Sie geliebt werden können; ich sah und empfand es, seit ich ihn statt meiner an Ihrer Seite sehen mußte!"

Seine letzten Worte berührten die wundeste Stelle in ihr, er hatte die Kühnheit, sie noch an seine Vergangenheit zu erinnern!

„Ich verstehe Sie!" rief sie, ungestüm sich wieder zu ihm wendend. „All die Angst, die ich bereits gelitten, hat mich endlich rechnen gelehrt! Ihre Schuld wäre also so gut wie getilgt, gestrichen, folgte ich Ihrem Rat! . . . Und wenn nun Eschborn, mir verzeihend, sagte: ich gab Dir ja Vollmacht! Nimm die Summe aus der Bank; unser Depot in derselben wird gerade ausreichen, die Schuld zu tilgen, die Du Dir für den Vater aufgebürdet hast; nimm sie und mache Dir keine Sorge mehr! . . . Was ihm antworten? Ich zittere schon bei dem Gedanken, daß er selbst vielleicht für unsere Bedürfnisse bei der Bank etwas begehren und den Bescheid erhalten werde, daß dieses Geld durch mich . . . veruntreut sei!"

Sie senkte die Stirn in die Hand, schrak aber plötzlich zusammen, denn in dem Zimmer, das sie vorhin verlassen hatte, hörte sie die Stimme des Gatten ihren Namen rufen.

„Fort, um des Himmels willen!" rief sie mit vollends verstörtem Gesicht. „Wenn er Sie hier . . . um so frühe Stunde! . . ." Angstvoll starrte sie zur Thür. Leitner regte sich nicht. Und jetzt vernahm sie, wie ihr Gemahl bereits die Hand an das Schloß derselben legte.

„Ella, ja wo steckst Du denn?" Des Professors Antlitz, heiter, gerötet in freudiger Erregung, erschien in der Thür. Er gewahrte in dem durch die Vorhänge gedämpften Lichte nicht die von Furcht entstellten Züge der Gattin, die sich vergeblich mühte, dieselben zu glätten. Er hielt ein Papier in der Hand, als wolle er es ihr zeigen, erschrak aber jetzt, als er das Gepräge des Leidens in dem Antlitz Ellas erkannte, die sich auf die Lehne eines Sessels stützte, und vor ihm das Taschentuch an die Stirn führte.

Bestürzt trat er zu ihr und legte den Arm um ihren Leib, der fühlbar in demselben erbebte.

„Ja, man sagte mir doch, Du seiest wieder ganz wohl! Man täuschte mich, um mich nicht zu stören!" Mit dem Papier in der Hand suchte er das Taschentuch von ihren Augen zu entfernen.

„Nur ein erneuter, leichter Anfall .... ein Schwindel!“ ächzte sie.

Eschborn ließ sie auf einen Sessel sinken; er sah Leitner noch nicht, der auf dem weichen Teppich lautlos zur Seite getreten war und auf eine Etagère gestützt, apathisch dastand. Er zog sich einen anderen Sessel ihr gegenüber heran und dabei erst fiel sein Blick auf den Anwesenden.

„Sie, Leitner! So früh?“ Ein Schatten strich über sein Antlitz.

„Die Besorgnis trieb mich so zeitig hierher ... Die gnädige Frau fühlte sich auch vorhin so wohl, daß sie mich nicht abweisen ließ, bis jetzt so plötzlich ... Ich war eben im Begriff, zum Arzt zu eilen!“ Leitner gab sich die Miene, als wolle er sich eilig entfernen, blieb aber in der Nähe der Thür.

Eschborn wandte sich wieder zu Ella, die jetzt eben müde das Haupt wieder erhob und schwer aufatmend sich zu fassen suchte, als fühle sie einen Vorwurf, den Gatten beunruhigt zu haben.

„Es ist vorüber!“ sprach sie mit Anstrengung. „Ich erwartete den Arzt zu empfangen, als Herr von Leitner ...“

Er streichelte liebevoll ihre Wange und nahm ihre Hand in die seinige. „Schone nur Deine Nerven, Kind! Du mußt offenbar Kummer haben! Aber ich kann mir denken und will jetzt nicht danach fragen, um Dich nicht noch mehr aufzuregen! Unrecht, daß der Arzt sich noch nicht um Dich bekümmert hat! Kann aber eine angenehme Nachricht Deine Nerven beruhigen?“ Er hob lachend das Papier. „Sieh hier! Eben ist der Amerikaner gegangen! Er schwor mir, er müsse meine Psyche haben, als ich ihm von dem städtischen Museum sagte, und bot mir noch mehr! Da, sieh her! Eine Anweisung auf die Sternfeldsche Bank; die Psyche ist sein, ehe ich noch die letzte Hand daran gelegt ... Ich hoffte, heute einen recht vergnügten Tag zu haben; erhole Dich also, liebes Kind, es muß ja vorübergehen!“

Leitner, noch immer an der zum Flur führenden Thür stehend, starrte gierig auf des Professors erhobene Hand, öffnete geräuschlos und trat hinaus. Ellas Blick folgte ihm, unbemerkt von dem Gatten. Sie schien sich erleichtert zu fühlen, als er fort war.

„Wir werden mit Deinen Nerven eine energische Kur machen!“ Eschborn suchte sie aufzurichten, und sie bat nur durch einen Blick um einige Minuten der Schonung. „Ich sehe schon seit kurzem, daß Du mir Dein Unwohlsein zu verheimlichen suchst. Wir sprechen morgen davon ernstlich mit dem Arzt; heute darf ich ja bei dem Festmahl nicht ausbleiben, das mir die jungen Kollegen veranstalten. Ich ziehe mich an und bringe den Check in das Sternbergsche Geschäft, spreche auch bei unserer Bank vor, um mich nach meinem Guthaben zu erkundigen. Mir schweben so etwa Zwanzigtausend vor, diese hier dazu macht über das Doppelte. Freilich stehen große Ausgaben bevor! Du klagtest über Geldmangel, ich habe es nicht vergessen; Arnold erklärt, mit seinem Wechsel nicht auskommen zu können, ohne Schulden zu machen, Clotildens Aussteuer wird mindestens zehntausend Mark kosten und ich ...“ er lachte, die Achsel zuckend, „ich habe auch Schulden gemacht, für die ich von diesem Honorar nehmen muß. Frage nicht, wofür; ich bin auch einmal leichtsinnig gewesen. Ich will auch zunächst den alten Herrn Sternfeld besuchen und mit ihm alles wegen der Hochzeit besprechen. Danach — Du wirst Dich ja inzwischen erholen, wenn Du Dir Ruhe gönnst und der Arzt dagewesen ist. Ich muß zu dem Festmahl, bleibe aber nicht lange aus. Adieu inzwischen, mein Herz!“

Ella hatte ihn, vor sich hinblickend, angehört; er sah, daß sie ruhiger geworden, erhob sich, zog auch sie auf und riet ihr, die frische Luft im Garten zu suchen. Leitner werde ja den Arzt herschicken.

Ohne Arg eilte er in sein Ankleidezimmer, nachdem er ihr, selbst zerstreut durch den Verkauf seiner Statue, einen Kuß auf die bleiche Stirn gedrückt. Er rief durch das Haus nach Clotilde und gebot ihr, um die Mutter zu bleiben, die wieder einen Nervenanfall gehabt; er müsse in die Stadt, die Mutter werde ihr ja erzählen, was geschehen sei.

Clotilde, aus ihrem Zimmer gerufen, sich über das Treppengeländer zu ihm hinabbeugend, erfaßte die letzten Worte mit einer neuen Aufregung ... Was geschehen, sollte sie hören! Gewiß ein neues Unglück! ... Mit unsicheren Knieen und fliegendem Atem eilte sie die Treppe hinab.

Sechstes Kapitel.

In bester Laune verließ der Professor das Haus. Was das mit Ellas eigentümlichem Befinden war, das verstand er nicht. Sie war sonst eine so vernünftige Frau, die bei jedem Unwohlsein, das sie oder die Kinder traf, so vorsichtig und überlegt; seit gestern war sie von einer erschreckenden Nervosität.

Der ganze Stimmungswechsel im Hause fiel ihm erst auf, als er zur Stadt schritt. Indes er selbst stand ja jetzt an einem gewissen Abschnitt seines künstlerischen Wirkens, nach dem er sich gesehnt. Er war in der Lage, seine Sehnsucht nach einer neuen Kunstreise zu befriedigen, ohne der Wirtschaft dadurch Opfer aufzuerlegen. Er konnte neue Ideen sammeln, ohne den Sporn der Brotthätigkeit in seinen Flanken zu fühlen; er konnte in Rom, wo er als junger Künstler Jahre hindurch gelebt hatte, alte Freunde aufsuchen, sich mit Muße neuen Studien hingeben und ...

Ja, er glaubte es Ella schuldig zu sein, sie mit auf diese Reise zu nehmen. Seine Kasse erlaubte es; in etwa sechs Wochen, wenn nicht früher — der Herbst war ja vor der Thür — konnte Clotilde mit dem jungen Sternfeld verheiratet sein; Arnold war dann nach den ewig langen Ferien wieder zur Universität, die Jüngste konnte unter dem Schutz der Großmama bleiben. So mußte alles vortrefflich gehen.

Während er sich seinen Plan zurechtlegte, begegneten ihm Bekannte, die ihm gratulierend die Hand drückten, begegnete ihm der Briefträger, der ihm eine Handvoll verspätet von außerhalb ein-

getroffener Glückwünsche übergab, der Telegraphenbote, der ihm Depeschen einhändigte. Er steckte alles zu sich, um erst zu lesen, wenn er gegen Abend von dem Festmahl zurückgekehrt sei.

Sein Weg führte ihn zunächst an dem Hause des alten Herrn Sternfeld vorüber, den ja ein gichtisches Leiden gestern verhindert hatte, seinem Jubelfeste beizuwohnen. Er war ihm seinen Besuch schuldig und wollte denselben lieber gleich abmachen, ehe er in das Geschäftslokal trat. Der alte Herr lebte so ganz allein, nur gepflegt von einer Haushälterin und einem Diener. In seinem großen Bankgeschäft war er seit lange persönlich nicht mehr thätig; sein Sohn, Clotildens Auserwählter, ging seinem eigenen Beruf nach und hoffte, erst nach seiner Vermählung den Vater mit aller Sorgfalt umgeben zu können.

Freilich war Herr Sternfeld anfangs nicht ganz mit dieser Verlobung einverstanden gewesen; er hatte eine Geldheirat für den Sohn gewünscht, und recht störend war es gewesen, daß er erst am Morgen dieses Jubiläums wegen seiner Kränklichkeit um die Hinausschiebung dieser Verlobung gebeten. Aber das war verzeihlich, er hatte gern dabei sein wollen. Übrigens mußte der Sohn ihm ja von dem Verlauf des Festes schon erzählt haben.

In der oberen Etage des alten, soliden Geldhauses empfing den Professor der bereits ergraute Diener des Bankiers mit gewohntem Respekt. Er meldete den Besuch, vorher schon entschuldigend, daß Herr Sternfeld heute sich sehr spät erhoben habe, und Erich wartete minutenlang in dem mit puritanischer oder altfränkischer Einfachheit ausgestatteten Vorzimmer. Als der Diener zurückkehrte, wollte er in der Miene desselben einen eigentümlichen Zug bemerken.

Herr Sternfeld habe seinen Besuch erwartet, meldete er indessen und führte ihn in das kleine Arbeitszimmer, in welchem alles, die Tischplatte, die Sessel, das Sofa und sogar die gepolsterten Thüren mit braunem Leder überzogen waren.

Sternfeld kam ihm durch die Thür seines Wohnzimmers, auf einen Krückstock gestützt, entgegen, ein hagerer Mann, der weniger gealtert an Jahren als durch sein Leberleiden, von dem seine Farbe sprach, dessen Scheitel ein Kranz grauer Haare umgab, dessen Lippen und Wangen unter einem dünnen verblichenen Vollbart steckten, dessen Augenlider aus Gewohnheit stets halb geschlossen, um dessen Nase ein Zug lag, der durch sein langes Leiden vielleicht menschenfeindlicher erscheinen mochte, als er es wirklich war.

Der alte Bankier, in schwarzem, zugeknöpftem Rock, nach Gewohnheit eine weiße Krawatte tragend, hob beim Eintreten die Augenlider recht müde und senkte sie sofort wieder; er reichte dem Professor nicht die dürre, gelblich weiße Hand, sondern grüßte nur mit derselben und deutete auf einen der beiden neben dem Arbeitstische stehenden Ledersessel, stieß einen trockenen Husten aus und bemaß genau den Moment, in welchem Erich sich niederließ, um dasselbe zu thun.

„Hatte Sie erwartet, Herr Professor," begann er, sich halb zurücklehnend. „Bedauerte, gestern bei Ihrem Jubiläum fehlen zu müssen, aber Leber und Gicht, das ist zu viel auf einmal!" Er hob wieder die müden Augenlider und schaute heimlich prüfend in Eschborns Gesicht.

Dieser schien sich heute dem alten Herrn gegenüber weniger heimisch zu fühlen als sonst, er vermißte die gewohnte, wenn auch stets reservierte Freundlichkeit; er sah ihm aus, als bereite er sich darauf vor, ihm etwas Besonderes zu sagen.

„Ja, zu viel schon auf einmal, und da mußte denn natürlich noch mehr dazu kommen," fuhr Sternfeld fort, die beiden Hände auf die Krücke des Stockes legend, ohne aufzuschauen, und wieder schwieg er einige Sekunden. „Oswald hat mir von der Festlichkeit gestern erzählt . . ." Er stieß ein nervöses Hüsteln aus. „Leider bereitete man mir gestern eine andere Unterhaltung, auf die ich nicht gefaßt war!"

Erich rückte bereits ungeduldig auf dem weichen Polstersessel. Der Alte schien das Wort allein behalten zu wollen.

„Sie hatten Unangenehmes? . . ."

„Hm, je älter man wird, desto mehr häuft sich das! . . . Aber wozu lange um die Sache herumgehen!" Er richtete sich im Sessel und legte das Kinn über die Krücke. „Reden wir von der Verlobung unserer Kinder, die ich gestern aufschieben mußte, ohne Ihnen den wahren Grund zu nennen! Versichere, war mir eine bittere Notwendigkeit!"

Ein prüfender Blick traf den Professor abermals.

„Den wahren Grund, Herr Sternfeld? So bitte ich, aufrichtig zu sein!" Von Erichs Gesicht verschwand der verbindliche Ausdruck.

„Ich bin eben im Zuge und bitte, mir nicht zu zürnen, wenn ich als Vater und Geschäftsmann handeln und reden muß, nämlich von . . . Ihren Vermögensangelegenheiten, lieber Professor! Das ist in dieser Welt immer ein ernstes Kapitel!"

„Meinen . . ." Eschborn lehnte sich weiter zurück; er schien verletzt durch den sonderbaren Ton dieses Mannes.

„Ganz recht! Sie sind bekannt als ein Mann in den besten Verhältnissen; um so mehr war ich überrascht, als mir der vieljährige Anwalt meines Geschäftes, ein Mann von unbestechlicher Zuverlässigkeit, gestern morgen schrieb, ich möge unter allen Umständen die Verlobung meines Sohnes hinausschieben, er werde mir im Laufe des Tages weiteres mitteilen."

Sternfeld sprach das mit der Ruhe eines alten, besonnenen Geschäftsmannes, ohne irgend welche eigene Mitleidenschaft zu verraten. Der Professor ihm gegenüber wechselte heftig die Farbe. Was er hörte, mußte ihm, dem Ahnungslosen, als die schwerste Verletzung erscheinen, obgleich dieselbe wohl nicht beabsichtigt war. Keines Wortes fähig blickte er auf den Sprechenden.

„Meine Kränklichkeit," fuhr dieser in demselben Tone fort, „gab mir einen genügenden Vorwand, Ihnen sofort meine Bitte zu übersenden. Ich verschwieg meinem Sohne, was mich beunruhigte, und er fügte sich. Am Nachmittage erschien — warum soll ich Ihnen den Mann nicht nennen — Doktor Fellner bei mir. Er hielt es für seine Pflicht, mich

von etwas zu unterrichten, was ihm selbst sehr peinlich war, daß er nämlich den Auftrag habe, in Ihrem Hause einen gestern fällig gewordenen, schon mehrmals prolongierten Wechsel von zwanzigtausend Mark ohne die Zinsen zu präsentieren, und wenn derselbe nicht gezahlt werde, zu protestieren und unverzüglich die Klage einzuleiten."

Eschborns Augen weiteten sich; die Hände auf die beiden Lehnen des Sessels klammernd, sprachlos starrte er den Bankier an.

„In meinem . . .?" Er vermochte nichts weiter hervorzubringen. Sein Gedanke war Arnold . . . Aber diese Summe! . . .

„Ich will Ihnen nicht sagen, lieber Professor, was ich empfand, aber Sie begreifen, daß ich, ein alter Geschäftsmann, die Sache von der ernstesten Seite betrachtete, denn es handelte sich um das Glück meines Sohnes. Fellner war zu keinen weiteren Mitteilungen zu bewegen; er berief sich auf seine amtliche Verschwiegenheit und erklärte, schon zu viel gesagt zu haben; er habe aber geglaubt, als mein vertrauter Anwalt mir wenigstens so viel schuldig gewesen zu sein. Wie sich die Sache also verhält, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß der Wechsel gestern abend präsentiert und protestiert worden! Kann ich Ihnen nun als ein Freund in der Sache dienen, so verfügen Sie über mich, lieber Professor! Ich kenne Sie als einen Ehrenmann, aber auch ein solcher kann ja in dergleichen Verlegenheiten geraten; was jedoch die Verlobung anbetrifft — Sie verzeihen mir meine Geradheit und Offenheit — — Mein Sohn ist leider kein Geldmensch; ich habe nicht die geringste Neigung für das Geschäftsleben in ihn hineinzuerziehen vermocht; er liebt Ihre Tochter, hat aber keine Ahnung, welches Unglück mißliche Finanzverhältnisse in eine junge Ehe zu bringen imstande sind. Um so schwerer ward es mir, heute morgen, als ich ihn unterrichten mußte, ihm einen Begriff hiervon beizubringen. Er ist unglücklich, aber ich konnte es nicht hindern; ich verlange Vernunft von ihm! Um der beiden Kinder, um der Welt willen lassen Sie die Sache vorläufig unter uns bleiben! Ich bedaure Sie aufrichtig, muß mir zu meiner Rechtfertigung aber gestatten, an die Bedenken zu erinnern, die ich als alter Geschäftsmann gleichsam instinktmäßig schon anfangs gegen diese Verbindung hegte . . ."

Erich hatte bisher in Bestürzung und Verwirrung zugehört, suchend, sich das ihm Unerklärliche zu reimen; jetzt, als Sternfeld, vielleicht absichtslos, verletzend ward, erhob er sich mit unsicheren Gliedern. Die Entrüstung trieb ihm das Blut ins Gesicht. Die gesunde, kräftige Gestalt stand da vor dem Gichtbrüchigen, der, seiner heftigen Bewegung nicht folgend, vor sich hinschaute.

„Herr Sternfeld," fand Eschborn endlich Worte. „Bei meinem Ehrenwort gebe ich Ihnen die Versicherung, daß, was Sie mir da sagten, für mich ein Rätsel ist, vor dessen Lösung ich aber zittere! Unmöglich durfte ein Mann wie Sie mit kaltem Blute mir sonst eine solche Beleidigung ins Gesicht schleudern! So lange ich als Künstler thätig bin, hat diese Hand mich und die Meinigen redlich zu ernähren vermocht, ist mir eine Verlegenheit um Geld, Gott sei Dank, ferngeblieben, und sie wird es bleiben, denn was ich besitze — so wenig es auch in Ihren Augen, in denen eines Geldmannes sein mag — wird mich vor Not zu schützen genügend sein! Daß mein Kind der Werbung Ihres Sohnes nachgab, vermochte ich als Vater nicht zu hindern; ich schätze Ihren Sohn. Ich wandte gegen diese Liebe um des Kindes willen sogar nichts ein, als ich es wie eine Demütigung ansehen mußte, daß Sie mit Ihrer Zustimmung zögerten Eine traurige Aufgabe ist es nun zunächst für mich, zu erforschen, wie ich, dem fast nie ein Geschäftswechsel vor Augen gekommen ist, in eine Schuld von dieser Höhe geraten bin, zugleich aber erkenne ich meine Pflicht, Ihnen entgegenzukommen und die Beziehung meiner Tochter zu Ihrem Sohn hiermit als gelöst zu erklären!"

Mit einer kalten Verbeugung wollte er dem Bankier den Rücken wenden.

„Ein Wort noch! . . Sie gestatten, Herr Professor!" rief Sternfeld in nervösem Ton, ohne seine Gelassenheit zu verlieren und kaum die Augenlider hebend.

Eschborn hielt, unwillkürlich gebannt, noch inne. Was er eben ausgesprochen, hatte ihm selbst einen Stich in Herz gegeben, und dennoch sah er ein, daß er das seiner Ehre schuldig gewesen. Sternfelds Benehmen erschien ihm so anmaßend, daß er es zurückweisen mußte. Mit dem Stolz eines Familienhauptes, das sich seiner Würde bewußt, blickte er auf das gelbliche Gesicht des Bankiers, das indes nicht den Schimmer einer inneren Regung verriet.

„Ich glaube nicht, Herr Professor," fuhr dieser, vor sich blickend, fort, „daß wir in dieser Weise das Glück unserer Kinder fördern! Vergönnen Sie mir, ich bitte, nur einige Minuten noch! Es ist mir ja schon so peinlich, dieses Thema besprechen zu müssen, jetzt, wo Sie selbstverständlich, wie Ihren zahlreichen Verehrern auch mir in dem vollen Glanz Ihrer künstlerischen Verdienste erscheinen; ich würde morgen, übermorgen lieber um eine Unterredung gebeten haben, aber Sie hätten mir morgen verübeln können, daß ich heute gezögert, wo ich die Ehre habe, Sie bei mir zu sehen."

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er sich sammeln, deutete dann mit derselben auf den leeren Sessel. Eschborn aber bemerkte es absichtlich nicht.

„Wie unsere Welt einmal beschaffen, ist sie mit allen ihren Interessen auf den Austausch aufgebaut, und wer nichts zu tauschen hat, wird auch nichts zu leben haben. Mein Sohn, obgleich er in mir das Vorbild eines positiven, keiner Illusionen fähigen Geschäftsmannes hat, ist leider noch sehr grün in seinen Lebensprinzipien; seine Kollegienhefte füllte er auf der Universität schon mit Versen und zwischen seinen Pandekten fallen ihm auch jetzt noch solche ein. Er blickt mit Seelenruhe in die Zukunft und rechnet auf das Vermögen seines Vaters. Meinetwegen; er ist ja mein einziger Sohn, dem ich lieber das Geschäft übergeben haben würde. Um so mehr muß ich aber besorgt sein, daß er nicht irre gehe, denn bis zu meinem Tode wird er nur ein Bestimmtes jährlich

von mir erhalten, mit dem er eine Familie leidlich ernähren kann. Es ist nun jedoch nichts Seltenes, daß Kinder durch das Unglück ihrer Eltern in eine Mitleidenschaft gezogen werden, die — ich spreche sans comparaison — das Glück der ersteren zerstört, und so mußte mich notwendig beunruhigen, was ich gestern vernahm ..."

Eschborn machte mit finsterer Miene eine Bewegung des Unwillens.

„Sie erwarten also von mir eine offene Darlegung meiner Verhältnisse?" fragte er indigniert mit bebender Stimme.

„Nicht das! Gott bewahre! Gestatten Sie mir nur, eins hinzuzufügen, was mir auffällig sein mußte! Das Bankhaus Robertson u. Comp. geht, wie Ihnen vielleicht noch unbekannt, in meinen Besitz über, und da fand sich bei Durchsicht der Conti auch eins, nach welchem Sie, Herr Professor, in einer verfehlten Effektenspekulation, zu der Sie, ein Privatmann, vielleicht verleitet worden sind, der Firma noch eine Deckung von etwa fünftausend Mark schulden."

Eschborn wechselte jäh die Farbe.

„Zu Ihrer Rechtfertigung, Herr Professor, möcht ich annehmen, daß Robertson, mit dem Sie, wie ich weiß, befreundet sind, Sie zu dieser Spekulation verleitet hat. Er selbst hat sein Geschäft durch Waghalsigkeit gefährdet und steht vor der Liquidation."

„Und das Geschäft ist also in Ihre Hände übergegangen?" fragte Eschborn scharf betonend.

„Es wird in diesen Tagen! ..."

„So gestatten Sie mir, diese Schuld sofort zu tilgen! Robertson versprach mir erst eine Abrechnung zu senden!"

Eschborn griff in die Brusttasche und reichte dem Bankier den Check des Amerikaners. Sternfeld nahm ihn nur zögernd und reichte ihn dann zurück.

„Hm!" sprach er halb vor sich hin. „Ich vermute, Sie haben Ihre neuste Schöpfung bereits verkauft! ... Schade! Es ist bereits im Magistratskollegium, dem ich nicht fern stehe, der Vorschlag gemacht worden, Ihnen für dieselbe, zugleich als ein Ehrengeschenk, fünfzigtausend Mark zu bieten ... Schade! Die Künstler sind leider so wenig Geschäftsleute! Ich glaubte, dieselben seien dafür mehr Gemütsmenschen, aber die Weise, in der Sie soeben über das Wohl und Wehe Ihres Kindes ..."

„Meine Tochter, Herr Sternfeld, wird die Ehre ihres Vaters über das eigene Glück schätzen!" Eschborn, dessen Stirn vor Entrüstung glühte, wiederholte seine Verbeugung und schritt hinaus.

„Künstlerstolz!" Sternfeld hatte ihm nicht nachgeblickt. Mit den Händen auf der Stockkrücke schaute er sinnend vor sich hin. „Habe mich eigentlich übereilt; aber nachdem ich es Oswald schon gesagt habe, der wie ein Verrückter umherläuft, mußte ich auch mit ihm ins klare kommen ... Habe nicht Lust, die unberechenbaren Schulden einer Künstlerfamilie zu tragen! Das zählt, das rechnet nicht! Auch der Vater der zweiten Frau dieses sonst so ehrenhaften, fleißigen Mannes soll mit Schulden beladen ins Grab gegangen sein! ... Besser vielleicht so, wenn Oswald hört, daß auch Eschborn zurückgetreten ist!"

Er schellte dem Diener, der ihm auf einer Platte die Mittagspost überbrachte und ihn unbemerkt darauf ansah, was wohl zwischen ihm und dem Professor vorgegangen sein möge.

Siebentes Kapitel.

Das Herz voll Sorge und Kummer, hatte Eschborn die Straße betreten. Er blickte nach der Uhr. In einer Stunde sollte er zu dem Festmahl seiner Kollegen erscheinen, und in dieser Stimmung, beladen so ahnungslos mit einer Schuldenlast, deren Veranlassung er vergebens zu erraten suchte; sein Kind in Thränen, wenn er nach Hause zurückkehrte, denn jedenfalls hatte Sternfeld bereits dem Sohn untersagt, sein Haus zu betreten, und schließlich auch noch die Reue darüber, daß er so übereilt sein Werk verkauft hatte!

Er wollte deshalb den Check noch nicht fortgeben. Vielleicht ließ sich der Verkauf rückgängig machen. Er hatte inzwischen noch so viel Zeit, zu dem Rechtsanwalt Fellner zu gehen und sich das Unbegreifliche erklären zu lassen. Es konnte ja nur ein Irrtum sein! Zwanzigtausend Mark er schuldig — wem? — Aber wie war in einer so ernsten Sache ein Irrtum möglich! ...

Das gestrige Jubiläum hatte noch immer seine Nachklänge. Er begegnete immer wieder Leuten, die ihm glückwünschend die Hand drückten; dabei mußte er mit einem unverschuldeten Sündenbewußtsein stillhalten, lächeln, danken, seine steigende Unruhe verstecken; und wie sollte er dieselbe erst bemeistern bei dem Frühstück in der Künstlerkneipe, bei welchem es nach Gewohnheit jedenfalls sehr heiter zuging.

Er hätte unter irgend einem Vorwand jetzt noch absagen mögen, aber unter welchem? Man war ihm bereits auf der Straße begegnet, das Ganze war ihm zu Ehren veranstaltet; er mußte dabei sein!

So, mit vor Aufregung bald klopfendem, bald stockendem Herzen, erreichte er das Haus, an welchem auf einem weißen Porzellanschilde ihm der Name „Dr. Fellner, Rechtsanwalt und Notar" entgegenleuchtete — ein Name, der ihm bisher so gleichgültig war, heute ihm aber eine wahre Angst bereitete.

Es war zwölf Uhr geworden; die Knaben kamen in Scharen aus der nahen Schule und drängten auf dem Bürgersteig an dem unschlüssig Dastehenden vorüber. Einige junge Leute traten aus dem Hause, anscheinend Schreiber des Advokaten. Er fragte den letzten von ihnen nach diesem und erhielt die Antwort, die Bureaus seien eben geschlossen, Doktor Fellner sei kaum heute noch in denselben zu erwarten.

Eine Last fiel ihm vom Herzen; er war so wenig gefaßt gewesen zu dieser Unterredung nach der mit Sternfeld. Sein armes Kind fiel ihm immer wieder ein. Wenn Clotilde es vielleicht von Oswald schon erfahren hatte, so saß sie weinend daheim, während er zu dem lustigen Bankett mußte! Und doch hätte er heute wenigstens schon erfahren müssen, was es mit dieser Wechselschuld war, über die auch Sternfeld

nur oberflächlich unterrichtet gewesen zu sein schien, wenn er nicht absichtlich hinter dem Berge gehalten hatte.

Als er langsam den Weg fortsetzen wollte, hängte sich ein Arm, der eines älteren Kollegen, in den seinigen und zog ihn mit sich zum Festlokal. Es werde ein lustiger Tag werden, versicherte dieser. Keiner werde vor Mitternacht nach Hause kommen, denn die jungen Kollegen verlangten heute ihr Recht, den Meister zu feiern.

Wie ein Automat ließ sich Eschborn fortziehen. Der andere merkte kaum, wie schweigsam er war, da er in einem fort erzählte. Eschborn wäre lieber nach Hause gegangen; aber welche Miene sollte er auch dort zeigen? Eine Wechselklage bedrohte sein Haus, war vielleicht in demselben schon eingetroffen! Er konnte ja zahlen, wenn's not war; nicht die Summe ängstigte ihn also, aber er mußte Ella sagen, was zwischen ihm und Sternfeld vorgegangen war, mußte ihr die Veranlassung zu diesem Zerwürfnis, die Aufhebung des bisher noch stillen Verlöbnisses sagen, und welch eine Stimmung konnte er danach im Hause erwarten! ...

In dem mit ebensoviel Humor wie Geschmack dekorierten Salon der Künstlerkneipe empfing ihn unter einem Tusch die Deputation der jungen Künstler mit einer komischen Feierlichkeit, die darauf deutete, daß der Tag dem Blödsinn gehören sollte, und führte ihn zu dem Ehrensitz auf einer Estrade, an deren Fuß ihn ein halbes Dutzend „weiß gewaschener Jungfrauen" empfing — die Jüngsten der lustigen Künstlerschar in weißen Musselinkleidern mit Sträußen in der Hand.

Eschborn, verwirrt, fast betäubt, fortgerissen durch den Übermut der ihn Umgebenden, auf den Ehrensessel niedergedrückt, hinter welchem sich die Deputation aufstellte, mußte die Rede anhören, welche ihm die jüngste der Jungfrauen mit kindlicher Blödigkeit, stecken bleibend und in Scham und Verlegenheit errötend, unter feierlicher Stille der Versammelten hielt; mußte den Kranz hinnehmen, mit welchem die Sprecherin ihn nach ihrer Rede unter brausendem Tusch dekorierte; mußte den kleinen kostümierten Festzug an sich vorüberdefilieren lassen, welcher die Gestalten wiedergab, die Eschborn in Marmor geschaffen hatte; mußte endlich seinen „Nekrolog" von der Tribüne herab reden hören, und danach begann erst die Festtafel, an der ein lustiger Einfall den anderen jagte.

Eschborn war auf diese Weise fast gewaltsam in eine Stimmung gerissen worden, in welcher er der heute so zerschmetternd über ihn gekommenen Misere des Lebens vollständig entrückt ward. Was wußten diese zumeist jungen Leute von Sorgen; wie konnten sie ahnen, daß der so gefeierte Meister und glückliche Familienvater von solchen angefochten sein könne, zumal als auch dieser, erwärmt endlich durch die Ausgelassenheit der anderen, vergessend, was ihn bedrückte, was sich mit doppelter Wucht wieder auf ihn werfen mußte, sobald hier der letzte Freudenton verklungen war, auch seinerseits den vollen Römer ergriff und eine Dankrede hielt, die eine wahre Begeisterung erregte.

Hatte es ihm Mühe gekostet, sich gegen den Strudel zu wehren, als er ihn einmal erfaßt, war und blieb er, wie es in seinem Wesen lag, einer der Jovialsten.

Mitternacht war's bald, als ihm zwei der jungen Männer das Ehrengeleit nach Hause gaben. Er war auch unterwegs heiter geblieben bis vor seine Schwelle; er verabschiedete sich von den Begleitern noch mit scherzenden Worten, war aber erstaunt, als er Arnold im Hausflur erkannte, der ihm mit dem Licht in der Hand das Haus geöffnet hatte.

„Alles in Ordnung im Hause?" fragte er, die Stirn trocknend, nach dem langen Gang in warmer Augustnacht. „Die Festlichkeit hat lange gedauert; ich konnte nicht früher aufbrechen."

Er sah nicht, daß der Sohn ihn anzuschauen vermied.

„Ich denke doch!" antwortete Arnold zerstreut. „Auch ich kam erst spät nach Hause. Du wirst müde sein, Papa! Komm, ich leuchte Dir zu Deinem Schlafzimmer!"

Die geschlossene Zimmerluft bedrückte dem Professor das Gehirn; er riß das Fenster auf. Arnold reichte ihm die Hand mit einem „guten Nacht" und ging sichtbar verstimmt, noch in der Thür einen langen Blick auf den Vater zurückwerfend.

„Heute konnte ich ihn natürlich nicht mehr fragen ... ihm nichts sagen," murmelte er, die Treppe zu seinem Zimmer hinaufsteigend. „Clotilde muß doch wohl zu Bett sein!" Er horchte noch auf dem Podest. „Ich wollte ausdrücklich, daß sie ihn nicht mehr sehen solle; aber schließlich ist alles gleich, mag vorgefallen sein, was da will. Was das alles heißt!" Er stellte den Leuchter auf seinen Nachttisch und schaute durch das offene Fenster zum Mond hinauf. „Die Mutter hatte sich eingeschlossen und ließ niemand zu sich, als ich kam; Clotilde hatte rotgeweinte Augen; Oswald Sternfeld wußte heute abend, als er mir begegnete, kaum, ob er mich grüßen solle, und dabei liegen zwei amtliche Briefe auf dem Arbeitstisch des Vaters, die der Gerichtsschreiber mit großer Wichtigkeit gebracht haben soll; der eine ist an den Vater, der andere an die Mutter. Was können die mit dem Gerichte zu thun haben, namentlich sie, die den ganzen Tag außer ihrer Mutter niemand, auch Clotilde nicht, zu sich gelassen haben soll?"

Er wollte eben das Fenster schließen, um, nachdem er so lange auf den Vater gewartet hatte, die Ruhe zu suchen, als er einen dunklen Schatten sich vom Hause aus durch die vom Monde bestrahlten Gartensteige bewegen sah, und zwar nach der hinteren auf den Fluß gehenden Pforte. Die Sehkraft anstrengend, folgte er ihm, er verschwand jedoch schnell hinter den niederen Fruchtbäumen und vergebens wartete er, ihn wieder erscheinen zu sehen.

In totaler Mißstimmung warf er das Fenster zu. Er hatte, zurückgekehrt, nur Clotilde flüchtig gesehen. Mochte die Mutter mit ihrem Nervenübel sich abgeschlossen haben und die Großmama ihr Gesellschaft leisten, was hatten die Schwestern? Auch Oswald Sternfeld war ausnahmsweise nicht gekommen, so hatte ihm die Magd geantwortet; was hatte

er? ... Unzufrieden warf er sich auf das Lager und fiel bald in tiefen Schlaf.

* * *

Am Morgen war er der erste. Die beiden Gerichtsbriefe hatten ihn schon in früher Stunde geweckt und in des Vaters Arbeitszimmer gezogen.

Da lagen sie noch wie gestern abend. Die Stubenmagd hatte das Zimmer noch nicht gereinigt; es war ja noch so früh. Die Schwestern mochten noch schlafen, auch die Mutter.

Er ging in das gemeinsame Frühstückszimmer, in welchem jeder nach Belieben seinen Morgentrunk zu nehmen gewohnt war. Aber auch da war niemand. Alles stand noch unberührt.

Er machte eine Tour im Garten und blickte zu den Fenstern Clotildens hinauf. So ward es acht Uhr und niemand kümmerte sich um den herrlichen Augustmorgen — er freilich auch nicht, denn er war mit anderem beschäftigt. Die beiden Briefe, sie brannten ihm auf dem Herzen.

Er wagte es endlich, an die Thür von des Vaters Schlafzimmer zu pochen. Eine rauhe, heisere Stimme antwortete. Der Professor mochte eben erst aus dem Schlummer erwacht sein, als Arnold mit den Briefen in der Hand eintrat und ihm etwas engbrüstig seinen Morgengruß sagte.

„Papa, es sind hier gestern in meiner Abwesenheit zwei Briefe angekommen, die mich beunruhigen," begann er, ans Bett tretend. „Der Gerichtsdiener soll sie abgegeben, und die Stubenmagd den Empfang bescheinigt haben!"

Eschborn hatte kaum die Augen geöffnet. Seine Hand griff nach den Briefen; sie zuckte jedoch merkbar bei des Sohnes letzten Worten. Ein Schwindel schien sich seiner zu bemächtigen, denn er schloß die Augen wieder, scheinbar noch schlaftrunken, in der Wirklichkeit aber plötzlich ergriffen von der Erinnerung an die gestrige Unterhaltung mit Sternfeld und an die Wechselschuld. Nicht imstande, den Sohn anzublicken, heftete er die Augen, sich halb im Bette aufrichtend, auf die Briefe und winkte Arnold, ihn allein zu lassen.

„Vielleicht eine Hypothekensache!" murmelte er, sich fassend, und der Sohn schritt, nur halb beruhigt, zur Thür.

„Ich sehe Dich doch heute beim zweiten Frühstück, Papa!" fragte er, sich noch einmal zurückwendend, vielleicht um doch noch die Miene des Vaters zu beobachten. „Es ist schon spät!"

Eschborn winkte ihm nochmals zu gehen. Erst als Arnold sekundenlang hinaus war, wagte er, das eine Couvert, das an seine Gattin gerichtete, zu öffnen. Seine Züge erstarrten. Es war in der That eine Wechselklage wegen zwanzigtausend Mark und sechs Prozent Zinsen, gerichtet gegen Frau Ella Eschborn, geb. Linke und ihren Ehegatten, den Professor Erich Eschborn, der notorisch mit ihr in Gütergemeinschaft lebe.

Das Papier entsank seiner Hand, diese legte sich an die eiskalte Stirn.

„Zwanzigtausend nebst Zinsen!" entrang es sich ihm. Und wieder hob er das Papier. Er, der wohl niemals eine gerichtliche Klage erlebt, mühte sich fiebernd, den Inhalt derselben zu lesen, und seine zerfahrenen Sinne reimten sich endlich die Thatsache, daß seine Gattin diese Summe einem ihm völlig unbekannten Manne schuldig ... Auf einen Wechsel sogar, von dem die Klage eine Kopie enthielt, in der er, quer geschrieben, ganz deutlich den Namen Ella Eschborn, geb. Linke erkannte, die Hand seiner Gattin, der er so ungemessenes Vertrauen geschenkt, die gewohnt war, ihm wenigstens zu *sagen* von allem, was sie in Geldsachen gethan oder zu thun beabsichtigte.

Ein schweres Weh durchzuckte sein Herz. Sternfeld hatte also recht gehabt, als er ihn wie einen verschuldeten Familienvater behandelt, von dem er, der zu ihm in so nahe Verwandtschaft treten sollte, wenigstens einen Aufschluß hierüber hatte verlangen dürfen. Er *konnte* sie ja zahlen, diese Summe, nicht nur von dem, was in der Bank lag, sogar aus der Tasche, mit dem Honorar für sein neustes Werk, aber — zahlen mit dem Lohn für eine so lange und schwere künstlerische Arbeit, zahlen, was er mit seinem Schweiß verdient, für eine Schuld, von deren Ursprung er keine Ahnung hatte! Zahlen, hingeben für diese Schuld, was ihm die Möglichkeit gewähren sollte, sich auszuruhen für neue Thätigkeit! ...

Ja, das schmerzte den ehrlichen, fleißigen Künstler, der seinem Schaffen eine so sorgenlose Existenz zu verdanken geglaubt, und noch mehr schmerzte dieser Vertrauensbruch, den sie schon seit zwei Jahren auf dem Gewissen trug, ohne sich *ihm* anzuvertrauen, der nie ein Geheimnis für *sie* gehabt!

Mit müder, kraftloser Hand öffnete er das andere Couvert. Es stand ganz dasselbe darin; er war *mit* verklagt als Gatte der Schuldnerin, ja, er mußte sogar die empörende schwere beleidigende Unwahrheit lesen, er habe schon beim ersten Verfalltage des mehrfach prolongierten Wechsels auf wiederholte Mahnung die Summe nicht zahlen können!

Er zerknitterte das unselige Papier, sprang aus dem Bette und starrte mit zusammengebissenen Zähnen zur Decke ... Das *ihm*, dem Manne, der noch während dieser Tage von den Festrednern gehört, aus den Zeitungen gelesen, wie hoch man ihn als Künstler und Mitbürger schätzte! ... Und Ella, *sie* war fähig gewesen, ihn um Achtung und Ehre zu bringen, sie hatte es vorgezogen, diese lange, lange Gewissensqual zu tragen, anstatt ...

Jetzt erst ward ihm die Veranlassung ihrer Ohnmacht, ihres zunehmenden nervösen Leidens klar. Sein Festtag war der Verfalltag dieser Schuld gewesen! Und welche Pein hatte sie ertragen müssen, während an der Tafel alles so heiter! Welche Selbstbeherrschung hatte sie in dieser Lage gezeigt! ... Und wie war ihre Verfassung *jetzt*? Er hatte sie seit gestern vormittag nicht gesehen; er mußte zu ihr mit diesem Papier in der Hand. Rechenschaft, Wahrheit wollte er wenigstens von ihr begehren, wissen, wie sie imstande gewesen, eine solche Schuldenlast auf *sich*, auf *ihn* zu bürden ... Die Zeit drängte ja; auch Sternfeld gegenüber wollte er die Genugthuung haben,

diesem zu beweisen, daß er ... Doch auch das ging nicht: Ella als die alleinige Schuldnerin hinstellen, das hieß, sie zu einer Schuldigen gegen ihn stempeln! Er hatte keine Rechtfertigung diesem Bankier gegenüber; derselbe hatte die Wahrheit gesprochen ... Und Clotilde, was ward aus dem armen Kinde, dessen Glück er zerstört, indem er das Band zerrissen ... Er konnte nicht zurücknehmen, was er diesem herzlosen Geldmenschen gesagt, als derselbe ihn beleidigt, gedemütigt hatte.

Er fand keinen Ausweg. Seine Gedanken fieberten während er sich in Hast ankleidete, und als dies geschehen, stand er ratlos. Die tiefe Stille im Hause jagte ihn in immer größere Unruhe. Selbst im Garten ließ sich niemand blicken. Was zunächst beginnen? Zahlen mußte er, und sofort! Diese Last erstickte ihn.

Vor allem, so beschloß er, wollte er dem Sternfeld beweisen, wie falsch er dennoch seine Verhältnisse beurteile, wollte er selbst zu dem Advokaten des Klägers gehen ... Nein, nicht zu diesem, der ihm persönlich bekannt, zu dem Kläger selbst; wollte diesen befriedigen durch Anweisung an die Bank, oder durch den Check in seiner Tasche, gleichviel, und dann erst sollte Ella ihm beichten. Die Kinder durften nichts davon erfahren, auch Clotilde noch nicht ... O, jetzt wußte er sich die Nervosität seiner Frau, diesen Ohnmachtsanfall zu erklären! ...

Achtes Kapitel.

Fast hatte er schon überwunden, was ihn so schwer getroffen, als er sein Zimmer verließ und auf den Flur trat. Zum armen Mann konnte ihn ja die Sache nicht machen, und wenn er auf seine Kunstreise verzichtete, ließ sich das Verlorene durch Fleiß wieder einholen.

Er wollte Ella erst sehen, wenn er zurückkehre, auch die Kinder nicht eher; er mußte die Geschichte erst aus dem Kopfe haben. Sein friedfertiges Herz machte sich sogar den Vorwurf, daß er sich bei Sternfeld übereilt habe. Indes Clotilde mochte noch von nichts wissen; er selbst wollte ihr nach seiner dieser Heimkehr, war auch ihm dann leichter, die Unterhaltung mit diesem schildern.

Auf dem Flur trat ihm Arnold wieder entgegen, sehr erregt, mit unruhigen Augen und gespannten Zügen. Er legte dem Vater die Hand auf den Arm.

„Papa, jetzt ist's denn doch wohl die höchste Zeit!“ rief er, ihm fest und fragend in die Augen blickend. „Du kümmerst Dich nicht um das, was im Hause vorgeht, und ich gab wohl acht, aber ich verstand es noch nicht. Jetzt errate ich! Die Nacht war's lebhaft hier im Garten; ich meinte, die Mutter leide wieder an Schlaflosigkeit wie seit kurzem, und kümmerte mich nicht weiter darum. Heute Morgen ganz zeitig als der erste schon auf — ich konnte nicht schlafen, ich war so unruhig — fand ich die Hausthür, auch die eiserne Gartenthür nicht verschlossen. Ich fragte die Mägde nicht deshalb; mir war's eben, als sei es besser, zu schweigen, obgleich ich im Kies auffallende Fußspuren gefunden habe. Die Magd trug wie gewöhnlich das Frühstück auf, setzte den Theekessel auf die Spiritusflamme, aber niemand kam, um es mit mir zu teilen. Alles schlief noch, obgleich unsere Festlichkeit doch so angreifend nicht gewesen ist. Ich fragte nach der Mutter. Sie sei noch nicht aufgestanden, auch gestern noch sehr angegriffen gewesen. Ich ging in Dein Arbeitszimmer; Du lagst noch im Bette. Da ward's mir zu lange. Ich pochte an der Mutter Schlafzimmer, erhielt aber keine Antwort; ich pochte nochmals und legte endlich ungeduldig die Hand auf den Drücker. Die Thür ging auf; niemand war im Zimmer, das Bett stand unberührt, auf dem Tisch aber lag ein Couvert, an Dich adressiert, von der Mutter Hand. Ich wagte nicht, es anzurühren! Es liegt noch da!“

Arnold starrte den Vater fest und in seiner Seele forschend an, als fürchte er, es sei zwischen den Eltern etwas vorgefallen; ihm war's deshalb wie eine Befriedigung, als er den Vater erschreckend die Farbe wechseln sah.

„Ich mache mir einen Vorwurf daraus, gestern den ganzen Tag hindurch nicht zu Hause gewesen zu sein; meine Kameraden waren daran schuld; sonst hätte ich wenigstens auf das Haus acht geben können. Clotilde und Marie waren gestern abend schon früh in ihren Zimmern.“

Eschborn hatte ihn mit bleicher Miene angehört.

„Ein Couvert an mich, sagst Du?“ Er griff sich an die Stirn, als suche er sich zu erklären, dann verließ er eiligst den Sohn und eilte nach dem Schlafgemach seiner Frau.

Dasselbe stand offen, wie es Arnold verlassen hatte. Ein zerfahrener Blick umher überzeugte ihn, daß das Zimmer während der Nacht nicht benutzt worden; die frische, in das unverschlossene Fenster hereingeströmte Luft erfüllte den Raum noch, in dem alles von großem Ordnungssinn sprach. Er starrte auf das Couvert, nahm es mit unsicherer Hand und riß es auf, dann schwankte er zur Thür, um diese zu schließen.

Die Zeilen, von flüchtiger Hand hingeworfen, quirlten im ersten Moment vor seinen Augen so durcheinander, daß sie ihm Schwindel bereiteten. Er sank ächzend, erratend, auf einen niederen Sessel und packte das Blatt mit beiden Händen, um hastig zu lesen, ehe Arnold ihn störe.

„Erich!“ las er mit pochendem Herzen. „Auf meinen Knieen bitte ich Dich um Verzeihung, Dich und die Deinen, gegen die ich so strafwürdig gefehlt! Ich habe die Qualen ertragen, die ich mir bereitet, würde sie länger noch ertragen haben, aber die Ereignisse drängen zum Ende; ich vermag nicht mehr, Dir noch zu verheimlichen, was meine arme Seele wie ein Verbrechen quält, denn es ist ein solches. Verfluchet mich, Du und Deine Kinder, wenn ich Euch hier bekenne, daß ich, als Dank für all Deine Liebe, Dein Vertrauen gemißbraucht habe, um zu verschwenden, was Du mit Deinem Fleiß, Deinem Genie erworben — nicht für mich selbst, Gott und meine Mutter sind meine Zeugen!

Laß mich kurz sein in meinem Bekenntnis! Mein armer Vater hatte für die Schulden seiner beiden Söhne gut gesagt in der Hoffnung, der Himmel werde ihm Kraft und Gesundheit lassen, diese abzutragen. Er starb, arbeitsunfähig, erblindet, nachdem ich Dein Weib geworden. Die Mutter flehte mich an, für die Schuld des Vaters, die jetzt wiederum fällig, um unseres ehrlichen Namens willen mich zu verbürgen. Ich that es, hoffend, ich werde imstande sein, langsam alles von meinem Wirtschaftsgelde zu tilgen. Ich vermochte es nicht; ich liebte und verehrte Dich, sah, wie gern Du froh warst unter Freunden, und ich selbst besaß ja nicht die Gabe, zu sparen. Vorgestern nun begehrte Doktor Fellner abermals die Zahlung, während Du so glücklich und froh unter Deinen Freunden und Verehrern saßest!...

Aber nicht genug damit! Noch andres ist es, ebenso Unverzeihliches, was ich in meiner Thorheit gegen Dich und Deine Kinder beging und für das ich Deine, ihre Vergebung nicht erwarten darf, ich, die Du als armes, halbverwaistes Mädchen an Deine Seite, an die eines so gefeierten Künstlers, eines so edlen, vertrauensvollen Mannes, nahmst, um dafür den schwersten Undank zu ernten. Noch eine zweite große Schuld belastet mich. Es geschah aus Feigheit; ich besaß nicht den Mut, mich Schutz suchend zu Dir zu flüchten, als ein Elender es wagte, ein Darlehn von mir zu erpressen durch die Drohung, Dir zu verraten, was ich unter den Augen der Mutter in meinen ersten Mädchenjahren, eine Unerfahrene, gethan, was ihm damals eine scheinbare Berechtigung auf meinen Besitz verliehen, gethan für einen Unwürdigen, den ich versöhnen zu wollen thöricht genug war, damit er nicht mein und Dein Glück zerstöre! Die Mutter wird, ehe auch sie Dein gastliches Haus verläßt, Dir Auskunft geben; sie hat mir geschworen, Dir nur die Wahrheit zu sagen.

Gern drückte ich, ehe ich scheide, unter heißen Thränen einen Kuß auf Deine Lippen; aber ich vermag es nicht, Dir — Euch — allen noch ins Antlitz zu blicken. Nimm statt dessen die Versicherung, daß es fortab nur ein Ziel für mich geben wird: Dir wiederzuerstatten, um was ich Dich und Deine Kinder gebracht! Sprich bei diesen ein Wort für mich, wenn sie mir fluchen! Suche mich nicht und nimm tausendfachen Dank für all die Liebe, die Du an eine so Undankbare verschwendet hast, die Versicherung, daß Du mein einziger Gedanke bleiben wirst, so lange ich das Bewußtsein meiner Schuld zu tragen vermögen werde! Lebewohl!

Ella."

Ein abermaliges lautes Pochen ließ ihn zusammenfahren. Arnold rief draußen vor der Thür, die er nicht verlassen hatte, die er jetzt öffnete, besorgt um den Vater, bangend um Nachricht von demselben, als alles im Hause so still um ihn her blieb.

Mit großen furchtsamen Augen starrte er den Vater an, der mit dem Papier in der gesenkten Hand seinem Blick auswich.

„Was ist geschehen, Papa?" rief er. „Das Haus ist wie ausgestorben! . . . Und Du . . ." Er sah den Brief; seine Besorgnis stieg, als er, näher tretend, in das verstörte Antlitz blickte. „Wo ist die Mutter?" Er suchte im Zimmer umher.

„Lies! Dir . . . Euch allen kann es kein Geheimnis bleiben!" Erich erhob sich und trat an das von der Gardine verhängte Fenster. Mit gekreuzten Armen schaute er durch dieselbe. „Sternfeld," murmelte er mit finsterer Stirn vor sich hin. „Er zeigte mir eine Miene, als sei ich ruiniert! Noch bin ich es nicht, bei Gott nicht, so lange er mir die Kraft zum Schaffen läßt!" Dann sich schnell und entschlossen ins Zimmer zurückwendend, rief er Arnold, dessen Augen die Zeilen verschlangen, mit fester Stimme zu: „Ich habe einen Weg in die Stadt! Ich kehre in einer halben Stunde wieder! Dir überlaß ich das Haus! Sprich inzwischen zu niemand, auch zu den Mädchen nicht, bis ich zurück bin!"

Er war hinaus ehe Arnold sich zu fassen vermochte; dieser sank mit dem Brief in der Hand auf den Sessel, den der Vater verlassen hatte. Einen abermaligen argwöhnischen Blick warf er im Zimmer umher, auf das Bett der Mutter, die geschlossenen Schränke, den Toilettentisch, auf welchem alles in peinlichster Ordnung dastand.

„Dies dem armen Vater!" rief er. Noch ahnte er nur, denn er hatte erst den Eingang des Briefes gelesen, ahnte vielleicht Schlimmeres noch, das er zu lesen sich fürchtete.

Er lauschte. Der Vater war fort, alles still. Sich sammelnd hob er den Brief auf und las mit sich allmählich dunkel färbender Stirn.

„Auch diese zweite Mutter also für uns tot!" Er ließ den Brief sinken, als er zu Ende war. „Ich habe ihr also nichts abzubitten dafür, daß ich zuweilen anders gegen sie war, als ich vielleicht gesollt! Der arme Vater thut mir leid, er that's mir oft, wenn ich sah, wie er sich quälte und wie doch das Geld so zum Hause hinausflog, denn sie war keine Wirtin! Bei unserer Mutter ging's sparsam zu; seit sie ins Haus gekommen ist, ward nicht mehr gezählt, ich fürchtete oft, sie fühle sich unglücklich als Frau eines so viel älteren Mannes, der sie doch auf Händen trug, als suche sie Zerstreuung! . . . Und jetzt auch dies noch! . . . Und wer ist denn dieser, der sie und uns um eine gewiß auch hohe Summe gebracht hat? . . . Nur einer kann's sein, dieser Leitner, ihr Vertrauter, der, wie ich doch längst weiß, immer auf der Flucht vor dem Gerichtsschreiber ist! . . . Nur er kann's sein!" Er biß die Zähne zusammen. Das Papier brannte ihm in der Hand; er hielt es von sich. „Das Schuldbekenntnis einer Frau in den Händen ihres Stiefsohnes! . . . Und was werden die Leute sagen, wenn sie hören, daß die Frau Professor Eschborn in Nacht und Nebel . . . Ja Nacht und Nebel!" wiederholte er, erschreckend über den Gedanken. „Vielleicht, ja gewiß war sie die dunkle Gestalt, die ich spät abends im Garten hinten am Bach . . ."

Die Vorstellung erfüllte ihn mit Angst. Er steckte den verhängnisvollen Brief in die Tasche, wandte sich mit bleichem Gesicht zur Thür, hielt hier

wieder inne, dann aber, von seiner Besorgnis getrieben, eilte er hinaus zu der in den Garten führenden Hinterthür.

Hier blickte er noch zur Treppe hinauf.

„Ob Clotilde sie noch nicht vermißt und gesucht hat?“ Er schüttelte unruhig sinnend den Kopf. Ich habe beide gestern kaum zu Gesicht bekommen . . . auch Sternfeld nicht! Sollte auch mit dem etwas vorgefallen sein? . . . Und die Großmutter! . . . Vielleicht ist sie schon mit ihr fort, um den Vater zu vermeiden!“

Von neuer Angst getrieben eilte er in den Garten hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf der Gesellschaft.

Moderner Roman

von

O. Mysing (Otto Mora).

(Fortsetzung.)

Bruno hielt einen Augenblick inne; die tiefe, lähmende Stille in der Versammlung, die diesen unerwarteten Worten folgte, war sehr beredt. Nur bei einzelnen hörte man undeutliches Murren, und eine Stimme bemerkte halblaut ganz in der Nähe des Redners:

„Das hat man davon; wenn die Leute wirklich die Flagge zeigen sollen, dann —“

Bruno fuhr unbeirrt fort, und sein Auge leuchtete lebhafter auf, seine Stimme klang noch energischer, als er diesen Leuten sagte, was ihnen, wie er wußte, sehr unlieb war, was er ihnen aber seiner inneren Überzeugung nach sagen mußte:

„Was Euch als Sozialismus gepredigt wird, das ist in Wahrheit die Verneinung jeder menschenwürdigen Thätigkeit, es ist, kurz gesagt, das Verbrechen an der Kultur. Vor Euch haben Generationen geschafft, Eure Väter und Eure Vorväter — und nach uns werden weitere Generationen schaffen, und durch diese Arbeit ist alles entstanden und entsteht noch fortwährend das, was Ihr um Euch seht: diese Schiffe, diese Werkstätten und diese Häuser. Der Sozialismus aber versteht die Kultur überhaupt nicht. Er weiß gar nicht, was für ein zusammengesetztes Produkt von Arbeit, Kraft und Geist jeder sogenannte Gebildete ist, auf den Ihr in blinder Wut loszieht, und wie teuer jeder einzelne da die höhere Stellung bezahlen muß, die er Euch gegenüber einnimmt. Wenn Ihr in das Leben dieser Klassen hineinschauen könntet, würdet Ihr erschrecken vor den Kämpfen, Entbehrungen und Leidenschaften, die da ihr Spiel treiben; da tragen die meisten eine Last, von der Ihr nicht einmal eine Ahnung habt. Euer ganzer Irrtum kommt daher, daß Ihr die Leute der höheren Klassen stets nur elegant gekleidet auf der Straße seht, oder wenn sie in den Wagen steigen, um ins Theater zu fahren. Glaubt nicht, daß das Leben für die so leicht ist, als es den Anschein hat! Und was ferner der Sozialismus nicht begreift, ist, daß diese Auslese unter den Menschen, die wir Standesunterschiede nennen, nötig sind, um uns zu den höheren Zielen fähig zu machen, um derentwillen wir alle da sind. Jeder einzelne muß sich vervollkommnen und nach einer weiteren Stufe, die ihn zu jenen Zielen führen, streben. Denn das Leben ist Kampf, und soll Kampf sein! Das solltet Ihr wissen, die Ihr auf der See fahrt und Euer Leben jede Stunde, jede Minute preisgebt — Euer Vergehen, das ist eben dies Schlaraffenideal, das Euch Eure Agitatoren vorgesetzt haben, dies Märchen von einem Zeitalter, in dem nur genossen und nicht gearbeitet wird. Die Frage, die wir hier lösen wollen, die muß jeder einzelne lösen durch Selbsterziehung und Zurückdrängung der heutigen anspruchsvollen Genußsucht, aber nicht dadurch, daß Ihr durch Aufruhr und Drohungen eine unmögliche Weltordnung einrichten wollt.“

Bruno hatte geendet. Er stand da mit aufeinandergepreßten Lippen, mit Augen, in denen die tiefe Erregung seines Inneren leuchtete, und zugleich die Erwartung, ob ihm hier irgend welche Zustimmung zu teil werde. Die Wirkung, die seine Rede hatte, war eine sehr seltsame. Die meisten standen betroffen und unbeweglich, in der Wirkung von etwas ganz Unerwartetem; andere gingen achselzuckend und mit einem höhnischen Auflachen zur Seite, mehrere wagten laute Protestrufe, aber es waren nur einzelne, die in Schmähungen ausbrachen gegen den kühnen Redner, der ihnen solche unangenehmen Dinge direkt ins Gesicht sagte.

So machtvoll wirkte das Bewußtsein, daß vieles von dem, was ihnen der junge Arzt sagte, aufs Haar stimmte. Er wußte, was in diesen ungestümen, revoltierten und zu allen Exzessen geneigten Köpfen vorging.

Ein alter, graubärtiger Hafenarbeiter drängte sich direkt an Ellhorst heran und ergriff ihn ungeniert am Arm.

„Ach, lassen Sie doch all den Kram,“ rief er laut, „Sie können uns helfen, denn die Leute da in der Stadt hören auf Sie. Und wenn Sie nicht wollen, dann werden wir Sie zwingen!“

„Jawohl, wir werden Sie zwingen!“ riefen mehrere in der Nähe, indem sie an Ellhorst herantraten, derbe Gestalten, in deren Gesichtern die ganze

Brutalität der ursprünglichen niedersächsischen Bauernnatur lag.

Bruno Ellhorst trat heftig einen Schritt zurück. Bei dem roten, aufzuckenden Licht der Schmiede, das über sein Gesicht fuhr, sah man, wie die Stirn sich in Falten gezogen hatte. In diesem Moment fühlte er, daß er von derselben Rasse war wie diese Arbeiter, die ihn tyrannisieren wollten.

„Ich lasse mich nicht zu dem zwingen, was gegen meine Überzeugung ist,“ sprach er mit zürnender Stimme.

Der Maschinist trat dazwischen, indem er seine Genossen zur Ruhe ermahnte. Vor allem keine Ruhestörungen, man dürfe sich die Polizei nicht unnötig auf den Hals ziehen. Wenn der Herr Doktor wirklich kein Herz für die Arbeiter habe, so sei das seine Sache —

„Ich erweise Euch jetzt einen größeren Dienst, als Ihr glaubt, indem ich Euch die Augen öffne,“ rief Bruno dazwischen.

Man zuckte die Achseln, und einer nach dem andern verließ ihn. Sie sahen alle, daß dieser Mann für ihre Zwecke doch nicht zu verwerten war.

Andere Redner baten ums Wort, und man schritt zu dem Hauptpunkte der Tagesordnung — der entgiltigen Beschlußfassung über den Streik.

Bruno Ellhorst blieb allein neben der Thür stehen. Er sah den Lärm und die Menschenwogen um sich; er hörte die ihm nachfolgenden Redner mit wichtiger Miene von der „brutalen Tyrannei des kapitalistischen Staates“, von „der Notwendigkeit mit der verfaulten modernen Gesellschaft aufzuräumen“, reden. Und er fühlte sich einen Moment versucht, über all diese Phrasen zu lächeln, wenn ihm nicht so ernst zu Mute gewesen wäre.

Aber gleich darauf hob er wieder zuversichtlich den Kopf; sein sieghafter Glaube an das Leben und an die Menschen drang wieder wie eine Sonne durch all die dunklen Wolken seiner Gedanken. Er wußte, es würde eine Zeit kommen voll schwerer Zweifel, voll furchtbarer Unruhen für den einzelnen und die Gesamtheit, aber er vertraute fest auf die Lebenskraft seines Volkes; er wußte, daß diese zähe, niederdeutsche Art niemals durch fremde Einflüsse geformt worden ist, es mußte alles erst am eignen Leibe durchlebt und durchstürmt werden.

Er hatte gethan, was ihm sein Lebensideal gebot; er wollte die große „Umwertung“ nicht durch massenhafte Empörung und durch einen sozialistischen Zwangsstaat vollzogen wissen, sondern durch die veränderte Bildung des einzelnen. Und er war entschlossen, auf diesem Wege fortzufahren.

Als er mit langsamen Schritten die Werft verließ, hörte er hinter sich das Lärmen und Schreien der in dichten Massen vor dem Hause versammelten Arbeiter; er wandte sich um, und sah, wie die Hände sich emporhoben, und wie die Hüte in die Luft geworfen wurden.

Der Streik war endgiltig beschlossen; man wollte sich das Joch, das Kurd Bahnsen den Arbeitern übergeworfen hatte, nicht länger gefallen lassen.

XII.

„Es wird Frühling, Dora! Sieh nur, wie grün die Linden dort schon sind, und wie die Vögel sich ihres Lebens freuen!“ sprach Bruno, beinahe jubelnd, als er bei seiner Cousine eintrat und sie auf der Veranda ihrer Stadtwohnung antraf, an einem herrlichen Morgen, wo kein Wölkchen am tiefblauen Himmel zu sehen war, und wo die Sonne schon alles in goldene Lichter tauchte.

„Ja, es wird Frühling!“ wiederholte das junge Mädchen leise — es war ihr so eigen, so sonnenwarm ums Herz, als ob der große Schmerz da drinnen sich endlich lösen wollte, gleich den Eisschollen, die den Fluß hinabtrieben ins Meer. Aber noch lebte er, noch war er, der so schwer an ihr gefrevelt hatte, mächtig und glücklich.

Alles löste sich in der Natur, was noch in Bann und Fesseln lag — sollte sich auch der Bann lösen, den er über das Land und über die Menschen geworfen hatte? Ein Verderber, so hatte ihn Bruno genannt. Aber durch seine Erfolge war sie irre geworden an all ihren Begriffen; das Böse, das Verderbliche schien gerade das zu sein, was immer den Sieg davontrug, und das Gute das, was unterlag.

Erst Bruno hatte ihr den Glauben wiedergegeben, daß das nicht so sein könne, daß das Böse sich nie auf die Dauer behaupten würde. Mehr wie je fühlte sie sich in diesen Tagen Eins mit ihm — mehr wie je lernte sie seine hochherzige und uneigennützige Art, das Leben zu erfassen, hochschätzen. Es lag darin eine Art Vornehmheit, die etwas ganz anderes war, als die kalte Reserve Kurds, der für alles nur ein Ziel kannte — die Befriedigung seiner Herrschsucht.

Als Bruno seiner Cousine die ersten Nachrichten brachte von den Angriffen auf Kurd, von dem Ausbruch des Streiks, da atmete sie tief und befriedigt auf; Ihre Augen leuchteten, das ganze Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an. Dora Ellhorst sah jetzt in Aussicht, wonach sie sich so heiß gesehnt hatte in all den einsamen, bitteren Stunden — die Rache für das, was er ihr angethan hatte.

Denn der Kampf zwischen den beiden Familien war nun wieder im vollsten Gange. Jetzt stand wieder Ellhorst gegen Bahnsen — und das besiegte Geschlecht führte diesmal ganz neue Schichten der Gesellschaft gegen seinen Überwinder ins Feld.

Der Heizerstreik machte der „Transatlantic“ in der That mehr zu schaffen, als die Direktion vorausgesetzt hatte. Die Arbeiter wollten in ihren Lohnforderungen nicht nachgeben, und es herrschte ein solcher Geist der Erbitterung unter ihnen, daß die große Kaufmannswelt von vornherein dem Streik eine Dauer von Wochen und Monaten prophezeite. Man hatte es hier in der That nicht mit oberschlesischen Webern oder sächsischen Fabrikarbeitern zu thun, sondern mit selbstbewußten und anspruchsvollen Norddeutschen, die zum Teil von den wettergehärteten Bewohnern der Küste stammten, und unter denen das Leben zur See jenen leichtsinnigen Abenteurercharakter großzog, der sie zu den größten Tollheiten fortriß. Es scheint

eine Notwendigkeit zu sein, daß, wer am Meere wohnt, leichtsinnig sein muß, denn sonst würde das Leben hier zu schwer und nicht zu ertragen sein; die stete Gefahr stumpft ab. Auf den Schiffen stehen diese Leute unter dem Banne einer eisernen Disciplin, die allein imstande ist, sie zu bändigen, und dafür entschädigen sie sich in den Hafenstädten, indem sie dort in ein paar Tagen bei tollen Orgien den Ertrag einer monatelangen Reise verjubeln.

Diese Masse von Menschen, die jetzt müßig umherstand oder in großen Haufen die Straßen durchzog, erwies sich bald als sehr bedenklich für die öffentliche Ruhe; die allgemeine Luft der Hansastädte, wo man an freie Rede und selbständiges Handeln gewöhnt ist wie sonst nirgends in Deutschland, trug nur noch mehr dazu bei, ihre Neigung zu Exzessen zu verstärken.

Als Dora, eines Morgens am Fenster stehend, diese Haufen, die immer mehr zu Proletariern wurden, und denen sich natürlich viel arbeitsscheues Gesindel anschloß, vorbeiziehen sah, da klatschte sie in die Hände, und ihr ganzes Wesen geriet in fieberhafte Erregung.

So hatte sie es gewünscht schon lange Zeit. Das war der Aufstand der Sklaven gegen den Herrn.

„O, wenn sich doch alle Euch anschlössen," flüsterten ihre Lippen, „zieht vor sein Haus, verbrennt es, und begrabt ihn unter seinen Trümmern. — Oder noch besser, reißt die Deiche ein und öffnet die Schleusen, daß das Land wieder schutzlos wird, und das Meer alles hinwegschwemmt, was er aufgebaut hat, seine Schiffe, seine Werkstätten — und vor allem ihn selbst!"

„Du hassest Kurd Bahnsen also sehr?" fragte eine ihrer Freundinnen, die sie besuchte, und die sah, wie sie mit steigender Freude von den wachsenden Verlegenheiten der großen Gesellschaft hörte.

Dora Ellhorst legte die Hand auf ihren Arm.

„Wenn ihn eine Sturzwelle ins Meer risse, und ich könnte ihn mit einer Fingerbewegung retten, indem ich ihm ein Tau zuwerfe," sprach sie langsam, „ich würde diese Bewegung nicht machen —"

Jene wandte die Augen ab, es war, als ob das Bild dieses unversöhnlichen Hasses sie blendete und betäubte — sie war eine von jenen Durchschnitts-Naturen, deren Blut das ganze Leben hindurch keine Erregung und keine Leidenschaften kennt. Darum konnte sie sich von dieser Empfindung keinen Begriff machen.

Zu lieben und zu schwärmen, das verstehen andere Völker auch, aber hassen, aus Herzensgrunde hassen, mit jeder Faser der Seele, mit jeder Regung der Gedanken, das kann nur, wer von germanischem Blute ist. Dora wollte nicht eher rasten und ruhen, als bis sie Kurd in dem sozialen Kampfe, der ausgebrochen war, gänzlich vernichtet sah.

Einstweilen waren aber noch wenig Aussichten dazu; dem Heizerstreik, der ihm ziemlich unerwartet gekommen war, und der den ganzen Dampferverkehr zu lähmen drohte, wußte Kurd Bahnsen zu begegnen. Er schickte sofort einen Dampfer aus, der nach allen benachbarten Hafenplätzen an der Nordsee fuhr und dort überall Heizer anwarb. Man bekam auch eine ziemliche Anzahl zusammen. Bei der Rückkehr des Dampfers kam es indes zu ernstlichen Thätlichkeiten, da die Ausständischen sich am Kai postiert hatten und die Landung der Neuangeworbenen zu hindern suchten. Mit Stöcken und Messern gingen sie auf die Ankömmlinge los — als es bereits Verwundete gab, wurde die Polizei requiriert, die mit vieler Mühe Ordnung schaffte. Bahnsen setzte seinen Willen durch, aber er konnte nicht hindern, daß die Hälfte der Dampfer ungenügend besetzt war.

Die sozialistische Agitation ging immer offener zu Werke; sie hatte bereits Fühlung mit einigen Mitgliedern der Bürgerschaft, welche mehr oder weniger laut eine Reform der Verfassung verlangten. Dieselbe war natürlich in der alten Hansastadt durchaus oligarchisch; der Senat rekrutierte sich aus den großen Kaufleuten und aus Juristen, und man begegnete häufig mehrere Generationen hindurch immer denselben Namen darunter. Die neue Zeit verlangte nun eine breitere und demokratischere Grundlage für den ganzen Staatsbau — und das fürchtete Kurd am meisten; wenn der Interessenring, der ihn mit den Großkaufleuten verband, erst einmal zerbrochen war, dann mußte er noch früher als die alten Geschlechter fallen.

Denn das war die ganz naturgemäße Entwicklung — aus einem Parvenu, der er ursprünglich gewesen war, war er der Genosse jener geworden — er verteidigte eigensüchtig dieselben Monopole und Vorrechte. Und das lag auch in der Aristokratennatur, die in ihm steckte; er hatte stets, wenn in seiner Gegenwart von der Gleichberechtigung aller Menschen die Rede war, verächtlich die Achseln gezuckt. Er fühlte sich nicht mehr gleich mit dem Volke, aus dem er hervorgegangen war.

Die drohende Verfassungsreform wußten seine Anhänger zu hintertreiben. Im übrigen aber mehrten sich die Angriffe auf ihn von Tag zu Tag.

Wie es nicht anders zu erwarten war, blieben die ausständischen Heizer bei ihren ersten Schritten nicht stehen. Sie versuchten stets von neuem die fremden Arbeiter am Dienst auf den Schiffen zu hindern, und fast jeden Morgen gab es ärgerliche Scenen am Hafen. Oder sie demonstrierten in großen Haufen vor dem „Office" der Transatlantic, wie man es in der halb englischen Mischsprache der Hafenbevölkerung nannte, und versuchten dort ihre Forderungen vorzubringen. Die Polizei half sich dann in der Regel mit dem modernen Mittel, das in solchen Fällen beliebt ist — sie trieb die Menge mit Hilfe der Feuerspritze auseinander; aber das nützte nur die ersten Male, und sehr bald, als Steine gegen die Fenster flogen, sah sie sich genötigt, von der Waffe Gebrauch zu machen. Man muß den Arbeitern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das nur thaten, weil sie Kurd Bahnsen an einem Fenster der ersten Etage zu bemerken glaubten.

Er war auch in der That da. Als die Geschosse heraufflogen, öffnete er ruhig das Fenster und blieb mit verschränkten Armen an demselben stehen, während die Polizei die Menge unten zerstreute. Er sah, wie

Fäuste zu ihm heraufgeballt und Schimpfwörter ihm zugerufen wurden, aber es veränderte sich kein Zug seines Gesichtes. Er beobachtete einfach; das war für ihn auch ein „interessantes Schauspiel“. Diese Leute waren ihm nicht einmal ein Achselzucken oder eine wegwerfende Geste wert.

Die Sache ging indessen weiter. Als Kurd sich einmal nach einer benachbarten kleinen Küstenstadt begeben hatte, fand der Bahnwärter, der nachher die Strecke revidierte, wo der Zug durchgekommen war, eine Dynamitpatrone an den Schienen liegen. Man hatte offenbar ein Attentat geplant, um Kurd und den ganzen Zug, der den verhaßten Direktor mit sich führte, in die Luft zu sprengen. Es wurde eine Untersuchung nach dem Urheber angestellt, ohne daß es gelang, denselben zu ermitteln.

Aber der Versuch zeigte deutlich, bis zu welcher Erbitterung der soziale Kampf bereits gelangt war.

Wenige Tage, nachdem dies Ereignis die Kunde durch alle Zeitungen gemacht und die Gemüter nicht wenig aufgeregt hatte, hatte Dora eine bedeutsame Unterredung mit ihrem Vater.

Ellhorst sen. schien, seit die Familie wieder eine kleine Wohnung in der Stadt genommen hatte, nur wenig aus der Lethargie und der düsteren Verbitterung herausgerissen zu sein, die ihn den Winter über auf dem Lande beherrscht hatte. Die kleineren Verhältnisse, in die man sich jetzt fügen mußte, die Unmöglichkeit der Lebensführung, an die er gewöhnt war, vor allem die Wahrnehmung, wie rasch man in dieser schnellebigen Welt von heute vergessen wird, selbst wenn man vorher eine große Rolle gespielt hat — dies alles blieb nicht ohne niederdrückende Wirkung auf ihn. Aber seine Augen belebten sich, seine Bewegungen wurden wieder teilnahmsvoller und energischer, als er hörte, daß Kurd Bahnsen nun auch den Wechsel der Zeiten erfahren habe.

„Wenn er fiele!“ Das war seit Tagen sein einziger Gedanke.

Es war nicht das Geld an sich, die feineren Lebensgenüsse, die er vermißte, und derentwegen er Kurd Bahnsen haßte, weil dieser ihn etwa darum gebracht habe. Aber in dem Gelde, da lag die soziale Macht, das, was ihn alle seine Lebenstriebe anspannen ließ — die Ehre seines Hauses und seiner Familie!

Und nach Macht ringt jedes lebende Wesen — im tiefsten Grunde der menschlichen Natur lebt unzerstörbar das Verlangen, mächtig zu werden und Herr über die anderen.

Das war es, was den Kaufherrn in einsamen Stunden nicht zur Ruhe kommen ließ.

Als Dora ihm eines Tages aus den Zeitungen vorlas, daß die Auswandererbill in Amerika in letzter Lesung vom Senat genehmigt sei, und daß daraufhin die Aktien der „Transatlantic“ in einem Tage um acht Prozent gefallen seien, da bat er sie einen Moment, als sie sich schon entfernen wollte, noch zu bleiben.

Das junge Mädchen blickte ihn erwartungsvoll und beklommen an.

„Dora,“ begann ihr Vater, sie fest ansehend, „in den schweren Stunden, die wir durchgemacht haben, habe ich mich oft gefragt, warum das so kommen mußte — es mag ja sein, wie Bruno sagt, daß wir irgend eine Schuld begangen haben von Väter Zeiten her, die abgebüßt werden mußte — obgleich ich diese neuen Ideen nicht mehr verstehe —“

„Vater, sprich nicht so,“ bat ihn Dora flehend, „das Unglück mußte kommen, es lag in den Verhältnissen.“

„Aber eins mußte dabei gewahrt werden,“ rief der alte Herr mit blitzenden Augen, indem er aufstand, „die Ehre unseres Hauses, damit wir, wenn wir wieder einmal unsere alte Stellung einnehmen, derer nicht unwürdig sind, die vor uns gearbeitet haben. Und sieh, Dora, da ist immer noch dies von früher her — Du weißt wohl —“

Er hielt schweratmend inne. Sein Blick heftete sich fest auf die Tochter.

Diese stand blaß, unbeweglich — wie vernichtet unter der Flut widerstreitender Empfindungen, die auf sie eindrang. Aber dann hob sie die Augen, und es zitterte wie der Ausdruck einer tiefen, heißen Bitte darin — zugleich auch das Bekenntnis, wie schwer sie diese Schuld schon gebüßt habe.

Ihr Stolz hätte das niemand eingestanden — aber diesem Vater gegenüber, den sie liebte und achtete wie keinen zweiten Menschen, mit dem sie sich Eins fühlte in jeder Empfindung, in jeder Regung des Blutes — diesem Vater gegenüber konnte der Gedanke nie weichen, daß sie mit schuld war an seinem Ruin.

Und das mußte wieder gutgemacht werden, bevor sie an ihr eigenes Glück denken durfte. Aug' um Auge, Zahn um Zahn sollte Kurd Bahnsen das wieder gutmachen.

„Ich will nicht fragen, wie das damals zusammenhing,“ fuhr Ellhorst sen. fort, jetzt aber mit gesenktem Blick und den Kopf wegwendend. „Ich will nichts wissen, gar nichts — ich weiß, es giebt in der Jugend Momente, wo es einen erfaßt wie ein Rausch des Blutes, wo man Irrtümer begeht, die einem oft das Leben kosten, und mehr als das, die Ehre —“

Er hielt inne; Dora entgegnete ihm leise, aber in festem, stolzen Tone:

„Unsere Ehre habe ich stets über alles gehalten. Und was den Irrtum betrifft,“ fügte sie mit einem bitteren Lächeln hinzu, „den habe ich längst eingesehen.“

Ihr Vater schien wie von einem schweren Drucke aufzuatmen.

„Ich glaube Dir, Dora,“ sprach er. „Aber erst dann will ich Dich frei von aller Schuld sehen, wenn Kurd Bahnsen gefallen ist — das sei Deine Lossprechung; er muß stürzen — er muß, und wenn —“

Er wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus; er schien es nicht zu bemerken, wie Dora seine Hand ergriff und sie an die Lippen preßte — er wußte, er gab ihr mit diesem Wort all die Kraft zurück, die sie wieder mutig machte zum Leben.

Und doch hatte er eine eigentümliche Empfindung, als er so allein und sinnend am Fenster stand und

auf das Leben der Straße hinabblickte. Sie war ihm unbequem, diese Empfindung, und er suchte sie möglichst bald wieder los zu werden. Er fragte sich: „Kann es wirklich einmal eine Welt geben ohne Streit und Krieg; in der man arbeitet ohne diese ewige Angst, durch die rührigere Thätigkeit des anderen beiseite geschoben zu werden; in der nicht sofort schon Hunderte auf den Bissen Brot warten, der dem Schwächeren eben weggerissen ist? Müßte eine solche Welt nicht wunderbar schön sein, und das Ziel, auf das alle Bemühungen hinarbeiten sollten?“ Er zuckte die Achseln. Eine solche Welt war nach seinen Begriffen unmöglich. Wenn er das Leben überschaute, wie er es kannte, seit vierzig, fünfzig Jahren — immer schärfer und heißer war der soziale Kampf geworden; immer neue Schichten, die sicher und sorglos bis dahin auf ererbtem Besitz ruhen zu können glaubten, waren in die Schlachtlinien hineingerissen worden. Und kein Mensch wußte, wie das enden würde.

Dora ließ es nicht bei bloßen Sympathien für die Ausständischen bewenden. Sie hatte erfahren, daß es der Streikkasse an Geld fehle, um etliche Aufrufe, die in auswärtigen Zeitungen zu ihrer Unterstützung auffordern sollten, drucken zu lassen — sie gab das wenige, was sie besaß, her, um den Druck zu ermöglichen.

Sie erschien persönlich im Bureau der „Volkszeitung“, des sozialistischen Blattes, das die Angelegenheit in die Hand genommen hatte, um sich danach zu erkundigen. Als sie das kahle und dürftige Vorzimmer durchschritt, das vor der Redaktion lag, fand sie es gedrängt voll Menschen, meistens Arbeitern, die sie zum Teil grüßten, da sie von ihren Schritten gehört hatten. Dora blieb stehen und musterte sie einen Augenblick — ihre Augen verrieten in diesem Moment nichts von Abneigung und Widerwillen; sie erblickte in ihnen wirklich nur Helfer und Leidensgenossen, die dieselbe Macht zerdrückt hatte wie sie. Das sah seltsam aus, die Erscheinung des jungen Mädchens in der stolzen Haltung und dem Äußeren der geborenen Aristokratin und daneben die Arbeiter in schmutzigen, ölbefleckten und zerrissenen Kitteln, mit den großen, rauhen Händen, die an den breiten Filzhut griffen — die früheren Herren und die früheren Sklaven, die der Kampf gegen den neuen Gebieter jetzt wieder zusammengeführt hatte.

Dora dankte ihnen mit einem Nicken des Kopfes, dann eilte sie aufatmend die Treppe hinunter. Als sie auf die Straße trat, blickte sie betroffen auf — Bruno stand vor ihr, der sich eben von einem älteren Herrn, den sie als einen seiner Kollegen kannte, verabschiedete.

Er begrüßte sie überrascht — und den Grund ihrer Anwesenheit hier erratend, sprach er mit einem Lächeln:

„Ah, Du hast wohl Erkundigungen eingezogen, wie die Dinge stehen? Und im Eifer des Kampfes begiebst Du Dich selbst auf den Schauplatz?“

Dora lächelte ebenfalls.

„Mag man es deuten, wie man will — Du weißt, für diesen Zweck würde ich alles aufbieten!“

Das sah er an dem Ausdruck ihres Auges. Er fuhr fort: „Glaube aber nicht, daß ich unthätig gewesen bin. Ich habe jetzt eben gerade sehr interessante Mitteilungen erhalten über Kurd Bahnsen, die sich bald verwerten lassen. Ich habe in seiner Umgebung immer ein Nest der Korruption vermutet, glaubte aber nicht, daß er in solcher Weise der Mittelpunkt wäre.“

„Ah, nun um so besser!“

Sie sagte das in einem Tone, der ihrem Vetter auffiel.

„In der That, um so besser,“ sprach er, „denn je schlimmer, je eher wird diese ganze Wirtschaft aufhören. Und dann wird eine andere Zeit kommen, eine herrliche Zeit, Dora, wo die Menschen wieder anfangen werden an Glück zu glauben, und wo sie einsehen werden, daß die Arbeit, die sie für die Kultur leisten, eine Sonne ist, die sie nährt und erwärmt, und nicht ein Tyrann, der sie aussaugt.“

„Du sprichst wie ein Schwärmer,“ antwortete sie, ihm einen bewundernden Blick von der Seite zuwerfend; es war die Kraft dieses Glaubens, die sie so bewunderte. „Aber das wird nicht so leicht sein.“

„Leicht! Warum auch? Nichts, was leicht ist, hat Wert.“

„Und wenn die Menschen nur dafür noch fähig und empfänglich sind — dazu gehört frische Kraft!“

„Ah, sieh Dir doch nur unsere Rasse hier an, auf dem Lande, oder an der Küste und in den Hafenplätzen! Was für frische, unverdorbene Kraft steckt noch in denen, trotz aller modernen Wirtschaft! Glaube doch nicht die Redensarten, die die heutige Litteratur mit ihren blasierten Großstädten in die Welt setzt, von Decadence und Vererbung und Pessimismus und all diesem Zeug! Davon weiß ein holsteinischer und ostfriesischer Bauer oder unsere Schiffer hier verteufelt wenig. Hier ist wirklich noch reine Rasse und ungebrochene Kraft!“

„Aber woher all diese Erschütterungen?“ fragte Dora aufmerksam; „warum haben alle Klassen heute dies Gefühl des Unbehagens — es mag nun Gründe haben, welche es will — aber die Unzufriedenheit ist da. Besonders die unteren Stände —“

„Ja, und dafür herrscht bei den oberen eine Müdigkeit einerseits und eine ängstliche Unsicherheit andererseits, die sich nur aus unserer grundfalschen Erziehung erklärt,“ rief der junge Arzt beinahe leidenschaftlich. „Dora, glaube mir, wenn man wie ich so oft all das Elend vordeklamiert hört in der Sprechstunde, oder wenn man hineinsieht in die Familien, — man möchte verzweifeln über all das frische Leben, das erstickt wird durch ungehemmte Begehrlichkeit nach Genuß, durch unnützen Wissensqualm, durch diese ganz falsch verstandene Bildung; mit einem Wort durch alles das, was heute die Erziehung in den besseren Ständen ausmacht. Man erzieht sie entweder zu blasierten höheren Töchtern oder „schneidigen“ Flachköpfen oder zu unpraktischen Gelehrten — und das sollen nun die unteren Klassen an uns bewundern!“

„Aber wie müßte man denn Deiner Ansicht nach die Sache machen?“

Sie waren im Weiterschreiten an einen älteren Teil des Hafens gekommen, wo große Linden im vollen Schmuck ihrer von neuem grünenden Zweige die Häuser beschatteten und spitze Giebel und gelb angestrichene Façaden dem ganzen Stadtteil ein holländisches Aussehen gaben. Ein paar rotbäckige, flachsköpfige Jungen jagten sich unter den Bäumen umher, zeichneten mit weißer Kreide Linien auf dem Trottoir für ihre Spiele oder erkletterten mit Siegesgeschrei wie ein Haufe Piraten einen alten wurmstichigen Schleppkahn, der vor ihnen auf dem Wasser lag. Es lag so viel ungebundene Jugendlust, so viel unbewußte Lebensfreude in ihrem Treiben, während der frische Frühlingswind die Gesichter rot färbte und weiße Blüten auf das Wasser streute, daß Bruno und seine Cousine einen Augenblick stehen blieben.

„Sieh," sprach er, mit der Hand auf die Spielenden deutend, „so müßte man das zukünftige Geschlecht erziehen — viel freie Luft, viel Sport, kein Latein und Griechisch in Schulstuben, wo sie zu Dutzenden zusammengedrängt sind, nicht mehr Kenntnisse als nötig sind und vor allem nützliche Kenntnisse."

„Aber das Leben von heute erfordert doch viel, und um sich in der Welt zurechtzufinden —"

„Ah, das würden sie schon, wenn sie die richtige Schule gehabt haben! Die besteht aber nicht darin, uns Kenntnisse einzupfropfen und Geist und Charakter dabei verkommen zu lassen. Das ist ja das große Unglück, daß wir keine Persönlichkeiten haben heutzutage. Auch was man lernt, müßte ganz anders sein. Ich habe schon meinen vollständigen Plan dazu: mehr Kenntnis der heutigen Kunst und Poesie, etwas Medizin, etwas Nationalökonomie, etwas von der heimischen Geschichte, vom heimischen Recht, aber nicht all die kleinlichen Spitzfindigkeiten der römischen und griechischen Klassiker."

„Aber Du würdest ja die ganze Erziehung auf den Kopf stellen!" rief Dora überrascht, „ich glaube ja zu verstehen, was Du beabsichtigst, ich glaube selbst, daß es gut ist; aber welche Schwierigkeiten sind zu überwinden, ehe man so weit kommt!"

Bruno sah ernst aus, als er antwortete:

„Um großes Unglück zu verhüten, bedarf es großer Mittel. Wir alle, die wir arbeiten, die ganze Kultur mit uns stehen vor einer großen Gefahr — sieh Dir nur unsere ausländischen Heizer hier an, dann wirst Du wissen, was diese Gesichter sagen wollen — und um diese Gefahr zu beschwören, bedarf es anderer Menschen. Die müssen erst erzogen werden."

Sie schwiegen beide. Doras Seitenblicke, die verstohlen Brunos Gesicht streiften, sahen auf demselben jenen Ausdruck verhaltener Glut, jenen leidenschaftlichen Ernst, der sie stets so seltsam berührt hatte, wie ein verlorenes Gut, das sie selbst einst besessen hatte, und ohne das sie doch nicht leben konnte.

Sie, die den ganzen kühnen und hochstrebenden Geist dieses Mannes kannte, fühlte schon den Stolz, daß er sie zu seiner Vertrauten und Gefährtin machte, seine Gedanken hatten Wurzel geschlagen bei ihr; ohne daß sie es merkte, erzog er sie sich zu seiner Helferin.

Ihr Geist, der die Welt jetzt anders anzusehen lernte wie früher, vertiefte sich immer mehr in das gefährliche Rätsel der Civilisation; sie begriff, wogegen sie sich früher so gesträubt hatte, daß man nicht einfach alle Genüsse und Bequemlichkeiten derselben so hinnehmen dürfe, ohne selbst etwas dafür zu geben; sie sagte sich, daß kein Genuß sein dürfe, ohne Kampf und Anstrengung vorher, und daß die Ausbeutung des eigenen Volkes durch die großen Unternehmer aufhören müsse.

Am Abend dieses Tages, an dem Dora den Spaziergang mit ihrem Vetter machte, passierte etwas Ungewöhnliches, ein Ereignis, das die ganze Stadt in Bewegung brachte.

Man meldete Feuer im Hafen. Einer der großen Personendampfer der „Transatlantic", der hier vor Anker lag, brannte; wie das Feuer entstanden war, wußte man nicht genau, aber es verbreitete sich schon in den ersten Stunden das Gerücht, daß es von einem der ausländischen Heizer angelegt sei. Dichte Menschenmassen sammelten sich sehr bald an den Kais an, und konnten nur mit Mühe von der massenhaft aufgebotenen Feuerwehr ferngehalten werden. Eine nahe Werft geriet durch brennende Holzteile und Funken, die herüberflogen, ebenfalls in Flammen, und es bedurfte der hartnäckigsten Anstrengungen, um die nahegelegenen Gebäude und Schiffe zu retten, so groß war die Gefahr, die von dem brennenden Koloß drohte.

Das war ein imposantes Schauspiel: das unheimliche Knistern und Prasseln des Feuers, der qualmende Rauch, der in schwarzen Säulen zum Himmel emporstieg, die Glutstreifen, die auf der Wasserfläche hin- und herzüngelten, das Flüchten und Auseinanderfahren der Schiffe, ein Pfeifen, Schreien, Brausen und Zischen von Wasserstrahlen, Rollen von Wagen — alles das in der grellen Beleuchtung des elektrischen Lichts, das die aufgeregten Gesichter und Gesten der Menge deutlich erkennen ließ.

„Das haben sie davon, daß sie den Heizern so viel von der Ration abgeknappst haben," rief ein junger Mensch, der aussah wie ein Eisenbahnbeamter, ganz laut.

Die Umstehenden nickten ihm Beifall zu. Ein graubärtiger Arbeiter äußerte halblaut zu seinem Nachbar: „Wenn die anderen Kasten doch auch aufbrennten, dadrin haben sich genug anständige Kerle so lange das Fell von den Knochen schinden müssen, bis sie nicht mehr jappen konnten!"

„Die Heizer haben ganz recht," schrie ein anderer, „immer Feuer in den ganzen Kram — je mehr davon gebaut werden, Jungens, desto schlimmer geht's uns."

In seinen nervösen, erregten Gesichtszügen prägte sich die ganze Wut des modernen Arbeiters gegen die modernen Maschinen aus, das Bewußtsein, daß alle Erfindungen und Fortschritte nur dazu dienen, seine Lage immer schwieriger und seine Arbeitskraft immer billiger und entbehrlicher zu machen.

Überall hörte man Schmähungen auf Bahnsen, auf die „Transatlantic" — die leidenschaftlich erregte Menge nahm fast durchweg für die Streikenden Partei, die sich in großer Zahl unter die Zuschauer mischten —

wo man die Uniform eines Beamten der Gesellschaft sah, bedrohte man ihn mit Faustschlägen und Rippenstößen; Steine flogen hinter ihnen her, ohne daß sich, wenn die Polizei sich aufmachte, der Übelthäter in der dichten Menge auffinden ließ.

Es war der soziale Bürgerkrieg in seinen schlimmsten Excessen, den die Flammen des brennenden Schiffes beleuchteten.

Dora hatte noch am Abend ihren Vetter gebeten, sie nach der Brandstätte zu begleiten — es war ein unwiderstehliches Verlangen in ihr, diesen erneuten Angriff auf Kurd Bahnsen in der Nähe zu beobachten — sie hätte die Leute anreden und ihnen zurufen mögen, den Kampf nicht eher aufzugeben, als bis er niedergeworfen sei.

Als die beiden in der Nähe eines großen Schuppens, von dem aus man den Brand gut sehen konnte, stehen blieben, war Dora nicht wenig überrascht, auf einmal dicht bei sich ein bekanntes blasses Gesicht auftauchen zu sehen, das sich nach allen Seiten forschend umsah, offenbar war in dem Gedränge ein Begleiter verloren gegangen.

„Magda!" rief Dora laut, indem sie die Hand der ehemaligen Freundin ergriff.

Die Angeredete atmete wie erleichtert auf.

„Ah, Du bist es, Dora — wie gut, daß ich Dich finde. Diese Menschen hier — ich hatte solche Furcht, höre nur, was sie für Redensarten führen —"

„Sie sind aufgebracht gegen Bahnsen," sprach jene, sie ansehend.

„Alle rufen sie seinen Namen," fuhr Magda ängstlich fort, indem sie sich das blonde Haar aus der Stirn strich. „Sie sprachen davon, ihn ins Wasser zu werfen, ihn mit Steinen totzuschlagen — es ist, als ob alle für ihren Haß und ihre Wut nur ein Ziel kennten: Kurd Bahnsen. O, das ist ein entsetzliches Volk —"

„Aber, Unglückliche, liebst Du ihn denn immer noch?" rief Dora in einer plötzlichen Aufwallung, deren sie nicht Herr werden konnte.

Eine leise Röte färbte beinahe zaghaft das Gesicht Magdas. Ihre Augen leuchteten in einer reinen, leidenschaftlichen Glut, es war wie die Empfindung einer Seligkeit, die sich vor sich selbst fürchtet.

„O, ich bin so glücklich in der Liebe zu ihm," flüsterte sie leise, „anbeten würde ich ihn — keiner von Euch versteht ihn, der so stolz, so groß und so stark ist. Er hat den ganzen Winter bei uns verkehrt, und diese Stunden voll unsagbaren Glückes, wenn ich sie je vergesse, Dora —"

Die Freundin blickte sie noch immer mit starren, weitgeöffneten Augen an. Das war die Spur ihrer eigenen längst verwehten Empfindungen, die sie in den schwärmerischen Worten der anderen wiederfand.

„Wenn Ihr wüßtet, wie er alle neben sich überragt," fuhr Magda mit blitzenden Augen fort, „welche Seligkeit es ist, an seinen Plänen und Entwürfen teilzunehmen, Ihr würdet diese ganze, alberne Welt verachten, die jetzt gegen ihn anstürmt, weil sie ihn nicht versteht." Sie machte eine heftige Bewegung mit der Hand, ihr Atem ging rasch und stürmisch.

„Du liebst ihn also immer noch?" fragte Dora mit gesenktem Blick und umflorter Stimme.

Da flammte es wie ein Blitz aus ihren dunklen Augen, und alles, was eine Frauennatur an Liebe, an Poesie, an Aufopferung fassen kann, es vibrierte in dem Tone ihrer Stimme, als sie antwortete:

„Ich werde ihn lieben bis in den Tod, Euch allen und der Welt zum Trotz!"

Und in dem Toben und Lärmen ringsumher, in dieser Welt voll Kampf und Streit und Aufruhr, klang es wie ein jauchzender Ruf der Erlösung, wie die Verheißung eines wiedergewonnenen Paradieses, dies Wort: „Ich werde ihn lieben bis in den Tod!"

Dora verließ ihre Freundin, und noch lange, nachdem sie mit Bruno nach Hause zurückgekehrt war, blieb sie schweigsam und in Nachdenken versunken, über das ewige Rätsel der Menschennatur nachgrübelnd.

Der Brand im Hafen hatte die gährenden Gemüter noch mehr erregt und überall eine tiefgehende Bewegung in der Stadt hervorgerufen. Man fand die sichersten Beweise, daß der Brand von den Heizern angelegt war, Teile des Schiffes waren mit Petroleum übergossen und geleerte Petroleumkannen stehen geblieben. Da dabei die Excesse des müssigen Gesindels aller Art täglich zunahmen, so forderten alle gemäßigten Elemente der Bürgerschaft dringend, daß man diesen Unruhen ein Ende mache.

Das war jedenfalls in erster Linie die Ansicht Kurd Bahnsens, der zu diesem Zwecke in der gesetzgebenden Körperschaft alle Hebel in Bewegung setzte und die Heizer als eine Ansammlung aller unruhigen und gefährlichen Elemente der Hafenquartiere darstellte. Da er außerdem noch etliche andere Maßregeln, in denen man ihm gleichfalls Widerstand entgegensetzte, durchführen wollte, so versprach die Sitzung, die zu diesem Zwecke anberaumt war, eine recht bewegte zu werden.

Als Bruno am Morgen dieses Tages bei seiner Cousine vorsprach und ihr davon erzählte, sprach diese, nachdem sie einen Augenblick nachgesonnen hatte:

„Kann ich nicht der Verhandlung beiwohnen?"

Er blickte sie überrascht an, nach einer Weile entgegnete er: „Ja, das ist möglich; es ist da eine kleine Loge, die in der Regel nicht besucht wird, und wo man auch unbemerkt bleibt. Ich glaube in der That, es wird ziemlich lebhaft werden heute."

Dora war, ohne ein Wort zu bemerken, hinausgeeilt, um sich anzukleiden. Als er ihr den Arm bot, um sie die Treppe hinabzuführen, merkte er an dem Zittern ihrer Hand, an dem Zug um den festgeschlossenen Mund, wie sehr sie der Gedanke in Aufregung setzte, daß heute der Tag der Abrechnung mit Kurd Bahnsen kommen könnte.

Die Bürgerschaft der Hansastadt sollte in der That eine denkwürdige Sitzung erleben.

Der weite in Weißgold gehaltene Sitzungssaal, der aus dem vorigen Jahrhundert stammte und noch überall die zierlichen Schnörkel und Arabeskenverzierungen der Rokokozeit aufwies, war schon ziemlich voll, als Bruno Ellhorst eintrat und ziemlich vorn am Rednertisch Kurd Bahnsen bemerkte, der lebhaft mit etlichen jüngeren Senatoren sprach. Er

warf noch einen verstohlenen Blick nach den Galerien hinauf, wo die Loge lag — sein Auge begegnete einen Moment dem Doras, und er fühlte neue Stärkung und neue Kraft zu dem Werke, das er vorhatte.

Er hatte sich nicht umsonst so lange auf einen Angriff vorbereitet. Heute war er entschlossen, eine Entscheidung herbeizuführen.

Die Verhandlung erstreckte sich, nach Erledigung etlicher Vorfragen, besonders auf die erhöhte Subventionierung von seiten der Regierung, die Kurd Bahnsen für die Transatlantic verlangt hatte, ferner auf den Bau eines neuen, großen Auswanderungshauses, das der Staat zur Hälfte übernehmen sollte, und endlich wurden gegen die ausständischen Heizer summarische Polizeimaßregeln mit eventuellen Ausweisungsbefehlen verlangt, da deren anarchistische und gemeingefährliche Bestrebungen durch das letzte Ereignis unzweideutig bewiesen wären.

Bei den ersteren Punkten bereits, ganz besonders bei dem letzteren aber erhob sich lebhafter Protest. Einer der hervorragendsten Juristen der Stadt, der als Anhänger von Sozialreformen bekannt war, erklärte unverhohlen: „Die Heizer haben ihren Grund gehabt zu streiken! Es ist bekannt, welch einen Druck die Direktion auf ihre Arbeiter ausgeübt hat, und leider auch, wie sehr dies Beispiel Nachahmung gefunden hat.“

Das war eine Herausforderung an Kurd Bahnsen. Er säumte nicht, darauf zu antworten. Als er sich erhob und mit seiner gewöhnlichen ruhigen Miene, nur die Augenbrauen leicht zusammengezogen, die Versammlung überflog, erkannten seine Gegner, daß sie mit diesem Manne kein leichtes Spiel haben würden.

„Wenn man von einem Druck spricht, den die Direktion ausgeübt hat,“ sprach er mit weithin vernehmbarer Stimme, „so hoffe ich, die letzten Ereignisse haben gelehrt, wie sehr dieser Druck nötig ist den heutigen Arbeitermassen gegenüber, die durch und durch von revolutionären Ideen zersetzt sind, und die binnen kurzem jeden Zügel abgeworfen haben werden, wenn man auch nur etwas locker läßt. Aber,“ fuhr er laut und kühn fort, als sich von verschiedenen Seiten Murren und Protestrufe vernehmen ließen, „nicht diese Leute tragen die Schuld, wenn an den Fundamenten des Staates gerüttelt wird, sondern die, welche mit angeblichen sozialen Reformen alle Autorität untergraben helfen und den Proletariern erst die Überzeugung verschaffen, daß sie eigentlich die erste Klasse der Gesellschaft wären — diese kann man für alle Störungen der Ordnung verantwortlich machen.“ Er ließ sein Auge lange und mit einem bestimmten Ausdruck auf Bruno Ellhorst ruhen.

Dieser warf einen Blick nach oben, er sah, wie Dora unverwandt auf Kurd Bahnsen hinabstarrte, und mit einer gewissen Hast erhob er sich und sprach:

„Indem ich auf den indirekten Angriff, der hier gegen mich gerichtet ist, antworte, bin ich genötigt, ein System in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit und Gemeingefährlichkeit klarzulegen, das in Wahrheit allein die Schuld an unseren Unruhen trägt, und von dem unsere Nachkommen nicht begreifen werden, wie es bei uns so lange alle Lebenskreise beherrscht hat.“

Und in einer für die Mehrheit gänzlich überraschenden Weise, mit einschneidender Logik und glänzender Beredsamkeit entwickelte der junge Arzt seine Darlegung der sozialen Krise. Er schilderte die Lage der Heizer und der anderen Arbeiter der „Transatlantic“, wie er sie aus eigner Anschauung kannte, ihre elenden Behausungen, den geringen Lohn; er sprach von der Arbeit auf den Werften und Docks, von dem menschenunwürdigen Dasein, das diese Leute führten, deren Leben ein fortwährender Kampf mit der Not und der Entbehrung wäre. Er fragte, warum denn so und so viel Tausende ewig zu dieser Hölle auf Erden verdammt wären, warum die Sorge ums Brot unwiderruflich alle höheren Lebenskeime vernichten müsse? Nur, damit die Aktiengesellschaften eine fette Dividende zahlen könnten; damit einige wenige, die die Herren spielten, auf Gummirädern und in Coupés, die mit blauer Seide gefüttert sind, fahren können; dazu müßten beständig Tausende sich opfern.

Indem Bruno Ellhorst die Sünden des Kapitalismus in der Wurzel angriff, erweiterte sich seine Polemik zu einem Angriff auf eine ganze Weltanschauung. Er wies den großen Unternehmern nach, daß, wenn sie nach der heutigen Art des Geschäftsbetriebs scheinbar nur die Arbeitskraft des freien Arbeiters in Dienst nähmen, sie doch in Wahrheit sich seiner ganzen Persönlichkeit bemächtigten, daß die alte Sklaverei damit wieder hergestellt wäre. In dem Begriff dessen, was man heute Geschäft nenne, liege eine solche Mißachtung der Rechte anderer, ein solch brutaler Mißbrauch der Kultur, daß spätere Zeiten vermutlich gar nicht verstehen würden, wie wir gewirtschaftet haben. Jeder entschuldigt sich damit, er sei durch die Rücksicht auf den Wettbewerb des anderen dazu gezwungen. Jeder sei ein Opfer dieses Systems, die Reichen und Großen sowohl, welche Sieger blieben, ebensogut als die Kleinen, die unterlägen, denn jene zerstören ihr eigenes Leben durch die zehrende Gewinnsucht, durch die ewige Sorge nach Vermehrung des Geldes, zu dessen Sklaven man geworden sei. Und so sei nach Jahrtausende langen Mühen und Verbesserungen die Kultur wieder da angelangt, wo sie in der äußersten Barbarei angefangen habe; das Recht des Stärkeren ist das Prinzip, das die Güter der Erde verteilt.

Und seine schärfste Ausbildung habe dies System hier erhalten durch Kurd Bahnsen. Für ihn und diejenigen, die gleiches Interesse mit ihm verbände, gäbe es nichts, was sie vom rücksichtslosesten Gewinn abhalten könnte, für ihn seien die Rechte seiner Mitbürger eine leere Redensart, und Humanität eine abgebrauchte Phrase.

In diesem Moment unterbrach sich Bruno Ellhorst und heftete einen Blick auf seinen Gegner. Dieser hatte bisher wie alle anderen atemlos zugehört, betroffen und mit einer gewissen Erwartung; bei der letzten Wendung sprang er auf, und ein verächtliches Lächeln kräuselte seine Lippen. Aber das Lächeln verschwand, als Ellhorst fortfuhr.

Dieser legte jetzt dar, welches System der Korruption durch die „praktische“ Manier Kurd

Bahnsens in vielen Kreisen der Stadt großgezogen sei. Daß er zu den Veruntreuungen seiner Beamten schweige, wisse man. Aber Kurd Bahnsen versäume auch andere Gelegenheiten nicht, Gewinn zu machen. Er habe mehrere Mal, wenn er eine Depesche erhielt, die einen Schiffsunfall der „Transatlantic" betraf, worauf also die Aktien fallen mußten, dieselbe verschwiegen und rasch eine Anzahl Aktien, die in seinem Besitz waren, zu dem alten Preise verkauft, auch andere, auf die er sich verlassen konnte, an diesem gewinnreichen „Fixen" teilnehmen lassen. Er habe ein großes Depot für die Lieferungen an die Gesellschaft errichten lassen, das angeblich auf die Firma eines seiner Verwandten lautete, das er aber in Wahrheit selbst geleitet habe, um sich so für seine eigenen Lieferungen an die Transatlantic teuer bezahlen zu lassen. Er habe im Verein mit hochstehenden Zollbeamten gewisse Pressionen ausgeübt, deren Gewinn ihm ebenfalls zugegangen sei. Für dies alles, das zum Teil schon etliche Zeit das Stadtgespräch bildete, lägen die Beweise vor.

„Dieser Mann," rief Bruno Ellhorst, indem er die Hand ausstreckte, „der so lange eine glänzende Rolle bei uns spielte, hat wie ein Tyrann alles unterdrückt, was sich unter seinen Leuten an rechtschaffenen und wohlwollenden Elementen befand; daß ich der erste bin, der den Mut hat, ihn anzugreifen, liegt an dem Ring von Interessenten, der alle derartigen Naturen zu schützen pflegt. In einer Zeit aber, wo überall sich der Ansturm gegen das arbeitende Bürgertum erhebt, wo sich mit den wirklich Bedürftigen alle Catilinarier und alles Gesindel der Kultur verbindet, in solcher Zeit haben wir um so mehr die Pflicht, Elemente aus uns auszuscheiden, die den Bestand der Gesellschaft gefährden. Das ist das Bild, das sich uns bietet; auf der einen Seite der Machthaber, der nichts achtet, für den alles auf der Welt käuflich ist, auf der anderen Seite der Proletarier, der keine Familie, kein Eigentum mehr hat, der also auch kein Interesse am Staat und seiner Ordnung mehr haben kann; der erstere hat die letzteren geschaffen, und beide müssen stürzen, wenn unser Volk wieder zu voller Lebenskraft erwachen soll."

Bruno Ellhorst hatte geendet; er verließ den Platz, und man sah seiner Miene, seiner Haltung die Erregung an, in der er sich befand, aber sein Auge war fest und unverwandt auf Bahnsen gerichtet.

Dieser hatte sich erhoben; er wollte reden, aber er konnte nicht; er hatte eine Empfindung, als ob er alles um sich krachen und stürzen höre, was er seit Jahren aufgebaut hatte. Der ausbrechende Lärm, nachdem die Versammlung sich von ihrem ersten Eindruck erholt hatte, ließ ihn auch gar nicht zu Worte kommen. Die meisten klatschten Ellhorst Beifall; man rief ihm Bravo zu und erhob sich, um ihm die Hand zu schütteln; alle sprachen und riefen durcheinander.

Und Kurd Bahnsen, der sich umsah, bemerkte, daß er verloren war.

Denn jetzt konnten sie ihn nicht mehr halten, nachdem der junge Arzt schonungslos die ganze Korruption bloßgelegt hatte. Sie, die mit ihm gesündigt und von ihm Nutzen gezogen hatten, mußten ihn jetzt fallen lassen, um sich selbst vor dem allgemeinen öffentlichen Unwillen zu schützen.

Man hörte ihn fast gar nicht an, als er versuchte, auf Ellhorsts vernichtenden Angriff einiges zu erwidern; er brach seine Rede in der Mitte ab, als er überall unwillige Mienen, verächtliche Zwischenbemerkungen hörte. Seine Anträge, die auf der Tagesordnung standen, wurden einstimmig abgelehnt.

Kurd fühlte einen Moment etwas wie namenlose Wut in sich aufsteigen beim Anblick all dieser Feigheit und Erbärmlichkeit, die jetzt von ihm abfiel. Aber es galt seine Gefühle zu beherrschen; er mußte retten, was noch zu retten war.

Denn vermutlich würde der Aufsichtsrat der „Transatlantic" ihn nun seiner Direktorstelle entheben, nachdem solche skandalöse Fakta in die Öffentlichkeit gelangt waren; das war es, was ihn zunächst in Anspruch nahm.

Alles wogte ihm vor den Augen; mit blassen, verzerrten Zügen, in denen seine Aufregung zu lesen war, mit aufeinandergepreßten Zähnen verließ er den Sitzungssaal. Unten in der gotischen Vorhalle sah er auf der Treppe, die zu den Galerien führte, eine schlanke Frauengestalt herabkommen, das Gesicht von einem Schleier verhüllt. Eine seltsame Ahnung hemmte seinen Schritt.

Ihre Nähe, als sie auf ihn zukam, wirkte beklemmend auf ihn und zugleich wie dunkle Erinnerungen, die er vergebens abzuschütteln suchte.

Da hob sie den Schleier; er erkannte diese Augen, die ihn unverwandt ansahen, dies Haar, diese Lippen, die so oft im tollen Rausch die seinen gesucht hatten.

„Dora Ellhorst!"

Er sprach das leise, fast zischend, als ob er sich aufbäumen wollte gegen die Vergeltung, deren Faust er im Nacken fühlte.

Das war das Weib, das er verhöhnt und betrogen hatte, und das ihn jetzt anschaute mit dem vernichtenden Blick der Rache, jetzt, wo sein Werk, seine Stellung, seine Macht, die unerschütterlich schien, in Trümmer fiel.

Er stürzte wortlos hinaus — — —

An diesem Tage ließ Kurd Bahnsen sich vor keinem Menschen sehen. Er verbrachte mehrere Stunden in stummem Hinbrüten; der Schlag, den sein Stolz durch diesen unerwarteten Angriff erlitten hatte, und dessen Folgen er voraussah, war zu stark gewesen. Die Zeitungen würden über ihn herfallen, er würde seiner Stellung als Direktor verloren gehen — das war das Nächste.

Um den Kampf fortzusetzen, brauchte er Geld; er brauchte Geld, um sich neue Anhänger zu sichern, um die Presse zu beeinflussen, vor allem aber, um etliche unglückliche Spekulationen zu decken, die er in letzter Zeit gemacht hatte. Mit seiner Absetzung würden ihm aber alle Hilfsquellen genommen sein. Er mußte zusehen, daß er irgendwo anders Geld erheben konnte.

Geld erheben? Er besann sich. Es standen ihm

ja noch erhebliche Summen zu Gebote, aus der Erbschaft von Edzard Löning her, die er in Gemeinschaft mit der anderen Erbin, mit Helga Carstens, jetzt erheben konnte. Denn die testamentarische Bedingung war erfüllt; sie mußte bereits das zweiundzwanzigste Jahr überschritten haben. Hier lag ein rettender Gedanke — Helga Carstens; es handelte sich um deren Einwilligung zur Erhebung der Erbschaft.

Kurd besann sich auf die letzten Nachrichten, die er über sie hatte. Helga Carstens war, dem Berufe ihres Vaters folgend, Sängerin geworden, hatte in allen großen Städten der Union mit bedeutendem Erfolge gastiert, und sich schließlich in Milwaukee mit einem Schauspieler vermählt. Derselbe war aber schon nach einjähriger Ehe gestorben, und Frau Helga Grosven, wie sie nunmehr hieß, war also jetzt schon in jungen Jahren Witwe; wie es hieß, eine verführerische und in mancher Hinsicht bizarre Frau.

Und da sie schon seit einem halben Jahre in Ostende lebte, war es für Kurd ein glücklicher Umstand, daß er gleich aus der Nähe mit ihr anknüpfen konnte. Er beschloß ihr zu schreiben und die Unterhandlungen wegen der Erbschaft zu eröffnen.

Vielleicht wurde ihm hier die Hilfe, die ihm ermöglichte, seine Stellung zu behaupten.

XIII.

Die Dämmerung des scheidenden, sommerlich warmen Tages legt sich wie ein grauer Schleier über Land und Meer. Alles ist noch klar erkennbar, aber die hellen und scharfen Farben sind schon verwischt; das Dunkel sendet seine ersten Schatten auf das vom Tage erschöpfte Leben.

Die See, die vorhin spiegelglatt dalag und nur in kurzen, gleichsam spielenden Wellen noch Atem und Bewegung verriet, schäumt jetzt stärker und gewaltiger auf; die Fluten schlagen heftiger an die Anleger und Steindämme an, als ob mit dem Dunkel ein neues Leben da unten in der Tiefe erwache, das sich vor der Sonne nicht habe zeigen dürfen.

Ein einzelner Mann schreitet langsam den großen Hafendamm entlang; er ist in einen weiten, dunklen Mantel gehüllt, der ihn gegen die Kühle des Abends und gegen die anspritzenden Wellen schützt.

Aber er weicht ihnen nicht aus; seine Augen heften sich oft mit einem leidenschaftlichen Ausdruck auf die See, aus der es grollt und braust wie vor einem heranziehenden Sturme; in seiner Seele sieht es ähnlich aus. Kurd Bahnsen hat zum ersten Mal die ganze Qual eines Besiegten durchmachen müssen; zum ersten Mal hat er gesehen, daß brutale Gewalt und schlaue Gewinnsucht nicht alles vermögen.

Er preßt öfter die Lippen aufeinander, und seine Augen haben heute ein trübes, flackerndes Feuer. Die Aufregungen der letzten Zeit haben ihn mitgenommen; aber noch fühlt er sich stark genug, um nicht zu verzagen.

Kurd Bahnsen ist nicht mehr Direktor der großen Gesellschaft. Man hat ihn auf einen allerdings etwas eiligen Beschluß des Aufsichtsrats in einer rasch zusammenberufenen Versammlung seines Postens enthoben. Man sprach sogar davon, eine Untersuchung einzuleiten wegen der von Ellhorst behaupteten Thatsachen; aber dagegen erhob sich vielstimmiger Protest, denn dann wären die meisten selbst kompromittiert worden.

Kurd lächelte verächtlich, als seine Gedanken bei diesem Punkte angelangt waren. Es freute ihn gewissermaßen, daß er die Menschen so klein und so erbärmlich fand, als er sie immer gehalten hatte; wenn er das Bedürfnis gehabt hätte, all seine Handlungen vor sich selbst zu rechtfertigen, so hätte dies dazu genügt.

Jetzt ist er hier, um Frau Helga Grosven zu erwarten, die mit dem Dampfer von Rotterdam kommen will. Wenn er erst neue Kräfte gesammelt hat, wenn die Kapitalien in seiner Hand sind, dann mögen sich die Ellhorsts und all seine Feinde vor ihm in acht nehmen.

Kurd Bahnsen war in einer seltsamen Stimmung. Es rüttelte alles in ihm, als ob eine Welt ihre Stöße gegen ihn gerichtet hätte. Und doch fühlte er seine Persönlichkeit fest und unerschüttert wie immer. Er lachte über alles, was er in der letzten Zeit gehört hatte, darüber, daß man seine Handlungen gut oder böse genannt hatte, daß man behauptete, er verderbe die Menschen und die Gesellschaft. Er begriff nicht, wie man solche Worte auf ihn anwenden konnte; diese Worte, von denen ihm schon Edzard Löning gesagt hatte, sie seien nichts wie Popanze, geeignet, die Furchtsamen und die Dummen zurückzuschrecken. Er fühlte nur den Drang in sich, zu schaffen, und zu unterwerfen, was sich ihm widersetzte, und die, die nicht so stark und so klug waren wie er, zu seinen Füßen zu sehen; denn so war es in der Ordnung.

Da, die See da draußen, was fragte die nach gut oder böse, nach dem, was den Menschen nützlich oder schädlich war? Mit starren, wie festgehafteten Blicken hefteten sich seine Augen auf die wogende Fläche, als sei da unten seine Seele verborgen, als liege hier das dunkle Schicksal seines Lebens, das ihn immer weiterstürmen ließ. Denn die See hatte ihn großgezogen mit ihrem wilden Hohn, ihrem schäumenden Unglauben; er hatte den Menschen nicht nur das Paradies auf Erden, sondern auch den Himmel im Jenseits genommen; er wollte nicht, daß es Götter gäbe, die zu Gericht sitzen über die Thaten der Menschen. Dieser Glaube war nicht bloß das Erbteil seines Erziehers, sondern auch die Frucht seines eigenwilligen, kein höheres Gebot erkennenden Charakters. Kurd Bahnsen richtete sich höher auf, und er sog mit vollen Zügen den kräftigen, belebenden Hauch ein, der hier ins Land hineinstrich; er fühlte sich wieder wohl, und es durchfuhr ihn wie eine Verheißung neuer Kraft.

Immer tiefer senkte die Dämmerung ihre Schatten herab, und immer lauter schlug das Meer brandend und grollend seine Wellen gegen die Küste. Das zersprang an den Molen und Brücken in schäumen-

den Kaskaden, rollte mit einem schurrenden Geräusch über den Ufersand und riß Hunderte von Steinen, Kieseln und Organismen aller Art mit sich hinab; das rüttelte an den gepflasterten Dammwegen, an den Pfahlrosten der Anleger und schleuderte mit höhnendem Übermut seine Wellen zwischen ihnen durch, als wollte es erproben, wie lange dies Spielzeug noch halten würde. Wenn aber die großen Wellen, deren lange, weiße Streifen man schon von fern sah, heranstürzten, dann war es wie ein Gebrüll wilder Tiere, wie der Naturlaut dieses stürmischen, nordischen Meeres, das zu toben und sich aufzurichten schien gegen die Wohnungen der Menschen, die an seinem Rande nisteten; es kamen ihm vielleicht uralte Schöpfungsgedanken an die Zeit von früher, an jene Zeit, wo das Meer die Länder verteilte und auseinanderriß und in sich begrub nach seiner tollen, willkürlichen Laune.

Und Kurd versenkte sich immer mehr in die geheimnisvolle, berauschende Sprache, die das Meer zu ihm redete.

Es war das Unheimliche, das ihn reizte, als ob er ein Stück seiner eigenen Natur darin wiederfinden müßte — das Unberechenbare und Gefährliche der See nach menschlichen Begriffen. Selbst bei ganz ruhigem Wetter hat man dies Gefühl des Unheimlichen beim Anblick der großen, schweigenden Fläche, die sich jeden Augenblick verwandeln kann. Es liegt etwas wie vornehme Ironie darüber, besonders bei heller, scharfer Sonne — die Götter scheinen zu lächeln über die Menschen, denen sie gestatten, auf Stunden mit ihnen zu spielen. Aber nur für Stunden — den bald erwacht wieder die geheimnisvolle Wildheit, die im Meere liegt, und die den Menschen, der sich von ihm und der Natur losgerissen hat, zurückzufordern scheint — all die thörichten Künste und Erfindungen, die zwecklosen Phantasien, die zuckenden Leidenschaften des Menschen, das ist ja etwas, worüber Meer und Himmel, Sonne und Erde nur lächeln — immer von neuem geben sie ihm zu verstehen, es wäre besser, daß alle solche Dinge nicht wären, und daß er wäre wie der Stein am Meeresstrande oder die Pflanze am Wege. Die haben nur eine Aufgabe, sie sterben ruhig, sie vergehen lautlos und spurlos wie ein Licht, das man ausbläst. Aber der Mensch versteht das nicht mehr, und darum sträubt er sich, wenn ihn die Natur zurückfordert — er, der doch für sie bestimmt ist.

Das war es, was die See dem einsamen Manne erzählte, der im Dunkel ihrer Stimme lauschte, und er, der nur durchs Leben gestürmt war, in dem alles wilde Thatkraft und kräftiger Lebensdrang waren, er erschrak vor den Gedanken, die ihm hier aufstiegen; es war ihm, als habe er hier alte Schöpfungsstrophen gehört, Naturlaute, die ihm die Geheimnisse des Lebens offenbarten, und sie schienen über ihn und über seine Thaten zu spotten — sie fragten ihn, warum er denn arbeite und kämpfe, da doch alles zur Vernichtung bestimmt sei.

Kurd Bahnsen fuhr zurück. Stand das Meer, das ihm so lange gedient hatte, etwa auch auf gegen ihn? Woher diese Gedanken und Bilder, die dazu bestimmt schienen, ihn zu verwirren und seine Kraft lahm zu legen?

Da unten in den Tiefen lebten noch all die phantastischen, treulosen Geschöpfe des Meeres, von denen die alten Sagen erzählen, und im Dunkel des Abends steigen sie herauf und setzen sich zu den Menschenkindern, um ihr Dasein zu vergiften mit ihren unergründlichen schimmernden Augen, mit ihren rätselhaften, lockenden Reden.

Und wie ein Geschöpf des Meeres erschien ihm die schöne Frau, die ihm jetzt an der Biegung des Weges entgegenschritt, von der Treppe des Anlegers heraufkommend. Kurd erkannte sie an dem verabredeten Zeichen, und er sah die Lichter des Dampfers, der draußen auf der Rhede lag — es war Frau Helga Grosven.

„Herr Bahnsen?"

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, während Kurd ihr nach einem unwillkürlichen tiefen Gruß den Arm reichte, da der Weg schlüpfrig und oft von den andringenden Wellen überspült war. Die ganze Erscheinung dieser Frau hatte etwas Seltsames, aber durchaus Distinguiertes an sich. Er hatte sich eigentlich andere Vorstellungen von ihr gemacht.

Kurd ergriff das zunächstliegende Gesprächsthema.

„Ich hoffe, Sie haben keine allzu schlimme Reise gehabt, gnädige Frau," begann er. „Die Stürme haben um diese Jahreszeit bei uns meist schon aufgehört, und diese niederländischen Dampfer sollen ja alle Bequemlichkeiten bieten, die man beanspruchen kann."

„In der That, sie sind nicht schlecht eingerichtet," entgegnete sie mit einem etwas müden Ausdruck in der Stimme, „wenn ich das nicht vorausgesetzt hätte, würde ich die Reise zu Land gemacht haben, obgleich ich sonst immer die Seefahrt vorziehe, wenn ich irgend kann."

„Sie lieben das Meer?" fragte Kurd unwillkürlich bewegt.

„Sehr," entgegnete sie, „ich verbringe immer einen Teil des Jahres an der See — den Teil, den mir die Kunst freiläßt," fügte sie mit einem anmutigen Lächeln hinzu, das zwei Reihen kleiner, aber regelmäßiger Zähne bloßlegte.

Kurd schwieg. Das Gespräch stockte, bis sie sich im Speiseraum des Hotels wiederfanden, wohin Kurd seinen Gast geführt hatte, und wo Helga, nachdem sie sich etwas von der Reise erfrischt und ihren Anzug gewechselt hatte, sich sofort mit der Nachlässigkeit der Amerikanerin, die sich überall zu Haus fühlt, in den geräumigen Schaukelstuhl warf und nichts mehr davon zu wissen schien, daß sie eben eine anstrengende Seereise hinter sich hatte.

Erst jetzt bei dem Lichte der großen etruskischen Lampe fand Kurd die Muße, sie etwas genauer zu betrachten. Helga Grosven war in der That eine auffallende Erscheinung. Einen Moment tauchte vor seinen Augen das Bild ihrer Mutter auf, wie er es im Atelier des Malers gesehen hatte. Aber hier waren alle Linien noch feiner, die Formen mehr durchgeistigt, das Raffinement von Natur und Kunst, das über der ganzen Erscheinung lag, ein unendlich größeres.

Helga Grosven war von mittlerer Größe, sie hatte den fast durchsichtigen weißen Teint, der die ursprüngliche Herkunft ihrer Rasse verriet und das dunkelblonde Haar, das stellenweise hell schimmernd, ebenfalls das germanische Blut verkündete. In all ihren Bewegungen, in dem geistreichen, feingeschnittnen Mund, besonders aber in den ungewöhnlich großen und ganz dunklen Augen lag ein Etwas, das ihr Alter Lügen strafte; wenn man wußte, daß sie noch nicht vierundzwanzig Jahre zählte, sagte man sich, daß sie jedenfalls schon sehr viel durchgemacht, erlebt und erfahren haben mußte — daß es nicht leicht sein würde, die Rätsel dieser ruhig und aufmerksam blickenden Augen zu lösen. Denn das sah Kurd, während er mit ihr plauderte, während sie zuweilen die weißen Hände mit den Fingerspitzen gegeneinander legte, oder Bewegungen an ihrer Frisur machte, er sah, daß sie ihn bei alledem beobachtete. Und das war ihm etwas Neues, dies sichere Selbständigkeitsgefühl einer Frau — das machte einen eigentümlichen Eindruck auf ihn.

Sie sprach deutsch, zwar mit dem scharfen r und den vollen Vokalnüancen der Amerikanerin, aber man merkte doch, daß es die Muttersprache ihrer Familie war.

„Was ist das nur?" fragte sich Kurd, der ungewöhnlich gesprächig war, während sie mehr zuhörte: „das ist eine andere Frau als die übrigen. Für eine Künstlerin hat sie sehr wenig Degagiertes. Und für eine schöne Frau in ihren Jahren ist diese ruhige Reserve ebenfalls auffallend."

Er dachte einen Moment an Magda, an dies junge Mädchen, das mit so schwärmerischer Verehrung an ihm hing, das auch glaubte, er liebe sie — er, der kaum Zeit fand, in einer Woche ein paar Stunden an sie zu denken. Das war eine Seele, die ihm zum Opfer gefallen war, die ihm ihr Innerstes, ihr Bestes gegeben hatte, während er ihr nichts gab, und diese Empfindung seiner Macht bildete für ihn einen unentbehrlichen Lebensreiz.

Aber Frau Helga! Wie konnte er bei ihrem Anblick an diese kindlich-einfache Natur denken? Diese beiden Frauen waren zwei verschiedene Welten.

„Sie sind Direktor der hiesigen Gesellschaft ‚Transatlantic', Herr Bahnsen, nicht wahr?" fragte sie nach eine Pause des Gesprächs mit ihrer langsamen, weichen Stimme.

„Ich bin es nicht mehr," entgegnete er ruhig, indem er sie ansah. Und dann erzählte er ihr alles, was in der letzten Zeit geschehen war: die Schwierigkeiten in Nordamerika, die Intriguen seiner Gegner, wie er es nannte, den Streik und die Angriffe, die man in der Bürgerschaft auf ihn gemacht habe.

Natürlich erzählte er das in der Beleuchtung, die er für gut hielt — aber da er entschlossen war, diese Frau zu seiner Verbündeten zu machen, wollte er ihr die Sachlage klar legen.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, zuweilen ihre Hände betrachtend, oder ihn mit einer Zwischenbemerkung unterbrechend. Für die geschäftlichen Angelegenheiten zeigte sie ein Verständnis und ein Wissen, das ihn in Erstaunen setzte, und das ihm keineswegs angenehm war. Manches über die letzten Ereignisse hatte sie auch in den Zeitungen gelesen.

Als er geendet hatte, entstand eine Pause, in der beide das eben Erörterte nochmals zu überdenken schienen. Helga wußte also, warum ihm so viel daran lag, die Erbschaft jetzt zu erheben.

Nach einer Weile begann sie:

„Ich habe so viel von Ihrer Thatkraft und Umsicht gehört, Herr Bahnsen, daß es mich wundert, Sie so den Schauplatz verlassen zu sehen. Würde es denn kein Mittel geben, diese Amtsentsetzung rückgängig zu machen?"

Kurd zuckte die Achseln — er dankte ihr für die Teilnahme, die sie ihm bewies, aber —

„Warum machen Sie nicht Versuche in Berlin?" fragte sie lebhaft, sich aufrichtend — sie schien in diesem Moment wirklich ganz Interesse, lebhaftes Mitgefühl für sein Mißgeschick zu sein, „solche große Gesellschaften sind doch immer mehr oder weniger von der Landesregierung abhängig — da giebt es doch Stellen, wo man ansetzen kann, sobald man leitende Personen für sich zu interessieren vermag."

Er überlegte. Der Gedanke war ihm selbst aufgestiegen, und es lagen Chancen des Erfolgs darin. Einer der Hauptaktionäre der „Transatlantic" war das Bankhaus Schwarzfelder & Co. in Berlin — eine Weltfirma im eigentlichen Sinne, die naturgemäß großen Einfluß auf die Angelegenheiten der Gesellschaft hatte. Wenn der Bankier sich seiner annahm, wenn er vielleicht die Wahl seines Nachfolgers hintertrieb — dann konnte er alles wiedergewinnen.

Kurd blickte die schöne Frau betroffen an, die seinen innersten Gedanken sofort frei und unverhohlen aussprach. Dann legte er ihr seine Pläne bezüglich des großen Bankiers vor.

„Ah, Schwarzfelder!" rief Helga, als er geendet hatte, „ich kenne ihn. Er war in Ostende, als ich mich dort aufhielt. In der That, das ist ein weitblickender und vielvermögender Kopf."

Sie hielt einen Augenblick inne, um dann mit lebhafter Liebenswürdigkeit, die nichts mehr von ihrer anfänglichen Müdigkeit hatte, fortzufahren:

„Also, Herr Bahnsen, dann ist das ja sehr einfach; ich reise nach Berlin, weil ich dort vielleicht ein Engagement eingehen will, das man mir schon ‚drüben' angeboten hat — diese Reise ist doch einmal unumgänglich für mich, und Sie werden mich als Kavalier begleiten. Dann können Sie dort Ihre Angelegenheiten mit Schwarzfelder besprechen, und ich werde sehen, ob mir die Berliner Verhältnisse passen, um mich für längere Zeit zu binden."

Er nahm die Hand, die sie ihm darbot; er fühlte sich in der That gefesselt von ihrer sicheren gewinnenden Weise, noch mehr von dem Ausdruck ihrer großen, dunklen Augen, von dem ganzen Parfum dieser schönen, eleganten und schon etwas, wie es schien, vom Leben übersättigten Frau.

Einen Augenblick hatten beide die gleiche, sonderbare Empfindung — als ob all die geschäftlichen Angelegenheiten, die sie eben erörtert hatten, nur die Maskierung gewesen wären für die Musterung ihrer gegenseitigen Persönlichkeit. Das verriet sich

in dem Blick, den sie austauschten. Kurd hatte noch keine Formel gefunden für diese Frau, er, der sich sonst so rasch zu orientieren pflegte, und das machte ihn ärgerlich und nervös.

Sie dagegen lächelte etwas — sie schien sich in der That ganz sicher zu fühlen; er merkte, daß sie gewohnt war, zu kommandieren an der Art, wie sie den Hotelbeamten Befehle für ihr Gepäck und ihre Bedienung gab. Und als sie Kurd fragte, ob er ihr nicht im voraus im Kaiserhof in Berlin Wohnung bestellen könne — drei Zimmer womöglich an einer ruhigen Seite, zweite Etage — da antwortete er, der sonst so ruhige und reservierte Mann, mit dem lebhaften Eifer eines Anfängers. „Gewiß, gnädige Frau — Sie können darauf rechnen.“

„Also, dann reisen wir Anfang nächster Woche; wozu sollen wir uns hier aufhalten, und wir haben ja auch schließlich Geschäfte, nicht wahr?“ sprach sie, indem sie ihm zum Abschied die Hand reichte, mit einem etwas moquanten Lächeln, wie es ihm vorkam. Sie fragte auch nicht, ob er mit dem Termin einverstanden sei; sie nahm als selbstverständlich an, daß er ihm passe. Und Kurd protestierte nicht; er verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung, obgleich er doch einen Moment über diese Manier, über ihn zu verfügen, betroffen war.

Als er Helga verließ, gingen ihm seltsame Gedanken durch den Kopf. Er wußte, da war etwas Neues, ein ganz ungewohnter Einfluß in sein Leben getreten. Und er war nicht mehr der alte — er hatte ihr gegenüber nicht so auftreten können wie bei anderen Frauen.

Von dem eigentlichen Zweck der Zusammenkunft, von dem Erheben der Erbschaft, war den ganzen Abend nicht die Rede gewesen. Indessen hoffte Kurd, daß sich dazu schon Zeit finden werde.

Jedenfalls hatte ihm in dieser Frau die Civilisation ein neues und gefährliches Rätsel aufgegeben.

XIV.

Die Berliner Börse!

Wer daran zweifelt, zu welch tobender Schlacht das moderne Ringen um Macht und Gold geworden ist, der betrachte sich zwischen zwölf und drei die Berliner Börse. Der Kampf um die Macht findet hier seinen höchsten und intensivsten Ausdruck. Noch zwanzig Minuten vor zwölf sind die drei großen prächtigen Säle des Gebäudes an der Burgstraße ziemlich leer und verlassen. Man sieht mit Staunen die gewaltige Höhe dieser durch Kolonnaden mit Galerien getrennten Räume, in denen alle einzelne Zweige des Börsengeschäfts ihren gesonderten Platz haben — die einfache und doch geschmackvolle Pracht, die nichts von der bunten modernen Überladung aufweist, der man sonst so oft in Berlin begegnet.

Um dreiviertel zwölf beginnen die Menschenfluten hereinzuströmen, erst einzeln und langsam, manche in gemütlichem Spazierschritt — dann immer rascher und immer dichter und voller; es handelt sich darum, schnell seine Plätze einzunehmen — man glaubt ein allgemeines Rennen und Stürzen zu sehen, aus allen Thüren ergießen sich Ströme von Menschen in den Saal, und schließlich sieht man nur noch eine schwarze wimmelnde Masse, die den ungeheuren Raum fast ganz ausfüllt. Ein dumpfes, gedämpftes Brausen dringt nach oben empor — das Leben und die Bewegung dieser nach Tausenden zählenden Versammlung geben ihre ersten Accorde von sich.

Man sieht die Tische und Plätze, die von Barrieren umgeben für die Makler bestimmt sind, welche die Kurse ausrufen und die sich kaum schützen können vor dem Andrang der Menge, die sie umwogt wie die Meereswellen eine Klippe im Wasser; bald erscheinen die ersten Tagesnotierungen auf den schwarzen Tafeln, die diese Standorte überragen — und nach diesen Tafeln wenden sich alsbald Hunderte von Köpfen, suchen Hunderte von ängstlichen Augen den Stand der Kurse — denn diese Zahlen da oben, das bedeutet für sie: Vermögen, Glück, Reichtum, oder Armut und Elend.

An den Nischen der Seitenwände befinden sich die Plätze der großen Firmen, durch Glaswände voneinander getrennt, mit Gaslicht erhellt, das einen mit Papieren, Depeschen und Schreibsachen bedeckten Tisch beleuchtet — hier ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen; die Saaldiener in Livree, Beamte und Kommissionäre mit Telegrammen in der Hand stürzen vorbei — denn hier gilt's Eile; eine Depesche, die eben anlangt, stürzt vielleicht Dutzende von Papieren um mehrere Prozent im Kurse, macht großartige, kunstvoll ausgeführte Unternehmungen zusammenstürzen und läßt ruinierte Existenzen und verlorene Vermögen auf der Wahlstatt zurück.

Und der Lärm steigt — man hört immer deutlicher die Rufe der Makler, die, um sich hier bemerklich zu machen, alle Kraft ihrer Lungen anstrengen müssen, und für die die drei Stunden hier eine Zeit der stärksten körperlichen Anstrengungen sind. Alle haben sie ihr besonderes Ressort, die einen machen nur in „Devisen“, sie befassen sich mit dem An- und Verkauf von Wechseln; andere beschäftigen sich nur mit den großen Staatsanleihen, wieder andere mit den eigentlichen Spekulationspapieren, wie Kredits und Diskonto — und diese alle gestikulieren, schreien, setzen ihr Notizbuch und ihren Bleistift, den sie in der Hand haben, den Leuten auf die Brust gleich einer geladenen Pistole, rufen bald diesen, bald jenen heran — und dies alles in der stärksten Betonung, mit Stimmen, die mitunter heiser klingen, und in einer eigentümlichen Modulation, um sich verständlich zu machen.

„5000 Kredit von Ihnen!“

„2⅛ Geld — Brief 3½—“

„Geben Sie kurz Petersburg!“

„Laura 91—90½—90.“

So wogt und ruft das durcheinander — alles Momentarbeit, blitzartig rasch, denn Minuten entscheiden über ein Vermögen; auf diesem Weltmarkt wird der Umsatz nach Millionen berechnet, und Irrungen und Verzögerungen können hier sofort Tausende kosten.

Es ist das Leben nicht bloß des ganzen Reiches, der Nation, sondern der civilisierten Welt überhaupt, das seine Tagesereignisse blitzschnell wie Brennstrahlen hier hineinwirft — aller Art Katastrophen, Epidemien, Monarchenzusammenkünfte, Wetteraussichten, Revolutionen, alles, was die unscheinbare Chiffreschrift der Telegramme enthält — das verändert die Werte, treibt Kurse in die Höhe, stürzt hier einen Krösus und macht dort einen Bettler reich, organisiert Finanzgruppen und trennt andere. Denn bei der Verknüpfung, durch die heute der Weltverkehr zusammenhängt, äußert ein Ereignis, das heute in San Francisco oder New-York stattfindet, morgen schon seine Rückwirkung in Berlin, und die Aussichten für die Baumwollenernte in Indien beschäftigen schon Monate vorher die Manufakturen Schottlands.

Und dieser Umsatz der Vermögen, dies Vorwegnehmen der Chancen geht einen immer rascheren und verwegeneren Gang, durch die ungeheueren Dimensionen, die der moderne Handel angenommen hat, dadurch, daß alle Schranken von Rassen, Nationen und Himmelsstrichen von ihm gefallen sind, dadurch ist die gewaltige, internationale Macht begründet, welche die Börse von heute ausübt. Sie ist keineswegs eine Spielhölle, wie ihr nachgesagt ist, sie ist der Arbeitsmarkt für alle Welt, sie ist überhaupt der Ausdruck ihrer gesamten Arbeit, eine Art Krystallisation des modernen Lebens, wenn man will.

Diese Gedanken standen auf der Stirn des hochgewachsenen, blonden Mannes geschrieben, der von einem kleineren Herrn mit lebhafter, beinahe südlicher Physiognomie begleitet, sich mit raschen Schritten einen Weg durch das Gedränge bahnt. Es ist Kurd Bahnsen, der im Begriff ist, den großen Bankier aufzusuchen, von dem sein Schicksal abhängt.

Die Firma Schwarzfelder & Co. ist hier leicht aufzufinden.

Es sind mehrere komfortabel ausgestattete Nebenräume dicht neben dem Hauptsaal der Börse, und dort empfängt der Chef des Hauses den ehemaligen Direktor der „Transatlantic“, dessen Besuch er erwartet. Kurd faßte ihn beim Eintreten aufmerksam ins Auge. Aber er suchte vergebens hinter der steinernen Unbeweglichkeit dieser Züge, hinter der vollkommen aristokratischen Ruhe, in der ganzen Haltung dieses Mannes etwas, das ihm über seine inneren Triebfedern Aufschluß gab. Er sah eine Gestalt vor sich, mittelgroß, mit leicht ergrautem, spärlichen Haar, mit feinen, beinahe sarkastischen Zügen und großen, scharfblickenden Augen; das Gesicht, schon ausgehöhlt und von fahlem Teint, verriet die fünfzig Jahre seines Besitzers, Schwarzfelder war mit dem vollkommensten Geschmacke und durchaus modern gekleidet; in manchen seiner Gesten und Bewegungen verriet sich deutlich das Bewußtsein von der Stellung und der Bedeutung, die er in der finanziellen Welt hatte.

Das war der Eindruck, den man bei der ersten Begegnung empfing, und dem auch Kurd sofort unterlag; hier war eine stärkere soziale Macht als alle, die er bisher kannte, auch eine stärkere, wie er sich eingestehen mußte, als er selber war. Dieser Mann stand mit Ministern und Königen in vertrauter Verbindung und war mit dem Kanzler des Reiches eng befreundet; ohne ihn kamen keine Friedensschlüsse, keine Kriegsanleihen und Kontributionen zu stande; er saß mit unter den Mächten, die über das Schicksal der Völker bestimmen. Die großen Geldmächte hängen heute durch eine Interessenpolitik zusammen, die ihre Begründung in den Verhältnissen hat. Will Rußland eine Eisenbahn durch Sibirien bauen, will Österreich durch die Regulierung seiner Valuta in die Bahn einer geordneten Wirtschaftspolitik einlenken, will Italien durch Aufnahme einer Anleihe sich in seinen Rüstungen den übrigen Großmächten gleichstellen, so kommt es zunächst auf vier bis fünf bekannte Namen der europäischen Finanzwelt an, deren Klang selbst den skeptischen Abendländer noch an die Märchen von Tausend und eine Nacht und ihre fabelhaften Schätze erinnert.

Zu diesen Namen gehörte Schwarzfelder. Er war mit der Wirtschaftspolitik des Reiches eng verknüpft und verkörperte in der That am besten die moderne Macht des Geldes, welche in einer Zeit, die alle Götter entthront hat, als regierender Souverän übrig geblieben ist.

Er hatte seit der Gründung der „Transatlantic“ ein gewisses Interesse an Bahnsen genommen, dessen Energie und dessen umfassender Blick ihm sympathisch waren, und daher rechnete dieser auch darauf, daß er die Vorgänge in der Hansastadt nicht so ohne weiteres hinnehmen werde.

Aber als er nach einer halben Stunde das Kabinett des Bankiers verließ, sah er blaß aus und fuhr sich mehrere Male nervös mit der Hand über die Haare, während Schwarzfelder ruhig und unbeweglich ihn etwas von der Seite betrachtete. Einmal lächelte er etwas ironisch, als er in einen gegenüberliegenden Spiegel sah. Der Gegensatz zwischen dem großen, blonden, echt germanischen Typus dieses Mannes und seinem eigenen kleineren, dunklen Habitus, der auf eine ganz andere Rasse hinzuweisen schien, fiel ihm auf.

Kurd hatte von ihm keine bestimmten Zusicherungen erhalten können. Er wollte sich erst nach der Lage der Sache und nach der zu treffenden Neuwahl erkundigen; im übrigen aber sehen, was er thun könne.

Wieder war es das unheimliche Bewußtsein, daß er hier an soziale Mächte geraten war, die stärker waren wie er, und die wie er, nur nach ihren eignen Interessen gingen. Für diese Leute war er nur, was für ihn in der Hansastadt seine Unterbeamten und Agenten gewesen waren.

„Es läßt sich ja leicht eine Pression auf die neue Geschäftsführung ausüben,“ sprach er im Gespräch zu dem Bankier. „Man kann ja Nachrichten von einer Verminderung oder Entziehung der Subvention verbreiten oder selbst Schritte dazu thun. Oder man kann zu Gunsten der deutschen Konsulate im Auslande höhere Abgaben auf die ‚Transatlantic‘ legen — Sie wissen, dieser Posten, der immer so viel Unzufriedenheit erregte.“

Der Bankier lächelte nur; es schien ihm selbstverständlich, daß er von solchen Maßregeln absah.

„Und dann muß die ‚Transatlantic‘ in nächster Zeit eine neue Anleihe aufnehmen,“ fuhr Kurd fort, „es hängt von Ihnen ab, ob das glückt oder nicht. Diese Anleihe wird wahrscheinlich zu einer Existenzfrage für die Gesellschaft werden.“

Schwarzfelder blieb einen Augenblick stehen und heftete aus seinen graublauen Augen einen aufmerksamen Blick auf ihn.

„Sie würden also Ihr eigenes Werk schließlich mit zerstören helfen?“ fragte er ihn.

„Wenn ich nicht mehr Herr darin sein kann — ja!“

Kurd brachte das schroff und kurz heraus. Man sah es an dem Ausdruck seiner Augen und seines Gesichtes, daß es ihm Ernst war mit dem, was er sagte. Ehe er seine Schöpfungen anderen überließ, eher war er imstande, sie mit eigener Hand zu vernichten.

Schwarzfelder prüfte ihn noch immer schweigend. Er wußte, wie leicht bei dieser Natur, die alles nur auf seine Persönlichkeit bezog, der Hang zum Maßlosen sich ausbilden konnte; er verstand diesen Zug, die Empörung darüber, daß ihm die Macht aus den Händen geglitten war.

„Sie sind noch nicht lange hier in Berlin?“ fragte er, um das Gespräch abzulenken.

„Erst vierzehn Tage etwa.“

„Erst so kurze Zeit — da werden Sie noch keine sehr lebhaften Eindrücke von hier haben. Besonders wenn man, wie Sie wahrscheinlich, hier wenig Verkehr hat.“

„Ich habe hier in der That Verkehr,“ entgegnete Kurd, indem er ihn ansah, „bei Frau Helga Grosven, der bekannten Sängerin, deren Namen Sie vielleicht auch gehört haben.“

Die Augen des Bankiers nahmen einen lebhafteren Ausdruck an als gewöhnlich.

„Frau Helga Grosven? In der That — ich bin sogar gut mit ihr bekannt. Wir haben in Ostende mehrere Male zusammen diniert und oft im Kursaal die Konzerte gehört. So — mit dieser sind Sie bekannt?“

„Wir sind halbe Landsleute,“ bekannte Kurd mit einem leichten Lächeln, das einen ironischen Beigeschmack hatte, „sie ist Amerikanerin, aber von deutscher Herkunft.“

„Eine sehr elegante und sehr liebenswürdige Frau, chic, äußerst chic,“ fuhr Schwarzfelder wie im Selbstgespräch fort. „Also deutscher Herkunft — das hätte ich nicht einmal gedacht; in Ostende sprach sie französisch mit einem Accent wie eine Pariserin. Ich habe gehört, sie suchte hier ein dauerndes Engagement bei Kroll für den Sommer. In den nächsten Wochen soll sie ja in der Philharmonie in einem Konzert zum ersten Mal singen —“

„In der That; sie hat mir auch davon gesprochen.“

Kurd wandte sich ab, während er das sagte, und der nervöse, unruhig gespannte Ausdruck seines Gesichts fiel dem Bankier auf, der es für nicht am Platze hielt, weiter zu fragen.

Schwarzfelder kannte aus eigener Erfahrung den eigentümlichen Einfluß, den Helga auszuüben pflegte. Er wußte, daß sie launisch, eigensüchtig, aber, wenn sie wollte, von einer sprudelnden Unterhaltungsgabe war, daß sie stets einen kleinen Kreis von Freunden und Verehrern um sich hatte, um dessentwillen sie alle übrigen vernachlässigte, daß dieser Kreis aber ungefähr alle vier Wochen zu wechseln pflegte; denn länger, hatte sie einmal lachend erklärt, vertrüge sie keinen Menschen.

Er wußte, daß es sehr schwierig war, sie zu unterhalten, daß es für beinahe unmöglich galt, sie zu fesseln und daß man es für eine Utopie erklärte, ihre Liebe zu erwecken. Das hatte er in Ostende gesehen, wo alles sie umschwärmte, und wo jeder nach kurzer Zeit mit mehr oder weniger Anstand seinen Rückzug nehmen mußte.

Es schien ihm, als ob sein Begleiter auch schon etwas von dieser gefährlichen Anziehungskraft Helgas verspürt hätte. Und er maß, als sich Kurd von ihm verabschiedete, noch einmal dessen hohe, kraftvolle Gestalt, als lege er sich die Frage vor, ob es diesem auch ergehen werde wie so vielen anderen.

Kurd ging, nachdem er die Börse verlassen hatte, mit langsamen Schritten über den Lustgarten nach den Linden zu. Er hatte den Kopf gesenkt, und seine Miene war nachdenklich und zerstreut, als ob ihn die Eindrücke der letzten Zeit viel beschäftigten.

Das war in der That anders gekommen, als er gedacht hatte.

Mit seinen Geschäften, mit der Erhebung der Erbschaft kam er nicht vorwärts — in ein solches Meer von Zerstreuungen und Vergnügungen hatte ihn der Verkehr mit Helga gestürzt. Er traf bei ihr Künstler, Theaterdirektoren, Journalisten; er besuchte mit diesen die Theater, machte Ausfahrten, soupierte spät; er sah sich in einen Strudel gerissen, der ihm ganz fremd war, den er aber acceptieren mußte, um sich auf guten Fuß mit ihr zu stellen. Und das alles spannte ihn ab; er war dieses Leben nicht gewohnt, bei dem sie in ihrem Elemente war, bei dem ihr förmlich Nerven zu wachsen schienen. Die seinigen litten darunter. Er war an Arbeit und Aufregung gewöhnt, aber nicht an diesen lärmenden Genuß.

Im Anfang hatte er diese ganze Bürde mit seiner gewöhnlichen brüsken Art abschütteln wollen. Da merkte er auf einmal, als er sich in seiner alten Weise zu analysieren versuchte, daß er im Grunde sehr gern zu Helga ging, ja daß an einem Tage, wo er sie nicht sah, ihm etwas zu fehlen schien. Er merkte, daß er die Theater- und Konzertabende, die er mit ihr verbrachte, mit Ungeduld erwartete, daß er sich selbst um die großen Kosten, die ihm dies neue Leben verursachten, nicht weiter zu kümmern begann. Denn Helga hatte einen luxuriösen Geschmack, und er hatte ihr schon öfter allerlei Geschenke gemacht. Kurd Bahnsen merkte mit einem Wort, daß diese Frau Einfluß auf ihn gewonnen hatte. Das war ein dumpfes quälendes Gefühl zuerst, als er das beobachtete — er fühlte, ging das weiter, so gab er seine Persönlichkeit auf.

Und er lachte jetzt selbst nicht mehr, als er sich

in gewissen Momenten fragte, ob er so etwas wie Liebe für sie fühle? — Er, der früher darüber gespöttelt hatte, der die Liebe als eine Absurdität geleugnet hatte.

Aber noch wies er den Gedanken zurück; es war im Grunde bloß ihre geistreiche Art zu plaudern, der künstlerische Luxus an ihrer Person und ihrer Umgebung, der ihn fesselte.

Er irrte sich. Es war etwas ganz anderes. Und das halbe Bewußtsein davon, das quälte ihn. Es war die Ahnung, daß das der Anfang vom Ende sei, wenn er dieses Weib wirklich liebe.

XV.

Kurd Bahnsen ging ungeduldig in dem inneren Hofe der Philharmonie auf und ab, während nur noch vereinzelte Konzertbesucher, die sich verspätet hatten, an ihm nach dem Ausgang vorbeipassierten, und das elektrische Licht seinen blendenden Schimmer auf das schwärzliche Asphaltpflaster warf.

Er erwartete Frau Helga, die er heute zu ihrem Debut hier begleitet hatte, und die in der That durch ihre schöne klangvolle Stimme und durch ihren vollendeten Vortrag das Entzücken des Publikums erregt hatte. Es waren zwar manche da, die behaupteten, es fehle dieser Stimme und diesem Vortrag ein gewisses Etwas, ein Timbre, durch dessen Hinzukommen erst die wirklichen Accente des Gefühls merkbar würden; es läge Kälte in ihrer Art, aber das war offenbar nur die Meinung weniger gewesen: die Mehrheit war für sie.

Und das war auch der Eindruck Kurd Bahnsens, der, noch immer geblendet, von einer Wirkung getroffen, an die er früher nie geglaubt hätte, bisweilen stehen blieb und das Phantom festzuhalten suchte, das er noch eben vor Augen hatte: die schöne Frau auf dem Podium stehend, in dem langen Schleppkleide von blauem Sammet, eine Rose im blonden Haar, wie sie die Arie aus dem Barbier singt — die göttlichen Töne Rossinis schienen sie wie Elfen und Kobolde zu umschweben; jauchzende Lebenslust, neckischer Übermut, leidenschaftliches Liebesgeflüster, alles trillerte und hüpfte in dieser wogenden Flut durcheinander; und die Seele dessen, der dem Sirenenliebe lauschte, fühlte etwas wie eine berauschende Weichheit, wie einen süßen, entnervenden Duft — Kurd bemerkte, während Tausende ihr Beifall klatschten, daß Frau Helga zu ihm hinübersah und ihm zunickte. Noch immer hatte er diese Blicke im Sinn.

Nie hatte er früher geglaubt, daß Musik so Herr werden könne über ihn. Jetzt, da das Weib hinzukam, jetzt war das etwas ganz anderes. Sie paßten zu einander, die schöne Frau und diese einschmeichelnden Töne — letztere schienen ihre natürliche Sprache zu sein, während das gesprochene Wort hart und trocken und kalt war. In den Zauberklängen Rossinis lag's wie ein Duft von goldblondem Frauenhaar, von dem Parfum weißer Hände, von der berauschenden Empfindung weicher, schwellender Formen.

Kurd Bahnsen schloß krampfhaft die Hände; er blieb stehen und aus seinen Augen schossen düstere Blitze, während die Stirn sich in Falten zog. Er kämpfte mit diesen Eindrücken — das sollte, das durfte ja nicht sein! Wo war seine freie, stolze Sicherheit von früher hin?

Diese Stadt und dies Leben begann ihm jetzt unheimlich zu werden. Zum ersten Mal begriff er ganz, welch eine Macht die Schönheit sein kann, eine Macht, die widerspruchslos ihre Opfer heischt, die alles verlangt, ohne selbst etwas dagegen zu versprechen.

„Ah, da sind Sie ja!"

Und Kurd begrüßte Helga, die unter den Säulen hervortrat, mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, obgleich er in der That länger gewartet hatte, als sie ihm gesagt hatte. Sie sah bezaubernd aus in dem Abendmantel von grauer Seide, der ihre Gestalt umschloß, während ein rosa Shawl den Kopf schützte, ein passendes Relief zu dem blassen Gesicht und den großen dunklen Augen.

Sie war in Begleitung noch zweier anderer Herren, eines einflußreichen Journalisten und eines bekannten Kunstmäcens, eines früheren großen Rittergutsbesitzers aus dem Osten, der aber seit Jahren in Berlin lebte und sich in der That nur damit beschäftigte, die Kunst, oder was er so nannte, zu kultivieren. Herr Doktor Landorf und Herr Kranzow, dies waren die Namen, begrüßten Kurd, der reserviert grüßte, bereits mit dem Lächeln eines Bekannten, obgleich sie ihn erst einige Abende vorher bei Schwarzfelder kennen gelernt hatten.

„Haben Sie sich von Ihren Bewunderern erholt, gnädige Frau?" begann Kurd das Gespräch, als sie dem Ausgang zuschritten.

Sie lachte; ein kurzes, gleichsam vibrierendes Lachen, das seltsam, aber nicht wohlthuend berührte.

„Ich konnte mir in der That kaum meinen Weg bahnen," sprach sie, „am schlimmsten war der Direktor und seine Frau von unserer früheren Bühne in New-York — Sie kennen ihn gewiß, Herr Bahnsen, er hält sich hier zum Besuch seiner Tochter auf. Und dann diese Blumen — aber wohin wollen wir eigentlich?" sprach sie auf einmal lebhaft, unter dem Portal stehen bleibend.

Die Herren sahen sie an.

„Ich habe durchaus keine Lust, jetzt schon nach Hause zu fahren," erklärte sie, „ich muß mich etwas erholen, und schlafen kann ich um diese Zeit doch nie. Schlagen Sie also vor —"

„Wollen wir bei Mühling soupieren wie neulich?" rief Kranzow interessiert, „da war's doch ganz nett?"

„Um bis zwei Uhr nachts dort auszuharren?" fiel Kurd mit einem sarkastischen Lächeln ein.

„Das ist gut für die Nerven," behauptete der junge Doktor Landorf, der, ohne sonst etwas zu leisten, durch ein paar witzige Feuilletons bekannt geworden war. Er hatte eine Manier, den Kneifer aufzusetzen, die Arme zu bewegen und den Rockkragen aufzuschlagen, die deutlich verriet, wie sehr er sich bemühte, einen „patenten" Lieutenant nachzuahmen.

Helga sann nach. Es war heute abend ein Zug nach etwas Außergewöhnlichem in ihr, ein Verlangen für ihre Nerven sich „Luft zu machen", wie es sich von Zeit zu Zeit immer bei ihr einstellte; und dann auch die Neugier, zu erproben, wie weit ihre Macht über Bahnsen schon reiche.

Kranzow schlug endlich vor, eine bekannte, große Weinstube in der Leipzigerstraße aufzusuchen. „Sehr feudal da, meine Gnädige," fügte er zur Empfehlung hinzu, „werden da wahrscheinlich allerlei Kollegen sehen, die vom Opernhaus dorthin kommen; elektrisches Licht, rote Teppiche, elegante Nischen mit Wandgemälden; höchst stilvolles Lokal."

Helga ließ sich bereden, und die bereitstehenden Droschken brachten bald die kleine Gesellschaft an das Ziel ihrer Fahrt.

Kurd glaubte bemerkt zu haben, wie sie dem jungen Journalisten beim Einsteigen einen freundlichen Blick zuwarf, es schien sogar, als ob sie ihm zulächle, und das fuhr ihm wie ein Stich durchs Herz, seine Stirn zog sich in Falten.

Aber gleich darauf zur Besinnung kommend, fragte er sich, was er denn eigentlich wolle.

„Bin ich denn wirklich eifersüchtig?" sagte er sich. „Und mit welchem Rechte denn nur? Es liegt doch weder Sinn noch Verstand darin. —"

Er vollendete nicht, sondern warf sich mit einem Seufzer in den Kissen des Wagens zurecht. Eine Ahnung befiel ihn, wie thöricht es eben sei, an Sinn und Verstand zu appellieren diesen brennenden schwarzen Augen gegenüber.

Die Weinstube in der Leipzigerstraße gehörte in der That zu den vornehmsten und größten der Hauptstadt; sie war erst neuerdings ganz modern eingerichtet und machte mit der Fülle ihrer bunten Glühlichter, den schweren Teppichen und den Sammetmöbeln einen luxuriösen und zugleich anheimelnden Eindruck.

Die kleine Gesellschaft machte sich's in einem der großen Nischenzimmer bequem, die, ohne durch einen Vorhang getrennt zu sein, doch ein Zusammenleben für sich gestatteten.

Helga bemerkte, daß Kurds Blicke auf sie gerichtet blieben; sie fragte ihn, indem sie lächelte:

„Nun, Herr Bahnsen, scheine ich Ihnen nach dem glücklich überstandenen Debut so verändert durch die Anstrengungen des Tages? Sie mustern mich so forschend —"

Er entgegnete rasch:

„Verzeihung, gnädige Frau, es war nicht das. Ich bewunderte nur den Geschmack Ihrer Toilette, und ohne Ihnen ein banales Kompliment machen zu wollen, mit welchem Geschick Sie den Sammet zu verwenden wissen. Ich habe bemerkt, daß Sie denselben bevorzugen."

Helga warf ihm einen aufmerksamen Blick zu.

„Sie haben gut beobachtet; in der That, ich habe eine ganz besondere Vorliebe für Sammet, und ich glaube, es giebt keine darin mögliche Farbennuance, die ich nicht besitze. Ich finde, es liegt in diesen tiefen, schillernden Stoffen eine seltsame Poesie; sie scheinen sich zu bewegen, und förmlich zu atmen."

„Poesie?!" fragte der Doktor Landorf mit einem Lächeln.

„Gewiß," entgegnete sie lebhaft; „die Poesie des Luxus, die einzige, die heutzutage möglich ist!"

„Ist das wirklich Ihre Meinung?" bemerkte der junge Mann, sie ansehend.

Helga lächelte spöttisch.

„Es ist im Grunde doch auch Ihre Meinung, es ist die jedes Menschen von heute, wenn Sie's vielleicht auch nicht so genau wissen," sprach sie. „Das Gold ist doch heute der Talisman, der alles herbeizieht. Jeder lebt, um es sich anzueignen; früher maß man den Wert der Menschen an allen möglichen Tugenden, die man von ihm verlangte, jetzt mißt man ihn nach dem Golde, das man ebenfalls von ihm verlangt. Und diese Veränderung haben doch Kunst und Poesie ebenfalls mitmachen müssen. Das Gold hat seine Poesie; finden Sie nicht, daß in dem Gedanken, man kann sich mit ihm wie mit einer Wünschelrute alles verschaffen, daß darin ein wunderbarer dämonischer Reiz liegt?"

Kurd hatte ihr mit leuchtenden Augen, mit fieberhaft erregten Gedanken zugehört. Er verstand, was sie sagte; das waren seine eigenen Empfindungen.

Der Journalist begann, indem er sie unverwandt ansah:

„Und Sie haben eben noch von Liebesglück und Sehnsucht gesungen, von dem Sturm der Leidenschaft, der alles andere vergessen macht!"

„Ah, Sie verstehen mich nicht; die Poesie, die darin liegt, das ist Macht — Poesie ist überhaupt für mich die höchste und begehrenswerteste Macht, die es giebt." Helgas Augen blitzten, während sie leicht an dem Glase dunkelroten Léoville nippte, das vor ihr stand. „Während ich singe, zwinge ich den anderen meinen Willen, meine Gedanken auf, sie müssen sich fügen, und das ist es, was mich reizt, was mir das Leben lebenswert macht!"

Sie hatte sich, die Arme verschränkt, in die Kissen des Diwans zurückgelegt; ein tiefer Glanz strahlte in diesem Moment aus ihren Augen: sie war nicht mehr Künstlerin, sie war nur Weib, das willensstarke, erobernde Weib, das alle Schätze der Kultur nur dazu angewandt hat, um seine eigenen gefährlichen Naturanlagen auszubilden . . .

„Und von dem Inhalt dessen, was Sie singen, empfinden Sie nichts?" fragte Kranzow, wie es schien, ziemlich erstaunt.

„Ich bitte Sie, wie sollte das denn möglich sein? Ich singe doch heute dieses und morgen jenes; ich muß bald in die Rolle schlüpfen, bald in die; das ist doch alles Sache der Kostümierung. Und ist nicht das ganze Leben Sache der Kostümierung?" fügte sie hinzu, die Herren lächelnd ansehend — ein überlegener spöttischer Blick, der sie fascinierte, obwohl etwas wie Geringschätzung darin lag. „Es geht alles um uns herum, Gestalten, Masken, Tragödien und Komödien — alles verändert sich, nur unsere Persönlichkeit bleibt. Und die will fest stehen und über die anderen herrschen. Jeder wählt sich seine Mittel dazu; das meinige ist die Kunst. Ihr Wohl, Herr Bahnsen!" Sie hob das Glas und warf ihm

einen strahlenden Blick zu, während Landorf sie fast mit den Augen verschlang.

„Ein dämonisches Weib!“ murmelte er vor sich hin.

Kranzow dagegen hob aufgeregt die Hand.

„Aber die Ideale, meine Gnädige, sind in der Kunst doch —“

Sie machte eine abwehrende Bewegung und unterbrach ihn.

„Ah, mein bester Herr Kranzow, an dies Deutsch muß ich mich erst wieder gewöhnen; das bekomme ich drüben nicht zu hören. Aber es ist interessant, fahren Sie nur fort.“

Sie zupfte ganz langsam und graziös an dem Spitzentaschentuch, das sie in der Hand hielt, während Kranzow konsterniert schwieg.

„Ich verstehe Sie, gnädige Frau,“ sprach Kurd Bahnsen, sie mit einem glühenden Blicke betrachtend, „Sie suchen die Macht in Ihrem Leben — Macht um jeden Preis; die anderen sollen sich unterwerfen, und Sie werden dabei keine Rücksicht auf sie nehmen.“

„Pah, was gehen uns die anderen an?“ antwortete sie, indem sie langsam das Taschentuch hin und her bewegte und den feinen Duft von Springflower einsog, der daraus hervordrang. „Solche Rücksichten verlernt man in meinem Lande drüben, dergleichen gestattet das Leben heute nicht. Wir stürmen weiter und weiter, und wer am Wege liegen bleibt — Und es ist doch noch so schön dies Leben, es bietet in seinen Tiefen und Höhen so viel seltsame Reize!“ Sie lächelte beinahe träumerisch, wie von Erinnerungen befangen; ihr nach oben gekehrter Blick schien Visionen und Bilder aus der Vergangenheit heraufzubeschwören.

Kurd starrte sie noch immer an; er hatte wieder dieselbe Empfindung wie damals an dem Abend, als er sie zum ersten Mal traf, als er sie gleichsam aus dem Meere aufsteigen sah: eine berückende Erscheinung, deren Reize die Sinne verwirrten, und in deren ruhigen, dunklen Augen so viel Gefahr und Verderben schlummerte.

Und er wußte jetzt, man hatte so oft von dem Bösen und Gefährlichen gesprochen, das in ihm sei, und er hatte sich mit einem gewissen Trotze desselben gerühmt; aber da sah er, dies Weib war noch viel böser — mit ihrer zarten Gestalt, ihren weißen Händen und ihrem flutenden blonden Haar.

Und das reizte ihn und schlug wie die Flamme eines Vulkans in ihm empor; er wußte jetzt, er liebte sie, und er begehrte sie; sie mußte die Seinige werden, daran wollte er seinen letzten Willen und seine letzte Kraft setzen. Das war etwas ganz anderes wie all die übrigen; hier war ein Geist, der ihm gleich war, ein Weib voll geheimnisvoller, dämonischer Poesie, und das mußte er gewinnen!

Helga Grosven sah mit halbgeschlossenen Augen zu ihm herüber, dann rief sie auf einmal:

„Wissen Sie, Herr Bahnsen, daß Sie mich heute abend interessiert haben? Ich hatte, offen gestanden, immer gezweifelt, daß Sie für italienische Musik sehr empfänglich seien, aber heute waren Sie ganz verwandelt — ich habe Sie beobachtet!“

„Ich habe vielleicht nicht so sehr hingehört,“ erwiderte Kurd halblaut, „aber ich sah Sie —“

Frau Helga verstand. Sie senkte rasch die Augen, aber unter den langen, gesenkten Wimpern hervor traf Kurd ein Blick — ein Blick so verlockend und so vielsagend, daß sein Herz rascher schlug, und seine Sinne sich verwirrten.

Sie merkte — er war ihr verfallen, und langsam aber immer sicherer schlug sie eine Masche ihres Netzes nach der anderen über ihm zusammen.

Mit dem Souper war man allmählich fertig; der feurige Rotwein hatte die Gedanken und Zungen beweglicher gemacht; Helga mußte auf Wunsch der Herren allerlei aus ihrer Theaterlaufbahn erzählen, wie jene sagten; sie unterbrach sie, indem sie rief:

„Von einer eigentlichen Theaterlaufbahn kann ich nicht reden, ich habe stets nur ausnahmsweise dem Theater angehört; es lag an einer eigentümlichen Abneigung meiner Familie dagegen, obgleich mein Vater und meine Mutter Schauspieler waren. Dagegen fing ich schon sehr frühe mit Konzerttournéen an, bereits mit fünfzehn Jahren, und Sie wissen, das ist bei uns alles auf ganz anderem Fuße eingerichtet.“

Und sie gab ihren Zuhörern Begriffe von dem großartigen Stil des Lebens in der transatlantischen Republik; von der Ungeheuerlichkeit der Reklame, von dem Pomp dieser inscenierten Kunstreisen, den Feerien und Massenballets, die Tausende in Bewegung setzten; dies alles erzählte sie ernsthaft und nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, das sie durchblicken ließ.

In der That, was sie erzählte, das war wieder die Poesie des Luxus, des Luxus, der alles ergriff und verdarb.

„Sie werden doch bei dem Sommerfest sein, das Schwarzfelder nächstens in Charlottenburg giebt?“ sprach sie dann, indem sie sich an Bahnsen wandte, „es soll großartig werden; Kostüm und Dekorationen der Renaissance “

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Kurd, „ich habe noch keine Einladung.“

„Die kann ich Ihnen verschaffen,“ sprach sie lächelnd, „das wird keine Schwierigkeiten machen. A propos,“ fügte sie in gedämpftem Tone hinzu, „wie steht es denn jetzt mit Ihrer Angelegenheit bei ihm?“

Er zuckte die Achseln.

„Bestimmte Zusicherungen habe ich noch nicht erhalten,“ antwortete er kurz. Eine Wolke flog über sein Gesicht, und das entging ihr nicht.

(Schluß folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Meeresheimat.

Von **Ansas Karalis.**

I.

Ob Deine Wogen rauschten oder schliefen,
Du hieltst die Treue mir in Deinen Tiefen,
Und wirst sie mir, ich weiß es wohl, bewahren,
Bis einst ich müde bin und grau von Haaren.

II.

Ich bleibe, was ich war an Deinem Strande,
Zu allen Zeiten und in jedem Lande,
Und sollte Tod mir und Verderben drohen,
Treu bleib' ich Dir und mir und allem Hohen,
Und bleibe rein im Wachen und im Träumen
Wie Deiner kühlsten Welle duftig Schäumen.

III.

Hier steh' ich — alt an Leid und jung an Jahren;
Mein Herz ist wund, mein Glauben ist zerschlagen,
Nun lies in meinen gramdurchfurchten Zügen,
Daß ich noch wahr blieb unter all den Lügen,
Und daß ich's Deiner würdig hab' getragen.

Mein großes Meer — wir bleiben ja die Alten!
Nur hab' Geduld mit mir — ach, wenn Du wüßtest,
Was ich gelitten habe seit der Stunde,
Da Du den Schwur vernahmst aus meinem Munde
Und mir zum letzten Mal die Füße küßtest!

IV.

Schwarz liegst Du da und grollst; indes dort oben
Schon vor das Licht sich dunkle Wolken schoben,
Und Sturmgewalten Dir im Innern wühlen
Und tiefe Schatten Deinen Atem kühlen.
Auch zuckst und zitterst Du; die Möwen fliegen
Eilfertig her und hin; und plötzlich biegen
Die Föhren tief die Wipfel. Jäh zerreißen
Die Wolken droben und ein Streifen weißen,
Unird'schen Lichts zuckt auf; dann Nacht und Stille,
Gelähmt des Vogels Flug und jeder Wille;
Und dann — ein Pfiff — ein Zischen — los! Die Wellen
Wirfst hoch Du auf, um jäh sie zu zerschellen.
Das ist die Brandung — Deine Stimme dröhnend,
Des Sturmes helles Sausen übertönend,
Braust auf — und weit umher fliegt Schaumesregen.
Wirf mir aufs heiße Haupt den kühlen Segen
Und rausche — rausche, Meer! O, ich verstehe,
Steig' himmelan, ich gehe mit, ich gehe.

V.

O, laß aus Deinen Wassern, Meer, mich trinken
Und meine Seele laß in Deine sinken.
Und wenn Du die gewalt'gen Wogenschwingen
Zusammenlegen wirst nach diesem Ringen
Und auf den Wassern spiegeln Himmelsruhe,
Dann lehre mich, daß ich das Gleiche thue,
Denn Du bist größer als der Erde Schmerzen
Und als die Wonne in der Menschen Herzen
Und als das Leid, das heimwärts mich getrieben,
Und größer selbst als all mein heißes Lieben.

Briefe aus London.

Von **Carola Blacker.**

Lieber Freund!

Schon lange habe ich Ihnen keinen Brief geschickt. Doch statt eine Ihrer kostbaren Minuten mit erklärenden Entschuldigungen zu verschwenden, will ich lieber, mit Ihrer freundlichen Erlaubnis, mich ohne weiteres in mein Thema stürzen.

Der Arme empfindet gleich dem Reichen das Bedürfnis nach Freude; das liegt tief im Wesen der menschlichen Natur. Alle haben an Freude ein Recht. Wenn wir deshalb von dem „gemeinen Mann" vollständige Entsagung verlangen, weil er sie sich auf erniedrigende Weise sucht, so predigen wir statt Ethik Asketik. Der Arbeiter würde ohne sie zur Maschine, nicht nur zu seinem individuellen Schaden, sondern zu dem der ganzen Nation. Durch die verdüsterten Lebensbedingungen der großen Fabrik- und der Millionenstädte ist dies Bedürfnis nach Vergnügen in den Vordergrund getreten, und daß es auf edle Art befriedigt werde, ist heute für den Gebildeten eine Pflicht. Geistige Besitztümer dürfen nicht mehr als das ausschließliche Vorrecht einer Klasse betrachtet werden; und gewisse Anschauungen des Sozialismus, die in betreff des materiellen Besitzes nicht ganz des Grundes entbehren, müßten hier zur vollen Geltung gelangen. Der Sozialismus im schlimmen Wortverstande erhält seine Nahrung nicht allein durch die Unerträglichkeit des Daseins der niedern Klassen und durch deren aufgereizte Neidgefühle, wie manche behaupten, sondern, nicht am wenigsten, durch die selbstische Genußsucht der Gebildeten.

Daß man dies hier schon seit längerer Zeit erkennt, beweisen die zahlreichen Klubs für männliche und weibliche Arbeiter, Vereinigungen zu Sports und Spielen im Freien, Ausflüge auf das Land und Einladungen zu Festen in den Gärten und Häusern der Reichen, Blumenspenden, Konzerte, Vorträge und Ausstellungen jeder Art. Die jetzt so häufigen Free Loan Exhibitions*) sind eine dieser Bethätigungen. Sie gewähren dem Armen eine Freude, die dem Besitzenden durch die längere Trennung von seinen Schätzen, sowie durch die verschiedenen Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, ein Opfer kostet. Darin liegt ein ethischer Wert, der auf beide Teile nicht ohne Wirkung bleibt. Indem aber auch die Gebildeten bei diesen Ausstellungen das Führer- und Erkläreramt übernehmen, kommt dazu das menschliche Nahetreten der Klassen in einem gemeinsamen idealen Interesse.

*) Ausstellungen geliehener Kunstwerke mit freiem Eintritt.

Fragen denn die Arbeiter und die Armen überhaupt etwas nach Bildern? — Und wenn nicht, böte das nicht gerade einen Grund, ihnen dies neue Freudenfeld nach und nach zu eröffnen? Aber sie thun es, wenn auch auf ihre eigene Weise. Man will ja aus ihnen keine ästhetischen Kritiker machen. Sie freuen sich am Gegenstand des Dargestellten, der ihr sittliches Gefühl anregt, oder ihre Phantasie, oder auch nur die Neugier oder Wissensbegier. Und wenn sie selbst nicht imstande wären, in Linien und Farben einen Gegenstand zu erkennen, so haben sie eine Vergnügungsempfindung am Erlernen, an einer neuen Erfahrung. Ja wenn nur einer oder der andere den Eindruck empfängt, daß es überhaupt Vergnügen anderer Art, als die bloß materiellen giebt, so hätte er etwas gewonnen und der Anfang zu einer Veredlung wäre gemacht.

Daß sie mit Vergnügen zu solchen Ausstellungen kommen, beweist die Zahl von Besuchern während zwanzig Tagen der Free Loan Exhibition in South Lambeth, einem Stadtteil des südlichen Themseufers, der den Osten Londons an Elend wohl noch übertrifft. Es kommt da der Fabrikarbeiter noch um sieben Uhr, nach dem schweren Tag und gedenkt nicht seiner Müdigkeit; der Handwerker mit seiner jungen Frau, seit Wochen schon ohne Verdienst, ist bereit, die täglich wachsende Sorgenlast beiseite zu legen und andern Gedanken sich zu öffnen; der abgemagerte Schreiber, dem Hunger und Kälte den Pessimismus ins Herz gelegt haben, fühlt sich von einer vergessenen Wärme erquickt beim Bilde vom verwundeten Krieger und seinem Pferd, die einsam, aber mit ergebener Ruhe in der vollführten Pflicht am Wege sterben. Daß Menschen unter solchen physischen und Gemütsverhältnissen überhaupt in eine Ausstellung gehen, zeugt nicht nur für die dem Armen von Gott besonders verliehene geistige Elastizität, sondern kaum weniger für ihre Hinneigung, ihr Bedürfnis nach solchen Interessen.

Die Hilfe beim Schauen erhöht ihr Vergnügen, denn das Volk ist auch hierin den Kindern gleich. Wie bei diesen wird aber die wiederholte, selbst kleinste Hilfe zur Erziehung. Und in dem gegebenen Falle sollte sie sich weniger an den Intellekt wenden, als an jene Hälfte des menschlichen Wesens, die das Gemüt, die Empfindungen, die Ideale einschließt und die durch das schwere Arbeiterleben so unterdrückt ist, daß der ganze ungeteilte Mensch sich selber nimmer findet.

Gleich der Halbbildung in den obern Gesellschaftsschichten bewirkt auch bei den Leuten aus dem Volke ein bloßer Anhauch von Kultur, durch seinen Glauben an die eigene Kritikfähigkeit, eine erschwerte Zugänglichkeit für das einfach Gesunde. Wenn ein höherer junger Arbeiter darauf bestand, daß ein Bild schön sei, weil die Kissen eines Ruhebettes „zum Greifen deutlich" gemalt seien, so hatte er diese Art des materialistischen Kunstgenusses mit manchem „Hochgebildeten" gemein. Wenn jedoch einige zerlumpte Jungen eine Ansicht von Westminster Abtei und den Parlamentshäusern, unter deren Schatten sie leben, mit Jubel begrüßten und mir mit Stolz die verschiedenen Türme beim Namen nannten: that's big Ben, that's little Ben, — so war das ein Realismus, der aus einem warmen Freudegefühl am Heimatlichen entsprang. Aus der gemeinen Alltäglichkeit herausgehoben zu werden, thut dem Ungebildeten so wohl als uns. Wenn ihm auch eine naturalistische Darstellungsweise das Sehen erleichtert, so sucht er doch instinktiv nach der Idee. So gingen selbst die Kinder an einem großen Ölbild: ein Mädchen, welches einer Katze eine Schale Milch hinhält, fast gleichgültig vorüber, legten aber durch die trockene Bemerkung that's Pussy's breakfast immerhin mehr Phantasie hinein, als der Künstler selbst. Dagegen erregte ein anderes, diesem in gewisser Beziehung verwandtes Gemälde, Begeisterung bei jung und alt. Im ärmlichen dunklen Zimmer, zu dessen Fenster im Hintergrund die kalte Winterdämmerung hereinschaut, sitzt auf niederem Schemel ein kleines Mädchen und hält sorgsam im Arme ein noch kleineres schlafendes Kind. Auf die beiden Gesichter fällt der glühend rote Schein des Kaminfeuers; man sieht es nicht, aber man fühlt die Wärme und folgt dem Blick des mütterlichen Kindes, das in der Glut ahnungsvoll die Sorgen eines schweren Lebens zu erschauen scheint. Was in der sonst grobnaturalistischen Darstellung die Gemüter erfaßte, das war die Verklärung des Reinmenschlichen, die Poesie.

Auch unter den Landschaftsbildern fand ich, daß mit den bekannt und liebgewordenen Gegenden solche am meisten anklangen, worin ein Gedanke, oder eine verschiedene Stimmung zum Ausdruck kam. So der gotische Kirchturm einer Seestadt, der wie ein Schutzengel, in verklärtem Weiß, hoch gegen den düstern Himmel steht, den Schiffern, weit draußen auf dem Meer, ein sichtbares schützendes und leitendes Heimatszeichen. So auch die duftige Gegend von Hügeln und Feldern und Bäumen mit dem weiten Himmel drüber und den gelben Narzissen im schattig grünen Vordergrund. Ich las den Knaben, die wie im Märchen vom Rattenfänger von Hameln zu immer größerer Schar wuchsen, das beigegebene Motto des Kataloges aus Wordsworths lieblichem Gedicht:

I wandered lonely as a cloud
That floats on high o'er vales and hills,
When all at once I saw a crowd,
A host of golden Daffodils.

Sie hörten atemlos andächtig zu; und nachdem ich geendet, erscholl drängend die Bitte: read it again, read it again! Auch in den Millionenstädten ist die Göttin Poesie noch nicht ganz vertrieben, und wohl am fühlbarsten lebt sie in dem Sinne für die Natur. Rührend zeigte sich dies, vielleicht als erstes Regen seiner Phantasie, bei einem meiner Knaben, der mit träumerischen Augen voll unbewußt traurigen Erstaunens in eine öde Welt schaute. Still und gierig lauschte er meinen Beschreibungen von blumigen Wiesen mit klaren Bächen und ruhenden Herden im Schatten blühender Hecken. Ich fragte ihn, ob er auch schon auf dem Lande gewesen sei. „Niemals," sagte er mit der melancholischen Ruhe des Armen. Als aber später die anderen Knaben mir mitgeteilt hatten, was sie einmal werden wollten, blieb er ein paar Augenblicke still in sich versunken; dann erhob er die großen Augen, als blicke er in ein fernes Feenreich und sagte halblaut wie in träumerischer Begeisterung: „Wenn ich erwachsen bin, geh ich aufs Land!"

Doch, um wieder auf die Kunst zurückzukommen. „You see," sagte zu mir ein alter Arbeiter, „in jedem Bilde sehe ich deren zwei: das, welches der Künstler wirklich gemalt hat, und ein anderes, welches er nicht gemalt hat, das hinter dem andern steckt." Und er machte es mir deutlich an einem Hochzeitsmahle, indem er mir erst die Gegenstände, den Raum, die Figuren in ihrer äußern Bedeutung beschrieb, und dann den tiefern Sinn, die Gedanken und die Gefühle, die er aus dem Bilde heraus, oder teilweis auch hineinlas. Er hatte da ganz einfach, ohne es zu wissen, in der notwendigen Vereinigung des Realen und des Idealen das Grundprinzip der wahren Kunst gefunden. Die bloße Nach-

ahmung der Natur wird nicht nur das Gemüt niemals befriedigen — eine wahrhafte Nachahmung der Natur giebt es gar nicht. Dies beweist die Unfähigkeit jener schlichten Leute in den naturalistischen Bildern einen Gegenstand zu erkennen. Für das physische Auge sind es eine Masse von Linien und Farben, in die nur das Geistige die Ordnung bringen kann, durch welche sie zu einer Wirklichkeit werden. Denn alles Sehen und Erkennen vollzieht sich im Geiste nur, und ohne ihn muß auch der handgreiflichste Naturalismus ohne Wirkung bleiben.

Wie die Ehrfurcht vor dem Schönen im menschlichen Wesen liegt, zeigten mir auch meine Buben. Es war eine Unruhe entstanden und auf einmal wurde einem unter ihnen eine riesige Ohrfeige appliziert. Die Erklärung erhielt ich im Tone schmerzlicher Entrüstung: er (der Bestrafte) hat sich über die Bilder lustig gemacht!

Ich habe an den Nachmittagen, da ich in der Ausstellung von South Lambeth Führer war, gar manches gelernt. Mir scheint, daß wie im Reiche der Kunst, so auch im großen Reiche des Lebens selbst, das Ideale mit dem Realen sich verbinden muß. Und wenn edle Freuden dem Volke notwendig sind, so muß schon die Erziehung darauf hinwirken, indem sie jenen beiden ihr Recht gewährt. Es ist deshalb ein Irrtum, sich zu ereifern gegen das „viele Unnötige", was jetzt die Volksschulen lehren, weil es nicht zu einem besondern Gewerbe nützlich ist. Der Knabe, der mit vor Interesse leuchtenden Augen mir bei der Erklärung einer römischen Ruine half und erzählen konnte, daß die Römer Civilisation und Christentum nach England brachten, — und jener, der mit den Gefährten die seltenen Halfpence zusammen gespart hatte, nicht zum Naschen, sondern zu einer Fahrt auf dem Fluß nach Greenwich, — und jener andere, der nicht Lastträger wie der Vater, sondern voll Ehrgeiz Schreiner werden wollte, — sie gaben mir ein Beispiel der „wachsenden Ansprüche", wie sie der Arbeiterklasse zum Vorwurf gemacht werden. Viel richtiger aber wäre es, in solchen Ansprüchen das im Menschen liegende Bedürfnis nach dem Idealen zu sehen. Sie bezeichnen das Emporbrängen der unteren Schichten, ein Merkmal nationaler Gesundheit, und ohne welches sie von dem nachdrängenden Proletariat verschlungen würden. Das Kulturstreben eines Volkes muß jedoch von den beiden Polen der Gesellschaft ausgehen, so zu sagen in der Richtung gegen den Kern. Und es wird solches Abwärtsstreben der höchsten Klassen ihnen zur Vertiefung werden, deren sie notwendig bedürfen.

London. Juni 1893. In herzlicher Freundschaft
Carola Blacker.

Glöckner Tod.

Bereitet Euch, das Glöcklein klingt,
Es läutet ein die ew'ge Nacht,
Die Frieden, seligen Frieden bringt
Im kühlen, tiefen Erdenschacht.
Ich komm' und streck' Euch alle aus
Zum letzten Schlaf; habt guten Mut,
In Eurem schön bekränzten Haus,
Da ruht sich's wundergut.
Macht Euch bereit,
Mein Glöcklein klingt,
Die Sonne sinkt,
Die Sonne sinkt,
Es ist nun Zeit!
Und wär' verschlossen Thor und Thür,
Ich komme doch und tret' herfür;
Das Meer, es ist mir nicht zu breit,
Kein Berg zu hoch, kein Weg zu weit,
Kein Mensch in dieser Welt zu fein,
Und sollt's ein Kronenträger sein,
Ich lösch' ihm aus das Lebenslicht,
Sein Herz wird still, sein Auge bricht.
Wie Blatt um Blatt vom Baume fällt,
Wenn's herbstet rings in Wald und Feld,
So fallen sie von meiner Hand,
Soweit das blaue Zelt sich spannt.
Und ist mir gleich, ob jung, ob alt,
Ob heiß das Blut, ob's träge wallt,
Ob es ein Kindlein, Rosen gleich,
Der Mutter Glück und Himmelreich,
Ob es ein Greis mit weißem Haar,
Gebückt und krumm, der Freude bar,
Ob es ein schmuckes Jüngferlein
Mit Augen hell wie Sonnenschein,
Ob es ein arm bekümmert Weib,
Reizlos mit abgezehrtem Leib —
Ich überleg's nicht hin und her,
Ich komme — und sie sind nicht mehr —
Macht Euch bereit,
Das Glöcklein klingt,
Die Sonne sinkt,
Die Sonne sinkt,
Es ist nun Zeit!
Und sträubt Euch nicht, schau' ich herein
Ins Prunkgemach und Kämmerlein,
Und wenn Ihr schwelgt beim üpp'gen Mahl
Und meiner spottet beim Pokal,
Ich reiß Euch nieder von dem Sitz,
Geschwind und jählings wie der Blitz,
Und wenn Ihr mich um Gnade fleht,
Von meinem Hauche kalt umweht,
Euch klammert an das Bett vor Grau'n,
Mich, Friedensherold, anzuschau'n,
Es ist umsonst; mich rührt kein Ton,
Der Eurer bangen Seel' entfloh'n
Mich rührt kein Blick, und wär er süß,
Wie Engelsblick im Paradies.
Das Glöcklein klingt,
Macht Euch bereit,
Die Sonne sinkt,
Es ist nun Zeit!

Max Heinzel.

Pariser Augenblicksbilder (1892).

Von Helene Menzel.

(Schluß.)

Tageseinteilung im Heim. — Der Pastor und die Omeletten. — Une belle enfant.

Die weckende Glocke ertönt im Heim im Sommer um halb sieben Uhr. Es wird aber erst ganz allmählich hinter

den langen Stores lebendig. Fast alle Pariser Fenster sind nämlich wie unsere Balkonthüren und haben außen ein eisernes Gitter bis zur Höhe unserer Fensterbretter.

Um halb acht Uhr ist das gemeinsame Frühstück, an das sich die Andacht schließt. Hierauf giebt die weltliche Vorsteherin ein französisches Diktat; die Beteiligung daran ist ganz freiwillig. Das zweite Frühstück um halb zwölf Uhr entspricht unserem Mittagessen und schließt mit einem Täßchen schwarzen Kaffee. Der Tischwein ist in der Pension nicht mit einbegriffen; aber das Stubenmädchen bringt auf Wunsch eine Riesenflasche Rotwein für 1 Frc., die man durch ein Bändchen als Eigentum markiert. Zwischen dem zweiten Frühstück und dem Diner um halb sieben Uhr ist keine offizielle Mahlzeit. Wer eine geheime abhalten kann, tant mieux pour lui. Pünktlichkeit bei den Mahlzeiten ist erstes Hausgesetz, das bei den furchtbaren Entfernungen manchmal wirklich schwer innezuhalten ist. Die Speisen kommen im Aufzug aus der Küche, dessen Handhabung aber für eine neue Donna gar nicht so leicht sein muß; denn manchmal kündet ein Donnergepolter an, daß die tückischen Tellerstöße nicht allzu glücklich unten angekommen.

Außer am Sonntag wird auch am Freitag Abend das Diner durch eine Omelette oder andere süße Speise verlängert zu Ehren des Pastors, der mit schöner Regelmäßigkeit diesen Abend dem Heim widmet. Den mutigen Seelenhirten stören die zwanzig weiblichen Augenpaare in seinem glänzenden Appetit durchaus nicht; nur hin und wieder richtet er das Wort an seine nächste Umgebung und entschädigt die andern nach Aufhebung der Tafel durch einen biedern Händedruck. Zum Schluß hält er im Souterrain, im Saal der Bonnen, eine Andacht.

„La bonne" bedeutet in Paris das Dienstmädchen; die Abarten sind „la cuisinière" und „la femme de chambre". Die deutschen Bonnen im Heim sind von den Lehrerinnen vollständig abgesondert. Die Freitag-Andacht ist das einzige Gemeinsame. In ihrem Thun und Lassen sind sie aber ebenso unbehindert wie die Bewohnerinnen des ersten Stocks, und da ihr Anzug manchmal mindestens ebenso gut wie der der Lehrerinnen ist, so mag wohl manches Abenteuer, das sie auf den Straßen von Paris erleben, auf Kosten der Lehrerinnen kommen, da die Adresse ja dieselbe ist.

In Batignolles, das trotz seiner siebenstöckigen Häuser doch ein fast ländliches Aussehen hat, kann man seine kleinen Besorgungen sogar ohne Hut und Handschuhe machen, ohne Abenteuer zu gewärtigen. Im schlimmsten Fall lassen die Droschkenkutscher, die am Ende der Straße halten, oder die Arbeiter, die bei ihrem Becher Wein auf der Straße sitzen, ihr beifälliges „belle enfant" hören, ein Anachronismus, an den man sich bald genug gewöhnt. Von dem glänzenden, üppigen Pariser Leben ist hier nichts zu merken; Batignolles ist, wie alle Faubourgs, das Viertel der Armut und der Arbeit.

Die altmodischen Omnibuskasten. — Ein vergeblicher Ansturm auf die Wissenschaft.

Mit den Heimgenossinnen unternehme ich manchen kühnen Streifzug durch Paris. Die erste Aufgabe dabei ist immer aus Batignolles herauszukommen. An der nächsten Straßenecke schon münden die Ungetüme von Omnibussen, deren man sich hauptsächlich bedient. In dem Centrum der Kultur diese uralten rasselnden Gefährte zu finden, die an die urgroßväterlichen Post- und Reisechaisen erinnern, muß den Fremden einigermaßen in Erstaunen setzen; Pferdebahnen existieren nur in wenigen Stadtteilen.

Heut ist ein etwas trüber Nachmittag und wir beschließen einen Ansturm auf die Sorbonne, wo man, um Zutritt zu allen Vorträgen zu erhalten, sich eine Karte erobern muß. Unser kleiner Zug besteht aus der Brillenschlange, der Pommeranerin und einer in Drohzig ausgebildeten Lehrerin. Die andern klettern ohne Besinnen auf das sogenannte Impériale, das Dach des Omnibus, auf dem man für 15 Cent. durch ganz Paris gerüttelt wird. Ich bin, wie alle Neulinge, entsetzt, als Dame diese steile Hühnersteige erklettern zu müssen. Aber was wollen Sie? Jedes Land hat seine Sitten und bei näherer Überlegung mußte ich mir sagen, daß man hier oben den doppelten Genuß der frischen Luft und eines freien Blicks hat. Die Nachbarschaft kann oben ebenso wie unten auf den Polstern ein mehliger Bäckerjunge oder ein rußiger Arbeiter sein. Übrigens braucht man nicht ängstlich von einem so leicht abfärbenden Nachbar wegzurücken; denn er wird selbst die größte Vorsicht beobachten. Auch das Gespräch der Leute der arbeitenden Klasse kann niemals unangenehm berühren. Wenn sie überhaupt miteinander sprechen, dann geschieht es halblaut und in der durch alle Klassen hindurchgehenden praktischen und geschickten Ausdrucksweise, von der der Fremde viel lernen kann. Meistens aber zieht auch der Arbeiter sofort seine Zeitung heraus, in die er sich, unbekümmert um alles Getriebe, vertieft.

Die furchtbar steile Avenue de Clichy herauf haben selbst die fünf starken Pferde Mühe, uns fortzubringen; aber auch auf ebenen Straßen wird nur ein mäßiger Trab genommen, der ein beständiges Auf- und Absteigen ohne irgend welche Gefahr erlaubt. Einen lebhaften Eindruck macht die Stadt auch hier schon; als ungewöhnlich fallen mir die vielen Ausstände der Waren auf der Straße auf. Wo es der Platz nur immer erlaubt, sind ganze Lager von Schuhen, von Porzellan, von Herren- und Damengarderobe auf dem Trottoir. Für einen ununterbrochenen Ohrenschmaus aber sorgen die Straßenausrufer, criards des quatre saisons, die vom ersten Hahnenschrei an Paris beleben. Zum Glück schieben sie ihre Ware in offenen Karren vor sich her; denn ihren wunderbar accentuierten Schlachtruf kann man unmöglich verstehen. Grüne Erbsen, Zauberlaternen, Artischocken, Schuhwichse, Stockfische und Austern, vor allem aber Orangen und wieder Orangen begegnen einem auf Schritt und Tritt. Während der dreiviertelstündigen Fahrt sehe ich so viel Imponierendes, daß ich aus dem Ach und Oh nicht herauskomme. Der Eindruck der einzelnen hervorragenden Gebäude, Kirchen, Alleen und Plätze, deren Namen mir unaufhörlich von rechts und links genannt werden, geht in dem gewaltigen Gesamteindruck unter. Wer aus einer engen Festung kommt, muß ja entzückt sein von diesen herrlichen breiten Alleen, von diesen unzähligen wohlgepflegten Plätzen, die mit ihrem frischen Grün dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt gewähren. Aber auch noch in anderer Weise ist dafür Sorge getragen, daß auch der längste Boulevard nicht ermüdet. Immer eröffnet sich am Ende der Ausblick auf eine Säule, eine Fontaine, ein Theater oder ein anderes Prachtgebäude. Niemand kann sich dem Eindruck von so viel Schönheit und Reichtum entziehen; was Paris aber gleichzeitig ehrwürdig macht, das ist sein Alter. Diese Kirchen, deren Mauern den Jahrhunderten Trotz geboten, diese Brücken, die vor mehr als tausend Jahren schon die Seine-

ufer verbanden, diese Paläste mit ihrer im Laufe der Jahrhunderte so wechselnden Bestimmung, alle diese steinernen Veteranen rufen dem rastlos eilenden Kinde des Jahrhunderts zu: Eile vorwärts, jage ruhelos dem Ziele nach, das Du erreichen willst; denn auch Dein Geschlecht ist nur ein Geschlecht flüchtiger Passanten, deren wir schon so viele überdauert haben.

Unser Omnibus mündet am Odeonplatz, der wieder den Blick auf einen Kunsttempel, das Odeon, eröffnet. Zur Seite scheint sich ein herrlicher Park auszubreiten, der mich mehr lockt als die Stätte der Wissenschaft. Aber unsere zielbewußte Brillenschlange gestattet keine Abwege und steuert direkt auf die Sorbonne los. Die Universität ist ein uraltes, großes Gebäude; durch einen Thorweg kommt man auf einen riesigen gepflasterten Hof; die verschiedenen Thore, die unzähligen Treppen und Säle machen einen wahrhaft labyrinthischen Eindruck. Wer weist uns nun den Weg zu dem Karten ausstellenden Inspekteur? In jedem Vorsaal ist ein Huissier in Dieneruniform, der auf die atemlosen Anfragen unserer mutigen Führerin nur sehr widerwillig Auskunft giebt. So turnen wir eine halbe Stunde auf der Treppe herum, bis uns schließlich ein Student, den ich aus eigener Initiative ankrakehle, die tröstliche Auskunft erteilt, daß die Stunde des Einschreibens für heute überhaupt vorbei ist. Wer wie ich von einem Studenten die Vorstellung eines etwa zwanzigjährigen Jünglings mit einem zerhackten Gesicht hat, in Begleitung einer großen Dogge, der würde die französischen Studenten kaum als solche erkennen. Es sind Leute in jedem Lebensalter, ohne jegliche Mensurtrophäen, die sich in ihrem ehrpusseligen langen Bratenrock und der Angströhre durch nichts von dem Bourgeois unterscheiden.

Da es heute für irgend eine andere Unternehmung doch schon zu spät geworden, gehen wir nur noch in die Église de la Sorbonne, dicht nebenan. Sie ist unter den prachtvollen Pariser Kirchen eine der einfacheren, aber von historischer Bedeutung, weil sich an dem Kuppelbau der erste Einfluß von St. Peter in Rom geltend macht. Der fröstelnde Küster führte uns sofort an das Grabmal Richelieus, das nach einem Entwurf von Lebrun in Marmor ausgeführt ist. Die Frauengestalten sind allegorisch: die ihn unterstützende ist die Religion, gegenüber die Figur der Wissenschaft, die den Verlust des großen Mannes betrauert.

Auffallend sind in der Kirche eine Unmenge kleiner Tafeln, die von schwer Geprüften den verschiedensten Heiligen zum Dank für das glücklich bestandene Examen gestiftet werden.

Klage.

Ein Lied im Volkston.

Von **Elisabeth Müller.**

Flieder und Rosen und blühender Klee,
Wolken am Himmel, das Herz voller Weh,
Thränen im Auge und Sehnsucht im Blick,
Liebster, wo bist Du, wann kehrst Du zurück?

Die Nachtigall schlug und es blühte der Baum,
Wie träumten wir zwei doch so seligen Traum;
Der Baum blühet wieder, die Nachtigall singt,
Das Glück wohl niemand zurücke mir bringt.

Mein Liebster ist gangen über Heide und Gras,
Vom Weinen sind Augen und Wangen mir naß,
Mein Liebster ist gangen über Heide und Moor,
Das Kränzel vom Haupt ich im Winde verlor.

Neue Bücher.

„Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen.“ Von Dr. Heinrich von Wlislocki (Berlin, Emil Felber.)

Der Verfasser hat sich bereits einen guten Ruf in fachmännischen und in Leserkreisen durch verschiedene kulturethnologische Arbeiten erworben; namentlich durch seine Schriften über die Zigeuner, an derem Stammesleben er längere Zeit teilnahm, um sie besser studieren zu können. Auch über die Volksart der Magyaren hat er uns manches berichtet. Das gegenwärtige Buch, welches sich mit den alten deutschen Kolonisten in Siebenbürgen, mit den sogenannten „Sachsen“ beschäftigt, ist mit besonderem Fleiß und landsmannschaftlicher Liebe geschaffen, enthält eine Fülle von gut gesichtetem und teilweise selbst gefundenem Material. Nur etwas stört ein wenig; die zu ausgedehnte Anwendung der „animistischen Theorie“, welche alle Erscheinungen des Volksbrauches auf den Seelenkult, auf die Einwirkung der Verstorbenen und der abergläubischen Furcht vor diesen, zurückzuführen strebt. Die Volksphantasie besitzt einen reicheren Spielraum und schöpft noch aus ganz anderen Quellen. Sieht man von den Auslegungskünsten ab, die eine solche einseitige Theorie hervorrufen muß, so dürfen wir das Gebotene um so freudiger anerkennen. Die tüchtigen Vorarbeiten der beiden Schuller, von Haltrich, Wolf, Fr. Müller, Schuster u. s. w. hat Wlislocki trefflich verwertet, sie in gedrängter Form wiedergegeben und noch vermehrt durch die Aufzeichnungen seines Großvaters, des Handwerksmeisters Andreas Roth, der auf seiner Wanderschaft alles in sich aufnahm, was ihm von Lied und Spruch u. s. w. merkwürdig schien. Besonders reizten den einfachen Mann die Kundgebungen medizinischen Aberglaubens, die absonderlichen Heilmittel und Beschwörungsmittel des Volkes. In dieser Richtung steht das vorliegende Buch fast einzig da. Eingeteilt ist dasselbe in sechs Gruppen: Dämonen, Festgebräuche, Sagen und Heilmittel, Glück und Unglück, Tiere im Volksglauben, Tod und Totenfetische. Bei den Festgebräuchen sucht der Verfasser die unverwelklichen Traditionen nachzuweisen, durch welche sich die Sachsen mit den übrigen deutschen Stämmen, trotz jahrhundertelanger Trennung, in seelischer Verbindung erhielten. Es paßt dies recht gut zu der zähen Natur dieser Kolonisten im fernen Südwesten. Wlislocki erklärt auch, daß diese Formen der Feste, der Feier verschiedener Tage, schon lange als von bestimmten Zeiten und Zuständen bedingte Lebensformen da waren, ehe man den Begriff der Feier damit in Verbindung brachte. Der ererbte Volksbrauch und der später hinzugekommene christliche Gedankeninhalt verschmolzen miteinander. Die Märzfelder, die Gerichte, die Märkte u. dergl. m. waren diese alten Lebensformen, die sich dann zu Festlichkeiten verdichteten, welche übrig blieben, als der Anlaß längst wieder verschwunden. Nur die Einflußnahme des landschaftlichen Klimas behauptete sich. Solchen völkerpsychologischen Aufspürungen begegnet man häufig in diesem Buche; sie vertiefen es und werden nicht verloren gehen.

Die Weihnachts-, Oster-, Pfingst-Festzeit, das Tod-Austragen, der Jungfernreigen, die Pfingst-Könige und -Königinnen, der Erforschungs-Aberglaube in den Lostagen und Losnächten u. dergl. m. werden uns lebendig geschildert. Bei den geheimnisvollen Heilmitteln spielen der „Neber" oder „Kundige" oder „Boszar" eine Hauptrolle. Meistens ist diese Kunst ererbt. Ein gewöhnliches Mittel sind die „Einimpfungen", das Auflegen bestimmter Teile von Tier- oder Pflanzenkörpern in vorgeschriebener Weise, auch das Ausspucken u. dgl. m., wozu sich aber stets die beschwörende Formel gesellen muß. Es steckt viel unbewußte Komödie in diesen Heilgebräuchen, mitunter sogar etwas urwüchsige Rohheit. Eine Anzahl von „Segen," welche böse Einflüsse abwehren sollen, werden vollinhaltlich mitgeteilt; Haussprüche, Hofbanne, Reisesegen, Quellen- und Feuerbeschwörungen, Diebessegen und Bewahrungsmittel für Haustiere. Auch die agrarischen Sitten und Gebräuche der Siebenbürger Sachsen, ihre Verknüpfung mit Beobachtung des Himmels, des Mondes, der Sterne, des Windes und der Niederschläge an bestimmten Tagen werden uns eingehend erläutert. Die ewige Vorfrage nach Glück oder Unglück hat sich eine Reihe von Personifikationen und von Zeichen geschaffen, die Noren kehren in verschiedener Verkleidung wieder, der „Glücksschleier" oder die „Glückshaube" des Kindes wird aufbewahrt und dieses von dem „Berufen" oder „Beschreien" behütet, entsprechend gelegt. Selbst die Hochzeits- und Tauftage werden nach bestimmten Traditionen gewählt. „Der Schicksalsglaube bleibt der elementare Gedankengang der Völker." Zusammenhängend mit dieser Anschauung und mit der Tierliebe der Deutschen sind die „Tierorakel" und die „Orakeltiere", welche der Verfasser der Reihe nach durchgeht. Auch Todesanzeichen giebt er zahlreiche, sowie der Tod in der verschiedensten Gestalt sich zeigt, ja selbst im Kinderspiel auftritt. Nach dem Tode wird das Fenster geöffnet, damit die Seele hinausfliegen kann, die bald als Gespenst, bald als weiße Taube, bald als Lichtflamme gedacht wird. Was von einem Erhängten herrührt, bringt Glück u. s. w. Wir können natürlich nur den reichen Inhalt des Buches andeuten, das sorgfältig gelesen zu werden verdient.

K. Pröll.

Siciliane.

Zu einer Melodie von Pergolese.

Heimlich flüstern dort die Wasser,
Silbernetze webt das Mondlicht
Schimmernd über die Lagunen.
Träumend ruhen die Paläste.
Eine Gondel auf und nieder
Gleitet durch die stillen Fluten.
Leise schwebt der Mandoline
Süßer Klang von Well' zu Welle,
Halb verweht im Abendwinde:
„Hernieder sank die Nacht,
Und Friede weit umher.
Es schloß zu sanfter Ruh
Manch Aug' sich thränenschwer.
Nur meines flieht der Schlummer,
Dahin ist all mein Glück!
Du hast es mir genommen,
Mit Deinem stolzen Blick!
Harr' unter Deinem Fenster
Die lange, bange Nacht.
Denkst Du in Deinen Träumen
Des, der hier unten wacht? —
Umsonst! ob auch der Zephyr
Die Töne trägt empor,
Die scheue Liebesklage
Dringt nimmer an Dein Ohr.
Vom Mandolinenklange
Verwehet schnell die Spur,
Weckt zwischen Marmorsäulen
Ein höhnend Echo nur!
Es dämmert fern im Osten,
Der Morgen ist nicht weit;
Dich weckt die neue Sonne
Zu neuer Herrlichkeit!
Ich aber kehre wieder
Zurück in Nacht und Graus —
Verfallen steht am Strande
Mein einsam Fischerhaus!"

E. Kretzschmer.

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Die „Ethische Gesellschaft" will eine Art von „Hochschule für sittliche Kultur" gründen. Gelernte Sittlichkeit ist aber so viel wie hölzernes Eisen, das heißt eine Unmöglichkeit. Die Schüler erhalten ein Schwert ohne Klinge, dem auch der Griff fehlt. Sie werden damit nicht eine ihrer Leidenschaften besiegen.

*

Das einzige Wort, das man den Geistern, die nach echter Sittlichkeit ringen, zurufen kann, ist: „Geh in Dich!" Dieses Wort sprechen die Gründer der neuen Ethik nicht aus. Es ist, als ahnten sie, daß, wer in sich geht, an einer Stelle des Selbst auf Gott stoßen müsse. Mit dem aber wollen sie nichts zu thun haben. So schaffen sie bestenfalls Menschen mit verfeinerter Ichsucht, die mit „nützlichen" Thaten Handel treiben; sie gründen eine Ethik nach dem Börsengebrauch, als Dividenden werden klingende Worte gezahlt so lange, bis der Bankbruch eintritt. Eines ist vorteilhaft: die Mitglieder gehören zumeist den Ständen der zahlungsfähigen Moral an; das arme leidende Volk hält sich von dem Unternehmen fern, kann also bei Zahlung der Zeche keinen Schaden erleiden.

*

Der Unsinn schwillt heute überall an zum Meere, das alles feste, fruchtbare Land zu überschwemmen droht. Schmölze dieses aber auch zu einer kleinen Insel zusammen, so bliebe doch das unendliche Meer unfruchtbar, und die auf das Fleckchen Erde gerettete Vernunft würde geduldig die Zeit der Ebbe abwarten und dann von neuem die von Schlick und Sand bedeckte Wüste fruchtbar machen für ein glücklicheres Geschlecht.

*

Plötzlicher Reichtum übt fast immer einen schlechten Einfluß auf die Menschen aus; nur der durch redliche Arbeit im Laufe von Jahrzehnten erworbene hat sittlichen Wert und wird als Mittel für sittliche Zwecke verwendet.

Kinder spielen gern mit bunten Kieseln, geistige Kinder mit bunten, neuen Gedanken; sie werfen sie dann in den Strom der Zeit und freuen sich, wie die Ideen über die Fläche tanzen und versinkend die Flut kräuseln. Der Reife spielt überhaupt mit Gedanken nicht: er erlebt sie im Gefühl, richtet sie mit Vernunft und lebt sie aus in Thaten.

*

Wer stets mit der Menge geht, wird ebensowenig zur freien Persönlichkeit, wie wer stets nur auf seinem Ich beharrt. Man muß zwischen beiden abwechseln, das Recht beider abwägen, um ein einheitlicher Mann zu werden.

*

Die Umgebung ist zerstäubende Welle am Granit des Menschengeistes, der sein Selbst errungen hat.

*

So wie innere Umwälzungen oft aus Tiefen der Erde das Grundgestein emporgedrückt haben, so bringen große Leiden oft das Urgestein unseres Wesens an den Tag.

*

Thränen schwemmen oft das Leid fort.

*

Die Menschen bieten uns so oft nur Ichsucht für unsere Liebe und wundern sich dann, wenn unser verarmtes Herz plötzlich die Zahlungen einstellt, über unsere Gemütskälte.

*

In einer verderbten Gesellschaft sittlichem Zorn geradezu Worte zu leihen, ist nicht weise — sie werden verspottet und helfen fast niemals. Dagegen kann Ironie zuweilen schlafende Gewissen wecken, wenn sie aus der Liebe stammt.

*

Mancher Philosoph gleicht einer Spinne, die gar künstliche Netze webt. Wer sich darin verfängt, dem saugt sie das Blut aus und läßt nichts zurück wie die Hülse des abstrakten Verstandes.

*

Eine Weltweisheit, die man nur denken, nicht aber leben kann, ist nichts anderes als ein mehr oder weniger geistreiches Wörterspiel für erwachsene Kinder.

*

Man sagt, daß der starke Wille die starke Leidenschaft besiegen könne. Wie aber, wenn er selber die Leidenschaft will? Was soll da besiegen? Im Grunde ist doch Leidenschaft selbst auch schon Wille, könnte also durch sich allein überhaupt nicht ausgerottet werden. Da aber doch ein Sieg über sie möglich ist, so weist diese Thatsache auf eine noch tiefer liegende Kraft in uns hin, die nur im Wesen des Selbst liegen kann. Gewinn Dein Selbst und Du wirst dieser Kraft inne.

*

So lange Dichtung und Kunst in den Mitteln den Zweck sehen, können sie wahrhaft Bedeutendes nicht schaffen. Sie verführen nur und verbrauchen reiche Begabungen. Das ist heute der Fall. Aber solche Zeiten werden stets überwunden, so lange die Volkskraft nicht innerlich gebrochen oder durch Aufnahme feindlicher, fremder Bestandteile unheilbar vergiftet ist.

Vermischtes.

Zur Frage der Antwerpener Weltausstellung wird uns von befreundeter Seite geschrieben:

Wie die „Berliner Politischen Nachrichten“ dieser Tage mitteilten, hat die rheinisch-westfälische Industrie in ihrer überwiegenden Mehrheit abgelehnt, die im nächsten Jahre in Antwerpen stattfindende Weltausstellung zu beschicken. Die Ausstellungsmüdigkeit unserer Industrie ist bekannt und erklärlich genug; im vorliegenden Falle aber ist sie sehr zu bedauern, und wir hoffen, daß die Weigerung keine endgiltige sein werde. Wenn es je auf fremdem Boden eine Ausstellung gegeben hat, deren Beschickung im deutschnationalen Interesse lag, so ist es diese Antwerpener. Die Verkennung dieser Thatsache ist nur aus dem vollständigen Mangel an einheitlicher Leitung und zielbewußter Initiative zu erklären, der — sehr im Gegensatze zu einzelnen Bundesstaaten, namentlich Württemberg — in der Reichsregierung bezüglich des Ausstellungswesens herrscht.

Der glänzende deutsche Erfolg auf der Chicagoer Weltausstellung, dessen politische Bedeutung wir ja nicht verkennen wollen, wird schwerlich zu praktischen Ergebnissen führen, die im Verhältnis zu den ungeheueren aufgewandten Kosten stehen. Hingegen bietet Belgien gerade in seiner jetzigen Stellung zu Frankreich und Deutschland einer deutschen Beschickung der Antwerpener Ausstellung die Bürgschaft glänzenden praktischen Erfolges. Frankreich hat es abgelehnt, die Antwerpener Ausstellung zu beschicken, und diese französische Ablehnung hat erfreulicherweise aufs neue dazu beigetragen, Belgiens Aufmerksamkeit auf Deutschland zu lenken.

Es braucht ferner nur daran erinnert zu werden, daß durch den Tarif Mellin der belgischen Industrie der französische Markt völlig abgeschnitten ist. Die Rückwirkungen können unmöglich ausbleiben und werden sich in einer Verdrängung französischer durch deutsche Artikel äußern, wenn Deutschland es versteht, den Augenblick zu nützen und dem belgischen Bedürfnis richtig entgegenzukommen. Es wird sich dabei nicht lediglich um Erzeugnisse großindustrieller Massendarstellung handeln, sondern insbesondere auch um Erzeugnisse des deutschen Kunst- und Kleingewerbes. Bisher sind in Belgien deutsche Erzeugnisse bester Güte — wenn man absehen will von Eau de Cologne, Stollwerkscher Schokolade und dergl. — ziemlich unbekannt geblieben. Der so bedeutende deutsche Exporthandel genießt in der besseren belgischen Gesellschaft noch immer den Ruf, Stapelartikel zwar solider aber wenig gefälliger Art zu führen. Bestimmend hierfür war das Überwiegen des Pariser Geschmackes. Aber auch in diesen Geschmacksfragen äußert sich die Politik.

Wer Belgien kennt und seine Augen offen hält, der wird den Rückgang der französischen Sympathien in der Bevölkerung und namentlich auch in den besseren Gesellschaftskreisen nicht unterschätzen. Antwerpen insbesondere mit seinen 46 000 einflußreichen Deutschen und seinen tiefgreifenden Handelsbeziehungen zu uns ist nicht nur thatsächlich ein rheinischer Hafenplatz, sondern auch seine belgische Bevölkerung ist durchaus germanisch in ihrem ganzen Denken und Fühlen. Was aber hat Deutschland bisher gethan, um diese starke vlämische Bewegung, der all unsere Herzensanteilnahme gehören sollte, zu unterstützen?

Eine gutgeleitete deutsche Kunst- und Gewerbeabteilung auf der Antwerpener Ausstellung könnte da viel wirken.

Wir freuen uns deshalb zu hören, daß der Allgemeine Deutsche Verband auf die Anregung seiner Antwerpener Ortsgruppen hin beschlossen hat, „im Hinblick auf die Förderung, welche der Stellung unserer Landsleute in Belgien aus einem glänzenden Gelingen der deutschen Abteilung dieser Antwerpener Weltausstellung erwachsen muß," das Unternehmen mit allen Kräften zu unterstützen. Ein aus den Ortsgruppen des Verbandes und namhaften Industriellen bezw. Palamentariern bestehender Ausschuß ist in der Bildung begriffen. Es wäre recht dringend zu wünschen, daß dieser sich zu einem bleibenden Ausschusse auswachsen möchte, der endlich einmal eine Regelung des ganzen Ausstellungswesens nach einheitlichen und weitblickenden Gesichtspunkten, entsprechend den deutschen Interessen, herbeiführte.

Seine nächste Aufgabe allerdings wird einfach sein. Es ist die ausgesprochene Absicht des Antwerpener Ausstellungsausschusses, die von Chicago heimkehrenden Ausstellungsgegenstände nach Antwerpen zu ziehen. Dem entsprechend gewährt der Antwerpener Geschäftsplan den Chicagoer deutschen Ausstellern besonders günstige Bedingungen. Wir wüßten nicht, warum man deutscherseits den Antwerpener Wünschen nicht entgegenkommen sollte. Wenn dem von anderer Seite entgegengehalten wird, daß es sich mit unserer Würde nicht vertrüge, eine und dieselbe Ausstellung an zwei Orten zu zeigen, so erscheint uns dieser Grund etwas doktrinär.

Wer hat denn eigentlich die Chicagoer Ausstellung gesehen? Um eine in den letzten Tagen des Reichstages in den Wandelgängen beliebt gewordene Antwort zu gebrauchen: die Yankees, die Gauchos und die Chinesen! Der Besuch von europäischer Seite ist doch recht spärlich gewesen.

Diesen Gründen werden sich hoffentlich auch die Industriellen nicht entziehen. Freiherr von Stumm dürfte wohl in Berücksichtigung derselben gehandelt haben, als er dem Antwerpener Ausschusse seine Zusage gab, die Ausstellung in geeigneter Weise zu beschicken.

Hoffentlich bleibt sein Beispiel nicht ohne gute Nachfolge. Insbesondere aber sollte es sich die deutsche Künstlerschaft — allen voran die Düsseldorfer — angelegen sein lassen, in Antwerpen geschlossen auf den Platz zu treten.

Bettlerunverschämtheit. Die spanischen Bettler sind ziemlich dreist und unverschämt, auch halten sie es nie der Mühe wert, für eine Gabe zu danken. Ein Reisender wies einmal einen solchen Bettler, der mit herrischen Worten eine Gabe forderte, ab und machte ihm heftige Vorwürfe über seine Unverschämtheit. Der Bettler warf sich in die Brust und erwiderte stolz: „Sennor, ich habe Geld von Ihnen verlangt, aber nicht Belehrung." Hierauf ging er mit der Grandezza eines Hidalgo von dannen.

Gr—r.

Briefkasten.

Herrn Curt H. in St. „Mein Herz" mit der humoristischen Schlußwendung soll kommen. — Alex. Romanis. Leider nicht frei genug. Stoff und Form zu unselbständig. Sie können aber Neues senden. — Frl. Agnes K. in K. Leider nichts. Sie stehen zu sehr mitten im Liebesgefühl, um es künstlerisch darstellen zu können. — Sophie Charlotte in H. Der Aufsatz gewinnt dem bei uns schon oft behandelten Stoff gar keine neue Seite ab. Aber die Gesinnung ist löblich und richtig. — Herrn H. v. L. in A. „Zweifel" ist ohne Eigenart; in „Mondnacht" ist die Vorstellung sehr dichterisch, auch einzelne Verse („mit sanftem, behutsamem Gleiten"), aber das Ganze ist in der Form nicht gelungen. Hier wären freie Rhythmen am Platze. Senden Sie gelegentlich Neues. — Herrn Hans B. in E. (Ostfriesland). Sie scheinen einen Kern von Begabung zu besitzen, der aber noch nicht aufgesprungen ist. Die Proben sind noch unzulänglich und reich an Anklängen. Weiter! — Frl. M. S. in Dr. Leider ist keines der gesendeten Gedichte so gut, wie die zwei von uns veröffentlichten. — Herrn Pfarrer Fr. Gr. in N. b. P. „Meine Stunden" angenommen. —

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.
2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.
3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.
4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.
5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.
6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Anfrage.

Ein Mann gesetzten Alters, Buchbinder, in schriftlichen Arbeiten gewandt, gewissenhaft, wünscht eine Stelle als Hausverwalter oder sonst einen Vertrauensposten. Ich kenne ihn seit Jahren und kann für seine Anständigkeit bürgen. Kann ihn ein Berliner Leser unseres Blattes verwenden?

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 48.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 49.

Eine Frauenschuld.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

„Nicht suchen soll ich nach ihr!“ Damit verließ Eschborn das Haus und schritt fest und aufrecht durch den Garten zum Gitterthor. Was er gelesen, hatte ihn, der an Gemütsruhe so gewöhnt, wohl schmerzlich erschüttert, aber er hatte so viel Überlegung behalten, daß er es für das zunächst Wichtigste hielt, diesen Gläubiger abzufinden und sein Haus vor einem Überfall von seiten des Gerichtes zu sichern.

War Ella fort — in der Nacht schon, wie Arnold vermutete, wie und wo sie suchen, Aufsehen erregen, den traurigen Vorfall zum Stadtgespräch machen? Das letztere konnte allerdings ohnehin nicht ausbleiben; vorher aber wollte er sich und anderen sagen können, er sei niemand etwas schuldig, unter welchem Titel es auch sein möge.

Aber der so vernünftige Gedanke verminderte doch nicht das Gefühl des Schmerzes, lüftete nicht den Blick in die nächste traurige Zukunft. Sein Haus mußte ihm verödet erscheinen, trotz seiner Kinder, die ja um ihn waren. Die frohe Stimmung, die in demselben geherrscht, an der sie sogar mit so viel Selbstbeherrschung teilgenommen hatte, die war dahin und damit auch seine Arbeitslust. Seine Reisepläne waren durchkreuzt, denn er konnte das Haus nicht verlassen, da ja auch Arnold wieder ging, und mit welcher Stimmung konnte er in demselben bleiben! Seine Freunde würden es notwendig einstweilen meiden, er selbst hätte sie ja auch ungern kommen gesehen; seine Töchter waren ohne Anhalt, alles war so anders; keine von ihnen wagte sicher den Namen der Verschwundenen zu nennen, um ihn fortab nicht noch mehr zu betrüben, und in seinem Atelier? Hätte er die Ruhe finden können, jetzt ein neues Werk zu beginnen? Unmöglich! Also auch dieses mußte verödet bleiben bis die Zeit alles verwischt . . .

Er kam noch nicht dazu, dieses andere zu überlegen, von dem sie in ihrem Briefe geschrieben, was die Mutter erst ihm sagen, ihm erklären sollte, als er, dessen Augen zu Boden gesenkt, weil ihm jede Begegnung peinlich war, am Gartenthor in der Sonne einen Schatten vor sich auf dem Kies bemerkte.

Leitner stand vor ihm mit merkbar erregter Miene, halb furchtsam, halb mitleidig in der seinigen lesend und nur gezwungen ihm sein ganzes Gesicht zeigend, indem er den Hut zog.

„Sie verzeihen, werter Freund, mein auch heute so zeitiges Kommen,“ begann er, nicht nach des Professors Hand suchend. „Es ist . . . wie soll ich mich ausdrücken? . . . eine Angelegenheit die mir selbst peinlich überraschend, weil unerklärlich bei Ihnen . . .“ Er blickte über den schönen Garten und zum Hause hinauf . . . „Verzeihen Sie, aber als wahrer, aufrichtiger Freund . . .“

Eschborn glühte der Boden unter den Füßen. Er wollte eilig zur Stadt und das Benehmen dieses Mannes bannte ihn doch an die Stätte. Fragend starrte er ihn an. Plötzlich aber packte ihn die Angst, er müsse gehen. Leitner legte die Hand auf seinen Arm.

„Es ist ja gewiß übertrieben, vielleicht ganz unwahr; ich kam deshalb; es ließ mir keine Ruhe, ich mußte hören . . . von Ihnen selbst! . . . Dieser Wucherer und Halsabschneider, in dessen Hände ich leider früher selbst einmal geraten bin . . . ich kenne

ihn! . . . Er sagte mir eben, mir begegnend, von einer hohen Wechselklage, die er gegen Sie angestrengt habe. Ich hielt es für unmöglich; ich mußte Sie fragen . . . Professor Eschborn und so etwas! . . .“

Dem letzteren, der sich vorgenommen hatte, wenigstens die Geldangelegenheit mit Ruhe zu erledigen, jagte bei des Freundes aufgeregtem Benehmen plötzlich das Blut durch das Herz. Er starrte vor sich nieder, um sich zu fassen, dann in seiner eigenen Aufregung hob er die Stirn. Es war nichts zu verheimlichen, nur schnell zu handeln.

„Leider ist es so!“ preßte er heraus. „Eine unglückliche Verkettung von Umständen, die mir bis heute morgen unbekannt gewesen . . . Ich bin eben im Begriff, diesem Mann das Geld zu überbringen, denn Gott sei Dank . . .“

Leitner blickte ihn überrascht an. Er schüttelte den Kopf.

„Sie selbst . . . diesem Mann!“ Er lächelte bitter, vor sich hinsinnend, als suche er nach etwas. „Wenn man Sie mit ihm sähe! Er war es, der mir's sagte! Er ging vorhin zum Gericht, um auf Beschleunigung des Verfahrens gegen Sie zu dringen, da er ohne Antwort auf einen großmütigen Vergleichsvorschlag geblieben. Sie könnten ihn also nur an der Gerichtsstätte aufsuchen. Das Wechselverfahren ist ein sehr schleuniges! Bringen Sie das Geld seinem Advokaten! Aber freilich, der wird jetzt auch in Gerichtsterminen beschäftigt sein! Keineswegs dürfen Sie aber mit diesem berüchtigten Menschen in persönlicher Berührung gesehen werden.“

Eschborn begriff die Wahrheit dieser Andeutung; er selbst erinnerte sich jetzt, daß dieser dunkle Geschäftsmann bereits das Lebensglück einiger jüngerer Kollegen auf dem Gewissen habe. Aber was beginnen! Diese Schuld, die Vorstellung, daß dieser Mensch seinen ehrlichen Namen soeben vor den ihm bekannten oder sogar befreundeten Richtern als den eines Schuldenmachers brandmarke, trieb ihm kalten Schweiß auf die Stirn; die Besonnenheit, mit welcher er, im Besitz der Mittel, diese Sache erledigen gewollt, war verschwunden. Er preßte den Hut auf die Stirn, blickte in seiner Ratlosigkeit zum Gartenthor, that auch einen Schritt zu diesem, blieb dennoch stehen, Leitner anschauend, als solle der doch sprechen, ihm raten, wie er sich in einer solchen, ihm so fremden Lage verhalten müsse.

„Ich würde Ihnen gern zu Diensten stehen!“ Leitner zeigte ihm ein mitleidiges Lächeln. „Sie haben die Summe bei sich, nicht wahr? Geben Sie meinetwegen her! Ich werde den Gauner aufsuchen und bringe Ihnen sofort seine Quittung. Über die Kosten kann er Ihnen ja die Rechnung senden. Ob man mich mit ihm sieht, ist mir gleichgültig; ich bin unverheiratet; meinem Ruf wird es weniger schaden, und Sie sind diese Qual los, die ich auf Ihrem Gesicht lese!“

Eschborn stand einige Sekunden überlegend. Der Vorschlag erlöste ihn allerdings von der Notwendigkeit eines solchen Ganges zum Gericht.

Leitner seinerseits schien sein Zögern übel zu nehmen.

„Kommen Sie, lieber Freund; ich will Sie wenigstens diese paar Schritte begleiten!“ Er wollte Eschborns Arm nehmen.

„Nein, nein! Sie mißverstehen mich! Ich bin Ihnen ja dankbar!“ rief dieser schnell, sich erinnernd, daß er im Hause unentbehrlich sei, daß er von der Schwiegermutter noch hören sollte. „Sie wissen nicht, was alles so plötzlich über mich gekommen ist! Ich darf eigentlich das Haus nicht verlassen! . . . Hier, nehmen Sie!“ Er griff in die Brusttasche, zog sein Portefeuille hervor und reichte ihm daraus den Check. „Bringen Sie ihm dies! Es ist mehr als die Summe, die er verlangt; das übrige soll er Ihnen auszahlen! . .“

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, lieber Professor!“ Leitner streckte gleichgültig die Hand aus und warf einen Blick auf das Papier. „Begleiten Sie mich wenigstens bis zum Gerichtsgebäude; hoffentlich finde ich ihn noch in demselben, wo nicht, gehe ich in seine Räuberhöhle! Um Ihretwillen, in dessen Hause ich so viel Freundschaft genossen habe, soll's mir nicht darauf ankommen!“

Ebenso gleichgültig steckte er den Check zu sich und riet zur Eile. Der Professor, nochmals überlegend, daß seine Anwesenheit im Hause notwendig sei, wo die Töchter wahrscheinlich um der Mutter willen in höchster Aufregung waren, wenn Arnold ihnen inzwischen schon alles gesagt hatte, er preßte ihm erleichtert die Hand, ihn seines Dankes versichernd. Er möge, bat er, wenn er zurückkehre, ihn in seinem Atelier aufsuchen, ihn durch einen seiner Leute rufen lassen, wenn er nicht dort sei.

Und Leitner verließ ihn, seinen Stock schwingend und ein Lied summend, als wolle er damit andeuten, wie bereitwillig er dem Freunde zu Diensten sei.

Eschborn blickte ihm nicht nach; er wandte sich in den Garten zurück und beim Anblick seines schönen Landhauses fiel ihm das andere, was er noch hören sollte, zentnerschwer aufs Herz. Wo war sie, seine Gattin! Heimlich in Nacht und Nebel war sie von ihm gegangen, hatte noch ein Geheimnis hinterlassen, das ihm ihre Mutter erst enthüllen sollte! . . . Und wo war diese? Wo waren seine Töchter? Was hatte Arnold inzwischen mit dem Briefe gethan, den er in seinen Händen gelassen hatte? . . . Vor ihm, dem Sohn, der diese zweite Ehe so gemißbilligt hatte, fand die Flüchtige sicher keine Entschuldigung; Clotilde aber liebte dieselbe, und Marie hatte sich von Anfang an so herzlich an sie angeschlossen . . . Und was ward aus seiner Häuslichkeit? Wie stand er vor allen denen, die diese mit ihm genossen, ihn vor wenigen Tagen noch so glücklich gepriesen hatten? . . .

Ein Schwindel bemächtigte sich seiner. Er sank auf eine Moosbank, stützte die Ellbogen auf die Kniee, das Kinn in die Hand. Er wollte nichts sehen, nichts hören. Wie ein Wirbelsturm war es über ihn, den so an Ruhe, an häusliches Behagen gewohnten Mann, gekommen, und noch stand ihm die Eröffnung eines Geheimnisses bevor, das ihm diese Frau fast unheimlich erscheinen ließ, der er so viel Liebe und Vertrauen geschenkt hatte . . .

Wieder war's Arnold, dessen Tritte er auf dem

Kies nicht gehört hatte, der, das Haus und die Schwestern vermeidend, aus dem unteren Teil des Gartens zurückgekehrt war und in demselben ratlos umherirrend, ihn entdeckte, zu ihm trat und ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Papa,“ sagte er mit bewegter Stimme, „ist's nur diese Frau, nimm's Dir nicht so zu Herzen! Ich hab's Dir nicht sagen wollen, daß mir, seit ich wieder bei Euch bin, ihre Vertraulichkeit mit diesem Leitner nicht hat gefallen können. Ich sah sie mehrmals mit ihm im Garten gehen; sie sprach sehr aufgeregt zu ihm. Clotilde sagte ich's, aber die war ja immer so eingenommen für sie!“

Eschborn hörte ihn, aber er verstand kaum, was er sprach; sein Gehirn war ihm so bleiern schwer, wie er noch jetzt vor sich auf den Kies starrte Er empfand eine gewisse Beschämung vor dem Sohne, aber der Ausdruck „diese Frau“ verletzte sein Gemüt.

Was Ella gethan hatte, soweit er bis jetzt davon wußte, war an sich nicht tadelnswert, aber wie sie es gethan, das war selbst vor seinem nachsichtigen Herzen nicht zu entschuldigen; lieblos klang ihm dieser Ausdruck, aber er wagte in sich noch kein Urteil, so lange er nicht alles wußte. Der Name Leitner klang ihm unangenehm im Ohr, indes er vergaß ihn in dem Wust ihm schon unfaßbarer Vorstellungen. Er schaute endlich mit verstörtem Antlitz auf.

„Clotilde sitzt auch da hinten im Pavillon und weint ihre bittersten Thränen,“ fuhr Arnold fort, sich neben dem Vater niederlassend. „Sie hat noch gar keine Ahnung von dem, was im Hause vorgefallen ist, denn Oswald, der den ganzen Tag hindurch sich hier nicht sehen ließ, hat ihr geschrieben, Du hättest Dich mit seinem Vater erzürnt und ihm erklärt, die Verlobung sei nicht aufgeschoben, sondern aufgehoben; er wage nun nicht, ein Haus zu betreten, aus welchem Du ihn verwiesen hast. Was soll nun auch daraus werden? Ich bin jetzt ganz für Oswald, denn sein Brief zeugt wirklich von großer Liebe für sie.“

Eschborn pochte das Herz bei dieser Mahnung, die noch zu all dem fehlte.

„Ich weiß es nicht!“ sprach er dumpf vor sich hin.

„Warum thatest Du das, Papa?“ Arnolds Ton klang fast unehrerbietig. Erich empfand die Notwendigkeit, dem Sohne gegenüber seine Würde zu wahren.

„Weil der Vater des jungen Mannes, der schon anfangs gegen die Verlobung mit einer armen Künstlertochter war, mich zu beleidigen gewagt hat. Er behandelte mich wie einen . . .“ Er brach mit Entrüstung ab.

„Einer armen . . .?“ Arnolds Stirn färbte sich. So weit hatte sich dieser alte Geldsack vergessen können!

„Eines Mannes wenigstens, der sich wegen Wechselschulden vor Gericht citieren lassen müsse!“ Die Bitterkeit übermannte Eschborn. „Gott sei Dank, das Geld ist soeben schon bezahlt!“

Auch Arnold biß die Lippen zusammen.

„Ich werde dem alten Sternfeld auch die circa fünftausend Mark zu zahlen haben, von denen ich Dir sagte, daß ich sie bei Robertson verloren habe, der mich zu der Dummheit verleitet hat, eine Sparsumme, die ich gerade liegen hatte, an der Börse zu wagen. Sternfeld hat Robertsons Geschäft gekauft, da dieser auch sich selbst ruiniert hat.“

„Das alles ist viel auf einmal, Vater!“ rief Arnold mit Vorwurf.

„Ist es, ja!“ Eschborn erhob sich, die herabhängenden Hände zusammenpressend. Er blickte in der Richtung zum Gartenthor, als erinnere er sich, daß Leitner wohl schon zurückkehren könne.

Arnold, wie sehr er gewohnt war, auch den Vater zu kritisieren, war jetzt ganz Mitgefühl für denselben. Er hängte sich an seinen Arm, nachdem er ihm noch einmal in das verstörte Antlitz geblickt hatte.

„Ich will Clotilde sehen, die beiden Mädchen!“ hörte er ihn mit trockenem Gaumen sagen.

„Clotilde suchte ihr Zimmer vorhin wieder auf. Sie hört kaum, was man zu ihr spricht. Ich dachte schon daran, Oswald aufzusuchen, aber ich darf Dich nicht allein lassen. Ich glaubte, Dir die traurige Notwendigkeit ersparen zu müssen, ihr von der . . . Stiefmutter zu sagen, aber sie hörte mich ja gar nicht. Marie ist noch in dem Glauben, sie mache ihren gewohnten Morgenspaziergang, und fragte mich ganz ahnungslos, ob sie noch nicht zurück sei.“

Er wollte mehr sprechen, aber er sah, wie des Vaters Gesichtsmuskeln zuckten, während derselbe wie automatisch sich neben ihm bewegte, und schwieg einige Sekunden.

„Ist es wahr, Vater, was mir im Atelier gesagt wurde, Du hättest die Psyche an den Amerikaner verkauft?“ fragte er, in der Meinung, die Stimmung desselben dadurch zu heben.

Eschborn antwortete nicht. Je näher er dem Hause kam, desto schwerer wälzte sich auf sein Herz, was in demselben geschehen war, was noch geschehen und ihm erst zu Ohren kommen sollte. Er empfand zugleich eine gewisse Beschämung vor dem Sohne. „Suche mich nicht!“ So klang es in ihm aus ihrem Abschiedsbriefe. Er hatte auch nicht den Mut, nach der Mutter der Verschwundenen zu fragen, die ihm noch sagen sollte . . .

Still, ja öde war das Haus, in welchem bisher so viel Frohsinn geherrscht hatte, als er den Flur betrat. Er richtete seine Schritte zu seinem Arbeitszimmer mit halb geschlossenen Augen, denn alles um ihn gemahnte ihn an die freudelose Zukunft.

„Laß mich jetzt allein! . . . Wenn Herr von Leitner kommt, melde es mir . . . Und wenn sonst jemand kommen sollte, ich bin nicht zu Hause, Arnold! Ich habe das Bedürfnis, einige Minuten ungestört zu sein.“

Er drückte ihm die Hand und trat in das Zimmer, starrte aber zurück, als er eine schwarz gekleidete Frauengestalt sich von einem Sessel erheben sah.

Zehntes Kapitel.

Frau Anna Linke, Ellas Mutter, war es, die, ohne ihr Auge zu dem Professor zu erheben, diesen in seinem Arbeitszimmer empfing, in welchem sie, die Töchter vermeidend, auf ihn gewartet hatte.

Ihr Antlitz, das sonst durch seine Frische selbst die Jugend beschämte, war bleich, ihre Züge verrieten geistige Abspannung. Die so lebhafte, temperamentvolle Frau hatte die letzte Hälfte der Nacht ihrer Tochter gewidmet, als diese ihr schon am Abend den festen Entschluß mitgeteilt hatte, das Haus zu verlassen. Sie hatte stundenlang durch die erdenklichsten Vorstellungen sie anders zu bestimmen versucht, aber nichts über sie vermocht, selbst nicht, als sie ihr versicherte, sie selbst wolle es übernehmen, sie vor ihrem Gatten zu rechtfertigen, denn Ella war immer darauf zurückgekommen, sie werde, selbst wenn dieser ihr verzeihe, niemals ihren Stiefkindern, namentlich Arnold wieder ins Auge blicken können; ihr Schuldbewußtsein werde sie hier zu einem Schritte treiben, den sie, die Mutter, zu verantworten haben werde.

Diese hatte zu ihrem Erschrecken auch schon, als sie nach Mitternacht geräuschlos der Tochter Schlafzimmer betreten, gesehen, daß Ella in der Nacht einen Reisesack mit dem Unentbehrlichsten gefüllt, ein einfaches Kleid angelegt hatte und nur noch auf die Stunde wartete, um welche der Nachtzug den nahen Bahnhof passieren werde. Entmutigt hatte die Mutter endlich jede Hoffnung aufgegeben, auch nur zu erfahren, wohin die Unglückliche sich zu wenden gedenke.

Sie selbst, so hatte die letztere ihr stets wiederholt, solle zu einem ihrer Söhne gehen, sobald sie, wie sie versprochen, Eschborn mitgeteilt habe, was sie in dem bereits auf dem Nachttisch liegenden Abschiedsbriefe ihm zu sagen nicht den Mut gehabt. Sie, die Mutter, solle ihm die ungeschminkte Wahrheit bekennen, nicht sie, nicht sich selbst dabei schonen und ihm auch den Einfluß gestehen, den sie zu Gunsten Leitners auf ihre Tochter geübt.

Schweigend hatte danach, als die erste graue Morgenstunde gekommen, Ella, den Schleier über dem Gesicht, den leichten Reisesack in der Hand, der Mutter ihre bleichen, kalten Lippen zum Abschied geboten, diese in dem Zimmer zurückgelassen und war geräuschlos durch den Garten zum Thor hinaus verschwunden, während die Zurückbleibende, das Antlitz mit Thränen in ihrem Taschentuch bergend, zusammengesunken war.

In ihrem Frontspitz-Zimmer hatte diese sich gesammelt, mit feuchten Augen auch ihre Garderobe zusammengesucht und am Fenster sitzend den hellen Tag erwartet, sich vorbereitend auf ihre Unterhaltung mit dem Schwiegersohn, vor der ihr bangte. Mehrmals war ihr der Gedanke gekommen, ehe der Tag anbrach, ebenfalls das Haus zu verlassen und sich brieflich an Eschborn zu wenden; aber sie wollte ihr Wort halten. Hatte sie ihm alles gesagt, so wollte sie, auch ohne den Kindern noch einmal zu begegnen, bei einer Freundin ein kurzes Obdach suchen und dann zu ihrem ältesten Sohn, einem Ingenieur, reisen, bei dem sie wenigstens vorläufig ein Unterkommen zu finden hoffte. Trostlos war diese Aussicht, aber es blieb ihr keine andere, und so suchte sie denn, schwarz gekleidet, vertrauend auf Eschborns ihr stets gezeigtes Wohlwollen, in dem plötzlich so verödeten Hause das Arbeitszimmer desselben auf, nachdem sie beobachtet, daß er sein Atelier am Morgen noch nicht betreten hatte.

Eine Sekunde kaum stand sie nach Eschborns Eintreten schweigend, sich der eigenen Mitschuld bewußt, vor dem Schwiegersohn. Sie wußte, die kluge Frau, wie sie beginnen wollte, aber sein Anblick verwirrte sie. Sie sah ihn vor sich, den verdienten Mann, den sie in seiner ganzen Lebens- und Schaffenskraft vor wenigen Tagen sich seines vollen Glücks als Künstler und Familienhaupt erfreuen gesehen, heute mit fahler Gesichtsfarbe, glanzlosem Auge, sie, die Mutter des jungen Weibes, das ihn so elend gemacht, das Schmach über sein Haus, seine Kinder gebracht, Rechenschaft von ihr fordernd, die sie ihm zurückgelassen als Fürsprecherin, als Botin vielleicht noch größeren Unheils . . .

„Sie lasen die Zeilen, die Ella Ihnen zurückgelassen?“ begann sie endlich aufschauend und nicht mehr wagend, ihn mit dem vertraulichen Du anzureden. „Nur auf ihr dringendes Bitten verweile ich wenige Minuten noch unter Ihrem Dache, eine Mutterpflicht übend, die mir unendlich schwer wird, Sie begreifen es!“

Eschborn unterbrach sie. Schweigend wies er auf den Sessel, von dem sie sich erhoben, und lehnte sich aufrecht an eine Etagere. Auch sie verschmähte den Sessel, als sie sein Antlitz sich noch mehr verfinstern sah und er sie keines Blickes würdigte.

„Was Ella Ihnen verschwiegen,“ fuhr sie fort, „konnte sie immerhin ihrem Briefe anvertrauen!“ Ihr Ton klang jetzt sicher und ruhig. „Sie ward, selbst schuldlos, vertrauend, das Opfer einer Intrigue! Ehe sie das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, (sie fühlte mehr als sie sah, wie sich ein spöttischer Zug auf des Professors Gesicht legte, denn gerade diese Frau, der er so viel Güte gezeigt, gefiel ihm heute in Ton und Auftreten nicht), ward sie von einem jungen, bei der Gesellschaft beliebten Offizier umworben. Sie erwiderte seine Neigung anfangs nicht; ich, die ich den Gatten hinsiechen und erblinden, meiner Tochter Zukunft sich so trübe gestalten sah . . . Sie lasen in ihrem Briefe,“ schaltete sie schwer aufatmend ein, „welche Opfer er für seine Söhne zu bringen damals genötigt war, und wie Ella, ich bekenne es, auf meine Bitten, ihm Hilfe zu bringen, sich entschloß, sich entschließen mußte —; ich that das Meinige, um in Ella einiges Interesse für diesen Mann zu wecken, denn ich hielt ihn für den Kavalier, als welcher er überall geschätzt wurde. Er nahm Urlaub, wie er sagte, in Familienangelegenheiten, er sandte zärtliche Briefe an Ella, die diese, ich bekenne auch dies, nur auf meine Bitten beantwortete Da erst hieß es plötzlich, er sei seinen Gläubigern aus dem Wege gereist, und gleichgültig vernahm Ella, noch ehe er zurückgekehrt war, er habe bereits seinen Abschied erhalten. Wenige Monde später warben Sie um meine Tochter, und freudig nahm sie die Hand eines von ihr im stillen so hoch verehrten Mannes.“

Scheinbar unberührt von dem, was sie sprach, hatte Eschborn sie angehört; bei den letzten Worten zuckte er leicht die Achseln.

„Wer war also dieser . . . ?“ fragte er scheinbar gleichgültig.

Sie richtete sich auf, hob die Stimme.

„Dies eben ist es, was Ella nicht zu dem Entschluß kommen ließ, es Ihnen schon früher zu entdecken! Sie konnte es, denn alles, was sie ihm einst gewährt hatte, war, daß er beim Abschied ihre Lippen berühren durfte; so schwöre ich bei allem, was mir heilig ist! . . . Ella fühlte sich glücklich als Ihre Gattin; sie teilte die Verehrung, die Ihnen alle widmeten. Da aber kam sie eines Abends auf mein Zimmer; weinend sagte sie mir, dieser Mann, den sie, seit sie vermählt, mit keinem Auge gesehen, sei von Ihnen selbst als ein Freund in Ihr Haus geführt worden! Sie nahm dies anfangs wie eine Beleidigung hin; aber Sie wußten ja nichts, und Herr von Leitner . . .“

Eschborn zuckte zusammen; der Arm sank, mit dem er sich auf die Etagere gestützt hatte. Sein Antlitz entfärbte sich jäh, seine Augen schlossen sich. Er war keines Wortes mächtig.

„Herr von Leitner,“ fuhr sie fort, hastend, seit sie den Namen genannt hatte, „hatte Ihr Vertrauen gewonnen; er ward der tägliche Gast Ihres Hauses. Ella, wie unglücklich sie sich auch fühlte durch das oft provozierende Benehmen dieses Mannes in Ihrer Abwesenheit, sie mußte seine Gegenwart dulden, denn sie fürchtete — nicht die Wahrheit, die er Ihnen sprechen konnte — die Lüge, mit der sein Benehmen gegen sie ihr oft drohte, und so konnte er, als er die so thöricht Furchtsame ganz unter seinem Banne sah, es wagen, einen wohl längst überlegten Plan auszuführen, zu welchem ihn seine abermalige Verschuldung zwang — er, der erfahren hatte, daß Ella Vollmacht über Ihr Vermögen besaß, verlangte von ihr ein hohes Darlehen, das er pünktlich zurückzuzahlen versprach. Ella verweigerte ihm dies; sie dürfe nicht das Vermögen ihrer Stiefkinder antasten; und er, er zwang sie, ihr drohend, er werde Ihnen die Briefe übergeben, die sie — ich wiederhole: auf meinen Wunsch, als unerfahrenes Mädchen als Antwort auf die seinigen geschrieben hatte.“

Ihre Stimme war wieder schwankend und unsicher geworden, als sie die Wirkung ihrer Worte auf Eschborn gewahrte. Sie beeilte sich, zu Ende zu kommen, fuhr mit dem Tuch über die Stirn, als Eschborn durch eine heftige Bewegung sie zu unterbrechen drohte.

„Er verstand es, die unglückliche Ella in eine Todesangst zu treiben; sie kämpfte lange mit ihrem Gewissen, wollte sich Ihnen bekennen, Sie zu Hilfe rufen, aber sie wagte es nicht, aus Furcht, vor Ihnen wie eine Lügnerin zu stehen, Ihre Ruhe dadurch zu stören, vor ihren Stiefkindern in eine unwürdige Stellung zu geraten; und ich — auch das bekenne ich — war es, die ihr endlich riet, seinem Verlangen nachzugeben; er werde ja die Summe zurückzahlen . . . Sie erhob das Geld mit schwerem Herzen auf der Bank und bereitete sich dadurch schlaflose Nächte, denn Leitner hielt sein Wort nicht, selbst nicht an dem Fälligkeitstage des jenem Wucherer unterzeichneten Wechsels, und so . . . geschah denn, was unausbleiblich war!“

Die letzten Worte brachte sie kaum vernehmbar, wie mit einem stoßweisen Hauch hervor, Hände und Antlitz senkend und sein Urteil erwartend.

Eschborn atmete schwer, fast keuchend. Starr und finster war sein Blick auf sie gerichtet.

„Und . . . wie hoch ist die Summe, die dieser Schurke . . . ?“

Er vermochte nichts weiter hervorzubringen.

Die Mutter Ellas, die inzwischen leichenblaß die eine Hand auf die Brust gepreßt hatte, zog ein Papier aus ihrer Tasche und überreichte es ihm. „Dies,“ hauchte sie, ohne ihn anzuschauen, „Ella hinterließ es mir für Sie!“

Eschborn las mit fast geblendetem Auge.

„Fünfundzwanzigtausend Mark von Frau Professor Eschborn . . . als . . . Darlehen erhalten.“

Seine Hand sank herab, sein Kinn fiel auf die Brust und so taumelte er zu einem Sessel, auf dem er machtlos niedersank.

„Fünfund . . . “ brachte er wie vernichtet hervor, „und . . . “ Er starrte auf seine Hand, griff zur Stirn, die sich jetzt mit kaltem Schweiß bedeckte. „Wo ist er? . . . Er müßte zurück sein! . . . Diesem Elenden übergab ich . . . “

Er richtete sich auf, stand einen Moment schwankend, lauschte, ob jemand komme, und fuhr bebend zusammen, als alles todesstill blieb.

„Wo bleibt er? . . . Ich muß ihm nach! . . . O, ich erwürge ihn!“ Eine Todesangst hatte sich seiner bemächtigt. Er wollte mit entstelltem Antlitz fort, doch seine Glieder versagten ihm.

„Aber ich muß!“ rief er mit rauher, brechender Stimme. „Ihm nach, diesem Buben, den ich so spät erst erkenne! . . . Nach, nach! . . . “

Er raffte die letzte Kraft zusammen, taumelte zur Thür und schwankte hinaus.

Mit verhaltenem Atem und weitgeöffneten Augen schaute sie ihm nach. Minuten bedurfte sie, um sich zu erholen; dann warf sie noch einen Blick, wie den des Abschieds, umher, atmete erleichtert auf und schritt ihm nach — gefaßter als er, denn sie hatte gethan, was ihr als letzte Pflicht noch obgelegen, und mit einem unheimlichen Schauder betrat sie den Hausflur, jede Begegnung fürchtend, die ihr peinlich sein mußte, nachdem auch sie das Gastrecht hier verwirkt zu haben glaubte.

Elftes Kapitel.

Von Arnold beobachtet, der seinen Posten im Garten nicht aufgegeben hatte, war Eschborn zum Hause hinausgestürzt. Auf dem Wege zur Straßenpforte hielt er noch einmal inne, als überlege er in Fieberhast, dann setzte er seinen Weg fort und eilte die Chaussee hinauf zur Stadt.

Dieser falsche Freund, der sich als ein begeisterter Kunstverehrer an ihn gedrängt, um dessen Verhältnisse er sich niemals gekümmert, hatte offenbar einen schlau berechneten Gaunerstreich im Auge gehabt, vielleicht sogar eine Rache dadurch geübt; und er mit seiner Harmlosigkeit hatte ihm diesen mit seiner Freundschaft so leicht gemacht, ja, er war verblendet genug gewesen, ihm jetzt noch obenein diese Summe anzuvertrauen . . .

Das Haar sträubte sich auf seinem Schädel, wenn er sich die Möglichkeit vorstellte, daß dieser Mensch heute auch sein Vertrauen mißbrauche! Mit langen Schritten erreichte er das Gerichtsgebäude; er fragte den Portier nach Herrn von Leitner, einer ja stadtbekannten Persönlichkeit. Der Mann wußte nichts von ihm, hatte ihn nicht gesehen. Er fragte, und nicht ohne daß ihm das erhitzte Blut in die Stirn stieg, nach Wurmser, dem ebenso bekannten Wucherer, aber auch der war nicht im Hause.

Die Angst durchrieselte seine Glieder. Er fragte den Portier nach der Wohnung des letzteren, erhielt die gewünschte Auskunft, denn Wurmser kannten alle Gerichtspersonen, und eilte in eine Quergasse in der Nähe. Keuchend stieg er die ausgetretenen Sandsteinstufen einer alten Freitreppe hinan und fragte eine Magd in dem niederen Flur des kleinen baufälligen Hauses. Diese wies auf eine Doppelthür des Erdgeschosses.

Er pochte mit zitternder Hand. Ein kleines Männchen mit gelbem, faltenreichem Gesicht, dünnem, grauem Bart und Haar, gekrümmter Nase und stechend gelben Augen öffnete ihm und empfing ihn mit einem Lächeln angenehmer Überraschung.

„Ah, Herr Professor! . . . Große Ehre! Bemühen sich selbst zu mir! . . . Hätten mir nur einen Wink geben sollen, da wäre ich zu Ihnen gekommen! Hätte dadurch die Freude gehabt, Ihr neuestes Werk zu sehen, von dem ich so viel Schönes gelesen habe."

Eschborn hallten die Worte dieses Mannes mit dem Falkengesicht wirr und unverständlich im Ohr; er las schon in dieser Miene eine Bestätigung seines Argwohns, lehnte den alten, schäbigen Sessel ab, auf den Wurmsers magere, krallenartige Finger deuteten, und rang heimlich nach Atem.

„Herr Professor haben sich so beeilt! Begreife, daß Ihre Zeit kostbar ist! . . . Leider ist der Wechsel bei den Akten; es wird ja aber vorläufig eine Quittung genügen; ich gehe dann sofort, um die Klage zurückzuziehen! Sie mögen mir glauben, Herr Professor, daß mich dieser Schritt Überwindung gekostet hat, aber ich mußte endlich mein Geld haben!"

Er wandte sich zu dem Stehpult und setzte, um die Quittung zu schreiben, seine Brille auf.

„Hat Herr von Leitner Ihnen das Geld überbracht?" wagte Eschborn mit gepreßter Stimme zu fragen.

Wurmser kehrte sich zu ihm zurück.

„Herr von Leitner? Wie kommen Sie zu dem?" fragte er, die Stirn runzelnd, als verletze ihn dieser Name.

Eschborn stand regungslos. Jeder Blutstropfen war bei dieser Antwort aus seinem Gesicht gewichen, vor seine Augen legte sich ein Schleier.

„Er war . . . nicht bei Ihnen?" brachte er mühsam hervor.

„Der hat Ursache genug, meine Schwelle nicht zu betreten!" rief Wurmser mit giftigem Blick, und als ahne er schon, daß er nicht zum Schreiben komme, die Brille auf das Pult werfend. „Aus dem Wasser habe ich ihn schon zweimal gezogen, aber den schnödesten Undank dafür gehabt . . . von diesem Windhund! . . . Hatten Sie ihn zu mir geschickt?"

Eschborn mußte die Hand auf die Platte des Tisches stützen, an welchem er stand. Wurmser betrachtete ihn mit Besorgnis und Mitleid.

„Er sollte Ihnen das Geld . . . die Klagesumme überbringen!" brachte er mühsam hervor.

„Leitner . . . Geld überbringen? . . . Unglücklicher, Sie haben ihm eine solche Summe anvertraut? Es heißt ja seit Wochen schon, er hätte alles vorbereitet, um bei passender Gelegenheit durchzugehen, denn hier kann er sich nicht mehr halten. Man erzählte sich, er habe das Glück gehabt, von einer vornehmen Dame unterstützt zu werden, aber die wird ihn wohl satt gekriegt haben." Ein spöttelnder Blick begleitete diese Worte.

Wie Donnerkrachen schallte das alles in des Professors Ohren. Er drohte zusammenzusinken, stützte sich aber fester auf den Tisch. Seine Sehkraft war für den Moment geschwunden.

Wurmser, der jetzt wußte, woran er war, setzte eine andere Miene auf. Er fixierte Eschborn mit giftigen Augen.

„Ist der Schurke Ihnen mit dem Gelde durchgegangen? Nun, ich gab ja Ihrer Frau Gemahlin achtundvierzig Stunden Frist," sagte er kalt. „Länger nicht, denn ich habe lange genug gewartet!" Der schlaue Geschäftsmann beurteilte seinen berühmten Gast dahin, daß es demselben sicher nicht so leicht sei, eine solche Summe zweimal zu beschaffen, daß derselbe also seiner Gnade überliefert sei. „Dieser Schwindler wußte sich allerdings noch immer in guter Gesellschaft zu halten, aber nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Professor, so leichtsinnig wie Sie konnte nur ein großer Künstler sein!"

Er ließ Eschborn stehen, trat an sein Pult und ordnete auf demselben seine Papiere. Der Unglückliche, mit zusammengepreßten Lippen auf ihn hinstarrend, empfand in dem Momente nur die ganze Demütigung, die er vor diesem Gauner erlebte. Eine eisige Ruhe kehrte in ihn zurück.

„Ich bedaure also, Sie nutzlos belästigt zu

haben!" sprach er mit fester, aus tiefster Brust dringender Stimme, im Begriff zu gehen.

Wurmser wandte sich gleichgültig halb zu ihm zurück; er zuckte nur die Achseln, und ehe er noch Eschborns knappe Verbeugung erwidern konnte, hatte ihn dieser bereits verlassen.

„Ein toller Streich von diesem Schwindler, wenn's wirklich so ist!" brummte er, sich wieder an seine Papiere wendend. „Bah, sicher ist mir der da; aber keine Frist mehr!"

Als Eschborn die Straße wieder erreicht hatte, stand er einen Augenblick wie erstarrt; blöde schaute er in die Luft, den Sohn nicht gewahrend, der auf sein Heraustreten aus dem verrufenen, kleinen Hause gewartet hatte, aber des Vaters verstörtes Benehmen jetzt nicht verstand, da er angenommen hatte, derselbe habe den Gläubiger eben befriedigt. Arnold erschrak, als Eschborn plötzlich sich zusammenraffte und die Straße hinauf eilte.

Nach Leitners Wohnung wollte der Unglückliche. Es war ja denkbar, daß dieser seinen Auftrag noch nicht ausgerichtet hatte, da die Frist ja noch nicht abgelaufen war. Die Überlegung sagte ihm, es sei unmöglich, daß dieser Mann so schlecht . . . Und doch! Dieses Urteil des Wucherers über ihn, und was er noch von ihm hatte hören müssen: eine vornehme Dame hatte ihn unterstützt! . . . Zielte das auf Ella? Wußten also andere von der geheimen Beziehung dieses Betrügers zu seiner Frau? Erzählte man sich vielleicht in der Stadt schon davon?

Mit schlotternden Knieen bewegte er sich schwindelnd fort und stand dann vor dem Hause, in dessen Erdgeschoß Leitner einige Zimmer bewohnte. Zu seiner Überraschung sah er Arnold in der Thür desselben stehen, der, erratend, wohin der Vater gehe, eine Querstraße eingeschlagen hatte und ihn hier mit besorgter Miene empfing.

„Du suchst Herrn von Leitner, Papa? Ich höre, er ist . . ." Er unterbrach sich, als er des Vaters Augen in so angstvoller Spannung ihn anschauen sah.

„Wo ist er, sprich? . . . Du fandest ihn nicht?" Eschborn ergriff krampfhaft des Sohnes Arm.

„Man sagte mir, er sei . . ."

„Was sei er?" Eschborn schüttelte ihn unsanft.

Arnold entsetzte sich vor des Vaters Anblick.

„Er habe seinen Paletot hier geholt und sei dann eilig in der Richtung zum Bahnhof gegangen?" brachte Arnold hervor. Ein furchtbarer Verdacht, der schon in Wurmsers Wohnung in ihm aufgestiegen war, bemächtigte sich Eschborns Seele. Beide fort! . . . Sie in Nacht und Nebel und er . . . Die Mutter hatte sie offenbar nur zurückgelassen, um ihm ein Märchen zu erzählen, ihre Flucht zu decken . . . Und dessen war dieses Weib fähig gewesen! Betrogen und bestohlen!

Die letzte Gewißheit fehlte ihm noch, wie er finster vor sich hinstarrend in der unbelebten Straße dastand.

„Geh nach Hause!" befahl er Arnold. „Ich folge Dir bald!"

Arnold zögerte.

„Vater, ich darf Dich nicht allein lassen!" bat er. „Sage mir erst, was Dich von neuem so erregt!"

„Du wirst es hören! Begleite mich meinetwegen!"

Schweigend, keinen der ihm in der großen Straße Begegnenden anblickend, schritt er davon, Arnold, in dem eine neue schlimme Ahnung aufging, neben ihm.

„Bleib und erwarte mich!" Eschborn hielt inne vor dem Bankhause Sternfeld & Co. An dem langen, vergitterten Glasschalter empfing ihn der Kassierer mit gewohnter Artigkeit. Die Stimme versagte Eschborn fast, als er an diesen die Frage richtete, ob ein Check des amerikanischen Herrn James Sherman präsentiert worden sei.

„Vor einer Stunde! Er lautete auf den Überbringer!"

Schwarz ward's vor den Augen des Unglücklichen. Er wußte jetzt, woran er war. Keines Wortes mehr fähig, grüßte er und taumelte hinaus. Der Kassierer, stark beschäftigt, sah nicht die Wirkung seiner Antwort. Vor den übrigen Schaltern standen Leute, kein anderer des ihm bekannten Personals bemerkte ihn, als er ging.

Arnold empfing ihn draußen in größter Bestürzung.

„Willst du mir nicht sagen, was noch geschehen ist!" bat er, des Vaters Arm ergreifend.

„Daß ich das Opfer eines zweifachen Betruges geworden bin, und Ihr mit mir!" Eschborn wagte in seiner Beschämung nicht, ihn anzublicken. „Soll ich jetzt zur Behörde gehen und ihr selbst bekennen, welch ein Thor ich gewesen? . . . Sie war nicht Eure Mutter, aber mein Weib war sie!" knirschte er, mit langen Schritten den Heimweg einschlagend. „Und dieser Elende mußte mich noch um den Lohn einer langen, mühseligen Arbeit betrügen, als ich ihn beauftragt hatte, dem Wurmser das Geld zu überbringen . . . Errate das übrige, Du bist alt genug dazu!"

Kein Wort ward zwischen ihnen mehr gewechselt. Arnold hatte erraten, verstanden, aber er wagte es nicht, dem Vater einen Vorwurf zu machen, ihm zu wiederholen, was er ihm Leitners wegen schon früher angedeutet hatte. Er sah die Verwüstung, welche dieser unselige Morgen in den Zügen des Vaters verursacht, ermaß die Wirkung auf die fernere Thätigkeit desselben, denn Eschborn war eine Künstlernatur, er vermochte nur zu leisten, wenn sein Gemüt Ruhe fand, und diese war ihm verloren, vielleicht für immer. Er, dem es schon recht langweilig während der Ferien im väterlichen Hause erschienen war, dachte jetzt mit Bangen an den Tag, an welchem er den Vater werde verlassen sollen; er dachte an die Schwester, die darunter werde leiden müssen, wenn alles bekannt wurde, jetzt, nachdem die beiden Väter schon in Zerwürfnis waren, und mit Ingrimm gedachte er dieses jungen Weibes, das kaum fünf Jahre älter als er, das er, wenn auch nicht geliebt, doch geachtet hatte, das zu diesem schmählichen Undank fähig gewesen war. Seine Gedanken sträubten sich, noch zu glauben, daß sie in strafbarer Beziehung zu diesem Mann stehe, von dem er längst gehört, daß er tief in Schulden stecke; aber er selbst hatte sie ja mit ihm in so vertraulichem Gespräch gesehen . . . Der arme Vater! . . .

Schweigend auch, mit gesenktem Antlitz verließ ihn dieser, als sie das Landhaus betreten hatten; er suchte sein Zimmer auf, nachdem er abgewendet Arnold die kalte Hand gereicht.

„Wenn Du die Mädchen siehst...“ kehrte er sich noch in der Thür zu ihm zurück, aber er vermochte nichts weiter hervorzubringen und schloß die Thür hinter sich.

Arnold stand ratlos da.

„Wenn ich die Schwestern sehe!“ Er fuhr sich verzweifelt durch das Haar und wollte sich abwenden, als er Clotilde, die sie beide vom Fenster aus bemerkt hatte, auf der untersten Stufe der Treppe erblickte.

„Arnold,“ hörte er sie fragen, „was ist denn geschehen? Die Mutter soll heute ganz früh verreist sein, ohne uns davon zu sagen, die Großmutter soll ihr vor einer Stunde gefolgt sein, zu Verwandten auf Besuch hat sie dem Mädchen gesagt; der Vater schien so betrübt, wie ich vom Fenster aus bemerkte; was ist dies alles?“

Arnold blickte sie unruhig an; er sah ihre von Thränen müden Augen, ihre Gesichtsblässe, und wandte sich halb ab.

„Gönne dem Vater nur Ruhe! Wissen aber mußt Du's ja doch! Komm in das Vorzimmer; ich selbst weiß ja nicht mehr, wo mir der Kopf steht!“ Es that ihm weh, das von Thränen feuchte Taschentuch in ihrer Hand, die verweinten Augen zu sehen, und so schritt er ihr voran. Mit sichtbarem Zittern, auf noch Schlimmeres gefaßt als ihr bereits widerfahren war, folgte sie ihm.

„Hier lies das vor allem! Der Vater ließ es in meiner Hand!“ rief Arnold, den Abschiedsbrief auf den Tisch und sich auf den Diwan werfend. „Du wirst sehen, wie recht ich hatte, als ich mit des Vaters zweiter Heirat nicht so einverstanden war! Leider ist das noch nicht alles, wie Du lesen wirst!“

Er stützte den Kopf in die Hand, und Clotilde sank mit dem Brief auf einen Sessel.

Die Thränen fanden wieder den Weg über die abgehärmten Wangen als sie las, und endlich entfiel das Papier ihrer bebenden Hand. Mit angstvollem Blick aus den verschleierten Augen schaute sie auf den Bruder.

„Wie ist das nur möglich!“ ächzte sie. „Ich begreife es nicht! Und so konnte sie sich trennen von uns, von mir, die ich sie so geliebt habe! Von dem armen Vater!... Und was wird Marie sagen?“

„Ja,“ höhnte Arnold. „Weg ist sie in Nacht und Nebel, und das Geld mit ihr!... Aber damit nicht genug! Du magst gleich alles erfahren! Der Vater ist so unbesonnen gewesen, diesem Herrn von Leitner das ganze Geld anzuvertrauen, das der Halsabschneider verlangte, damit er es ihm bringe, und der Schurke ist damit heidi, über alle Berge! Durchgebrannt mit dem ganzen schönen Gelde, das wahrscheinlich der Amerikaner erst heute morgen gezahlt hat. Fünfundvierzigtausend Mark im ganzen sind also dahin und dazu die Frau, alles zum...“

Er unterbrach sich, als er die Schwester mit dem Tuch vor den Augen schluchzen hörte, aber er mußte seiner Verbitterung Luft geben.

„War denn der Sternfeld noch nicht wieder dagewesen?“ fragte er mitleidslos. „Wenn der Alte auch davon jetzt hört!... Mir ist, so kann ich Dir sagen, schon alles gleichgültig!“ fuhr er mit Galgenhumor fort. „Es thut mir nur um den armen Vater leid. Aber hier im Hause hat viel zu viel Gemüt geherrscht. Gemütsache war's, daß die Mama die Schulden ihres erblindeten Vaters durch den unsrigen bezahlen läßt, Vertrauensdusel war's, daß dieser einem notorisch so verschuldeten Menschen eine solche Summe auch nur über die Straße in die Hand gab.“

Clotilde saß sprachlos; sie vergaß sogar ihre Thränen.

„Und das Schlimmste ist nach außen hin!“ fuhr Arnold fort, mit den Händen auf dem Rücken das Zimmer messend. „Straflos darf dieser Schwindler das Weite suchen, denn ich wage es nicht, ihm ohne des Vaters Zustimmung nachzureisen, ihm den kurzen Vorsprung abzugewinnen. Es würde den Leuten zu reden geben, denn sie reden längst schon genug über diesen Hausfreund; aber der arme Vater mit seiner Gutmütigkeit sitzt jetzt drin! Woher will er jetzt diese Summe nehmen, um den Gauner, den Wurmser zu befriedigen? Die verehrte Großmama mit ihrer Weltsucht hat ihm gewiß auch nichts Erfreuliches mit dem gesagt, was sie ihm noch mitteilen sollte, denn er war zu zerschmettert. Ich will's gar nicht wissen. Herrgott, wenn das Geschwätz in der Stadt losgeht!“ Er hielt inne und stampfte den Boden. „Wäre Deine Verlobung doch schon mitgefeiert worden! Fast möchte ich glauben, der alte Sternfeld habe schon so etwas gewußt oder geahnt, dieser trockene, herzlose Geldmensch, als er um Aufschub bat!“

„Sieh nach dem Vater, Arnold!“ bat die Schwester, vor sich blickend und die Hände im Schoße zusammenkrampfend. „Ich möchte zu ihm, ihn trösten, aber...“

„Laß ihn jetzt nur in Ruhe! Weiß Marie schon?...“

„Sie weiß nur, daß die Mutter eiligst habe verreisen müssen ... das arme Kind!“

„Denke an Dich, an Deinen Bräutigam, denn wenn die Leute erfahren, das die Sache auch...“ Er unterbrach sich, als er die Schwester das Tuch wieder vor die Augen führen sah.

„So sprich doch wenigstens! Wie stehst Du mit Deinem Oswald?“ rief er heftig.

Clotilde schaute mit so wehen Augen zu ihm auf.

„Er schrieb mir heute morgen, ich möge den Vater beschwören, doch dem seinigen ein versöhnendes Wort zu schreiben, denn dieser habe ihm sein Ehrenwort abgenommen, daß er unsere Schwelle nicht betreten wolle!“

„Na, doch etwas!“

Ein Pochen ließ ihn, von neuem beunruhigt, zur Thür schreiten. Clotilde erhob sich, um ihre rotgeweinten Augen zu verbergen.

„Ein Geschäftsbrief an den Vater von D. Sternfeld & Co.“ Die Adresse eines Couverts lesend, das er der Magd in der Thür abgenommen hatte,

kehrte Arnold zurück. „Was mag jetzt wieder da drin stehen?“ Entschlossen öffnete er. „Es kann etwas Eiliges sein!“ Damit trat er ans Fenster, während die Schwester ihm zitternd nachblickte. „Nur aus seinem Geschäft, und das schreibt hier: ‚Da Herr James Sherman heute seine Reise fortsetzt, bittet er, die von Ihnen käuflich erworbene Statue zu unserer Verfügung zu halten. Wir ersuchen höflichst um gefällige Nachricht, sobald dieselbe zur Ablieferung bereit ist.‘ Die Statue hin, das Geld dafür hin!... Laß Du den Vater jetzt nur in Ruhe, er braucht sie! Wenn uns nur heute niemand besuchen wollte! Ich werde für die Leute ein Märchen erfinden müssen, aber der Wucherer wird sich keins von mir erzählen lassen!... Schöner Tag das heute! Wenn nur der Vater erst wieder zu sich käme! Geh Du auf Dein Zimmer und überlaß mir alles! ... Ein Höllentag das heute, und was noch erst kommen wird! Sieh Du nach der Wirtschaft! Der Vater muß sich fassen, denn was kann ich!...“

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf der Gesellschaft.

Moderner Roman

von

O. Mysing (Otto Mora).

(Schluß.)

„Man müßte doch auf ihn einwirken,“ fuhr sie mit berechneter Langsamkeit fort, indem ihn sie ansah. „Ah, da habe ich einen Gedanken — kommen Sie doch morgen mit uns zum Essen, Herr Bahnsen. Er hat mich nämlich morgen zum Diner eingeladen bei Mühling oder bei Aimé — denken Sie sich, zu einem deutschen ‚Mittagessen‘ um zwölf Uhr — ich glaube, es wird köstlich werden, einen Begleiter wollte ich jedenfalls noch mitbringen; also werden Sie mit bei der Partie sein, nicht wahr?“

Kurd Bahnsen verbeugte sich schweigend; sie hatte das in jenem raschen, liebenswürdig kommandierenden Ton vorgebracht, bei dem man gar nicht auf den Gedanken geriet, ihr zu widersprechen.

„Glauben Sie wirklich, sie weiß nichts von alledem, was sie spielt und singt?“ flüsterte Kranzow seinem Freunde Landorf ins Ohr, als man aufbrach, und die Herren den beiden anderen, welche vorangingen, folgten. „Dies Weib, welches die ganze Skala der Leidenschaften kennt?!“

„Kennt! Aber es ist bei ihr alles nur Pose,“ gab der Kritiker leise zurück, „sie wird in keinen Verzweiflungsausbruch verfallen, wenn keine bunte Tischdecke in der Nähe ist, die sie umklammern kann.“

Er lachte leise höhnisch auf.

Kurd Bahnsen kehrte spät in der Nacht nach Hause zurück mit müdem Kopf und schweren Gedanken. Dieses ganze ungewohnte Leben der Kunst und des Genusses strengte ihn an, spannte seine Nerven ab und zersetzte seine Persönlichkeit, weil die Grundlage, auf der dieselbe früher geruht hatte, die unablässige erfolgreiche Arbeit nicht mehr bestand. Kurd Bahnsen hatte nicht umsonst den Genuß instinktiv gehaßt. Er vermochte es nicht bis elf Uhr morgens im Bette zu liegen, dann zum Frühstück zu gehen, das bis eins dauerte, über die Linden zu promenieren, wieder zwei bis drei Stunden bei Tisch zu sitzen und dann nun den Abend dem eigentlichen „Vergnügen“ zu widmen.

Kurds Gedanken beschäftigten sich nur mit Helga. Es war ihm, als wogte eine neue Welt durch seinen Kopf.

Was hatte er früher für Ansichten von den Frauen, von der Liebe gehabt! Die Ansichten eines Barbaren, der ein Götterbild zerschlägt, weil er es nicht versteht. Welch ein Paradies mußte in den Armen dieser Frau winken — in den brennenden Blicken dieser dunklen Augen, die nach Liebe begehrten und Liebe verhießen!

Er sprang auf und fuhr sich mit der Hand über die glühende Stirn. Er liebte sie — sie mußte ihm gehören; er begann schon eifersüchtig zu werden, wenn die Blicke der anderen lange auf ihr ruhten, wenn sie im Gespräch einen anderen wie ihn bevorzugte.

Und er wollte Klarheit darüber haben; er mußte sein ganzes Schicksal ja jetzt von neuem ordnen, und gemeinsam mit Helga wollte er in noch größere und herrlichere Bahnen einlenken.

In dieser Nacht schlief er wenig, von unruhigen Träumen immer wieder aufgeschreckt; es war, als ob ihm etwas Fremdes ins Blut gedrungen sei, das dem ganzen Organismus Verderben drohe.

Am anderen Tage fand er sich pünktlich bei dem verabredeten Diner mit Schwarzfelder ein.

Es fand bei Aimé unter den Linden statt, im oberen Saale des geräumigen Restaurants, das eine

so hübsche Aussicht über die belebte Promenade gewährte. Dazu war es ein herrlicher Sommertag, die Sonne blitzte und funkelte über all die Tausende von Menschen, über die Helme und Gewehre der Soldaten, die unter klingendem Spiele zur Schloßwache aufzogen, und denen wie gewöhnlich sich Menschenströme nachwälzten; ein buntes, farbiges und immer wechselndes Bild.

Helga sah heute strahlend aus, sie trug ein leichtes Kleid von rosa Stoff, das ihr ausgezeichnet stand, selbst das Müde, das sie sonst in manchen ihrer Bewegungen und ihrer Ausdrücke hatte, schien heute im lebensfrischen Sonnenlichte verschwunden.

„Wir sprachen gerade von Ihnen," sprach der Bankier, Kurd zum Gruße die Hand reichend. „Frau Grosven meinte, Sie hätten in Ihrer ganzen Erscheinung einen sehr interessanten Typus — etwas Wikingerartiges — ich verteidigte Sie dagegen, denn wenn ich mich recht erinnere, befaßten sich jene alten Herren nur mit dem Seeraub und —"

„Nun, das ist doch eine ganz interessante Beschäftigung," unterbrach ihn Helga lachend. „Aber ich bleibe dabei, Herr Bahnsen, ich habe Sie neulich daraufhin studiert —"

„Sehr schmeichelhaft!"

„Warten Sie erst ab; ich möchte jedenfalls darauf wetten, daß unter Ihren Vorfahren manche von diesen Seeräubern waren."

„Das glaube ich selbst — Sie werden wissen, die Küstenbewohner halten noch heute den Seeraub keineswegs für ein unehrenhaftes Metier."

„Aber die Civilisation hat ihnen doch das Handwerk gelegt," rief Schwarzfelder lachend. „Ich weiß allerdings — ich kenne Ihren Stamm da unten an der Nordseeküste — was da des Nachts auf den einsamen Inseln passiert oder auf offener See, wenn meilenweit kein Boot zu sehen ist, da kräht kein Hahn nach —"

Kurd zuckte die Achseln.

„Wohl möglich. Bei uns heißt's: Hilf Dir selbst, sonst hilft Dir niemand."

„Ist denn die Civilisation überhaupt für die Schwachen und Hilflosen da?" fragte Helga mit lebhaften Blicken. „Das, was man Fortschritt nennt, macht doch immer nur die Schwachen noch schwächer und die Hilflosen noch hilfloser."

„Eine interessante Frage," bemerkte Schwarzfelder, „beinahe so prickelnd wie dieser Champagner hier."

Er schenkte der schönen Frau ein Glas von dem schäumenden Getränk ein, diese dankte ihm lächelnd, indem sie sprach:

„Sie wollen mich wohl, während ich die Civilisation angreife, praktisch widerlegen?"

Kurd antwortete ihr: „Wenn sie nicht für die Schwachen und Hilflosen da ist, weiß ich nicht, wozu sie da ist — für uns doch gewiß nicht."

Der Bankier sah ihn aufmerksam an.

„Sie haben recht," sprach er dann in seiner ruhigen Weise, seine Sätze langsam unterbrechend, und indem er zuweilen die Augen halb schloß, „es ist ja schließlich eine fable convenue, die großen Aufgaben der Kultur. Es handelt sich immer um Stoß und Gegenstoß, die von materiellen Wirkungen ausgehen und materielle Ziele haben. Trinken wir!"

Er erhob sein Glas und stieß mit den anderen an. Und alle drei lächelten, als ob sie über die „großen Aufgaben" der Kultur dächten wie die Haruspices des Ciceros, das heißt, man muß dieselben ernsthaft nehmen, bis man selbst Machthaber geworden ist, aber dann — Und sie repräsentierten alle drei das, was am stärksten macht fürs Leben: Reichtum, Schönheit und Kraft; jene drei souveränen Herren der Welt, die niemand Rechenschaft schuldig zu sein glauben, und vor denen jede Schranke fällt.

Das Diner verlief in der besten Stimmung; alle bemühten sich heiter und gesprächig zu erscheinen, und Kurd glaubte in Helgas Blicken eine noch wärmere Teilnahme, einen noch verheißungsvolleren Ausdruck zu entdecken.

„Sie werden also kommen nach Charlottenburg zum Sommerfest?" fragte Helga ihn — der Bankier hatte Kurd ebenfalls dazu eingeladen. „Ich wäre neugierig, welches Kostüm Sie wählen?"

Kurd lächelte.

„Ich weiß noch nicht, vielleicht das eines venetianischen Admirals, man sagte mir einmal, daß es eines der passendsten für mich wäre."

„In der That." Sie maß ihn mit einem prüfenden Blicke. „Ich würde das Prachtgewand Katharina Cornaros anlegen, und dann würde ich Sie aussenden über die Meere, um mir fremde Königreiche und Inseln zu unterwerfen," fuhr sie im Scherz fort.

Seine Augen blitzten, als er in gedämpftem Tone, sich zu ihr herüberbeugend, sprach:

„Würden Sie es thun? Stellen Sie mich auf die Probe."

Sie erwiderte in derselben Weise: „Vielleicht. Warten Sie ab!"

Schwarzfelder, der einen raschen Blick zu jenen herübersandte, bemerkte:

„Sie würden Herrn Bahnsen nicht zu sehr von seinem sonstigen Metier entfernen, gnädige Frau, Sie wissen, er ist bei uns bekannt geworden durch die Gründungen und die großartigen Schiffsbauten, die er ausgeführt hat —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel Frau Helga ein, die das Gespräch hierbei festhalten wollte, „ich hörte schon lange von ihm drüben, bevor ich ihn kannte. Aber das ist ja nun leider vorbei —"

Sie warf einen Blick auf den Bankier. Eine unbehagliche Pause entstand.

„Haben Sie keine Nachrichten von dort, wie es denn jetzt mit der Geschäftsleitung der ‚Transatlantic' aussieht?" fragte Kurd etwas spöttisch.

„Keine allzu günstigen," antwortete jener achselzuckend, „man will mehrere Schiffe verkaufen, eine Linie eingehen lassen —"

Kurd machte eine heftige Bewegung mit der Hand.

„Die Schwachköpfe! Natürlich, sie können sich nicht über die Krise hinweghelfen; es liegt alles darnieder. Diese Leute können das Unternehmen

nicht in dem alten Stil weiterführen! Ja, wenn ich meine Pläne, die ich im Sinne hatte, noch hätte ausführen können!"

„Was für Pläne?" fragte Helga anscheinend interessiert, indem sie sich etwas vorbeugte Sie legte dabei ihre Hand leicht an die Wange, so daß jener die schlanken weißen Finger, die ganze ätherische Eleganz der anmutig geformten kleinen Hand bewundern konnte.

„Ah, gnädige Frau, solche Schöpfungen können nicht ihre Leiter wechseln wie Aktien ihre Besitzer! Mit denen muß man verwachsen sein — der Geist, der sie gemacht hat, prägt ihnen seine Spuren auf. Wenn ich jetzt noch Direktor wäre, und Sie hätten Lust, die Weltausstellung in New-York diesen Sommer zu besuchen, würde ich Sie auf einem Schiffe dorthin führen, wie die Welt noch keines gesehen hat."

Und er legte den beiden, die aufmerksam zuhörten, seine Pläne dar. Die Gesellschaften hatten für diesen Sommer, der die Weltausstellung brachte, einen ganz ungewöhnlichen Verkehr zwischen Europa und Amerika vorausgesetzt, und um diesen auszubeuten, hatte Kurd vor, einen Dampfer von außergewöhnlichen Dimensionen bauen zu lassen — seine Länge sollte vierhundertfünfzig Meter, seine Breite etwa fünfzig Meter betragen — durch Räder beweglich, sollte er sich mit einer Geschwindigkeit von fünfunddreißig Knoten per Stunde fortbewegen, und sein ganzer Bau bestand aus einem eigentümlichen System von neun nebeneinandergestellten Schiffsrümpfen, alle aus Stahl gebaut. Dieses gewaltige Schiff, das allein schon eine Sehenswürdigkeit war, mußte Tausende von Passagieren zugleich befördern können.

Die beiden hörten schweigend zu. Man konnte an der Möglichkeit dieses märchenhaften Schiffes zweifeln, aber man mußte den Unternehmungsgeist dieses Mannes bewundern, der vor nichts zurückschreckte, und für den kein Problem zu gewaltig war.

Während Kurd sprach, war er wie verwandelt, er zeigte nichts Nervöses und Müdes mehr in seinen Gesichtszügen, er war wieder der kühne, unternehmende Charakter von früher, der der Natur und den Menschen zum Trotz seine Schöpfungen durchsetzte, und der nur eine Furcht hatte — daß ihm der erste Plan keine Zeit ließ, den zweiten und dritten, den er schon im Kopf trug, auszuführen.

Und die feine Menschenkenntnis des Bankiers sagte ihm, daß dieser Mann, mochte er gehandelt haben wie er wolle, ein Hebel sei, mit dem sich Großes ausführen ließe; er wurde während des Diners ersichtlich zugänglicher und liebenswürdiger gegen ihn, die Persönlichkeit Kurds verfehlte ihre Wirkung auf ihn nicht. Schließlich ließ sich Schwarzfelder in der That zu dem ungefähren Versprechen herbei, die Wahl eines neuen Direktors möglichst lange hinauszuschieben und währenddessen Kurds Rückberufung bei den Aktionären zu versuchen. Da er großen Einfluß auf den Minister hatte, von dem die Bewilligung der staatlichen Subventionen der „Transatlantic" abhing, so war der Erfolg sehr wahrscheinlich.

„Ich glaube, Sie haben Ihre Sache bald gewonnen," flüsterte Frau Helga Kurd zu, als man die Tafel aufhob.

Dieser lächelte. Es war ein seltsames, halb unterdrücktes Lächeln; er dachte in diesem Moment an die Rache, die er nehmen wollte, wenn er erst wieder im Vollbesitz seiner Macht und seiner Ehren in die Hansastadt zurückkehrte, die Rache an den Ellhorsts, an Bruno, an Dora vor allen Dingen . . .

Aber heute hatte er keine Zeit, weder mit dem Bankier noch mit Helga eine praktische Frage weiter zu erörtern. Gleich nach dem Diner wurde eine längere Spazierfahrt im Thiergarten unternommen; am großen Stern traf man eine Gesellschaft von Bekannten, Herren und Damen, die von einem Ausfluge zurückkehrten, und in deren Mitte der Rest des Tages verbracht wurde. Zum Theater fuhr man in die Stadt zurück, dann wurde bei Hiller soupiert. Kurd fühlte sich wie in einen Strudel fortgerissen, inmitten dieses ungebundenen Lebens, dieser Leute, in denen zum Teil echtes Theaterblut seine unverwüstliche Lebenslust bekundete, dieser Männer, deren schon blasierte Genußsucht aus einer ganz anderen Welt stammte, als die, die er kannte, dieser Frauen, deren Blicke und Worte seine Sinne eigentümlich berührten. Und es war ihm fast wie ein Traum, als er schon spät in der Nacht, das schäumende Glas in der Hand, die Gesellschaft aufforderte, auf das Wohl der Künstlerin zu trinken, die ihren Ruhm von der neuen Welt in die alte getragen habe; als die Gläser klangen, und alle jubelnd einstimmten, sah er Helga tief in die Augen, und diese warf ihm einen glühenden Blick zu, einen Blick, in dem sie ihr ganzes Innere zu enthüllen schien. Er glaubte diesem Blick, er, der nicht wußte, wie die Frauen dem Meere gleichen, wie das Meer ihn schon betrogen hatte, und wie die Frau es nicht anders machen würde.

XVI.

Es war in den ersten Stunden des dämmernden Morgens, der Regen, der die ganze Nacht über angehalten hatte, rieselte noch fort und verdichtete sich zu einem kalten, grauen Schleier, zu einem ertötenden Nebel, der alles überzog, und vor dem keine Wärme und Frische stand hielt. In dem Coupé des Stadtbahnzuges von Charlottenburg her sitzt ein einsamer, blasser Mann, dessen Augen mit einem starren Ausdruck in die Landschaft hinaussahen, und an dem alles Erschöpfung und Überreizung verriet. Er hüllte sich zuweilen fest in seinen weiten Mantel, als ob ihn in der Kühle des Morgens fröstelte.

Es ist Kurd Bahnsen, der von dem Sommerfest des Bankiers zurückkommt; der Taumel des Genusses hat ihn mit all seinen wirren Reizen gepackt und geblendet, und nun versagen seine Nerven den Dienst; auf die tolle Erregung ist Abspannung und Ekel erfolgt. Seine Hände sind brennend heiß, der Kopf schmerzt ihn, und um die Augen fühlt er's wie einen heftig drückenden Ring.

Und vor allem die Müdigkeit, die Abneigung, irgend etwas zu thun, zu empfinden, nur Ruhe um jeden Preis. —

Er sieht nach draußen. Er sieht nur grau, alles ist grau, was die Augen trifft. Vor allem der Himmel, und die Felder darunter mit den Wegen, die ein Kotmeer bedeckt, alles Schmutz und Kälte, während der Regen unablässig herabrieselt; aus den breiten großstädtischen Avenuen, in die man von Zeit zu Zeit hineinsieht, scheinen Nebel aufzusteigen, in den alle Gestalten und festen Umrisse verschwinden. Es ist alles grau heute, die Eisen- und Glaswölbungen der Bahnhöfe, an denen man vorüberbraust, die kleinen eisernen Blockhäuser, die Brücken und Viadukte, die unter den grauweißen Dampfwolken der Lokomotive verschwinden. Auch die Menschen zeigen dieselbe Farbe, abgearbeitete, farblose großstädtische Gesichter, besonders die Arbeiter, die in Scharen von Osten herüberkommen nach den großen Bauplätzen des Westens. Immer wieder dasselbe Grau in tausend Nuancen, als ob das Stempel dieser Welt wäre, der Schleier, der über allem läge. Die Kasernen, die Schlachthöfe, Reitbahnen, Mietshäuser, alles woran der Zug in schwindelnder Eile vorbeifährt, es strömt dies Grau aus, ein kaltes, lebentötendes, ironisches Grau, das anfängt den Nerven unerträglich zu werden. Man ist verzweifelt — man schreit nach einer Farbe, nach der wollüstigen Empfindung warmer, einschmeichelnder Töne — man sucht am Horizonte die verlorene Sonne — vergebens, alles Regen und Kälte und Dunkel.

Kurd suchte mit irren, brennenden Blicken in dem Chaos seines Lebens nach etwas, das ihm einen rettenden Ausgang wiese. Er fühlte sich zwischen Zweifel und Ungewißheit unaufhörlich hin- und hergeworfen, eine Beute von Qualen, die er früher nie gekannt hatte, und die jetzt seine Kraft aufrieben.

Er dachte nicht einmal viel an seine Angelegenheit bei Schwarzfelder, die dieser zu ordnen versprochen hatte, und die in der That gut stand — dies, was ihm sonst das Wichtigste gewesen wäre, beschäftigte ihn nicht einmal in erster Linie.

Noch in diesem Augenblick, wo sein erschöpfter Organismus nach Ruhe verlangte, wo er den schmerzenden Kopf in die Kissen des Coupés zurücklegte, noch jetzt flüsterten seine blassen Lippen den Namen, der ihn unaufhörlich, Nacht und Tag, schlafend und wachend verfolgte, den Namen: Helga. Da war es endlich gekommen, wogegen er sich instinktiv sein ganzes Leben so gewehrt hatte, wovor ihn einst Edzard Löning gewarnt hatte — die Frau war Herr geworden über ihn. Es half kein Widerstand mehr, seine Gedanken gingen auf in diesem einen Bilde, mit dem er sich uuaufhörlich beschäftigte. Denn seine Natur, die alles nur ganz erfassen konnte, wurde von der neuen Empfindung bis in ihre innersten Tiefen durchrüttelt.

Es war vorbei mit der stolzen Eigensucht von früher, mit dem Sichselbstgenügen, das auf alles andere herabsieht. Da war das Weib, das er begehrte, dessen gebieterisches Lächeln ihm sagte: „In mir sollst Du alles suchen; was glanzvoll und herrlich ist im Leben, das findest Du alles bei mir." Von diesem Lächeln konnte er träumen stundenlang, eine Bewegung ihrer weißen Hand konnte seine Nerven wie ein Schlag treffen und durchwühlen, und er fühlte seinen Atem stocken, wenn ihre Wange der seinen zu nahe kam und ihre Haare sich berührten.

Sein Stolz und seine Kraft von früher, wo war das hin? Er, der nie für andere Herz und Empfindung gehabt hatte, er hätte jetzt die Welt gegeben um ein freundliches Lächeln von Helga, das ihm ihre Neigung für ihn verriete. Es wühlte und nagte an ihm wie Liebeshunger, wie die maßlose Gier nach dieser einen köstlichen Empfindung, in der er jetzt — zu spät — eine Welt von Schätzen vermutete, und die ihm nicht zu teil wurde.

Denn das erriet er nicht im wirren Sturm seiner Leidenschaft, und konnte es auch nicht erraten, daß er Helga zum Opfer gefallen war, gerade weil sie ihm in vieler Hinsicht ähnlich war; daß sein Egoismus hier auf einen noch stärkeren Egoismus gestoßen war; daß in ihr noch all die gefährlichen, selbstsüchtigen Instinkte seiner eigenen Rasse lagen, aus der sie ja auch stammte, nur waren sie bei ihr durch eine noch raffinierte Kultur schärfer, feiner und verderblicher geworden.

Denn das ist der Sinn des Lebens, Selbstsucht geht stets durch ihre eigenen Gesetze zu Grunde. Und das widerfuhr Kurd Bahnsen, ohne daß er sich dessen bewußt ward. Er, der allen stand gehalten hatte, den Gefahren der Natur, dem Ansturm der Menschen, er mußte unterliegen, sobald das Weib kam, das noch egoistischer, noch herrschsüchtiger war als er selbst. Und das war Helga Grosven.

Sie entschlüpfte ihm immer wieder, sobald er den Versuch machte, sich Gewißheit über ihre Gefühle gegen ihn zu verschaffen; den einen Tag ganz hingebend, voll einschmeichelnder Liebenswürdigkeit, war sie den Morgen darauf kalt und schroff, durch ein Nichts aufzubringen, und er, der dies ganze berechnete Spiel von Nerven und Launen nicht kannte und es für echt hielt, er war in Verzweiflung darüber, glaubte am Abend die Sache verloren, die er noch des Morgens für sehr gut angesehen hatte, und fand nie das richtige Mittel, dieser komplizierten Natur gegenüber jenen Eindruck gleichgiltiger Unbefangenheit zu machen, der allein auf sie gewirkt hätte.

Er hatte ihr bereits sehr kostbare Geschenke gemacht, das schien das Einzige zu sein, was wirklich Erfolg bei ihr hatte; aber dies Mittel hatte seine Kasse erschöpft; er hatte sich schon vor etlichen Tagen genötigt gesehen, seinen Sachwalter mit dem Verkauf der Villa in Norderney zu beauftragen, und er seufzte tief auf, als er diesen Brief schrieb; er sah jetzt in welches Netz er sich hier verstrickt hatte. Auch über die Teilung der Erbschaft konnte er mit Helga in nichts einig werden, sie wich ihm immer aus, weil sie wußte, daß er durch diese Sache, die von ihr abhing, an sie gebunden war.

Es kam ihm jetzt bisweilen die seltsame Idee, daß der Maler absichtlich jenen Paragraphen in sein Testament aufgenommen hatte, wie wenn er die ge-

fährliche Natur seiner Enkelin gekannt hätte, und er sie an seinen Schützling Kurd Bahnsen hätte fesseln wollen — damit diese durch und durch verdorbene Rasse, deren wilde Instinkte vor nichts Achtung hatten, sich untereinander vernichte. Der Gedanke wäre des alten Sonderlings würdig gewesen.

Kurd lachte leise und höhnisch auf, er fühlte es wie eine Vergeltung hereintreten in sein Leben, und er hatte nicht mehr die Kraft, sich zu wehren.

Als er an diesem Morgen nach seiner Stadtwohnung zurückkehrte und sich durch ein paar Stunden Schlaf erfrischt hatte, traf ihn eine seltsame Überraschung, ein Brief aus der Hansastadt und zwar von Magda Lasson, worin diese ihm ankündigte, sie werde in etlichen Tagen nach Berlin kommen, weil sie ihn wiedersehen müsse, und weil sie ihm wichtige Mitteilungen zu machen habe.

Er ließ betroffen das Papier sinken. Magda Lasson — eine Erinnerung, die ihm ein müdes Lächeln, beinahe wie Bedauern, entlockte — ein Bild, das wieder vor ihm auftauchte, die schlanke Mädchengestalt mit dem frischen, ehrlichen Herzen und den Augen, die einst so voll sprühender Lebenslust in die Welt sahen. Sie haben oft trübe und verweint ausgesehen, diese Augen, seitdem sie Kurd Bahnsen kennen gelernt haben.

Er hatte Magda zuletzt im Hause ihrer Familie gesehen, ein paar Tage vor seiner Abreise aus der Stadt, und da war gleichsam wider Willen das Geständnis ihrer Liebe ihr von den Lippen gedrungen. scheu, zaghaft, aber dann, als der Bann einmal gelöst war, in einem unwiderstehlichen, leidenschaftlichen Erguß, wie eine Flut, die alles vor sich niederwirft.

Es war die alte Macht gewesen, die er über sie gehabt hatte, wie über so viele andere. Und er dachte nicht mehr an sie als an all diese anderen.

Nach seiner Ankunft in Berlin hatte er ihr geschrieben, sie möge warten, er würde bald zurückkehren. Sie wartete und wartete, aber er kam nicht; sie schrieb ihm auch etliche Male, ohne daß er diese Briefe beantwortete. Seit er Helga kannte, hatte er sie fast ganz vergessen.

Es mußte in der That eine außergewöhnliche Veranlassung sein, die sie zu dieser seltsamen Reise bewog. Kurd Bahnsen schüttelte den Kopf, er wußte, was sie damit wagte, und sein erster Gedanke war, wie sehr sie ihn lieben müsse, um dergleichen zu thun. Aber seltsam, selbst diese Empfindung seiner Eitelkeit beschäftigte ihn nicht mehr so wie früher. Helga hatte in der That sein ganzes Denken und Fühlen, alles was an Willen und Kraft in ihm war, in sich aufgesogen.

Er machte sich zur bestimmten Stunde auf den Weg, Magda vom Bahnhof Friedrichstraße abzuholen. Ein Strahl inniger Freude erglänzte in ihren Augen, als sie auf den Perron hinabspringend ihn erblickte; man sah, wie sein bloßer Anblick beglückend auf sie wirkte.

„Nun habe ich Dich wieder," flüsterte sie leise, mit einem Lächeln an ihm hinaufsehend. „Und ich war so bange nach Dir, all die Zeit über — Aber wie siehst Du aus, Kurd? Du hast Dich verändert!"

Sie sah betroffen, wie blaß sein Gesicht aussah, wie müde und unruhig die Augen, und ihre Bestürzung darüber war so groß, daß Kurd sie mit etlichen wohlfeilen Phrasen beruhigen mußte.

„Das soll hier ein schlimmes Leben sein in Berlin," fuhr sie fort, ihn ängstlich von der Seite ansehend.

„Und in dies Leben hast Du Dich hineingewagt?" unterbrach er sie, ihr in die Augen blickend, „einfach von Hause wegzugehen! sie werden ein schönes Geschrei über Dich machen, Kind!"

„Darüber wunderst Du Dich? Und Du hast mir doch immer gesagt, daß man sich nicht von den Anstandsregeln der sogenannten guten Gesellschaft bange machen lassen solle, daß man ein Recht auf freien Willen habe? Ich wollte Dich einfach wiedersehen und damit basta!"

Sie warf den Kopf trotzig zurück, Kurd sah, sie war wirklich noch ein Kind, aber ein Kind, in dem bereits das Weib erwacht war, das Weib, das lieben wollte und geliebt sein, das imstande war, für den Geliebten alles zu opfern. Denn das bewies ihm diese ganze thörichte Flucht vom Elternhause, er fühlte das an dem Druck ihrer kleinen Hände, die die seinigen faßten, an dem leisen Beben ihrer Stimme, als sie zu ihm halblaut und mit gesenkten Augen sprach:

„Seit Du fort warst, konnte ich es nicht mehr zu Hause aushalten, Kurd, ich hatte zu nichts Lust; mein einziger Gedanke war den ganzen Tag, ob Nachricht von Dir käme — und nichts, kein Brief, nicht eine einzige Zeile!"

„Ich war beschäftigt!" antwortete er kurz.

Sie schwieg und sah ihn mit großen Augen an; aber nach einer Weile fing sie in ihrer alten, unbefangenen Weise an zu plaudern, und die Freude ihn wiederzusehen durchleuchtete und durchwärmte gleichsam jedes ihrer Worte.

Kurd antwortete ihr nur kurz und zerstreut, er empfand nichts von dieser Liebe, die ihm hier entgegengebracht wurde; er hatte nur den Gedanken, was das für Nachrichten seien, die sie ihm bringen würde, das interessierte ihn in der That.

Er wußte, daß jedes seiner Worte, seiner Blicke für dies junge, heißblütige Geschöpf ein Almosen war, das sie ihm dankte, und ein bitteres Lächeln bewegte einen Augenblick seine Lippen: „Wie erbärmlich ist doch eigentlich die Menschennatur; tritt sie mit Füßen, und Du wirst noch Anbetung ernten," dachte er bei sich.

Aber er selbst, fühlte er nicht, daß Helga ihn jetzt ganz ebenso behandelte?

Und seine unruhige, verstörte Miene verriet Magda die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war.

Es waren in der That Mitteilungen von Wert für ihn, die das junge Mädchen ihm machte, nachdem sie sich im Hotel von der Reise erholt und in Gemeinschaft mit Kurd eines der großen Cafés unter den Linden aufgesucht hatte.

Bruno Ellhorst hatte erfahren, daß Schwarzfelder sich für die Wiedereinsetzung Kurds als

Direktor verwendet hatte, daß ein Teil der Aktionäre auch dafür gewonnen war, und daß alles gegen ihn Errungene wieder in Frage gestellt werden konnte. Er hatte nach einer neuen Waffe gegen seinen Gegner gesucht und dieselbe auch anscheinend gefunden; die Mitteilungen, die Magda hierüber brachte, waren unbestimmt, aber sie genügten, um Kurd in ernstliche Unruhe zu versetzen. Es handelte sich um den Streik, den er damals in Gemeinschaft mit Hoffmann im Saarkohlenrevier provoziert hatte, und der ein monatelanges Elend der Bergarbeiter zur Folge hatte. Diese Intrigue war aufgedeckt worden; Hoffmann, den man für den Hauptanstifter hielt, wurde gerichtlich verfolgt, hatte sich aber noch rechtzeitig nach Holland flüchten können. Die Korrespondenz zwischen ihm und Bahnsen, welche diese Angelegenheit betraf, war in den Händen von Grollmann, Kurds Freunde, der die Unterhandlungen geführt hatte — und Bruno Ellhorst hatte sich durch etliche geschickt angebrachte Drohungen von ihm diese Papiere verschafft, welche den Beweis enthielten, daß Bahnsen und Hoffmann die Urheber des Streiks seien.

Kurds Züge verfinsterten sich und seine Stirn zog sich in Falten, als Magda mit ihrem Bericht so weit war. „Also Grollmann!" murmelte er vor sich hin. „Natürlich, daß der mich im Stich lassen würde, ließ sich denken. Ich bin ja nicht mehr von Wert für ihn." Er fragte weiter.

Das junge Mädchen wußte nicht viel Genaues mehr. Sie warnte ihn nur, man habe etwas gegen ihn im Schilde, und das habe ihr solche Angst gemacht und sie veranlaßt, ihn aufzusuchen. Die Erbitterung gegen ihn sei natürlich groß, nachdem jene Briefe bekannt geworden waren; es hieß, Bruno Ellhorst wolle sich nach Berlin begeben, um bei den Behörden und bei Schwarzfelder Schritte gegen ihn zu thun, ja, er sei vielleicht schon hier.

„Aber ich lasse Dich nicht," fuhr Magda auf einmal ungestüm abbrechend fort, indem sie sich an seinen Arm schmiegte. „Mögen sie alle etwas gegen Dich haben und mögen sie noch so viel sagen, daß Du so schlimm bist."

„Kind, glaube mir," sprach er mit einem bitteren Lächeln, „ich habe nichts anderes gethan, als was sie alle thun würden um des Gewinnes und der Macht willen, wenn sie nur den Mut und die Kraft hätten. Aber sie sind alle feige, alle — außer —"

„Außer Bruno Ellhorst?" fiel Magda ein, als er stockte. Er bejahte mit einem unwilligen Kopfschütteln.

„Dem hätte ich das nicht zugetraut," sprach er halblaut.

Es entstand eine Pause. Das junge Mädchen warf ihm einen Seitenblick zu, und mehrere Male öffneten sich ihre Lippen, als ob sie etwas sagen wolle, wovor sie Furcht habe.

„Wenn es nun aber doch so kommen sollte, Kurd," begann sie zaghaft. „Wenn Du Dich nicht halten könntest —"

Er warf ungestüm den Kopf empor, und ein zorniger Blick aus seinen Augen traf sie, so daß sie erschreckt zusammenfuhr.

„Wer spricht davon?" rief er heftig. „Ich gebe nicht nach; hier bei dem Bankier liegt die Entscheidung, und der ist auf meiner Seite, sie sollen sich alle noch vor mir in acht nehmen."

Er sah eine Weile vor sich hin, dann fuhr er mit einem seltsamen Lächeln fort: „Und wenn alles fehlschlägt, dann gehe ich nach drüben, nach Amerika, wo mehr Raum ist für Leute meiner Art als hier in diesen beschränkten Verhältnissen — und dann, wenn ich mir dort eine Stellung errungen habe, dann werde ich alle Mittel anwenden, um sie zu ruinieren, die Schiffahrtsgesellschaft vor allen Dingen, aber auch den Handel der ganzen Stadt, und wenn Tausende darüber brotlos werden — sie sollen meine Hand spüren."

„Kurd!" rief Magda beinahe entsetzt, indem sie die Hand auf seinen Arm legte. „Bedenke, was Du sagst, das ist Dein eigenes Land."

Er zuckte höhnisch die Achseln, was galt ihm das?

„Sieh, Kurd," fuhr sie mutig fort, ihm ins Gesicht sehend, „Du weißt, wie ich Dich immer bewundert habe; schon früh zu Hause hörte ich immer alle von Dir sprechen, und lernte ich schon damals zu Dir heraufsehen wie zu etwas ganz Großem, weißt Du —" Ein übermütiges Lächeln blitzte einen Moment aus ihren Augen, als sie das sagte und seine Gestalt dabei maß. „Und als ich Dich wirklich kennen lernte, da war es mir — lache mich nur aus — als ob ich Dich schon lange gekannt und Dich immer heimlich angebetet hätte, ohne etwas von Dir zu wissen! Und anbeten mußte ich immer etwas, ohne das konnte ich nicht leben. Aber sieh, schon damals sah ich, warum die Leute Dich so haßten, und warum man so viel Schlechtes von Dir sprach — Du warst nie gut zu ihnen, Du nahmst niemals Rücksicht —"

Sie hielt inne; die Furcht, zu viel gesagt zu haben, hemmte ihre Worte.

„Gut!" wiederholte Kurd achselzuckend. „Ein eigentümliches Wort, das kann nur eine Frau in den Mund nehmen. Was verstehst Du von all diesen Dingen?"

„Ich weiß noch, wie ich erschrocken war," fuhr Magda fort, ohne auf ihn zu achten, „als ich einmal zu Euch aufs Bureau kam, und gerade ein Oberheizer aus Deinem Kabinett geführt wurde; der Mann war entlassen worden, angeblich wegen Versäumnisse, es stellte sich aber nachher als falsch heraus. Ich hörte noch, wie Du ihn angefahren hattest, und er sah so blaß und unglücklich aus, als er herauskam."

Jetzt lächelte er zerstreut. „Du bist wirklich ein Kind, Magda! Mitleid bei diesen Leuten."

„Wärst Du nur einmal gut gewesen zu ihnen!" brach sie aus in überquellendem Gefühl. „Oh, Kurd, ich möchte so gern, daß Du anders würdest gegen die Leute, ich würde Dich noch viel, viel lieber haben dann!"

Sie preßte seinen Arm an den ihrigen, und er sah ihr banges, erwartungsvolles Gesicht zu ihm hinaufblicken, ganz Liebe, ganz Sorge um den, der ihr alles war, und den sie so gern gerettet wissen wollte.

Aber er machte eine ungeduldige Bewegung der Abwehr. Er war jetzt am allerwenigsten in der Stimmung, dergleichen anzuhören.

„Gut!“ sprach er nochmals mit derselben spöttischen Betonung, „das Wort kenne ich wirklich nicht, Magda. Kannst Du dies Blut, diese Hände, diesen Kopf anders machen wie sie sind? Leute wie ich dürfen nicht gut sein, sie würden zu Grunde gehen dabei. Ah, ich fühle mich nur wohl, wenn ich andere demütigen und fremden Willen zwingen kann und Rache nehmen an denen, die mich angegriffen haben!“ Unwillkürlich ballten sich seine Hände.

„Höre auch nur etwas auf mich!“ bat Magda, „ich will Dich ja nur glücklich machen, Du weißt, für Dich scheue ich nichts; und sieh, es ist vielleicht gut, wenn Du einlenkst und den anderen entgegenkommst, denn wer weiß, was die Zukunft bringt?“

Er schüttelte finster den Kopf, er wollte nichts davon hören.

Sie hörte nicht auf, in ihn zu dringen, sie bat ihn, sich ein bescheideneres, aber glücklicheres Los zu suchen als das, was er verloren habe, die Welt stehe ihm dann immer noch offen. Sie bat ihn mit der ganzen sanften Gewalt der rührenden Bitte des Weibes, das ihn mit unverbrüchlicher Treue liebte. Und wenn tausend Flüche sich an Kurd Bahnsens Namen hefteten, und er nichts wie Verderben auf seinen Weg gestreut hatte, er war noch nicht verloren, so lange ein Weib da war, das ihre Seele gegeben hätte, ihn zu erlösen.

Aber er hörte nicht auf ihr Flehen und Bitten, mit abgewandtem Gesicht saß er da, und seine wirren, jagenden Gedanken sahen nur noch Helgas blendendes Bild vor sich. Und daneben verblaßten Magdas Züge immer mehr, und er mißachtete die letzte Warnung, die ihm das Schicksal auf seinen Weg sandte, bevor es zu spät war.

XVII.

Ein paar Tage nach Magdas Ankunft zeigte sich in der That bereits, daß ihre Mitteilungen nicht grundlos gewesen waren. Schwarzfelder empfing den Besuch des jungen Arztes Bruno Ellhorst, der aus der Hansastadt gekommen war, um Kurds Bemühungen von vornherein die Spitze abzubrechen und sein Wiederaufkommen zu verhindern. Der Bankier war in der That durch die Mitteilungen, die ihm gemacht wurden, überrascht, und die Kälte, mit der er Bruno Ellhorst erst gegenüber getreten war, minderte sich erheblich.

Ellhorst, der das nicht ohne ein ironisches Lächeln bemerkte — es war für ihn stets eins der interessantesten, „modernen“ Schauspiele, zu sehen, wie die größere Kapitalmacht sich von der kleineren zurückzog, sobald sie selbst bedroht wurde — Ellhorst bat ihn ferner, ihm die Gelegenheit zu verschaffen, Frau Helga Grosven kennen zu lernen, die bekannte Sängerin, von deren Beziehungen zu Kurd er auch bereits vernommen hatte. Schwarzfelder versah ihn in der zuvorkommendsten Weise mit einer Empfehlungskarte, die ihn bei Frau Helga einführte, und Bruno säumte nicht, auch dieser seiner Gegnerin, wie er geneigt war vorauszusetzen, einen Besuch zu machen.

Helga bewohnte in einer ruhigen und eleganten Gegend des Potsdamer Viertels, in der Königin-Augustastraße die geräumige Etage eines villenartigen Hauses; seit sie in der Tha[illegible]s Engagement, das sie suchte, abgeschlossen hatte, hatte sie sich in Berlin häuslich eingerichtet.

Als Ellhorst ihr gemeldet wurde — sie war gerade aufgestanden und im Begriff zu frühstücken — hob sie betroffen den Kopf. Sie kannte seinen Namen wohl, Kurd hatte denselben öfters erwähnt.

Einen Moment hielt sie unschlüssig die Karte in der Hand. Dann durchfuhr ein bizarrer Gedanke ihren Kopf; launisch und im letzten Grunde doch wieder berechnend, wie alles bei ihr.

Sie bat, ihren Besuch ins Frühstückszimmer zu führen, wohin sie sich selbst, nachdem sie Toilette gemacht hatte, begab. Die Matinée von dunkelrotem Stoff mit weißen Spitzen, die sie trug, stand ihr vorzüglich. Dies leichte Gewand, das so ungeniert aussah, hatte in Wahrheit etwas Gefährliches mit seinen weichen, satten Falten, mit der anscheinenden Vertraulichkeit seiner nachgiebigen Formen.

Helga empfing Bruno Ellhorst mit einem liebenswürdigen Lächeln, indem sie ihm die Hand reichte.

„Sie sind mir nicht unbekannt, Herr Doktor,“ sprach sie. „Einer Ihrer Landsleute hat mir schon allerlei von Ihnen erzählt.“

„Dann werden Sie mich schwerlich von einer günstigen Seite kennen, gnädige Frau — ich errate, wen Sie meinen.“

„Und Sie kommen hierher, um meine Meinung von Ihnen zu verbessern?“ fuhr sie lächelnd fort. „Ich glaube, es wird Ihnen nicht schwer fallen.“

Sie musterte mit einem aufmerksamen Blick seine Gestalt, deren elegante Harmonie in allen Bewegungen und Linien ihr ein gewisses Interesse abnötigte.

Bruno verbeugte sich.

„Sie sind sehr liebenswürdig, meine Gnädige. Sie behandeln mich großmütig, während Sie doch ohne Zweifel wissen, auf welch gespanntem Fuße ich mit demjenigen lebe, der als Freund bei Ihnen verkehrt —“

„Mit Herrn Bahnsen? Ach so —“ Helga brachte das mit einem eigentümlichen Ausdruck heraus. „Aber das wird Sie doch nicht hindern, mit mir zu frühstücken, Herr Doktor? Sie thun mir wirklich einen großen Gefallen damit, und ohne Sie wäre ich gezwungen, allein zu frühstücken, was ich ungern thue — eines der wenigen Dinge, worin ich Prinzipien habe!“

Sie sah ihn dabei lächelnd an; und dies alles, ihr freies, ungezwungenes Wesen, die ungenierte Zuvorkommenheit, die sie ihm bewies, machten es ihm leicht, das Anerbieten anzunehmen. Er begriff, daß sie mit ihm kokettieren wolle, und er beschloß vorsichtig zu sein; er sagte sich jetzt, daß diese Frau in

der That selbst für Kurd Bahnsen gefährlich werden könne.

Helga schien nichts von den Gedanken ihres Gastes zu erraten. Sie gab dem aufwartenden Mädchen ihre Befehle, und nur, wer sie genau beobachtet hätte, der würde gesehen haben, wie ein Seitenblick von Zeit zu Zeit Bruno Ellhorst streifte, als ob sie für diese neue Erscheinung noch nicht die passende Formel finden könnte.

Es herrschte ein dunkler, behaglicher Luxus in dem geräumigen Zimmer, der bei dem hellen Sonnenlicht, das von draußen hereindrang, erst recht zur Geltung kam. Das spielte um die schimmernden, venetianischen Gläser, deren bunte Farben aufleuchteten, um das dunkelbraune Getäfel an den Wänden, die schneeweißen, blitzenden Tücher auf dem Tische, und die geschliffene Karaffe mit dunkelrotem Südwein — und vor allem in dem blonden Haar der schönen Frau; es schien ihr Gesicht wie mit einem Goldhauch zu überziehen, und Helga gab sich dem vollen Eindruck dieses blendenden Sonnenlichtes hin, sie ließ sie auf ihrem Gesichte spielen, schloß öfters halb die Augen und atmete mehrere Male tief und seltsam auf; wie alle nervösen Naturen kannte sie diese eigentümliche Empfindung des „Sonnenrausches", dieser vollständig veränderten Gefühlswelt, die den Organismus zugleich mit den Sonnenstrahlen durchflutet.

Bruno fühlte sich wie in einem Schönheitsbanne hier, eine Schönheit, die wie ein gebieterischer Herr zu ihm sprach, die keinen Widerspruch duldete, und an solchen offenbar gar nicht gewöhnt war.

Und er suchte und suchte in dem bezaubernden Antlitz der Frau, die ihm gegenüber saß — und da fand er denselben Zug stahlharten Egoismus, der den Kern ihre Rasse bildete, und der sich trotz des langen Aufenthalts im fremden Lande, trotz aller Einflüsse der Bildung unzerstörbar behauptet hatte.

„Haben denn die unruhigen Zustände bei Ihnen zu Hause jetzt ihr Ende erreicht?" fragte Helga mitten im Gespräch, während sie ihm ein Glas Portwein einschenkte. „Die Arbeiter der großen Schiffahrtsgesellschaft sollen ja förmliche Straßentumulte erregt haben, oder dergleichen. Die Zeitungen schrieben viel darüber — eine Art inneren Bürgerkriegs bei diesen ruhigen Zeiten!"

Sie lachte bei den letzten Worten, die Antithese, die in der Phrase lag, gefiel ihr offenbar. Und während sie mit der weißen, eleganten Hand absichtlich lange über die Spitzen des Ärmels strich, um sie zu glätten, blickte sie Ellhorst erwartungsvoll höflich an, wie jemand, der gern etwas Neues hören will.

Bruno erwiderte ausweichend.

„Der Streik selbst ist ziemlich beendigt," sprach er, „aber es ist noch alles in Unruhe und Verwirrung, das Geschäft lag zu lange darnieder; und wer weiß, wann es besser wird? Gegen einen Druck, wie ihn Bahnsen ausübte, mußte ja schließlich ein solcher Ausbruch kommen."

„Herr Bahnsen — so!"

„Aber das wird Sie alles nicht interessieren, gnädige Frau," fuhr Bruno fort, „der Streik erreichte darum eine solche Ausdehnung, weil die Sozialisten sich hineinmischten, und das sind sehr langweilige politische Fragen, die da —"

„O, das interessiert mich doch," rief Helga lebhaft, indem sie ironisch lächelte. „Ich finde diese Sozialisten sehr unterhaltend. Sehen Sie, das Leben wäre doch sonst wirklich zu bequem und zu ruhig heutzutage, wenn diese Leute nicht etwas Bewegung hineinbrächten. Wenn man heute in New-York, morgen in Ostende, übermorgen in Nizza, dann in Berlin ist — die Kultur zeigt einem überall dasselbe Gesicht, die Zeitungen schwätzen überall dieselben Dummheiten, die Menschen haben überall dieselbe Krawatte und dieselben Phrasen in Bereitschaft, da wirken diese Sozialisten ja wie Paprika auf ein Gericht, das längst fade geworden ist, Herr Doktor."

„Und dies Gericht ist eben die Kultur, nicht wahr?"

„Darf ich Ihnen noch etwas Lachs anbieten? Nicht? Ja, in der That, dies Gericht ist die Kultur — das wird dadurch etwas pikant gemacht — und darum finde ich, daß der Sozialismus eine sehr unterhaltende Sache ist!"

„Sie haben ihre eigene Art, die soziale Frage zu behandeln, gnädige Frau," erwiderte Bruno lächelnd, „nur erlauben Sie mir eine Bemerkung: haben Sie schon jemals die Existenz der Leute, um die es sich dabei handelt, also beispielsweise das Leben eines heutigen Kohlenarbeiters, sich in der Nähe angesehen?"

Die schöne Frau warf sich in den Diwan zurück, laut auflachend, indem sie das Spitzentaschentuch vor den Mund hielt; sie gab selbst dabei noch acht, die Rundung der Arme, die der weitgeöffnete halbe Ärmel frei ließ, wirkungsvoll zum Vorschein kommen zu lassen.

„Aber, Herr Doktor, wie kommen Sie zu dieser Frage?" rief sie anscheinend aufs äußerste belustigt. „Ich soll — nein, wie können Sie nur — Sie sind wirklich amüsant!"

„Nicht wahr, die Frage ist sehr arrogant meinerseits?" sprach Bruno, immer noch mit demselben Zug gutmütiger Selbstverspottung um den Mund. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen noch etwas hiervon einschenke? So, bitte. Wenn man, pardon! so schön, so klug und so liebenswürdig ist, wie Sie, da braucht man sich doch nicht um diese armen Teufel zu kümmern, das sind doch eigentlich gar nicht Menschen wie wir."

„Aber, Herr Doktor," rief Helga, noch immer lachend, „jetzt sind Sie entweder trivial oder boshaft, und ich hätte Ihnen weder das eine noch das andere zugetraut!"

Bruno zeigte noch immer dieselbe unbefangene Miene eines Weltmannes, der mit einer eleganten Frau selbst über die ernstesten Themata gefällig plaudern kann.

„Ich glaube, gnädige Frau, Herr Bahnsen war darin ganz Ihrer Meinung," begann er in demselben Tone, „nach dem zu urteilen, wie er seine Arbeiter behandelt hat, und nach der Intrigue, die er zuletzt angezettelt hatte, und das vermutlich noch ein Einschreiten der Behörden zur Folge haben wird."

Frau Helga blickte betroffen empor.

„Welche Intrigue?“

„Sie wissen es nicht?“ sprach Bruno, sie ansehend, indem er sich erhob. „Nun, dann will ich es Ihnen sagen. Denn ich kam deswegen zu Ihnen, gnädige Frau, um Sie zu warnen, mit wem Sie zu thun haben. Sie wissen, Herr Bahnsen gilt für einen Geschäftsmann im großen Stile, und keiner weiß wie er Chancen auszunutzen, auch auf Kosten seines eigenen Gewissens.“

Er sprach diese letzten Worte ganz ruhig, aber mit einer sarkastischen Schärfe, die ihr nicht entging. Und dann erzählte er ihr von dem Ausstand im Saarkohlenrevier, von den Agenten, welche die beiden Anstifter des Planes dorthin gesandt hatten, von dem monatelangen Elend der Bergarbeiter, da natürlich die Direktionen, nachdem der ganz und gar hoffnungslose Streik in kurzer Zeit beendet war, viele nachher nicht wieder anstellen wollten, und dies alles, damit die Kohlen des anderen Bezirks, nach denen sofort Bedarf war, einen höheren Preis erzielten. Dann sagte er ihr, daß man die Papiere, welche die ganze Sache klarlegten, in der Hand habe, und daß wahrscheinlich eine gerichtliche Verfolgung des Anstifters eintreten werde.

Frau Helga hörte ihm mit zu Boden gesenkten Augen zu. Ihr ganzes Gesicht war verändert, jede Spur von Heiterkeit daraus verschwunden. Es schien ihr, als ob der Sonnenglanz über all der Pracht hier verschwunden, die Farben überall nicht mehr so lebhaft wären, so störend und unangenehm war das letzte Wort, das sie gehört hatte: gerichtliche Verfolgung! Ihr erster Gedanke war, wie gut es doch sei, daß sie sich mit Kurd nicht weiter eingelassen habe, von dem sie vorausgesetzt hatte, daß er sich in guten und gesicherten Verhältnissen befinde. Aber nun war es hohe Zeit, ihn fallen zu lassen.

Sie vermied es, Ellhorsts Blick zu begegnen, als dieser geendet hatte und sie erwartungsvoll ansah.

„In der That, das ist für mich etwas Neues,“ entgegnete sie dann kalt; „ich kenne allerdings dergleichen Geschichten, bei uns in Amerika sind sie häufiger. Die Unternehmer und die Arbeiter liefern sich ja fortwährend Schlachten, bei denen jede Kriegslist erlaubt ist.“

Bruno Ellhorst lächelte.

„Wissen Sie eigentlich, daß Sie damit jedes Band in der Gesellschaft und unter den Menschen lösen?“ fragte er ruhig.

„Wie meinen Sie das?“ Sie sah ihn betroffen an.

„Nun, Sie werden wohl schon beobachtet haben, daß unsere Gesellschaft immer mehr dahin kommt, nur ökonomische Beziehungen zwischen den einzelnen Menschen gelten zu lassen, das ist eigentlich eine völlige Auflösung aller Bande, Verwilderung, wenn Sie wollen. Es giebt gar keine Rücksichten mehr. Einer tyrannisiert den anderen und sucht ihn auszunützen!“

Helga schwieg eine Weile, dann sprach sie halblaut, indem ein eigentümliches Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Sie mögen recht haben. Wir haben ja auch keine Götter mehr, um derentwillen wir leben, also müssen wir wohl um unserer selbst willen leben. Und da ist es der Gedanke der Macht, der uns am meisten reizt.“

„Und die anderen? Und unser Volk — das, was uns das Blut und die Sprache und das Beste unserer ganzen Persönlichkeit gegeben hat?“

„Ah, die Liebe zum Volke!“ Helga legte den weißen Arm wie ermüdet über die Lehne des Sessels. „Herr Doktor, auch das ist nur eine große Etikette für das kleine Ich.“

„Sie irren sich.“ Bruno sprach das in einem veränderten Tone, und seine Miene zeigte einen ganz anderen Ausdruck wie bisher; am Fenster stehend in der hellen Beleuchtung des Sommertages schien seine Gestalt ihr größer und voller zu sein, sie empfand in all seinen Bewegungen und Gesten ein Etwas, das ihr unwillkürlich Achtung einflößte, und das sie bei keinem anderen Manne derart gefunden hatte. „Sie irren sich darin,“ wiederholte er. „Und selbst in Ihnen, der Sie von deutschem Blute stammen, und noch unsere Sprache reden, in Ihnen ist trotz alles modernen Lebens etwas, was Ihren Worten widerspricht. Das Volk ist stets das Höchste für unser Denken und Fühlen, nicht das Volk, wie wir es vielleicht auf der Straße sehen oder wie es uns auf Schritt und Tritt begegnet — nein, das Volk, dessen ideales Bild erst noch verwirklicht werden muß, für das die ganze Kraft der Nation überhaupt da ist. Und wenn der einzelne seine Macht bis ins Ungeheuere steigert, wenn er die höchste Größe und die höchste Schönheit an sich risse, was ist er im Vergleiche zu der Herrlichkeit des ganzen Volkes? Was ist der reichste Lebensinhalt im Vergleich zu den Gütern, die Tausende und Abertausende von uns verlangen, und denen wir sie schuldig sind? — Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ sprach er nach einer Pause, indem er vom Fenster wegtrat. „Ich rede da in einer Sprache, die Ihnen sehr bizarr vorkommen muß.“

„Sie sind noch immer malitiös, Herr Doktor,“ erwiderte Helga mit einem müden Lächeln; sie hatte ihn, während er sprach, unverwandt angesehen. „Aber Sie haben recht, ich habe noch nie dergleichen gehört wie eben. Erlauben Sie mir nur eine Frage: Kennen Sie die Menschen? Haben Sie gelebt? Ich meine, was man so gelebt nennt?“

Sie war aufgestanden und trat dicht an ihn heran, er sah ihre Augen in einem seltsamen Feuer glühen.

„Gelebt!“ fuhr sie rasch fort. „Wissen Sie denn, daß der Durst nach den Lebensreizen nie gelöscht werden kann, daß man, wenn man einmal gekostet hat, immer mehr verlangt?! Genuß, Macht, Luxus, vor allem Luxus, tollen, sinnberauschenden Luxus, wie man es bei uns zu Lande kennt, nicht wie hier in diesen erbärmlichen kleinen Verhältnissen, und dazu von Kindheit an gewöhnt an den allgemeinen Beifall, an die Huldigungen von Tausenden, an die Macht, die man über Unzählige ausübt?“

Sie sah ganz verändert aus in dieser Erregung, die sie selten derart beherrschte, der Charakter der

unregelmäßigen, sensitiven Schönheit, der den Grundzug ihrer Erscheinung bildete, trat lebhaft hervor. Aber gleich darauf ließ sie sich müde in den Sessel zurückfallen, die Natur durfte nicht länger über die „Pose“ siegen.

„Ich habe gelebt in Ihrem Sinne, gnädige Frau,“ entgegnete Bruno auf ihre Frage, „den Taumel der Lebensreize müssen wir alle einmal durchmachen, aber seine Person ihnen aufzuopfern, das ist der Irrtum, in dem heute so viele stecken. Und das führt zu der Konsequenz des unlöschbaren Durstes, Sie sagen es selbst, und so leiden Sie auch unter der sozialen Frage wie alle die Leute, die Sie so unendlich geringschätzen.“

Helga lächelte; er fuhr unbeirrt fort.

„Nicht wahr, es ist sehr pedantisch, daß ich sogar Ihnen gegenüber von einer sozialen Schuld rede? Aber wir Ärzte sind einmal grausam beim Sezieren. Und den Irrtum, von dem ich eben sprach, den kenne ich ganz speziell, gnädige Frau. Denn ich habe ihn aus dem Herzen des Weibes gerissen, das ich liebe, und mit dem ich verlobt bin —“

„Sie sind verlobt?“ fragte sie, unwillkürlich betroffen.

„Ja,“ antwortete er ihr, und es brach wie ein warmer, leuchtender Strahl aus seinen Augen, „und auch sie habe ich erst Kurd Bahnsen streitig machen müssen. Sie sehen, es ist ein alter Kampf zwischen uns, und er wird nicht eher aufhören, als bis einer ganz am Boden liegt.“

Frau Helga sah immer noch müde und nachdenklich aus, sie fuhr wie überrascht empor, als Bruno Miene machte, sich zu verabschieden.

„Sie wollen gehen, Herr Doktor?“

„Der Zweck meines Besuches ist erfüllt, gnädige Frau.“

„Sie sind sehr sachlich.“ Sie blickte ihn einen Augenblick forschend an. „Aber ich möchte Sie doch noch öfters sprechen über das, was wir eben berührt haben — vielleicht trifft man Sie im Theater heute — ich wollte einmal zu Ronacher gehen, auch Schwarzfelder wird da sein.“

„Ich werde kommen, gnädige Frau. Es freut mich, daß meine Meinung Sie nicht gelangweilt hat, obgleich wir in der That aus zwei verschiedenen Welten stammen.“

„Aus zwei verschiedenen Welten!“ wiederholte Helga langsam, indem sie ihm die Hand zum Abschied reichte. „Und Sie rechnen darauf, daß Ihre Welt die der Zukunft ist?“

„Ich weiß es bestimmt. Denn einmal wird die allgemeine Schlacht, zu der das moderne Leben geworden ist, aufhören; bis dahin sind noch viele andere Machthaber neben Kurd Bahnsen zu stürzen. Das ist unsere Arbeit, und die wird uns noch lange beschäftigen.“

Er grüßte und verließ Frau Helga, die ihm in Gedanken versunken nachsah und noch lange am Fenster stehend seine Gestalt mit ihren Blicken verfolgte. Dieser Besuch war für sie doch etwas Unerwartetes gewesen und hatte einen eigentümlichen Eindruck auf sie gemacht.

Aber schließlich trat sie achselzuckend ins Zimmer zurück, indem sie spöttisch auflachte:

„Es giebt doch noch immer seltsame Menschen in Deutschland. Dieser Bruno Ellhorst ist als Merkwürdigkeit sehr interessant, aber mehr auch nicht. Nein, mein Leben geht in anderen Bahnen; und ein jeder lebt das Leben nur so wie es ihm bestimmt ist!“

Sie sah die Sonne draußen, und der Lebensdrang faßte sie heftig, ins Freie zu eilen, den Wind und die Sonnenstrahlen einzuschlürfen, zu fühlen, wie köstlich das Leben sei im Vollbesitze von Jugend und Schönheit und Macht — aber allein und ohne die Menschen — sie fragte nach niemand, sie liebte im Grunde ja niemand, sie glaubte weder an ihr eigenes noch an ein fremdes Herz. Und sie war glücklich dabei, sie hatte es nie anders gekannt.

Helga ließ sich ihr Pferd satteln, warf sich rasch in Toilette und verbrachte den Rest des Vormittags damit, allein, nur in Begleitung eines Stallmeisters im Thiergarten umherzusprengen, und wer sie dort gesehen hätte in der raschen Bewegung, die alle ihre Sinne entfesselte, mit flammenden Augen und aufeinandergepreßten Lippen, der hätte sich gefürchtet vor dem Ausdruck ihres Gesichts, gefürchtet wie vor einem bösen, schillernden Raubtier, das ohne Gedanken, fast ohne Bewußtsein die Beute ergreift, die es zum Leben braucht.

Als Helga am Nachmittag nach Hause zurückkehrte, vollständig erschöpft und fast ohne Atem, fand sie auf der Schwelle ihres Zimmers Kurd Bahnsen, der sie schon seit einer Stunde erwartet hatte.

„Ich bin nicht zu Hause, Herr Bahnsen,“ rief sie ihm beim Eintreten entgegen, indem sie die Reitpeitsche auf den Tisch warf. „Ich bin todmüde und bedarf dringend der Ruhe.“

„Nur zwei Worte. Es handelt sich um eine Frage, die ich an Sie richten will, weiter nichts.“

Kurd sah sehr bleich aus, während er das sprach. Die nervöse Erregung, in der er war, verriet sich in seinen unsicheren Bewegungen und seinen stockenden Worten.

„Ah, eine Frage, ich errate.“

Helga ließ ermüdet die Schleppe fallen, die sie bis dahin in der Hand gehalten hatte, und warf sich in einen Sessel. Sie hatte sofort erraten, weswegen er gekommen war, die Erklärung, die sie schon lange erwartete.

„Ich errate Ihre Frage, Herr Bahnsen, aber hat sie nicht Zeit bis heute abend? Ich werde im Ronacher-Theater sein. Sie kommen auch dorthin, nicht wahr? Lassen Sie mir noch Zeit bis dahin, dann sollen Sie die Entscheidung erhalten.“

Sie lächelte vielsagend.

Kurd verbeugte sich zustimmend und verabschiedete sich; er fühlte etwas wie Furcht vor diesem entscheidenden Moment.

„Sonderbar!“ murmelte er beim Hinausgehen, „Schwarzfelder hat mich auch ins Theater gebeten, sollte das eine Verabredung sein?“

Als Helga im Begriff war ihr Toilettenzimmer aufzusuchen, sah sie auf der Schwelle des Salons ein weißes Papier liegen; es war ein Brief, den

Kurd offenbar verloren haben mußte. Sie hob ihn auf und las die ersten Zeilen, die Handschrift war ihr unbekannt; es war ein Schreiben Magdas, das Bahnsen kürzlich erhalten hatte.

Die schöne Frau legte mit einem spöttischen Lächeln den Brief auf den Tisch, für diese Art von „Stilistik“ hatte sie wirklich nicht viel Interesse.

Am Nachmittag schrieb sie an den ihr bekannten Testamentsverwalter ihres Großvaters — sie hatte schon seit etlicher Zeit bei diesem Erkundigungen eingezogen — daß sie auf ihr Erbe endgiltig verzichte, um nicht näher stehende und bedürftige Verwandten zu beeinträchtigen, und daß er nach den Bestimmungen des Testaments dieselben in den Besitz der Erbschaft setzen möge.

Es war ein Schritt, den man sich bei dem Einkommen eines amerikanischen Kunst-„Stars“ schon erlauben durfte.

XVIII.

Im Ronacher-Theater drängte sich wie jeden Abend eine unzählbare Menge Menschen, eine schwarze, wimmelnde Masse auf Treppen und Gängen. Schon im ersten Zwischenakt erhob sich jenes unbestimmte, brausende Geräusch, das von dem Flüstern und Schwatzen von Tausenden herrührt, die nicht sowohl des Schauspiels wegen herkamen, als vielmehr, um die Pracht dieses Gebäudes zu bewundern.

Denn dies Theater war in der That einzig in seiner Art. Es war von dem Wiener Unternehmer, dessen Namen es trug, für Berlin gebaut; nur für Operette, Feerie und Ballet bestimmt, war es in Wahrheit ein Vergnügungsetablissement großen Stils, das nach der modernen Art zugleich Hotel, Café und Restaurants in sich vereinigte. Der Luxus und die Pracht, die bei seiner Einrichtung entfaltet waren, machten es zu einer Sehenswürdigkeit; in ganz Deutschland war dies Theater bekannt geworden, und die Presse hatte seine Eröffnung als ein Ereignis für die Hauptstadt gefeiert. Es war ein Theater, das in erster Linie für ein ganz bestimmtes Publikum da war: für die genußsüchtigen Finanzkreise, die in Berlin eine so große Rolle spielten, und die so viele zweifelhaften Elemente in sich bargen. Und in Hinsicht auf dies raffinierte und in seinen Ansprüchen nur schwer zu befriedigende Publikum war kein Aufwand gespart worden.

Das merkte man schon, wenn man durch den Eingang an der Behrenstraße das Theater betrat, das seine Vorderfront unter den Linden hatte. Portiers und Angestellte in Livreen empfingen die Ankömmlinge, wiesen ihnen über die dichten, roten Teppiche, die jedes Geräusch erstickten, den Weg und suchten das Gedränge am Fuße der großen Freitreppe, die zu den oberen Rängen, zu den Büffetts und Foyers führten, möglichst zu entwirren.

Oben an der Brüstung von buntem Marmor, wo man in das von Menschen wimmelnde Vestibule hinabsah, standen ein Herr und eine Dame, beide sehr elegant gekleidet, die noch eben lebhaft miteinander geplaudert hatten. Es waren Kurd und Helga, die das Treiben ringsum beobachteten.

„Finden Sie nicht,“ sprach Helga, sich mit einem eigentümlichen Blicke zu ihm wendend, „es ist wie ein Rausch hier, etwas in der Luft, das zu Kopf steigt, das die Sinne verwirrt?“

Kurd atmete schwer, als er antwortete:

„Ein Rausch, wenn Sie wollen — es sind alle Verlockungen und alle Reize der Sinne hier auf einem kurzen Raum zusammen, so scheint's mir — und das benimmt einem den Atem und macht den Kopf schwindelig.“

Helga lächelte. —

Farben, ringsum brennende, flutende Farben, getaucht in das flimmernd scharfe, moderne Licht; ein wahrer Rausch von Farben, der in den Augen brannte, der wollüstig den Nerven schmeichelte und alle Sinne aufstachelte. Neben den dunkelroten Teppichen, die jeden Fuß des Bodens bedeckten, der mattfarbige, bunte Marmor der großen Treppe, der Geländer und Brüstungen; seine hellroten Adern leuchteten unter den grünen Palmenblättern hervor, die überall an Ecken und Biegungen verteilt waren; das Licht auf der Treppe spendeten zwei große Statuen in dunkler Bronze, die matten Kelche des Glühlichts trugen zwei Göttergestalten im Stil der römischen Décadence, und die Gesichter derselben schienen zu lächeln, zu lächeln wie vor Stolz darüber, daß die Zeit, die sie geschaffen, wiedergekehrt sei . . . Oben im ersten Rang liefen mehrere Speisesäle und Promenoirs nebeneinander; das eigentliche „Foyer“ umgrenzte in einem ungeheuren Halbrund die oberen Logen. Hier waren die Wände dunkelrot, unterbrochen von grauschillernden Seiden-Vorhängen, die den Kontrast hervorhoben, und selbst dies Grau reizte mit seinen lauwarmen, schillernden Tönen, die etwas Einschmeichelndes hatten. Schwarzgelbe japanische Schirme, mit seidengestickten Vögeln und Drachen verziert, standen vor den Wänden, und an den Seiten der Promenade erhoben sich Büffetts aus farbigem Marmor mit Silberrand, zwischen denen Springbrunnen, von bunten Muscheln, von hohen Farrenkräutern und Palmen umgeben, den Raum ausfüllten. Mit einem wahren Raffinement war die Beleuchtung berechnet, kein Strahl Licht zu viel oder zu wenig, der in dieser glitzernden Fülle von Farben leicht alles hätte verderben können. Die großen Thüren zu den Logen bildeten belegte Spiegelwände, die das Bild des ganzen gewaltigen Raumes zurückwarfen, so daß es noch größer erschien als es in der That war. Im Theatersaale selbst war alles eine ungeheure Flut von Weiß und Gold; weiß die Dekorationen, die Brüstungen, der Untergrund der bemalten Decke, in Gold schimmerten die Säulen, welche den ersten Rang stützten, die Muscheln, aus denen Glühlicht den Raum erhellte, nur unterbrochen von dem matten, leuchtenden Sammet der Thüren, die, mit vergoldeten Knöpfen verziert, sich geräuschlos schlossen und öffneten.

Es war, als wenn die Civilisation, von einem Luxushunger ergriffen, beim Bau dieses Theaters

alle ihre Vorratskammern erschöpft, alle Formen und Farben der Kunst geplündert hätte.

Und Kurd fühlte sich wie vernichtet inmitten dieser Pracht, inmitten der Glut dieser brennenden Farben, die ihn zu quälen und ihn zu höhnen schienen. Jetzt faßte ihn wieder das Machtbegehren, die Furcht, aus den Reihen der Machthaber hinabgestoßen zu werden. Mehr wie je in seinem Leben sah er nun, welche Schätze die Kultur denen bieten konnte, die es verstanden sie auszunützen.

Und es war nicht mehr der frühere Kurd Bahnsen, der über diesen entnervenden Luxus die Achsel gezuckt hätte . . . Das Leben mit Helga hatte ihn verändert, ihm war es ergangen wie dem Helden der alten Sage, der in den Hörselberg gelockt wird und in den Armen der schönen Zauberin seine Thaten vergißt, alles in ihm war jetzt ein drängendes, nervöses Streben nach dem sybaritischen Leben, das er hier sah; eine Zerrissenheit, die er früher nie gekannt hatte.

Zuweilen fühlte er sich müde, unsagbar müde; er hatte keinen anderen Wunsch und kein anderes Bedürfnis als das nach Ruhe, um dann wieder hastig aufzuspringen und sich an seine alten Pläne zu machen, unruhig und ohne das frühere Selbstvertrauen. Und dann kam ihm das dunkle Bewußtsein, daß der Mensch und die Gesellschaft, wenn sie das Leben durchstürmen wie er, wenn sie rastlos nur für sich That auf That häufen, daß sie dann schließlich immer so enden müssen, entweder in apathischer Ruhe oder im raffinierten Genuß, der allein noch die Nerven aufstachelt.

Und nun hatte er sich im Kampf mit den stärkeren sozialen Mächten, durch die er sich stützen wollte, aufgerieben; er hoffte noch bei dem Bankier die erwartete Hilfe zu finden, aber er wußte, daß dieser ihn nach genau denselben egoistischen Maximen, die er selbst befolgt hatte, fallen lassen konnte . . .

Und die schöne Frau, an deren Seite er ging, und die er gewinnen wollte, war für ihn immer noch undurchdringlich wie eine rätselvolle Sphinx; er sah ihre Augen lächeln und ihre Lippen ihm freundlich, beinahe ermunternd antworten, aber er hatte noch nicht den Mut gefunden, seine Erklärung von heute nachmittag wieder aufzunehmen.

Helga bemerkte das; sie wußte stets von neuem das Gespräch abzulenken, ihn zu verwirren und hinzuhalten.

„Nein, sehen Sie nur diese Menschen! Und mit welch insolenten Blicken die Garçons hier die Damen betrachten!“

Sie beobachtete Kurd dabei fortwährend; es machte ihr ein gewisses Vergnügen ihn noch in seinen Plänen zu ermuntern und von seinen Aussichten zu sprechen, während sie doch wußte, daß er verloren war, daß er gar nichts mehr zu erwarten hatte. Das war der grausame Zug dieser nordländischen Rasse, der auch in ihr noch lebendig geblieben war, und der in den Leiden des anderen ein sehenswertes Schauspiel sieht.

Endlich, als sie eine jener Nischen erreicht hatten, die sich von Zeit zu Zeit an den Seitenwänden öffneten, und die durch Portieren abgetrennt und mit Möbeln in dunkelblauem Sammet ausgestattet waren, endlich in der Isolierung des matt erhellten Raumes öffnete Kurd die Lippen zu dem, was sich ihm seit Tagen und Wochen mit zwingender Gewalt aufdrängte, er sprach von dem Banne, den sie auf ihn ausübe; er sprach ihr von seiner Liebe.

Frau Helga sah ihn wie erstaunt an, sie wandte langsam den Kopf, und es war fast ein Lächeln, das ihre Lippen umspielte, als sie ihm antwortete:

„Also doch eine Erklärung, Herr Bahnsen? Und ich hätte erwartet, daß Sie verstanden hätten, was ich Ihnen schon heute andeutete — daß Sie mich genügend kennten, um die Antwort darauf schon von vornherein zu wissen?“

Ihr Gesicht kam ihm ganz verändert vor, eine schroffe, abweisende Kälte lag darauf, die aber die weiße, klare Schönheit ihrer Züge noch mehr hob.

Kurd Bahnsen sah sie an mit fieberhaft leuchtenden Blicken, mit aufeinandergepreßten Zähnen — nie hatte er sie mehr begehrt wie in diesem Augenblicke.

„Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe,“ sprach er halblaut, noch immer ihre Hände, die er ergriffen hatte, in den seinen zusammenpressend, „zu welcher Qual diese Liebe für mich geworden ist — ich bin ein anderer geworden, alle meine Hoffnungen, meine stolzen Pläne von früher sind verschwunden, seit ich Sie gesehen habe. Diese Liebe hat mich zermalmt, ich habe vergebens dagegen gekämpft —“

„Liebe! Auch Sie sprechen von Liebe —“

Helga hatte ihre Hände aus den seinen gezogen und langsam die Nische verlassen; sie befanden sich wieder im Strome der Promenierenden, und mancher sah sich nach dem Paare um; nach ihr, deren Schönheit noch durch die auffallende Eleganz ihrer Toilette gehoben wurde, und nach dem stattlichen Mann an ihrer Seite, der so erregt und verstört aussah. Hier mußte er an sich halten, um sich nichts merken zu lassen.

„Helga!“ flüsterte er ihr zu, während er an ihrer Seite ging, „ist das wirklich die ganze Antwort, die Sie mir geben?“

Sie ließ sich auf dem eleganten Diwan mit Rundsitzen nieder, der sich mitten im Saale erhob, und winkte ihm mit dem Fächer gleichfalls Platz zu nehmen. Und hier mitten unter der vorbeiströmenden Menge, deren Blicke sie bewundernd streiften, hörte Kurd Bahnsen die Worte, die seine letzten Hoffnungen vernichteten.

„Hören Sie mich an,“ sprach Helga halblaut. „Da Sie von Liebe gesprochen haben, und Ihre Worte mir beweisen, daß Sie meine Natur gar nicht kennen, so zwingen Sie mich, Ihnen eine Erklärung darüber zu geben. Ich könnte nie die Ihrige werden, sowie ich überhaupt niemand gehören will. Ah, schon das Wort bringt mein Blut in Erregung! Ich habe stets nur ein Bestreben im Leben gehabt, mir meine Freiheit und damit meine Macht zu wahren; ich habe nie anderen etwas von meiner Persönlichkeit gegeben, es war mir genug, beneidet und bewundert zu werden, und Sie wissen wohl auch, Herr Bahnsen, wie klein die Menschen sind; je geringschätziger man sie be-

handelt, desto mehr wird man gesucht und begehrt."

Kurd Bahnsen senkte den Kopf; es schien ihm wie ein schneidender Sarkasmus, diese Wiederholung seiner eigenen früheren Grundsätze, die er da vernahm. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen, als er sie fragte:

„Sie glauben, daß man sich stets immer selbst genügt? Sie glauben überhaupt nicht an Liebe?"

„Nein, in der That, ich glaube nicht an die Liebe," erwiderte sie langsam und ruhig, den Fächer hin- und herbewegend. „Sehen Sie, ich hatte so viel davon sprechen hören in meiner Jugend; ich fand sie überall in Dichtern und Märchen; und als ich ins Leben trat, hatte ich eine grenzenlose Neugierde darauf wie auf etwas Großes und Ungeheures. Und da fand ich, daß die Liebe in Wahrheit gar nichts Großes und Ungeheures ist; bei den Männern war es meistens Eitelkeit oder etwas anderes, das ebenso rasch vorüberging; ich fand überall nur ein flüchtiges Aufflammen von Empfindungen, über die man nachher lächelte, und da lernte ich die Liebe geringschätzen. Mein Mann hatte mich schon nach kurzer Ehe betrogen, ein Liebhaber, der bei meiner Heirat schwur, er wolle das Grab seiner Hoffnungen nicht überleben, tröstete sich nach vierzehn Tagen mit einer anderen; ich zuckte von da an stets die Achseln, wenn von Liebe die Rede war. Ich suchte sie nicht mehr, ich sah, daß sie überall nur Selbsttäuschung war, schließlich erregte sie nicht einmal meine Neugierde mehr. Und ich glaube, es giebt überhaupt keine Liebe mehr."

Sie lachte kurz auf, während sie das sagte; das Wort schien hier einen Wiederhall zu finden, inmitten dieser blendenden Pracht, dieser eleganten Menge, deren müde und gleichgiltige Gesichter sich mit einem skeptischen Lächeln zu wiederholen schienen: „Es giebt in der That keine Liebe mehr. Wir haben Genuß und Macht und Gold und Glanz; aber Liebe giebt es nicht mehr. Und wir suchen sie auch gar nicht."

Kurd Bahnsen empfand das. Er fühlte, daß sein Spiel verloren war, und sein Gesicht trug einen unheimlich ruhigen Ausdruck, als er sich mit ihr erhob, um die Promenade fortzusetzen.

„Ich verstehe," murmelte er wie im Selbstgespräche. „Sie wollen nur von anderen etwas haben, aber nie selbst etwas geben; der Genuß, zu wissen, daß man über so viele Herr ist, steht Ihnen höher."

Ein rascher Blick flog aus ihren Augen zu ihm herüber. „Gewiß," sprach sie gelassen, „ich will keinen fremden Willen neben mir dulden; Sie haben das ganz richtig bemerkt, Herr Bahnsen."

Sie legte den Rand des Fächers leicht an die Lippen, während sie das sprach; er fühlte die Ironie ihrer Worte, und etwas wie ein dumpfer, wütender Groll gegen das schöne Geschöpf an seiner Seite, das er nicht bezwingen konnte, stieg in ihm auf; es kam ihm in Erinnerung, was er alles für sie geopfert hatte, und jetzt wies sie ihn kalt und gleichgiltig zurück.

Helga schritt mit ruhiger und unbefangener Miene neben ihm durch das Gedränge; sie musterte mit dem Interesse der echten Frau die mehr oder weniger glänzenden Toiletten, die man hier bemerken konnte, und sie sah mit Genugthuung, daß die ihrige alle überstrahlte; und in der That war dieselbe auch danach, Aufsehen zu erregen und veranlaßte mehr wie einen, sich mit einem bewundernden Blick nach der schönen Frau umzusehen. Sie trug eine Robe von Velour miroir, von jenem märchenhaften Sammet, der erst etliche Wochen zuvor bei einem Feste des Hofes zuerst aufgetaucht war, und der in allen Farben schimmerte von orange bis rot; wenn man ihn sah, begriff man die Vorliebe Helgas für diese warmen, gleichsam auf- und abflutenden Farbentöne des Sammets.

Kurd blieb schwer atmend an der Brüstung stehen, wo man einen freien Blick auf das große Treppenhaus hatte; er fuhr sich mehrere Male mit der Hand über die Stirn, als wollte er da ein böses Traumbild verscheuchen. Und in der That war ihm alles wie ein böser, beengender Traum.

Unten im Theatersaale hörte man jetzt die prickelnden Töne der Musik, Operettenmelodien, graziös wie die leichtfüßigen Gestalten auf der Bühne selbst und berauschend wie Champagnerschaum; man sah, wie diese Töne auf die Gesichter und die Nerven der Menschen wirkten.

Es schlug wie eine Flut heißer, begehrlicher Sinnlichkeit aus dem Hause herauf; die Farben reizten, das Gold blendete, die Musik wiegte die Sinne in eine wollustige Behaglichkeit; man sah Blicke austauschen, die hinter dem Fächer versteckt wurden, halblaut geflüsterte Worte wurden gewechselt, die Bemerkungen über anwesende Damen wurden immer lauter und rückhaltloser; die Luft war erdrückend schwer in dieser überheißen Atmosphäre.

Durch die Reihen der Passanten drängten sich Blumenmädchen, mit rücksichtsloser Zudringlichkeit ihre Ware anbietend; am zudringlichsten bei den vielen Provinzialen, die staunend, mit schlecht sitzenden Handschuhen und ängstlich gespannten Gesichtern im Gewühl sich treiben ließen. Damen in auffallenden Toiletten mit dunkelroten oder dunkelvioletten Schleiern, hinter denen man nur die blitzenden Augen gewahrte, standen fast unbeweglich an den Brüstungen der Nischen oder saßen auf den Sammetdiwans der Seitenwände; ihre übertrieben strenge Haltung ließ erkennen, wer sie waren; von Zeit zu Zeit trat ein Herr an sie heran mit dem eleganten, blassen Gesicht des echten „Viveurs", den schwarzen Schnurrbart durch die Finger ziehend, und dann entspann sich ein leises Flüstern.

„Was wollen Sie? Die Kultur endet doch immer da, wo sie angefangen hat, in Raubzügen, Siegesfesten und Opfern; die Besiegten werden getötet und geplündert, die Machthaber so lange als Götter angebetet, bis sie ein anderer stürzt; immer dieselbe Geschichte."

Der Sprechende war ein junger Mann mit lebhaftem, geistreichem Blick, mit blondem Haar und feinen, weichen Zügen; einer der meistgenannten Journalisten der Hauptstadt, der auch mit Helga be-

kannt war, und an seiner Seite ging der Doktor Landorf, der die Künstlerin ebenfalls begrüßt hatte.

Er lächelte über die letzte Phrase seines Begleiters.

„Glauben Sie wirklich? Es sieht doch wohl jetzt etwas anders aus.“

„Ach nein, nur die Worte haben gewechselt. Man spricht nicht mehr von Raubzügen, man sagt Unternehmungen, man vermeidet das Wort Räuberbanden, man sagt lieber Aktiengesellschaften. Für Beute ist der Ausdruck Dividende üblich geworden. Aber vertauschen Sie die Namen.“

„Sie gehen zu weit! Und was wäre dies hier?“

„Dies hier?“ Der Journalist blieb stehen und warf einen lebhaften Blick auf seinen Freund. „Dies ist der wahre Tempel des Kapitalismus, das heißt der Tempel, der nur zum Genuß bestimmt ist. An der Börse schlägt man die Schlacht, und hier feiert man das Siegesfest; die beiden Gebäude stehen im Zusammenhang.“

„Vielleicht haben Sie recht.“ Landorf wurde ernst. „Die Machthaber der Gesellschaft sollten vorsichtiger sein mit dem Bau solcher Tempel, mit der Schaustellung dieses tollen Luxus. Wenn das Volk sieht, in was für Genüssen seine Herren schwelgen, wird es wie ein Raubtier, das Blut gesehen hat, jenen die Beute zu entreißen suchen, und dann —“

„Après nous le déluge!“ rief jener, „wir haben die Götterdämmerung vor uns, lieber Freund, die soziale Götterdämmerung, die sich wie eine dunkle, rote Sturmflut heranwälzt — wer weiß, wer von uns sie überlebt?“

„Es ist auch wahr,“ meinte Landorf, „und so lange wir noch die Herren sind —! Wir dürfen den Glauben an uns nicht aufgeben, das schadet uns am meisten.“

„Ah, was ist daran noch viel zu helfen? Die Kraft fehlt, die Kraft!“ Der junge Journalist machte eine eigentümliche, müde Handbewegung. „Sehen Sie, in jeder Kultur giebt es zwei Rassen, die einen, das sind die Herren, die rücksichtslos wie Raubtiere die Lebensgüter an sich reißen, die über Götzen und Götter die Achseln zucken und das Dasein als Realisten behandeln; die anderen, das sind die Herdentiere, die ruhigen und bescheidenen Staatsbürger, sie glauben an das Wahre, Gute und Schöne und essen ihr ganzes Leben lang Kartoffeln und Schwarzbrot.“

„Eine schöne Auswahl zwischen diesen beiden Rollen! Und wir? Was sind wir Ihrer Ansicht nach?“

„Oh, wir sind längst zahm geworden!“ Ein Lächeln der Selbstironie umspielte seine Lippen, während er das sagte. „In unserem Leben giebt es zwei Elemente, die uns zahm machen, erstens die sogenannte Bildung, und dann natürlich —“

„Die Frauen!“ fiel ein Dritter ein, der unbemerkt an sie herangetreten war, ein junger Bankier ihrer Bekanntschaft, der in Sports- und sonstigen eleganten Kreisen sehr bekannt war, „das wollten Sie doch sagen?“

„In der That!“

„Das ist auch ganz natürlich. Das Komische ist nur, daß man sich selbst so viel Mühe giebt, die Frauen zahm zu machen.“

Alle lachten; das Gespräch war an dem Punkte angelangt, wo es gewöhnlich endete, wie auch immer der Ausgangspunkt gewesen sein mochte.

Kurd Bahnsen und seine Begleiterin, die in der Nähe standen, hatten ihre Worte zum Teil mit angehört; Helga warf ihm einen vielsagenden Blick zu.

„Après nous le déluge!“ wiederholte sie leise.

Kurd senkte den Kopf; ihm war, als sähe er den Riß vor sich, den er selbst an seinem Teil durch die Gesellschaft gerissen hatte, und der sich hier in der Weltstadt erweitert hatte zu einer ungeheuren Kluft, aus der es aufstieg wie Haß und Rache, wie der Fluch von all den Tausenden, die besitzlos waren, wie das wilde, rücksichtslose Verlangen all der Unterdrückten, die endlich ihren Teil haben wollten vom Mahle des Lebens.

Es war, als sähe man hier in dem prunkvollen Gebäude in einen sozialen Abgrund, den die Brutalität der Machthaber immer mehr erweiterte. Denn dies Theater wirkte wie ein steter Unheilstifter, es reizte durch seine Pracht, durch all seine auf die Sinne berechneten Wirkungen; wer von hier in seine ärmliche Etage, in eine bescheidene Wohnung zurückkehrte, der trug von nun an den steten Stachel in sich, das sybaritische Leben, das er da kennen gelernt hatte, weiter zu führen. Mit ehrlicher Arbeit, mit bescheidenen Ansprüchen war es nun vorbei.

Dies Theater war in der That ein wahres Denkmal des goldströmenden Reichtums, der Gottheit des Mammons, die hier zu sagen schien: „Ich allein schaffe Leben; mir müssen Kunst und Wissenschaft und alle Kultur dienen; ich bin der Schlüssel zu allem.“ Und die Gier nach diesem Luxus, die Unzufriedenheit mit den eigenen geringen Verhältnissen ging von hier aus wie ein Giftstrom in alle Teile der Gesellschaft; man sah, daß alles feil war, und daß das Leben nur das eine Ziel haben durfte, reich zu werden; und daraus resultierte all das wilde Chaos gefährlicher sozialer Leidenschaften: Sinnengier und Begehrlichkeit, Auflösung aller moralischen Bande und Entfesselung der arbeitsscheuen Genußsucht.

Kurd fuhr aus seinem Brüten empor; er wollte seine Gedanken sammeln, sich noch retten, wenn er konnte, aus dieser erstickenden Atmosphäre, die seine Kraft aufgezehrt hatte; es fuhr ihm wieder das Wort durch den Kopf, das er den ganzen Abend nicht vergessen konnte, vom Hörselberg und Frau Venus; dasselbe Schicksal war auch ihm widerfahren.

Auf einmal schrak er zusammen. In einiger Entfernung, an der Loge rechts sah er zwei Gestalten in den breiten Promenadengang hinaustreten — es waren der Bankier Schwarzfelder und an seiner Seite Bruno Ellhorst.

Kurd Bahnsen sah in dem Spiegel, der an seiner Seite hing, wie sein Gesicht blaß geworden war. Daß er in diesem Moment und hier seinen Todfeind sah, das konnte keine gute Vorbedeutung sein. Und jene beiden schienen ihn schon gesehen zu haben; sie gingen langsam und ohne sich zu beeilen,

auf ihn zu. Er fühlte, daß der Moment der Entscheidung da war, daß der lange Streit zwischen den Bahnsens und den Ellhorsts jetzt für immer entschieden werden mußte.

Bruno Ellhorst begrüßte ihn mit kalter Höflichkeit und blieb dann etliche Schritte zurück, um an Helga ein paar verbindliche Worte zu richten, die ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln empfing, während Schwarzfelder Kurd Bahnsen in eine Nische zog, unter dem Vorgeben, er habe Wichtiges mit ihm zu sprechen. Jener blickte ihn ungeduldig an. Das Gesicht des Bankiers hatte einen eigentümlich abweisenden Ausdruck.

„Ich habe mich soeben mit der neuen Direktion der ‚Transatlantic‘ verständigt," begann er in seiner ruhigen und langsamen Weise, „nach den Mitteilungen, die mir gemacht sind, Herr Bahnsen, mußte ich von vornherein darauf verzichten, weitere Schritte zu Ihren Gunsten zu thun." Er sah ihn gelassen an, während Kurd voll Bestürzung einen Schritt zurücktrat.

„Aber — ich glaubte — gerade nach Ihren letzten Äußerungen —"

„Und ich kann Ihnen nur den einen Rat geben," fuhr Schwarzfelder etwas lebhafter, aber in gedämpften Tone fort, indem er seine Fingerspitzen betrachtete, „verlassen Sie sobald wie möglich dieses Land; Sie dürften sonst Veranlassung haben, sich demnächst vor dem Staatsanwalt zu verantworten, Sie wissen, der Streik im Saargebiet — ich hoffe, Sie werden es erkenntlich aufnehmen, daß wir Ihnen diesen Wink geben, ehe das Verfahren eingeleitet wird."

Kurd biß sich auf die Lippen. Sein Gesicht war womöglich noch bleicher als vorhin; das Bewußtsein, daß alles verloren sei, arbeitete in jedem Nerv, in jeder Faser seines Gehirns.

„Das ist wieder von Bruno Ellhorst," murmelte er, mit den Blicken seinen Gegner suchend. Laut fuhr er fort, mit mühsamer Fassung zu dem Bankier gewandt:

„Sie lassen mich fallen, ich finde das von Ihrem Standpunkt aus begreiflich, und doch ist dies ganze Geschäft erst von mir geschaffen worden, und Sie haben Ihren Gewinn gemacht bei meinen Unternehmungen."

Das Gesicht des Bankiers nahm einen kalten Ausdruck an.

„Was wollen Sie, Herr Bahnsen?" sprach er. „Sie sagen Geschäft, — es giebt auch andere Namen für Ihre Handlungsweise. Bei uns zu Lande gilt es noch nicht für erlaubt, durch falsche Vorspiegelungen Hunderte von armen Arbeitern ins Elend zu locken. Ihr ganzes Verfahren ist etwas zu amerikanisch, Herr Bahnsen."

Er grüßte ihn und entfernte sich langsam, aber selbst hierbei zeigte er noch in Miene und Bewegung etwas von dem beinahe „künstlerischem" Interesse, das er stets an jenem genommen hatte. Der Mann interessierte ihn als solcher.

Kurd Bahnsen war es einen Moment, als sei plötzlich eine gähnende Leere um ihn entstanden. Er sah, wie Helga ihn mit einem kalten Blick streifte, wie sie dann den Arm Brunos ergriff und mit diesem in einer Wendung des Ganges verschwand, wie Schwarzfelder sie einholte und mit ihnen weiterging.

Jetzt fielen alle von ihm ab. Sie gaben ihn alle auf. Alle? Er dachte nicht an das junge Mädchen, das an diesem Abend, fiebernd vor Ungeduld, vor dem Hause auf ihn wartete, an Magda Lasson, die ihn gebeten hatte, nicht ins Theater zu gehen — als ob sie das Unheil ahnte, das ihn da erwartete.

Jetzt war es aus, unwiderruflich aus. Die Worte klangen ihm noch in den Ohren: Staatsanwalt, gerichtliche Verfolgung — er war nicht nur von seiner Höhe gestürzt, er war, wenn ihn nicht eigene Kraft rettete, bürgerlich tot, ohne jede Aussicht, die alte Machtstellung wiederzuerlangen.

Als er daran dachte, ballten sich seine Fäuste, sein Atem ging schwer und keuchend; er lehnte einen Moment wie fassungslos an der Brüstung der Seitennische, in der er stand.

Wie ein betäubender, heißer Luftstrom drang die ganze Atmosphäre hier auf ihn ein — das Lachen und Schwatzen dieser Menge, die Parfums der Frauen, das Rauschen der Kleider die Musik unten vom Saale — alles Genuß und Macht und Glanz — und das alles sollte er verlieren.

Jetzt blieb ihm nur noch eins. Und mit seiner alten Thatkraft, die noch nicht völlig erloschen war, nahm er den Gedanken wieder auf, der schon oft in den letzten Tagen sein Denken durchflogen hatte. Er wollte nach Amerika fliehen, sich dort, wo die Verhältnisse freier und großartiger waren, Macht und Stellung erringen und dann Rache nehmen an denen, die ihn verdrängt hatten. Er wußte am besten, wie sehr der ganze Handel der Hansastadt abhängig war von den Verhältnissen der großen transatlantischen Republik. Hier konnte man vernichtende Schläge führen und alle Quellen alles Wohlstandes in seiner Vaterstadt verstopfen. Die Macht, die das Kapital gab, die einzige wirkliche Macht der modernen Welt, konnte dort drüben zu einer furchtbaren Waffe geschmiedet werden — und Kurd Bahnsen war jetzt imstande, wie er Magda gesagt hatte, Tausende brotlos zu machen, nur um sich an seinen Gegnern zu rächen.

Unbewußt zog er die letzte Konsequenz seiner Natur — seit er aufgehört hatte, seine Heimat zu tyrannisieren, dachte er nur noch daran, sie zu Grunde zu richten. Er verließ das Theater als Besiegter, wortlos, aber mit einem unheimlich glühenden Ausdruck im Auge; jetzt, wo alles Schwanken und Warten vorbei war, wo er wieder Platz und Boden sah, den Kampf zu erneuern, jetzt schien es ihm, als könne er seine alte Kraft noch einmal wiederfinden.

Und noch in derselben Nacht verließ er mit Magda Lasson Berlin und fuhr nach Hamburg zurück. Er ahnte nicht, wie nahe ihm das Verderben war und das Ende alles Ringens und aller Thaten.

XIX.

Vom Kai aus sah man hinaus auf das weite, flutende Meer, das in den Strahlen der Morgensonne glänzt, große Wolken ziehen vorbei am Himmel, und

am Horizont werden die weißen Segel der Fischerböte sichtbar, während ein frischer, brausender Wind belebend von draußen herein über das Land hinfährt.

Hier in der Hafenstadt an der Elbmündung war schon am frühen Morgen alles in Bewegung. Krähne luden die Waren aus und ein, das schrille Getön der Dampfpfeifen, der Lokomotiven und Eisenbahnwagen, das Öffnen und Schließen der Schleusen, das Hämmern in Werften und Werkstätten, das alles verschmolz zu dem majestätischen Akkord der Arbeit, zu dem Bewußtsein einer geschäftigen, lärmenden Menge.

Am Fenster der großen „Transatlantic-Hall“, wo die ankommenden und abfahrenden Reisenden sich zu erfrischen pflegten, saß ein einsamer Mann und starrte, den Kopf in die Hand gestützt, finster auf das Treiben da draußen hinaus. Es war Kurd Bahnsen, landflüchtig, im Begriff, sich nach Amerika einzuschiffen; er warf zuweilen unruhige Blicke nach der Thür, als fürchte er das Verderben, das ihn ereilen könnte; der deutsche Boden begann ihm unter den Füßen heiß zu werden.

Er hatte auf dem Transatlantic-Dampfer „Weichsel“ Kajütplätze für sich und Magda nach New-York nehmen wollen, aber der Kapitän, der ihn kannte, und der ihm früher einmal eine dienstliche Zurücksetzung zu danken hatte, weigerte sich, ihn aufzunehmen; vielleicht wußte er auch, daß eine gerichtliche Verfolgung Bahnsens im Werke war. Unwillig über die Verzögerung mußte sich dieser ein anderes Schiff suchen. Er fand auch eins, einen englischen Dampfer, der nach Baltimore ging, und der Passagiere aufnahm; wie es Kurd vorkam, zwar bereits ein alter und etwas abgenutzter Kasten, aber er hatte Eile, und es galt kein Bedenken mehr.

So saß er denn jetzt, nachdem alles zur Abfahrt bereit war und auch Magda sich bereits an Bord begeben hatte, noch einmal in der Restaurationshalle der großen Dampfer, wo fortwährend Reisende ein- und ausgingen.

Plötzlich fuhr er empor — er hörte Stimmen neben sich an dem Tische, der von dem seinigen durch einen Mattenvorhang getrennt war, und die eine Stimme kam ihm bekannt vor.

In der That, es war Ellhorst sen., der mit einem seiner Bekannten, einem alten Schiffskapitän, sprach.

„Also in vier Wochen soll die Hochzeit zwischen Ihrer Tochter und Ihrem Neffen sein?“ fragte dieser.

Der alte Herr nickte.

„Jawohl, in vier Wochen. Waren lange genug getrennt, die beiden — hatte schon eine Zeitlang geglaubt, sie würden sich gar nicht mehr finden,“ sprach er.

„Es ist viel passiert hier in den letzten Jahren,“ warf der andere ein. „Gott sei Dank, daß der Heizerstreik und all diese unruhigen Zeiten vorbei sind, es lag zu drückend auf dem Geschäft. Die Transatlantic ist ja nun auch von ihrer großen Ausdehnung zurückgekommen, das ganze Unternehmen war zu riesenhaft angeschwollen. Sie sind ja wohl bei der Neu-Organisation in den Vorstand gewählt, Herr Ellhorst, nicht wahr?“

„Allerdings,“ antwortete jener, „wir sind jetzt vier Kollegen, mit einem Direktor will man's nicht wieder versuchen. Man hatte gerade genug an dem Bahnsen.“

„Bahnsen? Wo ist der denn jetzt?“

„Er soll noch in Berlin sein — oder bereits außer Landes; für den ist kein Boden mehr hier,“ sprach Ellhorst mit einem verächtlichen Auflachen.

„Ja, der verstand's, aus allem etwas herauszuschlagen,“ meinte der andere nachdenklich, „der trieb's schließlich zu arg.“

Der alte Herr war aufgestanden und reichte ihm die Hand zum Abschied.

„Ich will Ihnen was sagen, Kapitän,“ sprach er, „es sind noch andere Leute strafbar, wenn auch nicht so sehr wie Bahnsen; bei dem ganzen Geschäft hier ist früher mancherlei mit untergelaufen, was nicht ehrenhaft und nicht in der Ordnung war gegen unsere Nächsten und Mitmenschen, ich meine die Leute auszupressen wie eine Citrone, sie sich abarbeiten und quälen zu lassen, bis keine Kraft mehr darin ist, und sie dann wegzuwerfen wie alten, unnützen Plunder. Das muß anders werden, darin hat mein Neffe ganz recht. Und da sind wir alle schuldig, der eine mehr, der andere weniger. Diese neuen Ideen haben in der Bürgerschaft schon — Aber alle Wetter, was ist denn das?“

Er sah eine Gestalt an sich nach der Thür zu vorbeistürzen — er glaubte Bahnsen zu erkennen und trat hastig nach der Thür — aber schon war der Gesuchte draußen im Gedränge des Hafens verschwunden. Ellhorst bemühte sich vergebens ihn wieder aufzufinden.

Kurd Bahnsen begab sich unverzüglich nach dem Schiff, der „Ellfriede“, die zur Abfahrt bereit lag.

Das war das letzte für ihn gewesen — die Auflösung des großen Unternehmens in der Form, die er festgesetzt hatte, und die Wahl Ellhorsts sen. in den neuen Vorstand — das war der völlige Triumph seiner Gegner. Nun mußten die „neuen Ideen“, die er so sehr haßte, erst recht Oberwasser bekommen.

Nur fort, eilends fort von hier, drüben winkte ihm neues Leben und neue Hoffnungen.

Und doch war ihm eigentümlich zu Mute, als das Schiff unter den ungestümen Schlägen der Schraube langsam durch die geöffnete Schleuse den Hafen verließ, als das Ufer immer mehr entschwand, und die weite Wasserfläche ihn auf allen Seiten umgab. Er fühlte sich nicht mehr als der Frühere, als der, der im Beginn seiner Laufbahn war.

Was war das nur? Die sichere, siegesbewußte Kraft von einst war verschwunden — es war nur noch das Aufflammen der unruhigen, egoistischen Leidenschaften, der alte Trotz, der den Grundzug seines Charakters bildete.

An die Brüstung des Schiffes gelehnt, starrte er unbeweglich in die Wellen hinab. Magda, die aus der Kajüte kam, versuchte vergebens ihn dieser Stimmung zu entreißen.

„Die Abfahrt vom alten Lande soll jeden melancholisch machen, Kurd,“ begann sie wie im Scherz, „nun sehe ich's auch an Dir. Verlaß Dich darauf, drüben wird noch alles gut werden.“

Er schüttelte den Kopf.

„Wer weiß, ob ich mein Leben wieder so aufbauen kann wie es war? — Und anders will ich nicht, kann ich nicht —“

„Kurd! Hast Du denn gar nicht eingesehen, daß es mit Dir nicht so bleiben kann — wie — wie es war?“

Er lächelte trübe, anstatt wie früher in Zorn und Aufregung zu geraten.

„Ich kann nur Herr sein, und nicht Sklave,“ sprach er dumpf; „ich verstehe es nicht, mich zu beschränken, Rücksicht zu nehmen, oder wie sie's nennen mögen. Alles, was ich thue, muß ganz sein; ich gehe zu Grunde, wenn ich in Halbheiten lebe. Sieh die See da an, — ich fühle mich wieder wohl, seit ich Seeluft atme — das ist freie, unbändige Natur —“

„Die See lügt,“ sprach Magda tonlos, indem sie sich an seinen Arm klammerte. „Hüte Dich, Kurd, die See kann Dich betrügen, wie sie Dir früher geschmeichelt hat — mir ahnt, es endet nicht gut mit unserer Reise!“

Kurd gebot ihr unwillig Schweigen.

Es war mittlerweile der Abend ungewöhnlich früh angebrochen, dunkles Gewölk hing über dem Meere, und ein frischer Wind bewegte seine Oberfläche. Der Dampfer stöhnte schwer und „rollte“ — kein günstiges Zeichen für seine Seetüchtigkeit. Weißköpfige, gewaltige Wellen warfen das Schiff gehörig herum, und die See war nach dem Ausdruck der Küstenbewohner „kabbelig“ geworden, wenngleich das Barometer noch nicht fiel.

In der Nacht wurde das aber anders. Es war Sturm in Sicht, und zeitweise schlugen bereits Sturzseen über das Verdeck hin, die den Aufenthalt dort unmöglich machten; die Passagiere hielten sich, mit Ausnahme Kurds, alle bis zum Mittag in den Kajüten.

Da bemerkte dieser, daß der Maschinist eifrig mit dem Kapitän disputierte, und hinzutretend hörte er, wie der Mann seinem Vorgesetzten vorschlug, das Schiff in den nächsten Hafen zurückzuführen; bei schwerem Wetter laufe man Gefahr, daß die Maschine versage.

„Zurück in den Hafen! Nun und nimmer!“ Kurd biß die Zähne aufeinander, als er sah, daß sich nun selbst die Elemente gegen ihn verbündeten. „Ich werde diesen Schwachkopf von Kapitän, der sich von seinem Maschinisten Ratschläge geben läßt, zwingen, den Kurs zu halten.“

Er eilte in die Kabine des Kapitäns und bot ihm eine beträchtliche Summe, wenn er die Fahrt fortsetze; er stellte ihm zugleich vor, daß das Wetter nicht so gefahrdrohend sei, und das Schiff sich halten werde.

Der Seemann ließ sich bewegen; obgleich der Maschinist, der von weitem die Verhandlung sah, mit einem Blick, der alle Verantwortung ablehnte, die Achseln zuckte. Kurd blieb trotz des Sturmes an Bord.

„Nur weiter, weiter!“ ging es über seine Lippen, wenn er das Stöhnen und Keuchen der Maschine hörte. „Wenn ich nur hingelange, so lange müssen diese Planken noch halten, nur einmal noch mag die See mir das Glück bringen, das sie mir früher so reichlich gab!“

Aber die Meeresgötter erhörten ihn nicht.

Der Sturm ließ zwar nach an Heftigkeit und hörte am Abend ganz auf, aber es trat, was in diesen Gegenden so häufig und so gefährlich ist, Nebel ein, und das Signalhorn mußte, um Zusammenstöße zu vermeiden, fortwährend in Thätigkeit bleiben.

Am Morgen entstand plötzlich Alarm im ganzen Schiffe; es stellte sich heraus, daß die Schraube gebrochen war, man war auf Grund gestoßen, und bei den Versuchen, den Dampfer abzubringen, erfolgte das Unglück, welches das Schiff zum hilflosen Wrack machte.

Die Passagiere stürzten aus den Kajüten, und ein allgemeines Rennen und Zusammenlaufen auf dem Deck entstand, dem der Kapitän und die Offiziere nur mit Mühe zu steuern vermochten.

„Der da ist schuld dran!“ schrie der Maschinist, auf Bahnsen zeigend. „Wir hätten umkehren und den nächsten Hafen anlaufen müssen, denn das Schiff hält kein Wetter mehr.“

Die anderen stimmten ihm bei; die Matrosen standen in Haufen zusammen, und unverhohlene Drohungen gegen den verhaßten Passagier, der den Kapitän zur Weiterfahrt bewogen hatte, wurden laut.

Kurd erbleichte einen Moment, er glaubte sich verloren, denn er kannte diese Rasse; er hatte zu lange all die Tausende unter sich gehabt. Diese Leute, die sich in allen Weltteilen umhergetrieben hatten, schreckten in Not und Gefahr vor nichts zurück.

Mit Mühe schaffte ihn der Kapitän fort, indem er ihn und seine Begleiterin in seine Kabine einschloß.

„Wir werden alle in diesem wurmstichigen alten Kasten ersaufen wie die Ratten,“ schrie ein alter Bootsmann, „und daran ist nur der Kerl schuld —“

„Ihr seid unwissende, feige Thoren,“ schrie ihnen Kurd noch im Abgehen nach; „die englische Küste muß ganz nahe sein, wir werden Hilfe haben, ehe vierundzwanzig Stunden um sind.“

Der Kapitän zuckte die Achseln; er kannte dies gefährliche Meer zu sehr, um es nicht zu fürchten.

Seiner Meinung nach mußte man auf die berüchtigte Sandbank von Kentish Knock geraten sein, die vor der Themsemündung lag; da hier viel Verkehr war, und große Häfen in der Nähe sich befanden, konnte man vielleicht auf Hilfe rechnen.

Kurd hörte schweigend auf das Brausen der aufgeregten See. Die riesigen Sturzwellen, in deren Mitte der Dampfer hilflos schaukelte — was er sehen konnte, war eine einzige, sprühende, weißgraue Masse von Schaum, die wie ein gigantisches Ungeheuer sich über die Nußschale herzustürzen schien — der Nebel hatte sich etwas gehoben, aber das diente nur dazu, die Schrecknisse in hellerer Beleuchtung zu zeigen. Er sah jetzt das zürnende Meer in seiner ganzen schauerlichen Kraft.

Und was er vor Menschen nie empfunden hatte, das überfiel ihn jetzt, lähmend und niederdrückend, inmitten der entfesselten Natur, — das Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit.

„Die See verläßt mich,“ murmelte er, „so muß es damals ausgesehen haben, als ich an den Strand geworfen wurde! Und jetzt, sollte das das Ende sein?“

„Horch, Kurd, den Lärm über uns,“ rief Magda ängstlich, „es muß etwas Neues vorgefallen sein.“

Kurd lächelte verächtlich. Aber seine Lippen waren blaß, und ein unruhiges Zucken ging von Zeit zu Zeit über sein Gesicht, es war, als ob wie draußen, so in seinem Innern ein wütender Sturm tobe.

In der That, er bäumte sich vergebens auf gegen das Schicksal, das alle seine Pläne vereitelte, das offenbar seine Vernichtung beschlossen hatte. Dies Gefühl, daß die Arbeit seines Lebens fruchtlos gewesen sein könne, das war es, was jeden Tropfen Blutes in ihm empörte. Es erging ihm, wie es dem eigenwilligen Stolze des menschlichen Geistes immer ergeht, er sah, daß er mit all seiner Kraft schließlich nur anderen, besseren Zwecken gedient hatte, als er selbst wollte.

Über ihren Köpfen lärmten und rannten die Matrosen, nur noch widerwillig gehorchend, auf Bahnsen fluchend — man konnte den Moment, wo die Disciplin aufhören würde, schon ziemlich berechnen. Etliche schrieen nach Branntwein, es sei nun doch alles egal.

In der That war von Hilfe weit und breit nichts zu sehen. Man hatte auf dem Verdeck ein Feuer angezündet, um vorüberfahrende Schiffe aufmerksam zu machen, aber das ließ sich unter den fortdauernden Sturzseen nicht aufrecht erhalten. Die Wellen überspülten den größten Teil des Decks, und der Kapitän sah sich genötigt die Passagiere in die Takelage zu beordern, da die Lage immer gefährlicher wurde. Einige weigerten sich und ergaben sich stumpfsinnig in ihr Schicksal; man mußte sie in den Kabinen umkommen lassen, denn es war jetzt keine Zeit mehr zu verlieren.

„Sollte das das Ende sein?“ wiederholte sich Kurd finster: er schüttelte den Kopf, und seine Fäuste ballten sich, als wollte er sich selbst jetzt noch wehren, als wollte er die Gewalten herausfordern, die sein Verderben beschlossen hatten. Er fühlte das Ungeheure, das an ihn herantrat, und das ihn zermalmen würde wie ein Sandkorn. Vor seinem Auge verschwand alles in diesem wirbelnden Chaos von verzweifelnden, kämpfenden Menschen, von herausschlagenden Wellen und Schiffsgegenständen, die um sie herumschwammen.

„In der That, jetzt handelt es sich nur noch darum zu sterben,“ beantwortete er sich leise selbst seine Frage, indem er die Lippen aufeinander preßte. Er sah seine Gefährtin totenblaß mit weitaufgerissenen Augen in die Verwüstung starrend.

„Magda, Du hast mich retten wollen,“ murmelte er, ihre Hand ergreifend, „und nun ziehe ich Dich selbst in den Tod hinab; Du wirst für Deine Treue bitter büßen müssen.“

Sie sagte nichts, sie konnten sich auch schwerlich verstehen bei dem Lärm und Tosen; aber ihr Händedruck bewies ihm, daß sie nichts bereue.

Die See war wieder sehr unruhig geworden, die Wellen umspielten wie weitausholende gierige Ungeheuer das verlorene Schiff, sie fühlten sich ihrer Beute sicher und wollten sie langsam und allmählich zertrümmern.

Kurd schien es, als ob das Meer nach ihm begehre; er empfand mehr wie je das geheimnisvolle Band, das ihn an die wilde Naturkraft fesselte, aus dem er all seine Macht gezogen hatte; aber jetzt durchschüttelte es ihn wie eisiger Frost — die See, aus der er gekommen war, forderte ihn zurück, sie wollte ihren Tribut dafür, daß sie ihn einst groß und mächtig gemacht hatte.

Mehrere Passagiere und Mannschaften waren schon von den Sturzwellen hinabgerissen worden, und noch immer war keine Hilfe zu sehen.

Endlich wurde die „Ellfriede“ von einem Dampfer bemerkt, der am Horizont auftauchte, einem Norweger, der nach London fuhr, wie sich später herausstellte. Man versuchte mit allen Signalen, die noch möglich waren, sich verständlich zu machen; es gelang, aber bei dem hohen Seegang mußte die Annäherung hier schwierig und gefährlich sein.

Kurd sah unbeweglich mit einem verächtlichen Lächeln und mit der Apathie des Trotzes, der sich verloren fühlt, alle dem zu; er hatte sich vorgenommen, keine Bewegung mehr zu machen, aber da fiel sein Blick auf seine Gefährtin. Er fürchtete den Tod nicht, wohl aber sie.

In der Besorgnis, das Schiff könne, wie das in solchen Fällen zu oft vorkommt, sich wieder entfernen, machten der Kapitän, Kurd und mehrere von den Mannschaften ein Boot flott, das sie nebst Magda bestiegen, um dem Norweger entgegen zu kommen.

„Mut, Magda,“ flüsterte er ihr beim Einsteigen zu, als er fühlte, wie sie am ganzen Körper zitterte, „die Rettung ist nahe, wir können bald in Sicherheit kommen!“ Aber er selbst glaubte das nicht mehr, ein seltsamer, müder Zug lag um seinen Lippen; er wußte, er war verfallen. Die See ließ ihr Opfer nicht los.

Das kleine Boot war kaum drei oder vier Schiffslängen entfernt, als es von den haushohen Wellen hin- und hergeworfen, kenterte — alle stürzten ins Wasser.

Kurd Bahnsen sah sich vergebens nach seiner Gefährtin um, an die er zunächst dachte. Er fühlte, es ging zu Ende, und er hatte beschlossen, sich nicht mehr zu sträuben. Im Moment des Sturzes empfand er das eigentümliche Gefühl, wie thöricht es wäre, jetzt noch Widerstand zu leisten, eine Art wohlthuender Ruheempfindung — aber die menschliche Natur war zu stark, er machte doch etliche Bewegungen.

Nicht mehr lange. Eine letzte Anstrengung, ein letztes Röcheln, und dann war alles aus — die gierige See hatte ihn hinabgerissen — als wollte sie ihr Geschöpf, das sie solange gemißt hatte, nicht fahren lassen.

Magda und noch ein Matrose wurden von dem herannahenden Norweger aus gerettet; sonst überlebte keiner der Bootsinsassen die Katastrophe.

So hatte Kurd Bahnsen geendet, ein Opfer seiner unbeugsamen Natur, die kein anderes Gesetz kannte wie den eigenen Willen — „mitten in seiner Sünden Maienblüte“, wie frühere Jahrhunderte gesagt haben würden. Er war gefallen, weil er wie so viele seiner Zeitgenossen geglaubt hatte, Welt und

Gesellschaft seien willenlos wie ein Spielball ihrer Ausbeutung anheimgegeben. — —

Es war ein paar Wochen später. Die Dünen von Norderney erglänzten in den ersten matten Lichtern der aufgehenden Sonne; noch war alles ringsum still auf Meer und Land, und das hier sonst so geräuschvolle Leben schlummerte noch fast gänzlich.

Auf dem Gipfel der höchsten Düne am Strande stehen zwei glückliche Menschen, die Blicke auf die ersten Strahlen, die am Horizont auftauchen geheftet. Es ist Bruno Ellhorst, und an seinen Arm geschmiegt Dora, die beiden, die sich nun endlich nach langem Irren und Kämpfen für immer gefunden haben.

Seit wenigen Wochen sind sie miteinander vermählt, und sie genießen auf der heimischen Insel die erste Zeit ihres jungen Glücks. Und dies Glück ist ihnen erst ganz fühlbar geworden, seit sie sich sicher wußten vor allen Verfolgungen und Angriffen ihres Feindes, seit sie Kurd Bahnsens Ausgang vernommen haben.

Es war Magda Lasson, die unselige, verloren geglaubte Freundin Doras, die ihnen die Nachricht davon brachte. Dora glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie sie eines Tages in ihr Zimmer treten sah — scheu, mit verweinten Augen, mit Zügen, denen die Verzweiflung ihren Stempel aufgedrückt hatte. Sie blieb an der Schwelle stehen, als getraue sie sich nicht näher zu treten. Aber als Dora auf sie zutrat, sie in die Arme nahm und küßte, da löste sich der starre Schmerz, der sie gefangen hielt, sie brach in krampfhaftes Weinen aus, in Weinen um ihr verlorenes Lebensglück, um den, den sie so sehr geliebt hatte, und den sie nicht hatte retten können. Noch jetzt konnte sie tagelang in apathischem Hinbrüten zubringen, und es mußte lange dauern, bis die Zeit ihren Schmerz heilen würde.

Von ihr hatten sie alles erfahren; sie war mit demselben Dampfer, der sie gerettet hatte, von London nach Hamburg zurückgekehrt.

Magda war in der That das letzte Opfer Kurd Bahnsens. Daß sie ihn so lieben mußte — das war die letzte Äußerung seiner Macht gewesen.

Die alte Freundschaft mit Dora war wieder hergestellt worden, aber sie hatte es zurückgewiesen, die beiden, als sie vermählt waren, in Norderney aufzusuchen. Wer noch an der Wunde blutet, die er im Kampf erhalten hat, mag die Glücklichen nicht sehen, die geheilt und gesund sind.

Gesund! Das war die Empfindung der beiden, die sich heute aufgemacht hatten, den Sonnenaufgang von der Düne zu sehen. Der Seewind blies durch ihr Haar, jagte das Blut rascher durch die Adern und gab ihnen das Gefühl von Kraft und Frische, das nur der kennt, der am Meere lebt.

Und auch innerlich. Sie fühlten, daß sie in dem Kampfe, den sie hatten führen müssen, reiner und besser geworden waren. Dora war nicht mehr die verwöhnte, von allem Luxus übersättigte Natur wie früher, sie hatte jetzt gelernt, daß das alte Wort von dem Adel, der verpflichtet, noch gilt, daß die bevorrechteten Klassen nicht aufhören dürfen, an den idealen Arbeiten der Nation mitzuhelfen. Denn sonst erwachen die beiden gefährlichsten Mächte, die im Schoße der Gesellschaft schlummern: der Ausbeuter, der wie ein Tyrann alles zu seinen egoistischen Zwecken an sich reißt, und der Pöbel, der nur imstande ist, zu zerstören. Vor diesen beiden mußte das kostbare Gut der Kultur geschützt werden — das war es, was Bruno sie gelehrt hatte, und worin er die Aufgabe der Zukunft sah.

Sie schmiegte sich fest an seinen Arm; sie fühlte sich jetzt geborgen und sicher im Schutze des Mannes, dessen Wert sie erst so spät erkannt hatte. Und es war für sie wie eine Flut von Glück, die ihnen an diesem frischen, hellen Morgen aus allem entgegenströmte: aus dem Meere, vom Himmel, aus jedem Atemzug der Natur.

„Mein junges Weib!“ sprach Bruno leise, ihre Gestalt umfassend und an sich ziehend, „nun hab ich Dich endlich, und nun soll Dich keiner mir wieder entreißen.“

Dora dankte ihm mit einem stummen Lächeln; es war jetzt auch auf ihre Augen und Lippen die Freude zurückgekehrt; sie warf einen suchenden Blick in die Ferne, nach einer Richtung, die er wohl kannte.

„Was siehst Du dort? Ach so, ich verstehe, das ist dort die Villa des Malers, die abgebrochen wird.“

In der That, von der Villa Edzard Lönings standen nur noch etliche Mauern und Überreste der Fassade; der jetzige Besitzer wollte an dieser Stelle einen anderen Bau aufführen und hatte jenen niederreißen lassen. Dora sah das mit einem seltsamen Gefühl inneren Aufatmens, es war ihr, als wenn ein böser, drückender Traum nun endlich ganz verschwunden wäre. Von hier war all das Unheil ausgegangen, das ihre Familie und die Gesellschaft so lange heimgesucht hatte.

Dora blickte dem geliebten Manne an ihrer Seite fest in die Augen.

„Wenn ich nicht erfahren hätte, wie hassenswert er war,“ sprach sie halblaut, „ich würde Dich jetzt nicht so lieben!“

„Dora, es ist jetzt aus mit ihm — er hat gebüßt.“

Sie sah zur Seite, und ein dunkler Blitz schoß aus ihren Augen.

„Und doch könnte ich ihn noch im Tode hassen — und ich würde ihm nie vergeben — ich kann nicht anders!“

Ellhorst wollte die Lippen öffnen, aber Dora ergriff auf einmal lebhaft seine Hand — das wunderbare Schauspiel, das sich ihnen bot, verschloß ihnen den Mund.

Sie sahen die Sonne aufgehen auf dem Meere. Sie sahen in einen Ocean von Gold und Purpur, der leise erschauerte unter dem Hauche des Morgenwindes, sie sahen, wie die Wolken sich zerteilten und davonflohen in grauen, schattenhaften Gestalten, als der flammende Gott wie ein Herrscher unter sie trat. Alles blitzte, leuchtete, zuckte empor in der wollüstigen Berührung des goldfunkelnden Lichtes, alle Farben waren verändert, alle Gestalten füllten sich mit

strömendem Leben. Es war wie eine ungeheuere Bewegung, ein Schrei, der durch die ganze Natur ging, als ob die Nereiden auftauchten aus dem Meere, um die Sonne zu begrüßen, um die Gottheit anzubeten, die alles Leben schuf.

Bruno Ellhorst verfolgte das majestätische Schauspiel mit leidenschaftlichem Ausdruck im Gesicht. Er trank den Atem der Sonne in gierigen Zügen; von jeher hatte er diese Sehnsucht nach dem flammenden Gestirn gekannt, das ihm der Inbegriff aller Schönheit und allen Glanzes war. Es war ihm, als ob seine Seele erzittere in den Strahlen der Sonne wie ein geheimnisvolles Instrument, dessen Leben erst erwacht, wenn der Lichtgott es berührt hat.

Vielleicht ist alles, alle menschliche Kraft und alle menschliche Größe, nur ein Atom der Sonne, hinausgeschleudert ins Weltall, und darum sehnt sie sich stets nach dem Lebensquell, mit dem sie einst eins war.

Und die Sonne hineinschaffen ins Leben — allen die atmeten — das war die Aufgabe, zu der der Mensch berufen war. Das fühlte Bruno Ellhorst an diesem Morgen tiefer als je. Eine neue Weltauffassung mußte ihre helfenden Strahlen schicken in die tiefsten Winkel menschlichen Elends, auf das härteste Eis menschlichen Hochmuts.

Heute, das sah er, spaltete der Krieg zwischen reich und arm die Gesellschaft von oben bis unten. Es war ein Kampf, der unaufhörlich Tag für Tag wütete, der wie jeder Krieg die Menschen verrohte, die wildesten Leidenschaften weckte und alle Freude an der Existenz verhinderte. Eine Art Verwilderung hatte sich wie ein erkältender Reif über die Kultur gelegt; der eine beurteilte den anderen nur nach dem Wert, den er für seine egoistischen Zwecke hatte, und jeder entschuldigte sich damit, daß er, um sich zu behaupten, zu rücksichtsloser Härte gezwungen wäre.

Und vor allem eins fehlte völlig, was Bruno als das Grundübel der Gesellschaft erkannte: das Gefühl der Verantwortlichkeit. Daß der einzelne seinem Volke verantwortlich ist für alles Gute und Böse, das er thut, daß der einzelne ferner sich selbst verantwortlich ist dafür, wie weit er die Arbeit der Gesamtheit fördert oder nicht, das waren Gedanken, die unfaßbar geworden waren.

Auch hierin würde die neue Zeit allmählich Besserung bringen. Die Menschen mußten andere geworden sein in Sinnesart und Lebensauffassung, wenn die Nation diese inneren Krisen überwinden sollte, die ganze Erziehung mußte umkehren.

Das waren Bruno Ellhorsts Gedanken, und in seinem Kreise hatte er sie schon zum Teil verwirklicht und ihnen immer neue Anhänger verschafft.

Er nahm in der Hansastadt seit dem Sturze Bahnsens natürlich eine bedeutende Stellung ein; auf seine Anträge hin war der Streik der Heizer gütlich beigelegt worden, worauf man an eine gründliche Reform der Arbeiterverhältnisse ging, die in der That erheblich gebessert wurden. Auch wurde das große Schiffahrtsunternehmen von seiner unnatürlichen Ausdehnung zurückgeführt und auf bescheidenere Grenzen beschränkt, da es in der Form, die es anfangs gehabt hatte, nur zu einem Machtmittel der Unternehmer wurde.

Auch die Korruption, die Kurd Bahnsen großgezogen hatte, verschwand allmählich, seit Bruno so rücksichtslos dagegen aufgetreten war — die ganze Atmosphäre war eine freiere und gesündere geworden.

Aber Ellhorst sagte sich, daß diese kleinen Aufgaben, die er gelöst hatte, nichts seien gegen die großen, die seiner noch warteten.

Die Sonne im Leben — wer die schaffen könnte.

Mit diesem Gedanken wanderten die beiden von der Düne herab und machten sich auf den Weg nach ihrer Wohnung zurück, die nicht weit von den „Bremer Häusern“ in der Nähe des Strandes gelegen war.

Als sie ein paar Stunden später von neuem einen Spaziergang über den Promenadenstrand machten, der jetzt von Menschen wimmelte, wartete ihrer eine Überraschung.

In einem der am weitesten nach vorn geschobenen Strandkörbe, wo man den heranschlagenden Wellen am nächsten war, saß eine schöne, elegante Frau; das blasse Gesicht in die Hand gestützt, schien sie über etwas nachzusinnen.

Bruno erkannte Frau Helga Grosven. Er erinnerte sich jetzt, daß sie ihm davon gesprochen hatte, Norderney aufzusuchen, sobald die Sommerhitze Berlin unbewohnbar mache.

Er beobachtete sie — ihr Gesicht sah müde und gedankenvoll aus, und als er genau zusah, bemerkte er, daß sie einen Brief in der Hand hielt, auf dem ihr Blick von Zeit zu Zeit ruhte.

Das war der Brief Magdas an Kurd, den er damals in ihrem Salon verloren hatte. Warum beschäftigte sie sich mit diesen „albernen Phrasen“, wie sie es damals zuerst genannt hatte? Es standen ja doch weiter nichts wie Liebesbeteuerungen darin. Sie las immer wieder die ersten Zeilen des Briefes:

„Ich sehne mich nach Dir — und sie haben mir so viel Schlechtes von Dir erzählt und mich gemartert; sie wissen nicht, daß meine Liebe stärker ist als alle Vorwürfe, als die Schande, selbst als der Tod. Wenn ich nur an Dich denke, wird es so sonnenhell um mich, ich schließe die Augen und träume —“

Sie ließ das Blatt sinken.

Warum berührte sie das so seltsam, das warme Herzblut, das in diesen Zeilen strömte, die echte Liebe, die alles opfert für den Geliebten? Es schien ihr vielleicht doch, als ob das noch etwas ganz anderes wäre als ihr glänzendes, luxusvergoldetes Leben.

Sie wehrte sich gegen den Gedanken — und doch kam er immer wieder —

Sie sehnte sich nach Liebe.

Ende.



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Meine Stunden.

Hab' ich mancher Last Gewicht
Hingeschleppt auf harten Wegen,
Freudeloser Tagespflicht
Halben Herzens obgelegen,
Reicht mir noch des Tages Ende
Eine Handvoll Zeit zur Spende,
Spreche, allem Zwang entbunden:
Das sind meine Stunden.

Fort, ihr Plagen, groß und klein,
Die den Atem mir benommen;
Liebe Gäste, tretet ein,
Herzlich seid ihr mir willkommen
Gute Geister, die ich liebe,
Künste, die ich heimlich übe,
Kommt, die Störer sind verschwunden:
Das sind meine Stunden.

Sinkt der müden Sonne Lauf
Zum bewaldet grünen Hügel,
Schlägt der Geist sein Auge auf
Und das Herz regt seine Flügel.
Klebt' ich traurig an der Scholle,
Greif ich freudig jetzt ins Volle,
Fühle kräftig mich gesunden:
Das sind meine Stunden.

Höhnte der Philister Wort:
„Seine Kraft geriet ins Stocken";
Doch ich wuchs im stillen fort,
Simson schüttelt seine Locken.
Nimmer sollt ihr mich bezähmen;
Wer kann mich mir selber nehmen?
Eines heilt mir alle Wunden:
Das sind meine Stunden.

Fr. Groch.

Gottlieb.

Eine Geschichte mit vielen Namen.

Von **R. Neuenburg.**

I.

Es schlug sechs Uhr.

Der Ratsassessor Ernst Theodor Haltefest schob beim ersten Schlage hastig seine Aktenfascikel und Papiere beiseite, nahm Hut und Stock und eilte von dannen.

„Was der es jetzt immer eilig hat," meinte ein Schreiber zum andern.

„Er muß sich furchtbar nach seinem Sprößling sehnen," erwiderte der andere lachend. „Er hat freilich lange genug auf einen gewartet." —

Ja, es war so. Assessor Haltefest war bereits vier Jahre mit einer hübschen und gesunden Frau verheiratet und hatte erst jüngst, vor wenigen Wochen, den sehnlichst erwarteten Stammhalter in die Arme gelegt bekommen. Nun war er glücklicher Gatte und glücklicher Vater, und es war ihm gar nicht zu verdenken, wenn er den Aktenstaub seitdem noch weniger liebte und die toten Bücher noch schneller als sonst beiseite warf, um daheim zu studieren, welche Fortschritte das kleine Büblein, ein lebendiges Buch mit sieben Siegeln, in den letzten Stunden, während er abwesend war, gemacht hätte.

Ungeduldig arbeitete sich der Heimwärtsstrebende durch das Schneetreiben des Februars, kaum nahm er sich Zeit, die betretenen Pfade über die weiße Decke zu suchen, die in den Straßen ausgebreitet war, obwohl er's seiner fürsorglichen Gattin hatte heilig versprechen müssen, damit er nicht wieder nasse Füße und einen solchen Katarrh bekäme wie neulich. Endlich stand er pustend vor der Thüre zu seiner Wohnung, schüttelte noch einmal den nassen Überzieher und strich sich — bereits auf dem dritten „Abtreter" — die Stiefel möglichst laut ab, damit Gustchen es womöglich vernehme, wie er auch hier der Pflicht eines wohlgezogenen reinlichen Ehemanns pünktlich nachkomme. Jeder Fuß sechs Striche — so hatte er's sich zur Regel gemacht.

Das Dienstmädchen hatte ihn schon gehört und öffnete, ehe er den Schlüssel aus der Tasche herausgeangelt hatte.

„Alles wohl, Minna?" fragte er, indem er eilig ablegte.

„Ja, Herr Assessor!"

„Guten Abend, Gustchen," begrüßte der Assessor fröhlich seine junge Frau, die auf dem Sofa in nächster Nähe des Kinderkorbs saß und an einem Jäckchen von unglaublich kleinen Dimensionen Spitzen annähte.

„Bst," machte sie, „er schläft."

Der glückliche Vater schlich auf den Zehen zu dem Korbe, schob den Vorhang zurück und betrachtete den kleinen „Er" eine Minute lang mit stolzer Bewunderung. Dann erst trat er zu seiner Frau und erkundigte sich zärtlich nach ihrem Befinden.

„O, ich bin ganz wohl, aber der Junge hat heute nachmittag viel geschrieen; mir wurde ordentlich bange."

„Laß ihn nur tüchtig schreien; da bekommt er eine kräftige Lunge," versicherte der Assessor, der im übrigen am allerängstlichsten war, wenn das Kind wirklich einmal tüchtig schrie.

Dann griff er zur Zeitung, um der Politik zu fröhnen, während seine Frau zum Abendbrot zurecht machte.

Der Klang der Messer und Gabeln schien den kleinen Materialisten zu beunruhigen; er erwachte und verlangte durch unwilliges Schreien auch seinen Anteil an den irdischen Genüssen. Die Abschlagszahlung eines Gummihütchens vulgo Zulps, den ihm der Vater in den Mund schob, schien ihn jedoch einstweilen zu befriedigen.

„Er ist von bewunderungswürdiger Bescheidenheit und Mäßigung," rühmte der Assessor. „Und wie verständig er mich schon ansieht! Findest Du nicht, Gustchen?"

Die Frau Assessor lächelte zerstreut; ihre Gedanken schienen nicht bei der Sache zu sein.

Der Stammhalter mochte das Loben ins Gesicht nicht vertragen können; er krähte mißfällig und fuhr mit den geballten Fäustchen ins Gesicht.

Der gutgelaunte Familienvater setzte, während er hier und da von dem wohlbelegten Butterbrote abbiß, seine psychologischen Studien fort: „Oho, kleiner Mann, Du drohst mir mit der Faust? Du denkst wohl, ich veralbere Dich? Glaube das ja nicht! Es wäre ja ein Wunder, wenn Du nicht ein höllisch verständiger Kerl wärest, wenn auch meinetwegen bishero größtenteils nur in nuce, in der Anlage, — da Du einen unzweifelhaft sehr verständigen Vater und eine außerordentlich gescheite Mutter hast — besonders das letztere bitte ich zu beachten, sintemal sie eine geborene Hertel ist, weißt Du! Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Du Dich später einmal Haltefest-Hertel wirst nennen müssen, Junge, so leid Du mir thust, da unleugbar eine Allitteration in diesem Namen vorliegt, die nur mit Aufgebot großer Lungenkraft bewältigt werden kann. Aber es gefällt mir von Dir, lieber Sohn, daß Du Deinen Unwillen so offen bezeigst und die Faust nicht in der Tasche ballst, — Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue sprechen sich darin aus —"

„Ernst, komm doch wieder an den Tisch und höre einmal mit Deinen närrischen Reden auf," rief die Gattin halb ärgerlich, „ich habe ernstlich mit Dir zu reden."

„Kannst Du überhaupt anders mit mir reden, als ernstlich, da ich einmal Ernst heiße?"

„Ach geh, Du dummer Mann. Gieb einmal Achtung; es handelt sich um eine wichtige Sache."

„Ich bin ganz Ohr, soweit ich nicht Mund bin," entgegnete Ernst Haltefest, behaglich weiterkauend.

Die Frau Assessor schwieg noch einen Augenblick, als würde es ihr nicht leicht, von der betreffenden Sache zu beginnen. Endlich raffte sie sich auf und sagte entschlossen: „Wir müssen doch nun daran denken, unserm Kinde einen Namen zu geben, es wird Zeit für die Taufe."

Die Zähne des glücklichen Vaters klappten plötzlich in bedeutend verlangsamtem Tempo aufeinander, ein Schatten huschte über sein behagliches Antlitz, aber er suchte seine Laune zu behalten. „Du hast recht; ein jedes Ding muß seinen Namen haben, und unser Stammhalter einen ganz besonders schönen und sinnigen."

„Das ist ganz meine Meinung, für unsern lieben Jungen müssen wir einen ganz besonders schönen Namen wählen."

„— und sinnigen," fügte der Assessor nochmals nachdrücklich hinzu.

Frau Gustchen beachtete diesen Zusatz nicht, sondern fuhr fort: „Es ist ziemlich lange her, daß wir nicht mehr davon gesprochen haben, wir konnten uns damals nicht recht darüber einigen. Wenn es ein Mädchen würde —"

„So sollte es Eleonore Auguste heißen," fiel der Assessor ein.

„O, bitte recht sehr, nie und nimmer hätte ich's zugegeben, daß sie den abscheulichen, altmodischen Namen von ihrer Mutter bekäme, das arme Geschöpf. Eleonore, Irmgart, Alice oder Leonie, wie Landgerichtsdirektors Mädchen."

„Leonie! Leo, leonis, der Löwe. Solch ein alberner Name. Ich möchte wissen, wie sie auf den Namen gekommen sind, es müßte sein, weil er im ‚Löwen' kneipt. Aber das wäre doch für mich kein Grund gewesen; denn mein Stammtisch, wenn ich überhaupt von einem reden kann, steht im ‚Schwan'. Also hätten wir wenigstens Schwanhildis wählen müssen."

„Ernst, mußt Du denn alles ins Lächerliche ziehen!"

„Wenn es dahin gehört," murrte der Assessor.

„Nun, wir brauchen uns darüber ja, Gott sei Dank, nicht mehr zu zanken," fuhr die Frau Assessor fort.

„Wer weiß," warf ihr Mann ein.

„Sei nicht unartig, Ernst! — Also jetzt handelt es sich um den Jungen. Daß er wenigstens drei Namen haben muß, wirst Du mir zugeben, Männchen."

„Muß ich?"

„Das ist jetzt in feineren Familien doch allgemein üblich."

„Meinetwegen, obwohl mir der arme Junge leid thut. Er hat sich dann so viel Namen zu merken und wird einen über den andern vergessen."

„Aber Ernst, da beleidigst Du ihn ja. Vorhin war er so furchtbar verständig und gescheit, und jetzt kann er sich seine Namen nicht merken."

„Gustchen, das verstehst Du nicht. Wahrhaft geistvolle Denker, wie dieser kleine Mann, haben ein schlechtes mechanisches Gedächtnis."

„Lassen wir das dahingestellt sein; wir wollen nun von den Namen selbst sprechen. Daß er Ernst heißen muß, darüber sind wir wohl einig, aber so rufen können wir ihn nicht. Das würde zu Verwechselungen führen. Nicht wahr?"

„Dagegen kann ich nicht viel sagen."

„Früher schwärmte ich nun für Alexander," fuhr Frau Gustchen forschend fort.

„Aber hoffentlich nicht mehr," meinte der Assessor schnell. „Der Junge würde mir ja dann reinezu verhaßt werden; denn er würde mich immer an Alexander Kohn erinnern, bei dem ich mir als Student den blauschwarzen Überzieher kaufte, der so billig und schön war, aber leider nach dem ersten Regen eine so scheußliche undefinierbare Farbe annahm, daß mir die Straßenjungen nachliefen und mich fragten, ob ich mich mit meinem Überzieher gebadet hätte."

„Nun gut, ich bestehe auch nicht mehr auf Alexander, obgleich es ein großer Mann war —"

„Und unserer ist ein kleiner Mann; es paßt also sowieso nicht, siehst Du wohl," ergänzte der Assessor.

„Ernst, Du wirst mich noch ganz böse machen! — Was meinst Du denn aber zu Egon? Ist das nicht ein schöner und seltener Name?"

„Ich bitte Dich, Gustchen! Das ist der widerwärtigste Name, den ich kenne. Der Himmel mag wissen, wer ihn erfunden hat und was er bedeutet. Mich erinnert er immer an ‚Egoist'. Und dann klingt er auch ganz und gar undeutsch. Ich bitte Dich dringend, sieh von diesem schrecklichen Namen ab."

„Nun gut, mein lieber Ernst. Ich richte mich ja in allem nach Dir," entgegnete die Frau Assessor in weichem Tone. Dann aber richtete sie sich kampfbereit empor und versicherte mit großartiger Bestimmtheit: „Aber *gerufen* werden muß er Herbert, das verlange ich als mein gutes Recht, nachdem ich wegen der anderen Namen so nachgiebig gewesen bin."

Auch der Gatte legte nun Gabel und Messer hin und zog die Stirne in bedenkliche Falten. „Herbert. So. Na, der Name ist an und für sich nicht schlecht, obwohl er mir nicht so recht passend erscheinen will. Es heißt, glaub ich, soviel wie einer, der im Heere berühmt ist, also ein ausgezeichneter Militär. Nun, wenn unser Junge einmal des Königs Rock als Einjähriger tragen wird, soll's mich freuen. Aber daß er durch einen Krieg in die Lage kommt, sich einen besonderen Ruhm zu erwerben, möcht ich nicht gerade wünschen.

Doch laß es immerhin einen hübschen Namen sein, leider ist es unmöglich, unseren Jungen so zu rufen."

„Warum denn aber nur? Da wäre ich doch begierig."

„Sehr einfach, der Grund ist, weil wir ihn Gottlieb nennen werden."

Frau Gustchen schrie ordentlich vor Überraschung auf. Dann aber lachte sie krampfhaft.

„Männchen, Du machst Spaß!"

„Keineswegs, ich rede ganz ernsthaft, meine liebe Auguste. Du weißt, ich bin eine urkonservative Natur. Soweit ich den Stammbaum der Haltefests zurückverfolgen kann, bis zum Jahre 1636, hat allemal der Enkel den Namen des Großvaters empfangen, und sie haben sich dabei wohlbefunden und sind ehrenwerte Leute gewesen: die Lehngutsbesitzer, der Zimmermeister, der Sportelkassierer, der Amtmann, der Rendant und hoffentlich auch der Ratsassessor. Und seit ziemlich zwei Jahrhunderten ist der schöne Name Gottlieb heimisch in unserer Familie. Mein Vater trug ihn und der Enkel soll wieder so genannt werden. Und zwar nicht so nebenbei, sondern er soll auch so gerufen werden, damit ihm seine Familie und ihre gute Art im Gedächtnis bleibt."

Frau Auguste hatte sich erhoben, um die Teller zusammenzustellen. Sie klirrten vernehmlich in ihren Händen, die kleine Frau befand sich in sichtlicher Aufregung.

„So ist es wirklich Deine Absicht, das Kind mit diesem schrecklichen Namen zu quälen? Ich dachte, wenn Du es früher sagtest, Du scherztest."

„Gustchen, versündige Dich nicht," mahnte der Assessor ernst, „wie kannst Du von einem schrecklichen Namen und von ‚quälen' reden. Giebt es einen sinnigeren Namen als diesen für Christen, die wir doch hoffentlich nicht bloß dem Namen nach sind? Giebt es einen von besserer Vorbedeutung?"

„Nun ja," erwiderte sie ungeduldig, „das ist ja alles recht schön. Aber der Name ist doch so ungebräuchlich, so unmodern jetzt — kein Bauer nennt seinen Jungen mehr so, geschweige denn, daß er in vornehmeren Kreisen erhört wäre. Man würde über ihn lachen, spötteln!"

„Das wird wohl so schlimm nicht werden. Die Gesellschaft ruft ihn ja nicht beim Vornamen."

„Aber die Kinder, seine Spielkameraden werden ihn verhöhnen. Ich weiß, wir nannten auch als Kinder einen dummen Jungen einen Gottlieb."

„Ei, dann mag er zeigen, daß er kein dummer Gottlieb ist. Und die ihn verhöhnen, die mag er durchprügeln."

„Ja, das sagst Du so kaltblütig! Der arme Junge," Frau Gustchen trat zu dem Kinderbettchen und betrachtete den Kleinen schmerzerfüllt. „Ich sehe ihn schon vor mir, wie er heimkommt mit zerzausten Haaren, zerrissenem Kragen und abgerissenen Knöpfen. Und wer hat dann die Sorge und die Arbeit davon? Natürlich ich, die arme Mutter! Und warum dies alles dann? Bloß um des unglücklichen Namens willen!"

Frau Gustchen rang die Hände und vergoß bittere Thränen angesichts der finsteren Zukunftsbilder, die vor ihren Augen vorüberzogen. Der Gatte wurde unruhig.

„Liebes Kind, ich bitte Dich, übertreibe doch nicht so. Die Menschen gewöhnen sich doch an die sonderbarsten Namen. Warum sollte ihnen gerade dieser so auffallen, der doch gut deutsch und, Gott sei Dank, noch nicht so unerhört ist, wie Du meinst. Also sei vernünftig, liebes Gustchen. Die Familientradition ist mir heilig. Ich kann von ‚Gottlieb' nicht abgehen."

Die junge Mutter weinte noch immer über ihrem späterhin beklagenswerten Kinde, das zunächst für die wichtige Frage, die zwischen den Eltern verhandelt wurde, nicht das mindeste Interesse zeigte, sondern stillvergnügt an seinem Gummizulp sog. „Du wirst mich nie dazu bringen, Ernst, das arme Wesen so zu nennen, wie Du Dir in den Kopf gesetzt hast. Was gehen mich Deine Großväter und Urgroßväter an? Sie gaben ihre Namen nach ihrem Geschmack, warum sollen wir das nicht auch thun? Warum sollen wir die Sklaven ihrer Meinung sein?"

„Es thut mir leid, wenn Du meine Gründe nicht verstehst oder nicht verstehen willst," sagte der Assessor gereizt. „Jedenfalls bleibt es dabei, wie ich gesagt habe. Der Junge wird Gottlieb getauft und gerufen, die andern Namen magst Du für ihn bestimmen, meinetwegen zwei Dutzend und aus allen möglichen und unmöglichen Sprachen. Du kannst ihn dann jeden Tag anders rufen, heute Egon, morgen Alex, übermorgen Olaf oder Wurstibald!" Der Assessor hatte sich so in den Zorn hineingeredet, wie es selten bei dem gutmütigen und launigen Manne der Fall war.

„Minna, bring die Lampe in mein Zimmer," rief er auf den Vorsaal hinaus und verschwand dann in der Thüre seines Arbeitszimmers, wo er einstweilen in der Dunkelheit heftig auf- und abschritt und dabei an die Möbel stieß.

Frau Auguste lag indessen schluchzend in der Sofaecke.

In der Nacht schrie der kleine Anonymus beunruhigend viel, so daß die Eltern oft aufzustehen hatten und in große Besorgnis gerieten. Aber die Verstimmung zwischen beiden war so groß, daß sie es nicht über sich gewannen, ihr Herz durch gegenseitiges Aussprechen zu erleichtern. Sie sprachen vielmehr nur das unumgänglich Nötige miteinander.

(Schluß folgt.)

Aus allen Himmeln.

Von **Julius Kohen.**

Den schönsten Schmetterling, von Düften je gewiegt,
Erfaßte glühend der geheime Wunsch,
Die Sonne aufzusuchen, jene Quelle
Von allem Glanz und Glück in seinem Sein.
Was rings er schaute, nichts schien ihm so hehr
Wie diese strahlend goldne Himmelsscheibe,
Nach der sich alles ewig sehnend wandte.
Es war ihm heil'ger Ernst, das ferne Ziel,
Dem er sein Leben, seine Schönheit dankte,
Zu schauen, und im stillen auch dabei
Noch träumte er von überird'schen Wonnen,
Von hohen Freuden, die ihm droben winkten.

Erfüllt von solchem Sinnen, halbberauscht,
So schwang er sich, entrückt bereits der Welt,
Nicht rückwärts schauend, Schönres stets erträumend,
Dem Licht entgegen, seinem Ideal.

Da, gleich dem Strahl aus heitren Himmelshöhen,
Der doppelt schreckt in seiner Plötzlichkeit,
Erhascht im raschen Flug ihn eine Schwalbe.
Und zehnmal schneller als es aufwärts ging
Ward er zur Erde wieder hingetragen. —

Vor Angst sich windend und halbtot vor Schmerz
Erwacht er erst im Nest der flinken Vögel,
Um bald darauf mit großem Siegгеschrei
Von ihnen arg zerhackt, verspeist zu werden.

Als ich dies sah, da dachte ich bei mir:
Wie hat es doch der arme Schmetterling
Viel besser noch als wir, wir Menschenkinder.
Der Nützlichkeit zum Opfer fiel sein Traum
Von ungemessnen Freuden, Idealen.
Doch wir, wie oft geschieht es uns, o Gram,
Daß wir im Geiste weite Strecken messend,
Mit der Begeistrung glühend reinem Schwung,
Das Höchste preisen und das Schönste malen,
Das Edelste im Herzen, ohne Arg
Im Feuereifer plötzlich durch ein Wort,
Ein kaltes, höhnisch hingeworfen Wort,
Ganz ohne Frommen, nur aus Unverstand,
Aus allen unsren Himmeln niederstürzen,
Und dann, erwachend in der Wirklichkeit,
Die doppelt häßlich nun nach solchem Traum,
Noch weiter leben müssen hoffnungslos. —

Aus einer kleinen Stadt.

Eine Schilderung von St. E.

Wo des Bobers schnellfließende klare Flut, nur noch seicht über blinkenden Kies dahinrollend, sich dem Oderstrome zugesellt, in einem breiten, fruchtbaren Wiesenthal, liegt ein Städtchen. Grüne, weinumkränzte Hügel schauen am gegenüberliegenden Ufer von Norden her zu ihm nieder, geschmückt von zahlreichen Villen und netten Häuschen, während den Strom auf- und abwärts teils dicht am Ufer, teils die Höhe krönend, freundliche Dörfer aus dunklem Grün hervorschimmern. Nach Süden hin dagegen tritt die bewaldete Hügelreihe zurück, und begrenzt, einem Wall gleich, die Thalniederung. Nach Osten hin dehnt sich die blütenreiche Aue, soweit das Auge reicht. Zahlreiche Oderarme und Bäche durchschneiden sie. Auch im Westen erstreckt sich diese Wiesenfläche jenseits des Bobers, und unterbrochen von einzelnen Dörfern und Vorwerken. So, im engeren Umkreis von Wasser, im weiteren von Hügeln umgeben, macht die Landschaft den Eindruck eines eingerahmten Bildes. Diesem Umstand mag denn auch das Städtchen seinen Namen verdanken. „Crossen" (wahrscheinlich aus „Gorod", Kreis, ein eingefaßter Raum, entstanden), ward die Benennung einer Ansiedlung, deren Ursprung bis in vorgeschichtliche Zeiten hinabreicht. Beweis für ihr Alter bieten die Urnen und Gerätschaften, die in zahlreicher Menge gelegentlich des Eisenbahnbaues und noch früher, in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt aufgefunden worden. Ein Teil derselben befindet sich jetzt im „germanischen Museum" zu Nürnberg, ein anderer im „märkischen Museum" zu Berlin.

Heut hat das Städtchen, das noch nicht 7000 Einwohner zählt, keine weitere Bedeutung, als vielleicht seine anmutige Lage.

Diese lockt denn auch in den Sommermonaten zahlreiche Großstädter, in Crossens grünen Bergen ihre Erholung zu suchen. Und wahrlich, wer einmal im unmittelbaren Verkehr mit der Natur sein Gemüt erfrischen, und seinen Geist erheben will, braucht nicht erst in weite Fernen zu reisen; das stille, freundliche Städtchen vermag es ihm reichlich zu bieten.

Die Nähe der Wälder mit ihren vielen lauschigen und düster romantischen Plätzen nicht allein; nicht nur die reizvollen Fernsichten, deren schönste wohl der auf der Berglehne belegene Friedhof bietet; der verkehrsreiche belebte Strom nicht sowohl, als auch der Umstand, daß seit Menschengedenken keine Epidemie ihre verderbliche Herrschaft hier zu behaupten vermocht, sondern schnell vor dem steten frischen Luftzug, der den Strom entlang das Thal durchstreicht, die Flucht ergreift, machen Crossen und seine Umgebung zu einem so angenehmen wie gesunden Aufenthalt.

Was nun die Stadt selbst betrifft, so ist ihr Umfang ein sehr geringer. Auch wird durch die sie überall umgebenden Wasseradern ihre weitere Ausdehnung behindert. Nur auf den jenseits der Oder gelegenen Bergen erstehen vereinzelte Neubauten. Das Innere des Städtchens macht mit seinen reinlichen, ziemlich geraden Straßen, den regelmäßig gebauten Häusern einen weniger kleinstädtischen Eindruck, als viele seiner einst kleineren, jetzt bedeutend gewachsenen Nachbarstädte, z. B. Guben, Grünberg, Forste. In letzteren sieht man häufig halbverfallene Fachwerkgebäude, mit dem zuweilen noch mit Holz verschalten Giebel auf die Straße blickend, neben Prachtgebäuden künstlerischen Stils, wie sie der stets wachsende Verkehr der Fabrikstädte erstehen läßt. Solch unelegante Häuser, wie die erstgeschilderten, kennt Crossen fast gar nicht, freilich auch kein einziges wirkliches Prachtgebäude. Infolge mehrerer Brände, deren letzter im Anfange vorigen Jahrhunderts es bis auf den Grund zerstörte, sind die Häuser gleichen Alters und folglich gleichen Stils.

Obgleich Garnison, ist das gewerbliche Leben der Stadt ein sehr mäßiges. Obst- und Weinbau, sowie Schiffahrt bilden den Haupterwerbszweig. Früher zählte noch die Tuchfabrikation dazu. Doch seit Existenz der Eisenbahnen hat die letztere ihre Bedeutung verloren, wie denn überhaupt diese überall so segenbringende und verkehrfördernde Einrichtung für Crossen verhängnisvoll geworden ist. Die einst blühende und verkehrsreiche Stadt ist dem Stillestand, wenn nicht dem Rückschritt verfallen. Freilich hat sich ihr Äußeres, dank der Thätigkeit ihres Oberhaupts, um ein Bedeutendes verschönert, doch zehrt sie jetzt nur noch von der Erinnerung an ihre Vergangenheit.

Denn eine solche hat sie aufzuweisen. Wie schon oben erwähnt, verdankt Crossen seinen Ursprung den ältesten Zeiten. Wahrscheinlich haben slavische Fischer, denen die Niederung zwischen den beiden Flüssen für ihr Gewerbe geeignet erschien, dieselbe zuerst zur Errichtung ihrer Wohnsitze erwählt. Jedenfalls ist die noch heut ihre Sonderstellung bewahrende „Amtsfischerei" der älteste Teil der Stadt, und empfing die Vorrechte, die sie noch heut aufrecht erhält, schon von den ersten Polenfürsten.

Die Ansiedlung muß schnell an Umfang und Bedeutung gewachsen sein. Denn schon im neunten Jahrhundert hielt es der den Landstrich beherrschende polnische Fürst (wahrscheinlich Piast, der erste des nach ihm genannten berühmten Geschlechts), für zweckmäßig und einträglich, neben dem Fischerdorf eine Burg zu errichten, deren Hauptzweck wohl die bequeme Eintreibung eines Schiffahrtzolles war. Zwischen Burg und Fischerdorf entstand später die eigentliche Stadt, deren Bevölkerung eine deutsch-christliche war.

Nicht nur in der speziellen Geschichte Böhmens und Schlesiens spielt Crossen eine große Rolle; zuweilen greift es auch in die allgemeine Deutschlands ein. So bot es zweimal Kaiser Heinrich II. Trotz, als er im Kriege gegen Boleslaw I. die Oder überschreiten wollte und verzögerte auf diese Weise das Ende des Krieges.

Auch die schlesischen Herzöge, unter deren Oberhoheit die Stadt in der Folge gelangte, widmeten ihr ihre besondere Beachtung und Fürsorge, ja erhoben sie zu ihrer Residenz. Besonders viel hat Crossen dem Herzog Heinrich dem Bärtigen und seiner Gemahlin Hedwig zu danken. St. Hedwig ist auch die Schutzheilige der Stadt.

Den Glanzpunkt ihrer Geschichte bildet jedoch der sechs Jahre währende „märkische Krieg“, den Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg, als berechtigter Erbe seines Schwiegersohns Herzog Heinrich, gegen dessen Ohm Johann von Priebus und Sagan führte, und zwar um eben dies Crossen und die dazugehörigen Lande Züllichau und Sommerfeld. Die Crossener erwarben sich großen Ruhm durch die Ausdauer und Tapferkeit, die sie besonders in den Belagerungen, die sie durch Herzog Hans zu erleiden hatten, zeigten. Noch heute existiert ein Vers aus damaliger Zeit:

Herzog Hans ohn' Lied und Land
Hat sich vor Crossen das Mul verbrannt!

Endlich im Frieden zu Camenz, den 16. September 1482 ward das streitige Land als zu Brandenburg gehörig erklärt. Die Stadt Crossen war es wohl zufrieden, denn bisher als wünschenswertes Besitztum von einer Hand zur anderen übergegangen, blieb es von nun an unter Oberherrschaft der Hohenzollern. In Anerkennung der glücklichen Wendung, die ihr Schicksal dadurch nahm, feierte denn auch die Stadt vor einigen Jahren das 400jährige Jubelfest ihrer Einfügung zu Brandenburg.

Seit jenes Ereignisses hob sich der schon bedeutende Handel mehr und mehr. Weinbau und Tuchfabrikation, die schon seit dem zwölften Jahrhundert blühten, gewannen immer höheren Aufschwung. Der Umstand, daß Crossen, unmittelbar an der Heerstraße zwischen Berlin und Breslau gelegen, gewissermaßen das Ausfallthor für Schlesien bildete, konnte dem Verkehr nur förderlich sein.

Auch in politischer Beziehung war es so von einiger Wichtigkeit. Der große Kurfürst musterte hier die Truppen, die er dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe schickte. Ebenso hielt Friedrich II., der die Stadt häufig besuchte, hier die letzte Musterung ab, ehe er den ersten schlesischen Krieg begann. Während seines Aufenthalts hierselbst brach das Gebälk im Glockenstuhl der Marienkirche und die Glocke fiel herab. Man deutete dies als ein schlimmes Omen. Friedrich aber sprach: „Auch ich nehme dies Ereignis als Vorzeichen an, aber als ein günstiges. Denn, wie die hohe Glocke zusammenbrach und fiel, wird es auch dem stolzen Hause Österreich ergehen.“ —

Während so die Fürsten sich der Stadt stets geneigt erwiesen, ist die Macht der Elemente ihr minder günstig gewesen. In der Niederung gelegen und so jedem Anprall des Wassers ausgesetzt, hatte sie in jetziger und früherer Zeit, besonders aber im fünfzehnten Jahrhundert, unter furchtbaren Überschwemmungen zu leiden. Zu wiederholten Malen ist es bis auf den Grund niedergebrannt. Immer noch hat es sich aus der Asche erhoben, und wird auch wohl hoffentlich seine Zeit fortbestehen, wenn auch ihr Glanz dahin.

Bei einem so hohen Alter und einer so bewegten Vergangenheit, ist es nicht zu verwundern, daß die Sage in diesem Ort einen fruchtbaren Boden gefunden. Leider haben sich durch die Brände, in denen alle alten Schriften und Urkunden vernichtet worden, nur noch wenige erhalten, von denen wiederum zwei eine hervorragende Stelle einnehmen.

1. Die Schlüsseljungfrau.

Zur Zeit, da das Christentum sich langsam unter den heidnischen Slaven im östlichen Norddeutschland auszubreiten begann, herrschte auf der Burg zu Crossen als Vogt Wladislaw, ein Slave aus edlem Geschlecht und dem Polenherzog Mieslaw verwandt. Sein Weib war schon lange tot und hatte ihm drei Kinder hinterlassen, eine Tochter mit Namen Hadwig und zwei jüngere Söhne, Boleslaw und Mieskow. Hadwig war eine gar stolze Jungfrau; sie beherrschte Burg und Stadt und natürlich auch den Vater, und ihr wilder Sinn hatte sich bisher noch stets gegen die milden Lehren Christi gesträubt. Der Burgvogt selbst war denselben geneigter, doch unter dem Einfluß der Tochter schwankte sein Wille noch. Die Brüder jedoch, noch im ersten Jünglingsalter und noch nicht verderbt durch die ausschweifenden Sitten der Heiden, wandten sich insgeheim dem neuen Glauben zu. Denn es wohnte nicht allzufern, jenseits des Stromes am Fuße der steil aufragenden Ufer, wo noch heut Wald den Lehm- und Sandboden freundlich überkleidet, ein frommer Einsiedler. Des Hütte hatten sie entdeckt, da sie einst beim Jagen müde und durstig nach einem Quell ausgeschaut. Und die eindringliche Rede des heiligen Mannes hatte ihre Herzen erleuchtet. Oftmals besuchten sie ihn; vor Vater und Schwester jedoch hielten sie ihr Sinnen geheim.

Einst sollte ein großes Jagen stattfinden, und mit den Männern zog auch Hadwig aus; die Burgthore verschloß sie und nahm das gewaltige Schlüsselbund mit sich. Fort ging der bunte Troß, über Hügel, durch Sümpfe und Waldgestrüpp, und bald verlor im wilden Treiben einer den andern. Hadwig, im übermütigen Vorwärtsstreben, war den übrigen bald voraus.

So kam sie in jenen Teil der Uferhügel, der heute noch den Namen der „Kynberge“ führt. Müde und erhitzt von der Hast des Laufes suchte sie Erholung und, wenn es anginge, einen Trunk frischen Wassers. Und froh gewahrte sie, daß die Höhe sich vor ihr in eine Schlucht hinabsenke. In der Tiefe mußte sie den ersehnten Quell finden, so eilte sie denn hinab. Aber da sie fast die Tiefe erreicht und schon das Murmeln des nahen Baches zu ihren Ohren drang, gewahrte sie durch die dichten Baumäste ein seltsames Bild.

Ein Greis in der Tracht der verhaßten Christenpriester saß auf einer Moosbank, und ihm zu Füßen knieten lauschend, hingerissen — ihre Brüder. Zorn und Entsetzen ergriff sie, ihre Rechte erhob den Wurfspeer, und mit gewaltiger Wucht drang das Eisen in des frommen Klausners Brust. Erschreckt sprangen die Jünglinge auf, Mieskow warf sich wehklagend über den Getroffenen. Das entflammte Hadwigs Wut noch mehr. Sie suchte nach einer Waffe und da sie keine bei der Hand hatte, riß sie das schwere Schlüsselbund vom Gürtel und schleuderte es nach Mieskows Haupt.

Tot sank der Jüngling, des Vaters liebstes Kind, zusammen. — Selbst entsetzt ob dieser That, starrte Hadwig auf des Bruders Leiche. Da erhob der sterbende Klausner noch einmal seine Stimme.

„Unselige!“ rief er, „Du hast des Himmels Fluch auf Dich geladen. Allüberall wird er Dir folgen, daß Du nicht

Ruhe findest, weder im Leben noch im Tode! Und nicht eh' wird er von Dir genommen sein, eh' nicht die ganze Welt den alleinigen Heiland anbetet. Dann wird Dir ein strahlendes Kreuz am Himmel erscheinen und Deine Erlösung verkünden!" Mit diesen Worten verschied er; Boleslaw aber hatte sich von seinem Entsetzen erholt. Ergrimmt stürzte er sich auf Hadwig, die Gemordeten zu rächen. Sie riß sich los und entfloh, vorwärts die Höhen empor, Boleslaw ihr nach. Endlich, auf der höchsten Stelle, wo die Bergwand jählings aus dem Strom emporsteigt, ereilte er sie. Hinter sich den Rächer, vor sich die Wogen des Flusses, gab es keine Wahl für Hadwig. Entschlossen stürzte sie sich von der Höhe in das Wasser, doch die ersehnte Rettung ward ihr nicht; am andern Tage schon warfen die Wellen ihre Leiche an den Strand.

Wladislaw, gebeugt durch das Unglück, ließ sich taufen, und über dem Grabe, darein er die Tochter gebettet, erbaute er die Marienkirche. Dennoch, ob auch in geweihter Erde ruhend, fand der Geist der Unseligen nicht Rast. Nächtlich steigt sie aus ihrem Grabe und wandelt über die Fluten des Stromes, hin zu dem Schauplatz ihrer That. Und jammernd und klagend sucht sie das strahlende Kreuz, das noch immer nicht erschien, denn noch ist nicht das ganze Weltall zu Christi Lehre bekehrt. Im Volksmund aber heißt sie: „Das Gespenst der Kynberge, die Schlüsseljungfrau". —

2. St. Hedwigs Ring.

Ums Jahr 1200 herrschte zu Crossen Heinrich der Bärtige, Herzog von Liegnitz, mit seiner Gemahlin Hedwig. Diese war so fromm und tugendhaft, daß sie schon bei Lebzeiten den Namen der Heiligen erhielt. Ihre Wohlthätigkeit war grenzenlos, ihrer lieben Stadt Crossen war sie aber allezeit mit Huld zugethan. Sie stiftete Klöster und Kirchen, und nimmer brauchte ein Armer Hungers zu leiden, so lange sie lebte. Und das war lange Zeit, denn sie hat ihr heiliges Leben allezeit zu Crossen zugebracht und auch daselbst beschlossen. Ihre Huld ward ihr auch gedankt und die ehrbare Stadt hing ihr in Vertrauen und Liebe an.

Da geschah es einstmals, daß die Oder über ihre Ufer getreten, wie es so oft vorkommt. Aber diesmal kam die Überschwemmung so jach und furchtbar, wie noch keiner es erlebt, und es schien, als solle die ganze Welt zu Grunde gehen. Da richtete sich die Hoffnung aller auf Hedwig, man flehte sie an, durch ihre Gebete das Herz der heiligen Jungfrau zu rühren.

Bewegt von den Bitten, nahm die Herzogin von ihrer Hand ein Ringlein, in dem ein Marienbild eingefaßt war, warf es unter gar heiligen Gebeten vom Schloßturm auf die Flut. Und, o Wunder, das Wasser fiel von Stund an. Hedwig aber sprach:

„Also wird der geweihte Ring in Zukunft der Stadt ein Mahner sein. So die Wellen ihn ans Tageslicht emportragen, droht Unheil der Stadt. Wenn es aber zum dritten geschehen wird, werden die Wellen die Stadt begraben und nimmer wieder wird sie erstehen!"

Zweimal schon trug der Fluß den heiligen Ring an die Oberfläche empor; und das erste Mal ward eine gewaltige Wassersnot, also daß das Elend groß danach war. Das zweite Mal brannte die Stadt nieder, samt der Kirche und dem Rathaus. Und das dritte Mal — möge die heilige Hedwig, die treue Hüterin der Stadt, verhüten, daß es so bald geschehe!

Kleinigkeiten.

Von **Karl Haupt**.

1.

Die Sonne sank! Die Vöglein schweigen,
Und alle Lüfte ruhn.
In Wald und Flur die Blümlein neigen
Zum Schlaf ihr Köpfchen nun.

Der Himmel strahlt im Glanz der Sterne —
Nun Ruhe nah und fern! — —
Dies Schweigen ist -- ich lausch' ihm gerne —
Das ewige Lied des Herrn!

2.

In des Kellers kühler, dunkler Nacht
Muß der Trauben Most erst gähren,
Eh' der Wein so goldig, perlend lacht,
Labung süß uns zu gewähren —

So auch in des Geistes tiefstem Schacht,
Müssen reifen die Gedanken,
Eh' sie uns mit ihrer Zaubermacht,
Können Herz und Sinn umranken!

Vermischte Anzeigen.

Wachsen und Werden. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. Pierson 1892.

Spuren. Ausgewählte Gedichte von demselben. 1893. Ein reiches Leben ist in diesen Gedichten niedergelegt; ein Leben, das vielleicht nicht viel an äußerem Geschehen aufzuweisen hat, innerlich aber überall etwas sah und empfand, weil der, welcher es lebte, ein feines, leicht angeregtes Künstlerherz besaß. Der Dichter hat Hohes gewollt in seiner Jugend, auch ihn lockte der schmeichelnde Schein der Dinge hinaus, um Preis und Ehre zu ringen, aber er hat erkennen müssen, daß seine Ideale sich nicht in dem verwirklichen können, was die Welt an äußerem Lohn giebt. So hat er Einkehr gehalten und seinen Frieden in der Resignation gefunden, in dem freiwilligen Verzichtleisten auf Welt und „Glück", in dem stillen Lauschen auf die dunkle Stimme des eigenen Innern. Eine sinnige Schwermut, die Mitgift jedes tieferen Geistes, liegt wie ein Schleier über diesen Gedichten, aus dem nur die Ideale des Dichters hell und klar hervorleuchten. Ein freier, schöner Menschheitsglaube ist es vor allem, der ihn beherrscht, der Glaube an „den ahnenden Vollendungsdrang", an einen Werdegang der Geschichte. Dieser Gedanke klingt oft an; vielfach findet er begeisterten Ausdruck. Überhaupt geht ein starker philosophischer Zug durch diese Dichtungen, der gleichwohl niemals begrifflich wird, immer zu poetischer Gestaltung gelangt. Jeder große Künstler wird auch ein großer Philosoph sein — freilich nicht umgekehrt.

Die Stimmungsgedichte, die meist von irgend einem äußeren Anlaß ausgehen, sind von großer Feinheit. Überall zeigt sich ein freundliches Versenken in Natur und Menschen, eine fast andächtige, fromme Betrachtung des Weltlaufs. Daneben steht ein energisches Eintreten für alles Deutschtum, ohne irgendwelchen Phrasenpatriotismus und ein tiefes Mitgefühl für die Armen und Gedrückten unserer Gesellschaft.

Als ein Vorzug der beiden Sammlungen und bei dem Wesen des Dichters begreiflich erscheint es uns, daß fast gar keine Liebesgedichte in ihnen vorkommen. Die wenigen dieser Gattung sind wiederum sehr eigenartig und keusch empfunden. Die Epigramme sind treffend, von kräftigen und gesunden Anschauungen. Die Sprache, voll von kleinen lebensvollen Beziehungen, zeigt Schwung und Kraft der Intuition; nur zuweilen begegnet ein nicht ganz durchempfundenes Pathos und abgegriffene Wendungen. Einer späteren Auflage würde vielleicht eine noch strengere Auslese zum Vorteil gereichen. So könnte nach unserer Ansicht der größte Teil von „Aus den Bergen" in „Wachsen und Werden" fortfallen.

Auf alle Fälle aber sind diese Gedichte eine bedeutende Erscheinung Immer steht hinter ihnen eine feste, geschlossene Persönlichkeit, der auch der Andersdenkende nur sympathisch gegenüberstehen kann: so rein, so unmittelbar spricht sie zum Leser. Eine Erscheinung, die späteren Geschlechtern vor allem dafür bezeichnend sein wird, daß in unsern Tagen die Deutschen anfingen, sich wieder auf ihre Eigenart zu besinnen.

P. M.

Hans Jedermanns Lebens-Philosophie. Von Hans Anders. (Berlin, H. Steinitz.)

Im frischen Plaudertone unterzieht der hinter obigem Pseudonym versteckte Verfasser die Erscheinungen des Alltages und die landläufigen Gesellschaftsbegriffe einer satirischen Untersuchung, welche zwar nicht tiefdringend ist, aber doch den Blick des gesunden, vorurteilsfreien Verstandes zeigt. Das Buch bietet eine nicht unersprießliche Lektüre. Besonders hübsch sind die Betrachtungen über Parteiungen und Kämpfe im politischen und sozialen Leben und die Bemerkungen über die heute gebräuchliche Ehre und Sitte. Die Bilanz des Lebens findet der Verfasser in dem Ausgleich zwischen ehrlicher Pflichterfüllung und einem maßvollen Genuß des Lebens — ein Ergebnis, bei dem sich der Durchschnittsmensch zufriedenstellen kann. Auf Geheimmittel erhebt Hans Anders keine Ansprüche.

K. Pr.

Das sogenannte böhmische Staatsrecht. Von Dr. Max Menger (Troppau, Deutschfortschrittlicher Verein für West-Schlesien). Drei Reden des bekannten deutschen Abgeordneten im österreichischen Reichsrate und ein Aufsatz desselben finden sich hier vereinigt. Ihr Zweck ist das mythische Staatsrecht zu bekämpfen, welches sich die czechischen Fanatiker für ihre Herrschaftsbegierde zurechtgelegt haben. Wissenschaftlich ist das Gespenst auch unschwer zu verscheuchen, aber in den Köpfen der verhetzten slavischen Massen wird es trotzdem fortspuken, bis eine Endentscheidung durch Gewalt erfolgt. Jedenfalls findet der Reichsdeutsche Gelegenheit, sich in diesem Büchlein über eine Frage zu unterrichten, deren Tragweite ersterer nur ausnahmsweise richtig schätzt. Denn eine völlige Czechisierung Böhmens wäre das Ende des Dreibundes und brächte einen gefährlichen, unversöhnlichen Feind in Deutschlands Flanke.

K. Pr.

„Provenzalische Tage und spanische Nächte." Von Siegfried Samosch. (Minden, J. C. C. Bruns.) Samosch besitzt die seltene Gabe, Momentaufnahmen des Kulturlebens und der Natureindrücke scharf und deutlich festzuhalten und dieselben auch farbig wiederzugeben. Er ist ein Reisender mit offener Seele und offenen Sinnen. Diese Reiseskizzen aus Südfrankreich und Spanien bringen eine Fülle interessanter Details, gewürzt noch durch persönliche Erlebnisse, Vergleiche und historische Rückblicke. Die Darstellung ist flüssig und ungezwungen, so daß man nach kurzem glaubt, selbst ein Wandergefährte des schauensfrohen Verfassers zu sein, der uns leitet und liebenswürdig auf alles Bemerkenswerte hinweist.

K. Pr.

Geopfert! Eine Episode aus dem Leben eines Offiziers. In Versen erzählt von Joseph Ruederer. (Leipzig, W. Friedrich.)

Herr Joseph Ruederer ist Realist im „modernen" Sinne. Also ein poetischer Autokrat; ein „Dichter", der weder die herrschende Moral und Poetik noch den herrschenden guten Geschmack anerkennt. Der Dichter soll nur wahr sein. Und zwar soll er rücksichtslos naturgetreu das schildern, wozu ihn die augenblickliche Laune drängt. Sie sagen sich eben: die Kunst ist ein Produkt des jeweiligen durch seine Zeit beeinflußten Menschenwillens; und der Begriff Kunst ist an sich eine leere Form, in welche man jeden beliebigen Sinn (oder Unsinn!) gießen kann. Diese Herren Realisten preisen sich als Dichterdenker, Wahrheitsapostel, Psychologen — aber sie erkennen trotzdem den mächtigen Seelentrieb nicht, aus welchem die Kunst in ganz bestimmter Form als Frucht herauswuchs; die Sehnsucht des Menschen nach Größe, Reinheit, Schönheit; den heißen Wunsch, weltvergessend in eine große, heilige Leidenschaft, in ein reines, tiefes Gefühl untertauchen zu können. Dieses Sehnen gebar die Kunstforderung des Laien — und den Genius. Und den Menschen, der dies innige Verlangen der Wahrheit befriedigen konnte, den nannte man Könner, Künstler. Dieses Wesen der Kunst kann man aus den Werken aller großen Künstler und aus dem Geistesleben jedes Zeitalters herauslesen ... Und wenn wir heute, im Zeitalter der „neuen" Kunst, tief, tief in uns blicken, dann werden wir zu derselben Kunstauffassung gelangen. — Also Herr Joseph Ruederer ist „Realist". Als solchem ist ihm der Vers ein willkürlich Ding. Und gemäß seiner Auffassung des Kunststiles, der, wie die „neue" Kunst gar oft einen Stich ins Alltägliche, Erdengraue haben soll, dichtet er auf Seite 18 — — doch nein! Es wäre Raumverschwendung, diesen Unsinn abzudrucken. Fast auf jeder der 162 Seiten des Buches findet man eine oder auch mehrere der tollsten Stilblüten. Endlich spricht aus diesem Machwerke eine so freche, krankhafte Lüsternheit, daß man sich beim Lesen eines tiefen Ekels nicht erwehren kann!

B. v. K.

Der Modedichter. Eine litterarische Humoreske von Julius Litten. (Elberfeld, Baedekersche Buchhandlung.)

Das Büchlein enthält nichts besonders Neues und Geistreiches. Aber es ist mit drastischem Witze geschrieben und wird wegen seiner löblichen Tendenz Freunden einer idealen Kunst herzliche Freude und viel Spaß bereiten. Ich empfehle die in flotten Versen abgefaßte Satire.

B. v. K.

Was die Spatzen vom Schuldache pfeifen. Lustige Geschichten für alle Welt von Alwin Römer. (Wiesbaden, H. Sadowsky.)

Ziemlich plump erfunden und ausgestaltet. Wenig geist- und gemütvoller Humor. Durchschnittsware!

B. v. K.

Kulturkampf. Erzählende Dichtung von Franz Kranewitter. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Dieses pomphaft betitelte Büchlein erzählt von den Kämpfen, die ein fanatischer Priester zufolge politischen Haders mit einigen seiner Gemeindemitglieder führt. Die Dichtung ist für nichtkatholische Leser von wenig Interesse. Sie verrät hier und da psychologischen Blick; ist aber im

allgemeinen in der Form und im Inhalte weder gut, noch schlecht, weder langweilig, noch interessant. Eine Empfehlung kann ich dem „Kulturkampfe“ nicht mit auf den Weg geben.
V. v. K.

„Der Pessimismus im Lichte einer höheren Weltauffassung.“ Von A. und J. Friedländer und Dr. M. Berendt. (Berlin, J. Gerstmann)

Die beiden Verfasser, durch ein im vorigen Jahre erschienenes und auch in der „D. R.“ besprochenes lichtvolles Spinoza-Buch schon bekannt, bauen in dieser Schrift die gewonnenen Denkergebnisse weiter aus. Der kritische Teil derselben, welcher die Weltauffassung der alten und neuen Zeit erklärt und den im Schwange befindlichen litterarischen und philosophischen Pessimismus widerlegt, ist vortrefflich. Das eigene Gedankengebäude, welches einen geläuterten, auf Verschmelzung des Geistes mit der Sinnlichkeit abzielenden Pantheismus in sich birgt, zeichnet sich durch geistvollen Entwurf aus. Dieser gelangt zu einer Ethik, welche die Freiheit des Menschen innerhalb der ihn umgehenden Gemeinschaft begründen und die Resultate der modernen Naturwissenschaft verwerten will. Wie alle solche Gedankengebäude entspricht auch dieses dem subjektiven Bedürfnisse der Verfasser, während andere diesen Anspruch auf Gemeingiltigkeit bestreiten können — besonders jene, deren religiöses Gefühl die unmittelbare Führung einer persönlich gedachten Vorsehung nicht entbehren will. Aber, ob man mit den Verfassern übereinstimmen oder ihnen widersprechen mag, den sittlichen Ernst ihrer Forschung und Anschauung wird man ihnen nicht bestreiten dürfen. Und so kann das in lebendiger und klarer Sprache geschriebene Buch den Denkfähigen mindestens als eine fesselnde Anregung dienen.
K. Pr.

Gedichte von Franz Wolff. Oswald Mutze. 1892.

Die Sprache ist von der im lyrischen Epigonentum gewohnten Fertigkeit. Die Liebes- und Naturlieder — der größere Teil der Sammlung — sind schwach in der Empfindung, ohne Eigentümlichkeit. Nirgend ein konkreter, wirklich gesehener Zug; alles hält sich im allgemeinsten, zur Verschwommenheit werdenden Gefühl, wo man im letzten Verse nicht klüger ist als im ersten. — Erfreulich wirkt der Verfasser nur in einigen wenigen seiner Gedichte, die einen offenen, geraden Sinn zur Schau tragen (S. 13–15, 17 [?], 21, 55). Die angehängten „losen Gedanken“ sind teils lederne Gemeinplätze, teils halbwahre Gescheitthuereien, die nicht einmal durch Knappheit der Form zu fesseln vermögen.
P. M.

Kolumbus. Drama in neun Vorgängen von Emil Wolff. Pierson 1892.

Eine dramatische Erzählung der Schicksale des Kolumbus bis zur Besitzergreifung des neuen Landes, in den Hauptzügen historisch getreu. Um den Schwierigkeiten, die dem Plan des Kolumbus entgegengestellt wurden, eine tiefere Bedeutung zu geben, wird die Hölle in Bewegung gesetzt. Sie muß als Feindin der Aufklärung ihre Geister entsenden, die mit Hilfe von Pfaffen und Hofleuten des Entdeckers große Menschheitsideale zu Schanden zu machen streben. Das Ganze ist ziemlich flüssig in fünffüßigen Jamben erzählt, doch ohne irgend welche dramatische Spannung. P. M.

Aus tiefstem Herzen. Gedichte von Karl Bienenstein. Pierson 1893.

Zum größten Teile schmachtende Liebeslieder, in Freude wie in Leid sämtlich auf denselben mattherzigen Ton gestimmt. Nirgend ein männlicher, frischer Zug; nur langweilige Empfindsamkeit. P. M.

Prinzeß Maleine von Maurice Maeterlinck. Übersetzt von Hermann Heydrich. (Berlin, S. Fischer.)

Wenn einer sich vorgenommen hätte, die berühmte schottische Ballade: „Was ist Dein Schwert vom Blute so rot? O Edward!“ auf das Folterbrett von fünf Aufzügen zu spannen, so hätte er ungefähr erreicht, was der belgische Franzose mit flämischem Namen bezweckt zu haben scheint. Er wird zur Schule der Symbolisten gezählt, d. h. jener Sensationsjäger, welche die Bäume statt des Wildes anschießen. Alles soll koloristisch wirken und ein ganzer Farbentopf wird ausgeschüttet, ohne daß der nach dem Wahnwitzigen lechzende Maler sich verpflichtet glaubt, eine einzige Kontur dem Leben nachzubilden. Das mag ästhetisch abgehausten Naturen großer Tiefsinn dünken, bei dem man sich um so weniger einen Gedanken zu machen braucht, da nur unverständliche Greuel aufeinandergehäuft werden, welche schließlich den Effekt eines blutroten Klexes machen. Wir bleiben solchem Widersinn gegenüber kühl bis an das Herz hinan; ja zuweilen mutet uns das Ganze parodistisch an. Für eine morphiumistische Litteratur fehlt uns jeder Sinn und jeder Geschmack; die gehört für nervenzerrüttete Gespenstermenschen. Daß Maeterlinck eine große Sprachgewalt hat, wollen wir nicht bestreiten, aber noch nie ist die Gabe, Stimmungen in Worte zu bilden, so mißbraucht worden als in diesem schemenhaften Grusel-Drama. K. Pr.

Zwei Sprüche.

Von **M. Peters.**

Das Kreuz.

O heilig Kreuz, Du bittres Schmerzensbild,
Von Deinem Stamm ein heilend Wasser quillt,
Erkennen lehr mich, da Du göttlich bist,
Daß nur der Schmerz des Schmerzes Heilung ist!

Pessimismus.

Alles, was ich sehe, fällt allein
Durch das Aug' mir in die Seel' hinein
Und ich seh die Welt so trübe heut,
Wie getaucht in überschwellend Leid,
Ob wohl alles ganz in Weh versank?
Oder ist mein eignes Auge krank?

Inhalt der Nr. 49.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche

Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 50.

Eine Frauenschuld.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Damit verließ er die Schwester, scheinbar rücksichtsloser als es gemeint war, denn all dies Unheil, das so plötzlich über die Familie gekommen war, mußte ja seinen Schatten auch auf seine Existenz werfen, auf die des flotten Studio, des Sohnes eines als vermögend geltenden Vaters! Dieser hatte ihm kürzlich erst, als es sich um seine Schulden handelte, gesagt, auf dem Landhause laste eine Hypothek von sechzig Prozent; Robertson habe ihm immer geraten, er möge sie nicht ablösen, da er ihm für sein Geld einen höheren Zinsfuß verschaffen könne; was in der Bank noch lag, war jetzt dahin, was der Vater für sein Werk verdient hatte, ebenfalls, und wenn dieser jetzt in seiner Thätigkeit gelähmt worden . . .

„Das wird noch verdammt knapp bei uns zugehen!“ rief er, sich im Schatten an der Hinterfront des Hauses auf eine Bank werfend, um das Haus im Auge zu behalten. „Natürlich muß das Unglück immer paarweise wie die Ochsen kommen! . . . Die arme Psyche!“ seufzte er mit einem trauernden Blick zum Atelier hinüber, das ihm jetzt auch so still, ja verödet erschien. „Von dem Brief aus dem Sternfeldschen Geschäft weiß Oswalds Vater gewiß nichts, denn für dergleichen hat er seinen Disponenten. Mit welchem Schmerz wird der Vater die herrliche Statue abholen sehen! All die schöne Zeit, die Liebe, mit der er gerade an diesem ihm so gelungenen Werk gearbeitet, dem besten, das er geschaffen hat, wie ich die Herren der akademischen Deputation sagen hörte! Und Zeit und Mühe verloren . . . alles für nichts!“ . . .

Arnold, der als kecker, übermütiger Fuchs nach seinem ersten Semester in das Haus zurückgekehrt war und durch seinen randalistischen Ton sich namentlich den Schwestern zuweilen unleidlich gemacht hatte, er hatte mit seinem hellen, aber noch grünen Verstand plötzlich die Kehrseite des Lebens kennen gelernt und sah sich berufen, hilfreich mit einzugreifen zu des Vaters und der Familie so schwer bedrohtem Wohl, aber wie? Die eine der Schwestern grämte sich um den Bräutigam, die andere war noch ein Kind! . . . Und doch mußte alles aufgeboten, zunächst diesem Betrüger sein Raub wieder abgejagt werden . . . doch nicht ohne des Vaters Zustimmung . . .

„Was sollen wir thun, Arnold?“ störte ihn eine weiche weinerliche Stimme, denn Clotilde war, aus dem Hause kommend, hinter ihn getreten. Das feuchte Taschentuch in der Hand, die Augen zu Boden gesenkt, stand sie neben ihm. „Mir graut in unserem eigenen Hause!“

„Wüßt' ich's!“ Er zuckte die Achseln. „Zunächst wirst Du mir eine gewisse Person vergessen, die nicht mehr für uns existiert. Komödie war das alles! Schändliche Komödie! . . . Hilf mir den Vater wieder aufrichten, der furchtbar leidet, ich sah es, so wird alles wieder gut werden können. Störe ihn aber nicht, ehe er selbst uns sucht, und zeige ihm kein so wehleidiges Gesicht. Da kommt er . . . mit Hut und Stock! Wohin will er?“

Arnold erhob sich schnell und beide schritten ihm langsam mit der Empfindung vollster Teilnahme entgegen.

Eschborn sah sie und hielt vor der Geisblattlaube inne; er ließ sie näher kommen. Beide Hände auf den Stab gestützt, den Hut tief über der Stirn schaute er ihnen entgegen. Seine kräftige aber gebeugte Gestalt zuckte merkbar zusammen, er senkte den Blick, als er der sonst so frischen Tochter leidendes Antlitz gewahrte, schaute aber wieder auf, als diese

zu ihm eilte, ihm die Hand auf den Arm und schweigend die Stirn an seine Schulter legte. Keines Wortes fähig preßte er sie an sich.

„Du weißt . . .?" fragte er endlich, sich aufrichtend, dann Arnold mit stummer Frage anblickend und ihr den Arm über den Nacken legend. „Du hast ja nur eine Mutter zu betrauern, und war Dir diese eine Freundin, so vergiß sie und suche mir in der Häuslichkeit zu ersetzen, was sie mir war, so lange Du . . . Freilich," er senkte die Stirn, „Du hast noch anderen Kummer! Sei überzeugt, er ist auch der meinige, aber ich konnte nicht anders! . . . Kommt!" Er führte sie in die Laube . . . „Hier waren wir vor wenigen Tagen noch so froh! Sie konnte es nicht sein; ich sah an meinem Ehrentage schon, daß sie geheime Sorgen habe! Ein aufrichtiges Wort von ihr hätte ihr und mir wohl eine unangenehme Stunde bereitet, dann aber wäre es von mir vergeben und vergessen und ihr das Herz erleichtert gewesen. Sie zog es vor, sich in schlummerlosen Nächten mit Vorwurf und Reue zu quälen, anstatt . . ." Er schüttelte trauernd den Kopf. „Schwer ist es mir, sie zu verstehen; aber sie war nur Eure Stiefmutter, und das . . . Aber sprechen wir von Dir, Kind!" Er preßte der Tochter Hand. „Mein Stolz beugte sich unter dem Verlangen, Dich nach Deines Herzens Wahl glücklich zu machen, als Sternfeld uns von Anfang zeigte, er mißbillige die Wahl seines Sohnes; nur gezwungen, den Bitten desselben nachgebend, machte er uns mit diesem seinen Besuch, billigte er den Tag Eurer Verlobung; aber schon als er am frühen Morgen desselben Aufschub verlangte, erriet ich, daß er nur Frist suche. Ich verschwieg Euch, was ich argwöhnte; ich ging zu ihm aus Teilnahme für sein Unwohlsein, das er vorgeschützt. Er hatte vergessen, seinen Diener zu instruieren, denn als ich diesen fragte, ob Herr Sternfeld noch krank sei, blickte derselbe mich überrascht an. Das verstimmte mich schon; ich sah meinen Argwohn bestätigt, und als er darauf mich so kalt empfing, als er, der von dieser Wechselklage schon eher gewußt als ich, mich wie einen Schuldenmacher zu behandeln wagte, der ihm und seinem Geldsack durch diese Heirat zur Last fallen könne, verlor ich die Ruhe. Ich that, was mir die Selbstachtung gebot, nicht an die Thränen denkend, die ich Dir damit bereiten werde. Verzeih mir, armes Kind, wenn ich Deinem jungen Herzen dies Weh bereitet habe; das Schicksal macht, wie Du siehst, einen Ansturm auch auf meine Ehre, dem ich kaum gewachsen bin! Aber liebt Dich Dein Oswald wahrhaft, so wird er jetzt Gelegenheit haben . . ."

„Denke nicht an mich, Papa!" Clotilde schlug ihre Arme um des Vaters Nacken und küßte ihn herzlich. „Wir sind ja noch beisammen, Du und Deine Kinder, wie wir es waren, ehe . . ." Sie unterbrach sich und schaute ihm unter Thränen lächelnd in das bekümmerte Antlitz . . . „Es kommt ja wieder Sonnenschein, Papa!" schmeichelte sie, das eigene Leid vergessend. „Und ich, ich zweifle ja nicht an Oswald! Wenn ich Dich nur wieder heiter sehe!"

Eschborn sah seine Jüngste, die Geschwister suchend, aus dem Hause treten. Peinlich war es ihm, dem Kinde Rede stehen zu sollen. Er küßte Clotilde und reichte Arnold die Hand.

„So laßt mich jetzt gehen! Speist ohne mich, denn es ist schon Mittagszeit! Ich habe einen unerläßlichen Gang . . . zur Behörde! Ich muß ihr melden, was dieser Schurke an mir verübt hat; der Telegraph soll ihn einholen. Thät ich's nicht, man könnte . . ."

Er wandte sich ab; er wollte den Kindern nicht sagen, was ihm auf der Zunge lag . . . daß die Welt in der Flucht dieser beiden eine strafbare Gemeinschaft vermuten könne, wenn er nicht den Grund von Leitners Verschwinden bekannt werden lasse, obgleich . . . Die Verbitterung krampfte ihm das Herz zusammen, als er die Kinder verließ, denn in ihm selbst stieg wiederum der Argwohn auf, daß dennoch diese Gemeinschaft bestehe, daß sie, die so lange zu verschweigen imstande gewesen, auch der Unwahrheit gegen ihn fähig war . . .

Zwölftes Kapitel.

Es war, als sei, was im Eschbornschen Hause geschehen, wirklich schon heute in der Stadt bekannt geworden, denn niemand ließ sich blicken, vielleicht auch nur des drohenden Wetters wegen. Die Kinder gingen trauernd in den Zimmern umher, die Mägde saßen in der Souterrainküche beisammen, die Gehilfen des Professors plauderten unthätig hinter dem Atelier. Alles war still, und schwer lag während des Nachmittags die Gewitterschwüle über dem Garten, bis gegen Abend am Himmel ein düsteres Gewölk von zwei Richtungen her sich zusammenballte, die Blitze herabzuckten und der Donner von den benachbarten Bergen herüberdröhnte.

Die Arme gegenseitig umeinander geschlungen, standen die beiden Töchter am Fenster und blickten furchtsam zum Fluß hinaus, über welchem sich die Wolkenmassen auftürmten, bis die jüngere, erschreckend über den grellen, vor ihren Augen niederfahrenden Zickzack, diese schließend, sich von der Schwester riß und ins Zimmer flüchtete.

Es war im Hause schon so unheimlich gewesen. Der Vater war erst nach einigen Stunden zurückgekehrt, hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, und die beiden Mädchen vermißten jeden Anhalt, denn Arnold war in die Stadt gegangen; sie sehnten sich nach Gesellschaft und fürchteten sich doch vor jedem Fremden.

Clotilde that, selbst mit schwerem Herzen, das Mögliche, um die jüngere zu beruhigen, aber die Augen des Kindes wollten nicht trocken werden, als dasselbe zu ahnen begann, daß die Abwesenheit der beiden Frauen doch eine schwerere Bedeutung haben könne als man es glauben ließ.

Und jetzt sahen sie, als schon das Gewitter heraufzog, den Vater durch den Garten, den Kopf gesenkt, mit heftigen Schritten in das Atelier schreiten. Er schickte auch seine Leute eben fort, die Mädchen sahen dieselben davongehen. Er wollte also allein sein.

Fünf Uhr war's schon, es wollte bald Abend werden, und was an diesem beginnen, wenn sie zum ersten Mal so ganz auf sich angewiesen blieben? Was konnten sie sprechen miteinander, selbst wenn der Vater wirklich in der Stimmung war, mit ihnen zusammen zu sein! Und Arnold war wieder so rücksichtslos, er überließ sie sich selbst in ihrer Ratlosigkeit!

Clotildens Gedanken waren inzwischen, als sie sich endlich beide zusammen auf das Sofa gesetzt hatten, um das Wetter abzuwarten, immer bei Oswald. Hatte er schon gehört und wie mochte er das Vorgefallene aufnehmen, beurteilen? Welchen Einfluß konnte seines Vaters gegen den ihrigen jedenfalls feindselige Stimmung auf ihn üben und war eine Versöhnung der beiden Männer überhaupt noch möglich? . . .

Erich war in der That in übler Verfassung heimgekehrt. Was ihm der Polizeidirektor auf seine vertrauliche Mitteilung über Leitner gesagt hatte, bewies ihm, wie unverantwortlich harmlos er seit lange gegen diesen Mann gewesen war. Leitner, hieß es, sei mehrerer arger Schwindeleien verdächtig, durch die er sich bei seiner Lebensweise zu erhalten versucht, und diese würden jetzt wohl zur Anzeige kommen, wenn er wirklich das Weite gesucht habe; unter anderem wisse man, daß eine sehr achtbare junge Witwe, mit der er sich im stillen verlobt, so thöricht gewesen sei, ihm ihr kleines Vermögen anzuvertrauen. Nur ein Mensch von seiner Gewandtheit und Schlauheit habe sich so lange in der besten Gesellschaft bewegen können. In dem gegenwärtigen Falle liege nun aber eine offenbare Unterschlagung vor und man werde unverweilt alles thun, um seiner habhaft zu werden.

Eschborn wagte es nicht, auch von des Flüchtigen Schuld gegen seine Frau zu sprechen. Die Summe mußte er als unrettbar verloren betrachten, wenn er nicht zu böser Rede in der Stadt Veranlassung geben wollte; ihm war's sogar, als blicke ihn der Beamte darauf an, ob er ihm nicht mehr noch zu sagen habe, und so verließ er denn das Bureau.

Fort war die Fassung, mit der er wenigstens diese Geldangelegenheit hinzunehmen sich vorgenommen hatte. Als er heimgekehrt war und sein Atelier aufsuchte, war's ihm, als trete er in eine Öde. Seine Leute waren ihm im Wege, er sandte sie fort. Mit langen, heftigen Schritten maß er den großen Raum.

Auf seinem Schreibtisch hatte er verschiedene Briefe und Zeitungen gefunden, die er zu sich gesteckt hatte. Er zog sie jetzt hervor, um sich von seinen Gedanken loszureißen. In den Zeitungen fand er noch einige Artikel über sein Jubiläum. Wieder dieselben Huldigungen für seinen Künstlerruhm!

„Wie ein Hohn klingt mir das alles!“ rief er verdrossen. „Dieser berühmte Professor ist ein Narr . . . ein Narr seines Weibes, seiner Schmeichler, die ihn bestohlen haben, ihn zum armen Mann machen, ein Kind, ein Spielball in ihren Händen zum Spott der anderen!“

Er öffnete die Briefe, warf sie ungelesen hin, und da fiel ihm der mit der Firma des Sternfeldschen Geschäfts auf, den Arnold geöffnet zu den anderen gelegt hatte Seine Hand bebte während er las.

„Sternfeld will sie haben, sie holen lassen!“ rief er zähneknirschend. Er zerknitterte das Papier in der Hand. „Sternfeld! Wie eilig er es hat, als sollte sie sein eigen werden!“

Er trat an den Vorhang, der die Psyche verhüllte, zog ihn zurück und da stand die Statue vor ihm, die eben von einem starken, im Garten herniederfahrenden Blitz mit blendendem Licht überstrahlt ward und dann in das Grau der dunklen Wolkenschatten zurückversank. Er starrte sie an mit sich immer weiter öffnenden, wilden Augen.

Das waren ihre weichen, traulichen Augen, es waren ihre, Ellas, milde, lieblichen Züge, die sein Meißel, ihm fast unbewußt, geschaffen — es war ihr Bild, wie er noch vor einigen Tagen ausrufen gehört hat, als er die Gesellschaft vor dem Diner in seine Werkstatt geführt . . . Ihr Bild! Das einer Verschwenderin, einer Lügnerin, als welche sie noch in ihrem Briefe von ihm geschieden war, eines Weibes, das ihn Jahre hindurch mit diesem Antlitz hatte betrügen können, mit diesen gleißnerisch unschuldigen Zügen, wie sie ihn da anlächelten . . .

Mit schauerlicher Gewalt tobte eben draußen das Wetter, der Regen prasselte auf den Kies, gegen das hohe, breite Fenster, Donner und Blitz vereinten sich, der Sturm rüttelte an dem Thor des Gebäudes, daß es aus dem Schloß sprang und der heiße Atem des Orkans in den mit Gips- und Marmortorsen an den Wänden garnierten Raum hereinschnob.

Erich verlor die Besinnung; das Blut drang ihm zum Gehirn. Die Blitze bewirkten auf der weißen, so ätherisch zarten Statue ein grelles, wechselndes Lichtspiel, die sich so beweglich in dasselbe mischenden Schatten der Wolken schienen der Statue Bewegung zu verleihen; es war, als hebe sie die weißen Flügel, als neige sie sich zu ihm mit einem Lächeln, demselben, das so oft seine Seele erwärmte.

Er fühlte den Kampf in sich erlahmen . . . Aber da warf ein draußen über dem Garten neu sich auftürmender Wolkenball einen Schatten vor ihn an die helle Wand, einem Gespenste gleich, in welchem seine wüste Phantasie denselben erkennen wollte, den er am frühen Morgen vor ihrer Flucht bei ihr, in ihrem Zimmer gesehen hatte.

Sein Blut schäumte von neuem auf, seine Augen traten aus ihren Höhlen, seine Hand griff nach einem Hammer neben ihm auf der Bank, sein Arm hob sich, ausholend zum Schlage, gegen das schöne, weiße Marmorhaupt. Aber wie gelähmt hielt er inne; ein Blitz zuckte eben wieder dicht vor ihm am Fenster herab, ihn blendend, eine fremde Hand hielt seinen Arm umklammert . . .

Arnold stand zwischen ihm und der Statue. Noch geblendet von dem Feuerstrahl, starrte er ihn an. Sein Arm sank, der Hammer fiel zu Boden.

„Vater, was thust Du!“ hallte eine strafende Stimme in sein Ohr, und beschämt senkte er den Blick vor dem Sohn, der triefend vor Nässe durch das Wetter hierhergeeilt war, als ihm die Schwestern gesagt hatten, der Vater sei allein in seiner Werkstatt. „Willst Du in blinder Wut zerstören, was nicht Dir mehr gehört?“

Er ließ den Arm des Vater los, und dieser sank ächzend auf die harte Arbeitsbank. Sein Kinn fiel auf die Brust, das wirre, von Schweiß feuchte Haar legte sich über seine Stirn, seine Augen schlossen sich in Beschämung vor dem Sohn.

„Laß mich!“ sprach er, den Arm gegen ihn ausstreckend. „Es hat ausgetobt in mir, was ...“ Er schüttelte mit einem Stöhnen das gesenkte Haupt, erhob sich, wankte, zu Boden blickend, nach dem seitwärts stehenden kleinen Diwan, auf dem er sonst ausruhend seine Arbeit zu betrachten gewohnt war, und streckte sich auf denselben hin. „Geh, laß mich! Es war zu viel!“ rief er, das Antlitz abwendend, als eben ein roter Abendsonnenstrahl das vom Sturm zerrissene schwarze Gewölk durchdrang und ein heißer Windstoß in die offene Thür der Werkstatt hereinfuhr. „Geh zu den Mädchen, sie sind allein! In einer Stunde bin ich bei Euch; laßt mir nur diese Frist, mich selbst wiederzufinden! Sag ihnen nichts, den armen, verlassenen Kindern, ich werde wissen, was ich ihnen schuldig bin!“

Arnold hörte an dem Ton, daß der Kampf in dem Unglücklichen wirklich zugleich mit dem Sturm draußen ausgetobt hatte. Er ergriff die Schnur und zog den Vorhang vor die Statue, noch einmal einen Blick auf das schöne steinerne Antlitz werfend.

„Besser, sie wäre schon fort!“ murmelte er kaum vernehmbar. Schweigend schritt er zur Thür. Auf den Stufen vor derselben innehaltend, blickte er, schwer bedrückt aufatmend, zum Himmel, an welchem der Wind sein Spiel mit den dunklen Wolkenfetzen trieb.

Er mit seinen zwanzig Jahren hatte verstanden, was den Vater zu diesem Paroxismus getrieben; in der Stadt mußte derselbe durch irgend welche Mitteilung Unberufener in diese Aufregung versetzt worden sein. Arnolds Hoffnung, daß dem Vater wenigstens der Glaube an die Unbescholtenheit der Verschwundenen erhalten bleiben werde, war damit zerstört und zugleich auch die, daß des Unglücklichen Gemütsruhe wiederkehren werde, sobald der erste heftige Schmerz sich gelindert habe.

Glühendrot brannte die niedergehende Sonne wieder auf den Garten herab, von dessen Bäumen, als der Sturm sich gelegt hatte, der Wind noch die dicken Tropfen schüttelte; ein frischer Hauch richtete auf den Beeten die Blumen wieder auf, die mit diesem ihren Duft mischten, und in den Kronen der Bäume sangen die gescheuchten Vögel wieder ihre Abendlieder.

Dreizehntes Kapitel.

Recht traurige Tage verstrichen im Eschbornschen Hause. Erich hatte keine Rast in demselben. Früh morgens schon nahm er den Stab, wanderte hinaus in die Berge und kehrte erst zum Nachtmahl heim, um bei diesem seine armen, verlassenen Kinder durch eine Laune zu täuschen, deren Unaufrichtigkeit seine abgehärmten Züge bekundeten.

Eins zu vermeiden, war der Hauptzweck seines Hinauspilgerns — die Abholung der Psyche, und dies geschah denn auch eines Morgens in seiner Abwesenheit. Mit Zähneknirschen mußte Arnold zusehen, wie die Leute, bewährte Tagearbeiter der Akademie, die mit dem schwierigen Transport solcher Schöpfungen vertraut waren, unter Führung eines Beamten der Sternfeldschen Bank, der seinen schriftlichen Auftrag vorwies, sich daran machten, die schöne Statue aus dem Atelier zu entfernen und in ein Magazin zu schaffen.

Auch er, Arnold, wollte nichts sehen; das Herz that ihm weh. Welch schöne Pläne hatte der Vater für sich an den Erlös aus diesem Werke geknüpft! Um seinen künstlerischen Ruf zu mehren, hatte sie erst in mehrere Ausstellungen gesollt, ehe er an einen Verkauf denken wollte; dann allmählich hatte er sich aber an den Gedanken gewöhnt, sie doch früher zu verkaufen, um sich eine Kunstreise, überhaupt eine Pause in seinem Schaffen zu ermöglichen, die er für unerläßlich hielt, auch von dem Erlös so mancherlei kleinere Verpflichtungen zu tilgen, die er sorglos an sich hatte kommen lassen; und jetzt waren alle diese schönen Pläne dahin, das Werk, auf das er so stolz war, ging in fremde Hand, ohne daß die Welt es gesehen, und für nichts, nichts; ja, der Vater selbst stand da, beladen mit einer Schuld, von der er keine Ahnung gehabt hatte!

Arnold, so übermütig und rücksichtslos er im Hause gewesen war, empfand das alles so schwer wie der Vater selbst. Sich in der Stadt sehen zu lassen, hatte er keine Lust. Er wollte weder die Mienen sehen, mit denen ihn seine Freunde anschauen mußten, noch weniger von ihnen gefragt sein. Besuche kamen nicht mehr, einige teilnehmende Neugierige abgerechnet; das Landhaus schien gemieden zu werden. Von Leitner hörte man nichts, ebensowenig von der Verschwundenen.

Gefaßt zeigte sich eigentlich nur Clotilde. Oswald hatte ihr wieder ein Schreiben in den herzlichsten Ausdrücken gesandt, sie beschworen, sie möge unter diesen so traurigen Umständen auf ihn bauen. Er sei gezwungen, in amtlichem Auftrage für kurze Zeit zu verreisen; wenn er zurückkehre, hoffe er, werde alles anders und besser sein.

Dem armen Mädchen war's trotz der Sehnsucht nach dem Geliebten fast eine Beruhigung, ihm nicht in die Augen zu blicken; er mußte ja alles wissen, sein Vater hatte sicher nicht unterlassen, ihm dies in den düstersten Farben zu schildern. Mit Eifer gab sie sich der Haushaltung und der Beaufsichtigung der

jüngeren Schwester hin, die noch immer so naive Fragen an sie richtete.

Erich war inzwischen während dieser Tage heimlich auf das Schlimmste gefaßt gewesen, auf die weiteren Angriffe des Wucherers. Ein Besuch des Rechtsanwalt Fellner hatte ihn zwar für eine kurze Frist getröstet, aber die lief ja ab. Fellner hatte ihm übrigens vorgeschlagen, die schuldige Summe auf sein Landhaus hypothekarisch eintragen zu lassen, aber auch hinzugefügt, daß nach seiner Kenntnis aus dem Stockbuch, das Landhaus, das er unter so bequemen Zahlungsbedingungen gekauft, sehr hoch verschuldet und ihm eine schlimme Zinsenlast aufgebürdet sein werde.

Er hatte das scheinbar teilnahmslos angehört, auch die Versicherung des Advokaten, er wolle alles für ihn thun, was ihm gestattet sei. Seine Sinne waren total abgestumpft; er faßte kaum, was man ihm sagte, und nahm, wenn, wie er selbst sich gestand, es ihm „zu blöd" im Kopf und Herzen wurde, seinen Stock, drückte den weichen Hut über die Stirn und pilgerte hinaus, um die Stadt zu meiden.

Auf einem dieser Ausflüge mußte ihm der „lange Hegner" begegnen, ein verbummeltes Genie, dem niemand übel wollte, wie unverantwortlich er auch gegen sich selber handelte. Hegner war in seiner Jugend ein ganz talentvoller Maler gewesen, hatte anfangs Glück gehabt, war sogar eine Zeit lang in Mode gewesen, hatte sich aber die wiederholte Zurückweisung seiner Bilder bei den Ausstellungen und andere Widerwärtigkeiten so zu Herzen genommen, daß er nichts mehr zu leisten vermochte und sich dem Müßiggang übergab.

Eine ganze Zeit lang ernährte er sich von den Zinsen eines geerbten mäßigen Kapitals, dann von dem Kapital selbst, und als dieses verzehrt war, spielte er den Diogenes. Er besaß nämlich ein anderes Kapital, einen derben Humor, eine originelle Weise, mit den Menschen umzugehen, diese sich nutzbar zu machen. Er aß und trank in den Lokalen, in welchen die Künstler verkehrten, und bezahlte nur mit seinem Witz, namentlich aber in den von den Akademikern stark besuchten Lokalen der Umgegend, in denen er immer Nahrung und Obdach fand, und was seine Kleidung betraf, gab es immer barmherzige Kollegen, die ihm abgenutzte Anzüge boten, aus denen er freilich die langen Arme und Beine immer zu weit hinausstreckte.

Ihm kam es nicht darauf an, die Sommernächte unter freiem Himmel oder im Walde zu verbringen; er war Naturschwärmer von Profession geworden. Seiner hohen, dürren Gestalt, seinen langen Armen gelang es auch stets, über die Gartenzäune hinaus die Früchte von den Bäumen, die Weinbeeren vom Spalier zu holen; Vegetabilien genügten ihm im Notfall und aus seinen hinteren Rocktaschen sah man oft das Kraut der gelben Rüben herausragen, die er von den Feldern geholt hatte. Er röstete sich auch anderer Leute Kartoffeln im Walde und ging mit den Tieren desselben zur Ruhe.

Hegner war also überall ein, wenn nicht gern gesehener, doch gelittener Gast; er leistete seinen fleißigen Kollegen Dienste, wo und wie er konnte, er erzählte den Bauern die ergötzlichsten Schnurren, zeichnete den Kindern derselben allerlei Lustiges auf Tische und Bänke und fand so Genüge an seiner Existenz, die ihm nur im Winter ein wenig fühlbar wurde. Aber dann suchte er die Wärme in den Ateliers, machte sich dafür nützlich, erzählte Neuigkeiten, that Botengänge, stand auch wohl Akt, wenn man auf einer Leinewand in einem Genrebilde einen Bummler brauchte, und die böse Zeit ging immer vorüber, ohne den Unverwüstlichen angefochten zu haben.

Hegner war's nun, der Erich auf einem Ausfluge begegnen mußte. Der letztere sah den Müßiggänger mit Unwillen, wie er, seiner wartend, auf den Knotenstock gelehnt, am Grabenrain stand. Hegner trug einen gelb karrierten Sommeranzug, aus dessen Ärmeln und Hose die dürren Glieder lang herausragten, einen in der Sonne verblichenen braunen Hut, ein paar abgetretene Stiefel und eine rote Krawatte. Er war eine Karikatur mit seinem nicht rasierten, schmalen Gesicht, dessen hervorstehenden Backenknochen von der Sonne braun gefärbt worden, während die Falten desselben, in welche diese nicht eindringen konnte, wie ein helles Netz über Backen und Stirn liefen. Das Kinn mit dem halbergrauten Bart in die Hand stützend, erwartete er den Professor und zog ehrerbietig den Hut von dem ungekämmten Scheitel.

Dieser sah ihn mit Unmut an. Hegner verzog sein Gesicht zu einem Lächeln und trat heran.

„Auf wen warten Sie, Hegner?" fragte Erich barsch.

„Hätt' auf keinen Lieberen warten können, als auf Sie!" Er schloß sich mit seinen langen Beinen dem Professor an, in dessen Werkstatt er stets eine freundliche Aufnahme gefunden hatte. „Gehörte freilich nicht unter die Gratulanten beim Jubiläum, aber freute mich doch darüber! Einem Menschen wie mir kann nichts passieren, aber ich lache und weine gern mit den anderen, und so auch jetzt ..." Er unterbrach sich, fuhr dann aber betonend fort: „Weiß ich doch mehr von dem, was Ihnen passiert ist, lieber Professor, als andere! Dieser Leitner zum Beispiel ist ein Neffe von mir, der seinen Oheim natürlich stets über die Achsel angesehen hat, seit der ihm nichts mehr borgen kann. Ein Schuft in Folio, mit einem Federbusch! Lebte nur von den Weibern, die er herumzukriegen so meisterhaft verstand."

Erichs Zähne knirschten; er schaute ihn nicht an. Selbst dieser Mensch wußte also schon! ... Aber er wollte hören von ihm, der, wie er sich erinnerte, ein Schulfreund des verstorbenen Malers Linke, seines Schwiegervaters, war.

„Zielen Sie auf die meinige, so reden Sie!" rief er verbissen. „Aber die Wahrheit, wie ich nicht anders erwarte von einem uneigennützigen Menschen wie Sie!"

Hegner zog ironisch den Hut.

„Ich kann, ich möchte nicht gern der Frau Professorin etwas Böses nachsagen, aber die Welt thut das gern und sie behauptet, es sei Verabredung

mit dem Leitner gewesen. Nichts für ungut, ausgesehen mag es so haben!... Sie wissen, daß ich früher unserem alten biederen Cornelius Linke manchen kleinen Dienst leistete, als er durch den Leichtsinn seiner Söhne und durch Krankheit in Verfall geriet. Er war so gut; aber die Frau!... Wie viel Männer gehen durch ihre Frauen zu Grunde! Sie wollte allerdings helfen dadurch, daß sie den Leitner, der damals noch als reich galt, was er nie gewesen, für ihre Tochter zu gewinnen suchte, und ich wollte mich absichtlich nicht dahinein mischen. Froh war ich anfangs, als Sie, lieber Professor, die Hand dieser Tochter begehrten, denn das Mädchen war ja so herzensgut; aber die Mutter!... Die hängte ihr gleich die ganze Schuld des Vaters und ihrer Brüder auf, als sie verheiratet war. Ich erfuhr es daraus, daß sie mich zu gewissen Kommissionen benutzte, die mich vermuten ließen, daß auch sie, die Mutter, nicht ohne eigene Schulden war... Ich behielt natürlich alles für mich, sagte mir, einem so glänzend bezahlten Künstler wie Sie, könne das eben nur ein Haar aus seinem Barte reißen, und da ich Sie so glücklich an der Seite des jungen Weibes sah... Nur daß die Mutter auch mit in Ihr Haus gezogen war, gefiel mir nicht; aber Sie standen mit ihr auf so freundschaftlichem Fuße, denn... sie versteht sich auf dergleichen, ist, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, ein raffiniertes Weib und die hat wahrscheinlich auch den Leitner in Ihr Haus gezogen, der..."

Erich hemmte plötzlich und heftig seine Schritte. Mit vor Erregung scharf gespannten Zügen blickte er Hegner an.

„Ich sehe, Sie wissen mehr als Sie sagen wollen!" rief er aus. „Antworten Sie mir auf Ihr Gewissen! Halten Sie mein Weib für schuldig, diesem Elenden gegenüber, dessen Namen Sie eben aussprachen?"

Seine Stirn glühte vom Blutandrang, seine Augen hafteten auf Hegner durchbohrend. Dieser lachte in seiner gewohnten gutmütigen Weise vor sich hin und that, als überlege er. Dann schüttelte er mit ernster Miene das Haupt.

„Lieber Professor," antwortete er, mit dem Stock im Chausseestaub grabend, „wenn sie so gut geblieben wäre, wie sie trotz dieser Mutter als Mädchen war!... Sie, der Sie den ganzen Tag in Ihrer Werkstatt waren, Sie wissen nicht, daß ich oft, wenn ich zur Stadt hinausging, vor Ihrem Hause umherlungerte, eigentlich ohne zu wissen, warum; aber ich wußte doch, daß dieser Leitner ein willkommener Gast in demselben war, und war von Anfang an der Überzeugung, daß das nicht gut sei. Als er nämlich vor einigen Jahren so ganz plötzlich wieder zu Geld gekommen war, ging ich zu ihm und bat ihn, mir zurückzuzahlen, was ich als Onkel ihm geliehen hatte, als ich selbst noch was besaß; ich sagte ihm gerade heraus, von wem er das Geld bekommen habe, und er erschrak darüber, leugnete aber natürlich. Soll ich nun Ihnen ehrlich antworten, so kann ich nur vermuten, daß die Mutter Ihre Frau zu einer solchen großmütigen Handlung überredet hatte, oder daß... freilich kann es auch anders sein!" Er schüttelte zweifelnd den Kopf.

Der Ton des alten Bummlers sagte Erich deutlich genug, daß er die Wahrheit sprechen, ihn aber schonen wolle. Der letztere senkte das Haupt und stand mit geschlossenen Augen, zusammengepreßten Lippen da. In seinen Ohren klang jetzt eben, was diese Mutter ihm zu eröffnen und zu beteuern den Auftrag gehabt hatte, als Ella schon sein Haus verlassen. Sie, die letztere, hatte sich vielleicht einer Lüge ihm ins Gesicht nicht für fähig gehalten und dieselbe der geübteren Mutter überlassen.

Dieser Mensch hatte ihm noch gefehlt, um den letzten Schimmer von Glauben an die Unschuld seines Weibes zu zerstören, denn aus seinem Munde — er kannte ihn als ehrlich — kam keine Unwahrheit und Hegner hatte ihm zuverlässig nur bekannt, was er wußte, um ihm jede thörichte Illusion zu nehmen.

„Ich danke Ihnen, Hegner!" Erich richtete sich auf und reichte ihm die Hand. Ihm ins Gesicht zu blicken vermochte er nicht.

„Nehmen Sie's nicht allzusehr zu Herzen!" sagte ihm Hegner, seine Hand behaltend. „Sie erinnern sich, ich kam gern in Ihre Werkstatt, um mich an des Meisters Schaffen zu erfreuen, und da kam mir auch wohl oft ein Gedanke... Aber ich verjagte ihn gleich; es erschien mir gottlos, in eines solchen Mannes Glück auch nur ein Fünkchen zu werfen, das ihm sein ganzes Heim zerstören konnte! Ich habe nie ein Weib gehabt, wohl eins geliebt in meinen Jugendjahren, aber ich sollte schon damals die Erfahrung machen, daß man dazu ein starkes Herz besitzen muß."

Hegner strich sich mit dem Rücken der Hand über die Augen, dann aber verzog sich sein Gesicht zu einer Grimasse, als lache er selbst über das Geständnis.

„Sie sehen, ich bin Philosoph," schloß er in leichtfertigem Ton, den verwitterten Hut lüftend und über seinen kahlen Schädel fahrend. „Ich wüßte nicht, was ich von der Welt begehren könnte! Sie freilich haben wie Millionen andere in Ihrer Jugend mit dem schönen seidenen Fädchen gespielt, das später ein Schiffstau wird; Sie haben sich mit einer Summe von Würde und Ruhm, aber auch von Sorge und Verantwortung für das Gedeihen der Ihrigen beladen und müssen rastlos schaffen, um dem Staat und Ihrer Familie gerecht zu werden. Beneiden kann ich Sie nicht darum, aber bewundern, denn es ist heute keine Kleinigkeit, außer für die Seinen auch noch für alle die mitzuschaffen, die so klug sind, die Füße unter den Tisch des Staates zu strecken. Da giebt's also keine Zeit mehr, auch noch an das Herz zu denken, wenn dem was passiert! Nehmen Sie's also auf die leichte Schulter, und Sie werden's bald vergessen haben! Wenn einer was betrauert, so soll er genau erwägen, wie viel es wert ist, und deshalb... Nichts für ungut also, Meister; ich habe zu Ihnen gesprochen wie ein redlicher Mann, der Sie bedauert, weil Sie ein Vertrauen gehabt, das von den Weibern niemals gedankt wird. Redete ich mehr, das könnte

nur dazu nutzen, Sie über einen Verlust zu beruhigen, der . . ."

Hegner verzog sein verwittertes Gesicht wieder zu einer Grimasse und zuckte die Achsel. Erich trat hastig an ihn heran und packte seine Schulter. „Sie sollen reden, ich verlange es!" rief er mit rauher Stimme und drohender Miene. „Sind Sie kein Philosoph der Lüge, so begreifen Sie, daß es infam ist, einem Manne gegenüber von seinem Weibe in halben Worten des Verdachts, der Beschuldigung zu sprechen und seinem schwer beleidigten Herzen zu überlassen, den Rest . . . Reden Sie alles, was Sie wissen. es kommt nicht mehr darauf an, wie tief Sie mir das Messer in die Brust stoßen, nachdem es schon darin sitzt!"

Fester legte sich seine Hand auf Hegners Schulter, er rüttelte dieselbe in wachsender Aufregung. Dieser schien das kaum zu empfinden; er blickte vor sich hin, führte dann die Hand an das Kinn, als überlege er.

„Recht haben Sie schon, Herr Professor." Er neigte nochmals den Kopf. „Ich hätte ganz den Mund halten sollen, aber schließlich lohnt es nicht, ein Weib zu schonen, das — es ist ja doch so! — seinem Manne davongegangen ist! Ich hatte eben nur Mitleid mit ihr, weil . . . In der Nacht nämlich, ehe sie sich heimlich aufmachte, lag ich in dem Gärtnerschuppen Ihres Gemüse- und Fruchtgartens hinten am Fluß; ich hatte keine Lust, noch in die Stadt zurückzugehen und schlug mein Lager, wie schon früher mehrere Male, in dem Schuppen auf, denn mir bereitet ja keiner ein Bett. Bei zunehmendem Mond leide ich an Schlaflosigkeit, und so auch in der Nacht. Aber ich hatte Unterhaltung. Eine weibliche Gestalt schlich so etwa um Mitternacht, mit einem dunklen Flortuch um das Haupt, an dem glaslosen Fensterchen vorüber zum Ufer des Flusses; ich blickte ihr nach, trat aus dem Schuppen hinter die hohe Hecke und sah, wie sie endlich auf das kleine Brückchen trat, auf welchem das Wasser geschöpft wird. Lange stand sie da, mit gefalteten Händen in den Fluß schauend, als ringe sie noch mit einem Entschluß. Was sie beabsichtigte, darüber war ich klar; um ein Unglück zu verhüten, nahm ich also einen Bruchstein auf und warf ihn in den Fluß. Das wirkte. Sie fuhr erschreckt zusammen, verließ die Brücke und hastete in den Garten zurück. Danach durchsuchte ich diesen vergebens; sie mußte ins Haus zurückgekehrt sein. Ich hatte also ein gutes Werk gethan . . . Der Mond versteckte sich inzwischen hinter plötzlich heraufziehendes Gewölk. Ich fand die Ruhe nicht in meiner Hütte und verließ sie, ehe noch die Sonne den Himmel klärte. Dabei kam's mir in den Sinn, durch die Gartenpforte die Landstraße zu erreichen, wenn nötig, das Gitter zu überklettern. Aber das Thor war nicht geschlossen. Auf der Straße zur Stadt schlendernd, sah ich eine männliche Gestalt, die ohne Zweifel bei Ihrem Landhause gestanden hatte, vor mir in die Thornische eines Gebäudes treten, um sich vor mir zu verstecken. Ich hatte sie jedoch bereits erkannt; es war mein liebenswürdiger Neffe Moritz von Leitner. Indes, ich that, als sehe ich ihn nicht. Er blieb in seinem Versteck, und ich suchte etwa zweihundert Schritt weiter ein solches hinter der Riesenpappel, die Sie kennen. Ich wartete; mein Moritz ließ sich nicht sehen, wohl aber gewahrte ich, wie, als es eben Tag werden wollte, dieselbe weibliche Gestalt in Hut und Schleier, einen kleinen Reisesack in der Hand, die Straße heraufkam und in sichtbar nervöser Hast die Stadt zu erreichen suchte. Ich schritt ihr in einiger Entfernung nach und schaute dann zurück, wo er denn bleibe. Ich sah ihn nicht; — inzwischen war auch sie mir verschwunden, und kaum war der Vormittag gekommen, als mir Aufschluß über meine nächtliche Beobachtung ward. Sie hatten beide den bösen Schein vermieden; sie hatte den Nachtzug benutzt und er nahm den nächsten, der in derselben Richtung ging, nachdem er, wie mir seine Wirtin sagte, schon einen Tag vorher einen mäßigen Koffer zur Eisenbahn an einen Freund, wie er vorgab, abgesandt . . . Jetzt wissen Sie auch das letzte, was ich Ihnen verschweigen wollte!" schloß er, der bisher Erich nicht angeschaut, die Stirn erhebend, als wolle er, daß dieser die Wahrheit seiner Erzählung ihm auf der Stirn lese. „Was geschehen ist, wissen Sie, ich habe Ihnen nur gesagt, wie es geschah. Trösten Sie sich, Sie sind nicht der erste, den ein Weib mit Undank belohnt, und Tausende werden Ihnen folgen!"

Mit treuherziger Miene nahm er noch einmal Erichs Hand, preßte sie und schlenderte seines Weges.

Betäubt stand Erich da. In seiner Beschämung vor dem Landstreicher wagte er nicht, ihm nachzublicken. Die letzte Illusion hatte dieser Nichtsthuer zerstört, die letzte, an die er sich noch angeklammert, an die Hoffnung, die Verschwundene werde reuig ihm wenigstens ein Lebenszeichen geben, nicht ihrer Mutter allein es überlassen, sie vor einem Verdacht zu retten, den dieser Bettel-Philosoph ihm jetzt bestätigt hatte!

Stöhnend blickte er endlich um sich und warf sich auf den Grabenrand. Trug war also alles in der Familie des so allgemein geachteten Cornelius Linke gewesen, als er, um seinen Kindern eine mütterliche Freundin zu geben, um dessen Tochter angehalten hatte; Lug und Trug hatte sie mit ihrer Mutter in sein Haus getragen, und er war so blind gewesen, beiden unbegrenzt zu vertrauen . . . Kein Gedanke sollte ihn fortab mehr an sie gemahnen; alles sollte im Hause entfernt werden, was an sie erinnern konnte! Waren doch seine Kinder klüger als er, von deren Lippen noch kein Wort über die Verschwundene gekommen war: Gezahlt sollte werden, was sie so ehr- und gewissenlos vergeudet und dann . . .

„Ein neues Leben!" rief er ächzend. „O, wie ich den elendesten Handwerker beneide, der keiner Seele, keiner Stimmung bedarf, um sein Tagewerk zu leisten! . . . Aber sie wird mir wiederkehren, die Lust am Schaffen, wenn . . . Ja wenn! . . . Die Welt, die sich erzählt, wie ich aus der Rede dieses Strolches gehört, sie wird in ihrer gewohnten Lust an fremdem Leid vergessen und ich will ihr zeigen, daß auch ich es gethan! . . . Das Schicksal strafte mich dafür, daß ich mich, im Herzen wenigstens, an

meiner ersten Gattin vergangen, als ich um die moralische Kraft rang, den Reizen der schönen Juliane zu widerstehen, denn ich wäre zum Sünder geworden, hätte ihr Vater sie nicht fortgeführt! Aber vogue la galère!" Mit einem Galgenhumor erhob er sich und schlug den Rückweg zur Stadt ein. Ihm war's, als sei ihm leichter ums Herz geworden, seit er Klarheit hatte.

Heimgekehrt, begegnete ihm vor dem Hause die älteste Tochter; sie trug eine weiße Küchenschürze und kam ihm lächelnd entgegen, erschrak aber über sein bleiches, abgehärmtes Gesicht. Auch er versuchte ein Lächeln, das freilich mißlang.

„Papa," sie führte ihn in das Zimmer, sich in seinen Arm hängend. „Du sollst nicht mehr traurig sein, um meinetwillen gewiß nicht, und was das andere betrifft ... Sie stockte zögernd. „Stelle Dir vor, *sie* sei nur unser Gast gewesen, der ..." Sie wußte nicht, wie sich ausdrücken.

„Uns mit Undank gelohnt! Du hast recht, Kind! Seit heute denk ich wie Du! Hast Du Nachricht von ... Oswald?"

„O, *wir* beide sind einig! Er ist zufrieden mit seiner Stellung in dem kleinen Städtchen! Was er mir sonst schreibt, ist mir zwar nicht ganz verständlich ... Ich habe ihn aber gebeten, sich um meinetwillen nicht mit seinem Vater zu entzweien. Ich würde Dich ja doch jetzt nicht verlassen können! In Deiner Abwesenheit habe ich mit Deinen Leuten das Atelier wieder in Ordnung gebracht, das recht verwahrlost war; Du wirst Deine Freude darüber haben. Von heute ab soll auch hier im Hause alles wieder sein, als wäre gar nichts vorgefallen. Ich habe mich erinnert, daß Du ja eine erwachsene Tochter hast, und die wird jetzt nur für Dein Wohl bedacht sein!"

Sie faßte ihn um den Hals und küßte ihn. Mit feuchten Augen machte Erich sich los und wandte sich ab, um ihr diese zu verbergen.

„Und jetzt noch eine Überraschung, die ich Dir bis zuletzt aufgespart habe!" rief Clotilde lächelnd. „Rate, wer angekommen ist! Deine Schwester, die Tante Helmine! Du mußt nicht böse sein, daß ich ihr alles geschrieben, so weit ich durfte! Sie ist gekommen, um einige Zeit bei uns zu bleiben, denn Du sollst und mußt fort, mußt Deine Reise machen, wie Du Dir vorgenommen hattest! Soviel Geld, daß Du Dich erholen kannst, wird uns noch übrig geblieben sein, und im Notfall hilft uns die Tante! ... Da ist sie schon!"

Clotilde deutete auf eine Dame mittleren Alters in Reisekleidern, von auffallender Ähnlichkeit mit dem Vater, und dieser stürmte in freudiger Überraschung ihr entgegen, sie zu umarmen.

Vierzehntes Kapitel.

Des Künstlers Dasein bedarf vor allem des Sonnenscheins. Die größte Zahl derer, die Gott mit großen Talenten begabt hat, geht trotz des besten Strebens unter unglücklichen Verhältnissen zu Grunde.

Erich Eschborn hatte niemals die Sorgen kennen gelernt, der erste Angriff derselben auf ihn, warf ihn zu Boden. Er glaubte sich verarmt, mit einem Schauer im Herzen wandte er sich ab, wenn er seine Kinder sah, wenn er in Arnolds Augen den Vorwurf zu lesen glaubte: was wird aus mir, der ich im Vertrauen auf Dich die teuren Studien begonnen? Und ein Blick auf Clotilde gemahnte ihn an die Schroffheit, mit welcher er selbst ihr Bündnis mit dem Geliebten zerrissen.

Betrat er seine Werkstatt, so überfiel ihn ein Frösteln; seine Augen irrten wie blöd umher, ihm war's, als habe hier ein Glücklicher gewohnt und gewirkt, der gestorben war, dessen Leute verabschiedet worden. Die Statuen und Büsten, die Rüstungen, die Draperien, das zerstreut umherliegende Werkzeug, alles ekelte ihn an, und wenn er der Stelle sich näherte, an der seine Psyche gestanden, so schloß er die Augen und wich zurück.

Nichts hatte es genutzt, daß seine Schwester, daß Clotilde die Werkstatt im saubersten Zustand erhalten, um die Schaffenslust wieder in ihm zu wecken; er empfand nicht die geringste Aufforderung dazu; er hätte nicht vermocht den Meißel zu führen; in Kopf und Brust blieb es tot. Nur wenn er sich auf dem Diwan niederließ, an welchem Juliane einst Abschied von ihm genommen, ward's ihm weich, aber auch so traurig; er war wenigstens wieder einer Empfindung fähig; doch auch die schmerzte; er sprang jedesmal heftig wieder auf, immer wieder von der Vorstellung gejagt, daß er es gewesen, der das Leben seines ersten Weibes zerstört hatte, daß sie gewußt habe von seiner Neigung für Juliane und daran so schnell dahin gesiecht sei.

Nie hatte er früher diesem Gedanken in sich Raum geben wollen; erst als das Unglück mit solcher Vehemenz über ihn gekommen, hatte er in sich selbst eine Antwort auf die Frage: Warum? gesucht. Warum hatte er so unglücklich werden müssen? Eine Rechtfertigung für sich fand er allerdings: seine so frühe Vermählung mit Gerta, die nicht aus wirklicher Neigung, nur aus Dankbarkeit geschehen war und in einem Alter, in welchem jeder Künstler die ersten Früchte seines Schaffens, die Anerkennung der Welt in der Gesellschaft zu heimsen gewohnt war, in welchem Kopf und Herz sich berauschen in der vollen, wenn auch oft überschwenglichen Hoffnung, ja Zuversicht auf die Flügelkraft des Genius.

Er hatte damals sofort Rom verlassen, wo er sein erstes Werk vollendet hatte, als er von seines Gönners Tode gehört. Die stolze Genugthuung, dasselbe in der Ausstellung preisgekrönt zu sehen, hatte ihn mit dem heißesten Dank für diesen Wohlthäter erfüllt, der ihm voll ausreichende Mittel für

seine Studien gewährt hatte. Er wallfahrtete an das Grab des verarmten Mannes und sah die Tochter, eine Waise, an demselben, wie sie betend, mit thränenschweren Augen da kniete.

Man hatte ihm gesagt, daß die Ärmste ganz auf die Hilfe auch mittelloser Angehöriger angewiesen sei und da that er, was er für seines Herzens Dankespflicht hielt: er bot ihr seine Hand. Und sie nahm die des schönen, jugendlichen Künstlers mit gleicher Dankbarkeit. Verzichtend auf alles, was er seine jungen Kollegen genießen sah, nur an seine Kunst denkend, errichtete er den häuslichen Herd, und die Erfolge krönten seinen Fleiß. Dann kamen die Kinder, denen er seine ganze Zärtlichkeit widmete. Sie füllten die Leere in seinem Herzen aus, die er wohl oft empfand. Gerta war eine gute, treue Mutter, und so war er denn zufrieden, glücklich nicht.

Die Jahre verstrichen, sein Ruhm wuchs. Er blieb äußerlich der junge Mann, der er war, den Frauen gegenüber der schöne Mann, dem sie nicht verziehen, daß er so rettungslos an die Seite eines so nüchternen, ihn nicht verstehenden Weibes gefesselt war. Er selbst fühlte das oft, wenn sein Herz nach anderem, besserem verlangte, wenn es ihn gemahnte, daß er nicht so leidenschaftslos war, wie er sich geglaubt hatte. Er hatte ja Momente verlebt, in denen er Gerta recht geben mußte, wenn er die Selbstüberwachung einmal vergessen hatte, Momente, in welchen sein Pflichtgefühl die höchste Probe bestehen mußte, wie sie ihm Juliane bereitete. Aber war das so strafbar, daß er so schwer dafür büßen gemußt?

Allein, im Innern zerrüttet, wie er sich jetzt fühlte, versank er in sich und jeder Rückblick auf seine Vergangenheit erbitterte ihn mehr und mehr. Er fühlte sich alt und gebrochen, vernichtet in seiner künstlerischen Schöpfungskraft. Ein Narr war dieser berühmte Professor Erich Eschborn in seinen Augen, ein gewissenhafter Narr, der Steine auf seinen Lebenspfad gesammelt, während ihm am Wegesrain die duftendsten Blumen gelächelt hatten. Das war der stete Refrain seiner Gedanken geworden.

Frauendank für all sein redlich Wollen! knirschte er in den Stunden, in denen er sich den Seinigen entzog, die ihn vergeblich zu erheitern suchten, in denen er die alten Freunde vermied, die nicht sehen sollten, was er leide, die er mit seinem jetzigen Wesen nur an das ihm Widerfahrene erinnern konnte, die keine Frage wagen durften, warum seine sonst so klaren, schönen Augen so finster blickten, seine Wangen so eingefallen waren, seine Kleidung so ganz der früheren Sorgfalt entbehrte.

Wer ihn jetzt so sah, mußte sich ja sagen, sein Weib, das er so verehrt, sei davon gegangen mit einem notorischen Lumpen, den alle Welt als solchen längst betrachtete, während er ihm so blind vertraut hatte, ihn ohne Arg in sein Haus eingeführt und den Sohn gescholten, wenn dieser dem falschen Freunde seine Mißachtung gezeigt hatte. Und so fraß sich denn der Ingrimm, sogar ein Menschenhaß immer tiefer in seine Seele hinein, zugleich mit der ihn kalt durchbebenden Frage: was wird aus Dir, den man soeben noch so gefeiert hat, was wird aus denen, für deren Lebensglück Du als Vater verantwortlich bist? Ein Bettelgeld wird Dir übrig bleiben, wenn Du alles bezahlt hast, aber ist die Zukunft nicht lang, fordert nicht jeder Tag seinen Tribut, und woher nimmst Du ihn, wenn Kopf und Hand Dir ihren Dienst versagen? . . . Dieses schöne Heim, in dem er wenigstens zufrieden zu sein wähnte, während seines Weibes Blicke ihn belogen, es war ihm unerträglich geworden, denn überall sah er sie und nur sie — und ihn, von dem blutige Genugthuung zu fordern, ihm ein Bedürfnis geworden war.

Vergeblich blieben inzwischen alle Forschungen nach dem Betrüger, der es verstanden hatte, jede Spur hinter sich zu verwischen, nur daß er mit seinem Raube nach Amerika gegangen, darüber herrschte kein Zweifel, denn er selbst sollte früher schon eine Absicht der Art geäußert haben.

Ein Ingrimm gegen die ganze Menschheit bemächtigte sich seiner oft tagelang in dem trostlosen Bewußtsein, nichts thun zu können, um seine schwer verletzte Mannesehre wieder herzustellen. Er machte Pläne, nach Amerika zu reisen; aber wie aussichtslos war auch dies, und konnte er die Seinigen so herzlos zurücklassen, in einer solchen Lage?

Sternfeld hatte ihm einmal, in seinem offenen Landauer sitzend, begegnen müssen und der Anblick war ihm wie ein Messerstich ins Herz gewesen. So stolz und bewußt war er noch kürzlich ihm gegenüber aufgetreten und jetzt hatte er ihm recht geben müssen. Sternfeld hatte vielleicht mehr schon gewußt und ihm deshalb Dinge gesagt, die er sonst nicht gewagt haben würde. Und seitdem war ihm von dem alten Geldsack, wie ihn Arnold immer nannte, nicht das geringste Zeichen der Teilnahme geworden — erklärlich allerdings, denn er, Erich, hatte ihm seine Beleidigungen zurückgegeben! Clotilde, das arme Mädchen, hatte trotzdem noch immer ein so rührendes Vertrauen auf ihren Geliebten; aber zeigte der Alte nicht jetzt, wie willkommen es ihm war, für seine Abneigung gegen diese Verbindung so vollwichtige Motive gefunden zu haben? . . .

So verstrichen denn Wochen nach Wochen, ohne irgend eine Änderung zu bringen. Im Hause herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit. Die Kinder wagten oft nicht, ihn anzublicken, noch weniger wagten sie eine Frage zu thun. Arnold war auf des Vaters Gebot zur nahen Universität zurückgekehrt, wo er ja täglich Nachricht erhalten konnte.

„Was ich da jetzt lernen soll mit diesem Kopf, das weiß ich nicht,“ hatte er beim Abschied zur Schwester gesagt. „Aber wie es mit uns einmal steht, darf ich keine Zeit versäumen, um selbst meinen Unterhalt zu erwerben. Hoffentlich wird ja der Vater endlich wieder zu sich kommen!“

Mit Thränen hatte er sich von den Seinigen getrennt und stumm hatte Erich ihm die Hand beim Abschied gedrückt.

Der letztere schien danach auch den Sohn nicht zu vermissen; es war ja einer weniger, vor dem er über sein Unglück erröten konnte, der ihn beobachtete, ihn fast überwachte, der ihm sogar den Revolver aus

seinem Schlafzimmer entwendet hatte, als er gesehen, daß er mit diesem jeden Abend schlafen gehe.

Dennoch empfand er bald eine um so größere Leere in seinem wunden Herzen, als er den Sohn nicht mehr sah, und das führte ihn zu einem Gedanken, den er bisher von sich gewiesen hatte.

Er selbst hatte Ellas Zimmer verschlossen und bewahrte den Schlüssel in dem seinigen. Niemand sollte es betreten, auch er nicht. Und jetzt faßte ihn trotzdem die Idee, einen Blick in dasselbe zu thun. Eigenhändig hatte er gleich nach ihrer Flucht abends, als alle schon zur Ruhe gegangen waren, ihr Bild aus dem Salon entfernt, wo es neben dem seinigen gehangen, und es in dieses Zimmer geschafft.

Eines frühen Morgens also, nachdem ihm der Schlummer die halbe Nacht geflohen und im Hause noch alles still war, betrat er das Gemach, in der ihm unbewußten Absicht, sich selbst zu quälen.

Ein Frösteln überfiel ihn, als er so allein in demselben stand, wo er mit ihr so oft Stunden des traulichsten Gespräches verlebt hatte, wo er sich so glücklich gefühlt, ihr von seinen Arbeitsplänen zu sprechen, wo sie ihre Gedanken ungestört ausgetauscht und sie stets ein so warmes, inniges Interesse für alles gezeigt, was ihre gemeinsamen, kleinen, häuslichen Sorgen betraf.

Kalte Herbstluft herrschte im Zimmer und durchschauerte ihn. Wie an den Boden gefesselt stand er da. Alles, wie es gewesen, als sie das Haus verlassen hatte. Mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, stand das Bild an derselben. Der Morgenwind wehte durch die geschlossenen Jalousien und das halb offen gebliebene Fenster und bewegte die Gardinen; der Staub lag auf dem Teppich und den Mobilien. So kalt, so unheimlich war's ihm; es kam ihm vor, als stehe er in dem Grabgewölbe seines Glücks.

Was wollte, was suchte er hier? Er wußte es nicht. Seiner Glieder bemächtigte sich ein leichtes Zittern, eine Müdigkeit, die vom Herzen ausströmte. Er warf sich auf den Sessel, der wie ehedem vor ihrem kleinen Schreibtische stand, und lehnte den Ellbogen auf die braune Platte, die Stirn in die Hand gestützt.

Eine leichte Staubdecke lag auch auf dem Tisch. Unbewußt zeichneten seine Finger in dieselbe ein E, aber über sich selbst erschreckend, verwischte er es wieder.

„Narr, der Du noch immer bist und bleiben wirst!“ murmelte er und ließ sich zurücksinken an die Lehne des Sessels. Sein Blick fiel auf den kleinen, noch in einer der Schubladen steckenden Schlüssel. Er hatte ja das Zimmer schon an jenem Unglücksmorgen verschlossen, nachdem er mit bebenden Händen alles, auch diese Laden, durchsucht hatte. Und dennoch zog er eine derselben heraus, starrte hinein, sich bewußt, daß sie hier nichts zurückgelassen hatte.

Plötzlich aber erschrak er vor etwas, das hinter der aufgezogenen Lade aus dem Schreibtisch vor seine Füße fiel. Er starrte hin. Eine dünne braunlederne Brieftasche, die sich beim hastigen Ausleeren in den Raum hinter der Lade verirrt haben mußte, mit einem schwarzen Schnürchen umbunden, lag auf dem Teppich — vergessen von ihr jedenfalls, als sie während der Nacht ihre Briefe verbrannte, deren Asche noch im Kamin lag.

Fast todesbleich schaute er vor sich; seine Hand streckte sich aus, aber sein Herz pochte so heftig, daß er keiner Bewegung fähig war. Er preßte die andere Hand auf die Brust, rang nach Atem, immer das Auge auf das dünne Brieftäschchen gerichtet, das sie vor der Flucht vergessen haben mußte, das vielleicht enthielt, was . . .

Er wagte nicht, zu denken. Sich fassend, beugte er sich, hielt es in der Hand, horchend, ob jemand im Hause schon erwacht sein könne. Dann erhob er sich. Schwindelnd bewegte er sich über den Teppich zur Thür, schob den Riegel des Schlosses vor und kehrte mit von jähem Blutandrang fast geblendeten Augen zu dem Sessel zurück. Ächzend ließ er sich in diesen sinken und, die Brieftasche in der Hand, streckte er den Arm auf den Tisch, um erst zu sich zu kommen.

Endlich richtete er sich im Sessel auf, löste mit unsicheren Fingern die Schleife der Schnur, zog einige kleine gefaltete Briefbogen heraus, die schon jahrealt sein mußten, öffnete den ersten und — schwarz ward's ihm vor Augen als er, mit fester Männerhand geschrieben, las: „Meine über alles geliebte, angebetete Ella!“

Seine Hand sank mit dem Briefe; er öffnete einen zweiten, einen dritten — dieselbe emphatische Anrede! . . . Minuten vergingen, ehe er zu lesen sich imstande fühlte. Dann verzog sich sein Antlitz zu einem ingrimmigen Lachen.

„Was kann mich noch überraschen!“ rief er, sich selbst verhöhnend. „Was kann mich noch überzeugen!“ Er suchte die Unterschrift . . . „Moritz von Leitner!“

Wieder ein Lächeln! Er zerknitterte die Briefe.

„Ich will nicht lesen! Es geschehe mit ihnen, was sie mir zu thun überlassen . . . Ins Feuer!“

Mit stürmischen Schritten maß er das Zimmer.

„Was ist's denn mehr, als was ihre Mutter mir so rücksichtsvoll schon bekannt hat, was ich weiß! Es giebt nichts Neues mehr für mich!“ Er schaute umher, sah auf dem Tische das kleine, zierliche Metallfeuerzeug, das vergessen dort stehen geblieben war, und im nächsten Augenblick trug er die brennenden Papiere zum Kamin.

Stumpfsinnig schaute er hin, wie sie verkohlten, und ehe es noch im Hause lebendig ward, irrte er in den Garten hinaus, in welchem die Astern und Georginen, zum Teil schon welkend, ihm, dem die Außenwelt so gleichgültig geworden, verkündeten, daß der Herbst schon längst hereingebrochen sei.

* * *

Was ihm der Zufall in die Hand gespielt, machte keinen anderen Eindruck auf ihn, als daß er jetzt überzeugt war von dem, was er nicht bezweifelt hatte.

Seine Stimmung blieb dieselbe; auch seine Unthätigkeit. Die Schwester, eine Witwe in guten Verhältnissen, that alles, um ihm die täglichen Sorgen

für Unterhaltung des Hausstandes zu ersparen, und wie bisher machte er seine langen, einsamen Wanderungen.

„Ich komme mir schon vor wie dieser Hegner!“ sprach er eines Tages, am Waldesrande liegend und vor sich hinstarrend. „Ich habe ihn verurteilt, wie die anderen es thun, aber das Schicksal, unser aller Meister, hat starke und schwache Lebensschüler und zu den letzteren gehöre auch ich wohl! Hätte ich selbst etwas gegen mein Glück verübt, ich würde die Kraft haben, es wieder gut zu machen, so aber ... Was nutzt es mir selbst, wenn ich wirklich die Genugthuung erhielte, nach der ich dürste! Nur eine neue Schmach würde ich dadurch auf mich laden, meinen Namen selbst an den Pranger heften, alle Zeugen würden von neuem von meiner Schande erzählen und diejenigen, die noch nichts davon gewußt, würden erst erfahren, daß ich die Ehre eines schwer beleidigten Gatten zu rächen gehabt habe! ...“

Ein Knacken in dem trockenen Leseholz des Waldes hinter ihm, ließ ihn, auf den Ellbogen gestützt, zurückblicken. Hegner schritt daher; er lüftete respektvoll den Hut und blickte dann mit sichtbarem Mitleid auf Erich herab.

„Gott zum Gruß!“ rief er. „Ich störe Sie, Herr Professor?“ Dieser antwortete ihm nicht. Hegner erschien ihm wie eine ihm verhängnisvoll gewordene Persönlichkeit, denn er war es ja gewesen, der ihm Aufschluß gegeben. Er hatte ihn bis dahin gemieden, jetzt bei flüchtigem Aufblick glaubte er in seinem Gesicht wieder eine gewisse Schadenfreude zu lesen. Er wollte sich erheben, um jede Unterhaltung zu vermeiden, auch weil er unwillkürlich eine Schicksalsverwandtschaft mit diesem Menschen empfand, deren er sich schämte.

Hegner hatte sich indes bereits auch auf den Grabenrand gesetzt und beugte sich, um eine wilde Brombeere von dem staubigen Geranke zu seinen Füßen zu pflücken.

„Nichts Neues, Herr Professor?“ fragte er trocken. „Ich hätte allenfalls etwas der Art für Sie, wenn Sie es hören wollen! Sie leben ja jetzt, wie man mir sagt, so von aller Welt zurückgezogen, daß Sie schwerlich etwas erfahren.“

Erichs Herz erzitterte. Er schwieg, biß die Lippen zusammen; es sauste bereits vor nervöser Erregung in seinem Ohr.

„Sie erinnern sich doch des jungen Klockmann, des Landschafters, der vor einem Jahr unsere Akademie verließ, um nach Rom zu gehen?“

Schweigend nickte Erich vor sich hin. Er hatte noch die Hoffnung, von ihm Gleichgültiges zu hören.

„Na, der war auf der Rückreise von Berlin gestern für einige Stunden hier, um seine Freunde zu begrüßen, und erzählte ... Aber ich möchte Sie lieber nicht wieder aufregen.“

In Erichs Ohren sauste es, daß es ihn fast betäubte.

„Was erzählte er?“ brachte er mühsam hervor.

„Nun, es wird ja nichts schlimmer dadurch!“ Hegner legte den Wanderstab neben sich. „Er erzählte, er sei in Italien auf einer Bahnstation in einem den seinigen kreuzenden Zuge einem Frauengesicht am Fenster eines Coupés begegnet, das ihn lebhaft an die Frau Professor Eschborn erinnert habe. Ich meine, das wäre etwas Neues für uns?“

Erich starrte auf.

„Zu was erzählen Sie mir das?“ fragte er heftig.

„Verzeihung, lieber Herr Professor! Wenn es ihn nur daran erinnert hätte, würde das sehr gleichgültig sein; er behauptete aber, sie sei es wirklich gewesen; er habe sich nicht täuschen können! Fragen Sie mich jetzt noch: zu was? so kann ich nur antworten, weil es Sie vielleicht interessieren könnte! Nach dem, was ich bisher wußte, hätte ich sie dort am wenigsten gesucht. Er ist wenigstens immer in ganz anderer Richtung gesucht worden.“

Erich erhob sich ungestüm. Seine Gesichtsfarbe war erdgrau, seine Züge waren krampfhaft gespannt. Er umklammerte den Spazierstock und stieß ihn auf die Erde.

„Wo ist Klockmann?“ fragte er erzitternd.

„Leider schon weiter gereist. Er hatte es eilig. Irre ich nicht, so sagte er, er wolle auf seinem Wege erst Sardinien besuchen, ehe er wieder nach Rom gehe.“

Schwer enttäuscht senkte der Professor das Kinn.

„Hat er — Klockmann — das ganz bestimmt behauptet?“ fragte er mit matter Stimme.

„Er wollte einen Eid darauf leisten, daß sie es gewesen sei,“ sagte er. „Klockmann hat scharfe Augen.“

Erich wankte merkbar, wie er dastand. Er stützte beide Hände auf den Stock, seine Augen schlossen sich; tiefer grub sich ein Zug des Schmerzes in sein Antlitz.

„Ich danke Ihnen, Hegner!“ murmelte er. „Ich weiß, Sie sprachen soeben zu mir aus Teilnahme! Wollte ich Ihnen sagen, ich sei schon geheilt von der Wunde, die mir geschlagen worden, ich würde die Unwahrheit sprechen, denn sie wird mir niemals heilen! ... Haben Sie Dank und überlassen Sie mich mir selbst. Zu sprechen über dieses mein Verhängnis bin ich nicht fähig, aber zu denken ... O, dieses Denken daran!“ Er legte die Hand an die Stirn. „Ich will es nicht und dennoch muß ich! ... Könnt ich noch schaffen, ich würde darüber auch vergessen können, aber schon als ich mich noch glücklich wähnte, empfand ich, daß ich mich überarbeitet im Drange nach immer neuer, frischer Thätigkeit, und jetzt mußte nach geistiger Erschlaffung, von der ich durch Ruhe wieder zu neuer Schöpfungskraft zu kommen gewiß war — jetzt mußte dieser Schlag mich niederwerfen. Und das ist's ja, was mich so betäubt machte; er fand mich geistig und körperlich unfähig, ihn hinzunehmen, wieder zu erstarken ... Aber ich danke Ihnen, Hegner!“ faßte er sich, ihm die Hand reichend. „Was Sie mir sagten, giebt zwar meinen Gedanken neue Nahrung, aber es ändert und bessert ja nichts; ich will es hinnehmen wie eine Erinnerung aus dem Leben einer Toten, die zu betrauern versagt ist ... Nochmals, ich danke Ihnen!“

Ganz wie damals trennte sich Hegner von ihm, als er sah, daß der Professor allein sein wollte, und dieser ließ sich auf den Grabenrand zurück sinken.

Als er erst gegen Abend nach Hause kam, war seine Stimmung freier, weniger gedrückt als sonst. Er nahm beim Nachtmahl bereitwilliger teil an der Unterhaltung und suchte früher sein Lager auf.

Am andern Morgen suchte er seine Werkstatt auf und verweilte länger als sonst in derselben. Mittags sprach er Clotilde von seiner Absicht, doch zu seiner Wiederherstellung eine Reise zu machen, wenn irgend seine Geldverhältnisse das gestatteten; er hoffe davon den besten Erfolg, denn vor allem gelte es für ihn, die alten Eindrücke zu vergessen und neue aufzunehmen, namentlich in seiner Kunst, die er so unverantwortlich vernachlässige.

Seine Schwester umarmte ihn freudig und Clotilde küßte seine Hand, dankbar für diesen Entschluß, zu dem sie ihn bisher vergeblich zu treiben gesucht.

„Es ist ja die höchste Zeit, daß ich einmal wieder zu mir komme!“ sagte er mit trübem Lächeln. „Kopf und Herz sind mir erkrankt; sie werden unterwegs wieder gesunden und anstatt der grauen Sorge um die Zukunft werde ich hoffentlich ein freudiges Vertrauen auf und in mich selbst in die Heimat zurückbringen!“

„Gott gebe es!“ hauchte die Tochter lautlos vor sich hin, sich abwendend, um ihm die feuchten Augen zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)



Eisgang.

Roman

von

B. von Wangenheim.

I.

Kitty Bensen hatte wieder einmal geduldig und teilnahmsvoll alle Herzensergüsse ihrer jungen Freundin Gabriele über sich ergehen lassen. Wie gewöhnlich war das nicht ohne einige Thränen des jungen Mädchens abgegangen, und die gute Kitty hatte ihr Bestes gethan, um sich in ihren Trostesworten nicht gar zu sehr zu wiederholen. Es wurde ihr um so schwerer, ihren Zuspruch nicht mit allzu vielen Gemeinplätzen zu belasten, als sie vorläufig der Freundin ihre eigentliche Ansicht nicht ganz verraten wollte.

Es giebt wohl im Leben eines jungen Mädchens wenig Schwierigkeiten, für die sich nicht dieselbe einfachste und naturgemäßeste Lösung erhoffen ließe: nämlich der Abschluß eben dieser Mädchenexistenz! Da sich indessen Kitty augenblicklich durchaus nicht klar darüber war, wie diese Aufgabe befriedigend zu lösen sei, so verschwieg sie vor der Hand ihre ehestifterischen Gedanken; denn sie genoß nicht umsonst den Ruf, die vernünftigste aller jungen Witwen zu sein. Sie stärkte sich nur aufs neue in dem stillen Entschlusse, einmal wieder Umschau zu halten im Kreise ihr bekannter Junggesellen, obschon sie aus Erfahrung hätte wissen können, daß ihr im Grunde genommen keiner würdig erscheinen würde, ihre junge Freundin heimzuführen.

Für den Augenblick begnügte sie sich mit dem Versuche, Gabriele auf irgend eine Weise von ihrem Kummer abzuziehen. Sie wollte sie zum Diner zurückbehalten und abends mit ihr ins Theater gehen. Aber Gabriele entgegnete entsetzt, daran sei nicht zu denken; das hätte eine schöne Scene mit Mama gegeben, die ihr schon ohnedies den langen Aufenthalt bei Frau Bensen wie ein Verbrechen vorhalten würde!

Zuweilen hat der Zufall eine gute Laune und wirft uns als ein Geschenk hin, was wir vergebens unserer Erfindungsgabe abzuringen strebten. So fügte es sich, daß gerade jetzt Kittys Kammerjungfer etwas verlegen eintrat; sie wußte nicht recht, ob sie es der gnädigen Frau sagen sollte — eine rechte Albernheit, die man ihr auszurichten zumutete! Draußen war eine alte Zigeunerin, die der Köchin die Karten gelegt hatte, — in der That ganz wunderbare, rätselhaft zutreffende Dinge! — Aber so etwas ist ja nichts für die Herrschaft! Und nun verlangt das aufdringliche Weib der Herrin selbst wahrzusagen, aber vielleicht zieht es die gnädige Frau vor, ihr eine Kleinigkeit zu schenken.

Kitty lachte laut und lustig auf: „Die kommt uns gelegen! Sie wird uns schon auf vergnügtere Gedanken bringen. Laß sie nur herein!“

Das alte Weib, das sich wie ein Lumpenhaufen hereinschob, hatte wirklich etwas so mittelalterlich Hexenhaftes an sich, daß sie einen zum Verbrennen

hätte reizen können. Scheu und forschend zugleich lugten unter dem buntkarrierten Kopftuche ihre wie Schmelzperlen glänzenden, schwarzen Augen hervor; daß dieselben ein wenig schielten, steigerte nur das unheimliche Wesen der alten Person, die an einem vorüber zu sehen schien, während sie vielleicht gerade trachtete, einem die geheimsten Gedanken aus dem Gesicht zu lesen.

„Guten Tag, Mütterchen," sagte Kitty gutmütig. „Sie wollen uns also die Karten legen?"

Die Alte schüttelte den Kopf, warf einen schnellen Blick nach der Thür, und als sie sich versichert, daß die Kammerjungfer diskret draußen geblieben sei, entgegnete sie: „Karten, das ist gut für die Mägde, die den ganzen Tag waschen und scheuern und abgenutzte, grobe Hände haben. Aber bei den schönen Damen mit ihren zarten Sammetpatschen, da ist das was anderes. Alles kann man drin lesen, Vergangenes und Zukünftiges, wenn man es nur versteht, und da hab ich mich noch nie geirrt!"

„Ist mir auch recht," versetzte Frau Bensen mit dem Lächeln mitleidiger Ungläubigkeit. „Gieb Deine Hand her, Gabriele, damit wir erfahren, wann die Hochzeit ist!"

Die Alte machte Miene, die Hand des jungen Mädchens zu ergreifen, aber diese zog sie schnell, beinahe erschrocken zurück. Sie war vielleicht noch etwas blasser als gewöhnlich geworden; ein hellgrünlicher Hauch lag um Nase und Augen: „Nein Kitty, laß mich zufrieden! Versuche Du es, wenn Du magst!"

Frau Bensen legte mit komisch resignierter Gebärde ihre feine, nervöse, blaugeäderte Hand in die faltige, braune, harte Hand der Zigeunerin. Sie gab sich dabei ein möglichst skeptisches Ansehen, besonders da sie auf einmal etwas wie Neugierde, ja sogar eine kleine, ängstliche Spannung in sich verspürte.

Die Alte richtete zunächst ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Rücken der Hand, deren einzelne Finger sie genau studierte. Dann erhob sie ihren schielenden Blick, vielleicht um in Kittys Zügen zu forschen, doch kein Mensch hätte sagen können, worauf er sich eigentlich heftete. Schließlich drehte sie die Hand um und verfolgte eifrigst die Linien in der Fläche derselben.

„Sie sind zart, mein Herzchen," sagte sie endlich. „Sie haben eine große Krankheit durchgemacht. Sie müssen acht auf Ihre Gesundheit geben."

Kitty lachte ein bißchen gezwungen: „Die spricht ja wie der alte Medizinalrat! Bravo, Mütterchen! Und wann werde ich sterben?"

Die Alte machte ein ernstes, geheimnisvolles Gesicht. „Das sehe ich wohl," sagte sie, „aber das ist das Geheimnis Gottes. Das sollen wir Menschen nicht verraten." Dann fuhr sie in ihrer Wahrsagung fort: „Sie haben viel Verstand, aber Sie sind im Grunde doch leidenschaftlich. Davor müssen Sie sich hüten, Kindchen, denn Sie haben schon viel in Ihrem Leben geweint. Und doch ist es Ihnen gut gegangen: Sie sind sehr reich, haben auch eine große Erbschaft gemacht."

Kitty wechselte schnell einen Blick mit der Freundin, Gabriele war offenbar sehr impressioniert; Kitty dagegen versuchte ihre skeptische Heiterkeit aufrecht zu erhalten.

„Ja," fuhr die Wahrsagerin sententiös fort, „Reichtum macht nicht glücklich. Sie wissen noch gar nicht, was Glück ist, aber bald, sehr, sehr bald werden Sie es erfahren."

„Eine schöne Schmeichelei für meinen Verlobten!" platzte Kitty lachend heraus.

„Verlobten?" sagte die Alte zweifelnd. „Hier steht doch schon eine Hochzeit verzeichnet — aber halt! dann ein schwerer Todesfall — vielleicht sind Sie Witwe, mein Herzchen? — Und dann kommt ein anderer in Ihr Leben — ja, mit dem verloben Sie sich, aber Sie lieben ihn nicht —" Kitty machte Gabriele eine Grimasse zu über die Alte hinweg, die sich tief über die Hand gebeugt hielt; aber die Hexe schien ihre Schielaugen überall zu haben. „Ja," wiederholte sie nachdrücklich, „Sie lieben ihn nicht. Wer weiß doch, ob Sie ihn heiraten! Da steht noch vieles dazwischen."

Vielleicht war Kittys Heiterkeit auf einen kurzen Augenblick durch eine kleine Beklommenheit zurückgedrängt worden Jetzt aber lachte sie bereits wieder mit all ihren weißen, regelmäßigen Zähnen die Alte an, und indem sie sich ihrem trockenen, knochigen Griff entzog, rief sie aus: „Schon gut, Mütterchen, Sie sind ein Quell aller Weisheit, eine unfehlbare Sibylle!"

„Ich irre mich nie," wiederholte die Wahrsagerin eigensinnig.

„Komm, Gabriele, nun bist Du an der Reihe," sagte Kitty, ohne weiter viel acht zu geben.

Aber Gabriele zog sich ganz hinter die Freundin zurück. „Ich will nicht."

„Du glaubst wohl gar daran?"

„Ich weiß nicht — nein — ich will wirklich nicht."

Kitty lächelte: „Du kleine, überspannte Person! Nun, ich will Dich nicht überreden. Bei Deiner Natur könnte wohl gar etwas von dem Unsinne hängen bleiben und Dich zur Unzeit beeinflussen."

Die Alte ward abgelohnt und war kaum verschwunden, als Herr von Gölshausen gemeldet wurde.

„Da will ich Euch ja nicht stören!" rief Gabriele neckisch aus, und obgleich Kitty sie aus Höflichkeit zurückzuhalten suchte, eilte sie der Thür entgegen. Sie stieß beinahe mit dem Eintretenden zusammen, und als er Entschuldigungen machen wollte, lachte sie ihn mit einem Ausdrucke von Überlegenheit an — unbeschäftigte Herzen fühlen sich Verliebten gegenüber immer überlegen, wozu sie ja auch vollkommen berechtigt sind, insofern die kühle Verfügung über seine fünf Sinne einem schönen und sehr beglückenden Wahnzustande vorzuziehen ist – und entfloh wie ein Wirbelwind.

Kitty ging ihrem Verlobten mit einem freundlichen Willkommslächeln entgegen und reichte ihm die Hand, die soeben solche wunderliche, hirnverbrannte

Dinge verraten hatte, und die Ulrich von Gölshausen lange und zärtlich an die Lippen drückte.

II.

Kitty hatte ihre Nachttoilette beendet und die Jungfer verabschiedet. In ein bequemes, weißwollenes Negligé gehüllt, lag sie auf dem Ruhebette ihres Ankleidezimmers hingestreckt, um ihrer Gewohnheit gemäß noch eine Weile vor dem Einschlafen zu lesen.

Über die hellen Gardinen und stoffbekleideten Wände warf eine rosige Ampel ihr schmeichlerisches Licht; es brach sich in den geschliffenen Rändern der Spiegel, spielte über die mannigfachen, monogrammgezierten Flacons, die Silber-, Krystall- und Elfenbeingegenstände des Toilettentisches hin; es bleichte und verschmolz die Farben des dichten, blumenüberstreuten Rokokoteppichs; es blitzte in den Metallbeschlägen bauchiger Schränkchen und Kommoden auf.

Ein hoher, dreiteiliger Spiegel warf Kittys Bild dreimal zurück, wie sie dort auf den Polstern lag, beinahe körperlos in den vollen Falten des Kleides vergraben. Eine Lampe auf hohem, schlankem Gestelle konzentrierte ihre von einem riesigen Schirme niedergeworfenen Strahlen wie einen Heiligenschein auf dem anmutigen Kopfe der Leserin.

Kitty Bensen gehörte zu jenen Frauen, die nirgends erscheinen können, ohne bemerkt zu werden. Schon das rötlichbraune Haar, das zu allen Zeiten von den Schönheiten aller Nationen beneidet und erstrebt worden ist, das die feinsten Künste der Chemie herausgefordert hat, und das die großen Renaissancemaler ihren Geliebten und ihren Göttinnen verliehen, dieses Haar, das sich in dichten, natürlichen Wellen aus ihrem feinen Nacken emporkräuselte, wie ein leichter Schaum ihre Stirn und ihre zierlichen Ohren halb verschleierte, gab ihr etwas Besonderes, Auffallendes. Die länglichen, etwas schmachtenden Augen, die zart gemeißelten Züge ihres schmalen Gesichtes, denen manches körperliche und seelische Leiden ihren Stempel aufgedrückt hatten, zeugten von einer feinen, geistigen Natur. Im Gegensatze dazu stand der leidenschaftliche, allezeit zum Lachen bereite Mund. Ein eigener Zauber lag in der Grazie ihrer äußerst zarten, schlanken Gestalt, deren geschmeidige Bewegungen an die einer schönen, indolenten Schlange erinnerten.

Sie war heute abend seltsam zerstreut und vermochte ihren Geist nicht auf den Inhalt des Buches zu bannen, ihre Gedanken waren ihr lästig; sie hätte sie gern unterdrückt, ihnen fremde Eindrücke untergeschoben. Meist läßt die Denkkraft des Menschen sich die Herrschaft seiner natürlichen Trägheit gern gefallen; zuweilen rächt sie sich indes für diese Unterjochung durch eine rebellische Hartnäckigkeit. Heute konnte Kitty der Empörerin durchaus nicht Herr werden.

Der Traum ihrer Mädchentage stand seiner Erfüllung nahe; der Schmerz ihrer ersten Ehe sollte auf ewig verlöscht werden, und nun — mein Gott, ja! es war nicht zu leugnen: was sie heute abend wie einen Mißton empfunden hatte, war eigentlich nur, daß Ulrich zum ersten Male so beharrlich von ihrer baldigen Vermählung gesprochen, daß er sie gedrängt hatte, einen Zeitpunkt dafür zu bestimmen, daß er immer wieder, wie im Banne einer fixen Idee, auf alle möglichen Einzelheiten ihrer künftigen Einrichtung zurückgekommen war. Dieses Gespräch hatte sie noch besonders verstimmt, weil sie sich dabei fortwährend hatte beobachten müssen, damit er nicht bemerkte, was sie selbst nur für den Einfluß einer wunderlichen Laune hielt; und sie hätte ihm für alles Glück der Welt nicht kränken wollen, ihren Ulrich, dem sie so von Herzen zugethan war!

Da sie jedoch diesen unangenehmen Eindruck durchaus nicht los werden konnte, so versuchte sie endlich, durch ruhiges und klares Nachdenken das Gespenst zu verjagen.

Vielleicht war es nur das geheimnisvolle Grauen, das den Menschen erfaßt, wenn er ein lang ersehntes, schon verloren gegebenes Glück endlich doch noch erfüllt sehen soll; die Resignation ist schon so zur Gewohnheit geworden, daß man den Glauben an das Glück verloren hat und fürchtet, ehe man es ganz erfaßt, es zwischen seinen Fingern noch entgleiten zu sehen. Sollte Kitty nicht hierin den Ursprung ihrer lächerlichen Bangigkeit suchen? — Lächerlich — ja! denn wenn das Glück jemals im voraus Garantien gegeben hat, so hielt sie solche in Händen. In all den Jahren, seit sie Ulrich kannte und liebte, hatte er sich selbst nie verleugnet. Zart, ritterlich, von der aufopferndsten Anhänglichkeit und von einer Treue beseelt, die alle Prüfungen siegreich überwunden, so hatte sie ihn zu jeder Zeit wiedergefunden.

Sie konnte freilich nicht leugnen, daß sie den Augenblick ihrer Vereinigung mit Gölshausen ohne Ungeduld erwarte.

Gewiß — sie liebte Ulrich von ganzem Herzen, sie hatte nie an einen anderen gedacht. Indessen war es auch ein schönes, freies, unabhängiges Leben, das sie augenblicklich führte, und das wußte sie zu schätzen, sie, die sich ihr lebelang dem Willen anderer Leute oder dem des Schicksals hatte fügen müssen. Wahrlich, Ulrich konnte ihr schon noch eine kurze Zeit dies hübsche, freie Witwenleben gönnen!

Plötzlich schämte sie sich ihrer eigenen Gedanken; wie egoistisch, wie kleinlich das alles aussah! — Ach, nein — sie war doch im Grunde besser, als sie es sich selbst einreden wollte!

War sie denn etwa kalt? — Sie erschrak, als sie so ihre Empfindungen vor sich selbst zerlegte. Ja — das war es am Ende!

Das Leben hatte auf ihr einst so reiches Herz seinen frostigen Reif gesenkt. Sie dachte an die Stunden zurück, da sie Ulrich hatte entsagen müssen, um dem anderen ihre Hand zu reichen. O, diese Nächte der Verzweiflung, diese wilden Thränen, diese Gebete, diese Verwünschungen, diese Todesgedanken — — ja, das war sie einst gewesen, sie selbst! Sonderbar — heute konnte sie sich in diese Empfindungen kaum mehr zurückversetzen. Eine tiefe Melancholie, eine weiche Sehnsucht nach den aus-

gestandenen Schmerzen überkam sie. Sie erschien sich, wenn sie sich mit damals verglich, verarmt und beraubt. Aber so ist das Leben! Es verflacht unser Herz; wir verlernen die Fähigkeit, eine himmelstürmende Seligkeit zu genießen; dafür wird auch die vernichtende Macht unserer ersten verzweifelten Leiden gebrochen. Man lernt, sich mit der Mittelmäßigkeit zufrieden zu geben. Freilich, Kitty würde in diesem Augenblicke gern mit einem Stücke ihres Lebens die Möglichkeit erkauft haben, sich noch einmal mit der ganzen, tollen Leidenschaft entschwundener Tage hinzugeben . . . nun, das alles gehört der Vergangenheit an, und vergeblich fordern wir von den Jahren ihren Raub zurück!

Und wahrlich, dies konnte sie sich ehrlich zugestehen: ein Leben ohne Ulrich von Gölshausen war ihr eine absolute Undenkbarkeit. Die Vorstellung, daß ihre Zukunft noch durch irgend ein Ereignis von der ihres Verlobten gerissen werden könnte, schien ihr gleichbedeutend mit dem Ende aller Dinge.

Diese letzte Betrachtung beruhigte sie wieder. Sie zwang sich, noch ein paar Zeilen zu lesen, was ihr jetzt etwas besser gelang. Dann entkleidete sie sich vollends und legte sich zu Bette. Die Erlebnisse des vergangenen Tages zogen noch ein wenig verschwommen an ihrem Gedächtnisse vorüber.

„Arme, kleine Gabriele!“ sagte sie sich. „Armes Ding, närrisches Ding! Was sie sich vor der alten Hexe fürchtete! Wie kann man nur so abergläubisch sein, noch dazu nach all dem Unsinne, den das Weib mir vorgeschwatzt hatte? Ich meinen Ulrich nicht lieben! — Gute Nacht, lieber, lieber Ulrich . . .“

III.

„Liebste Kitty!

Du wirst mich sehr voreilig finden, daß ich es wage, Dir jetzt schon die Pflichten der liebenswürdigen Hausfrau aufzuerlegen.

Soeben fällt mir ein Freund aus den Wolken herab, ein sehr lieber Freund, Baron Frank von Lieven, dessen Namen ich bereits so oft vor Dir erwähnte, daß er Dir schon geläufig ist. Er kommt soeben aus Paris, — wo wie Du Dich vielleicht erinnerst — er die Stelle eines Botschaftssekretärs bekleidet.

Kaum hatte er erfahren, daß ich mich augenblicklich hier aufhalte, so suchte er mich umgehend auf und versuchte mit allen Mitteln der Verführung mich für heute abend dingfest zu machen. Nun wäre ich selbstverständlich bereit gewesen, der Freundschaft alles zu opfern, nur nicht eine Stunde, welche Dir gehört! Und so bin ich zwischen meinen widerstreitenden Gefühlen endlich auf den Kompromiß verfallen, Deine Huld und Gnade anzurufen. Gestatte uns beiden, heute abend Dein Diner zu teilen!

Ich hoffe bestimmt, daß Du mir meine Unbescheidenheit verzeihen wirst, wenn Du erst die persönliche Bekanntschaft dieses heitern und liebenswürdigen Gesellschafters gemacht haben wirst.

Ich sehe also der Entscheidung meiner Gebieterin hoffnungsvoll entgegen und küsse in Demut ihre schöne Hand.“

Diese Zeilen ihres Verlobten trafen Kitty noch im Bette an, denn sie war eine Langschläferin. Sie kritzelte mit Bleistift eine zustimmende Antwort und sank dann in die Spitzen ihrer Kissen zurück, um sich noch ein Weilchen dem süßen Wohlbehagen eines Zustandes zwischen Wachen, Schlafen und selbstheraufbeschworenen Träumen hinzugeben. Ab und zu blinzelten ihre Augensterne zwischen den Lidern hervor, um halb bewußtlos über die schweren Seidengardinen, über die künstlerischen Schnitzereien ihres Bettes, über all den sie umgebenden Luxus hinzugleiten. Sie ließ das volle Wohlbehagen all dieses Reichtums, dieser Bequemlichkeit über sich einströmen; sie hatte ja jetzt beinahe vergessen, wie teuer sie alles dereinst erkauft. —

An die trüben Tage ihrer Mädchentage dachte sie nicht gerne, und noch heute legte es sich schwer wie ein Alpdruck über ihr Gemüt, wenn die Erinnerung sie einmal in die alten Verhältnisse zurückversetzte.

Kitty von Löer, die hübsche, zarte Majorstochter, blickte in die trostlose Zukunft so vieler armen Töchter pensionierter Offiziere und Beamten.

Ihr Vater war ein unpraktischer, verbitterter Mensch, dessen vorzeitig gebrochener Ehrgeiz auch den ganzen Rest seiner Energie und seiner Gesundheit mit sich ins Grab gezogen hatte. Es nagte wie ein steter Vorwurf an ihm, nichts gethan zu haben, um die Zukunft seiner Kinder zu sichern, während er doch zugleich vollständig unfähig war, sich noch nachträglich zu irgend einer nützlichen Thätigkeit aufzuraffen.

Kitty stand zwischen diesem finstern, hypochondrischen Vater und ihrem im Kadettenhause untergebrachten Bruder, der, vor dem Offiziersexamen stehend, sich fragte, wie es nun werden würde, empört über die Aussicht, in irgend einem entlegenen, billigen Linienregiment unter tausend Entsagungen seine Jugend begraben zu sollen.

Dazu eine Häuslichkeit, so eng, so kleinlich, wo das stete Gespenst der Sorge um das Notwendigste jeden Gedanken an das Schöne im Keime erstickte; wo jede Blume, jeder Tropfen Wein, jedes Band an Kittys Kleide einen unerhörten Luxus bedeutete.

Sie selbst, ein zartes, blutarmes Wesen, fühlte unter den tausend materiellen Entbehrungen, in der gedrückten Atmosphäre dieses Heimes ihre Gesundheit mehr und mehr dahinsiechen.

Die Zeit war herangekommen, da sie in die Welt geführt werden sollte; die Geschenke einiger mitleidigen Verwandten ermöglichten es ihr, in den Ballsälen eine erträgliche Figur zu spielen. Bald fand sich das hübsche, beinahe überirdisch zarte Mädchen von zahlreichen Verehrern umschwärmt, von denen es indes keinem einfiel, sich ernstlich um sie zu bewerben. Sie tanzte oft bis zum Umsinken; aber wo andere Mädchen nur an ihr Vergnügen denken, lastete auf ihr das Bewußtsein einer quälenden Aufgabe.

Sie fühlte, daß jeder dieser Bälle ein Opfer, eine Kapitalsanlage war, und daß man sie gespannt beobachtete: wann wird sie die Zinsen mit einer guten Heirat bezahlen? —

Ein tiefes, ehrlich gemeintes Interesse hatte sie aber doch erweckt; allein das konnte kein Mensch ernst nehmen, außer Kitty selbst, wenn sie auch noch so oft um sich her wiederholen hörte, daß die Liebe wohl eine hübsche Zugabe bei einer Ehe sei, daß man aber davon allein nicht leben könne.

Ulrich von Gölshausen hatte ihr freilich außer seinem treuen Herzen nichts zu bieten; aber Kitty erwiderte die Liebe des schmucken, jungen Offiziers, und je aussichtsloser diese Neigung war, um so geschäftiger umwob sie ihre Phantasie mit den sehnsüchtigsten Träumen. Ulrich litt vielleicht noch mehr wie Kitty, denn zu dem egoistischen Schmerze, dem Glücke ihres Besitzes entsagen zu müssen, gesellte sich bei ihm noch das Leid um das geliebte Mädchen, das er von Tag zu Tag dahinwelken sah. Ihre Wangen und Lippen schien kein Blutstropfen mehr zu beleben; sie hustete, daß es ein Jammer war. Er dachte daran, seine Laufbahn aufzugeben, irgend etwas zu beginnen, auf das sich wirklich eine Hoffnung für die Zukunft bauen ließe, und er fürchtete, daß der Tod das Ziel früher erreichen würde als er.

Da geschah das Wunder der Vorsehung: es fiel Kitty in der Lebenslotterie der große Glückstreffer zu, der die Herzen ihrer Verwandten mit der unfaßbarsten Freude, dem jubelndsten Triumphe erfüllte. Der reiche Bankier, Victor Bensen, ein vollendeter Ehrenmann und ein guter, energischer Mensch, hielt um ihre Hand an! — Der Fünfzigjährige gab sich keinen Illusionen hin über die Empfindungen, die er Kitty einflößen konnte; die Geschichte ihrer aussichtslosen Liebe zum Lieutenant von Gölshausen war genugsam in der Gesellschaft besprochen worden und auch ihm kein Geheimnis geblieben. Er hatte das liebliche, bedauernswürdige Mädchen von Herzen lieb gewonnen, und als ein Mann, dessen ganze Existenz praktischen Interessen zugewandt gewesen war, hegte er die Überzeugung, daß äußerer Wohlstand imstande sei, manche innere Wunde zu heilen, wo nicht zu vernarben.

Kitty fühlte sich wie von einem Wirbelwinde, unabhängig von ihrem Willen, beinahe bewußtlos fortgerissen. Es ging alles in rasender Eile: ein kurzer Brautstand, eine Flut von Geschenken, ihr Bruder durch die Freigiebigkeit des reichen Schwagers beseligt, ihr Vater stolz und groß wie ein indischer Fürst, eine glänzende Hochzeit, bei der die Braut ohnmächtig wurde — ach! es war ihr, als ginge etwas Schweres, Zermalmendes über ihr Gehirn, über ihr Herz hin!

Dann war sie noch elender geworden; der Arzt erklärte sie für schwindsüchtig. Man brachte sie nach Nizza, nach Italien, und die lachende Sonne des Südens erweckte plötzlich junge Triebe in dieser ersterbenden Blume. Sie erholte sich körperlich und fing an, auch moralisch zu genesen. Die grenzenlose Güte und Hingebung ihres Gatten begann sich ihr zu offenbaren. Sie sah, wie die Befriedigung aus seinen Augen strahlte, wenn sie einen besseren Tag verbrachte, wenn ein Lächeln ihr Gesicht erheiterte; und nun lächelte sie schon, um ihm zu danken und ihm eine Freude zu bereiten. Der Egoismus ihres Schmerzes, die Bitterkeit ihrer Enttäuschungen wichen einem schöneren Zuge. So lernte sie, durch eben diese selbstloseren Regungen, das Dasein wieder schätzen. Allmählich erschloß sie sich der Freude an den Anregungen ihrer Reisen, an den tausend unbekannten Genüssen, die der Reichtum jetzt in ihren Schoß ausschüttete.

Ulrich von Gölshausen kreuzte nicht wieder ihre Wege. Zuweilen überwältigte sie die Sehnsucht nach ihm, und sie vermochte den Wunsch nicht zu unterdrücken, ihm nur wenigstens einmal wieder zu begegnen. Sie grollte ihm im stillen, nannte ihn pedantisch und kalt, weil er sich konsequent blieb, weil er niemals die Gefahr heraufbeschwor, ihr wieder gegenüberzustehen.

Sechs Jahre dauerte ihre Ehe mit Victor Bensen. Eine kurze Krankheit raffte ihn dahin. Er hatte seine Frau als Universalerbin eingesetzt ohne eine jener Klauseln, durch welche die Eifersucht bis über das Grab hinaus den geliebten Gegenstand so oft quält und ihm den Rest des Lebens verbittert.

Kitty weinte dem Verstorbenen Thränen des aufrichtigsten Schmerzes nach. Sie war viel zu weich und gutmütig, um sich nicht von einer so treu bewährten Neigung aufs tiefste rühren zu lassen.

Zuerst erschien ihr der Gedanke an Ulrich, vielleicht aus einem Gefühle, dem Toten nicht an Großherzigkeit nachstehen zu wollen, geradezu abstoßend. Dazu kam noch, daß sie ihm im tiefsten Innern seine Zurückhaltung während der Dauer ihrer Ehe nicht recht vergeben konnte. Als sie ihn indessen wiedersah, wie er sich so ganz gleich geblieben, wie ihm in seiner treuen Seele nicht einmal der Gedanke kam, daß ihr Herz sich möglicherweise geändert haben könnte, da schämte sie sich vor ihm, und auch sie betrachtete nun diese neue Verbindung als etwas Selbstverständliches.

Ulrich von Gölshausen war bis dahin Offizier geblieben, doch mehr, weil er nichts anderes zu ergreifen wußte, als aus innerer Neigung zu seinem Berufe. Er hatte sich viel mit wirtschaftlichen und nationalökonomischen Problemen beschäftigt, und wenn er einmal Luftschlösser baute, so sah er sich im Geiste als Eigentümer eines schönen Landbesitzes, wo er all die angesammelten Wissensschätze praktisch verwerten konnte, und als Schlußapotheose erblickte er sich wohl gar mit den Interessen seines Kreises im Reichstage betraut.

Diese Träume, deren Verwirklichung ihm so lange unerreichbar erschienen, hatte Kitty bald erkannt. Sie war glücklich in dem Gedanken, ihm mit vollen Händen spenden zu können und wußte sich geschickt den Anschein zu geben, als spreche sie eigene Wünsche und Ideen aus, indem sie den seinigen entgegenkam. Sie drang in ihn, daß er seinen Abschied nähme; sie wollte einen Teil ihres Vermögens in Grundbesitz anlegen und wünschte seinen Rat und Beistand, wie sie auch die Verwaltung des

erworbenen Bodens keinen anderen Händen anvertrauen mochte als den seinigen. Er sollte ganz nach eigenem Ermessen die erforderlichen Einrichtungen und Neuerungen treffen.

Bald war Ulrichs ganze Zeit in Anspruch genommen von einer angestrengten, aber ihn durchaus befriedigenden Thätigkeit, die ihm freilich nur selten gestattete, einige Tage in der Nähe seiner Braut zu verweilen, besonders da er wünschte, alle Arbeiten so sehr als möglich zu beschleunigen. Kitty sollte als seine Gattin in das fertige, neue Heimwesen einziehen. Es gewährte ihm eine Genugthuung, zuvor etwas Wirkliches geschaffen zu haben, womit er seine Ansprüche auf ihre Hand rechtfertigen konnte.

Heute fühlte er sich diesem Ziele, das sein Stolz sich selbst gesteckt hatte, nahe, und in diesem Bewußtsein hatte er am gestrigen Abende Kitty zum ersten Male zu bestimmen gesucht, den Zeitpunkt der Vermählung festzustellen.

IV.

In dem geräumigen, dunklen Saale glänzte wie eine blendende Lichtinsel der Speisetisch unter seinem mit Blumen und Vögeln durchwirkten Damasttuche. Aus den Arabesken der Silberkandelaber ragten steif und feierlich die Kerzen empor, von denen eine jede ihr rosiges Lichtschirmchen wie eine kleine Krone trug. Auf der Mitte der Tafel, zwischen der funkelnden Pracht des Silbers und der geschliffenen Krystalle, blühte in zarter, poetischer Eleganz eine Maiblumengarbe, deren Glocken an durchsichtigen, vornehm anemischen Treibhausstengeln ihren feinen Duft verhauchten. Mit der Geräuschlosigkeit einer vorzüglichen Schulung besorgten die Bedienten in ihren dunklen tadellosen Livreen die Aufwartung.

Die abgelösten Mandarinenschalen und die großen Beeren englischer Weintrauben auf den Desserttellern, die halbgeleerten Champagnerschalen und die kleinen, mit ihrem bräunlichgoldnen Inhalte gefüllten Portweingläser zeigten an, daß das kleine Diner seinem Ende entgegengehe.

Kitty in ihrem sehr einfachen, sehr eleganten weißen Kleide, zwischen ihren beiden Gästen im Frackanzuge mit weißer Binde und der obligaten Modeblume im Knopfloche, war das Ideal einer Wirtin, angeregt, heiter, voll kleiner Aufmerksamkeiten.

Der verwöhnte Baron Lieven war in hohem Grade befriedigt, er mußte sich zugestehen, daß sein Freund eine vortreffliche, beneidenswerte Wahl getroffen. Diese kleine Bankierswitwe verstand alles, was zum Leben gehört, aus dem Grunde! Und wie reizend, wie allerliebst sie selbst war! Er freute sich wirklich für den guten Kerl, den Ulrich, und in seiner etwas ironischen und doch gutmütigen Weise trank er auf das Wohl Kittys und auf ihr zukünftiges Glück, denn auf das Glück Gölshausens zu trinken, sei eine höchst überflüssige Formel, das sei von vornherein garantiert; er sei ja verhältnismäßig ein gutes Spezimen seines Geschlechtes, doch so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit zu besitzen, sei eigentlich kein einziger Mann auf Erden wert!

Dieser kleine Toast fand sehr viel Anklang; Ulrich stimmte ihm aus innerster Überzeugung bei und fühlte sich zugleich von der Anerkennung seines Freundes auf sehr angenehme Weise in seiner Eitelkeit berührt. Kitty warf zwar ihrem Gast einen schelmischen, skeptischen Seitenblick zu, doch im Herzen that auch ihr die kleine Schmeichelei wohl, die Frank von Lieven mit einer unvergleichlich naiven Überzeugung vorzubringen wußte.

Sie fand überhaupt, daß Ulrich die Vorzüge Lievens nicht übertrieben hatte, man konnte sich keinen angenehmeren Gesellschafter denken. Sein Gespräch war voll Witz und Lebendigkeit, aber von jedem Anspruche frei, die Unterhaltung an sich zu reißen; im Gegenteil verstand er es, zuzuhören, als ob ihn jedes Wort aufs lebhafteste interessiere. Er war viel in der Welt herumgekommen; er hatte zu sehen verstanden und wußte auch zu erzählen. Trotzdem schien er nicht im geringsten blasiert. Vielmehr war gerade die große Frische, die ungetrübte Empfänglichkeit, die er jedem neuen Eindrucke entgegenbrachte, vielleicht sein größter Reiz.

Frank von Lieven war etwas über dreißig Jahre alt, von mittlerer, guter Gestalt, elegant und sehr gepflegt; er kokettierte ein wenig mit seinem zierlichen Fuße, dagegen hatte er eine breite und etwas gerötete Hand. Sein Gesicht mit den feinen Zügen, der hohen Stirn, den scharfen, nicht großen, aber wie Metall blitzenden Augen, dem halb gutmütigen, halb spöttischen Munde, verriet große Intelligenz; nur das Kinn hatte etwas Weiches, Unbestimmtes, das nicht recht zu der sonstigen Energie seiner Züge stimmte. Haar und Schnurrbart waren dunkelblond, seine Gesichtsfarbe die gleichmäßig leicht gerötete lebensvoller Blondins.

Kitty erhob sich. Baron Lieven reichte ihr den Arm und führte sie ins Boudoir, wo er ihr eine tiefe Verbeugung machte, indem er ihre Hand an die Lippen führte; dieser Handkuß, weder zu lang noch zu feurig, sondern durchaus in den Grenzen der Konvention, hatte dennoch nichts Banales. Kitty fühlte mit ihrem feinen Fraueninstinkte sogleich heraus, daß dieser Mund die Schönheit und Vornehmheit der Hand, die er streifte, recht wohl zu würdigen wußte, und sie war Lieven für diese zarte Huldigung dankbar.

Der Kaffee wurde gebracht, und die Unterhaltung, von dem kleinen Drucke des aufwartenden Dienstpersonals befreit, nahm eine freiere und intimere Wendung.

„Wahrhaftig, Gölshausen,“ sagte Lieven, „ich hätte nie geglaubt, daß ich mich so schnell daran gewöhnen könnte, Sie verheiratet zu sehen. Verzeihen Sie mir, gnädigste Frau, daß ich in Gedanken den Ereignissen bereits vorgreife!“

„Ja,“ entgegnete Kitty lachend, „Sie können Ihrer Schadenfreude gar nicht früh genug Ausdruck verleihen. Denn ich kann mir wohl denken, mit

welch innerlicher Genugthuung und stillem Mitleide Sie von ihrer Junggesellenhöhe auf meinen armen Ulrich herabschauen."

Lieven antwortete mit einer leichten Artigkeit, die Kitty scherzend abwehrte. Dann aber wurde er plötzlich ernst.

„Nein, auf mein Wort! Sie verkennen meinen Standpunkt durchaus. Ich bin des Junggesellenlebens herzlich müde."

Er log nicht, denn er war bereits in die Klasse eingetreten, wo sich der alleinstehende Mann abends vor der Heimkehr in seine einsame Wohnung fürchtet, wo ihm jede Einladung, jede Theatervorstellung gelegen kommt, die seinen Abend, wenn auch auf noch so monotone Weise, ausfüllt, wo er alsdann noch in den Klub eilt und sich zuletzt an irgend einen Bekannten klammert, den er sonst kaum eines Gedankens würdigen würde, nur um den fatalen Augenblick hinauszuschieben, wo er in der stillen, einsamen Nacht, in dem unheimlich öden Logis sich selbst gegenüberstehen wird.

„So liegt es ja nur an Ihnen, diesem Leben ein Ende zu machen," versetzte Ulrich.

„Ja," sagte Lieven, „ich beschäftige mich auch ganz ernstlich mit diesem Gedanken."

Ulrich lachte ihn aus: „Bester Lieven, wem wollen Sie eigentlich etwas weiß machen? Sie sind einmal ein eingefleischter Junggeselle. Außerdem werden Sie sich auch nie entscheiden können, welche unter den vielen Perlen, die sich Ihrer Aufmerksamkeit aufdrängen, nun wirklich würdig ist, in das Gold Ihres Eheringes gefaßt zu werden."

Lieven sprang lebhaft auf und stellte sich vor Ulrich hin: „Das ist nicht hübsch von Ihnen, gute Vorsätze in dieser Weise zu entmutigen! Übrigens können Sie mir nicht vorwerfen, daß ich über mein Verdienst wählerisch wäre. Im Gegenteil ist wohl niemand bereiter als ich, den Frauen alle guten Eigenschaften zuzusprechen, und sie aufrichtig zu bewundern."

„Da sitzt ja eben der Haken! Sie bewundern so viel, daß Sie sich niemals werden beschränken können."

„Lieber Freund, wir werden ja alle leider immer älter und gesetzter. Aber eins will ich Ihnen zugeben: es wird mir doch sehr schwer werden, mich zu fixieren. Ein warmes Interesse habe ich bis jetzt eigentlich nur für Frauen empfunden; jungen Mädchen gegenüber stehe ich immer etwas ratlos da. Ein Mann kann da nie über einen sehr geringen Grad der Annäherung hinweg, und gerade das wäre einem so jungen, unbestimmten Wesen gegenüber von höchster Wichtigkeit. Bei einer Frau hat man es doch mit einem ausgebildeten Charakter zu thun, aber der Teufel weiß, was in so einem jungen Mädchen steckt, da können sich die unerwartetsten Dinge heraus entwickeln! Man lernt sie ganz oberflächlich kennen und sieht nichts als den Firnis, den die mütterliche Erziehung über das Ganze ausgebreitet hat. Was hat man für Garantien?"

Er setzte sich wieder ganz nahe an Frau Bensen heran: „Wissen Sie, gnädige Frau, wenn ich so eine recht gute Freundin hätte, die mir wirklich von Herzen wohl wollte und sich in ihren Mußestunden ein ganz klein wenig mit meinem Glück beschäftigen würde ..."

Er hatte die Augen flehend auf die ihren gerichtet und machte ein komisch unglückliches Gesicht, wie ein Junge, der um eine Näscherei bettelt. Sie lachte und schüttelte den Kopf, indem sie zu Ulrich hinüberblickte.

„Recht so!" rief dieser belustigt aus. „Benutzen Sie ja Ihre Unwiderstehlichkeit, um Kitty für Ihr Glück zu interessieren!"

Mit einer lebhaften Bewegung faßte Lieven Kittys Hand: „Ja, wahrhaftig? Wollen Sie diese Freundin sein? Suchen Sie mir eine Frau aus! Ihre Empfehlung wird mir genügen. Haben Sie eine Schwester, eine Cousine, die Ihnen gleicht?"

Kitty lächelte: „Glauben Sie wirklich, daß Sie es nötig haben, sich meine Freundschaft durch Schmeicheleien zu erkaufen? — Warten Sie ... ich wüßte vielleicht ein Mädchen ...."

Plötzlich stand Gabrielens Bild vor ihr. Vielleicht neigte sie aus Freundschaft dazu, die Vorzüge des jungen Mädchens zu überschätzen. Jedenfalls war es ihr, trotz ihres lebhaften Wunsches, Gabriele zu verheiraten, bisher immer leid um dieselbe gewesen, wenn sie sie sich an der Seite eines der ihr bekannten jungen Männer dachte. Jetzt erfaßte sie den Gedanken zum ersten Male mit einem gewissen Enthusiasmus: Baron Lieven — ja! Das könnte ein Mann sein, der ihrer Gabriele würdig wäre! Wenn sich das verwirklichen ließe, — man könnte sich nichts Besseres denken! Lieven, ein so guter Freund ihres zukünftigen Gatten, — sie selbst Gabrielens Busenfreundin, — es wäre ideal! Ihre Phantasie war ganz bereit, die lustigsten Zukunftsbilder an den intimen Verkehr zwei so junger, lebensfroher Ehepaare zu knüpfen.

Sie fing sogleich an, ihn in ihre Idee einzuweihen, die sie um so mehr begeisterte, je länger sie darüber sprach. Er hörte ihr aufmerksam zu, und nach und nach begann das lebhafte Interesse, das sie an der Angelegenheit zeigte, sich auch auf ihn zu übertragen.

„Erlegen Sie mir nur keine Geduldsprobe auf!" rief er aus. „Wann kann ich denn meine kleine Valentine — oder Gabriele kennen lernen?"

„Ihre, Ihre! Ist noch sehr die Frage, ob Sie gefallen!" sagte Kitty, und im stillen dachte sie, daß es ganz unmöglich sei, daß er nicht gefallen solle. „Übrigens," fuhr sie fort, „sollen Sie bald die Probe bestehen. Morgen ist mein Tag in der Oper. Wollen Sie einen Platz in meiner Loge annehmen? Mit Ulrich und Gabriele sind wir vier, das ist gerade eine gute Zahl."

Er nahm die Einladung mit der größten Bereitwilligkeit an und war noch dabei, Frau Bensen seine Dankbarkeit auszudrücken, als die Thüre geöffnet wurde und der Diener meldete: „Frau Gräfin von Dalchow!"

„Pst!" sagte Kitty, „da haben wir schon die Mutter."

V.

Frau Bensen pflegte ihre intimeren Freunde immer abends um die Theestunde zu empfangen, wenn sie nicht selbst ausgebeten war.

Sie eilte der Angemeldeten bis an die Thüre entgegen, und beide Frauen umarmten sich unter gegenseitigen Zärtlichkeitsbeteuerungen.

Die Gräfin war eine noch schöne Frau, trotz ihrer vierzig Jahre. Ihre Gestalt hatte sich die ganze Schlankheit der Jugend bewahrt, und ihr etwas ausgeschnittenes Abendkleid verriet schöne, runde Schultern und klassisch geformte Arme. Das Gesicht hatte den Angriffen der Zeit nicht ganz so siegreich widerstanden; doch mit Hilfe einer raffinierten Toilettenkunst und beim Scheine der Lampen hatte es noch genug Anziehendes und Verführerisches.

Gräfin Dalchow war zu ihrer Zeit eine der Löwinnen der Gesellschaft gewesen. Sie machte aber noch heute starke Ansprüche darauf, daß ihr der Hof gemacht werde, und sie hatte sich in der That noch manches Erfolges zu erfreuen. Denn außer dem Magnete ihrer Schönheit stand ihr der Ruf zur Seite, eine geistreiche Frau zu sein, den viele Damen der Welt sich durch die Furchtlosigkeit erringen, womit sie jedes Problem angreifen. Gräfin Dalchow gehörte zu dieser Kategorie: einerlei ob Litteratur, schöne Künste, Politik, Philosophie, Hypnotismus oder Spiritismus aufs Tapet kam, sie wußte über jedes Thema ihr Wort zu sagen, auch über Dinge, von denen sie nicht das Geringste verstand.

Zwei andere Gäste folgten der Gräfin bald nacheinander: der junge Majoratsherr, Graf Gubitz, vom Scheitel zur Zehe was man „fin de siècle" zu nennen übereingekommen ist; jeder Zoll seines äußeren Menschen von englischem Chic durchtränkt, und in seinen Aussprüchen ein wahrer Typus unserer modernen Großstadtsjugend, die kaum dem Leben erschlossen, dasselbe bereits verachtet, die ganze Welt blasiert und cynisch verurteilt und an nichts mehr glaubt, als an den schnell verfliegenden Genuß.

Der andere Gast war ein gewisser Batranek, eine Art Salongelehrter. Er gab vor, eine jede Gesellschaft auf Kosten der interessantesten Studien oder seiner wertvollen Gesundheit zu besuchen und erstaunte sein Publikum durch einen wunderlichen Mystizismus, der wieder einmal eine prickelnde Abwechselung bot zu dem absoluten Nihilismus, der, nachdem er unsere Gesellschaft eine Zeit lang durch seine Kühnheit angenehm geängstigt, ihr nun doch schon bis zum Überdrusse aufgetischt worden ist.

Die Unterhaltung, die sich erst etwas matt hinschleppte, geriet bald in einen angeregteren Fluß, als man das dankbare Gebiet des Gesellschaftsklatsches betreten. Kitty verhielt sich dabei passiv; sie lächelte nur über die amüsanten Bosheiten ihrer Mitmenschen. Die Gräfin lieferte einige pikante Details, und Lieven hörte sehr aufmerksam und offenbar belustigt zu; er hatte Sinn für Humor und besaß eine kleine Ader für die Schadenfreude; außerdem fühlte er sich durch den langen Aufenthalt in der Fremde aus den einheimischen Verhältnissen herausgerissen, und alle diese kleinen, wenn auch übertriebenen, so doch immerhin charakteristischen Anekdoten, erschienen ihm als so viele Fäden, die ihn wieder in die heimatlichen Kreise zurückleiteten.

Der Triumph einer Sensationsneuigkeit fiel Batranek zu, der zu erzählen wußte, daß der Kammerherr von Wiesenbach seine Frau en partie fine mit ihrem Verehrer überrascht habe. Die Gräfin fand, es sei auch endlich an der Zeit, daß der Mann ein Geheimnis erführe, das die Spatzen auf dem Dache einander zuzwitscherten.

Kitty war dazu geneigt, die Frau zu bedauern. Wiesenbach sei doch wirklich ein großer Thor!

„Ja," entgegnete Graf Gubitz, „er ist allerdings ein unbestreitbarer Esel und seines Schicksals im höchsten Grade würdig. Jedenfalls aber waren die beiden anderen noch dümmer, da sie sich von ihm ertappen ließen."

„Womit Sie sagen wollen?" fragte Ulrich.

„Daß ihnen recht geschehen ist. Ich erkenne nur eine Sünde an, für die es aber meines Erachtens keine zu harte Strafe giebt, nämlich die Dummheit."

„Und damit stellen Sie als oberstes Moralgesetz den Grundsatz auf: Laß Dich nicht erwischen!" rief Lieven aus.

„Wüßten Sie eins, das der Menschheit praktischere Dienste leistete?"

„O ja," sprach der Baron, „zum Beispiel, was Du nicht willst, das man Dir thu', das füg' auch keinem andern zu. Ich wenigstens habe im ganzen die Richtschnur meines Lebens danach gezogen."

„In diesem Falle wäre also allen Don Juans nur entschieden von der Ehe abzuraten," versetzte Gubitz gelassen.

Hier aber ergriff Ulrich von Gölshausen das Wort, um die Männer aufs heftigste zu brandmarken, die verheiratete Frauen von ihrer Pflicht abziehen. Er stellte sie auf eine Stufe mit den Dieben, die sich an fremdem Eigentume vergreifen.

Gubitz jedoch ließ sich nicht aus der Fassung bringen: „Erlauben Sie, das ist eine Sache, für die sich eine derartige Richtschnur gar nicht ziehen läßt. Hat der Ehemann gut gewählt, und wird er außerdem von dem schönen Bewußtsein getragen, in jeder Hinsicht seiner Gattin genug zu sein, — nun, dann kann er sich ja ruhig auf beide Ohren schlafen legen. Im anderen Falle sehe ich nicht ein, warum wir uns auf eine derartige Beschränkung der persönlichen Freiheit steifen, da wir doch ein jedes Mädchen tief beklagen würden, das man wider seinen Beruf ins Kloster gesteckt hätte. Ich sehe wirklich gar nicht ein, inwiefern eine schlecht zusammengestellte Ehe vorzuziehen wäre. Die Hauptsache bleibt für alle Teile und ebenso für die Gesellschaft, daß kein Skandal entstehe. Im übrigen erkenne ich mir eine volle Berechtigung zu, jede Frau, — und wäre es die Gattin meines besten Freundes, — für mich zu erobern. Er kann mich ja bei seiner Frau ausstechen, und sie kann mich davonjagen. Wenn sie es aber

vorzieht, mich zu erhören, so bleibt ihm immer noch die schöne Genugthuung, mich tot zu schießen."

Lieven lachte über diese Auseinandersetzung. Die Gräfin Dalchow, die für Ibsen und alle Vorkämpfer der Frauenrechte schwärmte, hatte nur das aufgefangen, daß der Graf die Freiheit ihres Geschlechts verteidigte.

„Ganz richtig, lieber Graf!" rief sie aus. „Es ist damit nicht genug gethan, daß ein Mann sich vom Standesamte seine Rechte verbriefen und versiegeln läßt, er muß sie auch fernerhin durch seine Verdienste und sein Betragen der Frau gegenüber aufrecht erhalten. Überdies — wo bleiben alle Grundsätze, alle Pflichten, alle Moral, wenn die Stimme der Leidenschaft spricht?"

Kitty lächelte zu diesem schön deklamierten Gemeinplatze der Gräfin. Sie hielt überhaupt alles, was man in diesem Sinne sagte, für hohle Phrasen.

„Aber, meine Liebe," sagte sie, „das ist ja alles ganz hübsch auf der Bühne oder in Gedichten. Im Leben hat das doch glücklicherweise sehr wenig Anwendung, wenigstens im Kreise gebildeter und wohlerzogener Menschen. Jedenfalls ist es nur der ersten Jugend zu verzeihen, wenn sie sich derartig von der Leidenschaft verleiten läßt. Ist aber erst einmal die Stimme des Verstandes zu Worte gekommen, und kennt man das Leben mit allen seinen Ansprüchen, da kommt man von selbst in ein ruhiges Fahrwasser. Ich für mein Teil halte eine Frau für sehr thöricht, die sich hinreißen läßt, ihr ganzes Leben, ihre Stellung, ihre Ehre für so eine Leidenschaft in die Schanze zu schlagen."

Frank von Lieven blickte sie neugierig an: was? das ist ja eine erstaunlich kalte kleine Person! — Und zum ersten Male am heutigen Abend kam ihm der Gedanke, daß Ulrich doch vielleicht nicht so unbedingt um seine Braut zu beneiden sei.

Auch Graf Gubitz lehnte sich gegen diese Auffassung auf. Er fand, daß die Leidenschaft allein, durch etwas Unvorhergesehenes, Betäubendes, dem Dasein noch einen gewissen Reiz verleihe. „Ich komme mir vor," rief er aus, „wie eine Rakete, deren Zündfaden angebrannt ist, und die durch die Kraft des Pulvers auf einen Moment Leben und Bewegung erhalten hat. So wirkt die Leidenschaft. Jetzt kommt es nur darauf an, daß sie möglichst hoch in die Luft treibt, denn in einigen Augenblicken liegt die ausgebrannte Papphülse tot und leer und nutzlos am Boden."

„Verehrter Graf," sprach dagegen Batranek, „Ihr Bild des menschlichen Lebens ist doch gar zu sehr mit den alten, einfachen Farben des Materialismus entworfen. So schnell sind wir heutzutage nicht mehr fertig. Überall entdeckt die Forschung neue Gebiete, und nachdem wir bereits die Seele als etwas ganz Fabelhaftes abgethan hatten, sind wir jetzt nicht mehr abgeneigt anzunehmen, daß jeder menschliche Körper zwei Seelen beherberge."

„Um Gottes willen, Batranek!" rief Gubitz aus. „Satteln Sie ja nicht wieder Ihren Greif, der Sie in das Märchenland Ihrer phantastischen Philosophie trägt."

„Doch bitte, fahren Sie fort!" drang Gräfin Dalchow in ihn. „Zwei Seelen? Wie interessant! Erklären Sie uns das!"

„Nun," versetzte Batranek, „ich will Sie nur daran erinnern, wie deutlich in somnambulen Subjekten ein zweifaches, ganz voneinander unabhängiges Bewußtsein sich scheiden kann. Neben der Existenz im wachen Zustande, an die im Schlafe, wie bei jedem normalen Individuum, die Erinnerung erlischt, entsteht ein zweites, vollständiges Traumleben. Denn was bei unser einem die Phantasie in wirren, unzusammenhängenden Bildern zusammenwürfelt, das vermag sich hier zu ordnen und aneinander zu reihen. Die Erinnerung, ebenfalls ohne allen Zusammenhang mit dem Zustande des Wachens, spinnt sich von einem Schlafe zum anderen haarscharf weiter, und so offenbart sich ein zweites, ganz selbständiges seelisches Dasein."

„Sie sprechen von kranken Leuten."

„So denken Sie an ein anderes Phänomen, das Sie alle Tage an sich selbst beobachten können: ich meine die Selbstsuggestion. Es ist gewiß schon dem ehrlichsten unter uns vorgekommen, daß er einmal bei der Erzählung einer Geschichte den wahrhaftigen Verlauf derselben übertrieb oder irgendwie trübte. Dadurch, daß wir sie dann öfters so erzählten oder wieder erzählen hörten, sind wir endlich zu der Überzeugung gelangt, daß sich wirklich alles so verhielt. Ist das nicht derselbe Vorgang in uns, als wenn eine Person, trotz ihrer genauen Kenntnis der Wahrheit, von einer anderen mit größerer Beredtsamkeit und stärkerer Willenskraft begabten, überredet wird, eigentlich verhalte es sich ganz anders? — Das erklärt die professionellen Aufschneider, die von der Wahrheit ihrer Märchen überzeugten Lügner."

Die Gräfin, die eben eine sehr lebhafte Einbildungskraft besaß und oft im besten Glauben das Unglaublichste erzählte, protestierte heftig dagegen: „Nun, solche Leute nenne ich ebenso krank wie Somnambule. Wie kann man sich selbst Lügen aufbinden? Überhaupt halte ich die ganze Theorie von der Suggestion für eine große, wissenschaftliche Flause." Sie sagte das mit der ganzen Sicherheit, mit der sie die thörichtesten Urteile wie tiefe und unantastbare Wahrheitsoffenbarungen hinzustellen pflegte.

Dies Thema rief eine lebhafte Diskussion hervor. Man stritt für und wider, citierte überraschende Thatsachen und führte gute und schlechte Argumente ins Feld.

Batranek rief aus: „Ich sehe, ich befinde mich beinahe zwischen lauter Skeptikern. Aber ich bitte Sie, welche Erklärung außer der Suggestion würden Sie dafür geben, daß Prophezeiung so oft in Erfüllung gehen? Das Wort des Wahrsagers frißt eben ganz still und leise, ganz unbemerkbar in uns weiter. Man hält noch immer die ganze Zukunftsenthüllung für müßige Erfindung, und eines Tages ist die fremde Einflüsterung eine Macht in uns geworden, die uns unterjocht und uns zwingt, die Prophezeiung zu erfüllen."

Bei diesen Worten, denen sie übrigens nicht dem geringsten Wert beilegte, fiel Kitty ihr Abenteuer mit

der Zigeunerin flüchtig ein, und zugleich gedachte sie Gabrielens. Richtig! über all diese wissenschaftlichen Spielereien vergaß sie ganz, daß sie der Gräfin noch die Erlaubnis abschmeicheln mußte, morgen ihre Tochter in die Oper mitnehmen zu dürfen.

Gräfin Dalchow war gerade sehr guter Laune. Frank von Lieven, der sie, wie jede neue, männliche Bekanntschaft, lebhaft interessierte, hatte sich den ganzen Abend viel mit ihr beschäftigt. Er hatte meist ihren Standpunkt vertreten, was ihr als eine Anerkennung ihres Geistes schmeichelte; auch hatte sie manchen Blick von ihm aufgefangen, der deutlich verriet, daß er ihre Schönheit recht wohl zu würdigen wisse. In dieser günstigen Stimmung fand sie sich leicht bereit, Kittys Wunsche nachzugeben.

Die Gäste verabschiedeten sich nun bald; Gölshausen und Lieven blieben als letzte. Frau Bensen war sehr gespannt auf das Urteil ihres neuen Freundes über die Gräfin. Er, der für jede Gattung des weiblichen Geschlechts empfänglich war, hatte auch an der Gräfin eigentlich nur gute Seiten bemerkt.

„Eine lebhafte Frau!“ sagte er. „Überdies ganz außerordentlich jung erhalten, was immer eine Empfehlung für die Tochter ist. Sollte diese mir gar nicht gefallen, so kann ich mich ja um die Mutter bewerben! Was sagen Sie dazu, vorsorglichste der Freundinnen und liebenswürdigste aller Wirtinnen?“

VI.

Kitty war von ihrem Heiratsprojekte ganz begeistert. Sehr im Gegensatze zu früheren derartigen Plänen war sie diesmal nicht allein fest überzeugt, daß der Bewerber Gabriele unbedingt gefallen müsse, sie hegte zum Überflusse sogar die Befürchtung, daß vielleicht ihre Perle dem Geschmacke Lievens nicht ganz zusagen möchte.

Diese Sorge veranlaßte sie, eine strengere Kritik über Gabriele zu verhängen, als es ihr sonst je in den Sinn gekommen war.

Das Äußere des jungen Mädchens bot unzweifelhaft genug Anziehendes dar: vor allem eine große, schöne, schlanke Gestalt, selten entwickelt für ihre Jugend. Dagegen war ihr blasses Gesicht mit den etwas mystischen Augen mehr originell als schön: vor allen Dingen fehlte ihm noch zu sehr das Gepräge des Ausdrucks, die Vertiefung, welche Gedanken und Erlebnisse in ein Antlitz meißeln, und welche doch allein, — so schien es Kitty, — für einen verwöhnten Geschmack den Reiz des Weibes ausmachen. Und sie fühlte nicht ohne eine gewisse Genugthuung ihre ganze Überlegenheit als fertige Frau mit jener naiven Jugend verglichen, die der Anziehungskraft einer vollendeten Individualität nichts entgegen zu stellen hat, als die Gleichgültigkeit des unbeschriebenen Blattes und — wie sie ein wenig ironisch in Gedanken hinzufügte, — den Zauber des Nichtwissens.

Sie unterdrückte indes schnell diese kleine Regung der Eitelkeit, um nur noch daran zu denken, wie sie ihre junge Freundin Lieven im besten Lichte zeigen könne, und sie dachte einen Augenblick daran, ihr einen Wink zu geben, damit sie sich heute abend möglichst vorteilhaft kleide und sich nicht so schroff in ihren Urteilen zeige, wie sie dies leider zuweilen that. Schließlich unterließ sie es jedoch, um Gabriele nicht ihrer Unbefangenheit zu berauben.

Ach, wie sehr wünschte Kitty, daß diese Heirat zu stande käme! Für Gabriele wäre es gewiß ein großes Glück, und das arme Kind hatte noch wenig Glück in seinem jungen Leben gehabt!

Man hätte Gabrielens Mutter sehr mit Unrecht eine kaltherzige Frau genannt. Aber sie gehörte zu jener glücklicherweise seltenen Gattung von Frauen, die keine Ader für die Mutterliebe haben. Ihre Heirat war ein kleiner Roman gewesen: sie hatte sich durch unendliche Schwierigkeiten hindurchkämpfen müssen, ehe sie in den Besitz des geliebten Mannes gelangte, der ihre Leidenschaft im höchsten Maße erwiderte. Ihre Ehe war eine sehr glückliche gewesen. Graf und Gräfin Dalchow beteten einander an, und ihr Zusammenleben bot das seltene und erbauliche Schauspiel eines durch Jahre hindurch fortgesetzten Honigmondes. Drei Kinder entsprossen diesem Bunde, wovon zwei in zartem Alter starben, ohne daß dieser Verlust auf die Eltern einen sehr tiefen Eindruck gemacht hätte. Gabriele war das einzige dieser Kinder, das am Leben blieb, aber auch jetzt rückte sie nicht weiter in den Vordergrund.

Die ersten Jahre ihres Lebens blieb sie ganz in die Kinderstube verbannt, und ohne darüber irgend eine Kränkung zu empfinden, mußte die Gräfin bald bemerken, wie so viel zärtlicher die Kleine an ihren Bonnen hing, als an der ihr ganz entfremdeten Mutter. Als Gabrielens Einsicht mehr heranreifte, wurde es ihr bald klar, wie wenig Platz sie im Leben ihrer Eltern einnahm. Sie fing an, sich mit anderen Kindern zu vergleichen; sie sah, wie diese das ganze Glück ihrer Mütter ausmachten, nach jeder Richtung hin verwöhnt und verhätschelt und von der ängstlichsten Fürsorge bewacht wurden, während sie überall im Wege stand, ein störendes Wesen zwischen den beiden, ganz ineinander aufgehenden Eltern.

Da kam ein Bewußtsein der Einsamkeit und Verlassenheit über sie, eine unendliche Traurigkeit, die zuletzt in Trotz und Bitterkeit ausartete. Sie erinnerte sich noch deutlich daran, wie sie einmal eine Krankheit durchgemacht, natürlich von den besten Ärzten und Krankenpflegerinnen umgeben, während die Gräfin selbst nur selten an ihrem Bette erschien. Diese mütterlichen Besuche wurden dem Kinde bald so antipathisch, daß, wenn die Gräfin das Krankenzimmer betrat, sie sich schlafend stellte, damit sie nur nicht mit ihr spreche und sich möglichst schnell wieder entferne.

Dann starb der Graf noch in der Blüte seiner Jahre, seine Witwe in tiefster Verzweiflung zurücklassend. Indessen gehörte die Gräfin zu jenen lebhaften Naturen, deren Schmerz sich gerade durch die Leidenschaftlichkeit, durch der er sich kund giebt, schnell

aufbraucht. Sie erholte sich von dem Schlage, war jetzt schöner und blühender denn je — gefallsüchtig war sie trotz der Liebe zu ihrem Gatten immer gewesen — so daß kein Mensch daran zweifelte, daß sie sich wieder verheiraten werde.

Sie that es nicht. Einer guten Freundin, die sie einmal direkt um den Grund befragte, antwortete sie scherzend: eine Witwe, die sich wieder verheirate, sei stets eine thörichte Person; sie habe das doch wahrlich nicht nötig! Eine solche Antwort konnte zu allerlei Auslegungen Veranlassung geben, und wurde denn auch mit dem Wohlwollen, das unsere Gesellschaft kennzeichnet, auf die kompromittierendste Weise gedeutet. Da sich indes niemals ein Beweis für diese liebevollen Annahmen fand, so mußte man sich schließlich an kleinen Nadelstichen und hämischen Andeutungen hinter dem Rücken der Gräfin genügen lassen, die Geist genug besaß, um gleichmütig die bösen Zungen sich endlich müde schwatzen zu lassen.

Gabriele erging es eine Zeitlang nach dem Tode ihres Vaters etwas besser. Ihre Mutter hatte, trotz ihres Lebens in der Welt, manche einsame Stunde, während der es ihr bequem war, sich ihres Kindes zu erinnern. Auch stand Gabriele jetzt in dem Alter, wo die ernstere Erziehung begann, und da die Gräfin nicht ohne tiefere Interessen war, so fand sie hier eine gewisse Anregung und that sich außerdem etwas darauf zu gute, daß sie als eine geistreiche Frau die Belehrung ihrer Tochter gewissenhaft überwache.

Allerdings blieb die Gräfin vollständig blind für den Umstand, daß Gabriele nach und nach heranwuchs. Die weißen Kleider, das offene Haar, die kurzen Röcke wurden so lange beibehalten, bis das junge Mädchen sich endlich ihrer entwickelten Körperformen selbst zu schämen begann und sich aufs energischste gegen die lächerliche und unpassende Tracht empörte. Nun wurde sie in eine Pension geschickt, wo sie sich abermals ganz vereinsamt fühlte, und als sie dieselbe endlich verlassen durfte, war sie beinahe zwanzig Jahre alt.

Es half der Gräfin nichts mehr; Gabriele mußte in die Welt geführt werden, obschon die Mutter sich hierbei selten die Bemerkung schenkte, das Kind sei eigentlich noch viel zu jung, um auszugehen. Zum Glücke konnte Gabriele, was Schönheit anbelangte, nicht in allen Dingen mit ihrer Mutter wetteifern. Doch war ihr nicht abzustreiten, daß sie die Gestalt einer jungen Göttin besitze und unter dem warmen Tone ihres dunkelblonden Haares eine Haut, die an Glätte und matter Weiße den abgebrauchten Vergleich mit dem Marmor herausfordere. Und zu ihrem Schmerze mußte die Gräfin bald erfahren, daß es unter den Männern genug harmlose Strohköpfe gebe, die das bißchen Jugendfrische ihren klassischeren und ausgeprägteren Reizen vorzögen. Seit dieser Zeit wurde das Leben zu Hause Gabriele zur Hölle. Ihre Mutter war ihr gegenüber stets schlechter Laune; sie konnte ihr nichts mehr recht machen. Es schien, als suche sie das Mädchen absichtlich zu kränken; wagte sie sich vor anderen Leuten mit einer Bemerkung hervor, so schalt die Gräfin sie altklug, vorlaut oder thöricht. Machte man ihr in Gesellschaft den Hof, so erlebte sie daheim Scenen über ihr kokettes, unpassendes Betragen. Lobte jemand ihren Anzug, so fand die Mutter ihn auffallend und von schlechtem Geschmacke für ein junges Mädchen. Die Eifersucht der Gräfin wurde mit der Zeit so krankhaft, daß sie sich bald sogar auf die Freundschaften ihrer Tochter erstreckte: wenn sie bemerkte, daß irgend ein junges Mädchen oder gar eine junge Frau eine Annäherung an Gabriele suchte, so schnitt sie jede Gelegenheit, sich zu sehen, unter irgend welchen Vorwänden kurz ab. Kitty hatte äußerst diplomatisch vorgehen müssen, um die Beziehungen zu ihrer jungen Freundin aufrecht zu erhalten; es war ihr gelungen, indem sie die Gräfin zu überzeugen suchte, daß ihr ganzes Interesse eigentlich ihr allein gehöre, und daß sie Gabriele im Grunde nur aus Freundschaft für ihre Mutter um sich dulde. Besonders geschickt zeigte sie sich, indem sie sich mit der Gräfin auf gleiche Altersstufe zu stellen schien und von ihrer Tochter wie von einem kleinen Kinde sprach, das ebensogut ihre eigene Tochter hätte sein können. So entwickelte sich zwischen Mutter und Tochter ein geradezu feindseliges Verhältnis.

Gabriele hatte ein leicht begeistertes, zum Geheimnisvollen hinneigendes Gemüt. Sie steuerte noch mit allen Idealen ins Leben und zweifelte nicht daran, daß in der Welt die Tugend und jede Vollkommenheit fußdick gestreut seien. So sah sie die Fehler ihrer Mutter, die eigentlich alle nur ihr persönlich gegenüber zur vollen und schädlichen Entwickelung gelangten, durch das Vergrößerungsglas. Sie verurteilte die Gräfin rückhaltslos und mit der ganzen Härte der Jugend, die noch nicht im Kampfe mit dem Leben die Schwächen der eigenen Rüstung kennen gelernt hat, die noch der Nachsicht aller Erfahrung fern steht. Sie sah nicht eine der guten Seiten ihrer Mutter, die solcher doch wahrlich nicht ermangelte.

In der That gab es kaum eine Seele in der Welt, die sich ihren Mitmenschen gegenüber hilfsbereiter gezeigt hätte, als die Gräfin. Sie schien ein wahres Bedürfnis zu fühlen, Traurige zu trösten, Kranke zu pflegen, Leuten, die sich in irgend welcher Verlegenheit befanden, nach besten Kräften zu raten und beizustehen. Kitty konnte es ihr nie vergessen, wie freundschaftlich, ja wahrhaft schwesterlich sie ihr in manchem trüben Zeitpunkte ihres Lebens zur Seite gestanden.

Um so tiefer beklagte sie die feindliche Stellung, die Mutter und Tochter einander gegenüber einnahmen. Sie konnten sich nie verstehen, und Gabrielens Verheiratung, die sie voneinander getrennt hätte, wäre eine wahre Erlösung für beide gewesen.

VII.

Der erste Anfang der Oper Lohengrin war vorüber. Frau Bensen saß im Hintergrunde der Loge neben Gölshausen, mit dem sie in ein sehr angelegentliches, in gedämpftem Tone geführtes Gespräch vertieft zu sein vorgab, wobei ihr jedoch die wunderlichsten Zerstreutheiten begegneten, da sie ihre ganze Aufmerksamkeit heimlich auf das vor ihr sitzende Paar richtete.

Lieven schien offenbar sehr darauf bedacht, Gabriele auszuforschen. Freilich fiel ihm keine bessere Einleitung zu einem Gespräche mit dem fremden Mädchen ein, als ihre Äußerungen über das Stück hervorzurufen.

Er gestand offen ein, daß er von dieser Art Musik nichts verstünde, und daß ihm überhaupt die mystische Poesie der Vergangenheit zu fern liege.

„Ich liebe das Lebende, das Gegenwärtige. Mir gefällt die Frau meines Jahrhunderts so wie sie ist, thätig und praktisch. Warum sollen wir uns auf der Bühne mit dieser unverständlichen Träumerin zufrieden geben?"

Gabriele sah ihn mit ihren etwas wunderlichen, schwärmerischen Augen an.

„Ich finde Elsa gar nicht so unverständlich," sagte sie. „Ja, was uns bestimmt ist, geschieht doch. Wir brauchen nur darauf zu warten."

„Das sind ja ganz orientalische Lebensanschauungen!"

„Finden Sie?" erwiderte Gabriele gelassen. „Es sind die meinigen. Was können wir denn gegen unsere Bestimmung? Die ist uns von Anfang an genau vorgezeichnet, und es ist thöricht, gegen unsere Eindrücke und Empfindungen ankämpfen zu wollen. Wir müssen die Folgen derselben über uns ergehen lassen."

Lieven war etwas überrascht; doch da er immer bereit war, in jeder Frau etwas Anziehendes zu sehen, so erkannte er auch Gabriele den Reiz einer gewissen Eigentümlichkeit zu.

„Diese Ansichten," dachte er, „können sehr bequem oder auch sehr unangenehm für den zukünftigen Gatten werden. Wenn man nur wissen könnte, wie sich eine solche Chrysalide entpuppt!"

„Wissen Sie," wandte er sich wieder an Gabriele, „daß Sie da eine sehr bequeme Methode haben, alle Verantwortung von sich zu wälzen?"

„Ich glaube, es wäre viel bequemer, wenn man die Überzeugung hätte, mit ein wenig energischem Eingreifen wirklich etwas für sein Glück thun zu können. Nein — glauben Sie wirklich nicht, daß man zum Glücke oder zum Unglücke geboren ist? Das springt doch in die Augen, wenn man das Schicksal der Menschen um sich her verfolgt: dem einen glückt alles, dem anderen nichts."

„Und darf man Sie auch fragen, was Sie unter Glück verstehen?"

Sie blickte eine Zeit lang sinnend vor sich hin und sagte dann ohne Verlegenheit, mit der ganzen Harmlosigkeit ihrer Jugend:

„Ich glaube, Glück ist Liebe. Es kann gewiß nichts Besseres auf der Welt geben, als sich von solch einer sorglichen Liebe ganz eingehüllt zu fühlen und sich dafür auch rückhaltslos geben zu dürfen."

Sie begann nun wirklich, seine Aufmerksamkeit zu reizen. Sollte sie mit dieser unbefangenen Miene das Spiel einer Koketten treiben? Er schlug sogleich den Ton einer leichten Galanterie an:

„Ihre Auseinandersetzung gefällt mir sehr gut. Sie haben sich dementsprechend auch nicht über Ihr Schicksal zu beklagen, da das Glück gewiß sein ganzes Füllhorn über Sie ausschüttet."

Sie lächelte mit dem harten und bitteren Ausdrucke, den ihr Gesicht gleich annahm, wenn sie an ihre Mutter dachte. „Glauben Sie? Ich versichere Ihnen, ich bin nicht verwöhnt! — Kitty, ja die hat mich wirklich gern, aber sie hat so viele Dinge im Kopfe außer mir. Und doch bin ich ihr herzlich dankbar dafür. Wenn wir nicht krank gewesen sind, wissen wir ja auch nicht, was es ist, gesund zu sein. Man weiß nur das zu schätzen, was man entbehrt hat . . ."

Der Vorhang ging in die Höhe, und das Gespräch war abgebrochen. Lieven hatte nun Stoff genug, um eigene Betrachtungen anzustellen, während das Stück, das ihn in Wahrheit langweilte, seinen weiteren Verlauf nahm. —

Gabriele hatte den strengen Befehl, sich nach der Aufführung sogleich heim zu begeben. Die Herren dagegen fanden sich noch bei Frau Bensen zum Thee ein und mit ihnen Graf Gubitz, welcher den Abend ebenfalls in der Oper verbracht hatte.

Kitty war aufs äußerste gespannt, Lievens Ansicht über ihre Freundin zu erfahren, und als sie Gubitz und Ulrich in ein eifriges Sportsgespräch vertieft sah, zog sie Lieven mit sich in einen Winkel des Boudoirs. Ein großer Wandschirm, auf dem seltsame orientalische Vögel ihre schimmernden Fittiche über unwahrscheinliche Blumen ausbreiteten, sonderte sie von dem anderen Teile des Zimmers ab. Sie schmiegte sich in einen großen Haufen bunter Kissen, und Lieven nahm neben ihr auf einem niedrigen Polsterstuhle Platz.

„Nun," fragte sie, „wie finden Sie meine kleine Schutzbefohlene?"

„Sie verlangen eine Generalbeichte meiner Eindrücke?"

„Und eine ganz ehrliche."

„Sie hat sehr hübsche Partien, Ihre Freundin," sagte er lächelnd und mit der Sicherheit eines erfahrenen Frauenkenners, „höchst sonderbare Augen, einen außergewöhnlichen Teint, eine ganz kleine, sehr zierliche Hand, viel kleiner im Verhältnis als ihr Fuß."

Kitty lachte: „Das alles hatten Sie schon Zeit zu bemerken?"

„Ja, so etwas sehe ich gleich. Bei Ihnen ist es umgekehrt."

Frau Bensen errötete ein wenig und ließ mit einer schnellen Bewegung die Spitze ihres schmalen

Fußes im braunseidenen Strumpfe und Goldlackschuhe unter den Falbeln des Kleides verschwinden.

„Ich glaubte, Sie wollten mir von Gabriele sprechen," sagte sie lachend.

Er kniff die Augen leicht zusammen, wie immer, wenn er über etwas nachsann. „Ich denke mir, sie ist ein Wesen, dessen Liebe sich zu erhalten, man fortwährend bedacht sein muß. Dann kann sie vielleicht eine ausgezeichnete Frau werden."

„Und das scheint mir für den betreffenden Mann weder eine langweilige, noch eine unangenehme Aufgabe zu sein," versetzte Kitty.

„Das heißt unter einer Bedingung."

„Nämlich?"

„Daß er sie selbst sehr liebt."

Frau Bensen zuckte etwas ungeduldig die Achseln. „Immer Liebe, Liebe, Liebe! — Wozu nur diese starken Ausdrücke?"

Er sah sie ganz verblüfft an.

„Ja," fuhr sie fort, „warum nur immer diese Verschmelzung der beiden Begriffe Liebe und Ehe? Liebe ist das Unvernünftige, Wechselnde, zuweilen sehr Schöne, aber meist sehr Thörichte. Ehe ist das Bleibende, das wohl überlegt werden muß, wo es auf sehr viel anderes ankommt, als auf das Temperament."

„Nämlich," entgegnete Lieven ironisch, „auf den Geldbeutel."

„Ja, unter anderem," sagte sie ein wenig gereizt, „und auch auf die Familie, die Gesundheit, die Erziehung u. s. w. Lieben thun Sie für Ihre eigene Person, aber heiraten für die Gesellschaft."

Diese Frau mit ihrem kühlen Verstande fing jetzt wirklich an, Lievens Neugier lebhaft anzuregen. Er betrachtete sie sehr aufmerksam und suchte aus ihren Zügen zu erforschen, ob das alles nur eine Pose sei. Er konnte aber nicht klug daraus werden, denn ihr Ausdruck war der wahrhaftester Aufrichtigkeit, während doch ihr Mund und die beweglichen Nasenflügel manches verrieten, das im Widerspruche mit dieser vernünftigen Kälte stand.

Er entschloß sich geradezu zu fragen: „Und darf man wissen, ob Sie diese Theorien auch im Leben durchführen? Wenn man Sie hört, könnte man doch über die Wärme Ihrer Gefühle für den armen Gölshausen sehr in Zweifel geraten, da Sie ihn ja heiraten wollen."

Sie wurde sehr rot und richtete sich mit einer schnellen Bewegung aus ihrer nachlässigen Haltung empor.

„Natürlich habe ich Ulrich lieb," sagte sie hastig. „Wir sind so aneinander gewöhnt, daß wir nicht einmal daran denken könnten, ohne einander weiter zu leben."

„Sie streichen also ganz kaltblütig das Wort Leidenschaft aus und setzen an seine Stelle die Gewohnheit."

Sie sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin und sagte dann langsam: „Das ist vielleicht noch das Nachhaltigste bei der Liebe."

„Hoffentlich seid Ihr bald mit Euren Geheimnissen zu Ende," rief Ulrich dazwischentretend aus. Er faßte Kitty bei der Hand und zog sie sanft vor. „Sehen Sie," sagte er zu Gubitz gewendet, „so etwas muß man sich von seiner zukünftigen Frau gefallen lassen! Du denkst wohl gar nicht daran, daß ich übermorgen abreise?"

Kurze Zeit später verabschiedeten sich die Herren. Ulrich begab sich gleich in seine Wohnung, während Gubitz und Lieven nach dem Klub zu schlenderten.

„Ich habe Gölshausens Manieren nicht immer gern," sagte Gubitz. „Was braucht er fortwährend seine Eigentumsrechte auf die hübsche Frau zu betonen?"

„Hätten Sie vielleicht Lust, gegen ihn in die Schranken zu treten?"

„Ich oder Sie — das ist ja ganz gleichgültig! Aber was soll überhaupt das Protzen mit einem so unsicheren Besitze? Eine Frau! Was giebt es Unzuverlässigeres, außer vielleicht noch ein Rennpferd?"

„Meine Meinung ist," versetzte Frank, im Grunde mehr, um die Ansicht des Grafen zu hören, als um selbst eine auszusprechen, „daß, wer Frau Bensen den Hof machen wollte, doch auf gewisse Schwierigkeiten des Naturells stoßen dürfte."

„Da haben Sie recht!" rief Gubitz aus. „Die ist kalt wie ein Reptil!"

„Schade!" sagte Lieven unwillkürlich vor sich hin.

Sie gingen beide schweigend weiter. Der Baron hatte genug zu denken. Bald sah er das Bild Gabrielens vor sich und bemühte sich, sie sich als seine Frau vorzustellen; vorläufig war ihm aber dieser Gedanke mehr beängstigend als reizend. Wenn ihm dann Kittys Worte einfielen, so erschien ihm die Ehe immer mehr als ein großes Wagnis. Gölshausens Aussichten auf die Zukunft zum Beispiel ließen sich auch nach verschiedenen Richtungen hin beleuchten. Die kalte Natur seiner Braut hatte ja einesteils etwas durchaus Beruhigendes; aber auf der anderen Seite versprach sie auch nicht viel; Lieven hätte nicht unbedingt an seiner Stelle sein mögen. Er fühlte eine große Neugier in sich erwachen, wie sie Kinder ihrem Spielzeuge entgegenbringen, zu erfahren, „was darin ist". Ja, er hätte zu gern gewußt, ob in diesem reizenden Geschöpfe, hinter diesen so ausdrucksvollen, wechselnden Augen, hinter diesen lebensfrischen Lippen wirklich nichts anderes stecke, als was sie ihm bisher davon gezeigt hatte.

VIII.

Gräfin Dalchow hatte zunächst eine sehr unangenehme Überraschung gehabt, als sie Kittys Absichten, ihre Tochter betreffend, erkannte. Frau Bensen wußte seit einiger Zeit immer neue Vorwände zu finden, um Gabriele in ihr Haus zu ziehen, wo sie Lieven, als einem ständigen Gaste, begegnete. Die Gräfin, die aus diesem Umstande sehr richtige Schlußfolgerungen zog, fühlte sich anfänglich sehr peinlich berührt. Man stelle sie sich aber auch der Möglichkeit gegen-

über vor, von einem jungen Manne, der ihr selbst noch recht gut hätte den Hof machen können, per „Schwiegermama“ angeredet und vielleicht gar — o niederziehender Gedanke! — in absehbarer Zeit zur Würde einer Großmutter emporgehoben zu werden! Es lief ihr ein Schauer über den Rücken.

Nachdem sie einen Tag lang wütend auf Frau Bensen gewesen und ihrer Tochter ganz unbegründet eine schauderhafte Scene gemacht, kam sie zur Einsicht, daß diese Lösung doch auch ihre schätzenswerten Seiten habe. Die Idee, Gabriele aus ihrer unmittelbaren Nähe zu entfernen, lächelte ihr. Lieven war jedenfalls eine sehr wünschenswerte Partie und bot in seiner Eigenschaft als Diplomat noch den Vorteil, daß er sich mit seiner Familie meist im Auslande aufhalten würde. Nach reiflicher Überlegung beschloß sie, die Angelegenheit nach Kräften zu begünstigen.

Obgleich es eigentlich ganz ihren Grundsätzen zuwiderlief, da sie zu erklären pflegte, daß der Umgang mit jungen Frauen von schädlichstem Einflusse auf junge Mädchen sei, hatte Gabriele sie heute doch zu Kittys Theeabend begleiten dürfen. Allein es entsprach den Schicklichkeitsbegriffen der Gräfin, infolgedessen früher aufzubrechen als sonst.

Sie umarmte Kitty auf das zärtlichste. „Vergiß nicht, daß ich Dich morgen zum Diner erwarte!“ Dann wandte sie sich zu Lieven: „Sie auch, Baron! Sie wissen um sechs Uhr, wir sind noch altmodisch.“ Und als teile sie ihm noch eine ganz außerordentliche Gnade aus, fügte sie hinzu: „Wollen Sie uns jetzt nicht nach Hause begleiten? Es ist herrlicher Mondschein, und da ich den ganzen Tag nicht gegangen bin, möchte ich mir noch etwas Bewegung machen.“

Lieven verneigte sich tief, und Kitty einen Blick zuwerfend, verzog er das Gesicht, als wolle er sagen: „Was in der Welt mag sie plagen, daß sie mir so eine Last auferlegt?“

Frau Bensens liebenswürdiges Lächeln war auch schon etwas gezwungener geworden; sie machte den Abschied möglichst kurz, um nicht die schlechte Laune zu verraten, von der sie sich plötzlich befallen fühlte.

Kaum waren die drei außer Hörweite, als Gubitz zu Kitty sagte: „Sagen Sie mir nur, gnädigste Frau, warum Sie sich seit einiger Zeit so viel Mühe geben, Ihren bisher so entzückenden Salon ganz ungemütlich zu machen!“

„Sie sagen?“

„Man kann ja nicht mehr bei Ihnen eintreten, ohne auf so ein junges Mädchen zu stoßen. Und junge Mädchen sind einem so zuwider!“

„Sprechen Sie für sich!“ lachte Frau Bensen. „Und übertreiben Sie nicht so schrecklich! Sie können mir doch, trotz Ihres Abscheues gegen junge Mädchen, diese einzige, allerliebste Gabriele nachsehen. Übrigens ist ihre Gegenwart gewiß nicht jedem so peinlich wie Ihnen.“

„Wem etwa nicht?“ rief Gubitz ganz entrüstet aus. „Batranek vielleicht? Der hält seine Weisheit für viel zu gut, um vor so naiven Ohren ausgepackt zu werden. Und Lieven gar! Nun, den brauchte man nur anzusehen, als ihn die Gräfin entführte.“

„Meinen Sie?“

„Stellen Sie sich doch nicht so harmlos, gnädigste Freundin! Was soll man auch so einem thörichten Ding erzählen? Man erweckt nur trügerische Hoffnungen im töchterlichen wie im mütterlichen Herzen und erwirbt sich den schlechten Ruf eines Epouseurs. Lieven ist darin leichtsinnig; er hat zuweilen sogar die Unvorsichtigkeit, mit der Komtesse zu **reden**, was ich nie thue. Aber im stillen stört sie ihn ganz gewiß nicht weniger wie mich, und er nimmt sie nur Ihnen zuliebe so gutmütig mit in den Kauf.“

Kitty lächelte zu diesen Auslassungen, wie jemand, der besser Bescheid weiß. Aber die Worte des Grafen erregten kein unangenehmes Gefühl in ihr; natürlich wünschte sie, daß Gabriele Lieven gefallen möchte und war doch gar nicht böse, zu hören, daß jemand glaubte, er komme eigentlich ihretwegen.

„Im Grunde,“ sagte Gubitz, „ist die Welt sehr verkehrt eingerichtet. Es dürfte darin nur verheiratete Frauen und Junggesellen geben.“

Darauf setzte er sich mit der hübschen und sehr eleganten Nelly Rosen, deren Gatte früher des seligen Bensens Associé gewesen war, in eine Ecke und machte ihr aufs eifrigste den Hof.

Batranek, der schon den ganzen Abend über Migräne geklagt und behauptet hatte, für das Vergnügen, den heutigen Abend in Kittys Salon zu verbringen, werde er morgen einen ganzen Tag der Arbeit einbüßen, gab sich unterdessen den Anschein, als wolle er sich ebenfalls empfehlen; er ließ aber dabei die heimliche Hoffnung deutlich durchblicken, daß man ihn noch zurückhalten werde.

Kitty, die seine Eigentümlichkeiten genugsam kannte, lachte ihn seiner hypochondrischen Grillen wegen einfach aus: „Ich möchte nur wissen, welche von Ihren beiden Seelen Sie in den Fieberträumen dieser Nacht zwicken und plagen wird!“

„Sie belieben, meine neulich hingeworfen Hypothese ins Lächerliche zu ziehen!“ rief Batranek aus, ganz glücklich, sein Steckenpferd wieder besteigen zu können. „Aber trotz all unseres modernen Wühlens in der Seelenkunde weiß noch niemand, was eigentlich das Abstractum ist, dem unser Körper nur gleichsam als Kleid dient.“

„Und daher macht es Ihnen Freude, dies Unbekannte möglichst zu komplizieren,“ sagte Rosen, ein fideler, blonder, etwas starker Lebemann.

„Wenn es so einfach wäre, so hätten wir es wahrscheinlich längst erkannt,“ versetzte Batranek ein wenig gereizt. „Wollen Sie mir etwa abstreiten, daß zwei ganz verschiedene Faktoren in Ihnen arbeiten, wovon der eine die äußeren Eindrücke in sich aufnimmt, während der andere sie seinem Urteile unterzieht, umarbeitet und dem Bewußtsein in einer ganz anderen Form aufdrängt? Und doch klassifizieren Sie sie alle beide unter dem gemeinsamen Namen: Seele.“

„Etwas tief für einen einfachen Verstand wie den meinigen,“ entgegnete Rosen. „Sie wissen, harmlosen Naturmenschen erläutert man dergleichen Dinge am besten durch Beispiele.“

Nun kam Batranek ganz in sein Fahrwasser; er dozierte mit Leidenschaft: „Also nehmen Sie nur

das Verhältnis, in dem so viele Menschen zu ihren nächsten Angehörigen, zu ihren Eltern oder Geschwistern stehen! Es ist einmal so hergebracht, daß man seine Eltern ehrt und seine Geschwister liebt. Es fällt uns gar nicht ein, daß es bei uns anders sein könnte; wir sind ja keine Ungeheuer! Unsere Urteilskraft bestimmt, daß dies einfach unsere Pflicht ist, und unser empfindender Teil läßt sich dies ohne weitere Untersuchungen einreden. Wie würden manche Leute staunen und erschrecken, wenn sie zur wahren Erkenntnis kämen, daß sie im Grunde ihres Herzens den Vater für einen unerträglichen Nörgler, den Bruder für einen verächtlichen Schwächling halten! Und darin liegt gerade der Kernpunkt der Hypothese einer Doppelseele: das eine Ich übt seine Suggestion auf das andere aus. Hier überredet der überlegende Teil den empfindenden; oft ist es auch umgekehrt."

„Lieber Freund," versetzte Kitty lächelnd, „Sie werden gar zu subtil. Wenn wir uns denn schon so fest eingeredet haben, daß wir Vater und Mutter ehren, so daß wir gar nicht mehr merken, daß es im Grunde anders damit beschaffen ist, so geht uns eben für dieses der Beweis abhanden, und wir müssen uns schon mit unserer ehrlichen Überzeugung zufrieden geben."

„Hier tritt oft in sehr interessanter Weise das Traumleben ergänzend ein!" rief Batranek aus. „Jawohl, im Schlafe empört sich oft der geknechtete Teil des Ichs und ruft uns die überraschendsten Wahrheiten zu. Besinnen Sie sich recht! Ganz gewiß haben auch Sie Bekannte, denen Sie Ihrer Überzeugung nach in den freundschaftlichsten Gesinnungen nahe stehen. Wenn Sie ihnen indessen einmal im Traum begegnen, so geschieht das nie, ohne daß Sie sich heftig mit ihnen streiten oder doch wenigstens allerhand Sticheleien auswechseln. Nun, das sind Leute, die Ihnen, trotz allem, was Sie sich vorreden und einbilden, innerlichst unsympathisch sind. Und nicht anders ergeht es uns mit unserem Urteil über uns selbst. Gestehen Sie nur, Rosen! Jeder von uns hält sich doch für einen großen Helden, und wir würden den mit Entrüstung zurechtweisen, der von uns sagte, daß wir im Duell vor der Kugel eines Gegners oder, wenn das Vaterland in Gefahr wäre, vor den Kanonen des Feindes zittern würden. Nun, haben Sie schon einmal ein Duell oder eine Schlacht im Traume mitgemacht? Oder sind Sie gar schon nächtlicherweile zum Tode verurteilt gewesen? Dann wissen Sie auch, was für ein erbärmlicher, feiger Halunke der Mensch im Grunde seines Herzens ist."

Rosen mußte lachend einräumen, daß es ihm schon ähnlich ergangen sei, und so fuhren sie fort, noch eine Zeitlang über wunderliche Traumerscheinungen zu sprechen, bis Frau Rosen das Zeichen zum Aufbruche gab und auch die übrigen Gäste sich verabschiedeten.

IX.

Kittys Gedanken, sich selbst überlassen, spannen noch eine Weile an dem eben geführten Gespräche weiter, und plötzlich fiel ihr ein wunderlicher Traum ein, den sie in der vorigen Nacht gehabt hatte, und dessen sie sich jetzt erst wieder entsann.

In einem großen Palaste war ein wirres Durcheinanderlaufen von Menschen. Sie fragte, was es gäbe. Man lachte sie aus, weil sie nicht wußte, daß die Hochzeit der Komtesse Dalchow gefeiert werden sollte. Auf einmal kam Gabriele angelaufen; sie war ganz weiß gekleidet, nur auf dem Kopfe trug sie statt der Myrtenkrone einen Kranz von blutroten Rosen. „Aber, liebes Kind," rief Kitty entsetzt aus, „Du willst Dich doch nicht in diesem Aufputze trauen lassen? Was sollen denn die Menschen zu dem roten Kranze sagen?" Gabriele sah sie ganz verwundert an. „Du weißt doch, daß Witwen keine Myrtenkränze tragen." Kitty dachte bei sich: „Ist Gabriele denn Witwe? Wie sonderbar, daß ich das eben nicht wußte! Ob sie wohl wirklich Lieven heiratet? Ich sollte das doch eigentlich wissen." Da kam Lieven auch schon heran, aber er sah eigentlich mehr aus wie Rosen. Auch die Gräfin Dalchow erschien nun und redete das krauseste Zeug: sie würde durch die Heirat ihrer Tochter mit dem Kaiser von Rußland und den meisten regierenden Häuptern verwandt. „Und sie bildet sich ein, daß ich ihr das alles wirklich glaube," dachte Kitty bei sich. „Aber Kitty," rief die Gräfin Dalchow plötzlich aus, „warum kommst Du denn nicht? Man wartet nur noch auf Dich." Da bemerkte Kitty, daß eigentlich sie selbst die Braut sei, und daß statt Lieven-Rosen Ulrich neben ihr stehe. Sie fühlte eine kleine Beklemmung, als ihr nun einfiel, daß die Stunde herangekommen sei, die ihre Zukunft besiegeln sollte. Sie gab Ulrich den Arm, und da fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild. Sie hatte dasselbe Kleid an wie vorhin Gabriele, aber es saß ihr schlecht; ihren Kopf bedeckte ein weißer Hut, in dem sie sich abscheulich fand, sie haßte weiße Hüte! „Einen Augenblick!" rief sie aus, das Monstrum vom Kopfe reißend. „Aber Du kannst doch nicht mit bloßem Kopfe gehen," sagte die Gräfin. Da hielt ihr Ulrich auch schon einen Kranz von weißen Glasperlen und künstlichen, grünen Blättern hin. Kitty wandte sich mit Abscheu fort. „Pfui, das ist ja ein Totenkranz!" — „Ach, nimm ihn nur, er ist sehr hübsch," versetzte Ulrich, und wie sie nun zu ihm aufsah, stand an seiner Stelle Lieven vor ihr. Sie setzte sich den Kranz auf, und in ihrem Haare verwandelte er sich in ein herrliches, funkelndes Diadem aus Perlen und Diamanten. Auch trug sie nicht mehr das schlechtsitzende Kleid, sondern ein prächtiges Gewand aus Spitzen mit einer langen, weißen Sammetschleppe. Sie fand sich wunderschön. „Jetzt ist es aber höchste Zeit," drängte die Gräfin. Kitty legte ihre Hand auf Lievens Arm und schritt langsam, im vollen Gefühle ihrer stolzen Schönheit, vorwärts. Ein endloser Zug folgte ihr. So weit sie hinter sich blicken konnte,

nur Menschen und wieder Menschen in dichtem Gedränge, und das schien durch eine endlose Flucht von Gemächern so weiter zu gehen. Plötzlich bemerkte sie, daß sie an der Schwelle eines riesigen Domes standen, aus dem ihnen mächtige Orgeltöne entgegenbrausten. Ganz im Hintergrunde strahlte in herrlichem Silberschmuck der Altar, von dem Glanze zahlloser Kerzen überflutet. Kitty drückte sich fest an Lievens Arm, von einem unbeschreiblichen Glücksrausche überwältigt . . .

Der Traum war zu Ende. Sie erwachte, ohne sich recht darauf zu besinnen, da die Jungfer gleich mit allerlei Fragen kam.

Erst jetzt am Abend fiel ihr alles wieder deutlich ein. „Dieser Traum ist ja sehr erklärlich," sagte sie sich. „Den ganzen Tag beschäftigen sich meine Gedanken mit diesen beiden Heiraten, so daß ich bereits im Traume anfange, sie zu verwechseln." Die Erinnerung an das Geträumte war ihr aber dennoch peinlich, wie eine kleine Perfidie. —

Fast ein Monat war seit Gölshausens letztem Besuche verstrichen. Er hatte sich auf Kittys Besitzung zurückbegeben, wo es gerade wichtige Arbeiten zu beaufsichtigen gab.

Unterdessen waren Lieven und Frau Bensen große Freunde geworden. Sie war ganz von dem Gedanken erfüllt, an seinem und Gabrielens Glücke zu arbeiten, und Lieven ließ sich diese Vorsorglichkeit gern gefallen. Das geteilte Geheimnis brachte etwas Pikantes in ihre Beziehungen. Sie kamen sich zuweilen vor wie Mitschuldige, wenn sie über Pläne nachsannen, um eine Zusammenkunft mit Gabriele zu ermöglichen und den Argwohn der Gräfin zu täuschen. Es gab Anspielungen und Neckereien zwischen ihnen, zu denen sie allein den Schlüssel besaßen, und die anderen unverständlich blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Ich will ja nicht für mich das Glück.

Es stürmt mit lautem Jubelklang
Der Frühling in die Winterfeste,
O Veilchenduft, o Lerchensang,
O blütenfrohe Lindenäste!
Der alte Zauber trifft den Blick,
Da sink' ich niederwärts und flehe:
„Ich will ja nicht für mich das Glück,
Wenn ich nur andre fröhlich sehe!"

So heiter blickt der Himmel drein,
Als könnt' er gar nicht finster schauen,
Die ganze Welt voll Sonnenschein, —
Nun Menschenherz, faß auch Vertrauen!
Da pfeift ein Fink sein tolles Stück
Am Fahrweg, dicht in meiner Nähe:
„Ich will ja nicht für mich das Glück,
Wenn ich nur andre fröhlich sehe!"

Nein, nicht für mich, ich hab's verspielt,
Das läßt sich nun nicht wiedergeben!
Ich hab' den Lenz zu tief gefühlt
Und sah ihn stumm vorüberschweben.
Vergangnes bringt kein Wunsch zurück,
Was thut's auch, ob ich einsam stehe —
„Ich will ja nicht für mich das Glück,
Wenn ich nur andre fröhlich sehe!"

Martin Bölitz.

Schnipps Abiturium.

Eine lange, unproportionierte Gestalt mit hängenden Gliedern, die sich meist in unmöglichen Stellungen verhielten, eine Figur, die das Entsetzen aller Schneider wurde, ein gutmütiger Blondkopf von leiblichem Schnitt, der zwar unbedeutend bleiben, aber auch „verhältnismäßig" werden konnte, zwei Augen von jenem Blau, das man träumerisch nennt, wenn man schmeicheln, schläfrig nennt, wenn man schelten will, ein unentwickeltes Menschenexemplar mit wenig Aussicht zum Apoll — das war Schnipp als Primaner.

Als die Zeit seines Examens kam, hatte er jene Schafottblässe im Gesicht, die man bei dem Verbrecher natürlich findet, die aber die moderne Pädagogik ohne weiteres schuldlosen, noch unbestraften Opfern künstlich anzwingt; sie war die Folge von durchwachten Nächten, griechischen Klassikern, Städten in Hindostan — kurz, Folge des Vielwissens, das als Ballon da sein muß, um aus dem Schulzwang in die Freiheit zu führen.

Schnipp war der fleißigste Mensch unter der Sonne seiner Heimat. An diesem Zeitpunkt aber ging es ihm verhängnisvoll; das viele Lernen hatte ihn dumm gemacht.

Das Goethesche „Mühlrad" aus dem ersten Faustteil durchrollte auch ihm den Schädel.

Und dabei sah die ganze Stadt dem Ausfall des Examens mit Spannung entgegen!

Schnipp war eine bekannte Straßenfigur, dabei, dank seiner langen Beine, eine Art von Hampelmännchen. Er hatte eine sonderbare Gangweise; eigentlich ging er nicht, sondern kreiselte über die Wege. Je höhere Klassen er besuchte und je nervöser er damit wurde, desto zappeliger ward sein äußerer Mensch, desto absurder seine Gebärden.

Frau Polisch, eine vermögende Witwe, die in der kleinen Stadt die Geißel einer gründlichen Kritik über sämtliche andere Mitchristen schwang und sich mit einer seiner Tanten verfeindet hatte, lud einmal eine Gesellschaft auf Schnipp ein. Sie besaß einen Spion am Fenster, und wenn Schnipp arglos gelaufen kam, im Wahne des Inkognitos, und dann schnell, ehe jemand an der Ecke erschien, seinem Zappelbedürfnis Genüge that, dann sah dies ganze Verfahren im Spion der Frau Polisch nicht nur seltsam sondern auch höchst drollig aus. Der Kaffee war entzückt über die Idee der Gastgeberin und behauptete einstimmig, aus einem Menschen wie Schnipp könne nie etwas werden. Das war Sphärenmusik in Frau Polisch' Ohren.

Aber Schnipp hatte auch Freunde, alte Herren, die ihm als Sextaner oft genug wohlwollend über den Kopf gestrichen, ihm Lakritzen geschenkt oder gar die Genugthuung verschafft hatten, schon als halbes Kind „Herr“ und „Sie“ genannt zu werden. Auch unter den Damen besaß er Gönnerinnen. Sie wußten allerhand Braves von ihm, wie er einst einem alten Hökerweib ihr Strohbündel bergauf geschleppt, wie er ein kleines Hündchen, das unter die Wagenräder eines abziehenden Cirkus gekommen war, aufgehoben und gepflegt und nachher das Grab des kleinen Verstorbenen mit Austerschalen — eine seiner Tanten war sehr erpicht auf das Innere dieser kleinen Tierchen — verziert hatte. Sie wußten auch, daß Schnipps Erdenwallen kein leichtes war, daß er in einer Art weiblicher Triebmühle saß und daher wirklich für sein seltsames Wesen wenig konnte. Allerdings, seltsam genug war er; mit achtzehn Jahren hatte er bereits ganz das Gebahren einer alten Dame, redete mit Verständnis von Hustenrezepten und Suppenanstalten, und seine Tanzstundendamen trafen nur den Nagel auf den Kopf, wenn sie ihn nicht anders nannten als kurzweg „Tante Schnipp“.

All diese Menschen harrten gespannt auf den Ausgang seines Abituriums — und wenn er nun durchfiel —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mutter!“ sagte er am entscheidenden Morgen beim Frühstück, „ich weiß nicht, wie mir ist; all meine Gedanken sind fort. Wenn sie mich das Abc fragen, ich weiß nach dem nichts mehr.“

„Aber Schnipp!“ riefen die beiden Tanten, die mit im Hause wohnten. „Willst Du uns denn ruinieren?“

„Nein!“ entgegnete Schnipp einfach. Wo hätte er auch den Mut und die Mittel gefunden, jetzt, mit jener gänzlichen Leere im Kopf, eben vor dem Examen, noch in aller Schleunigkeit zwei Tanten zu ruinieren?

Die Mutter klopfte ihm indessen ein weiches Ei nach dem anderen auf. Er aß sie mechanisch, wie er seit einiger Zeit alles aß; zum Glück aß er aber nicht nur mechanisch, sondern auch recht viel.

„Was ist die Hauptstadt von Madagaskar?“ fragte streng die eine Tante.

„Wo mündet der Don?“ im selben Augenblick die andere.

„Das Religiöse ist die Hauptsache!“ rief die Mutter. „Warum kam Daniel in die Löwengrube?“

Schnipp sah alle drei nach der Reihe an. „Ich weiß es nicht,“ stöhnte er dumpf.

„Schnipp!“ rief Tante Laura. „Die Polisch hat immer gesagt, Du fällst durch! Wenn sie recht behält, ich überleb es nicht!“

Inzwischen riß Tante Lina den Atlas von der Borte. „Der Don!“ rief sie; „wenn Du nicht mal den Don weißt, kommst Du natürlich nicht durch!“

Die Mutter aber salzte das letzte aufgeklopfte Ei mit einer unnötigen Thräne. „Schnipp!“ stöhnte sie, „wenn Du das mit der Löwengrube nicht weißt, und der Schulrat hält Dich für irreligiös — Schnipp — ich wage mich nicht mehr unter die Leute.“

„Nun, weißt Du denn auf alles keine Antwort?“ flehte Tante Laura. „So sprich doch eine Silbe! Ich beschwöre Dich!“

„Ja, sprich, sprich!“ drängten die anderen.

Der arme Schnipp trug eine Welt von Angst in den Augen. Er besann sich, kramte gewaltsam in seinem Hirn — wo war der Don, die Hauptstadt Madagaskars? Warum kam Daniel in die Löwengrube? Alle drei Thatsachen hatten sich wie Äther in seinem Gedächtnis verflüchtigt; sie existierten nicht mehr für ihn.

„Nur ein Wort!“ bat die Mutter. „Schnipp, hörst Du das Flehen eines Mutterherzens nicht?“

Schnipp schwieg.

Beide Tanten sahen die Mutter vernichtend an. „Wenn der selige Adolph wüßte, was aus seinem Sohn geworden ist! Ein Nichtswisser, ein fainéant — schrecklich!“

„Ein Atheist, der nicht einmal etwas von Daniel weiß,“ fügte die andere bei.

Die Mutter brach in Thränen aus. „Schnipp! Willst Du denn Schande über unser Haus bringen?“

„Nein,“ sagte Schnipp, wiederum mit jener edlen Einfachheit, die ihm so gut stand; „vorderhand bin ich ja auch noch gar nicht durchgefallen!“

Es lag ein so naives Hoffen in seinem Ausspruch, das die Mutter ansteckte. „O, wenn Dein Wort ein Seherwort wäre!“ rief sie pathetisch, obwohl es ja doch nichts als eine einfache Feststellung bestehender Thatsachen war.

„Der und ein Prophet!“ ironisierte Tante Laura. „Frage ihn erst, ob er die Bibelpropheten kennt. Ich wette, er kommt nicht über die ‚Klagelieder‘ hinaus.“

Während dieses grausam hohnvollen Satzes schlug die Uhr, der Schlag, dem Schnipp seit Jahren folgte. Er schnellte nervös empor, zuckte mit beiden Armen, drehte die Handgelenke und riß seinen Mund zweimal auf, auch eine indirekte Folge der allzu üppigen Bildung, die er sich hatte aneignen müssen.

„Schnipp!“ schalt Tante Lina, „laß Deinen Mund zu! Wenn Du ihn aufmachst, ist mir immer, als stände ich vor der Baumannshöhle, und Du weißt, ich bin schwindlig.“

„Hast Du Dein Taschentuch?“ fragte die Mutter.

Nein, er hatte aus Versehen die Frühstücksserviette eingesteckt.

„Wenn das in einem fremden Hause wäre, was würde man von Dir denken?“ tadelte Tante Laura.

„Nur schnell!“ drängte die Mutter. „Der Gustav von drüben ist schon unten an der Straße.“ Er griff nach seiner Mütze, erst allerdings nach einem Lampenbricken, das daneben lag; dann wollte er Adieu sagen, aber das passende Wort fiel ihm nicht ein und mit einem irren Blick auf die Tanten stürmte er hinaus.

„Schnipp!“ rief ihm die Mutter über das Geländer nach, „wenn — wenn das Schlimmste eintritt — Du weißt, ich bleibe doch immer Deine Mutter.“

Das erwartete Schnipp auch nicht anders. Verständnislos starrte er sie an. Seine Tritte verhallten. Er war fort.

„O, wenn das der selige Adolph wüßte!“ stöhnten die Tanten. Beide waren Schwestern desselben und hatten Schnipps Mutter nie die pekuniär so gute Partie gegönnt. Daß der selige Adolph seinerzeit recht beschränkt gewesen und in der Stammkneipe oft genug durch ungeheure Naivetäten aufgefallen war, hatten sie total vergessen und verlangten von dem Sohn ohne weiteres ein Humboldtsches Genie. Ach! wo sollte das bei Schnipp herkommen! Von der Mutter kaum, die echte, brave Einfalt besaß; von den Tanten noch weniger, beider Wissen war Firnis, ihre scheinbare Intelligenz nur Coulisse.

Schnipps Mutter holte sich eine Näharbeit. Sie bereitete seit Monaten Schnipps Aussteuer; er sollte versorgt wie eine junge Braut ins Leben gehn.

Der Geist des seligen Adolph kam, einmal heraufbeschworen, fürs erste nicht aus dem Gespräch, erst dann, als Tante Laura auffuhr, die Hand ans Herz preßte und ausrief: „Jetzt, ich fühl's, jetzt fällt er durch die Geographie! Ich täusche mich nicht; ich hab so was in den Nerven. Damals, als die Bäckerei abbrannte, hab ich's auch geahnt.“

Der Somnambulismus steckte an. Die Mutter schwieg zwar, aber vor ihren Gedanken stand plötzlich mit unheimlicher Deutlichkeit die düstere Aula. Der Hinrichtungsprozeß war in vollem Gang. Gespenstisch glänzten die weißen Vorhemden der Lehrer, jener heiligen Feme des heutigen Schulwesens; Schnipp stand schlotternd da, zappelnd mit allen Gliedern, und als der Schulrat ihn fragte: „Warum kam Daniel in die Löwengrube?“ da riß er nur weit den Mund auf, als ob er selbst einen Daniel hinabschlingen wolle. Ja, jetzt mußte es sein! Jetzt, in dieser Minute fiel Schnipp auch durch die biblische Geschichte.

Da tönte die Hausklingel. Ein rascher Schritt kam die Treppe herauf.

„Sieh zu, Lina, wer es ist,“ stöhnte Laura; „ich kann nicht — meine Nerven —“

Lina öffnete. Jemand Fremdes stand auf dem Flur, jemand Herrenhaftes, vor dem sie sich süßlich lächelnd verbeugte.

„Nein, ich bin's bloß,“ sagte da eine ganz bescheidene Stimme, und im Rahmen der Thür erschien Schnipp, auf dem blassen, übernächtigen Haupt ein hellbraunes, viel zu großes Etwas mit dunklem Band eingefaßt: der erste runde Hut, das beseligende Abzeichen des frischbackenen Mulus.

„Schnipp!“ riefen alle drei, „wo kommst Du her?“

„Ich bin dispensiert,“ entgegnete er schlicht und setzte dann zögernd hinzu: „Ach! hättet Ihr wohl etwas zum zweiten Frühstück?“

Emil Roland.

Laß Deine Hände still mich fassen!

Laß Deine Hände still mich fassen
Und zieh sie nicht zurück;
Ich fühle ohne alle Worte
Doch Deiner Nähe Glück.

Mir ist, als schlösse eine Mauer
Sich um uns beide dicht,
Woran die Flut des Alltaglebens
Sich leise rauschend bricht.

Wir stehn in stiller Waldkapelle,
Von Sabbathshauch umweht,
Und unsre Seelen halten Zwiesprach,
Die niemand sonst versteht.

Laß Deine Hände still mich fassen
Und zieh sie nicht zurück;
Ich fühle ohne alle Worte
Tief Deiner Nähe Glück!

Elise Lange.

Gottlieb.

Eine Geschichte mit vielen Namen.

Von **R. Neuenburg.**

(Schluß.)

Am nächsten Morgen wurde schleunigst zum Arzt geschickt und dieser stellte fest, daß sich eine Hautkrankheit zu entwickeln beginne, die in der Stadt gerade sehr oft vorkam und schon viel Unglück angerichtet hatte; der tödliche Verlauf war bei ganz kleinen Kindern nicht selten.

Mit Sorgen ging der Assessor aufs Rathaus und mit verdoppelter Eile kehrte er nach Ablauf der Expeditionszeit zurück. Er war sehr zerstreut gewesen während der Arbeit. Neben der Sorge um den Kleinen quälte ihn der Zwist mit seiner kleinen Frau. Er sah kein Ende für diesen ab. Er fühlte sich mit der Sache selbst im Rechte; das historische Prinzip mußte von jedem konservativen Manne hochgehalten werden. Etwas schroff und bitter war er freilich am Ende gegen seine kleine gute Frau geworden. Aber wenn er auch gerne bereit war, ihr das abzubitten, die Ursache des Zwistes blieb doch!

Klang denn nur Gottlieb wirklich so schlimm? Er probierte es mehrmals, während er nach Hause ging, und sprach laut vor sich hin: Gottlieb — mein lieber, kleiner Gottlieb — Gottliebchen! Ein junges Mädchen, an dem er gerade vorübereilte, während er so vor sich hinprobierte, sah ihn erstaunt an; sie hatte wahrscheinlich nur die zweite Hälfte des Namens verstanden und hielt den Herrn Assessor nun für einen Don Juan, der den Mädchen auf der Straße etwas zuflüstert. —

Der Assessor war so mit dem Namen beschäftigt, daß er beim Betreten des Wohnzimmers ganz harmlos fragte: „Was macht denn Gottlieb? Wie weit ist denn der Ausschlag?“

Frau Auguste, die sehnlichst auf den Gatten gewartet hatte und deshalb zu Frieden und Versöhnung bereit gewesen war, zuckte bei dem Namen „Gottlieb“ wie von einer Natter gebissen zusammen. Das hieß doch, sie aufs äußerste reizen! Mit eisiger Kälte entgegnete sie:

„Mein kleiner Herbert ist sehr unruhig; er hat etwas Fieber.“

Unmutig trat der Assessor an das Bettchen des Kleinen, der erbärmlich schrie und sich mit den winzigen Fingern zu kratzen versuchte. Die Haut mochte ihn arg jucken und brennen.

Und der kleine Namenlose sollte noch manchen Tag daran auszustehen haben. Es war eine langwierige Krankheit wie ein langwieriger Zwist zwischen den Eltern.

Der Assessor verkehrte jetzt mehr als je im „Schwan“ und trank öfters ein Glas mehr als sonst. Er war aber dennoch weniger heiter und wortkarger als früher.

Einstmals fragte ihn einer vom Stammtisch zufällig, wie er seinen Jungen taufen lassen wolle.

„Ich weiß es nicht," antwortete er kurz, errötete dabei aber zu seinem Ärger. Ja warum hatte er denn nicht geantwortet: Gottlieb. Nun, weil es noch nicht sicher war, tröstete er sich. Aber eine innere Stimme sprach: Ernst Theodor Haltefest, sei ehrlich! Du hast Dich selber geniert, den guten alten Namen zu nennen! Und dann zürnst Du Deiner Frau, wenn sie sich widersetzt? Sie gehört doch zum schwächeren Geschlecht und hat viel mehr Anspruch auf Nachsicht, wo es sich um die Mode handelt. O diese Namen, stöhnte er im stillen, wenn man die Kinder doch nur numerieren könnte! Aber freilich, wenn man dann stolz anfinge Nr. 1 zu zählen und müßte dann schon wieder aufhören — es wäre auch nicht hübsch.

An diesem Abend schlug das Gewissen des Assessors hörbar, als er zu seiner Frau heimkam und er sie so still und blaß neben dem Körbchen sitzen sah Er begrüßte sie so freundlich wie lange nicht mehr. Sie berichtete zurückhaltend, daß der Kleine heute in besonders schlimmem Zustande sei, auch die Verdauung sei gar nicht in Ordnung.

So gab es eine unruhige Nacht für beide Eheleute. Um Mitternacht bekam das Kind richtige Krämpfe, denen sie in der Hauptsache nur unthätig zusehen konnten. Der Arzt hatte seine Anordnungen für den Fall hinterlassen und hatte gemeint, daß er im übrigen auch nicht mehr werde thun können, wenn er persönlich zugegen sei. So saßen sie denn beide in ängstlicher Teilnahme neben dem Kinderbettchen und redeten selten ein leises Wort, sahen nur manchmal einander verstohlen an und gaben ihren Gedanken Gehör.

Endlich bemerkten sie mit Freude, wie der Kleine ruhiger wurde und einschlief.

Ein Weilchen blieben sie auch dann noch gegenüber sitzen. Dann ergriff der Assessor die Hand seiner Frau und zog sie neben sich auf das Sofa.

„Gustchen," sagte er, „liebes Gustchen. Es muß endlich wieder klar zwischen uns werden. Ich meine, die Lektion, die uns der liebe Gott eben gegeben hat, auch noch giebt, ist doch ernst genug, um uns von unserer Thorheit abzubringen. Er droht uns, unser herziges Kind wiederzunehmen, da wir mit dem Himmelsgeschenk nichts weiter anzufangen wissen, als uns darum zu zanken. In der Stunde, wo wir uns neulich über seinen Namen zankten, fing die Krankheit an. Nun habe ich ein gutes Zutrauen, daß sie auch wieder aufhören wird, wenn wir uns miteinander versöhnen. Also, liebes Gustchen, nennen wir den Jungen wie Du willst, ich ich will auf den ‚Gottlieb' verzichten. Du magst recht haben, der Name ist am Ende doch nicht recht passend. Er kann mit jedem Namen ein braver Mensch werden. Das sind die Gedanken, die mir heute am Krankenbette in der jüngsten, schweren Stunde gekommen sind — am Krankenbette unseres lieben Herbertels!" Bei dem letzten Worte schluckte der Assessor gewaltig, wie an einem sauren Bissen.

Aber da fand er verwunderlicherweise neuen Widerspruch. „Nein," rief Frau Gustchen, indem sie sich stürmisch und mit Thränen in den Augen an die Brust des nachgiebigen Gatten warf, „nein, mein lieber, guter Herzensmann; ich habe mir die Sache auch überlegt; ich bin thöricht und garstig gewesen, daß ich so unwillig über den schönen Namen gewesen bin, und es ist gewiß eine Strafe Gottes dafür, daß er uns so viel Not und Sorge geschickt hat um das Kind, und wenn es davonkommt, so hat es Gott gewiß recht lieb und der Name paßt recht gut für den lieben Jungen. Ich finde auch, daß er gar nicht so schlecht klingt. Es ist wahr, er ist nicht Mode, aber das ist ja auch wieder gut, wir haben dann etwas Besonderes vor anderen Leuten voraus. Wenn jemand sich darüber wundert, so sage ich: die Familientradition will es so, und eine solche Familientradition haben doch nur vornehme Leute, nicht wahr? Wie in manchen Fürstenfamilien auch Namen gegeben werden — sieh nur im Daheimkalender nach — die sonst ganz altmodisch sind und gar nicht mehr fein klingen, wie Heinrich und August, Friedrich und Johann. Und Herbert, du mein Gott, neulich hörte ich wirklich mit Entsetzen, wie unsere Fleischersfrau ihren schmutzigen, häßlichen Jungen so rief! Denke Dir nur, und ihre Mädchen heißen Alice, Priska und Stella!"

Der Assessor saß ganz starr bei dieser veränderten Scenerie in der Namen-Tragödie. Ein merkwürdiges Zucken lief über sein Gesicht.

„Liebe Auguste," hob er zärtlich an, „wie gut Du bist, wirklich viel zu gut für mich alten, groben Menschen. Ich bin ganz überzeugt, daß Du alle diese Gründe nur herbeiziehst, um mir eine Liebe zu thun. Aber ich nehme Dein Opfer nicht an. Ich verzichte auf Gottlieb, und der Junge mag alle Deine Lieblingsnamen tragen: Alexander Egon Herbert Haltefest!"

Die Frau Assessor schnellte empor. „Wie, Ernst? Du wolltest im Ernst auf den schönen Namen Gottlieb verzichten? Das wäre aber doch wirklich ganz charakterlos von Dir! Wir wollten uns wirklich auf eine Stufe mit unseren Fleischersleuten stellen?"

„Warum denn nicht? Es sind doch ganz treffliche Leute, und ihre Wurst ist immer delikat!"

„Ernst —! Und wo bleibt die Familientradition? Muß Deine Frau als ihre Wächterin eintreten?"

„Nun, ja freilich, wenn Du meinst, daß darauf etwas zu geben ist —"

„Nun natürlich! Glaubst Du, daß Landgerichtsdirektors eine Familientradition haben?"

„Hm, das weiß ich nicht. Glaub's eigentlich nicht. Sein Vater war ein Kaufmann, der sich erst heraufgearbeitet hat. — Doch ja, eine haben sie"

„O wie schade! Und das wäre?"

„Die lange Nase, die in der Familie erblich ist."

„Du bist ein schrecklicher Mensch, mit Deinen ewigen Possen! Weiter also keine? — Die Namen von den Kindern hat sie wenigstens alle aus Romanen genommen, das weiß ich. Sie wird sich gewiß ärgern, wenn sie erfährt, was wir für eine lange Familientradition haben. Nicht wahr, bis zum Jahre 636 —?"

„Nicht so anspruchsvoll, Liebchen! 1636. Das ist für eine bürgerliche Familie schon weit genug."

„Und Rittergutsbesitzer waren die Haltefests damals?"

„Lehngutsbesitzer, um Vergebung. Es ist etwas weniger als Rittergutsbesitzer damit gemeint, aber es klingt ebenso stolz, und das ist die Hauptsache. Doch um wieder auf den Namen zu kommen, Herbert ist aber wirklich ein netter Name, den ich ungern fallen lasse."

„Nun," meinte Frau Auguste großmütig, „so will ich ihn Dir neben Gottlieb noch als Zunamen einräumen. Bist Du jetzt zufrieden, Männchen?"

„Ich muß wohl," erwiderte der Gatte ebenso großmütig. —

Und nach etwa acht Tagen empfing das wieder genesene

Knäblein in der Taufe den schönen Namen, den die Tradition vorschrieb, und die Familienchronik war wieder um einen Gottlieb Haltefest reicher.

Lieder von Sally-Prudhomme.

Deutsch von **Oskar Linke.**

Bitte.

O wüßtest Du, wie man beweinet
Ein einsam Leben ohne Herd,
Du hättest öfter meinem Hause
Dich zugekehrt.

O wüßtest Du, was schon ein Blicken
Im trüben Herzen läßt erstehn,
Du würdest wohl nach meinem Fenster
Zufällig sehn.

O wüßtest Du, wie Balsam bringet
Dem Herzen Herzensgegenwart,
Du säßest wohl vor meiner Thüre
Nach Schwesterart.

O wüßtest Du, daß ich Dich liebe,
Wie meine Lieb' zu Dir so groß,
Du trätest ein vielleicht von selber —
Ganz ahnungslos!

Ähnlichkeit.

Du hörst es gern von meinem Munde,
Warum ich Dir mein Herz geweiht?
Ich lieb' Dich aus dem einen Grunde —
Du gleichest meiner Jugendzeit.

Oft trübten Deiner Augen Dunkel
Die Hoffnung und die Traurigkeit;
Stets lockt Dich eines Traums Gefunkel —
Du gleichest meiner Jugendzeit.

Dein Haupt erstrahlt wie Marmor immer,
Gemacht für Hellas' Herrlichkeit,
Voll Silberglanz und Himmelsschimmer —
Du gleichest meiner Jugendzeit.

Dir Liebe bietend, streck' ich meine
Hand täglich aus zu Dir voll Leid,
Doch Du gehst Deinen Weg alleine —
Du gleichest meiner Jugendzeit.

Hienieden.

Hienieden stirbt der Blumen Schimmer,
Der Vögel Lieder schnell versprüh'n;
Von Lenzen träum' ich, die da immer
Erblüh'n . . .

Hienieden bleicht der Lippen Schimmer,
Nichts bleibt von ihrem sanften Glüh'n;
Von Küssen träum' ich, die da immer
Erblüh'n . . .

Hienieden, ohne Thränen nimmer,
Die Lieb' und Freundschaft von uns zieh'n;
Von Freuden träum' ich, die da immer
Erblüh'n . . .

Naturrätsel.

Von **Ulrich Grafen Schack.**

Zwei Arten von Bewußtsein, falls es zwei verschiedene Arten sind, lösen sich ab, um abwechselnd von unserer Lebenszeit Besitz zu nehmen: nämlich das gewöhnliche „Wachleben" und das „Schlafleben", das indessen auch wache Zustände aufweist. Schon ein Träumender wacht in gewissem Sinne, und eine hypnotisierte Person vernimmt mit dem Ohre die Fragen des Hypnotiseurs, während sie freilich die Stimme anderer Personen meistens nicht zu hören scheint, oder wenigstens nur auf Befehl des Experimentators. Derselbe befiehlt ihr zu erwachen, und trotzdem bleibt die Hypnose. Es ist ein Wachen, das man ein Traum- oder Schlafwachen nennen kann. Das moralische Überlegen scheint alsdann zu schlummern, wie zugleich alles abstrakte oder begriffliche Denken herabgesetzt zu sein, wie es leicht ist, dem Hypnotisierten ein Verbrechen ausführen zu machen, ihm zu befehlen (suggerieren), eine Uhr zu stehlen oder Feuer anzulegen, oder etwas Ähnliches. Verwandt sind die Zustände der Somnambulen, die ebenfalls wachen und dabei somnambul sein können. Sie selbst wissen es zuweilen und sprechen im Wachen von einem anderen Erwachen als einer Rückkehr zum gewöhnlichen Wachleben.

Was besonders den Anschein erweckt, hier thatsächlich zwei Arten von Bewußtsein vor sich zu haben, ist der merkwürdige Umstand, daß das aus der Hypnose oder dem Somnambulismus erwachte Subjekt fast immer die Erinnerung an das verloren hat, was es im Traumwachen that und sagte, diese jedoch mit überraschender Genauigkeit wiedererhält, sobald das Traumwachen zurückkehrt. Auch sprechen die Thatsachen des „Hellsehens", das sich in solchem Zustande zuweilen einstellt, wie noch einige andere Umstände dafür, freilich ohne, nach meinem Dafürhalten, etwas zu beweisen. Das hat man nun wie echte Wunder angestaunt, oft auch mit zweifelndem Spott zurückgewiesen, ohne dabei zu bedenken, daß auch im Zustande des gewöhnlichen Wachens gleich Wunderbares angetroffen wird. Freilich sind die einschlagenden Thatsachen uns hier so wohl bekannt, daß sie den Schein der Merkwürdigkeit verloren haben und durch ihre Alltäglichkeit wie selbstverständlich sich ausnehmen. Aber die Bekanntschaft mit einem Unerklärten erklärt nichts, beruhigt höchstens den „praktischen" Mann. So fühlt sich auch ein Kind zufrieden, daß die Sonne leuchtet und wärmt, und verlangt nicht zu wissen, was sie ist. Der Mann der Wissenschaft hingegen hat alles zu untersuchen, und das Bekannteste, sobald es rätselhaft ist, besonders; er darf nicht jener Dame gleichen, der ich Spektren der Fixsterne und Nebelflecke auf einer Karte vorwies, und die sogleich abwehrend ausrief: „Das interessiert mich gar nicht, da interessiert mich Pasewalk mehr, wohin ein Offizier versetzt ist, den ich kenne!" Wir aber betrachten jene Merkwürdigkeiten, und der denkende Leser wird mit mir Fragen an den Weltschöpfer stellen und seine Macht bewundern.

Stellt der Intellekt durch die „fünf Sinne" vor, so erkennt er die Welt der empirischen Körper, d. h. Dinge, die derart im Raume liegen, daß ein und derselbe Raum nur immer einem zugehört, dermaßen die Körper die Eigenschaft der „Dichtigkeit oder Undurchdringlichkeit" besitzen. Alle Dinge, die sonst im Raume vorkommen, liegen in anderen Raumarten, in denen das Gesetz der Dichtigkeit nicht herrscht.

Die bekanntesten davon, weil selbst die offizielle Schule auf sie achtet, sind die mathematischen Körper. Diese Raumarten sind gedachter Raum, wohingegen jener Raum, den die empirischen Körper einnehmen, vorgestellt ist; er heißt der „empirische oder wirkliche Raum". Und nicht nur im empirischen Raume liegen alsdann des Intellektes Vorstellungen, sondern zugleich in der empirischen oder wirklichen Zeit, d. h. in jener Zeitart, die durch Bewegung eines empirischen Körpers (Uhrzeiger) meßbar wird. Seine Vorstellungen heißen alsdann „unmittelbar", weil sie als existierende in der Gegenwart liegen, um sogleich hinabzusinken — nach dem Gesetze der Kausalität — in jene Zeit, die „Vergangenheit" heißt und eine gedachte Zeit ist. Alle Vorstellungen, die noch erwartet werden, liegen hingegen in der „Zukunft", die ebenfalls eine bloß gedachte Zeit ist. Aber mit einer so deutlichen Gesetzlichkeit tritt hier alles hervor, daß es der Wissenschaft möglich wurde, lange „Kausalreihen" zu bilden, in denen stets die letzte Wirkung die frühere zur Ursache hat, und selbst Ursache der späteren wird.

Doch ist die Welt der Körper, die sich da im empirischen Raume ausbreitet, nur die eine Hälfte der empirischen Natur, indem der Intellekt auch Dinge unmittelbar vorstellt, also in der Gegenwart vorstellt, ohne die fünf Sinne dabei zu benutzen: nämlich die „Gefühle". Es ist daher ein gewaltiger Irrtum, den die Erfahrung stündlich widerlegt, daß der Mensch nur durch seine fünf Sinne wahrnehme: wäre dem also, es gäbe keine Gefühle, diese wichtigen Geschöpfe im Haushalt der Natur. Wer in den Wissenschaften auf Erfahrung viel giebt, muß das sogleich zugestehen, und neben die Lehre von den empirischen Körpern eine Lehre von den Gefühlen stellen. Diese zweite Art von unmittelbaren Vorstellungen, indem sie gar nicht im Raume liegen, wenngleich in der empirischen Zeit, ist in ihrer Erscheinung recht verschieden von den empirischen Körpern. Dieselben bilden das Gemüt oder die „Seele" der mit Bewußtsein begabten empirischen Körper. Man hat übrigens den Begriff „Seele" von dem Begriff „Intellekt oder Geist" genau zu unterscheiden. Denn der Intellekt ist das Vorstellende, die Seele, die gewiß auch Tiere haben, besteht aus Vorstellungen. Das ist ein Unterschied, nicht kleiner als etwa zwischen einer Maschine und ihrem Produkt. Wird derselbe nicht gemacht, so ist's mit der ernsten Wissenschaft vorbei.

Drittens erfüllen das Bewußtsein Dinge, die man nicht empirisch nennen kann und darum zu den gedachten zu zählen sind. Dieselben sind Vorstellungen, liegen aber doch bloß im „gedachten" Raume. Ich meine die „Gedächtnisvorstellungen". Diese gleichen sehr den empirischen Körpern, kaum weniger als Traumbilder, doch beziehen sie sich immer auf ein Bestimmtes und Gewesenes. Sie erfüllen die Vergangenheit und ordnen dieselbe übersichtlich. Physikalisch lassen sie sich nicht untersuchen.

Viertens weist das Bewußtsein noch „Phantasievorstellungen" auf. Zeigen die Gedächtnisvorstellungen auf ein Vergangenes zurück, gleichsam wie auf ihre Ursachen, so stellt sich das Phantasiebild wie aus dem Nichts entstanden dar. So deutlich diese Vorstellungen sein können, ahmen sie ganz wie die Gedächtnisvorstellungen niemals Gefühle nach, vielmehr bloß empirische Körper, wobei die Eigenschaft der Dichtigkeit stets ausfüllt, weil dieselben in ihrer Bildlichkeit nur ein Gedachtes sind, somit auch nur im gedachten Raume liegen. Phantasiebilder sind die Bausteine für die Kunst, wie die Gedächtnisvorstellungen für die wichtigsten, d. h. die sogenannten „konkreten" Wissenschaften. Es liegt wie zwei Spiegel in unserem Bewußtsein, von denen der eine das Vergangene noch einmal mit dem Scheine der Wirklichkeit aufzeigt, der andere, wie aus geheimer Kraft, daraus Neues bildet.

Die fünfte und letzte Art der Dinge, die im Bewußtsein vorkommen, indessen nur im menschlichen, sind die „Begriffe". Ich lasse sie außer acht, da meine Betrachtung der unmittelbaren und der gedachten Vorstellungen, d. h. des Bildlichen in unserem Bewußtsein, des Rätselhaften genug enthält, um die Thatsachen des gewöhnlichen Wachens ebenso merkwürdig erscheinen zu lassen als die des zweiten Bewußtseins, die man, wegen ihrer Seltenheit, glaubt wohl ganz hinwegleugnen zu dürfen. Die Begriffe sind für die „abstrakten" Wissenschaften das, was die Gedächtnisvorstellungen für die „konkreten", und ist eine, die Mathematik, ganz aus ihnen errichtet.

Zunächst seien also die unmittelbaren Vorstellungen von dem „äußeren Sinn", oder mit den fünf Sinnesorganen wahrgenommen, untersucht. Es stellt da die Naturwissenschaft die Hypothese auf, daß sich alle Sinneseindrücke zuletzt als Erschütterungen von Gehirnnerven dem Forscher darstellen. Je nachdem die Erschütterung verschieden beschaffen war, stellt sich die daraus als Wirkung jedesmal hervorgehende unmittelbare Vorstellung dar. Ich sehe grüne Farbe, weil mein Gehirn auf eine gewisse Weise erschüttert wurde, und würde gelbe gesehen haben, hätte es auf bestimmte Weise anders vibriert. Diese Hypothese, gut oder schlecht beglaubigt, gilt heute in den Schulen als Dogma. Wir dürfen sie darum dreist anerkennen. Was sagt dieselbe? Beispielsweise eine Geigensaite, in gewisser Weise vibrierend, bringt alsbald die umliegende Luft in eine gleiche Vibration, diese das Ohr, dieses die leitenden Nerven, diese zuletzt das Gehirn. Des Hörers Intellekt ist in normaler Thätigkeit und nimmt alsbald einen bestimmten Ton wahr. Der Ton als Ding ist nun des Hörers Vorstellung, ganz wie die Bewegung von Geigensaiten, Luftteilen und Nerven des Forschers Vorstellung war. Was das Auge sah, hatte zur Folge ein Gehörtes, einen Geigenton. So viel, und nicht mehr, brachte die Forschung heraus. Immerhin ein bedeutender Gewinn für die Bildung von Kausalreihen.

Wohl bei Tönen, indessen nicht bei anderen Eigenschaften empirischer Körper, spielt die Luft den Vermittler, sondern ein anderer Körper „Äther" genannt, der zwar nicht sinnenfällig ist, also auch nicht empirisch, aber auch kein mathematischer Körper, keine Gedächtnisvorstellung, sondern bloß ein Beschriebenes und Geglaubtes, also wahrscheinlich eine Phantasievorstellung. Die letzte Entscheidung hierüber soll den Entdeckern und Beschreibern des Äthers vorbehalten sein. Dieser märchenhafte Körper vibriert und es erfolgen Farbenerscheinungen, Wärmeempfindungen u. s. w. Welche Thatsache des zweiten Bewußtseins ist weniger zu begreifen, verläßt sich mehr auf bloßen Glauben? Stets aber ist's so, daß Gehirnschwingungen als Ursachen der Eigenschaften empirischer Körper angenommen sind: waren die betreffenden Gehirnschwingungen nicht in meinem Haupte, so erfahre ich von den betreffenden Eigenschaften der empirischen Körper nichts. An sich hätten dieselben also keine Eigenschaft, wohl aber die Fähigkeit, meine Nerven in Bewegung zu setzen. Hier das verschiedenartigste Schwingen meiner Gehirnnerven, dort Töne, Farben, Gerüche, Geschmacks- und Tasteindrücke.

Was ist damit erklärt? Eigentlich nichts, wenn schon Kausalreihen darauf zu bilden sind. Denn von dem Bande, das die Nervenschwingungen mit den Eigenschaften der empirischen Körper verknüpft, ist bei besagter Hypothese gar nicht die Rede, die sich bloß auf Physisches und nicht auf Metaphysisches bezieht. Aber gerade nach diesem Bande frägt die tiefere Forschung, mag es auch das unerklärte Geheimnis enthalten. Sie sagt auch nicht mit dem Praktiker: „Was nützt es mir, das Geheimnis zu erfahren?" es genügt ihr, keine stichhaltigen Gründe zu wissen, weshalb etwas unerklärt blieb, um zu forschen. Mag man die Nervenschwingungen und die Eigenschaften der empirischen Körper noch so genau beschreiben, noch so eifrig in Kausalreihen verwerten, von ihrem Zusammenhange erfährt man darum nichts. Ich will nicht bestreiten, daß auf gewisse Gehirnschwingungen in mein Bewußtsein Töne eintreten, aber ich muß doch fragen, was beide verbindet. Berührte Hypothese giebt die Antwort nicht, und so nimmt es sich denn wie ein Wunder aus, daß Bewegungen empirischer Körper (Nervenschwingungen) sich in Farben, Töne, Gerüche u. s. w. verwandeln. Das zweite Bewußtsein oder Schlafwachen zeigt kein größeres Wunder. Auch wird der Schleier dadurch nicht gehoben, daß man das Auge des Verstandes verschließt, bloß um sagen zu können: „Wir bemerken nichts, und alles Forschen nach dem Metaphysischen ist Unverstand."

Daß ein Metaphysisches die unmittelbaren Vorstellungen im Raum, also die Eigenschaften der empirischen Körper kausal verknüpft, ist nun nicht schwer einzusehen, und trotzdem von den naturwissenschaftlichen Schulen nicht eingesehen: sind dieselben nun berufen über sogenannte „Geistererscheinungen" — ich wähle den sonderbaren Namen, weil er im Gebrauche ist — die eine Thatsache des zweiten Bewußtseins ausmachen, zu urteilen? Ich denke nicht. Es ist aber zwischen einer unmittelbaren Vorstellung im Raume, sagen wir einem wirklichen Menschen, und einer Geistererscheinung von einem Menschen sehr vieles gleich; vor allem werden beide gesehen, freilich die Geistererscheinung nicht mit den wirklichen Augen, sondern mit jenem Auge, mit dem man Traumbilder sieht. Daß Laien die Natur nicht scharf beobachten könnten, zumal nicht unterscheiden, ob sie schliefen oder wachten, und darum gewöhnliche Traumbilder, oder auch Phantasiebilder, für Geistererscheinungen nähmen, ist eine Voraussetzung naturwissenschaftlichen Hochmuts. Man mag sich drehen und wenden, einige solcher Erscheinungen sind vorzüglich beglaubigt, selbst von studierten Naturforschern. Sogar dem alten Goethe ist's widerfahren, als er noch jung war und ungeschwächten Urteils. Aber, wie gesagt, die Möglichkeit, daß man unmittelbar vorstellt, ist ebenso rätselhaft.

Wie kommt es nun, daß man bei gleicher Entfernung den einen Körper kleiner als den anderen sieht? Vielleicht sind es Ätherschwingungen, welche das bewirken, obwohl dieselben nicht die Raumgestalt der geschauten Körper besitzen. Man kann freilich so fortschrittlich denken, Kants Raumlehre zu lesen und zu begreifen, und was noch kühner ist, vor der offiziellen Wissenschaft zu verteidigen, d. h. diesen ins Gesicht zu schlagen, aber die Verteilung des Raumes und der Raumgestalt unter den empirischen Körpern bleibt trotzdem unerklärt. Also angenommen — wider Kants Raumlehre, die uns nichts kümmert — der Äther oder ein anderer empirischer Körper — der Äther ist für die naturwissenschaftlichen Schulen nämlich ein empirischer Körper — sei die Ursache der Raumeinteilung unter den Körpern, so erklärt solche Annahme ihre Möglichkeit nicht; es wäre vielmehr wie Hexerei. Ein Rätsel der Natur — lassen wir's fallen!

Ohne Vermittelung der Sinnesorgane werden die Gefühle als unmittelbare Vorstellungen wahrgenommen. Sie besitzen deshalb auch keine der Eigenschaften der empirischen Körper, bis auf eine einzige, nämlich Ausdehnung in der Zeit. Über dem Werden der Gefühle vergeht empirische oder wirkliche Zeit, ganz wie über dem Werden empirischer Körper. Doch sind sie bei aller Verschiedenheit häufig mit empirischen Körpern kausal verbunden. Z. B. verursacht der Anblick von Speisen dem Hungrigen angenehme Gefühle, die zu Handlungen treiben und sofern empirische Körper verändern. Vielleicht sogar würde man keine Gefühle haben, wenn die empirischen Körper nicht zuvor vorgestellt würden. Auch diese Frage harrt der Beantwortung. So ist denn auch hier ein kausales Band vorhanden, nur ist seine Möglichkeit nicht begriffen, auch nicht begriffen, wenn man mit dem Philosophen weiß, daß empirische Körper nur Scheinursachen sein können. Denn wer nach „echten" Ursachen forscht, muß nach den Kräften forschen, die als Metaphysisches nicht zur Welt der Erscheinungen gehören, weder zu den räumlichen, noch zu den bloß zeitlichen Erscheinungen. Was kann dunkler sein als die Kausalität, die die unräumlichen Gefühle mit den empirischen Körpern verbindet? Man dringe nur in dieses Geheimnis ein, und es wird noch geheimer werden. Daß wir auf Gefühle hin handeln, weiß jeder, über die Möglichkeit dieser Thatsache denkt fast niemand nach. Man mag in der Naturbeobachtung exakt sein im praktischen Sinne, in theoretischem ist man es nicht. So hat es die exakte Forschung herausgebracht, daß auf gewisse Gehirnschwingungen gewisse Töne erkannt werden, sie wird aber sogleich unexakt, indem sie meint, damit etwas erklärt zu haben: im Gegenteil, die Sache ist noch unbegreiflicher geworden. Und nicht weniger unbegreiflich ist's, wie auf musikalische Töne, zumal wenn sie ein großer Komponist zusammengestellt hat, Gefühle in unserem Gemüt erfolgen. Sobald man in der theoretischen Wissenschaft exakt forscht, häufen sich die Rätsel, oder vielmehr das nicht bedachte Verhältnis wird erkannt, wenngleich darum noch nicht verstanden, und es vertieft sich der Gottesbegriff. Nur weil die Naturwissenschaften fast nur praktisch und nicht auch theoretisch arbeiten, haben wir einen flachen Gottesbegriff.

Drittens hat man die Gedächtnisvorstellungen zu betrachten. Wie wird es möglich, daß man das Bild eines empirischen Körpers, den man freilich einmal vorstellte, der nun aber nicht länger vorgestellt ist, vielleicht inzwischen aus der Wirklichkeit verschwand, ein zweites Mal vorstellt? Es ist wie ein „Hellsehen" hinein in die Vergangenheit, und die Sinnesorgane haben dabei nichts zu schaffen. Ein zweites Auge hat sich aufgethan und schaut, was das wirkliche Auge einst sah und nicht mehr sieht. Man zweifelt an der Möglichkeit der Geistererscheinungen, bloß weil sie mit den fünf Sinnen nicht vorgestellt werden, aber die Gedächtnisvorstellung ist doch da, täglich erkannt und benutzt, und es verhält sich mit ihr nicht anders. Weist sie zwar stets auf ein Gewesenes zurück, so die Geistererscheinung zuweilen auch. Noch niemand hat behauptet, daß Gedächtnisvorstellungen Selbsttäuschungen wären, folglich darf der besonnene Forscher auch nicht behaupten, daß Geistererscheinungen und das Hellsehen in allen Fällen solche sein müßten. Denn das meiste, was unser Bewußtsein enthält, ist durch die Sinnesorgane nicht vermittelt. Vielleicht giebt es kein zweites Bewußtsein, wobei der Begriff

alsdann nur ein Schulbegriff wäre; darum jedoch, weil die Sinnesorgane dabei nichts vermitteln, mag es wohl existieren. Der moderne Physiker will nur Dinge gelten lassen, die von den fünf Sinnesorganen wahrgenommen werden. Das ist aber recht unwissenschaftlich und eine Mißachtung der täglichen Erfahrung: denn wir wissen von Teilen der Natur, welche nicht unmittelbar vorgestellt sind, und die Gefühle, die es allerdings sind, liegen doch nicht vor den Sinnen. Keiner der fünf Sinne berichtet etwas vom Gemüt oder der Seele, keiner von Gedächtnisvorstellungen.

Hat man eine Gedächtnisvorstellung, so ist ein Vergangenes seine Ursache, und dabei kann ein Vergangenes nicht wirken. Darum sind alle Ursachen, die früher fallen als ihre Wirkungen, bloß Scheinursachen, und sie mit der modernen Naturwissenschaft für echt zu nehmen, ist gegen die Wahrheit. So in Vorurteile tief versenkt, ist die moderne Naturwissenschaft nicht in der Lage, über den Wert oder Unwert der Thatsachen des zweiten Bewußtseins zu urteilen. Es ist denkbar, daß man einen Stern am Himmel leuchten sieht, der an sich nicht mehr existiert, und nicht undenkbar, daß man einen Gegenstand, vielleicht einen Menschen, der nicht mehr existiert, im zweiten Bewußtsein dennoch sieht, wie man ja im ersten Bewußtsein von Gedächtnisvorstellungen weiß.

Und nun zum Schluß das Phantasiebild. Es ist der Gedächtnisvorstellung ähnlich, nur daß es auf die Vergangenheit **nicht** hinweist. Wenn das Vergangene für die Gedächtnisvorstellung wie eine Ursache aussah, hier ist eine solche nicht zu entdecken. Darum jedoch sind Phantasievorstellungen sicherlich ein Gewirktes, d. h. ein Notwendiges in ihrer Erscheinung. Immerhin treten sie in das Bewußtsein wie Wunder ein, die durch ihre Häufigkeit nicht begreiflicher werden.

Alle drei Arten von Vorstellungen erregen Gefühle, d. h. stellen sich in der Kausalreihe dar als Ursachen von Wirkungen. Dem ist so, obwohl die zünftige Naturforschung ihre Kausalreihen nur aus Vorstellungen der ersten Art — freilich mit Hinweglassung der Gefühle — bildet, und deshalb sehr unvollkommene Kausalreihen besitzt. Ein Phantasiebild kann mein Herz ebenso lebhaft erregen als der Anblick eines empirischen Körpers. Shakespeare ist erstaunt, daß Hecuba den Schauspieler zu Thränen rührt. Ein Phantasiebild erregt also Gefühle, die alsbald zu Ursachen von Thränen werden — also empirische Körper bewegen. Man erkennt hieraus, daß ein und dieselbe Kausalität die ganze Natur beherrscht, und daß, wenn schon das Wunder nicht sein kann, so doch das Wunderbare.

Der Wille, der ja Kraft ist, erzeugt Phantasiebilder. Das abstrakte Denken aber stört das instinktive Walten des Willens. Hierin liegt der Grund, weshalb bei Kindern die Phantasie lebhafter arbeitet. Wie der Wille Phantasiebilder erzeugt, zeigt sich namentlich schön bei der Hypnose: hier wird erregt der Wille des Hypnotisierten, der alsdann die suggerierten Bilder wie wirklich sieht, hört, riecht, fühlt und schmeckt. Wenn ein Kind Phantasiebild auf Phantasiebild sieht, so ist das als ob es in einer Selbsthypnose wäre.

Soviel von den Rätseln des großen Rätsels Natur.

Spätherbst.

Von **Lilli Seippel.**

Die dunklen Spätherbsttage,
Mir sind sie recht;
Paßt doch zu Schmerz und Kummer
Die Sonne schlecht.

Des Sommers bunte Farbe
War mir verhaßt,
Seit mir das Leid geworden
Ein steter Gast.

Nun sah ich niedersinken,
Verwelkt und matt,
Zur Ruhestatt, der Erde,
Leis Blatt auf Blatt.

Da ward das Herz mir stille;
Noch kurze Zeit,
Dann ist ein Platz zum Ruhen
Auch mir bereit — —

Die grauen Nebeltage,
Mir sind sie recht;
Paßt doch zum Abschiednehmen
Die Sonne schlecht.

Wie soll man Kunst genießen?

Eine Plauderei.

Ich war in Gesellschaft. Ein seltener glücklicher Zufall bescherte mir eine Tischnachbarin, die über ernstere Fragen selbständig nachgedacht hatte. Wir unterhielten uns aufs beste; wir kannegießerten nicht politisch, sondern beschäftigten uns mit allgemeinen Gesprächsgegenständen und waren, ich weiß nicht wie, plötzlich in eine eifrige, litterarische Polemik geraten. Meine Gegnerin entwickelte eine ganz besondere Fähigkeit darin, über manche Dinge so vornehm von oben herab zu urteilen, daß man unwillkürlich zu entschiedener Antwort gereizt wurde. Ich mußte mich zeitweilig geradezu anstrengen, um ihrer Schlagfertigkeit kein Wort schuldig zu bleiben, allein wir wurden bald durch das Aufheben der Tafel seitens der Hauswirte unliebsam gestört. Und damit nicht genug, der schrecklichste der Schrecken — für meine unmaßgebliche Persönlichkeit wenigstens — trat ein: ein junges Mädchen klimperte Klavier, nachdem es sich einige Zeit geziert hatte. Was sie spielte, der Himmel mag sich dessen entsinnen, mit Bestimmtheit erinnerlich ist mir nur, daß ich vom Augenblick ihres Aufhörens an in eine Art von Eisbär verwandelt und jede Gemütlichkeit für mich an dem Abend vorüber war, daß ich von Minute zu Minute einsilbiger wurde, und mich schließlich mit stoischer Ruhe unerschütterlichem Stillschweigen hingab. Denn man hatte in natürlicher Gedankenfolge die Rede auf Musik gebracht, Ausdrücke wie „Vokalmusik, Instrumentalmusik, Symphonie, Sonate, Intermezzo" schwirrten und sausten nur so durcheinander, so daß es eine wahre Lust war, mit beschaulichen und — im Vertrauen gesagt — vielleicht etwas ironischen Gedanken stumm zuzuhören. Indessen meine gute Stunde sollte bald ihr Ende erreicht haben. Hastig wandte sich die vorher neben mir sitzende Dame nach mir um und sagte in befremdetem

Ton: „Nun, Sie glänzen ja jetzt durch Sprachlosigkeit und sind doch sonst nicht mundtot? Wollen Sie nicht die große Güte haben, mir Ihr schätzbares Urteil über Mascagnis ‚Cavalleria rusticana‘ mitzuteilen?“

„Nein, mein Fräulein, ich bin zu meinem Bedauern genötigt, Ihnen dieses vorzuenthalten, denn ich habe keines darüber, maße mir also auch keines an.“

„Wie, Sie haben keines, was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich vom Kopf zur Sohle ein musikalischer Laie bin, nicht einmal eine Note kenne, nicht die mindeste Spur von Verständnis für Musik habe und demzufolge eine eigene Meinung mir nicht bilden kann.“

„Und Sie schämen sich nicht, das so offen in meiner Gegenwart zu gestehen, Sie, ein Mensch, der angeblich den gebildeten Kreisen angehören will? Schmach und Schande über Sie und — gute Besserung!“

„Was die sogenannten ‚gebildeten‘ Kreise anbelangt, so gestatten Sie mir wohl, darüber meine ganz persönliche Meinung zu haben, die ich allerdings lieber für mich behalten will, da sie vermutlich hier allerhöchstes Mißfallen erregen würde. Im übrigen bemerke ich Ihnen, daß ich von Schamgefühl nichts, durchaus nichts in mir verspüre, ja, daß ich, wenn Sie mir das Versprechen geben, nicht in Ohnmacht zu fallen, Ihnen ein rückhaltloses Bekenntnis aller meiner ähnlichen Sünden in ihrem vollen Umfange ablegen will. Darf ich um gnädiges Gehör bitten, mein Beichtvater?“

Übermütig klang es: „Wohlan!“

„Nun denn, nicht nur, daß das Gebiet der Musik mir ein verschlossenes Paradies ist, ich hege auch einen unendlich geringen Begriff von der Tanzkunst; bezüglich der Eigenschaften und Schönheiten der Malerei herrscht unheimliches Dunkel in meinem Kopfe; anerkannte Meisterwerke der bildenden Künste lassen mich äußerst kalt und — ich rühme mich laut alles dessen, ich setze meine Ehre hinein, diese meine Schwächen freimütig zu verkünden.“

„Bei solch bedauerlicher Einseitigkeit ist das Hochmut!“ sagte sie spöttisch. „Sie sind vernarrt in die Litteratur und glauben, damit schon Ihrer Pflicht als Kulturmensch genug gethan zu haben. Danken Sie Gott, daß Sie die Mittel bequem zur Hand haben, um sich in allen Künsten einigermaßen zu vervollkommnen. Schlagen Sie sich reuig an die Brust, thun Sie Buße und Sie werden eine milde Richterin in mir finden.“

Nach und nach hatte sich meine Gegnerin so ins Feuer hineingeredet, daß ein großer Teil der Anwesenden uns umstand. Aber auch ich war warm geworden, wärmer als ich es wollte. Und so scheute ich mich nicht, angesichts der Versammelten wieder zu beginnen: „Ja und dreimal ja, ich glaube, daß mir die segensreiche Kultur nicht den Zwang auferlegt, überall herumzupfuschen und -zustümpern. Und ich habe bis aufs Messer Krieg jener heute verbreiteten Bildung geschworen, welche es von Jugend auf jedem zur Notwendigkeit macht, sich ein bestimmtes Maß von Wissen in jeglichem Kunstbereiche anzueignen. Wir haben in der Schule schon einen Stundenplan, nach dem uns systematisch heute Kunstgeschichte, morgen Musik, übermorgen abermals ein anderes eingetrichtert wird. Nicht das persönliche Bedürfnis wird dabei in Betracht gezogen, nicht, daß dieser die meiste Neigung und Empfänglichkeit für Poesie, der zweite für Plastik u. s. w. hat, sondern man nippt bald hier, bald dort, und vor lauter Nippen und Nippen kommt man nicht dazu, volle und tiefe Züge aus dem Becher der Kunst zu thun, die unserem Geschmack am meisten zusagt. Ich habe mich von der Welt in dieser Beziehung kühn freigemacht, mich hat's unwiderstehlich von jeher zur Dichtung gezogen und einzig diesen innerlichen Drang habe ich zur Richtschnur meines Handelns in meinen Mußestunden gemacht. Und ich fühle, daß ich recht gethan habe; nicht eine innere Stimme, nein, meine Stimmung bei dem Genusse einer wahren Dichterschöpfung bezeugt mir's. Wer in jedem Behälterchen des Geistes ein anderes niedliches Kunstbedürfnis hegt — die liebe Mode verlangt's ja, und wer hätte den Mut, ihr zu widerstehen? — Der kennt nicht jene köstlichen, wonnigen Gemütserregungen, wie ich sie zuweilen habe. Alles, was ich im Laufe langer Jahre mühsam gelernt und erfahren, allen Wissenskleister und Kulturfirnis, alle anerzogenen Sitten und Förmlichkeiten, alles kritische Erkennen — ich werfe sie weit, weit von mir in der weihevollen Stunde, da ich an ein dichterisches Werk herantrete. Naiv, gläubig und unbefangen wie ein neugeborenes Kind lebe ich mich in seine Seele ein. Und meine stille Klause erweitert sich mir, und wie der Dichter schaffend Mittelpunkt der Welt ist, so bin ich es genießend. Ich schluchze bang mit meinen Helden und jauchze mit ihnen ihr Glück in Gottes freie Natur hinaus, kindische Verzückung bemächtigt sich meiner bei ihrem Wohlergehen und angstvoll suche ich mit ihnen in schwerer Lage nach einem rettenden Auswege. Und sind sie zur Ruhe gelangt, dann waltet eine stille, eine göttliche Harmonie in mir — das ist die Wirkung eines echten Kunstwerkes und so, meine ich, soll und wird jedermann die und nur die Kunst genießen, zu welcher ihn sein Erholungs- und Erhebungsverlangen hinlockt!“ — —

Kühle, erstaunte Gesichter starrten mich nach diesem Ergusse an. Bedrückendes Schweigen lastete auf der Versammlung, bis endlich ein vorwitziger Backfisch mit erfrischender Ungebundenheit herausplatzte: „Was der Mensch für komische Ansichten hat!“ Nun ging's los, das Verdammen. „Ein seltsamer Schwärmer! Pah, welche Schrullen! Was für ein Sonderling!“ Aber ein älterer Herr, den ich ungemein hochachtete, löste sich aus der Gruppe los und schüttelte mir die Hand. „Bravo, mein wackerer, junger Freund, Sie haben mir aus der Seele gesprochen, bleiben Sie dieser Ansicht stets getreu!“ Und mit diesem Gutenachtgruß im Gedächtnis empfahl ich mich unter den üblichen Abschiedsformeln, die teilweise ganz unbeachtet gelassen wurden, und eilte nach Hause. **Max Speier.**

Sprüche.

1.

Wen Gott lieb hat, den züchtigt er,
Lehrt ihn in jungen Tagen,
Daß nichts beglückt auf Erden mehr,
Als — eignem Glück entsagen.
Drum strebe nicht nach Gold und Lust,
In Liebe wird um Herzen!
Dann trägst Du Gott in Deiner Brust
Und kannst die Welt verschmerzen.

2.

Ob Dir der Bach zeigt rauher Felsen Bild,
Ob drin sich spiegelt blühendes Gefild —
Sein Wasser labt nur, wenn es ihm gelingt,
Daß er die Welle rein zur Stelle bringt.

3.

Nicht was an Lust und Leid Dir widerfährt —
Du selbst bestimmst des Lebens Glück und Wert;
Zum All' erweitert sich Dein enges Sein,
Bewahrst Du stets Dein Herz von Selbstsucht rein.

Curt Rothardt.

Vermischtes.

Ein höflicher Prediger. Der Oberhofprediger Zyprian zu Altenburg redete die Herzogin Louise Dorothea von Gotha folgendermaßen an:

„Durchlauchtigste, gnädigste Herzogin, erhabene Sünderin!“

Diese Worte vernahm der Page Thümmel, welcher horchte. Als die Herzogin sich entfernte, bemerkte sie, wie der Page lächelte. Sie erriet sogleich den Grund und meinte huldvoll zu dem Pagen:

„Er hat gewiß gehorcht. Je nun, der Prediger meint es gut.“ Gr—r.

Briefkasten.

Nr. 2. X. Bitte senden Sie den Roman an den Verlag ein. Aber Sie müssen Geduld wegen der Entscheidung haben, denn es liegen an dreißig noch ungeprüft da. — Frl. Fr. S. in W. Sie besitzen leidenschaftliches Empfinden, aber Ihnen fehlt es noch an Formgefühl. „Sei stolz“ ist noch in den acht ersten Zeilen darin am besten, aber hier ist der Inhalt etwas herkömmlich. Senden Sie gelegentlich Neues. — Buschanemone. Ihr Los ist schwer, aber Sie brauchen die Hoffnung nicht sinken zu lassen. Alles Leid fließt einmal vorüber, der Mutige aber sollte sich von den Wellen nicht mitreißen lassen. Senden Sie die Novelle an das genannte Blatt. 400 Gedichte kann ich nicht lesen, auch glaube ich kaum, daß die Lyrik Ihnen etwas eintragen wird. Mit heiteren Gedichten ist noch eher etwas zu verdienen; versuchen Sie es bei den „Fliegenden Blättern“ in München. Besten Gruß. — H. R. R. in B. Kleinpaul genügt für die äußere Technik vollständig, die innere Form können Sie nur aus sich lernen, denn echtes Formgefühl läßt sich nicht lehren. — Herrn Max Sp. in Frkf. a. M. Nun, zufrieden? — Herrn R. J. in Berlin NW. „Traumbild“ ungenügend in der Form. — Herrn Asm. in Mannheim. Brief besorgt. Für die freundlichen Wünsche besten Dank! — Fr. (oder Frl?) Marie L. F. M. in Kr. „Neues Geschlecht“ gut gemeint, aber die Distichen sind leider ganz verfehlt. — Herrn T. in Gl. „Elisabeth“ sehr warm, aber schon durch den Eingang zu abgerissen wirkend; „Sommertag“, Strophe 3 ist fein gesehen, besonders die zwei ersten Zeilen. Aber die „Äthernahrung“ ist etwas gesucht. Sie können neue Versuche senden. — stud. S. K. in B. „Trennung“ genügt weder in der Form noch im Ausdruck. „Wie Du mir früher auch Einmal schriebst“ . . . fühlen Sie denn nicht, daß diese Wendung durchaus nüchtern ist? — Frl. H. Kl. in H. Das Werk kostet 160 Mk. gebunden. — Frl. A. K. in Gr. „Kreuz von Golgatha“ sehr gut gemeint, aber dichterisch unbedeutend. — Herrn P. W. in S. In Ihnen scheint eine stärkere lyrische Begabung zu stecken, aber Sie sind noch im Banne der Erinnerung an Gelesenes. Gefühl ist echt, aber Bilder und Sprache stammen aus zweiter Hand. Senden Sie später einmal neue Proben. — Frl. N. Dohrius. Anschauung herkömmlich, Sprache und Form noch unreif. — Merkur. Sie sehen, eines der Gedichte ist schon abgedruckt. Vielleicht kommt „Empor“ auch. — Abendlichtnelke. Das Gedicht ist zu empfindsam. Die Form ziemlich gewandt. — Frl. E. L. in B. (Neumark). „Da kam das Glück“ zeigt Fortschritt. Ihr Brief hat 20 Pf. Strafe gekostet. Geben Sie ein andermal auf das Gewicht acht. — Fr. A. S. in M. Leider kann ich mein Urteil nicht ändern; auch die neuen Gedichte sind sehr warm empfunden, nicht ohne Stimmung, aber in der Form und im Ausdruck unzulänglich. — Rose. Geben Sie Namen und Wohnung an, Sie sollen das Gewünschte erhalten. — Herrn Dr. Br. in C. 1) Die genannten Schriftsteller sind alle Juden, nur E. ist getauft. 2) S. lebt in Berlin. — Herrn A. v. W. in B. Nein, ich rechne mich nicht zu den „Theosophen“. Die Bezeichnung „Gottesweiser“ erscheint mir zu unbescheiden. Auch zu den Anhängern der Mrs. A. Besant gehöre ich nicht. Aber Sie sind frei und können nach Ihrem Wollen wählen. — Herrn H. M. in St. Es ist mir lieber, wenn Sie mir einige selbständige Gedichte senden. Übrigens ist „Im Frühling“ gewandt geschrieben. — Elias Vogel. Gut gemeint, aber ungelenk.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.
2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.
3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.
4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW, zu richten.
5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.
6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 50.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 51.

Eine Frauenschuld.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Der alte Kolbert war damals froh gewesen, als er seine Tochter aus der rheinischen Künstlerstadt mit sich fortgezogen hatte, aber so ganz zu seiner Zufriedenheit ging's ihm danach doch nicht mit dem so ungewöhnlichen Mädchen, und deshalb reiste er, suchte die Weltstädte, um Juliane den ebenso ungewöhnlichen Mann vergessen zu machen, an den sie sich so gedankenlos, ja unbesonnen in ihres Herzens erstem feurigen Drange gefesselt hatte.

Er, der positive, wetterharte Mann, der sich trotz seines schweren Berufs doch ein warmes Herz für alles Schöne bewahrt hatte, auf seinen langen Seefahrten, immer in derselben Route von San Francisco nach Yokohama und anderen asiatischen Häfen stets Gelegenheit gefunden hatte, mit interessanten Touristen-Familien während wochenlanger Reise in engsten Verkehr zu treten, dessen großen Dampfer man bevorzugte eben um seines liebenswürdigen Kommandanten willen, er lebte seit dem Tode seiner Frau nur diesem Kinde und der Kunst, in der er in China und Japan reiche Schätze zu bewundern gewohnt gewesen war. Und Juliane ihrerseits hing mit gleicher Zärtlichkeit an ihm.

Seit diesem Zwischenfall, seiner Bekanntschaft in dem Eschbornschen Künstlerhause, erschien diese ihm jedoch wie umgewandelt. Sie hatte nicht mehr das freudige Interesse für die Welt, die er ihr zeigte und verständlich machte, und suchte oft das Alleinsein.

Kolberts Wunsch war es überall, hervorragende Persönlichkeiten kennen zu lernen, denn er, der vielgereiste Mann, vermochte im Verkehr, im geistigen Austausch mit solchen, ihnen gleich Interessantes zu bieten. Er suchte überall diejenigen Reisenden auf, mit denen er an Bord seines Dampfers in nähere Beziehung getreten war, Leute mit zum Teil gefeierten Namen, Familien, die er über den Ocean zu führen Gelegenheit gehabt — und überall ward der weltkundige Seemann mit Freude empfangen.

Juliane hatte also Gelegenheit zu immer wechselndem, angenehmem Umgang, und die schöne junge Kalifornierin mit dem so empfänglichen Gemüt, ihrer eigentümlich ansprechenden Weise, sich zu geben, fand überall Anklang; es fehlte ihr nirgendwo an Bewunderung, ja Huldigung von seiten der jungen Männerwelt; aber während sie diese früher mit kindlicher Unbefangenheit hingenommen hatte, zog sie sich jetzt vor derselben scheu zurück; es bedurfte etwas Außerordentlichem, um sie zu erwärmen, ihr Teilnahme abzugewinnen, und nur dann brach ihr wahres Temperament wieder durch.

Traurig stimmte das oft den alten Herrn. Im Zweifel, ob er nicht verpflichtet sei, als Vater dafür zu sorgen, daß Juliane sich entschließe, einem ehrenwerten Manne die Hand zu reichen, um sie versorgt zu wissen, wenn ihm etwas passiere, oder ob er dem väterlichen Eigennutz nachgeben solle, sie bis zu seinem Tode an seiner Seite zu behalten, hatte er sich zu dem ersteren entschlossen; doch Juliane blieb kalt gegen jede Werbung, und so waren denn zwei Jahre vergangen, als er fühlte, daß seine Körperkraft hinfällig werde, und er beschloß also, sich auf seine ländliche Besitzung in den Reichslanden zurückzuziehen.

Er sah aber bald ein, daß er auch damit nicht das Rechte gewählt, denn Juliane fühlte sich im

Landleben vereinsamt. Selbst ernstlich der ärztlichen Hilfe bedürfend und für sie Zerstreuung suchend, ging er mit ihr nach Paris, um dort den Winter zu verleben.

Und hier sah er endlich mit Zufriedenheit, daß Juliane Gefallen an dem Umgang mit einem deutschen Kavalier, dem Baron von Breckendorff, fand, der ihr in den Museen begegnet, sich vorgestellt, seinen Besuch gemacht hatte, und zu dem sie endlich so viel Vertrauen gefaßt hatte, daß er sie auf ihren Promenaden begleiten durfte, wenn ihn, den Vater, die zunehmende Krankheit ans Haus fesselte.

Breckendorff war ein Mann von wenig mehr als dreißig Jahren, der als sehr vermögend die Großstädte Europas suchte. Er war Weltmann, Kunstfreund und Dilettant, als welcher er sich in allem versuchte, ohne wirkliches Talent zu besitzen, Gesellschaftsmensch vom feinsten, doch etwas sentimentalen Umgangston, im Grunde seines Wesens ein krankhaftes oder vielmehr durch Langeweile und Berufslosigkeit angekränkeltes Gemüt, ein Verehrer der Frauen, denen er durch eine blendende encyklopädische Kenntnis imponierte. Er hatte Hochschulen und Akademien frequentiert, war zu Hause im ganzen Reich des Schönen, sammelte Kunstschätze, aber im ganzen fehlte ihm das Rückgrat.

Seine weichen, hübschen Züge verrieten frühzeitig eine gewisse Abspannung, die er durch ein stetes verbindliches Lächeln zu decken suchte. Er war übersättigt durch oberflächliches Genießen, durch ein Leben, das nichts als ein forciert ästhetischer Müßiggang war, der ihn schließlich übersättigt, blasiert nach dem Ungewöhnlichen, Übernatürlichen suchen ließ. Er liebte das Sensationelle als Nahrung für seine überreizten Nerven und hatte sich endlich mit voller Überzeugung dem Spiritismus in die Arme geworfen.

Ihm mit all seinem reichen Unterhaltungsstoff, seinem fascinierenden Wesen war es gelungen, Juliane ein gewisses Interesse abzugewinnen, das sie ihm nicht verhehlte, wenn sie ihm unwillkürlich lauschen mußte, wenn er ihren Geist gewissermaßen in eine wohlthuende Betäubung versetzte. Dann erzählte er ihr von seinem Umgang mit den bedeutendsten Gelehrten, Künstlern und Dichtern, und sie hörte ihm zu, während der Vater krank in seinem Lehnstuhl saß. Es war ihr ja so Fremdartiges, Ungewöhnliches, ja Übernatürliches, das er so beredt zu erzählen verstand.

Zuweilen wohl, wenn er tagelang nicht gekommen war, fand sie ihn wie verklärt, aber seine grauen Augen glanzlos und müde; er sprach dann von hoch interessanten wissenschaftlichen Séancen, denen er beigewohnt hatte, und klagte über geistige Abspannung, und seine matten Augen verstanden es, Juliane um Nachsicht zu bitten, die sie ihm gern gewährte.

„Gott sei Dank,“ dachte der alte Herr bei solchen Gelegenheiten, „sie hat den unseligen Künstler endlich vergessen, ich werde ruhig sterben können, wenn meine Zeit gekommen!“ . . .

Und die kam früher als er gefürchtet. Als Juliane eines Tages von ihrem Spaziergang zurückkehrte, fand sie ihn gelähmt im Sessel liegen, in den ihn ein Schlaganfall geworfen hatte. Mit fast schon gläsernen Augen streckte er die erkaltende Hand nach ihr aus, und sie warf sich vor ihm nieder, diese Hand erwärmend, an ihr Herz führend. Er gab ihr ein Zeichen sich aufzurichten, und sie beugte sich über das teure Antlitz.

„Juliane,“ hauchte er ihr ins Ohr, ihre Hand umklammernd, „Gott ruft mich von Dir! Ich soll Dich zurücklassen . . . allein! Mach mir das Sterben leichter; versprich mir, Breckendorff, den ich als Ehrenmann Dir . . .“

Der Todeskampf trat bereits ein, kälter ward die Hand des Sterbenden, welche die ihrige umklammerte, brechend hafteten seine Augen auf ihr, die Antwort erwartend, als könne er nicht sterben ohne diese.

Und Juliane beugte ihr Haupt sprachlos auf das seinige, mit geschlossenen Augen, aber wie in stummer Bejahung, mit eigenem, stockendem Herzschlag. Eiskalter Schweiß bedeckte schon die Hand des Sterbenden, eisig feucht war die Stirn desselben. Mit einem Zucken sank sein Haupt zurück, er war nicht mehr.

Schluchzend sank die Verlassene auf ihre Knie, das thränenfeuchte Antlitz in den Händen bergend, und so fand Breckendorff sie, der ahnungslos versprochen hatte, sie und den Vater in ein Konzert zu führen.

Mit Entsetzen starrte er auf die traurige Gruppe. Aber er verstand sie. Er trat zu dem Toten und drückte ihm die Augen zu, dann beugte er sich zu Juliane, ihr Trost sprechend, und sie ließ es fast bewußtlos geschehen, daß er sie aufrichtete und ins andere Zimmer führte, um ihr den Anblick des Todes zu entziehen.

Weiterer Worte war er angesichts ihres Schmerzes nicht fähig; er verließ sie, um die Dienerschaft des Hotels zu rufen, und fand sich danach mit seinem Zartgefühl in der peinlichsten Lage.

Juliane stand fremd und verlassen; niemand war, dem er sie übergeben konnte, und der Abend, die Nacht kamen, traurige Stunden, die sie allein verbringen sollte! Indes zu seiner Beruhigung überraschte ihn das in seiner Stimmung immer unberechenbare Mädchen, als er zurückkehrte, durch eine Fassung, die von seltener Geistesstärke zeugte.

Sie richtete das Antlitz auf, als sie seine Schritte hörte, sie schaute nicht auf ihn, sondern im Zimmer umher; sie wollte sich aufrichten, aber es fehlte ihr die Kraft. Hilfesuchend streckte sie den Arm aus, und er bot ihr den seinigen. Die herabhängenden Hände gefaltet, das Antlitz gesenkt, stand sie vor ihm, bleich, todesbleich, aber sichtbar bemüht, die nötige Fassung zu erringen.

„Juliane“ — er selbst erschrak darüber, daß er sie zum ersten Male bei diesem Namen nannte — „Gott hat es so gewollt! Er sendet seine Prüfungen vorzugsweise denen, welchen er die Kraft gegeben hat, sie zu tragen!“

Breckendorff hatte ihr stets ein religiöses Gemüt verraten; er hoffte sie durch den Glauben aufrichten zu können, obgleich sie oft über seine Frömmigkeit,

namentlich über seinen Glauben an eine Vorherbestimmung, gespöttelt hatte.

Ein bitterer Zug entstellte ihr Gesicht.

„Ich darf ihm nicht zürnen, aber — danken ...?“ Sie blickte nicht auf. „Kann dies zum Guten sein?“ Sie schüttelte das Haupt; dann richtete sie die Augen zur Decke auf, als frage sie diesen Gott, zu was diese Schickung.

„Der Selige war auf seinen Hingang vorbereitet!“ fuhr Breckenborff fort. „Er betraute mich für diesen Fall mit einigem, was ihm noch . . .“

Juliane erschrak; sie gedachte der letzten Worte des Vaters; ein Frösteln überfiel sie; schwankend bewegte sie sich zum Sessel zurück und sank in diesen.

„Ich werde Ihnen für Ihre Mühewaltung dankbar sein,“ sagte sie, die Stirn in dem Taschentuch bergend. „Seien Sie nicht um mich besorgt. Ich werde diese Prüfung zu ertragen wissen!“

Der Baron verstand, daß sie allein sein wolle mit ihrem Schmerz.

„Ich werde täglich, stündlich in Ihrer Nähe sein und ein Zimmer in diesem Hotel nehmen. Verfügen Sie über mich, sobald Sie das Bedürfnis haben!“

Er suchte ihre Hand, preßte sie tröstend, schweigend, und sie überließ ihm dieselbe, ohne zu ihm aufzuschauen.

„Ihre Dienerin wartet Ihrer Befehle im anderen Zimmer!“ Mit einem traurigen Blick auf sie verließ er sie, überzeugt, daß die schöne Waise, ohne Anhalt, ohne Angehörige allein in der Welt dastehend, ihm fortab gehören werde.

Er war des unstäten Lebens satt und hatte seine Pläne bereits gemacht für ein romantisches Heim, in welchem er sich ganz seinen ungewöhnlichen Neigungen hingeben könne; aber er kannte Julianens Naturell; er durfte ihren Schmerz nicht stören. Nur ihre Gedanken wollte er vorsichtig leiten während der wenigen Tage, die ihm jetzt noch vergönnt waren, als ihr Schützer um sie zu sein.

Abgekehrt von der Welt, wie sie jetzt war, bedrohte niemand seine Hoffnungen, sie sollten reisen in aller Stille.

Sechzehntes Kapitel.

Herbst war's geworden. Juliane hatte nach herzlichem Abschied von dem Baron Alfred Breckendorff Paris verlassen, um in die Einsamkeit des väterlichen Besitztums im Elsaß zurückzukehren — allein, trostlos allein; aber das war ihr fast ein Bedürfnis gewesen.

Breckendorff war ihr bis zum Augenblick der Trennung ein unermüdlicher Freund gewesen und sie hatte seine Dienste gern angenommen. Nur eins hatte sie zuweilen verstimmt: der Gedanke, daß der selige Vater bei Lebzeiten ihm Zugeständnisse hinsichts ihrer Person gemacht haben könne. Aber Breckendorff hatte weder durch Worte noch durch Miene etwas hiervon durchscheinen lassen und das beruhigte sie, wenn seine Gegenwart ihr die letzten Worte des Seligen mahnend ins Gedächtnis riefen.

Sein Benehmen gegen sie blieb stets gleich zart und respektvoll, und mit aufrichtiger Rührung kam er endlich, um ihr Adieu zu sagen, als der Moment des Scheibens da war.

In stiller Abgeschiedenheit verlebte Juliane einige Monde auf dem Gut, dann glaubte sie doch im Sinne des Seligen zu handeln und benutzte die Gelegenheit zur Veräußerung desselben. In Trauergewändern bewegte sie sich durch Wald und Feld, den Tag ihrer Abreise mit Ungeduld erwartend, mit dem Bewußtsein, daß sie auch eine Heimlose sein werde, sobald sie von hier gehe.

Ihre Gedanken weilten noch oft im nahen Deutschland, bei ihm, dem Manne, den sie nicht vergessen, dessen kleines photographisches Bild sie als Geheimnis treu bewahrte, der seinerseits ihrer aber längst nicht mehr gedachte, dem sie sogar hätte zürnen sollen, da er ihre beiden Briefe nicht beantwortet hatte, vielleicht mit Recht, denn er, der Ältere, Besonnenere, hatte vielleicht erwogen . . . Ja, er hatte recht gehabt, sie damals wie ein leidenschaftliches, unbesonnenes Kind zu behandeln!

Heute zählte sie fünfundzwanzig Jahre und nie hatte ihr so warmes Herz für einen anderen empfinden können . . . Fünfundzwanzig Jahre, reich, schön und so allein, armselig allein! Und verlassener noch fühlte sie sich, wenn ihre Erinnerungen sie zurücktrugen in das halbwilde Land ihrer Heimat, wenn sie zurückdachte, wie ihr Vater sie einmal von San Francisco mit sich genommen auf den Riesendampfer, mit ihr in See stach und sie wochenlang auf den Wellen des Oceans verbrachte, die fremden Völker der Südsee sah, immer unter dem Schutz der hohen, majestätischen Gestalt des Vaters, dessen Kommandostimme über das Deck dröhnte. Wenn sie sich erinnerte, wie lieb und treu er sie auch durch die alte Welt geführt hatte, als die Mutter gestorben war, wie er ihr diese zu ersetzen bemüht gewesen und wie endlich er mit seiner Vorsicht es gewesen war, der sie so plötzlich fortführte, als sie zu den Füßen des schönen genialen Meisters gelegen . . .

Trauernd kehrte sie am Abend vor dem zur Abreise bestimmten Tage in das Herrenhaus des Gutes zurück und sah sich überrascht auf der Schwelle desselben einem Fremden gegenüber, in welchem sie den Baron Breckendorff erkannte, nicht ohne Erschrecken über die mögliche Absicht, die ihn hierherführen konnte. Aber sie sah, wie er ihr gegenüber errötete, offenbar auch über seine Kühnheit, ihr hierher gefolgt zu sein, und das beruhigte sie. Mit Herzlichkeit begrüßte sie ihn, reichte sie ihm ihre Hand.

„Wie gut Sie sind, daß Sie sich einer Verlassenen erinnern,“ begann sie, als sie ihn in ihr Empfangszimmer geführt hatte, „einer Heimlosen sogar, denn nachdem ich alles verkauft habe, sehen Sie mich hier zur Abreise bereit, zunächst nach Baden-Baden, wo ich meine Reisebegleitung erwarte. Wohin mein Weg dann zunächst mich führen wird, ich bin mir darüber noch nicht klar, doch wird es, wenn der

Winter gekommen, wohl Italien sein, das mich freilich täglich an den unvergeßlichen Vater erinnern wird, denn er war es ja, der mich frühzeitig mit so warmem Interesse für die Kunst an alle die geweihten Stätten derselben führte."

Sie sprach mit dem Gepräge der Wehmut in den seit ihrem Schicksalswechsel so weichen, passiven Zügen, den Arm auf den Tisch, die Wange in die Hand gestützt, und die schwarze spanische Spitzenmantille umflorte so melancholisch ihre Stirn. Auch ihr Ton klang so entsagend, daß Breckendorff in ihr die alte Selbständigkeit vermißte, die sie an der Seite des Vaters gezeigt hatte.

„Eine freudige Überraschung für mich, dieser Reiseplan!" rief er mit hellem Aufglänzen seiner sonst ausdruckslosen, ruhigen grauen Augen, die Juliane, wenn sie ihn früher angeschaut, immer nur als der Spiegel einer leidenschaftslosen, ehrlichen Männerseele erschienen waren. „Sie erinnern sich, ich sagte Ihnen in Paris von der bescheidenen Villa am Ufer des Mittelmeers, die ich aus dem Nachlaß eines leider so früh gestorbenen Freundes erworben habe. Seit wir uns trennten, ließ ich die bescheidenen Kunstgegenstände, die ich während bald zehnjährigen Reiselebens gesammelt, dorthin schaffen und bin eben im Begriff, über Basel mein Tuskulum aufzusuchen. Ob es mich befriedigen wird, so allein mit diesen Schätzen eine Art modernen Eremitenlebens zu führen, steht dahin; aber ich übe ja selbst die Kunst als Dilettant, und in ihr finde ich die Welt, das Leben. Genua, la superba, wird meine Nachbarin sein und in einem Tage erreiche ich das ewige Rom. Glücklich würde ich mich fühlen, könnte ich einmal Sie auf meiner Schwelle begrüßen; diese Hoffnung, dieser Gedanke würde mir ein froher Gesellschafter sein!"

Juliane schien denselben freudig zu erfassen. Ihre Augen leuchteten wieder auf mit dem alten gewohnten Glanz; sie lächelte, ihn mit Wärme anschauend.

„Ich komme!" rief sie, ihm die Hand reichend. „Sie waren mir ein treuer Freund in den Tagen meines Schmerzes, Sie sollen es bleiben!"

Breckendorff ergriff die zarte, weiße Hand enthusiastisch und führte sie an seine Lippen.

„Ich bin ja so arm an Freunden," sagte sie, wieder recht trübe, „daß ich den einzigen doppelt zu schätzen habe! Sie wissen, mein Mädchenleben war und ist ein so ganz ausnahmsweises, irreguläres, und meine Erziehung durch den besten der Väter läßt natürlich viel zu wünschen übrig; das habe ich oft gefühlt, seit die leitende Hand der Mutter mir fehlte. Ohne es selbst zu wollen, bin ich eine Weltfahrerin geworden, eine Unstete, die, so ungleich ihren Geschwistern, in der Verehrung der Künste, im Sehnen nach Außerordentlichem, die Lebensaufgabe des Weibes verfehlte und diese nur gelernt, erfüllt haben würde durch — ich gestehe es offen — ein Interesse des Herzens, das mir nicht vergönnt worden . . . Sehen wir uns wieder," schloß sie in sinkendem Ton, „so werden Sie hoffentlich eine andere in mir finden, und gern werde ich mich Ihnen als diese zeigen! . . . Für heute nehmen Sie meinen Dank für die Teilnahme, die Sie mir auch jetzt gewährt haben."

Sie erhob sich plötzlich und absichtlich, um nicht mehr über sich zu sprechen, dies Thema abzubrechen, da er, in seiner stillen Verehrung nicht allzu gesprächig, nur ihr das Wort zu lassen geneigt schien. Ihm blieb also nichts übrig, als ihr Lebewohl zu sagen, und dies geschah mit einer an Rührung grenzenden Empfindung.

„Ich sehe Sie, mein Wort darauf!" rief sie ihm noch nach, als er schied, und als er im Hofe den Wagen bestieg, der ihn zur Bahn führen sollte, stand sie mit gesenkten Armen, ihm durch die geschlossene Gardine nachschauend. „Ich habe ihm vielleicht weh gethan, da ich ihn so schnell verabschiedete; aber ich fürchtete . . ."

Sie wandte sich ab, als der Wagen den Hof verlassen hatte.

Am nächsten Morgen schied auch sie ohne jede Begleitung von ihren Leuten, auch ohne eigenes Bedauern, denn sie hatte sich auf dem Gute nicht wohl fühlen können.

Als sie den Rhein wieder erblickte, an dessen Ufer sie einst so glücklich gewesen, ward ihr das Herz traurig. Fünf Jahre wohl waren seitdem verflossen! Hätte sie ihn nie gesehen, der ihr doch niemals hatte gehören können, der ihr ein Ideal hatte werden müssen, dem gegenüber alles was sich von der Männerwelt ihr zu nähern gesucht, nicht hatte bestehen können!

Wiederholt kam ihr der Gedanke, die rheinische Künstlerstadt jetzt zu besuchen. Von ihm zu hören, o, das war schon mehrfach geschehen, wenn sie seinen Namen in den Zeitungen gelesen; selbst Breckendorff hatte ihr einmal seinen Namen genannt, denn auch er verehrte den Künstler, aber ihn *sehen* hätte sie mögen, selbst ungesehen von ihm, der sie ja längst vergessen hatte. Und doch — ihr Stolz empörte sich dagegen. So viel andere Frauen mochten den genialen Mann inzwischen verehrt haben; was dachte *er* noch an die jugendliche Schwärmerin, der er damals mit so viel überlegener, sie beschämender Ruhe Lebewohl gesagt! Also fort! Nur weniger Tage bedurfte sie, um eine andere Richtung zu nehmen — wohin, sie wußte es nicht! . . .

Siebzehntes Kapitel.

Am südlichen Fuße der Alpen, an den Ufern des Mittelmeers war alles Frucht- und Blumenpracht, während jenseits der riesigen Felsenmasse noch der Winter die Natur in seinen eisigen Armen hielt. In den zum Ufer abfallenden Gärten der Villen, die sich von Nizza bis Genua wie eine liebliche romantische Kette hart am Strande hinziehen, saßen die Winterflüchtigen, die Kranken wie die Gesunden, die heimischen Zeitungen in der Hand, und lasen von den schönen Hoffnungen, der Sehnsucht,

mit der man daheim einer Erlösung, einem baldigen Erscheinen des Frühlings entgegensah.

Eine Reihe von schönen, sonnigen Tagen hatte dieser Winter der Riviera gebracht; einen der prachtvollsten verkündete heute die aufgehende Sonne. Die Bahnzüge flogen vorüber an den Villen, mit Touristen besetzt, in den Gärten der letzteren und auf der Promenade bewegten sich weibliche Gestalten in lichter, luftiger Morgentoilette, die Fischerböte stießen vom Ufer, neugierig gefolgt von den Blicken derer, die auf den Felsterrassen weithin auf der Meereshöhe die stolzen Dampfer mit ihren in die reine Morgenluft hinausqualmenden Schloten beobachteten.

Als eine der anziehendsten von diesen Villen erhebt sich ein Landhausbau in pompejanischem Stil auf einer dicht über dem Wege, etwa zwölf Meter ansteigenden Felsenplatte, nicht bedeutend an Umfang, aber weithin leuchtend durch seine gelbgrauen Quadern, durch die Pracht seiner im Schutz der Felsenwand gedeihenden Palmen, seiner Blumenrabatten und namentlich durch die an der Front der Villa und im Garten unter Eukalyptus, Magnolien, Myrten und Nil-Akazien verteilten Statuen und Postamente mit klassischen Marmorbüsten, die dem Vorübergehenden gleichsam ein Halt gebieten und dem Kunstfreund das Verlangen rege machen, die breite Sandsteintreppe zu ersteigen und den glücklichen Besitzer um ein halbes Stündchen der Gastfreundschaft zu bitten.

Es war noch früh am Morgen, die aufsteigende Sonne bedeckte das Meer mit rotgoldigem Glanz, als unterhalb dieser Villa, dicht am Damm der Eisenbahn ein einsamer Tourist in braunem Reisekostüm, den gleichfarbigen Schlapphut über dem dunklen Haar, den Stock in der Hand, des Weges daher kam, unbekümmert um die noch wenigen Spaziergänger, überrascht innehielt und mit hohem Interesse und Kennermiene den interessanten Bau und die Statuen vor demselben im dunklen Blättergrün betrachtete.

„Ein Glücklicher offenbar, der hier in Welt- und Seelenfrieden seine Zuflucht gesucht hat," sprach er hinaufschauend. „Man möchte wähnen, hier im Paradiese zu sein, begegneten uns nicht hier dieselben Menschen, denen wir zu Hause den Rücken gewendet, Menschen mit ihren unverkennbaren erholungbedürftigen Berufsgesichtern, ausgespannte, auf die saftige Wiese getriebene Arbeitspferde der Geschäftswelt, die über kurz wieder ihre Geschirre auf sich nehmen müssen, auf Urlaub entlassene Sklaven des Erwerbs, der ..."

Er vergaß seine Gedanken, richtete sich auf, schüttelte den Kopf, wie unwillig in seinem Hinaufschauen gestört, lüftete den Hut, als werde ihm dieser zu schwer, fuhr mit der Hand über die Augen und starrte wieder hinauf.

Aus dem Schatten einer Heliotropenlaube war nämlich soeben da oben vor ihm eine weibliche Gestalt in weißem Morgengewande getreten, die, den Scheitel mit weißer Spitzenmantille umhüllt, das Taschentuch in der herabhängenden Hand, am Rande der obersten Gartenterrasse innehielt und träumerisch auf das Meer hinausblickte.

Minutenlang stand er, das Haus, den Garten vergessend, das Auge nur auf diese eine Statue gerichtet, mit deren lichtem und leichtem Gewande der Morgenwind sein Spiel trieb.

„Träume ich denn bei lichtem Tage? Täuscht mich eine kaum glaubliche Ähnlichkeit?" rief er endlich, die Hand über die Augen legend. „Dieses junge, so wunderbar schöne Weib ist sie, kann nur sie sein! ... Und hier! ... Aber was läge Erstaunliches darin! ... Sie ist es, ohne Zweifel!" rief er, als die Gestalt da oben, sich plötzlich abwendend, einige Schritte in den Garten zurücktrat und sich wieder in der Laube niederließ. „Jede ihrer Bewegungen verrät sie mir, die so lebendig in meinem Gedächtnis geblieben, was auch inzwischen geschehen ist!"

Erich Eschborn senkte hocherregt sinnend das Haupt; die auf den Stab gestützten Hände zitterten, seine Brust hob sich stürmisch, kämpfend, um zu überwinden, was in derselben vorging. Düster starrte er vor sich hin. Er war eben auf der Rückkehr aus Italien in eine Heimat, die ihm ebenso freudlos geblieben war wie er sie verlassen hatte.

Es gehe alles gut daheim, er möge noch draußen bleiben, hatten ihm Clotilde und die Schwester geschrieben, aber ihn fröstelte im wärmsten Sonnenschein; er war wohl imstande sich zu erwärmen, wenn er mit alten oder neuen Freunden beisammen saß, aber das Alleinsein war ihm furchtbar, unerträglich geworden und alle die Kunstschätze, die er aufsuchte, sie glitten an seinem Auge vorüber, ohne daß er einen Eindruck nahm oder sie überhaupt mit Künstlerblick betrachtete.

Wenige Tage wollte er jetzt nur noch von Genua aus an der Riviera verweilen, um den frischen Hauch des Meeres zu atmen, dann sollte es heimwärts gehen; aber die Brust schnürte sich ihm enger zusammen, wenn er gedachte, wie er bei den Seinigen erscheinen werde, denen er über sich selbst so unwahre Briefe geschrieben hatte.

Ruhe hatte er nicht gefunden. Die andauernde Erbitterung über sein Schicksal hatte sich nur tiefer in sein Herz gefressen, seine Züge schärfer gemacht, und heute erst, wie er jetzt dastand und den Gedanken, ihm sei ein Traumbild erschienen, verjagend, nochmals hinaufschaute, leuchtete zum ersten Mal wieder jener schwärmerische Glanz in seinen Augen auf, der diesen eine so eigene Macht verliehen, wenn er in Frohsinn sich glücklichen Stimmungen hingegeben hatte. Er war wohl um Jahre älter geworden, heute lebte er diese in einem Momente zurück.

Noch überlegte er, als das Bild da droben ihm nicht wieder erschien.

„Gleichviel!" rief er. „Sie war es; mein Auge täuscht mich nicht! Ich will sie sehen! Was gäbe es, das mich hinderte!" Und schon stand sein Fuß an der anderen Seite der Landstraße auf der untersten Stufe der breiten Steintreppe, die mit einer Marmorlehne in bequemer Windung, von Geranke überwachsen, in den Fels eingeschnitten, zum Garten der Villa hinaufführte. „Ich bin älter, ich bin sogar alt geworden! Ich darf, ich muß sie sehen, die ich ...

o, ich störe ja keines Menschen Frieden mehr!“ beschwichtigte er, wiederum zaudernd, als halte ihn eine böse Ahnung zurück, sein letztes Bedenken, als ihm das Herz so wunderlich zu pochen begann. „Ich kann sie sehen, und geschähe es nur, von ihr zu hören, was sie bewog, ein Freundschaftsband zu zerreißen, das in solcher Ferne so gefahrlos fortbestehen durfte! . . . Mag sie mich empfangen wie sie will! Mir zu zürnen gab ich ihr keine Ursache.“

Entschlossen nahm er eine Stufe nach der anderen und stand alsbald auf dem wie Bernstein glitzernden Kies eines Gartenvorplatzes.

Sein scharfes Auge überflog die schöne, von Marmorwerken zwischen dem ewigen Grün kunstsinnig geschmückten Anlagen. Die Rosen standen hier in voller, üppiger Blüte, die Flora von Frühling, Sommer und Herbst stand in ganzer Pracht; Palmen, Pinien, Eukalyptus, Johannisbrot, Mandel- und Pfefferbaum überragten ein kleines Paradies, und vor dem pompejanischen Hause sprudelte eine Fontäne in antiker Marmorschale.

Erich sah all das nicht, ein Boskett von Blattpflanzen sperrte den Blick auf die Laube; doch sah er das weiße Gewand durch dasselbe schimmern, sah zwei Mignon-Füßchen in leichten dunklen Schuhen unter dem weißen Spitzensaum auf einem niedern Schemel, eine wundervoll geformte weiße Hand, und die bestätigte ihm, daß sein Auge ihn nicht getäuscht hatte . . . Juliane war es.

Sein Herz pochte ihm von neuem; es gab ein Wiedersehen, auf das er nicht vorbereitet gewesen war. Aber ohne Zaudern umschritt er das Boskett und mit wenigen Schritten stand er vor der Laube, den Hut ziehend und mit einem Lächeln auf die Erschreckende blickend, die fast zürnend zu ihm aufschaute, ohne ihre Lage zu ändern, zurückgelehnt auf den seidenen Kissen einer steinernen Gartenbank, die Wange in die Hand gestützt.

Eine Sekunde verging. Erich erwartete, von ihr erkannt zu werden, und jetzt entfärbte sich denn auch ihr Antlitz, in dem er kaum eine Veränderung zu finden glaubte. Dann stieg dunkle Röte auf ihre leicht von der Sonne gefärbten Wangen. Sie richtete sich auf, starrte ihn an und unwillkürlich streckte sich ihre Hand zu ihm aus.

„Sie!“ rief sie, sich ganz erhebend, und jetzt sah Erich die schöne Gestalt in ihrem klassischen Ebenmaß vor sich, ganz wie ehedem, ausgesprochener ein wenig vielleicht in ihren Formen, aber dieselbe, die ihn damals verlassen; nur die einstige volle Jugendfrische vermißte er in ihren Zügen.

„Sie erkennen mich, Jul . . .?“ Er stockte, wagte den Namen nicht auszusprechen, und sie starrte ihn an, sichtbar auch überrascht, in ihm nicht ganz den zu erkennen, der so treu in ihrem Gedächtnis war; aber ein Gedanke verscheuchte das freudige Lächeln, das eben ihre Züge beleben wollte.

„Wie hätte ich dies erwarten können!“ rief sie, zögernd, unschlüssig, ob sie die ihr gebotene Hand nehmen dürfe. „Ich hatte wohl Ursache, mich von Ihnen vergessen zu glauben, und ich zürnte mir jedesmal, wenn ich Ihrer dennoch gedachte. Aber —“ ihre Lippen zuckten unmutig, „es geschah das ja nur, wenn ich Ihren Namen las, wie jetzt eben in diesem Blatt da, nach welchem Sie Rom verlassen, um in die Heimat zurückzukehren! . . . Ich bitte, Herr Professor!“

Ihr Ton war frostig geworden. Sie deutete auf einen Wiegestuhl am Tisch der Laube und ließ sich auf die Bank zurücksinken.

„Sie zürnten sich, also auch mir? Sie weigern mir deshalb Ihre liebe Hand zum Gruß!“ Auch Erich lächelte bitter, den ihm angewiesenen Platz nehmend. „Darf ich wissen, wodurch ich Ihre Ungnade verdient habe?“ Auch sein Ton entsprach dem ihrigen und das schien ihre Stimmung zu sänftigen.

Sie schwieg nachdenkend, dann blickte sie ihn wie versöhnt an.

„Sie hielten mich nicht für würdig genug, mir auf die beiden Briefe zu antworten, in welchen ich Ihnen für so viel Gastfreundschaft dankte.“

Erich starrte sie an; er schüttelte den Kopf.

„Auf zwei Briefe? Sonderbar! Ich erwartete damals mit wirklicher Sehnsucht ein Lebenszeichen von Ihnen! Konnten Sie sich vorstellen, daß ich imstande gewesen sei, einen so lieben Gast zu vergessen?“

Juliane hörte das mit Staunen, aber ihre Züge verklärten sich. Sie mußte ihn anschauen, nicht versöhnt allein, mit wirklicher Teilnahme, mit einer Miene, als frage sie, was es sei, das sie in seinem Antlitz zu lesen glaubte.

„So verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen böse sein konnte!“ Sie reichte ihm die Hand.

Erich wagte nicht, dieselbe an seine Lippen zu führen. Er dachte zurück. Jene Briefe mußten ihm vorenthalten worden sein, und er ahnte durch wen.

Auch Juliane mochte den gleichen Gedanken haben, aber sie schwieg darüber.

„Erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist,“ sagte sie, vor sich blickend, die Hände im Schoß, doch sichtbar erregt. „Ich hörte wohl von Ihnen als berühmtem Künstler . . .“

„Wie es mir ergangen!“ Er sprach das mit einem Seufzer, so daß sie besorgt auf und in seine Augen blickte. „Mein Schicksal war ein recht trauriges und das zwang mich zu dieser Reise . . . Ich wollte vergessen! Interessiert es Sie, so . . .“

Er erzählte ihr in kurzem Umriß, offen und ehrlich.

„Ich glaubte Sie wenigstens glücklich, Sie, ein von Gott so Begnadeter!“ Juliane blickte ihm mit herzlicher Teilnahme in die von der Erinnerung angekränkelten Züge.

Er zuckte die Achseln mit ironischem Lächeln.

„Sie sehen, was dem Künstler nach langem Ringen der Himmel gewährt, er läßt es ihn in seinem Lebensglück entgelten! Aber Sie?“ brach er plötzlich ab, in dem Garten umher und auf das Haus blickend, in dem alles so still war. „Lassen Sie mich vor allem fragen: Sind Sie glücklich!“

Julianens Brust hob sich unter einem Seufzer. Sie schüttelte wie beschämt vor sich blickend das Haupt

und zog das feine Spitzengewebe so schnell vom Scheitel, daß das schwarzbraune Haar auf ihre Schulter fiel.

„Nein, ich bin es nicht!“ antwortete sie fast rauh. „Sie fragten nicht nach meinem Vater! Er starb in Paris! Ich stand allein. Ich wagte nicht, mich an den Mann zu wenden, in welchem ich einen wahren Freund gefunden zu haben glaubte, weil ich annehmen mußte, er habe mich vergessen! . . . O, es wäre dann wohl manches anders geworden! . . . Sie sehen mich . . .“ Sie zögerte, fuhr dann aber unmutig fort: „Verlassen und müde der Welt mit einigen zwanzig Jahren, erfüllte ich meines Vaters letzten, im Sterben mir ausgesprochenen Wunsch und reichte dem meine Hand, den er für meiner würdig hielt, dem Baron von Breckendorff, dem Besitzer dieses Hauses, der heute oder morgen von einem Ausfluge nach Korsika hinüber zurückkehren wird. Es war, Ihnen bekenne ich es, ein allzufrüher Abschluß mit mir selbst und dem Leben, den ich täglich bereue, denn Breckendorff ist, ich erkannte es zu spät, ein Mann, der nicht imstande ist, ein Weib glücklich zu machen. Sie sehen, er liebt die Kunst wie ich, und dies erwarb ihm meine Sympathie; aber ich bin verlassener, einsamer an seiner Seite als ich mich nach des Vaters Hingang gefunden. Er ist Dilettant in den Künsten und hat sich den bizarrsten Wissenschaften und ihren Experimenten hingegeben, hat sich vollständig verirrt in seinem Hang für das Mystische und Übernatürliche, hält mit mir unheimlichen Menschen seine Sitzungen, wie er es nennt, in einer von ihm gemieteten Cascine der Nachbarschaft, die bereits von dieser gemieden wird. In letzter Zeit hat er sich einem raffinierten Abenteurer, einem Korsikaner, hingegeben, der seine Leichtgläubigkeit durch Somnambulismus, Gedankenlesen und andere Sinnentäuschungen ausbeutet, der ihn vor einigen Tagen hinüber nach Korsika zog, wo er in einer Hirtendirne ein Medium entdeckt haben will. Ich existiere kaum mehr für Breckendorff! Er läßt sich blind von ihm und anderen beherrschen, vor denen ich nur Furcht und Abscheu haben kann, und nichts Gutes erwarten darf. Um seinetwillen ließ er mich sorglos auf einige Tage hier allein, während er wußte, daß meine Gesellschaftsdame in eigenen Angelegenheiten nach Genua reisen mußte . . . Doch genug davon! Sprechen wir von anderem!“ rief sie überdrüssig, die Stimmung wechselnd und ihm mit Innigkeit ins Gesicht blickend. „Ich bin heute wenigstens einmal glücklich, Sie wieder gesehen zu haben! . . . Kommen Sie, ich führe Sie durch den Garten, durch das Haus! Sie werden viel Schönes und Seltenes darin finden, was mir leider alt und gleichgültig geworden ist, denn es fehlt mir die Freudigkeit am Genuß des Schönen; selbst die wunderbare Natur, die mich hier umgiebt, sie hat ihren Reiz für mich verloren, ich sehe sie nur durch den Schleier, der mein Gemüt umgiebt und selbst dem Auge die Empfänglichkeit nimmt. Es ist so trostlos, immer allein zu sein, denn selbst wenn Breckendorff zu Hause ist, so ist er stets zerstreut, von Dingen eingenommen, die mir unsympathisch, verletzend sind, die ich nicht verstehe, sogar mit Entrüstung ablehnen muß!“ setzte sie unmutig hinzu.

Sie erhob sich schnell mit einem auffordernden Blick. Erich sah die herrliche, von der weißen Morgenrobe so luftig umhüllte Gestalt, sah, wie ihre Gesichtsfarbe sich so lebhaft erwärmte und die dunklen, mandelförmigen Augen mit so seltsamem Ausdruck auf ihm ruhten. Sie nahm seinen Arm und lehnte den ihrigen mit alter Vertraulichkeit in denselben, als wolle sie sich ganz ihrer Empfindung hingeben.

„Das Dejeuner erwartet mich! Sie teilen es mit mir und zürnen mir nicht, wenn ich die Toilette nicht wechsele, was ja sonst immer erst gegen Abend geschieht, um der Promenade unter den fremden Menschen willen, die hier immer neue sind.“

Sie hatte ihn durch die Steige des Gartens geführt und die unterste Stufe der kleinen, von zwei Sphinxen bewachten Treppe des Hauses betreten. Erich hatte keinen Sinn für die Statuen, die ihm schon in der Vorhalle aus den Nischen der Wände entgegenblickten; er sah nur sie, die eben seinen Arm gelassen hatte und am Eingang des Atrium stand.

Vertraulich, ohne es selbst zu wissen, legte er den Arm um ihre Hüfte, sie vordrängend, und sie ließ es lächelnd geschehen, zog ihn jedoch, über sich selbst erschreckend, zurück, als er eine Dienerin von echt ligurischem Typus, ihrer wartend, an der kleinen, auf pompejanischer Mosaik stehenden Tafel erblickte.

„Wir sind unter uns!“ lächelte sie. „Ich bin es ja gewohnt, mein Mahl mit meiner Gesellschafterin zu nehmen!“ Sie wies ihm seinen Platz an und setzte sich ihm gegenüber.

Erich war zerstreut. Umherblickend sagte er ihr einige Komplimente über die originelle, wahrhaft künstlerische Ausstattung der Räume, in die er von seinem Platz aus blickte. Ihm war das Herz plötzlich schwer geworden. Dieses junge Weib, so tief unzufrieden, lebte sichtbar in seiner Gesellschaft wieder auf.

„Hätte ich ahnen können, daß der Zufall uns noch einmal so zusammenführen sollte! Nur ein solcher kann es ja sein!“ sprach er mit trüber Miene. „Aber ich bin ihm dankbar!“ Für sich setzte er hinzu, wie er eben einen Blick auf sie warf: „Unmöglich konnte das Schicksal so grausam gewesen sein, gerade sie mir wieder begegnen zu lassen!“

Aber er riß sich los von den Gedanken, die sich seiner bemächtigen wollten. Sie war das Weib eines anderen und sein Gemüt litt noch immer durch die Erinnerung an die, welche ihm seine Liebe so schnöde gedankt hatte.

Das kleine Dejeuner ging vorüber. Juliane führte ihn in die Loggia, hinunter auf die Terrasse, von der man über das Meer blickte, doch eine auffallende Unruhe schien sie zu beherrschen. Er sah es und folgte ihr den Felsensteig hinauf, von einer Terrasse zur anderen, bis sie in einer grottenförmig in den Fels gehauenen großen Nische sich auf einer Marmorbank niederließ. Sie vergaß, ihn auf den herrlichen Ausblick über das Meer aufmerksam zu machen, und lehnte die Wange in das Taschentuch, während er, in dem der Künstler wieder erwachte,

entzückt hinausblickte bis weithin, wo in dunklen massigen Konturen die Ufer Korsikas sich aus grauen Nebeln erhoben.

Er vergaß für einen Moment sie, die so unglücklich sein konnte inmitten dieser majestätischen Offenbarung; er folgte den weißen Segeln der ihren weiten Kurs dahin steuernden großen Dampfer, folgte dem Seeadler, der mit weit ausgebreiteten Schwingen sich im Äther wiegte, den Möwen, wie sie in weißen Scharen über dem Meeresspiegel hinglitten. Seine Brust schöpfte tief Atem, als suche sie sich loszuringen von dem irdischen Weh, das ihn so rastlos umhergeführt hatte, und da vernahm er Julianens Stimme, so klagend, ein Mißton, der ihn wieder zu sich zurückrief.

„Hier an dieser Stätte fühle ich mich immer am unglücklichsten und dennoch suche ich sie täglich!“ Sie blickte nicht zu ihm auf, ihre vom Aufstieg geröteten Wangen nahmen wieder ihre Bläße an, ihre Brust hob sich in schnellen Takten.

„Hierher — ich müßte sie verfluchen, diese Stätte! — führte er mich damals, als ich mein Wort hielt, auf meiner Reise ihn zu besuchen,“ sprach sie in rauhem Ton vor sich hin, „und hier wagte er es, mir seine Liebe zu gestehen. Ich war berauscht von dem wunderbaren Ausblick in Gottes große, schöne Natur, ich glaubte hier, mir selber genügen zu können, wenn ...“ Sie schloß die Augen. „Ich war eine Närrin!“ setzte sie hinzu, ungestüm aufblickend und sich erhebend. „Gott strafte mich für die Ruhelosigkeit meines Gemüts, aber hat er mich denn ausgerüstet mit der Selbständigkeit, deren ein Geschöpf bedarf, wenn es allein den Kampf mit der Welt und — schlimmer noch! — mit sich selbst bestehen soll?“

Sie stand neben ihm, hinausblickend auf den beweglichen, goldigen Glanz des Meeresspiegels, und er bemächtigte sich jetzt ihrer herabhängenden Hand.

„Juliane,“ bat er in weichem Ton. „Es schmerzt mich, Sie nicht glücklich zu sehen, aber geben Sie sich dieser Empfindung nicht so wehrlos hin! Schlimmeres als Ihnen war ja mir beschieden! Doch Sie sehen, ich trug es, trage es noch mit Entsagung!“

Juliane starrte auf das Wasser hinaus.

„Aber ich, ich ertrage es nicht! Wäre er lieber ein schlechter Mensch! Aber er ist wie ein Halm, den jeder biegen kann! Er ist der Freund aller Menschen, er hat Sinn für das Schöne wie für das Häßliche, er hat als Dilettant alles versucht. Sorgenlos konnte er es! Leidenschaften kennt er nicht, ich habe vergebens gesucht, ihm eine solche, ja selbst ein Laster abzulauschen. Schließlich, da er mit seinem guten Sinn und Willen kein wirkliches Talent besitzt, ergriff er alles Neue, von ihm noch nicht Versuchte, und ich, die ich keinen Einfluß auf ein so weiches, mir immer entgleitendes Naturell erreichte, bin ihm nichts mehr als eine Statue, ein Modell, das sein Schönheitssinn zu bewundern gewohnt ist. So ist er nach und nach ganz der Sucht nach dem Übersinnlichen verfallen; das Mystische, Unnatürliche ist ihm ein Feld der Zerstreuung geworden; jetzt hat es ihn vollends gepackt! Mit einem Wort: er ist kein Mann, er ist ein Mannequin in den Händen schlauer Schwindler geworden und ich muß zuschauen. Soll ich ...“ ihr Fuß trat heftig auf das Gestein des Bodens ... „ihm folgen in seinen Narrheiten? Mich mit ihm toll machen durch die wahnsinnigen Bücher, die er verschlingt? Soll ich mit meiner Jugend selbst dem Leben entsagen, seinen unerträglichen geistigen und materiellen Neigungen mit Ergebung zuschauen, wenn ich auf Glück nicht mehr hoffe? ... Oft schon war ich in letzter Zeit zu dem Entschluß gekommen, mich freud- und freundlos da unten in die Flut zu stürzen; seit ich Sie wiedersah, seit ich weiß, daß Sie dem thörichten, schwärmenden Mädchen nicht zürnten ... Nehmen Sie mich mit sich!“ rief sie plötzlich im Ansturm ihres Gefühls. „Sie sind frei! Was kann Sie hindern! ... Namenlos glücklich würde mich schon der Gedanke machen, in Ihrer Nähe zu sein, in Ihnen ...“

Sie erschrak vor dem Ernst, mit dem Erich sie anschaute. Sie erbleichte, senkte beschämt die Stirn.

„Juliane!“ hörte sie seine Stimme, mahnend, aber schwer bewegt, wie er, vor ihr stehend, ihre Hände erfaßte. „Wissen Sie, überlegen Sie, was Sie begehren? Nur ein väterlicher Freund würde ich Ihnen noch sein können seit ...“ Er schloß die Augen, ihren Blick vermeidend ... „Und die Welt würde auch dies zu tadeln nicht unterlassen, denn Sie sind das Weib eines anderen! ... Halten Sie jetzt aus, Juliane! Ertragen Sie, wie ich zu ertragen verurteilt war, denn das Schicksal hat uns beide schwer geprüft, doppelt schwer wohl mich, der ich — heute darf ich es Ihnen ja gestehen — mit schwerem, doch zufriedenem Herzen Sie damals scheiden sah, denn es mußte sein zu unser beider Wohl!“ Er preßte einen heißen Kuß auf ihre Hand. „Daß wir beide nicht glücklich geworden sind, es ist traurig genug; ich habe verzichtet auf das, was mir nicht beschieden sein sollte, Sie aber, Juliane, sind jung, Sie haben alle Anwartschaft auf das Glück, entsagen Sie ihr nicht! Ihr Gatte muß Sie lieben; vielleicht verfehlten Sie ...“

Unbewußt hatte sein Arm sich um ihren Leib gelegt; er fühlte, wie sie erzitterte. Sie lehnte ihr Antlitz auf seine Schulter, um ihm zu verbergen, wie trostlosen Eindruck seine Worte der Vernunft auf sie machten. Er fühlte ihren Herzschlag an seiner Brust, kämpfte mit sich selbst. Was er ihr gesprochen, hatte ihn die höchste Anstrengung gekostet. Die Erbitterung über sein eigen Los stürmte in seiner Brust wieder auf, als er dieses schöne Weib in seinem Arm hielt, ein Weib, das sich mit so grenzenloser Hingebung an ihn schloß, das von ihm Rettung begehrte, und das doch durch eine Erziehung, der jede weibliche Hand gefehlt, durch heißes, überschwengliches Temperament alles besaß, was ihr den Weg zum Glück, ja selbst zur Zufriedenheit verschloß!

Der Schmerz, von ihm mit so kalten Worten zurückgewiesen zu werden, an den sie sich so schnell und plötzlich geklammert, übermannte sie inzwischen; sie fühlte sich schwer verletzt in ihrem Vertrauen.

Bleich, aber mit geröteten Augen hob sie das Antlitz von seiner Schulter. Mit kalter Miene, doch

dem Ausdruck des Seelenschmerzes trat sie zurück und fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Verzeihen Sie,“ — ihre Stimme war rauh und streng — „vergeben Sie einer Thörin, die ihr Los nicht zu tragen versteht, das sie sich doch selbst bereitet hat. Das Wiedersehen mit einem Manne, an den sich mein . . . Gedächtnis so unlösbar geklammert, es riß mich hin, die ich so sehr einer teilnehmenden Seele bedurfte! . . . Es ist jetzt vorüber! . . . Verzeihen, vergessen Sie! . . .“

Sie warf den Kopf zurück mit einem bitteren Lächeln.

„Sie mußten mich gerade finden in einer Stimmung, die alle meine Vorsätze überwältigt hatte, in einem Moment, wo ich so ganz allein, mich recht weltverlassen fühlte! Vergessen Sie, daß ich schwach sein konnte! Es wird ja Trost für mich geben, wenn . . .“ Sie blickte wieder über das blaue, von einer Brise bewegte Meer, auf dessen welligem Spiegel die Sonnensterne tanzten, sie blickte lange hinaus, während sich ein Zug des Schmerzes um ihre Lippen grub.

Erich bereute, sie durch seine Vernunftsgründe verletzt zu haben, Gründe, die er hatte sprechen müssen, um den Sturm in ihrem Gemüt zu beschwichtigen. Er glaubte nicht an ihre Resignation, denn er sah, wie ihre Gesichtsnerven und ihre Brust noch in krampfhafter Bewegung waren. Plötzlich jedoch überraschte sie ihn, sich wieder zu ihm wendend. Sie hatte die notdürftigste Fassung zurückgewonnen, aber ihre Züge waren herb, es lag ein Ausdruck von Trotz in ihnen.

„Ich konnte über mich selbst so ganz die Pflichten der Gastfreundschaft gegen Sie vergessen?“ sprach sie, ihre Stimme beherrschend, ohne ihn anzuschauen. „Kommen Sie! Ich zeige Ihnen Breckendorffs Sammlungen! O, sie sind ganz interessant! Sie werden ihn aus diesen kennen lernen! Die Leute hierumher betrachten ihn deshalb wie einen großen Gelehrten, aber auch wie . . .“ Sie sprach nicht aus. Ihre Züge kleideten sich in Spott.

Sie begleitete die letzten Worte mit einem ironischen Lächeln, das Erich überzeugte, wie tief ihre Abneigung gegen ihn sein müsse. Er folgte ihr den Felsenweg hinab in den unteren Garten. Sie sprachen nicht miteinander; teilnahmsvoll schaute er hinab auf die ihm Voranschreitende, unfähig, sich einer Besorgnis um sie zu erwehren, die sich sogar zu einem Gefühl von Bange steigerte, als er, den Garten wieder betretend, sah, wie Juliane mit beschleunigtem Schritt auf das Portal der Villa zueilte, den Saum ihres Kleides hob, die Stufen hinanschritt, ohne zu ihm zurückzublicken, die Hand an einen Pilaster stützte und im Vestibul verschwand.

Sie that ihm weh, denn sie war offenbar nicht mehr imstande, zu beherrschen, was in ihr vorging, als sie die Hoffnung lassen mußte, die sie auf ihn gesetzt. Sie hatte soeben nur einen Vorwand gesucht, um Zeit zu finden, vielleicht um ihm die Thränen zu verbergen, die sie oben auf der Felsplatte mühsam zurückgedrängt. Die wenigen Minuten des Abstiegs hatten sicher genügt, sie in die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage zurückzuversetzen, seit der Freund ihr seine Hilfe versagt hatte.

(Schluß folgt.)

Eisgang.

Roman

von

B. von Wangenheim.

(Fortsetzung.)

Anfangs fand sich Gabriele meist als dritte zwischen ihnen, und wenn sie allein waren, so drehte sich das Gespräch um sie und gesellte sie wenigstens im Geiste ihnen zu. Bald indessen kam ihnen dies Thema abgebraucht vor. Sie waren schon so gute Freunde und wußten noch sehr wenig von einander. Lieven war immer aufs lebhafteste interessiert, wenn Kitty etwas aus ihrer Vergangenheit erzählte; er sammelte diese Anhaltspunkte wie Mosaiksteinchen, aus denen er sich ihren Charakter zusammenzustellen suchte. Manches an ihr blieb ihm trotzdem unverständlich. Lebhaft und wohlwollend in der Beurteilung aller Dinge, die sie nicht persönlich betrafen, fand er sie stets kühl und etwas spöttisch, wenn sie von sich selbst, von ihrem Leben, von ihr nahe stehenden Personen redete. Im ganzen reizte sie vorläufig noch mehr seine Neugierde als seine Sympathie.

Kitty fühlte sich nicht weniger von seiner Gesellschaft angezogen. Sein frisches, heiteres Wesen

wirkte belebend auf sie. Sie, die so gerne lachte und so wenig Gelegenheit dazu in ihrem Leben gehabt, fand in seiner Gegenwart eine ihr natürliche, unbefangene Fröhlichkeit wieder. Im väterlichen Hause wäre ein ausgelassenes Wesen schlecht angebracht gewesen; an der Seite des braven, aber so viel älteren Gatten, zwischen ihrer langsamen Genesung und seinem Ableben hätten lustige Gedanken auch gerade keinen günstigen Boden gefunden. Nun freilich, als Braut ihres Jugendgeliebten waren ja die Wolken von ihrem Himmel weggeweht. Aber Ulrich war unterdessen ein ernster Mensch geworden. Er hatte manches Leid durchgemacht, das seiner tiefen Natur für alle Zeiten einen Stempel aufgedrückt. Auch lagen zwischen ihnen beiden gar zu viele trübe Erinnerungen, die erst die Zeit mit ihrer langsamen, weichen Hand unmerklich auswischen konnte. Mit Lieven war das etwas ganz anderes! Es schien Kitty, als sei sie jetzt zum ersten Male jung und lebensfroh geworden. Sie glaubte noch nie in ihrem Leben so vergnügt gewesen zu sein wie in diesen vier Wochen.

Und je mehr die beiden Freunde sich in ihre gegenseitige Beobachtung, in ihre gegenseitigen Interessen vertieften, desto mehr trat Gabriele zurück. Ja, es kamen Augenblicke, da sie sie störend zwischen sich empfanden und sie gerne los gewesen wären. Sie fühlten sich beide wie befreit, wenn sie wieder allein einander gegenüberstanden und wieder ungehindert von Dingen plaudern konnten, die ihnen jetzt weit wichtiger schienen als die Angelegenheiten des jungen Mädchens.

Dies gestand sich Kitty aber durchaus nicht ohne weiteres ein. Nur manchmal überkam sie Gabriele gegenüber etwas, was einem Gewissensbisse ähnlich sah, obgleich sie sich eigentlich keinerlei Schuld beizumessen wußte. Um diesen unerklärlichen Vorwurf zu beschwichtigen, begann sie dann mit der Freundin über Lieven zu plaudern. Dies aber war im Grunde auch nur ein kleiner Egoismus; es machte ihr sehr viel Vergnügen, von Lieven zu reden; sie fand eine Art von Genugthuung darin, seinen Namen auszusprechen oder auch nur von anderen Lippen aussprechen zu hören, und sie empfand es angenehm, wie eine persönliche Schmeichelei, wenn man ihn vor ihr lobte. Da nun aber Gabriele nicht weniger Vergnügen an allen diesen Dingen zu finden schien, so redete sich Kitty leicht ein, daß dieses Thema nur der Freundin zuliebe verhandelt werde.

Doch einmal ward sie ein wenig bedenklich. Es war an einem Tage, da sie Lieven um eine bestimmte Stunde erwartete. Die Zeit wurde ihr schrecklich lang. Sie konnte sich zu keinerlei Beschäftigung entschließen; selbst beim Lesen war sie so zerstreut, daß sie dieselbe Seite immer von vorne beginnen mußte, ohne auch nur ein Wort zu verstehen. Sie ging unzählige Male an die Uhr, um zu sehen, ob die Zeiger noch immer nicht weitergerückt seien. Die Stunden schienen sich ihr ins Endlose auszudehnen, und sie geriet schließlich auf den Gedanken, daß die Uhr nicht richtig gehe. Als aber andere Uhren, die sie befragte, mit der ersten übereinstimmten, ward sie doch stutzig. „Ja, was ist denn das eigentlich? Seit wann kann ich mich denn nicht mehr mit mir selbst beschäftigen? Ist denn dieser Lieven ein so unentbehrlicher Freund geworden?“ Sie lachte sich aus. „Nun, man sieht, daß die Freiheit mich zu langweilen beginnt. Es wird Zeit, daß ich Ulrich heirate. Ich kann ohne Gesellschaft nicht mehr leben.“

X.

Das Diner bei der Gräfin Dalchow verlief sehr vergnügt. Wie die meisten alleinstehenden Damen, hatte sie wenig Urteil über Weine und ihre richtige Verteilung bei der Mahlzeit; sie hielt hauptsächlich darauf, daß bei ihren Diners der Champagner reichlich fließe, da die Erfahrung sie belehrt hatte, wie untrüglich der Grad der Heiterkeit in einer Gesellschaft sich nach der Quantität des ausgeschenkten Sektes messen lasse.

Die Stimmung der kleinen, nur aus zehn Personen bestehenden Tafelrunde war demnach auch sehr belebt. Lieven hatte Kitty zur Nachbarin. Gabriele saß am entgegengesetzten Tischende, da die Gräfin jeden Schein der Absichtlichkeit ängstlich vermied.

Man erhob sich, und Lieven führte Kitty in den Salon zurück; er kannte schon ihre Liebhaberei für Kissen und gepolsterte Möbel. Sie verabscheute alle steifen Sessel, am meisten die Rohrstühle, und fühlte sich nur wohl, wenn sie sich in einen großen Lehnsessel oder in die Ecke eines Sofas schmiegen konnte. Hatte sie in ihren Bewegungen etwas von der Grazie einer Schlange an sich, so schien sie auch, ein wenig frostig wie diese, die warmen und behaglichen Winkel zu suchen. Lieven geleitete sie also zu einer kleinen, bequemen Bergère und blieb selbst vor ihr stehen; wie so vielen thätigen und lebhaften Männern, war ihm das längere Sitzen eine Last, besonders nach Tische. Er war sehr angeregt.

„Unsere liebenswürdige Wirtin,“ sagte er, „besitzt wirklich nicht umsonst den Ruf, eine geistreiche Frau zu sein. Es war wieder ein hervorragender Gedanke von ihr, Sie mir als Tischnachbarin zuzuweisen.“

„Sie hätten in der That noch schlechter bedacht werden können,“ entgegnete sie in ihrem etwas selbstverspottenden Tone. „Ich bin ja ein guter Junge, ein ausgezeichneter Kamerad!“

„Gar nichts weiter?“

„Ja, sagen Sie selbst, was giebt es Angenehmeres und Bequemeres als eine Frau, mit der man sich unterhalten kann, ohne immer darauf bedacht sein zu müssen, ihr den Hof zu machen?“

„Mir scheint nur das bequem, was natürlich ist,“ entgegnete Lieven scherzend. „Wenn ich nun die Neigung verspüre, einer Frau den Hof zu machen, so ist es mir ein unangenehmer Zwang, mit ihr wie mit einem Kameraden verkehren zu müssen.“

Sie lachte. „Nun werden Sie wieder allgemein, während ich von einem besonderen Falle rede. Aber so sind die Männer schon und werfen uns dann Weitschweifigkeit vor!"

„Aber erlauben Sie! Wenn ich nun denselben Fall . . ."

Sie unterbrach ihn auf nervöse und hastige Weise. Er sprach heute abend in einem galanteren Tone zu ihr als bisher; Banalitäten im Grunde, wie sie deren alle Tage von Gubitz und anderen Männern zu hören bekam, und bei denen sich keiner im Grunde etwas Besonderes dachte; in ihrer augenblicklichen, etwas aufgeregten Verfassung verwirrten sie indes Lievens Worte über Gebühr, und sie wies dieselben in beinahe befremdender Weise zurück.

„Mir liegt vor allen Dingen daran," rief sie aus, „daß man sich über meine Person im klaren sei. Sie zum Beispiel, Sie wissen ganz genau, daß ich Ihnen ein sehr wohlgesinnter Freund bin, auf den Sie sich allezeit verlassen können. Also Ihr Freund, Ihr Freund für immer, — aber nichts als Ihr Freund!"

Die Ruhe, mit der er ihr gegenüberstand und sie lächelnd und forschend, die Augen ein wenig zusammengekniffen, anblickte, bildete einen grellen Gegensatz zu ihrer Nervosität. Mit einer langsamen und bedächtigen Geste ergriff er die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, beim Gelenke, und nachdem er sie an die Lippen geführt, behielt er sie noch einige Augenblicke zwischen den Fingern, indem er seine Uhr aus der Tasche zog.

„Pulsschlag etwas erregt," sagte er mit komischem Ernste, „deutet auf eine beschleunigte Herzthätigkeit . . ."

Sie entriß ihm halb lachend, halb ärgerlich ihre Hand und wollte etwas Scharfes antworten, als Gabriele herzutrat.

„Du, Kitty, ich habe Dir was zu sagen!"

„Nämlich?" fragte Lieven neugierig.

„Das ist für Sie am allerwenigsten," entgegnete das junge Mädchen scherzend, „Sie sind dabei wirklich ganz überflüssig! Mama läßt Sie ins Nebenzimmer bitten, wo sie schon ihre Cigarette angezündet hat."

Lieven gehorchte dieser Weisung, und Gabriele nahm neben Kitty auf der Bergère Platz, indem sie den Arm um die Taille der Freundin schlang.

„Was giebt's denn?" fragte Kitty.

„Solch dummes Zeug!" flüsterte Gabriele. „Aber da Dich's doch nahe angeht, so will ich es Dir auch nicht verschweigen. Weil sie wieder gar nichts Besseres anzufangen weiß, so klatscht diese alberne Gesellschaft darüber, daß Lieven Dir in so auffallender Weise den Hof mache."

Kitty fühlte, wie eine Blutwelle ihr Gesicht überflutete. Sie, die über derartiges Geschwätz zu lachen pflegte, empörte sich jetzt aufs heftigste gegen einen solchen Verdacht.

„Mir brauchst Du es doch nicht zu sagen, daß es Unsinn ist!" versuchte Gabriele sie zu beschwichtigen. „Arme Kitty! Natürlich geht diesen dummen und bösen Seelen der Sinn für eine gute, harmlose Freundschaft ab. Ich glaube, ich weiß schon, daß meine liebe Kitty sich eigentlich ganz was anderes dabei denkt!" fügte sie schelmisch hinzu, die junge Frau von der Seite anblinzelnd.

Kitty zeigte sich aber so entrüstet über das abscheuliche Gerede, daß es Gabriele nicht leicht ward, den Sturm wieder zu beschwichtigen, den sie heraufbeschworen.

Übrigens verschwand diese kleine Verstimmung bald in der sich immer steigernden allgemeinen Fröhlichkeit. Man begann zu musizieren, doch Chopin und Schumann tauchten nur sehr vorübergehend auf dem Repertoire auf. Man ging zu den lustigen Melodien der neueren und älteren Operetten über. Witzige Couplets reizten die Lachlust, und der Refrain wurde im Chore wiederholt.

Man amüsierte sich göttlich, als Kittys Wagen gemeldet wurde. Die Gräfin wollte von ihrem Aufbruche nichts hören und sie selbst hatte wenig Lust, schon zu scheiden. Lieven erbot sich sogleich, sie später sicher heimzugeleiten. Einen Augenblick zögerte sie. „Und warum denn nicht?" sagte sie sich halb leichtsinnig, halb trotzig. „Weil die müßigen Zungen sinnloses Geschwätz erfinden? Was schadet's mir? Überdies sähe es ja aus, als ob ich ihnen ein Recht zugestände, mich zu kritisieren, wenn ich jetzt plötzlich mein Benehmen änderte." Sie nahm also Lievens Anerbieten an, und der Wagen ward nach Hause geschickt.

Gabriele schlug zur Abwechselung ein Pfänderspiel vor und dieser Einfall fand begeisterte Aufnahme; man lachte, man lief durcheinander, man gestattete sich unter dem Deckmantel des Spieles allerhand verwegene Scherze und kecke Anspielungen; es herrschte die ganze tolle Ausgelassenheit, die entsteht, wenn sich Erwachsene einmal wieder wie Kinder gebärden.

Kitty war die übermütigste von allen, ihr Lachen verstummte nicht; es war, als wolle sie auf einmal alles nachholen, was ihre ernste Jugend versäumt. Es schien ihr noch viel zu früh, als sich gegen halb elf Uhr die ersten Gäste zurückzogen. Sie harrte bis zuletzt aus, ehe sie an Lievens Seite den Heimweg antrat.

XI.

Die seltsame, gespannte Stimmung, die Kitty vorhin auf einen Augenblick Lieven gegenüber ergriffen, war längst vollständig verflogen. Sie plauderte jetzt mit der ganzen unbefangenen Ausgelassenheit der letzten Stunden weiter, während sie an seinem Arme durch die Straßen schritt.

„Was für Schlafmützen unsere lieben Mitbürger doch eigentlich sind!" rief sie aus. „Wie kann man doch zu Bette gehen, da man sich eben zu amüsieren beginnt? Ach, ich wäre jetzt gerade in der Stimmung, irgend einen ganz tollen, unerhörten Streich auszuführen!"

In der That kam es ihr in diesem Augenblicke vor, als sei ihr ganzes Leben in einem unerträglichen, philiströsen Einerlei dahingeflossen. Es regte sich eine seltsame Abenteuerlust in ihr, der Durst nach etwas ganz Tollem, Außergewöhnlichem. Die übersprudelnde Heiterkeit des verflossenen Abends pulsierte noch durch ihre Adern; die kindlich verfänglichen Spiele, die sehnenden und lachenden Töne sinnlicher Operettenwalzer, alles in die prickelnde Aufregung des genossenen Champagners getaucht, begehrten eines noch ausgelasseneren Abschlusses. Sie hätte an diesem Abend ein Jahr ihres Lebens dahingegeben, um die Einförmigkeit ihres vergangenen und künftigen Daseins durch irgend einen verwegenen Zufall unterbrochen zu sehen.

Plötzlich blieb ihr Auge auf einer Anschlagsäule haften; das elektrische Licht fiel grell auf ein feuerrotes Plakat:

Säle der Alhambra.
Heute Donnerstag den 15. Februar:
Großes Maskenfest der Künstlerschaft.
Anfang 9 Uhr.

„Was studieren Sie denn da?“ fragte Lieven stehen bleibend und die Richtung ihres Blickes verfolgend. „Ich glaube gar, Sie wären imstande, von mir zu fordern, ich solle Sie dahinführen!“

„Und ich glaube gar, Sie wären philiströs genug, mir es abzuschlagen,“ entgegnete sie, auf seinen Scherz eingehend.

Es war nur ein launiger Einfall gewesen, aber nun begannen viele Worte darüber hin- und herzufliegen. Sie reizten einander durch Neckereien und spöttische Herausforderungen. Und wie so oft ein Scherz dadurch Wichtigkeit erhält, daß man zu viele Reden darüber verliert, so stand auf einmal — sie wußten selbst nicht wie — die Frage ganz ernsthaft zwischen ihnen auf, ob es möglich sei, einen so übermütigen Streich auszuführen.

Im Grunde war Kitty, welche die Neuheit und Abenteuerlichkeit des Gedankens lockte, schon entschlossen. Sie fragte aber noch zaghaft, ob es dort etwa unanständig zugehen werde. Lieven antwortete, sie werde zwar kaum etwas Anstößiges zu sehen bekommen; nur würde sie sich ein wenig sonderbar vorkommen zwischen dieser Gesellschaft von biedern Bürgersleuten und kecken Schauspielerinnen. Was am meisten Bedenken in ihm errege, sei, daß sie alle jungen Leute ihrer Bekanntschaft dort treffen würden, und daß sie natürlich Gefahr laufe, sich aufs schrecklichste zu kompromittieren, falls einer davon sie erkenne.

Aber nun brannte Kitty erst recht darauf, in den verbotenen Apfel zu beißen; sie ließ ihrem Begleiter keine Ruhe mehr, der, obschon er es im stillen nicht billigen konnte, doch selbst von der Seltsamkeit des Abenteuers angezogen, zuletzt nachgab.

Zunächst kauften sie einen dichten Schleier, der Frau Bensens Gesicht ganz unkenntlich machte. Dann verschafften sie sich beim Verleiher Dominos und Masken und fuhren zusammen nach dem Festlokal, das Lieven aus früheren Zeiten sehr gut kannte. Sie sprachen jetzt nicht mehr. Kitty zitterte vor Angst und dann lächelte sie wieder über sich selbst; sie kam sich vor wie ein ungezogenes Schulkind, das seinem Lehrer ein Schnippchen schlägt. Im Grunde empfand sie trotz der Furcht, der leisen Selbstvorwürfe und des heftigen Herzklopfens doch etwas sehr Angenehmes. Es war eben eine neue Aufregung, und es hatte sich ihr schon längst keine mehr geboten.

An der Schwelle des Lokals bot Lieven Kitty den Arm. Sie schmiegte sich jetzt noch ängstlicher an ihn. Besorgt zog er ihr die Kapuze tief in die Stirn, um ihr schönes, auffallendes Haar ganz zu verbergen, indem er sie aufs eindringlichste bat, sich ja nicht vom Übermute hinreißen zu lassen und bekannte Herren etwa intrigieren zu wollen.

Der größeren Sicherheit halber führte er sie auf die Galerie hinauf, in der stillen Hoffnung, daß, was von dort aus zu sehen sei, ihr vielleicht genügen würde.

Unter ihnen bewegte sich in dem festlich geschmückten, elektrisch erleuchteten Saale das bunte Gewühl der Masken: Dominos von allen Farben und Schnitten herrschten vor, vom ungeschickten, aus baumwollendurchschossener, kattunartiger Seide gefertigten Allerweltsdomino des Verleihers, bis zu dem koketten Domino einer Löwin der Halbwelt, dessen starrer, blitzender Atlas, mit Spitzen und Falbeln besetzt, die Figur genau abzeichnete. Die eigentlichen Charaktermasken zeigten eine ebenso große Verschiedenheit: hier ein ärmlicher, eng und doch faltig sitzender Marketenderanzug, dort eine Griechin, die ihren eigentlichen Ursprung und Beruf, den einer ostpreußischen Küchenmamsell, nicht zu verleugnen vermochte; daneben eine feine, anmutige Pierrette und eine üppig kostümierte, aber überstolz einherrauschende Renaissancedame; viele Schmetterlinge, daran erkennbar, daß sie ihre Ballkleider am Rücken mit Flügeln versehen hatten; ein Geschöpf, welches auf dem Jahrmarkte das Glück einer Riesendamenbude gemacht haben würde in einem Kostüm, das nicht die leiseste Vermutung zuließ, in welchem Jahrhunderte und in welcher Gesellschaft man je ein ähnliches Kleidungsmonstrum geduldet hätte; es reichte kaum bis an die Knie und zeichnete sich durch ebenso große Sparsamkeit der Stoffverteilung an den Schultern aus, Entsetzliches, Überwältigendes enthüllend! Viele Frauen waren in gewöhnlicher Gesellschaftstoilette erschienen, mit excentrischen Directoirehüten auf den strohgelben oder rotgefärbten Locken. Die meisten waren maskiert, einige aber hatten das Gesicht nur durch eine Spitzenmantille leicht verschleiert. Sie gingen Arm in Arm oder in Gruppen von drei und mehreren umher, andere standen plaudernd in den Ecken.

Von den Männern waren viele mit unverhüllten Gesichtern, in rotem Fracke und Kniehosen oder auch in einfachem, schwarzem Gesellschaftsanzuge erschienen; zwischen diesen erkannte Kitty zu ihrem unaussprechlichen Vergnügen eine Menge Bekannter, deren Thun und Treiben, Scherzen und Kokettieren, Erfolge und Niederlagen sie mit dem größten Anteile von ihrem erhöhten Standpunkte aus beobachtete.

In der Mitte war ein freier Platz ausgespart, wo sich einzelne Paare ohne sonderlich sichtbares Vergnügen drehten, beinahe als erfüllten sie eine gleichgültige Pflicht. Im ganzen fand Kitty, daß es viel zu ruhig und gesetzt hergehe. Sie war ein wenig enttäuscht, denn sie hatte sich unter einem Maskenballe etwas viel Lustigeres, Tolleres vorgestellt.

Auf einmal bemerkte sie, daß der Tanz aufhörte, und daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich der ihr gegenüberliegenden Bühne zuwandte. Die Gäste strömten auf die Galerien herauf, um von dort aus besser beobachten zu können, was der emporrollende Vorhang den Blicken enthüllen würde.

Ein farbenprächtiger Zug, den vom Stiergefechte siegreich heimkehrenden Toreador darstellend, bewegte sich über die Bühne: die Banderilleros, die Picadores, der Matador schritten stolz vorüber in ihren lustigen rosenroten, hellblauen und gelben Atlasjacken, in ihren silber- und goldgestickten Westen und Kniehosen, den schwarzen Filz auf dem Ohre, die Haare im roten Netze. Sie machten den gezierten, weichlichen, weibischen Eindruck aller Balletttänzer und erweckten nicht einen Moment die Illusion, daß sie sich soeben dem blutigen Geschäfte des Stiertötens hingegeben hätten. Sie begannen denn auch alsbald, wie vorauszusehen, in unmöglichen, bald frosch-, bald spinnenähnlichen Sprüngen durcheinander zu wirbeln oder lächerliche Fechtergesten auszuführen. Und als nun gar die weiblichen Koryphäen der Ballettkunst in ihren spitzenbesetzten Atlasröckchen und ihren mit kleinen Bällen beränderten Jacken, das Haar durch mächtige Kämme emporgerafft, heranrauschten, vom bunten, munteren Chore kurzröckiger Spanierinnen umschwärmt, da belebte sich der lustige Reigen, das Wogen und Springen, Trippeln und Tänzeln immer mehr. Die Helden warfen die Schönen durch die Luft einander zu, und plötzlich, wie durch ein Zauberwort gebannt, erstarrten alle zu einem Tableau, jeder seine Holde in einer graziösen Pose umschlingend, während der Toreador, die Primaballerina am Gürtel fassend, auf einem seiner Kniee schwebend erhielt.

Der Vorhang rollte über dieses kindliche und lächerliche Schauspiel herab, das viele der Anwesenden und nicht die Dümmsten oder Anspruchslosesten sehr geschmackvoll und bewunderungswürdig fanden.

Während der Aufführung war es auf den Galerien sehr belebt geworden. Die Kavaliere boten ihren Damen Erfrischungen; ringsumher floß der Champagner. Lieven, den der Kellner schon seit einiger Zeit mißtrauisch und mit sichtbarem Tadel umkreiste, hielt es für angezeigt, ebenfalls Sekt zu bestellen, um nicht aufzufallen. Kitty stieß mit ihm an und lächelte leise vor sich hin: nein, daß sie, sie, Kitty Bensen, noch so etwas Drolliges erleben sollte!

Plötzlich machte sie Lieven mit einer brüsken Bewegung auf eins der sich vorüberdrängenden Paare aufmerksam; es war Gubitz, der einen rosa Domino mit frechblondem Haare und sehr herausfordernd vorspringender Büste am Arme führte, und die Dame war eben im Begriffe, ihm mit affektiertem, kindlich albernem Accent zu erklären, daß sie um keinen Preis ein Souper en tête-à-tête mit ihm annehmen werde. Während sie noch beide dem entschwindenden Paare nachblickten, stieß einer der Hinabdrängenden unsanft gegen Kitty an, so daß das volle Sektglas, welches sie in der Hand hielt, über ihr Kleid verschüttet wurde. Lieven bemühte sich sogleich dienstbeflissen, es mit seinem Taschentuche zu trocknen, aber Kitty erklärte, es sei ihr viel unangenehmer, daß ihr Handschuh vollständig durchnäßt an ihrer Hand festklebe, und daß es ihr nicht möglich sei, ihn abzustreifen. Lieven zog nun seinerseits an den einzelnen Fingern, aber je mehr sie gedehnt wurden, desto enger schmiegten sie sich in ihrem feuchten Zustande an. Es blieb ihm nichts übrig, als den widerspenstigen Handschuh umzudrehen, und den weiten Ärmel des Dominos bis an den Ellenbogen emporstreifend, befreite er behende Arm und Hand von ihrer unbequemen Hülle.

Die Menge hatte sich unterdessen wieder in den Saal hinabverlaufen, das Summen, Lachen und Lärmen hatte aufgehört, und es war still um sie her geworden; nur in einiger Entfernung hielten sich noch einzelne Paare auf, in eifriges Geflüster vertieft.

Lieven hielt noch Kittys Hand in der seinigen; er drückte sie leise, dann beugte er sich über sie, und Kitty fühlte die Berührung seiner Lippen und seines kleinen Schnurrbartes, die langsam über das Handgelenk hin, den ganzen Arm entlang bis an den Ellenbogen strichen. Als Lieven sich wieder emporrichtete, bemerkte er, daß die feine Haut des Armes unter einem Schauer erzitterte, und er lächelte vor sich hin: die kalte Schönheit ist also doch nicht ganz unempfindlich!

Kitty zog hastig den Ärmel herab. „Lassen Sie uns in den Saal hinuntergehen. Die Sache reizt mich aus der Vogelperspektive zu einer näheren Betrachtung.“

Sie ließ sich's nicht ausreden, und er wiederholte nur immer seine Mahnung, ja keine Unvorsichtigkeit zu begehen. Im Grunde kam er sich recht thöricht vor, auf dies Abenteuer eingegangen zu sein, das ihn weit mehr mit Angst als mit Vergnügen erfüllte.

Die Zaghaftigkeit, mit der sich Kitty zuerst in das Gewühl der Masken gemischt hatte, war schnell verflogen, als sie bemerkte, daß in ihrem uneleganten Domino, die entstellende Kapuze bis auf die Augen gezogen, niemand ihr sonderliche Aufmerksamkeit schenkte. Hier konnte sie ihre Bekannten noch viel besser beobachten, während sie sich fortwährend, zu ihrer eigenen, höchsten Belustigung, das Entsetzen dieser Leute ausmalte, wenn sie wüßten, daß sie an Lievens Arm so keck zwischen ihnen umherwandle, nur durch die dünne Seidenschicht ihrer Larve von einem unerhörten Skandal getrennt. Ihm war das alles so ungemütlich, daß er sich tausend Meilen hinwegwünschte und sie zuletzt dringend bat, zu gehen. Sie gab ihm, wenn auch ungern, nach, und schon standen sie am Ausgange des Saales, als Kitty der Gedanke kam, das Lokal nicht zu verlassen, ohne sich mindestens einen Maskenscherz erlaubt zu haben.

Sie gewahrte neben sich einen jungen Offizier, den sie erst seit einigen Monaten verheiratet wußte.

„Warte nur!“ rief sie ihm mit verstellter Stimme zu, „Deine Frau soll schon erfahren, wo Du abends hingehst, während sie Dich im Klub vermutet!“

Lieven fühlte sein Blut erstarren. Er versuchte, sie schnell fortzuziehen, aber schon stand der Offizier an ihrer Seite. „Oho, schöne Maske, Du sollst doch nicht so ohne weiteres Deine verräterischen Pläne im Verborgenen spinnen. Erst muß ich wissen, wer mir droht!“

Lieven drängte nach dem Ausgange, aber der Offizier zog noch einen Bekannten heran und versperrte ihnen den Weg. „Kennen Sie die beiden da nicht?“

„Ein anständiger Kerl bindet sich doch nicht das Gesicht so zu,“ entgegnete der andere. „Wahrscheinlich Ihr Schneider, der seiner Gattin einen vergnügten Abend spendiert!“

„Bewahre, dazu hat er viel zu elegante Lackschuhe an den Füßen! He, Gubitz! Kommen Sie mal her!“

Lieven glaubte, die Hölle um sich emporlodern zu sehen. Er schob ohne Umstände den Offizier beiseite, und Kitty am Arme nachziehend, bahnte er sich rücksichtslos einen Weg hinaus. Mehr laufend als gehend erreichten sie die Garderobe, wo sie sich ihre Mäntel aushändigen ließen. Lieven warf in Todesangst seinen eigenen Pelz auf den Mantel seiner Begleiterin, um ihn den spürenden Blicken zu entziehen, und eben hatte er sich das Paket auf den Arm geladen, als er schon die drei Verfolger erblickte, die nicht wie Lieven und Kitty vom Selbsterhaltungstriebe gejagt, die Menge weniger schnell zu durchbrechen vermocht hatten. Lieven zog die Hand seiner Begleiterin durch seinen Arm und flog mit ihr die Stufen hinab. Sie hörten die drei jungen Leute hinterher springen. „Na, nun wird es interessant! Sie haben ja eine scheußliche Angst, erkannt zu werden!“

„Das weiß der Teufel!“ dachte Lieven.

Endlich hatten sie das Freie erreicht. Lieven stürzte auf die erste beste Droschke zu, hob die zitternde, halb besinnungslose Kitty hinein und sprang nach, indem er dem Kutscher zurief, zuzufahren, einerlei wohin. Durch das offene Fenster steckte noch Gubitz sein neugieriges Gesicht, aber die Stimme des Offiziers rief hinter ihm: „Lassen Sie sie nur laufen! Bei der verfluchten Kälte kann man sich ja den Tod holen!“

Kitty lag wie leblos in der Ecke des Wagens, und Lieven fühlte nicht den Mut in sich, ihr Vorwürfe zu machen. Nun, da sie der Gefahr glücklich entronnen, empfand er nur noch ein beinahe zärtliches Mitleid mit ihr. So fuhren sie wortlos bis zu Frau Bensens Wohnung, wohin Lieven den Kutscher gewiesen hatte, als er sich überzeugt, daß niemand mehr ihre Spur verfolge.

Er half ihr beim Aussteigen und öffnete die Hausthüre, da ihre Finger noch so bebten, daß sie das Schlüsselloch nicht zu finden vermochte. Dann geleitete er sie die Stufen bis an die Thüre ihrer Wohnung hinauf. Dort blieben sie beide stehen. Sie hatte noch kein Wort wieder gesprochen, und er sah, daß sie vor Aufregung ein wenig fieberte.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau, und haben Sie Dank für diesen Abend!“ sagte er.

Sie erhob den Blick zu ihm, es lag etwas ihm ganz Fremdes, Bittendes, beinahe Unterwürfiges in ihren Augen.

„Leben Sie wohl,“ antwortete sie ganz leise, „und seien Sie mir nicht böse!“

„O — gnädige Frau . . .“ Im nächsten Augenblicke hatten seine Lippen ihren Mund berührt. Er erschrak selbst über seine Kühnheit und wagte kaum, sie anzublicken. Sie sah aber nicht erzürnt aus, nur auch ein wenig erschrocken.

„Leben Sie wohl!“ rief er noch einmal aus und sprang eilends die Treppe hinab.

XII.

Als Kitty am nächsten Morgen erwachte, empfand sie noch ein lastendes Gefühl auf der Brust, unterdrücktem Schluchzen ähnlich, und ihre Augen waren wie von Weinen geschwollen. Mit einem tiefen Seufzer erhob sie sich und suchte ihre Erinnerungen an den gestrigen Abend zu sammeln. Und da fiel ihr ein, daß sie wirklich unter Thränen und heftigen Selbstvorwürfen eingeschlafen war, daß sie sich wie eine große Sünderin vorgekommen, und daß sie sich sehr ernstlich die Frage vorgelegt hatte, ob es noch möglich sei, daß sie nach den Vorfällen dieses Abends Ulrichs Frau werde. Glücklicherweise aber hatte eine große Müdigkeit und Abspannung sie bald von diesen schwarzen Gedanken erlöst und in einen tiefen Schlaf versenkt.

Die Naturerscheinung, die täglich das Dunkel der Nacht vor der aufgehenden Sonne entschwinden läßt, wiederholt sich sehr ähnlich in unserm Gemüte, Berge, die sich abends als unüberwindlich vor unserer Phantasie auftürmten, finden wir oftmals morgens zu lächerlichen Maulwurfshügeln zusammengesunken. So erging es auch Kitty. Je klarer ihre Gedanken wurden, desto thörichter fand sie ihre gestrige Verzweiflung. Gewiß, sie hätte nicht gern Ulrich als unsichtbaren Zeugen ihrer Abenteuer gehabt! Aber hatte sie sich nicht einem Ehrenmanne anvertraut, auf dessen Verschwiegenheit sie unbedingt rechnen konnte? Im Grunde waren alle ihre Erlebnisse recht drolliger Natur gewesen; das volle Vergnügen daran, wie es uns ja beinahe mit jeder Freude zu ergehen pflegt, genoß sie erst jetzt in der Erinnerung. Freilich, der Kuß, den Lieven zuletzt auf ihre Lippen gedrückt, der wäre besser unterblieben; nun, es war schließlich nur der ausgelassenste von all den übermütigen Streichen, die jenen Abend ausgefüllt hatten!

Ja wahrhaftig! Es war doch nur recht wenig Grund vorhanden, um sich mit Selbstvorwürfen zu quälen. Sie glaubte ganz ehrlich gegen sich zu sein, indem sie sich selbst wieder und wieder versicherte,

daß sie Ulrich auch nicht mit einem Gedanken zu nahe getreten sei. Denn wenn sie sich auch nicht verhehlen konnte, daß Lieven ihr ein gewisses pikantes Interesse einflöße, so war doch diese flüchtige Laune, die sie zu jeder Zeit wie ein überdrüssiges Gewand abstreifen zu können glaubte, in keiner Weise zu vergleichen mit der unerschütterlichen, durch die ersten, warmen Empfindungen ihres Herzens eingepflanzte und durch eine lange Gewohnheit festgewurzelte Neigung zu ihrem Verlobten.

Sie hatte jetzt ihre Ruhe und Heiterkeit wiedererlangt und fragte sich mehr neugierig als beunruhigt, wie Lieven, auf dessen Besuch sie bestimmt rechnete, wohl ihre Lage nach den Vorgängen des gestrigen Abends auffassen würde und nahm sich vor, ihm gegenüber das alles wie ungeschehen zu behandeln. Bei dieser Gelegenheit blickte sie in den Spiegel und ärgerte sich über die thörichte Aufregung der gestrigen Nacht, die unschöne Spuren um ihre Augen zurückgelassen.

Sogleich gab sie sich einer sehr sorgfältigen Toilette hin; es war ein Vergnügen, sich für Lieven zu schmücken, der ein so feines Verständnis für die geringsten Einzelheiten der Frauenkleidung besaß. Sie fand, daß zu ihrem heutigen etwas schmachtenden Aussehen eine Haustoilette am besten stimmen würde und sie wählte ein lose wallendes, großblumiges Seidengewand, in dem sie an die graziösen Gestalten europäisch-japanischer Zauberstücke erinnerte.

Sie fühlte sich ganz unfähig, irgend etwas zu beginnen, und so sah sie unthätig der Ankunft Lievens entgegen.

Der Winkel, in den sie sich zurückgezogen hatte, war in seiner märchenhaft maurischen Ausstattung recht zum Träumen geeignet. Es war eine Art von erkerartigem Ausbau, dessen phantastisches Bogenfenster auf den Garten hinaussah, und den eine schwere, goldgestickte, halb emporgeschlagene Portiere von dem angrenzenden Salon trennte. Die Wände entlang, die wunderliche, buntschillernde Arabesken und unleserliche Sprüche bedeckten, zogen sich Diwans mit schwellenden Kissen hin. Ein türkischer Puff vor einem eingelegten Tischchen und eine von der Decke herabhängende in Goldblech ausgeschnittene Ampel vervollständigten die Einrichtung.

Hier sann Kitty mit einem halben Lächeln den Abenteuern des verflossenen Abends nach, als Lieven bei ihr gemeldet wurde.

Ihm war es seit der vorigen Nacht nicht viel anders ergangen als Frau Bensen. Nachdem er sich von ihr getrennt, hatte es ihm auf einmal geschienen, als stünden sie beide vor einer großen Gefahr. Seine Freundschaft für Gölshausen und sein Ehrgefühl empörte sich und überschütteten ihn mit heftigen Vorwürfen. Es kam ihm wie ein Unrecht vor, Kitty nach diesen Abenteuern auch nur wiederzusehen, und er war entschlossen, so bald als möglich fortzureisen. Am folgenden Morgen lachte er sich selbst aus. Der Maskenball, die Flucht, der Heimweg mit der reizenden Frau Bensen gehörten ohne Zweifel zu seinen prickelndsten und amüsantesten Erlebnissen, gerade deshalb, weil das alles mit „einem Kuß in Ehren", wie er sich selbst lachend sagte, geendet; wahrlich einer so schönen, bezaubernden, kleinen Witwe gegenüber ein sehr leichtes Vergehen! War er denn etwa in Kitty verliebt? Verliebt ... was ist verliebt? Weiß man eigentlich noch so genau, wann man verliebt ist und wann nicht, wenn man mit so vielen, entzückenden Frauen zusammenkommt? Er war einfach neugierig gewesen, ob sie wirklich so kalt sei, wie sie sich den Anschein gab. Er glaubte nun nicht mehr unbedingt daran. Somit war er ja am Ziele seines Experimentes und er konnte nun in Freundschaft weiter neben Kitty hinleben, wie sich das der Frau seines guten Freundes Gölshausen gegenüber von selbst verstand.

Als er aber jetzt bei ihr eintrat und sie ihm lächelnd entgegenkam, konnte er sich doch des Gedankens nicht erwehren: „Gott, wie reizend sie wieder ist!" Er verschloß aber seine Bewunderung in sich und nahm neben ihr Platz, indem er von den gleichgültigsten Dingen im unbefangendsten Tone zu plaudern begann. Sie wußte ihm dafür Dank und rechnete es ihm als eine Zartheit des Gefühls zu gute.

Indessen, obschon ihr Geplauder nichts enthielt, was nicht zwei einander ganz fernstehende Leute der Gesellschaft hätten austauschen können, so fühlten sie sich doch wieder durch das halb beengende, halb reizvolle Band eines neuen geteilten Geheimnisses enger miteinander verknüpft. Über jedes ihrer Worte, selbst des nichtssagendsten, schienen die Geister der Erinnerung hin und her zu schweben. Er konnte ihre Hand, ihren Arm, ihren Mund nicht mehr betrachten, ohne an die Vertraulichkeiten des gestrigen Abends zu denken. Sie hastete von einem Thema zum anderen, als ob sie eine Pause im Gespräche wie eine Gefahr fürchte.

Es war etwas Künstliches in ihre Unterhaltung getreten, und sie, die niemals um einen Gesprächsstoff mit Lieven verlegen gewesen war, griff heute sogar, um ja keine Stockung eintreten zu lassen, zu dem banalen und abgebrauchten Mittel, Photographien zu besichtigen, die sie aus einer neben ihr stehenden Schale nahm, mit irgend einer Bemerkung erläuterte und dann auf den Schoß legte. Dabei kam ihr ein altes Bild in die Hände, das sie selbst einige Jahre früher darstellte. Sie fand es in seinem vergilbten Zustande, mit der lächerlich altmodischen Tracht so abscheulich, daß sie es Lieven um keinen Preis sehen lassen wollte. Natürlich war seine Neugier sogleich gereizt, als er bemerkte, daß sie ihm etwas vorenthalten wollte, und er versuchte, ihr die Photographie zu rauben. Bei dem kleinen Kampfe, der darum entstand, machte Kitty eine lebhafte Wendung, und die Bilder, die sie im Schoße hielt, fielen rings um sie her auf den Boden.

Ehe Lieven sich bücken konnte, um sie wieder aufzusammeln, hatte Kitty sich bereits mit einer leichten, geschmeidigen Bewegung von dem niedrigen Diwan auf die Kniee gleiten lassen, und anstatt ihr nun zu helfen, versank er ganz in ihren Anblick; das Kleid, das sich in schweren Falten um sie brach, ließ unbestimmt und reizend die Konturen ihrer biegsamen

Gestalt erraten. Dicht vor seinen Händen neigte sich ihr kleiner Kopf mit dem schönen, schimmernden, aus dem Nacken emporgedrehten Haare, das sich in widerspänstigen Löckchen um den zarten, durchsichtig weißen Nacken kräuselte.

Plötzlich und beinahe unbewußt, gerade wie es gestern abend gekommen war, faßte er ihren Kopf mit beiden Händen und stürmisch, leidenschaftlich preßte sich sein Mund gegen den ihren. Sie schrak ein wenig zusammen, und dann fühlte er, daß sie ihm keine Abwehr mehr entgegensetzte. Sie hatte die Augen geschlossen und sank widerstandslos an seine Brust.

Sie fühlte sich wie berauscht und fand nur mühsam die Kraft, sich emporzuraffen. Nun stand sie ihm gegenüber, ihre Augen fragend, beinahe lächelnd auf ihn gerichtet, als wolle sie sagen: „Was nun?“ und ihm doch schon zugleich versichern, daß sie ihm nicht zürnen könne, daß sie ihn nicht strafen werde.

Das Geräusch nahender Schritte schreckte sie auseinander; es wurde Kitty eine soeben eingetroffene Depesche überbracht.

Sie überflog den Inhalt und wurde sehr blaß. Mit einer schnellen, instinktiven Bewegung reichte sie Lieven das Telegramm hin, das die Worte enthielt:

„Ich komme morgen. Hoffe auf die versprochene Entscheidung. Tausend Grüße.

Ulrich.“

Das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, war Kitty zusammengesunken. Lieven sah, wie ihre Schultern in lautlosem, krampfhaften Weinen zuckten. Er kam sich in diesem Augenblicke vor wie ein Elender; er hätte gewollt, daß sie irgend ein Opfer von ihm verlangt hätte, mit dem er sich von dieser peinvollen Lage hätte loskaufen können. Und er brachte nur die egoistische Bitte über die Lippen: „Ach, weinen Sie doch nicht! Ich bitte Sie — nur nicht das noch!“

Und Kitty richtete sich empor, gewaltsam ihre Thränen niederkämpfend, um ihm nicht weh zu thun, vielleicht, um ihm nicht zu mißfallen.

„Sind Sie unglücklich?“ fragte er. „Kann ich denn gar nichts für Sie thun?“

„Unglücklich? Ich habe das noch nicht erwogen. Aber unwürdig . . .“

„Kitty! Kitty!“

„Ja,“ fuhr sie hastig fort, „und das alles muß für Ulrich ein Geheimnis bleiben. Ich bin ihm ja notwendig! Sie wissen es nicht, wie lieb er mich hat . . . es würde ihm seinen Glauben an alles Gute rauben, wenn er erfahren würde . . . Sie wissen nicht, wie gerade, wie rechtschaffen sein Sinn ist! Er würde so etwas nie begreifen! Es ist ein schreckliches Bewußtsein, ihn täuschen zu sollen, aber er würde sich sogleich von mir losreißen und es würde ihn das Glück seines Lebens kosten. Es ist der Traum seiner ganzen Jugend gewesen. Und mehr noch, ich habe ja sein Dasein mit allen Wurzeln vom alten Erdreich abgelöst, ohne mich wäre er ruiniert . . .“

Sie wußte selbst nicht, warum sie das alles vorbrachte. Der Gedanke war ihr doch noch gar nicht gekommen, daß eine Trennung von Ulrich möglich sei. Lieven verstand sie aber so.

„Wie?“ rief er aus. „Sie wollen da nur an ihn und an sein Glück denken? Sehen Sie denn nicht, daß sein ganzes Glück zusammenstürzen würde mit der Entdeckung, daß Sie sich nur für ihn geopfert hätten? Denn das können Sie mir glauben: er wird es doch einmal fühlen, daß er nicht geliebt ist!“

Sie blickte ihn groß und erschrocken an. Sie wollte etwas erwidern und wurde blutrot.

„Ja,“ sagte sie zögernd und verlegen, „wie soll ich Ihnen das erklären? Ich habe ihn gern, wirklich, . . . es verbindet mich eine tiefe Sympathie mit ihm und die Gewohnheit, und auch bereits die Gemeinsamkeit der Interessen . . . Ich weiß nicht, ob es mir überhaupt noch möglich sein würde, ohne ihn zu leben.“

Lieven fühlte sich im Augenblicke ein wenig verletzt; doch er ward bald Herr dieser Empfindlichkeit, die er selbst verwarf. „Jetzt möchte sie sich aus Mitleid einreden, daß sie ihn liebt,“ dachte er bei sich, „und ich habe gewiß am letzten ein Recht, sie darüber aufzuklären.“

XIII.

Als sich Lieven wieder allein auf der Straße befand, begann er seine Eindrücke im Spiegel der Überlegung zu klären. Er mußte sich eingestehen, daß seine Gefühle und seine Haltung Kitty gegenüber nicht mehr mit einem leichten Worte als etwas Bedeutungsloses, Vorübergehendes wegzuscherzen seien.

Sein Experimentieren und sein unvorsichtiges Spiel mit gefährlichen Empfindungen war ihm selbst zur Falle geworden. Es war ihm nach und nach zu einem beinahe unüberwindlichen Bedürfnisse geworden, Kitty täglich zu sehen, und jetzt konnte er nicht mehr in ihrer Nähe weilen, ohne die heftigsten Wünsche in sich aufsteigen zu fühlen.

So weit war er freilich nur sich selbst Rechenschaft schuldig. Aber leider hatte er auch Kitty auf den verderblichen Pfad mit sich gezogen; was sie auch sagte, er konnte sich's nicht mehr verhehlen, daß er Ulrich ihr Herz entfremdet habe. Vielleicht — nein gewiß! — hatte es niemals leidenschaftlich an diesem gehangen; das wenigstens konnte und mochte er nicht glauben. Aber sie hatte sich doch bis dahin an einer ruhigen Zuneigung genügen lassen.

Welch ein böser, zerstörender Wille hatte ihn getrieben, ihre Seele nun durch neue Wünsche zu entzünden? Die Stimme, die ihm triumphierend zurief, daß er die Kalte, Überlegene, doch zu besiegen und zu entflammen vermocht habe, wies er mit Abscheu zurück, indem er nur seinen heftigen Selbstvorwürfen Gehör geben wollte. Er nannte sich einen ehrlosen, verräterischen Freund, der dem grenzenlos Vertrauenden sein bestes Gut entwende, um es zwecklos zu vergeuden.

Aber er gehörte zu den unheilbaren Egoisten, die wohl zeitweilig einer lebhaften Reue zugänglich sind, aber nur schwer den peinvollen Entschluß fassen, sich ins eigene Fleisch zu schneiden, um der Macht der sie fortreißenden Gefühle und Ereignisse entgegenzuarbeiten. So suchte auch Lieven keineswegs seine Handlungsweise vor sich selbst zu beschönigen; aber er dachte auch keinen Augenblick daran, durch einen energischen Eingriff den Bann der ihn und Kitty umstrickenden Leidenschaft zu brechen. Er glaubte alles im Überfluß wieder gutzumachen, indem er sich selbst das Wort gab, fortan Frau Bensen nur noch als der frühere gleichgültig liebenswürdige Freund zu begegnen.

Unter solchen Betrachtungen hatte er seine Wohnung erreicht.

Dem banalen Gasthofzimmer mit seinen roten Plüschmöbeln und seinen vergoldeten Konsolen und Spiegelrahmen hatte die darin herrschende Junggesellenunordnung einen gewissen, persönlichen Stempel aufgedrückt. Die auf dem Schreibtische aufgestapelten Papiere, das geöffnete Tintenfaß, die aufgeklappte Mappe mahnten den Heimkehrenden an die aufgehäuften Briefschaften, die ihrer Erledigung harrten. Er trat einen Augenblick unschlüssig heran, dann aber ließ er mit einer mutlosen Bewegung die Hände sinken, — er war doch jetzt nicht in der Stimmung dazu! Er warf sich auf das Sofa hin und ergriff ein Buch, in dem er nicht las, den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarette nachstarrend.

Sehr willkommen war ihm die Zerstreuung, die sich dadurch bot, daß Graf Gubitz sich als Besucher bei ihm einstellte und ihn durch seine Gegenwart den quälenden Gedanken entriß. Bald hörte er mit Anteil dem cynisch weltlichen Geplauder des jungen Lebemannes zu, der ihm selten anregender erschienen war als heute. Er fand zwischen diesen Anekdoten und skeptischen Randglossen seine alte Elastizität wieder. Bald hatte er sich aus seiner faulen Lage emporgerafft und ging, seiner Gewohnheit gemäß, während der Unterhaltung mit lebhaften Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Sagen Sie doch, Lieven,“ fragte Gubitz plötzlich, „warum kamen Sie denn gestern abend nicht auf das Maskenfest der Künstlerschaft? Wir haben uns himmlisch amüsiert. Alle Bekannten waren da und reizende Weiber!“

Lieven konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Wissen Sie, mein lieber Gubitz, diesen Witz kenne ich. Es sind immer dieselben geschminkten Gesichter und mühsam durchs Korsett zusammengehaltenen Reize, dieselben Stammgäste aller Soupertische, dieselben geistlosen Späße; und hernach, wenn man zufällig nicht dagewesen ist, so hört man immer von den unvergleichlichen Schönheiten, die das Fest verherrlicht haben. Das ist ja gut für die erste, harmlose Jugend, aber ich, ehrlich gestanden, ich bin über diese Scherze hinaus.“

Er sah dabei so überlegen aus, daß er Gubitz beinahe imponierte.

„Nun,“ antwortete dieser, „Sie zogen es vor, eine reizende Witwe durch Nacht und Nebel heimzugeleiten, was ja auch etwas für sich hat!“

Lieven nahm plötzlich eine sehr ernste Miene an. „Ich darf Sie wohl bitten, sich solcher Bemerkungen zu enthalten. Ich denke, daß die freundschaftlichen Beziehungen, die ich zu Frau Bensen, als der zukünftigen Gattin meines Freundes Gölshausen, unterhalte, durchaus unantastbar sind.“

Gubitz war ganz verblüfft und fühlte sich dem lustigen Vergnügungsgenossen gegenüber jetzt ordentlich eingeschüchtert.

„Mein Gott, Sie sind ja schrecklich empfindlich! Ich wollte gar nichts sa . . .“ plötzlich war das Wort in seinem Munde wie abgeschnitten. Sein Auge haftete wie gebannt an einem Punkte unter einer Konsole, und es zuckte in einem unaussprechlichen Triumphe um seine Lippen. Schließlich brach er in ein unbändiges Gelächter aus: „Scheinheiliger, Sie! Und eingestehen zu müssen, daß ich auf Ihre Mienen hereingefallen bin!“

Lievens Auge folgte dem Blicke des Grafen, und alsbald hatte er den Gegenstand dieser plötzlichen Überraschung und Heiterkeit entdeckt: unter einer Konsole lagen noch in rührender Eintracht die beiden schwarzen Seidenmasken des gestrigen Abends mit ihrem schlaff im Staube hängenden Spitzenbesatze.

Lieven wußte wirklich nicht gleich, was er sagen sollte, doch Gubitz fuhr unter fortwährendem Lachen fort: „Wozu nur diese Heimlichkeiten, lieber Freund? Wo haben Sie nur den ganzen Abend mit Ihrer schönen Begleitung gesteckt? Sie hatten wohl Grund, eifersüchtig zu sein, daß Sie sie uns nicht zeigen wollten?“ Und plötzlich, wie von einem neuen Gedanken erleuchtet, rief er aus: „Natürlich! Sie allein können der vermummte Mensch gewesen sein! Buchenau war doch wieder der Schlaue mit seiner Vermutung; aber ich hielt das für ganz unmöglich, weil ich ja wußte, daß Sie Frau Bensen nach Hause begleiten wollten, und auch keinen Grund dafür einsah, daß Sie eine Maske hätten tragen sollen . . .“ Und von Sekunde zu Sekunde mehr Einsicht gewinnend, fuhr er fort: „Daß ich nicht früher auf die Idee gekommen bin! Die Dame, die Sie nicht kompromittieren wollten — natürlich! Na, hören Sie, Lieven, Sie sind aber verwegen!“

Lieven machte eine Bewegung des heftigsten Protestes und wollte etwas erwidern. Aber Gubitz verfolgte seine Gedanken weiter, ganz vom Gegenstand gefesselt: „Auf solch einen Streich wäre ich, weiß Gott, nicht verfallen! Und wenn ich bedenke, daß Nelly Rosen mich alle Tage darum quält, ihr ein neues, pikanteres Vergnügen aufzutischen!“

„Ich begreife nicht, Gubitz,“ erwiderte Lieven aufrichtig verletzt, „wie Sie dazu kommen, eine Dame der Gesellschaft in so leichtfertiger Weise zu nennen.“

„Aber, guter Lieven, spielen Sie sich doch nicht als Cato auf! Sie sind in dieser Rolle schrecklich komisch. Was Nelly anbetrifft, so würde ich ja Diskretion walten lassen, wenn sie es selbst im mindesten für nötig hielte. Aber da sie ja selbst dafür gesorgt hat, daß die ganze Welt von unseren Beziehungen rede, so weiß ich wahrhaftig nicht, warum ich der

einzige sein sollte, der nicht darüber spricht." Dann kam er aber wieder auf den Ausgangspunkt zurück: „Hören Sie, Lieven, eine ganz famose Idee! Auf dem nächsten Maskenball arrangieren wir eine Partie carrée! Wenn Sie es Frau Bensen geschickt vorstellen, wird sie sicher darauf eingehen."

Lieven wurde weiß vor Zorn und Aufregung. Er konnte nur mühsam Worte der Entrüstung finden.

„Gubitz, ich verbitte mir . . ."

Aber Gubitz blieb ganz unbewegt und versetzte mit seinem skeptischen Lächeln: „Geben Sie sich doch keine weitere Mühe, zu leugnen! Die Beweise liegen zu klar auf der Hand." Er deutete auf die Larven. „Im übrigen kann auch in Bezug auf die Dame kein Zweifel mehr herrschen; die ganze Figur, die Augen, und dann — die Schuhe, als sie ihr Kleid emporraffte, um hinabzueilen; entzückende, à jour gearbeitete Atlasschuhe, die mir schon irgendwo aufgefallen waren, obgleich ich mir vergebens den Kopf darum zerbrach, wo. Nun fällt mir auch das ein, daß ich dieselben Schuhe eine Stunde vorher im Salon der Gräfin Dalchow gesehen."

Lieven hatte sich während dieser Rede bereits wieder vollständig gefaßt. Die Hände in den Taschen, kaltblütig und entschlossen, mit einem Lächeln, in das sich eine Drohung verkleidete, stellte er sich vor Gubitz hin.

„Sie brauchen nichts weiter hinzuzufügen, um mir die Überzeugung beizubringen, daß Sie ein hervorragendes Talent zum Untersuchungsrichter haben. Aber wissen Sie, mein Lieber, Sie verkennen die Lage ein klein wenig. Ich stehe Ihnen nicht als Angeklagter gegenüber, sondern als Gentleman dem Gentleman, und als solcher erkläre ich Ihnen ein für allemal: Ich bin gestern **nicht** auf dem Maskenballe gewesen, sondern habe Frau Bensen von der Gräfin Dalchow bis an ihre Thürschwelle begleitet. Sollten Sie nun noch den geringsten Zweifel an meinen Worten äußern, so würde mir, trotz meiner sonstigen, freundschaftlichen Gesinnungen für Sie, nur noch die Antwort übrig bleiben, die sich darauf gehört, wenn mich einer der Unwahrheit bezichtigt. Ebenso möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich auch für jede, von anderer Seite ausgesprochene, derartige Äußerung nicht nur die betreffende Person, sondern auch Sie zur Verantwortung ziehen würde."

Er sagte dies alles ganz ruhig und freundschaftlich, aber Gubitz konnte die eiserne Entschlossenheit und der strenge Ernst dieser Worte nicht entgehen. Er nahm sie indessen hin, wie sie gegeben waren, mit dem gutmütigen Lächeln des vielerfahrenen Gesellschaftsmenschen. „Sie sind ja ein fürchterlicher Mensch, Lieven, wegen eines Scherzes gleich sämtliche Geschütze aufzufahren! Es kann mir doch nie einfallen, irgend eines Ihrer Worte ernstlich zu bezweifeln."

Und dann plauderten sie in heiterem Tone von gleichgültigen Dingen weiter, als ob kein einziges ernsteres Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre.

XIV.

Die gefährliche Schwäche, die den Menschen so oft dazu treibt, den Unbequemlichkeiten seines Gewissens und der Schwierigkeit, feste Entschlüsse zu fassen, aus dem Wege zu gehen, veranlaßte auch Kitty, jedes tiefere Nachdenken über den Auftritt mit Lieven durch allerhand Beschäftigung zu verscheuchen. Besuche, Briefe, Bestellungen bei ihrer Schneiderin und Putzmacherin mußten die darauf folgenden Stunden so gut wie möglich ausfüllen. Dennoch drängte sich immer wieder die Erinnerung an etwas Unrechtes und Süßes, das ihr Leben umgewälzt, zwischen alle Zerstreuungen hindurch, und zuweilen gab Kittys Herz einen stärkeren Schlag: sie fühlte Lievens Mund plötzlich wieder auf dem ihrigen brennen! Freilich war sie sich der Unehrlichkeit und Unerträglichkeit ihrer Stellung zwischen Lieven und Gölshausen vollkommen bewußt, aber sie ließ sich vorläufig an allgemeinen und unklaren Vorsätzen für die Zukunft genügen.

Am folgenden Morgen empfing sie eine Zuschrift von Gölshausen; er war eben in die Stadt zurückgekehrt und bat um Frau Bensens Erlaubnis, am Abend bei ihr speisen zu dürfen.

An demselben Nachmittage überraschte sie ein Besuch; es war Gabriele, die sie erst am Abend in Begleitung ihrer Mutter erwartete.

Das junge Mädchen befand sich im Zustande heftiger Erregung infolge einer bösen Scene, die sich wieder einmal zwischen ihr und ihrer Mutter abgespielt hatte. Mit geschwollenen, verweinten Augen hatte sie heimlich das Haus verlassen, um ihr Herz bei Kitty auszuschütten, während ihre Mutter sie grollend in ihrem Zimmer eingeschlossen wähnte.

Gräfin Dalchow war bereits seit einigen Tagen in einer unerträglichen Laune, und Gabriele erwartete stündlich die Entladung derselben, obgleich sie die Ursache nicht ganz zu durchschauen vermochte. Heute nun war es zum Ausbruch gekommen und in einer Weise, die das arme Kind über alle Erwartung tief und schmerzlich traf.

Der Auftritt hatte damit begonnen, daß die Gräfin erklärte, sie werde Gabriele heute nicht zu Kitty mitnehmen. Und dann tischte sie ihr dafür wieder den alten Grund auf, den sie so gerne vorschützte, nämlich daß die Gesellschaft junger Frauen das reine Gift für junge Mädchen sei. Darauf folgten unendliche Vorwürfe: Gabriele zeige für nichts mehr Sinn, als für Geselligkeit, Putz und Klatsch. Ein so junges Mädchen gehöre durchaus noch nicht in die Gesellschaft, sondern in die Studierstube, und für Gabriele sei es nötiger, als für irgend eine andere, ihren ohnedies so frivol veranlagten Sinn auf ernstere Dinge zu lenken.

Gabriele hatte diese mütterlichen Rügen keineswegs mit engelhafter Geduld über sich ergehen lassen, ihre Seele war mit Bitternis gegen die Gräfin angefüllt, und jeder Anstoß ließ sie überfließen. Gabriele war nur allzu bereit, auf ungerechte Vorwürfe herbe Antworten zu geben und nun gar bei der heutigen

Veranlassung! Das war das Ärgste, was ihre Mutter noch ersonnen hatte, um sie zu quälen; erst in diesem Augenblicke fühlte sie ganz, wie sehr sie an Kittys Empfangsabenden hing, und daß ihr ganzes Dasein darin gipfelte. Füllten doch Erinnerung und Erwartung die Zeit zwischen einem jeden aus!

Sie verlangte in gereizter Weise andere, triftigere Gründe für diesen neuen Entschluß ihrer Mutter, und da kam es denn bald in heftigem Tone, von hohlen Phrasen nur schlecht umkleidet, heraus, was der Gräfin jetzt das Leben vergällte.

Die Angelegenheit zwischen Lieven und Gabriele machte viel zu langsame Fortschritte für ihre Ungeduld. Wenn der junge Mann die ernstliche Absicht hatte, sich um die Hand ihrer Tochter zu bewerben, so war es wahrlich an der Zeit, dies ein wenig deutlicher kund zu thun. Die Sache hatte ja gut begonnen; es konnte also nur an Gabrielens unpassendem Benehmen liegen, wenn sie sich wieder zerschlug. Unbedingt hatte das junge Mädchen etwas an sich, das jeden Bewerber abschrecken mußte; sie selbst hatte ja in dem Alter schon ein Dutzend Heiratsanträge gehabt, während an Gabriele noch kein einziger herangetreten war! Sie erwähnte natürlich nicht, daß sie selbst bisher jede Gelegenheit dazu thunlichst abgeschnitten hatte. Jetzt hatte sie sich endlich an den Gedanken gewöhnt, ihre Tochter vermittelst einer günstigen Heirat bald loszuwerden, und dann wieder ganz ungebunden die junge Frau spielen zu können, ohne die lästige Zugabe dieses großen, schönen Mädchens, das wie ein lebendiges Zahlenverzeichnis ihrer Jahre neben ihr stand, und es war ihr bitter, diesem angenehmen Trugbilde wieder entsagen zu sollen.

Außerdem hatte sie es schon gründlich satt, Gabriele durch alle Gesellschaften zu lotsen, und dieser jüngeren Ausgabe ihrer selbst Huldigungen dargebracht zu sehen, die nach ihrer Auffassung von dem ihr gebührenden Tribute gestohlen waren. Sie fand daher, wenn Gabriele sich ungeschickt genug gezeigt habe, um sich diese Heirat entgehen zu lassen, daß es ihr nur recht geschähe, vorläufig wieder vom Schauplatze der Geselligkeit verschwinden zu müssen, um der Mutter das ihr für einen Augenblick entrissene Gebiet wieder allein zu überlassen.

Dies alles hatte die Gräfin zwar nicht in so dürren Worten ausgesprochen, doch jede ihrer Redewendungen hatte es deutlich verraten, und Gabriele gab sich nicht die geringste Mühe, die Gründe ihrer Mutter vor Kitty zu beschönigen. Sie war zu aufgebracht, um irgend eine Entschuldigung gelten zu lassen.

Nachdem sie den Verlauf des ganzen Auftrittes der Freundin eingehend geschildert und von dieser einigermaßen beruhigt worden, kam die Rede natürlich auf das Lieblingsthema beider Frauen, auf Lieven.

Gabriele gestand Kitty ehrlich ein, daß sie im Grunde sein Betragen auch nicht recht begreife. Nachdem er ihr anfangs doch recht deutlich sein Wohlgefallen gezeigt, habe sie sich mehr und mehr von ihm vernachlässigt gefühlt, ohne doch irgend einen Grund für diesen Wechsel ausfinden zu können.

Kitty fühlte sich bei diesen Reden wie eine Angeschuldigte. Sie sprach Gabriele Mut und Geduld zu, doch sie reihte ihre Sätze eigentlich nur mechanisch aneinander, und während sie sich das Aussehen zu geben bemühte, als schenke sie Gabrielens Worten ihre volle Aufmerksamkeit, kreuzten sich ihre Gedanken in wildem Wirrwarr nach allen Richtungen hin, und ihre Einbildungskraft suchte nach einer unmöglichen Lösung.

Plötzlich fiel ein Ausspruch Gabrielens in ihr Ohr und von dort aus zündend, überzeugend, wie eine Erleuchtung ihres eigenen Innern, in ihre Seele:

„Ein Weib, das Lieven einmal liebt, kommt nicht wieder von ihm los. Sie spielt ihr ganzes Lebensglück.“

Kitty nickte vor sich hin, eine stumme Zustimmung. Und plötzlich erhob sie ganz erschrocken die Augen zu Gabriele.

„Was weißt Du denn davon? Woher kommt Dir der Gedanke? Liebst Du ihn etwa schon?“

Gabriele war alles Blut ins Gesicht gestiegen; sie verbarg es verschämt an Kittys Schulter und flüsterte:

„Ich glaube es fast!“

Dieses Geständnis brachte Kitty um ihre ganze Fassung. Sie brach in Thränen aus, und indem sie Gabrielens Haar fieberhaft streichelte, stammelte sie immer wieder:

„Armes Kind! . . . Armes Kind! . . .“

Beklagte sie wirklich nur die Freundin so tief, oder brach aus diesen Worten nicht vielleicht auch ein ungeheures Mitleid mit sich selbst hervor?

„Wie?“ rief Gabriele ganz verstört aus. „So glaubst Du, daß es gar keine Hoffnung mehr für mich giebt? O, nun sehe ich, wie die Angelegenheit in Wahrheit für mich steht . . .“ und sie brach ebenfalls in Thränen aus.

Das brachte Kitty zur Besinnung zurück. Sie zwang sich mit großer Anstrengung ein Lächeln ab, während sie Kitty zärtlich tröstete:

„Du hast ja nicht den geringsten Grund, um Dir Kummer zu machen. Geduld, mein Liebling, es wird alles noch gut! Sei nur ruhig, ich bitte, ich beschwöre Dich! Ich verspreche es Dir, — Du sollst ganz glücklich werden!“

Unter Thränen, Lächeln und Küssen schieden zuletzt die beiden Freundinnen, Gabriele mit tausend süßen Hoffnungen im Herzen, Kitty verzweifelnd nach einem Auswege ringend.

XV.

Diesen Ausweg glaubte Kitty gefunden zu haben.

Als Gölshausen sich am Abend bei ihr einstellte, war er überrascht von dem festlichen Ansehen der Räume. Alle waren überreich mit Blumen ge-

schmückt, die aus grünen Laubmassen hervorwinkten oder über dem schlanken Halse einer matt gefärbten Vase ihre fremdartigen, abenteuerlich geschwungenen Kelche wiegten. Dazu war eine kleine Illumination veranstaltet; nur wenige, große Lampen mit sanftverschleiertem Lichte, aber auf allen Tischen, in allen Ecken, zwischen den Pflanzen der Blumenbehälter auf den zierlichen Etageren und Wandbrettern, überall strahlten Kerzen einzeln oder zu zweit in Porzellanleuchtern, die spielende Amoretten darstellten, und jede Flamme barg sich unter einem nieblichen Lichtschirmchen von bunter Seide, Gaze oder Spitzen.

Kitty selbst kam ihm in einem weißen, beinahe mädchenhaft einfachen Kleide entgegen. Sie war etwas blaß, aber sehr schön, und sie empfing ihn mit einem warmen, herzlichen Lächeln.

„Wem gilt dieses Fest?“ rief Ulrich ihr entgegen. Er ahnte die Antwort, die ihn beseligen sollte.

Sie streckte beide Hände gegen ihn aus, indem sie erwiderte:

„Wem anders als Dir? Ja, Ulrich, Du sollst heute endlich die Antwort erhalten, die ich Dir schon lange schuldig bin; Du selbst sollst den Tag bestimmen, der uns für alle Zukunft vereinigen wird.“

Aus Ulrichs Augen hervor brach ein Strahl der Leidenschaft, die er sonst unter strengen, ehrfurchtsvollen Formen zu verbergen trachtete.

„Danke, danke, Kitty, für dieses Wort! O, meine Geliebte, Du weißt wohl, daß mich jetzt nur noch die kürzeste, mit den Gesetzen vereinbare Frist von meinem Glücke trennen darf!“

Er hatte ihre Hände erfaßt und zog sie an seine Brust, und zum ersten Male wieder seit dem ersten Brautkusse drückten seine Lippen sich auf die ihrigen.

Kitty erschien dieser Kuß von der peinlichsten Länge; sie empfand nichts von süßer, zärtlicher Hingebung dabei, vielmehr erinnerte sie sich mit schrecklicher Deutlichkeit daran, daß gestern erst ein anderer Mund auf dem ihren geruht, und daß sie unter jenem Kusse vor Glück zu vergehen gemeint. Sie hätte weinen, sich verbergen mögen. Sie fühlte sich an Ulrichs Brust wie vernichtet vor Schmerz und Scham. Sie kam sich unter dieser Leidenschaft, die sie sich mit erheuchelter Zärtlichkeit zu erwidern verpflichtet fühlte, gefallen und entehrt vor wie eine Dirne.

Dieser traurige, peinvolle Moment verwischte sich indessen bald durch freundlichere Eindrücke. Gölshausen war so glücklich, daß er beinahe übermütig schien und sich sogar bei Tische einige kleine Freiheiten erlaubte, die er sonst in Gegenwart von Bedienten als durchaus unpassend verworfen haben würde. Er war wie berauscht, und wenn Kitty früher zuweilen versucht gewesen war, die strengen Formen, die er sich ihr gegenüber auferlegte, als einen Mangel an jugendlicher Wärme und Begeisterung zu deuten, so verriet ihr diese endlich nach außen sich ergießende Beseligung genugsam, wie hoch er das Geschenk ihrer Person schätze.

Einen Augenblick noch sollte sie in Ulrichs Gegenwart eine Illusion des Glückes genießen, es war freilich nur etwas Schattenhaftes, Wahrheit erheuchelndes, wie das Bild, das der Bergsee von der ihn umgürtenden Landschaft zurückwirft; so spiegelte sich auch das Glück, das sie aus Ulrichs Auge strahlen sah, auf eine kleine Zeit mit täuschender Deutlichkeit in ihrer eigenen Seele wider. Lieven und die süßen Erregungen der verflossenen Tage dünkten sie jetzt nur noch ein halbverwischter Traum, und sie dachte bei sich: „Wie konnte ich mir vor wenigen Stunden noch so bejammernswert vorkommen? Liegt hier nicht die Ruhe, die Befriedigung meiner ganzen Zukunft vor mir, und kann ich sie nicht als meinen sicheren Besitz mit Händen greifen? Ist denn nicht auch in der Liebe geben seliger denn nehmen, und werde ich nicht mein Glück in dem Bewußtsein finden, so viel spenden zu können? Was wollte ich denn noch? Was glaubte ich zu entbehren und was noch empfangen zu müssen?“

Diese Gedanken verliehen ihr etwas besonders Weiches, Weibliches. Ulrich glaubte schon, alles im voraus zu genießen, was die so lange und so heiß ersehnte Zukunft ihm noch vorbehielt. Das höchste Glück ist noch nie von der Wirklichkeit gespendet worden; es hat immer in dem Augenblicke der Erwartung oder in der Verklärung der Erinnerung gelegen: so stand auch Gölshausen jetzt auf dem Zenithpunkte seines Lebens. Es sollte ihm nichts Höheres mehr zu bieten haben.

Leider war dieser schönste Augenblick nur kurz bemessen. Ulrich hätte gewünscht, diesen Abend ganz in die Gegenwart der Geliebten versunken, mit ihr von der verheißungsreichen Zukunft träumend und plaudernd, zu verbringen, und so war er aufs tiefste enttäuscht, als gegen neun Uhr, Kittys Gewohnheit gemäß, der erste Theebesuch gemeldet wurde.

Es stellten sich nach und nach die Gräfin Dalchow, Rosen mit seiner kleinen Frau, Batranek und Gubitz ein, und bald hatte das tändelnde, die Oberflächlichkeit zuweilen verlassende und nach Geist haschende Geplauder jener Weltleute die Geister verinnerlichten Glücks und träumerischer Liebe verjagt, die noch vor kurzem über diesen Räumen geschwebt. Gölshausen sah mit Grimm und heimlicher Empörung die Stätte seiner reinen und ehrlichen Zukunftsträume durch flache Galanterien, begehrliche Blicke, herausfordernde Bewegungen entheiligt. Er sah, wie diese verletzenden Huldigungen sich bis zu Kitty heranwagten, und daß seine Braut sich nicht von ihnen abgestoßen und beleidigt zu fühlen schien, sondern sie als etwas ganz Selbstverständliches hinnahm. Sie selbst kam ihm wie ausgetauscht vor. Mit der zarten, keuschen, hingebenden Weiblichkeit, die ihn noch eben an ihr entzückte, stand das jetzige Wesen der gewandten Weltdame, die für alle ein Lächeln, ein witziges Wort hat, in desto grellerem Widerspruche; ja, selbst das mädchenhafte, bräutliche weiße Kleid schien ihm nicht mehr für ihn angezogen, er sah darin nur noch einen pikanten Kontrast, auf die blasierten Blicke ihrer Bewunderer berechnet.

Allein auch Kittys Laune, die sich eine Zeitlang funkelnd und sprühend wie ein Raketenfeuer nach

allen Seiten hin verschwendet hatte, begann zu sinken, und je weiter der Abend vorschritt, um so stiller wurde sie. Ihr Auge, das zwischen einem witzigen Worte und einem hellen Auflachen wie fragend nach der Eingangsthüre geirrt war, blickte jetzt müde, trübe und zerstreut vor sich hin. Sie hatte in Wahrheit noch einen Gast erwartet.

So abscheulich ihr auch der Gedanke vorkam, daß sie sich selbst an diesem für sie so bedeutungsvollen Abend nicht von der frevelhaften Sehnsucht nach seiner Gegenwart befreien könne, und welche Anstrengungen sie auch machte, sich seinem Banne zu entziehen, — es war alles vergebens! Der ganze verflossene, verhängnisvolle Tag erschien ihr plötzlich allen Inhaltes bar, — ein verlorener! Mit jedem Augenblicke bohrte sich eine ätzende, schneidende Enttäuschung quälender in ihr Herz.

Sie verstand die Gründe wohl, die gerade heute Lieven von ihr fern hielten, und sie mußte sie anerkennen; dennoch, dennoch hätte sie im innersten Herzen gewünscht, daß die Sehnsucht nach ihr die Stimme der Ehre und des Gewissens übertäubt hätte!

Sie fühlte sich nicht weniger erleichtert als Gölshausen, da ihre Gäste sich endlich verabschiedeten. Indessen sah sie mit Erstaunen und einer Regung des Unwillens ihren Verlobten gegen seine Gewohnheit noch allein bei ihr verharren.

In etwas kühler Weise forderte sie ihn auf, wieder Platz zu nehmen.

XVI.

Er entschuldigte sich zunächst wegen seines längeren Bleibens und sprach die Hoffnung aus, daß sie es ihm nicht verübeln würde, angesichts ihrer nahen Verbindung.

Kitty war aber sehr dazu geneigt. Sie antwortete ihm nur mit einer unbestimmten Geste, denn bei der Hinweisung Gölshausens auf ihr Verhältnis fühlte sie plötzlich, daß ihr etwas die Kehle krampfhaft und schmerzhaft zuschnürte; sie fürchtete, wenn sie ein Wort erwiderte, in Thränen auszubrechen.

„Ich habe noch etwas auf dem Herzen," fuhr Ulrich fort, „und unsere so baldige Vereinigung giebt mir den Mut, Dir eine Bitte auszusprechen, die mir eigentlich schwer wird, da Du vielleicht finden könntest, ich griffe schon in ungebührlicher Weise meinen Rechten vor."

Wieder forderte ihn Kitty nur durch eine Bewegung auf, weiter zu reden.

Es war ihm sichtlich peinlich, fortzufahren, doch der Unmut, der sich während des ganzen Abends in ihm angesammelt, überwog seine Bedenken, und er fühlte das unüberwindliche Bedürfnis, sich durchaus noch heute abend auszusprechen.

„Du darfst es mir nicht übel nehmen, Kitty, aber ich kann mich in Deinem Kreise nicht wohl fühlen. Am erträglichsten finde ich noch die Gräfin Dalchow, und die ist im Grunde doch nur eine alte Kokette, welche die von ihr beanspruchte Stelle ihrer Tochter einräumen sollte. Wahrhaftig, sie schonte selbst mich an dem heutigen Abende nicht, um ihre Anziehungskraft zu üben. Ich kann mir nicht helfen, so etwas geht gegen mein ganzes Wesen."

Kitty war von diesem Ausbruche sehr überrascht. Ulrich jedoch, der sich bei seiner Kritik erwärmte, fuhr nun ganz fließend fort:

„Sie ist indessen noch die Harmloseste von allen. Weit abstoßender wirkt die kleine Rosen auf mich mit ihrem thörichten Gatten und ihrem cynischen Verehrer. Liebste Kitty, empfange mir zuliebe diese Leute nicht mehr bei Dir!"

Trotz ihrer Niedergeschlagenheit und Abwesenheit von diesem Gespräche, fühlte Kitty doch bei den Worten ihres Verlobten ein Gefühl des Grolles und der Empörung in ihrem Herzen aufsteigen. Sie erwiderte ein wenig gereizt:

„Woran denkst Du, Ulrich? Du weißt, wie nahe mir Rosens noch aus früherer Zeit stehen. Man würde mir ganz andere Beweggründe unterschieben, wollte ich gerade jetzt, wo ich im Begriffe bin, eine neue Verbindung zu schließen, mit ihnen brechen."

Er ließ aber von seinem Wunsche nicht ab; sie brauchte es ja nicht in auffallender Weise zu thun; sie konnte ja leicht, so kurz vor ihrer Hochzeit, die Menge der Geschäfte vorschützen und ihre Abendempfänge einstellen. Mit dem Ausdrucke ehrlicher Entrüstung erzählte er ihr dann, daß er am Nachmittage von drei verschiedenen Seiten das Verhältnis Nellys zu Gubitz mit leichtfertigem Lächeln und von schlüpfrigen Scherzen begleitet als etwas ganz Bekanntes habe erwähnen hören. Kitty konnte hierauf freilich nichts erwidern, aber sie fühlte sich jetzt Nelly Rosen gegenüber zu einer ganz unerklärlichen Nachsicht gestimmt. Wenn sie bisher das Verhältnis der jungen Frau ziemlich gleichgültig gelassen und sie sich mit einer gewissen weltlichen Frivolität gesagt hatte, daß das Urteil hierüber dem Gatten allein zustehe, so war sie in diesem Augenblicke ganz geneigt, einer sentimentalen Regung zu folgen und zwei von der Leidenschaft verblendete Herzen zu entschuldigen.

Sie gab allerdings Ulrichs dringenden Vorstellungen zuletzt nach und versprach ihm, das Ehepaar Rosen und Gubitz fortan thunlichst zu vermeiden. Gölshausens Verstimmung hatte sich jedoch mit Erlangung dieses Erfolges noch nicht genug gethan. Auch Batranek, der niemals seine Sympathie besessen hatte, war ihm an diesem unglückseligen Abend vollends verleibet worden. Er sprach sich mit großer Schärfe und Bitterkeit gegen den Salonphilosophen aus.

„Bildet er sich wirklich ein, einem Mann von ruhigem Verstande und klarem Kopfe mit seinen windigen, metaphysischen Subtilitäten imponieren zu können, die höchstens geeignet sind, blasierte Frauengehirne zu kitzeln? Seine ganze, so anmaßend vorgetragene Theorie von einer Doppelseele, ist eine moralische Feigheit, noch dazu alt wie Methusalem! ‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust —',

haben von jeher alle schwachen und kranken Gemüter geseufzt, die sich weder für den Pfad der Tugend noch für den des Lasters entscheiden konnten. Ein ehrlicher, ganzer Mensch steht auch mit ganzem Herzen für seine Thaten und Gedanken ein und giebt nicht vor, die eine Hälfte seiner Seele sei der Suggestion ihrer anderen Hälfte unterlegen. Sich selbst und die anderen belügen, — ein so gemeines und gebräuchliches Verfahren, daß es wahrlich nicht einer neuen philosophischen Lehre bedarf, um es noch besonders zu empfehlen!"

Da Kitty auf alle seine Ausfälle nichts antwortete, so riß der Faden schließlich von selbst ab. Auch fühlte sich Gölshausen durch diese Aussprache erleichtert, und er verabschiedete sich endlich von Kitty unter tausend Entschuldigungen, sie so lange aufgehalten und sich noch dazu in einem so unliebenswürdigen Lichte gezeigt zu haben. Trotz aller Mühe gelang es ihr nur schlecht, eine leichte Verletztheit und eine kleine Kälte zu verbergen. Sie reichte ihm mit einem gezwungenen Lächeln die Hand, die er zärtlich und beinahe reuevoll an die Lippen drückte.

Jetzt endlich war er fort! Gott sei Dank! —

Frau Bensen begab sich eilends in ihr Schlafzimmer, wo sie sich einschloß. Nun endlich konnte sie die gesellschaftliche Maske fallen lassen, und mit einer Art von Wollust warf sie alle die Sophismen und Lügen von sich, mit denen sie in der letzten Zeit sich selbst zu hintergehen getrachtet hatte.

Sie hatte sich vorgespiegelt, daß zwischen Lieven und ihr nur ein tändelndes Spiel getrieben werde, von dem sie sich jeden Augenblick abwenden könne. Und da jetzt die Pflicht sie davon abrief, fühlte sie an dem Schmerze, der sie zerriß, wie sehr es ihr zum Bedürfnis geworden war.

Einen Augenblick hatte sie sich's freilich noch einfach denken können, zu den alten Gewohnheiten und Zukunftsplänen zurückzukehren. Wie kurz aber war dieser Wahn gewesen! Wie schnell mußte sie erkennen, daß ihre ganze Resignation angesichts der Zukunft nur einen Halt in dem unbestimmten Troste gefunden hatte, noch heute, noch in der nächsten Zeit nicht ganz von Lieven getrennt zu sein. Die Hoffnung hatte ihre glänzende, lockende Regenbogenbrücke, die in den Fernen der Zukunft verschwimmt, vor ihr aufgebaut.

Da mußte sie es plötzlich durch Lievens unerwartetes Ausbleiben so deutlich und qualvoll empfinden, wie es dereinst sein werde, wenn sie ihn, wie an diesem öden, inhaltslosen Abend, aus ihrem ganzen Dasein streichen solle! —

Und was bot sich ihr als Ersatz dar? Ein Leben ernster, trockener Pflichterfüllung an der Seite dieses viel zu ausgezeichneten Pedanten! Noch nie hatte Kitty gewagt, ihren Verlobten so zu richten. Jetzt fragte sie sich schon, was sie denn eigentlich an ihm gereizt und angezogen habe, und sie fand als Antwort nur: das Phantom eines Jugendtraumes, die träge Gewohnheit eines eingeschlafenen Herzens, das, aus der Welt der lebhaften Empfindungen herausgerissen, das Schlagen verlernt hatte; endlich vielleicht noch eine gutmütige Schwäche, die nicht den Mut gefunden hatte, so lange gewahrter Treue, Anhänglichkeit und Bewunderung mit Aufrichtigkeit zu begegnen. Ach, diese Gefühlsträgheit sollte sich jetzt bitter rächen!

Ihr gegebenes Wort, ihr verpfändetes Leben konnte sie heute nicht mehr zurückfordern. Sie hatte die Verantwortung über das ganze materielle und psychische Wohl und Wehe eines anderen Menschen auf sich genommen. Mit unerbittlicher Strenge forderte nun das Schicksal die Einlösung dieser allzu leichtfertig abgeschlossenen Schuld von ihr ein, ohne zu fragen, ob es sich um den endgültigen Ruin der armen Gläubigerin handle.

Jetzt gab es für Kitty keine Täuschung mehr darüber, daß sie das ganze Glück ihrer Zukunft verscherzt habe. Ein unendliches Mitleid mit sich selbst, ein Gefühl tiefster Hilflosigkeit überkam sie, und alle ihre Gedanken und Empfindungen zerschmolzen in einem heißen, wilden Thränenstrome.

Plötzlich kamen ihr wieder die Worte der alten Zigeunerin in Erinnerung: „Sie lieben ihn nicht ..." Wie hatte sie nur damals, beim Ausspruche dieser grausamen Wahrheit, lachen können? So tief hatte sie sich also selbst in ihren Irrtum hineingeredet! Gewiß, diese Worte waren ihr seitdem öfter als einmal wieder eingefallen, freilich nur, um wieder belächelt zu werden wie ein Feind, dem man nicht einmal die Ehre anthut, ihn schroff zu bekämpfen. Aber langsam hatte dieses verachtete Wort weiter gearbeitet, bis es sich in jede ihrer Regungen eingenistet, bis es sein heimlich wühlendes Werk vollbracht und sich heute mit der Macht einer unabweisbaren Überzeugung vor ihr emporreckte.

Sie liebte ihn nicht ... Heute, wo er zum ersten Male, wenn auch in noch so schonender Form, den künftigen Gebieter hervorgekehrt, hatte sich ihr ganzes, innerstes Wesen gegen ihn empört. Sie sollte ihm gehorchen ... ja, wenn sie ihn geliebt hätte! — Und gleichzeitig bekannte sie sich, daß sie von Lieven selbst eine Mißhandlung freudig ertragen hätte! ...

Sie wurde hart und ungerecht gegen Ulrich; was, er beherrschte ihre ganze Zukunft kraft seiner großen Liebe, er — er, der wohl in seiner kühlen, verständigen, selbstgerechten Seele kaum eine Ahnung hat, was Liebe ist! Er, der nicht zu verstehen vermag, daß man aus Leidenschaft fehlen kann, und der sich so hart zu verurteilen unterfängt!

Was wird die Zukunft sein? — Nun ja, man kann ja wohl auch weiter vegetieren, ohne von dem Sonnenscheine der Liebe bestrahlt zu werden. Sie hat es ja früher ertragen können! Freilich, damals wußte sie nicht, was sie entbehrte, — heute kennt sie, was ihr in Ewigkeit fehlen soll. Damals war es dunkel, schmerzlos, wunschlos, wie der Zustand vor der Geburt, — nun wird es ein langsames Sterben des Gemütes werden. Gewiß hatte sie dereinst einen tiefen, wahren Schmerz bei dem Verluste ihrer ersten Liebe empfunden, — doch was ist das Ahnen und Tasten eines jungfräulichen Herzens, verglichen mit dem erschlossenen Bewußtsein, den stürmenden Sinnen des vollendeten Weibes?

Ach, an Lievens Seite!... Sie vermochte den Gedanken nicht auszudenken, ein süßer, nervenerschlaffender Schwindel ergriff sie. Erst seitdem sie ihn kannte, wußte sie etwas von ausgelassener Lebensfreude. Sie hatte erst durch ihn erfahren, daß das Dasein noch etwas anderes enthält als nur Ansprüche an unser Pflichtgefühl, wofür es uns im besten Falle mit ein wenig materiellem Wohlleben ablohnt. O, jedes helle, rückhaltslose Lachen ungebundener Heiterkeit, jedes tiefe Erzittern in der Ahnung einer wirklich vorhandenen und für einige Bevorzugte erreichbaren Glückseligkeit, Lieven, Lieven verdankte sie es! —

Immer heftiger strömten Kittys Thränen; bald sank sie kraftlos in einen Sessel nieder, das Antlitz mit den Händen bedeckt, ihr ganzer Körper von Schluchzen und Fieberschauern erschüttert, bald richtete sie sich heftig empor und schritt, die Hände ringend, auf und nieder, als versuche sie durch die Bewegung den unerträglichen Schmerz ihres Innern zu betäuben. Denn es war ein unbändiger, schneidender, physischer Schmerz, der ihre Brust zerriß, und sie hätte unter diesen Qualen laut aufschreien mögen.

Und durch all dies körperliche und seelische Weh hindurch offenbarte sich ihr eine neue Wahrheit: die Lebenslust hatte sie zu ihm hingezogen, aber erst jetzt gehörte ihm ihre ganze Seele, da sie so Unaussprechliches um ihn litt.

Und plötzlich zuckte etwas über ihr schmerzverzogenes, thränenüberströmtes Antlitz, — etwas, was die Henker auf den Zügen gepeinigter Märtyrerinnen wohl kennen mußten: ein Strahl überirdischer Verzückung, die ganze Wollust des Leidens!

Ja — da war es endlich, was sie noch vor wenigen Wochen so heiß herangesehnt: die Fähigkeit, glühend, leidenschaftlich, wild bis zum Wahnsinne zu empfinden. Sie liebte ihn, — sie liebte ihn! — Immer wiederholte sie sich diese Worte, die ihre Schmerzen bis zum Paroxismus steigerten. Sie exaltierte sich damit, bis sie halb bewußtlos in die Kniee brach und mit einer Geste der Anbetung stammelte:

„O, Lieven, wie danke ich Dir auch für diese Leiden!... Du hast mich wieder zum Leben erweckt! Du hast mich noch einmal gelehrt, wie man empfinden kann!..."

XVII.

Nichts in der Welt vermag sich bis ins Endlose zu steigern, und ist der Höhepunkt einmal erreicht, so geht es schnell wieder mit dem Hinabsinken auf das Niveau der Alltäglichkeit hinab.

Dies bewahrheitete sich auch an Kitty Bensen. In jener stürmischen, halb wahnsinnigen Nacht, da sie sich rückhaltslos ihre Leidenschaft zu Lieven eingestanden, schien sich ihr Herz erschöpft zu haben. Resigniert, fast gleichgültig ging sie der Zukunft entgegen, und ohne besonderen Widerwillen hörte sie die Pläne an, die Ulrich für kommende Tage entwarf; sie gab zu allem ihre Zustimmung, ohne doch selbst einen Wunsch zu äußern.

Die Kälte ihres Wesens konnte Gölshausen wohl nicht ganz entgehen. Sie hatte zwar nie ein übersprudelndes Gefühlsleben gezeigt, aber jetzt befrembete und verletzte es ihn doch zuweilen, wenn sie immer so sachlich, so durchaus kühl verständig blieb, wo er ihr so gern eine kleine verliebte, thörichte und poetische Phantasie nachzusehen gehabt hätte. Er war indessen weit von der Lösung des Rätsels entfernt und beklagte nur, was er für einen sich immer schärfer ausprägenden Temperamentsfehler hielt.

So erledigte er in voller Unbefangenheit alle zu ihrer Vermählung erforderlichen, vorbereitenden Schritte. Die Hochzeit sollte in drei Wochen stattfinden, von denen Gölshausen noch zwei in der Stadt verleben wollte, während er die letzte wieder auf dem Lande zuzubringen gedachte, um dort die letzten Anstalten zum Empfange seiner jungen Gemahlin zu treffen.

Er malte sich gern Kittys Freude und Überraschung aus, all seinen neuen Schöpfungen gegenüber. Sein Herz war davon zum Überlaufen voll, so daß er oft Kitty heimlich erzählte, was sie in Erstaunen setzen sollte. Sie hörte ihm schweigsam und lächelnd zu, beinahe wie eine Mutter dem Geplauder ihres Kindes lauscht, wenn es ihr in der naiven Vorfreude des Gebers eine geplante, harmlose und in sich nichtige Geburtstagsüberraschung verrät.

Den wahren Mittelpunkt ihrer Gedanken bildete nach wie vor Lieven allein. Seinen Vorsatz, die Verlobte seines Freundes fortan so viel wie möglich zu meiden, führte dieser allerdings streng durch. Er konnte ihr aber nicht ganz aus dem Wege gehen, schon um nicht den Argwohn Gölshausens zu erwecken, der in seiner vollen Harmlosigkeit ganz wie sonst alles Erdenkliche that, um ihn in Kittys Haus und in ihre engste Intimität zu ziehen. So oft es anging, schützte Lieven Einladungen, Verabredungen mit Bekannten und dergleichen vor; trotzdem vergingen selten zwei Tage nacheinander, ohne daß er mit Frau Bensen zusammengekommen wäre. Er trieb dann jedesmal die Vorsicht, ein Alleinsein mit ihr zu umgehen, bis zur Affektation. Damit beschwichtigte er sein Gewissen vollkommen: er war überzeugt, korrekt, großmütig, ja, sogar höchst tugendhaft zu handeln, und es fiel ihm gar nicht ein, daß seine ganze Handlungsweise eigentlich nur auf Konzessionen beruhte, kraft deren er sein Ehrgefühl, sein Bedürfnis nach Kittys Nähe, seine Bequemlichkeit und sein Gewissen in einer lauen Versöhnungsatmosphäre zu vermengen trachtete.

Viel weniger noch machte er sich klar, daß sein jetziges Verhalten gerade das Gegenteil von dem bewirkte, was er bezweckte, und daß es im Grunde ganz dem Verfahren einer raffinierten Koketten entsprach, die erst durch Verheißungen lockt und dann durch ein plötzliches Sichversagen den entzündeten Funken zur hohen Flamme emporfacht.

Denn in Kitty begann jetzt auch noch die verletzte Eitelkeit der verwöhnten Frau mitzureden. Der

Macht ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Eleganz voll bewußt, hatte sie es bisher als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen, daß ihre Neigung von Lieven geteilt wurde. Nun aber, in seinem plötzlichen Zurückweichen, in der Beherrschung seiner selbst bis zur anscheinenden Kälte lag etwas, das sie wie eine Beleidigung traf. Daß er sich ihrem Reize zu entziehen suchte, daß er alles ängstlich vermied, wodurch er den Rechten seines Freundes zu nahe treten konnte, das hatte sie ja nicht anders erwartet; nur, daß es ihm so leicht gelang, und daß ihre Gegenwart ihn nicht zu einem Rückfalle oder auch nur einer verräterischen Äußerung zu verleiten vermochte, das kränkte sie in tiefster Seele und um so schmerzlicher, als sie sich selbst außer stande fühlte, sich seinem Zauber zu entziehen.

Nun ward ein unwiderstehlicher Drang in ihr lebendig, ihn wieder an sich zu ziehn, ihn um jeden Preis zurückzuerobern, und sie griff zu tausend neuen, feinen Koketterien, die sie früher in ihrer unbefangenen Siegesgewißheit verschmäht, vielleicht nicht einmal geahnt hatte. Jetzt entwickelte sie eine noch raffiniertere Kunst in der Toilette, um in immer neuer, wechselvoller und reizender Gestalt vor Lievens Auge zu treten. Sie wußte jetzt genau, welche Farben, welche Haartracht, welche Bewegungen er an ihr liebte. Manchmal erschien sie ihm wieder in Kleidern, die gewisse Erinnerungen in ihm wachrufen mußten: in dem dunklen Kleide des Maskenballs oder in dem japanischen déshabillé, in dem er sie an seine Brust gepreßt und so stürmisch geküßt hatte.

Besonders abends, wenn sie sich zur Ruhe gelegt und beim Dämmerscheine der Nachtlampe ihre Gedanken einen immer erregteren, phantastischeren Flug nahmen, bis der Schlaf sie auf Stunden hinaus floh, da spann sie neue, fieberhafte Pläne aus, um den Fliehenden zurückzuhalten; da schien es ihr immer, als habe sie in unbegreifbarer Blindheit zu den schlechtesten Mitteln gegriffen, um ihm zu gefallen. Da faßte sie den Entschluß, eine Aussprache mit Lieven zu erzwingen. Und sie dachte sich Wort für Wort die Unterredung aus, die sie mit ihm haben würde: Worte der Entsagung, des Abschieds, die beiden für alle Zeiten jede Hoffnung abschneiden sollten, die ihm aber noch einmal die ganze Tiefe ihrer unbezwinglichen Neigung zeigen und auch ihm ein letztes, heißes Geständnis erpressen mußten. Am nächsten Morgen erschienen ihr diese im Fieber und unter heißen Thränen entstandenen Gespräche von weit geringerer Wirksamkeit, und gar wenn sie Lieven wieder gegenüberstand, hatte sie all die vorbereiteten Reden vergessen, oder es kam ihr unmöglich vor, nur ein Wort davon auszusprechen.

Endlich waren es tausend kleine weibliche Aufmerksamkeiten, mit denen sie Lieven umspann. Sie hatte alle seine Gewohnheiten und Liebhabereien erlauscht: sie kannte die Speisen, die Getränke, die er liebte, die Blumen, deren Duft ihm besonders zusagte, den Platz in ihrem Salon, den er bevorzugte. Für alle seine Neigungen fand er ein feines, durchdachtes Entgegenkommen, für jede Richtung seines Geschmacks das eingehendste Verständnis. Wie hätte dies alles seiner Manneseitelkeit nicht schmeicheln sollen, wie hätten diese zarten, dem Junggesellen ungewohnten Aufmerksamkeiten ihn nicht im Innersten rühren müssen?

So waren die beiden plan- und ziellos nur damit beschäftigt, einander fester in die Maschen des sie umgebenden Netzes zu ziehen.

XVIII.

Drei Tage vor der Hochzeit. Kitty war blaß und nervös; kein Wunder bei den tausend Dingen, die es in dieser Zeit noch zu erledigen gab. Damit entschuldigte auch Gabriele die wunderlichen Zerstreutheiten, die ihrer Freundin heute in der Unterhaltung begegneten. Es war unmöglich ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und doch hätte Gabriele so gern ihre Ansichten und Ratschläge gehört! Nun, Kitty hatte den Kopf voll.

Da Gölshausen die Vermählung im engsten Kreise vollzogen zu sehen und gleich nach der Feierlichkeit mit seiner jungen Frau aufs Land abzureisen wünschte, so hatten sie beschlossen, am Abend vorher ihren weiteren Bekannten- und Verwandtenkreis in Kittys Hause zu vereinigen.

Die Anordnungen hierzu, die Gölshausen ganz in die Hände seiner Verlobten gelegt hatte, würden vollauf genügt haben, um ihre Gedanken in Anspruch zu nehmen, wenn sie nicht schon von so sehr viel tieferen und wichtigeren Dingen erfüllt gewesen wäre, denen gegenüber alles nebensächlich und mechanisch hinlief. Wie gering fiel es in die Wagschale, ob eine Einladung versäumt wurde, ein Gericht mißlang, ein Saal mehr oder minder geschmackvoll ausgeschmückt war, wo es für sie galt, eine Meisterprobe der Selbstüberwindung abzulegen, der letzten Glücksillusion ihres Lebens mit Heiterkeit und Eleganz zu entsagen, einer im Herzen verabscheuten Zukunft entgegenzugehen, mit einer Miene, als habe sie eben den Gipfelpunkt ihrer Sehnsucht erstiegen! Woher sollte sie nur in den kurzen Tagen, die ihr noch blieben, so viel Kraft und Entsagung sammeln? — Wenn es nur alles schon überstanden gewesen wäre! — Zuweilen dünkte es sie, als ob es ihr leichter fallen würde, wenn sie sich mit Lieven zuvor noch einmal ausgesprochen hätte, aber dazu gab es ja keine Gelegenheit!

Seit Ulrich aufs Land zurückgekehrt war und Lieven keine Rücksichten mehr auf sein Mißtrauen zu nehmen brauchte, hatte er sich nicht mehr bei ihr blicken lassen. Er hatte offenbar nicht den Mut, ihr allein gegenüberzustehen. Und in ihr dagegen stürmte, fieberte, drängte alles nur auf den einen Wunsch hin, ein einziges, ein letztes Mal von ihm Abschied zu nehmen auf immer. Nach allem, was sich zwischen ihnen ereignet hatte, konnte doch die frostige Glückwunschsverbeugung nach der Trauung unmöglich der einzige Abschluß sein! —

„Ja, dann werde ich ihn wahrscheinlich zum letzten Male in meinem Leben sehen," hörte Kitty Gabriele sagen, als spräche ein Echo ihre eigenen Gedanken nach.

Trotz ihrer Geistesabwesenheit hatte sie so viel aus der Unterhaltung verstanden, daß der jetzt augenscheinlich gescheiterte Plan einer Verheiratung Gabrielens die Gräfin um den Rest ihrer Geduld gebracht habe und sie entschlossen sei, ihre Tochter bis auf weiteres zu entfernen und in eine Schweizer Pension zu schicken.

„Nur mit einer heftigen Scene habe ich es mir ertrotzt, daß ich wenigstens noch Deiner Hochzeit beiwohnen darf, dann ist's aber vorläufig mit Spiel und Tanz vorbei für mich, und die Seelenfängerinnen der Gesellschaft sehen sich von einer unangenehmen Nebenbuhlerin befreit!" Gabriele lachte, aber das nervöse Zucken um ihren Mund verriet, daß sie eigentlich lieber geweint hätte. „Versteh mich recht, Kitty! Es ist mir im Grunde nicht um die dummen Feste; die haben ja an und für sich keine Anziehung, wenn man nicht ein besonderes Interesse damit verbindet. Nun, das muß ich ja auch aufgeben, und Dir gegenüber, Kitty, brauche ich mich ja nicht auf den Kothurn weiblichen Stolzes zu stellen: es war ein schöner Traum, den ich glaubte verwirklichen zu können, und mein Leben hat jetzt keinen Gehalt mehr."

Kitty hörte mit Neid und ein wenig stiller Ironie diesen Erguß ihrer Freundin an. Wie viel Jugend, Kraft und Unerfahrenheit waren da noch angesammelt, um das alles zu vergessen und zu überwinden! Wie viel Träume konnten dieser ersten Illusion noch folgen! Sie dagegen, sie fühlte sich alt . . .

„Und diese verzweifelte Idee mit der Schweizer Pension!" fuhr Gabriele fort. „Wozu ein paar wissenschaftliche Fragmente auf die alten pfropfen! Sechs Monate in der Welt, und es ist doch alles wieder vergessen! Nein, ich will mein Leben nicht wieder als Schulmädchen vergeuden."

Hierauf vertraute sie Kitty an, daß sie die Absicht hege, sich von ihrer Mutter unabhängig zu machen, und ihr Leben einer befriedigenden Thätigkeit zu widmen. Ihre Mutter, hoffe sie, werde sich auf der Länge ihren Plänen nicht widersetzen, zumal wenn sie sie nicht mehr in ihrem Wege finde.

Ihr erster Gedanke war natürlich der aller jungen Mädchen in gleicher Lage gewesen, nämlich sich der Kunst in die tröstenden Arme zu werfen; sie war ja musikalisch sehr beanlagt und hatte auch eine leidliche Ausbildung auf dem Klaviere genossen. Aber seitdem sie neulich in einem Konzerte Liszts Pesther Karneval mit einer verblüffenden Fertigkeit von einem zehnjährigen Mädchen hatte herunterspielen hören, waren ihr die Kunstträume gründlichst vergangen. Dafür hatte sie den Plan gefaßt, Diakonissin zu werden, was ihr, wie allen verwundeten Herzen, sehr poetisch erschien: selbst leidend, die Leiden anderer zu lindern! Indes gestand sie selbst, daß sie zu diesem Amte wohl noch weniger befähigt sei, als zur Musik. Sie war viel zu sehr das Produkt ihrer Zeit und ihrer Gesellschaftsklasse; wenn sie auch anderen Menschen alles Gute gönnte, so sollte es doch zunächst ihr selbst nicht schlecht dabei gehen, und im Elend sah sie vor allem das Unschöne, das Ekelhafte.

Ja, was konnte sie denn eigentlich? Zum ersten Male fiel ihr die ganze Oberflächlichkeit ihrer modernen Mädchenbildung ein; sie sprach und schrieb drei Sprachen mangelhaft, ihre Muttersprache mit einbegriffen; auch waren die Worte Physik, Chemie, Litteratur, Geographie und Geschichte an ihr Ohr gedrungen, ohne, ein paar Anekdoten abgerechnet, viel Erinnerungen hinterlassen zu haben. Das alles merkte sie erst jetzt, wo sie daran dachte, an einem anderen Orte wie im Salon aufzutreten.

Eine große Kunstfertigkeit besaß sie freilich doch: sie leistete Hervorragendes auf dem Gebiete weiblicher Arbeiten, wobei ihr der ganze künstlerisch raffinierte Geschmack der luxuriösen Umgebung, in welcher sie groß geworden, zu gute kam. Da entwickelte sie wirklich Phantasie, Erfindungsgabe, beinahe Genie. Sollte sich das nicht verwerten lassen? Konnte sie nicht eine Art Schule für arme Mädchen gründen, die sie anleiten würde, nach ihren Angaben künstlerische Stickereien anzufertigen, deren Ertrag den Arbeiterinnen zu gute kommen sollte? Natürlich müßte dies alles weit von dieser Stadt ins Werk gesetzt werden. Sie verlangte dringend Kittys Urteil und Vorschläge zu erfahren, aber diese hörte nur mit halbem Ohre hin.

Denn während Gabriele redete, fiel ihr ein, wie schlecht sie doch ihren Vorsatz ausgeführt habe, alles daranzusetzen, um für Gabriele das Glück zu erringen, an das sie für sich selbst nicht einmal denken durfte. Alles, was sie in dieser Richtung gethan hatte, war die Bestimmung ihres Hochzeitstages gewesen; seitdem hatte sie nur noch Gedanken für die Qual dieses Entschlusses, aber nicht einen einzigen mehr für die Angelegenheiten ihrer Freundin gehabt.

Nun küßte und herzte sie das junge Mädchen. Sie versprach sich in ihrem Innern, daß Gabrielens Leben nicht ein so jammervoll zerbrochenes werden sollte wie ihr eigenes. Sie redete ihr zu. Sie wollte sich's noch überlegen, ehe sie eine Ansicht ausspräche; vor der Hand müsse man nichts überstürzen. Gabriele brauche noch nicht an Lievens Neigung zu verzweifeln. Man weiß ja nicht, — so etwas kommt zuweilen, wenn man es am wenigsten erwartet, und man muß die Dinge nur zur Reife kommen lassen.

Gabriele hatte jedoch in betreff auf Lieven nur noch schwache Illusionen.

„Niemand kann das erzwingen," sagte sie traurig und wie in Träume versunken. „Es war mir eben nicht bestimmt. Man muß zum Glücke geboren sein. Ich hätte doch längst einsehen sollen, daß ich nicht zu den Auserwählten gehöre." Dann kam sie wieder auf ihre praktischen Pläne zurück.

Kitty war es unmöglich, sich ihrer melancholischen Stimmung zu entreißen; sie brachte jedes Gespräch wieder mit ihren eigenen Bekümmernissen in Verbindung. Schließlich sagte sie:

„Wer weiß, ob Du nicht auf dem richtigen Wege bist? Ja, Gabriele, wenn es doch anders kommen sollte, wie Du und ich es wünschen, so

suche Dich mit einer ernsten Beschäftigung über Deinen Kummer hinwegzubringen. Siehst Du, es giebt kein schlimmeres Gift für uns, als die Unthätigkeit und Verweichlichung, in der Frauen unseres Standes ihr Dasein verleben. Das ist gerade der rechte Boden für ein egoistisches Insichselbstversinken und alle ungesunden Träumereien. O, hätte ich sorgen, hätte ich arbeiten müssen! Hätte ich nur Kinder gehabt . . ."

Gabriele blickte sie starr an. „Ja — bist Du denn nicht glücklich?"

Kitty schrak zusammen. Jetzt war es ihr gar passiert, laut zu denken, und vor diesem Kinde! — Sie lächelte schon, und sie that es mit der täuschenden Virtuosität, die sie bereits erlernt hatte, seit ihr ganzes Leben nur noch ein Komödienspiel war.

„Kleine Thörin! Natürlich bin ich glücklich! Es fielen mir nur vergangene Tage ein, als ich Dich reden hörte. Du weißt ja, es ist auch nicht immer alles rosenfarben für mich gewesen."

Als Kitty sich wieder allein befand, grübelte sie lange darüber nach, wie Gabriele am besten zu helfen sei. Ja — das war das einzige Mittel! Sie setzte sich sogleich hin und schrieb an Lieven, um ihn für morgen Nachmittag um eine Unterredung zu bitten. Sie gab ihm zu verstehen, daß es sich um die Interessen einer dritten Person handle, damit er auf keinen Fall annehmen könne, daß sie ihn zu einem Stelldichein zu sich bescheide.

Sie war von diesem Beschluß sehr erbaut und fühlte sich jetzt beinahe wieder heiter; natürlich wäre sie sehr empört gewesen, wenn ihr jemand gesagt hätte, daß sie ja nun einen trefflichen Vorwand zu dem ersehnten Wiedersehen mit Lieven gefunden habe.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Herbst.

Über die Stoppeln wehet der Wind
Leise, leise.
Wehet wie damals, mein holdes Kind,
Als durch die Felder gewandert wir sind,
Glücklich, selig, alleine!
Aus der lenzesfrohen, der sel'gen Zeit,
Was ist geblieben?
Ein stilles Grab, ein Kreuz, das Leid,
Im Kirchhofsfrieden!
Über die Stoppeln wehet der Wind
Leise, leise.
Flüstert von Tagen, die nicht mehr sind,
Deiner gedenk' ich, mein holdes Kind,
Und ich neige mein Haupt und weine!

Marietta Hofmann.

Sar Péladan und seine Lehren.

Von Charles de Thomassin.

I.

Bekanntlich hat in unserem Nachbarstaate Frankreich der Spiritismus und Occultismus sich viel weiter verbreitet als bei uns. Überdies bestehen daselbst zur Verbreitung dieser und ähnlicher Richtungen Gesellschaften, welche teilweise bei uns wohl kaum möglich wären. Unsere Gebildeten schrecken ja schon vor dem Philosophen des Spiritualismus, Carl du Prel, zurück. Was würden sie also sagen, wenn man ihnen vorschlagen würde, sich an Bewegungen zur Verbreitung messianischer Kabbalah, mittelalterlicher Magie oder gar katholischer Rosenkreuzerei, wie sie in Frankreich in neuerer Zeit Mode zu werden scheinen, zu beteiligen. In dieser Hinsicht kann man jedoch die deutsche Zurückhaltung nur billigen. Denn hierdurch werden Gestalten wie der hohe Sar Péladan, der katholische Rosenkreuzerfürst, in unseren Landen unmöglich gemacht. Über diesen Charlatan haben bereits mehrmals die deutschen Zeitungen gelegentlich der Anpreisungen seines Kunstsalons humorvoll, jedoch nur kurz berichtet, da ihnen offenbar nicht hinreichende Aufschlüsse zu Gebote standen, und ich glaube deshalb, daß es für die Leser von Interesse sein wird, einmal Näheres zu seiner Charakteristik zu vernehmen.

Selbständiger katholischer Rosenkreuzer ist Péladan erst seit 1890. In diesem Jahre sagte er sich von dem kabbalistischen Rosenkreuzerorden, zu dessen Erneuerung ihn im Jahre 1888 Stanislas de Guaita herangezogen und in den Rat der Zwölf aufgenommen hatte, los, indem er gegen den Willen seiner Brüder einen „dritten intellektuellen Orden" gründete, sich als Großmeister aufspielte und, trotzdem er kein Recht dazu hatte, im Namen aller lächerliche Verordnungen erließ. Zu ihrem Bedauern mußten ferner die kabbalistischen Rosenkreuzer wahrnehmen, daß er das Sinnbild ihres Ordens für seinen sogenannten katholischen Rosenkreuzerorden, den er bekanntlich später in das „Rose-croix esthétique, du temple, du Graal" u. s. w. verwandelte, usurpierte und unter demselben gerade die klerikalen Doktrinen verbreitete, welche die Rosenkreuzer stets bekämpft haben. Während der letzten Jahre trat sein Mißbrauch besonders gelegentlich der „Gestes Esthétiques" hervor, jener bizarren Ausstellungen und Vorstellungen der Kunstprodukte seiner Anhänger. Ganz Paris sprach dann immer mit Verwunderung von dem „hehren" Saren, der Philosoph und Künstler zugleich zu sein vorgab, und neben Werken über „La Décadence Latine" auch „chaldäische Wagnerien", wie „Le Fils des Étoiles" verfaßte und in sonderbarer Weise ankündigte, daß solche von dem Direktor der Comédie Française, M. Jules Clarétie, in „sehr liebenswürdiger Form" zurückgewiesen wurden. In katholischen Kreisen war man in großer Verlegenheit und wußte nicht, was man mit dem angeblich so treuen Sohn der Kirche und seinen Anhängern,

welche in bisher unerhörter Weise die Lehren des Katholizismus mit „griechisch-chaldäischer" Tradition zu verbinden suchten, anfangen sollte. Die Ausstellungen im Rosenkreuzersalon erschienen jedoch den modernen Inquisitoren nicht gerade für die Gläubigen gefährlich und auch seine philosophischen und wagnerisch chaldäischen Schriften schienen der Congregation für den Index in Rom nicht gerade vom Teufel inspiriert zu sein, weshalb man sich auch damit begnügte, dem Saren nahezulegen, in Zukunft seinen Ideenschwung etwas zu hemmen. Nicht einmal das Buch, welches doch besonders Verdacht zu erregen geeignet war, da es den Titel führte: „Comment on dévient Mage", hat den Saren in Rom des Scheiterhaufens würdig erscheinen lassen. Der Leser wird gewiß vor allem über letzteres Aufklärung wünschen. Denn es ist ja bekannt, daß die alten Rosenkreuzer mit den Geheimnissen der weißen und schwarzen Magie besonders vertraut waren, und man muß deshalb glauben, daß ein früheres Mitglied bedeutsame Enthüllungen über diesen Gegenstand machen kann. Und wie gerne möchte man Magier werden, wenn man einmal erfaßt hat, welche Macht und Herrlichkeit einem solchen innewohnt! Ist er ja ein Wesen, das nicht nur dem katholischen Rosenkreuzerengel und den katholischen Rosenkreuzern, sondern allen Geistern und Menschen gebieten, ihre Handlungen nach Belieben beeinflussen kann, ein Universalgeisterbeschwörer, ein Beherrscher der Elemente! Mit solchen Kräften wäre man ja sogar über den schwarzen und weißen Papst in Rom erhaben, die, wenn sie auch über die Menschenseelen gebieten, über höhere Geister nicht immer Macht haben sollen, deren Exorcismus solemnis nicht einmal, wenn er ex cathedra gesprochen werden könnte, immer wirksam sein dürfte!

Bedenkt man dieses, so muß man mit Freuden begrüßen, daß der hehre Sar Péladan die Güte gehabt hat, armen ignoranten Menschenkindern das erwähnte Buch*) zu übergeben, und wir wohl zu großem Danke verpflichtet sein müssen, wenn jemand es unternimmt, die Hauptpunkte der neuen Enthüllungen in Kürze zur Kenntnis zu bringen. Ich will dies im folgenden thun, auf die Gefahr hin, von dem hehren Saren (Deutsch: Geheimrat mit dem Prädikate Excellenz) und seinem chaldäisch-griechisch-römisch katholischen Rosenkreuzerorden mir ein Mißtrauensvotum zuzuziehen, da ich nicht in allem mit seinen Ausführungen mich einverstanden erklären kann.

Höre also, o Erdenmensch, der Du Magier werden willst, was Sar Péladan Dir rät!

Du sollst vor allem Dein Temperament idealisieren, d. h. auf die nächst höhere Stufe erheben. Hierzu ist nötig, daß Du die „ungesunden Zerstreuungen" meidest, das heißt:

1) Du darfst kein Café, Konzert, keinen Cercle, keine Orte besuchen, welche Dir schlimmwirkende Suggestionen beibringen.

2) Du mußt in der Wahl Deiner Freunde vorsichtig sein.

3) Du mußt Dich vor der „negativen Venus", dem weiblichen Einflusse in acht nehmen.

„Das sind ja schreckliche, katholisch-buddhistische Mortifikationsregeln!" wirst Du rufen und beinahe die Lust verlieren, Magier zu werden.

Vernimm jedoch, ehe Du Dich vorschnell entschließest, weiteres.

Wenn diese Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, so beginnt die „Praxis der Orientation", die siebenfach ist und darin besteht:

1) Du mußt astrologisch Dich über Deinen planetarischen Typus aufzuklären suchen.

2) Du mußt Dich aktiv statt passiv, wie es der Mystiker ist, machen. Dieser bereut seine Sünden, der Magier tilgt sie durch die entsprechenden Tugenden.

3) Du mußt das Beispiel der anderen fürchten, für Dich selbst denken und deshalb die Anziehung der „momentanen, menschlichen Agglomerate", des „Kollektiven im allgemeinen", fliehen. (!)

4) Katholisch mußt Du sein, das heißt, morgens und abends beten, die Messe hören und Dich mit dem Kreuze bezeichnen.

5) Du mußt nach dem Gebete die zweite Kraft der Bewunderung zu entfalten suchen. Dieselbe darf aber nur den idealen Meisterwerken aller Nationen gegenüber entwickelt werden. Man darf also nicht etwa einen Zolaroman bewundern oder die Erzeugnisse der modernen naturalistischen Malerschule, sondern muß als angehender Magier den Rosenkreuzersalon fleißig besuchen und sich etwa eine Stunde lang in demselben vor dem Bilde Sar Péladans bis zur Autohypnose entzücken.

6) Du mußt lernen: Wagen, Wollen, Schweigen. (Berichterstatter und Kritiker können deshalb nie Magier werden.)

7) Du mußt Dich vier schwerer Sünden enthalten: a) Jeder Lust, die Magie für das animalische Leben zu gebrauchen, b) jedes magnetischen Experimentes, c) jedes spiritischen Experimentes, d) des Beitrittes zu einer occulten Gesellschaft, — da die Magie nicht gelehrt werden kann. (! !)

Diese Befehle des Generalmagiers machen Dich stutzig; zuerst befiehlt er die ärgste Askese, will Dich zum Proselyten für den Katholizismus machen, Du willst Dich deshalb schon abwenden und auf den Magiertitel verzichten. Nur die Hoffnung auf spätere Enthüllungen hält Dich noch zurück. Und nun wird Dir schließlich gar statt einer genauen Erklärung der chaldäischen weißen und diabolisch schwarzen Magie das Verbot jeder Ausübung derselben überhaupt gegeben. Ich verstehe vollkommen, daß Du in höchstem Grade entrüstet bist. Vielleicht wird sich aber Dein Zorn in eine Bewegung Deiner Lachmuskeln verwandeln, wenn Du dem Saren weiter Gehör schenkst. Du glaubst gar nicht, was ein orthodoxer „Zauberer" alles auftischen und wie er Dich durch seine Philosophie unfreiwillig erheitern kann.

So sind von der eigentümlichen „Initiation" nach Péladans Ansicht a priori ausgeschlossen: Der Priester, der Soldat, der Beamte, der Publizist, und alle, die kein Vermögen haben, das sie unabhängig macht, also alle armen Teufel, welche allerdings als Teufel die schwarze Magie ja bereits kennen, deshalb von des Saren Wort nicht allzuschwer getroffen werden.

Nachdem der Großmagier so alle „inhabiles ad magiam" ausgesondert hat, empfiehlt er den Auserwählten zur ersten Belehrung seine Schrift: „Journée d'un initié", in welcher einige meist von Pythagoras entlehnte Regeln für Eingeweihte enthalten sind.

Der Initiierte muß sich ferner nach seiner Bestimmung durch Sehnsucht nach dem „unpersönlichen Lichte" zu abstrahieren suchen, und sodann, — „die ganze Tradition in sich aufnehmen", (!) da er nicht Magier wird, „wenn ihn die Vergangenheit nicht aufnimmt". Mit dem katholischen

*) Comment on dévient Mage. Par Joséphin Péladan. Paris, Chamuel. 1892.

Credo als Gestirn der Wahrheit, soll er aus dem „chaldäisch-griechischen Worte“ das wählen, „was am meisten seiner Natur entspricht“, aber er muß exklusiv katholisch bleiben. Denn „wer nicht zur Messe geht, wird nicht in den Tempel der Geheimnisse eingehen“. „Der Eingeweihte darf ferner niemals vergessen, daß er einen Oberen unter den Lebenden hat, Sr. Heiligkeit den Papst“. So ist also Rom doch wieder das Imperium über die Pariser Magier gewahrt und der Papst wird bei seiner gegenwärtigen Politik sehr erfreut sein, daß er den Sar und seine Anhänger vom „katholischen“ Rose † Croix nicht zu exkommunizieren braucht.

Mit den besprochenen Ratschlägen schließt der erste Teil des Werkes, betitelt: „Septennaire du sortir du siècle“.

Der zweite, der von der magischen Askese handelt, und den Titel „Duodénaire de l'Ascèse magique“ führt, ist mit Ausnahme gewisser Stellen, die erklären, wie man zur idealen Rosenkreuzerkunst nach Péladans Auffassung und Übungsweise gelangen kann, nur eine ungeordnete, bedeutungslose Entwicklung der Vorschriften des ersten, die uns wenig anziehen kann. Als Themen benutzt der Großmagier die Kapitel VIII—XIX des „Tarot“, in dem alte ägyptische Geheimnisse niedergelegt sein sollen und über den kürzlich Dr. Papus ein ganz interessantes historisches Werk geschrieben hat. Der Sar entlehnt aus demselben die Lehren über geistigen Gleichmut, geistige Einsamkeit, Klugheit in den Verbindungen, Regelung des Temperamentes, Mäßigung des Verhaltens, um Schicksalsschlägen zu entgehen, physische oder Gefühlsleiden und ihren Wert zur Läuterung, über das Benehmen Frauen gegenüber, die Opferung der Güter und Ähnliches, das im ersten Teile sich schon angedeutet findet. Mit abermaligen Verboten der Magie, paradoxen und dogmatischen Bemerkungen schließt er diesen zweiten Teil, und will nun im dritten, betitelt: „Le ternaire de Saint-Esprit“ die „Philosophie der Geschichte der Magie“ geben, sowie tiefer in seine subjektiven Anschauungen einweihen.

Die ersten Zeiten, so führt er aus, sind das Reich des Vaters, der den Körper gab. In der Geschichte sind sie die Ära der Kraft, in der Einweihung findet man die Vertiefung in theistische Vorstellungen.

Das zweite Alter war bestimmt für das Werk des Sohnes, der die Seele gab. Die Liebe besiegt in demselben die Kraft; nur raufen sich noch manchmal „Saren“ und „Archonten“ in Angelegenheiten eines Rosenkreuzersalons.

Das dritte Zeitalter, das des heiligen Geistes, muß noch kommen und wird eine neue Gnade, „une troisième salvance“, speziell durch den katholischen Rosenkreuzerorden, bringen. Der Eingeweihte wird dann Magier werden durch die Subtilität (!), welche das Zeichen des heiligen Geistes ist, wie die Liebe das des Sohnes und der Wille das des Vaters.

Diese Subtilität ist jedenfalls eine andere als die des hehren Saren. Letztere ist gewiß nicht vom heiligen Geiste inspiriert. Er giebt uns sieben Definitionen von Magie statt einer; sie zeigen aber leider alle nicht den Charakter hoher Inspiration.

Ich hebe hier vorerst diejenige hervor, die er besonders zu lieben scheint.

„Magie ist die Kunst der Erhebung des Menschen, keine andere Formel hat Wert, man muß erhaben sein, um gerecht zu denken und gerecht denken, um im Lichte zu handeln.“

Diese Definition der Magie ist allerdings sehr unerwartet. Hätten wir sie schon früher gewußt, so hätten wir vielleicht den hehren Saren besser verstanden. Aber wer konnte denken, daß Zauberei die Erhebung des Menschen sei. Man dachte ja dabei an Fernwirkung, Übertragung von Lust und Schmerz, magnetische Fesselung entfernter Wesen, und ähnliche Kunststücke eines Faust und Mephistopheles, die zum König der Geister und des Stoffes machen. Wie man Menschen erhebt, wollte also der katholische Rosenkreuzerfürst lehren. Dann hätte er aber sein Buch betiteln sollen: „Wie man ein Heiliger wird“. Übrigens giebt er uns an anderer Stelle eine noch eigentümlichere Erklärung der Magie, welche mit der erwähnten sehr im Widerspruch steht und nicht sofort verstanden werden dürfte. „Magie“, so meint er, „ist nur Wort und nicht Handlung“. Wenn das wahr ist, so ist allerdings Péladan ein großer Magier. Denn er beherrscht das Wort, — eine Fülle von Phrasen steht ihm zu Gebote, die vielfach eine magische Wirkung auf die Lachmuskeln seiner Hörer ausüben. Noch dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, welche Stellung als Politiker der Großmagier einnimmt. Auch hierüber werden wir in seinem aufklärenden Buche belehrt. Obwohl er schon in der chaldäisch-griechischen Tradition, von der er immer faselt, Fortschrittskreise hätte finden können, erklärt er doch zum Erstaunen der Menschheit, daß der Fortschritt die „höchste Eselei“ sei. Ferner ist für ihn die Demokratie „la suprême laideur“, „die größte Häßlichkeit“. Er denkt wohl an die Zustände in Frankreich, und findet besonders die Folgen der Dynamitexplosionen sehr häßlich. Er sehnt sich innig nach der Restauration einer alten, asiatischen Monarchie. Am besten wäre es wohl für ihn, wenn er nach China ginge, und in Peking sich als Privatdozent für Magie niederließe.

Tief zu bedauern dürfte sein, daß der Sar sich manchmal Behauptungen erlaubt, die sowohl Occultisten als auch Katholiken, — also die beiden Menschenklassen, die er versöhnen will — tief verletzen müssen. So sagt er in seinem Werke: „L'orgueil est la vertue suprême, le dynamisme de toute perfection“. (Der Stolz ist die höchste Tugend, der Kraftmittelpunkt aller Vollkommenheit.) Er scheint nicht zu wissen, daß der Neophyt bei allen Mystikern, auch bei den Urchristen, nach seiner Aufnahme den größten Demütigungen ausgesetzt wurde, um das antimagische (ich spreche von weißer Magie) Laster des Hochmutes zu ertöten.

Man möchte beinahe glauben, daß doch eine geheime Vorbereitung zur schwarzen Magie in diesem sonst so fromm erscheinenden Werke enthalten ist. Diese gegen das göttliche Liebesgebot verstoßenden Ratschläge der Abschließung gegen menschliche „Agglomerate“, der „exklusiven“ Ausbildung des Ich, diese Verherrlichung des Hochmutes sind etwas verdächtig. Kleidet sich nicht oft der Teufel in das Gewand des Engels, um besser täuschen zu können? Doch ich will Dich, lieber Sar, der Du es gewiß nur gut mit uns meinst und uns nur zu Heiligen, trotz Deiner scheinbaren Anleitung zum Laster, machen willst, nicht zu den Teufeln weisen. Statt Dich zu verdächtigen, will ich Dir lieber einen guten Rat geben. Er lautet: Suche ein Werk für Dich, das Du recht oft, zurückgezogen von den menschlichen „Agglomeraten“, lesen kannst. Es muß den Titel führen: „Comment on dévient Sage“!

Ich glaube, daß diesen Rat auch die geneigten Leserinnen wiederholen würden, wenn sie das kürzlich erschienene neue Erzeugnis unseres Würdenträgers berücksichtigten, welches ein Gegenstück zu dem soeben besprochenen bietet und den

Zweck hat, das Wohlwollen der Damenwelt zu gewinnen und die Zahl der „katholischen Rosenkreuzerinnen“ zu vermehren. Dasselbe soll angeblich den Weg zeigen „comment on dévient Fée“, jedoch glaube ich, daß die geschätzten Leserinnen durch die Lektüre dieses Buches kaum in das Wesen des Feenhaften tiefer eindringen und sich die vielfach gewünschten Feeneigenschaften aneignen werden. In Paris hat man übrigens, wie ich zu meinem Bedauern noch erzählen muß, vor einigen Monaten dem Magier und Feenerzieher arge Unannehmlichkeiten bereitet.

(Schluß folgt.)

—

Unglück.

Das Unglück ist ein Schreckgespenst,
Wenn Du's von fern siehst, noch nicht kennst;
Doch stehst Du mitten drin — sieh zu,
Wer stärker sei, es oder Du!

M. Schmidt.

—

Zwei Deutsche.

Von **Otto von Leixner**.

Wer mit offenen Augen die geistige Entwicklung der letzten Jahrzehnte verfolgt hat, der muß gesehen haben, wie trotz aller Fremdländerei das urständige Wesen unseres Volkes sich langsam wieder auf die Oberfläche wagt. Ich sage „langsam“. Denn es müssen ganz ungewöhnliche Verhältnisse sein, wenn unser Volk aus seiner Behäbigkeit sich mit einem Ruck aufrichtet. Zumeist muß es erst den Schlaf aus den Augen reiben, dann sich dehnen und strecken und gähnen, zuletzt noch ein wenig einnicken, ehe es endlich zum Aufstehen sich entschließt.

Wir haben im Laufe unserer neueren Geschichte stets zu viel ins Ausland geschaut — so sind wir in gewisser Weise weitsichtig geworden und haben die Sehschärfe für das Nahe und Eigene eingebüßt oder wir sahen es durch die Brille des Fremden. Die sich aber die regelmäßige Schärfe des Blickes bewahrt hatten und, wenn auch irrend im einzelnen, die Hauptsache wahrnahmen: die Pflicht, deutsch zu sein, die wurden sehr wenig gehört oder oft erstaunt angesehen. Es schien ganz zeitgemäß, daß der Deutsche sich von der gemischten Suppe nähren müsse, die seine geistigen Leibköche ihm vorsetzen: darin schwammen italienische Maccaroni, Stückchen von englischem Rostbeaf, russischem Pirogen und jüdischem Knoblauch, versetzt mit viel französischem Pfeffer und aufgekocht im Wasser der deutschen Philistergemütlichkeit. Zuletzt kam noch ein Schuß nordischen Schnapses dazu. Da diese Olla potrida als Volksgericht so sehr angepriesen wurde, so kamen die deutschen Leibspeisen in Verruf und man gewöhnte sich das Mischmasch zu schlucken, weil wenig anderes auf den Tisch kam. Tausende verdarben sich dabei den Geistesmagen gründlich, aber ihnen erschien auch die gestörte Verdauung als untrügliches Zeichen des Fortschritts. Andere aber begannen, höflich oder grob, die Schüssel abzulehnen, weil die Sehnsucht nach hausbackenem Brote, selbst nach derben Knödeln und Schmalznudeln sie überkam, und sie verlangten andere Köche, als es diese Sudler waren.

Dieser hier und dort, im Norden und Süden hervortretende Drang konnte nicht einflußlos bleiben auf das Schrifttum. Die ersten, die männlich die Notwendigkeit betonten, daß der Deutsche doch vor allem deutsch sein müsse, wie der Franzose französisch sei, der Russe immer mehr russisch werde, fanden nach 1870 nicht viel Beachtung, mochten sie sich auch heiser predigen. Erst seit etwa fünf bis sechs Jahren gewannen solche Prediger deutscher Art steigenden Erfolg.

Zu ihnen gehören Georg Conrad und Friedrich Lange. Fast zu der gleichen Zeit sind von diesen beiden je ein Buch erschienen,

Ketzerblut. Von M. G. Conrad. (München 1893, M. Poessl) und

Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedr. Lange. (Berlin 1893, Hans Lüstenöder.)

Conrad, 1846 in Gnodstadt in Franken geboren, ist Süddeutscher, Protestant; Sprößling eines gesunden Bauerngeschlechts; er hat jahrelang in Paris gelebt.

Mannigfaltige Strömungen sind so durch seine Seele gezogen, die er zum Teil nach seinem Wesen umgestaltet hat. Im ganzen eine fesselnde Persönlichkeit. Es lohnt sich mit einigen Zügen sein Bild zu zeichnen, wie es sich in seinen Arbeiten oft mehr verrät als er selbst weiß.

Er ist als Süddeutscher von großer Beweglichkeit der Empfindung und nicht selten voll ursprünglicher sinnlicher Frische. Diese beherrschen sein Urteil, wie seine Sprache. Kühl verständig, ruhig untersuchend ist er niemals: er stellt sich den meisten Erscheinungen so gegenüber, daß ihr Bild nicht in den Brennpunkt des Verstandes, sondern in das bewegliche Gemüt fällt.

In seinen guten Stunden, wo sich sein Bestes offenbart, ist er unstreitig frisch und gesund; er versteckt dann seine Meinung nicht, umschreibt sie nicht, sondern läßt sie aus sich ungehemmt herausfließen, zuweilen in derben Worten, aber man fühlt, daß sie aufrichtig gemeint sind und kann sich ihrer freuen. Man kann es um so mehr, als er dabei oft warmherzige Liebe zu deutschem Wesen kundgiebt. Aus diesen Grundzügen ergiebt sich auch sein Haß gegen alles „Gigrltum“, auch das litterarische, dem er mit kräftigen, durch humoristischen Spott gewürzten Worten entgegentritt; er kann auch lachen, gesund und frisch lachen über eingebildete Thoren, fast mehr aus Freude am Lachen selbst, als aus Bosheit gegen die Verlachten. Auch das ist ein Zeichen von Gesundheit.

Deutsch ist er, indem er sowohl die Herrschsucht der Sozialdemokratie, die alle einzelnen knechten möchte, wie den Anarchismus verwirft. Denn der echte Deutsche will zwar ein Selbst sein und wehrt es ab, sich in einem Einheitsmodel zurechtquetschen zu lassen, aber er will zugleich durch Treue an die Volksgenossen gebunden sein. Über Treue spricht Conrad ein schönes, warmes Wort (S. 411).

Deutsch ist auch sein Haß gegen die einseitige Verpreußung. Er fühlt aus seinem Stamme heraus und hat dazu ein Recht, da er ja im übrigen das Gemeinsame, das Pangermanische liebt.

Deutsch ist seine Liebe zur Natur, die bei ihm oft durchbricht und die innige Liebe zu seinem Kinde. Und deutsch ist sein lebendiger religiöser Drang, der aber noch nicht voll ausgestaltet ist.

Alle diese Züge unseres gemeinsamen Volkswesens sind süddeutsch gefärbt; von einem sinnenfreudigen Temperament

bestimmt, das auch oft Augenblicksgefühlen gehorcht; nicht selten tritt die Liebenswürdigkeit, die Gemütlichkeit des Südens hervor, vielleicht auch dort, wo größere Festigkeit notthäte.

Dieser Conrad ist mir als Mensch und Schriftsteller eine wohlthuende Erscheinung, deren Lebensäußerungen mich oft schon herzlich erfreut haben.

Aber er hat auch Fehler — zuweilen die seiner Vorzüge. Man wird solcher sehr selten ungestraft bewußt. Und so wie Conrad der physischen Männlichkeit sich bewußt ward — wozu der Aufenthalt in Paris viel beigetragen haben muß — schlich sich in ihn ein Zug von Eitelkeit hinein. Er pocht oft auf dieses Erbe gesunder Väter und er schlägt sich — man erlaube das Bild — zuweilen selbstgefällig auf die Schenkel. Und ganz so ist es auch bei dem Schriftsteller hier und da. Was ursprünglich ganz naiv war: die Freude an körperlicher Frische und Lebensfülle, ist zu bewußt geworden und damit drängte sich in das Wesen ein kleiner Eitelkeitsteufel und jene naive Freude schlägt dann zur gewollten Natürlichkeit und Derbheit um. In solchen Augenblicken tritt das Weibliche in Conrads Wesen heraus, ein Zug von Koketterie, der vorläufig noch das Gesamtbild seines Schaffens stört. Er wird ihn überwinden und wird dann schlichter werden; nicht mehr mit Kraftworten so viel herumwerfen — dazu mag ihn vielleicht Johannes Scherr verleitet haben — sondern in klarem Bewußtsein eines ehrlichen starken Wollens sich damit begnügen, eine innerlich kräftige Sprache zu schreiben, wie sie ihm schon jetzt gelingt, wenn das „obbemeldete" Teufelchen schläft — so in den schönen Schlußworten S 264 von „Am Feierabend" bis S. 265 . . . „in ihrer Reinheit, Kraft und Hoffnung", und so noch an manchen Stellen.

Ein zweiter Fehler liegt darin, daß er sich zuweilen stark widerspricht.

Im ersten der „drei offenen Briefe" S. 7—9 spricht er sehr beherzigenswerte Worte über internationale Kunstausstellungen — und Seite 54, Zeile 7 v. u. und ff. schreibt er ihnen eine sehr große Bedeutung zu. Ich glaube nicht, daß wir die Fremden nötig haben, um „machtvollen freien Zug und phantasiereichen Schwung" zu gewinnen. Wir brauchen uns nur in uns selbst hinein zu wenden.

Mit Recht spottet Conrad über die verschiedenen „Ismen", mit denen die schriftstellerische Jugend heute Ball spielt. Aber er selbst hängt doch mit zähem Eigensinn an seinem „Naturalismus". Könnten wir dieses unglückselige Wort nicht endlich begraben? Es ist trotz seiner Jugend so abgebraucht und matt, daß man ihm die Ruhe gönnen dürfte. Seite 262 heißt es: „ . . . Denn zum Naturalismus gehört Vollsaft und Vollkraft und Vollempfinden, nicht um die Natur mit allerhand knifflichen Künsteleien ab- und nachzuschreiben, sondern um sie nachzufühlen mit starker Seele und nachzuschaffen mit starkem Geist und geübter Hand. Was wollen da die physischen und psychischen Verfallsprodukte dieser armen greisen Jungen von der Nervengeneration des Fin de siècle! Verarmtes Blut, verkitzelte Nerven, verdrehtes Gehirn, daß es zum Erbarmen ist."

Ich kann zunächst nur die eine Frage aufwerfen: Schafft denn ein Künstler je die Natur, wie sie vor ihm liegt, nach? Hier ist die Stelle, wo auch die neueste Ästhetik der Philosophie nicht auszuweichen vermag. Die sogenannte Natur, die außerhalb unseres Geistes, unserer Empfindung lebt, kann niemals unmittelbar in uns hineintreten. Sie wirft nur Bilder in den unbegrenzten Innenraum des Künstlergeistes und diese wecken Gefühle, die in ihrer bestimmten Färbung Eigentum des einzelnen sind. Aus diesen Bildern und Gefühlen heraus schafft er, aber niemals die „Natur", sondern sich, sein Wesen, je nach den Mitteln in sichtbaren Farben, tastbaren Formen, in hörbaren Tönen oder innerlich schaubaren Gestalten, Gedanken, Gefühlen. Kein Künstler kann die Natur geben, sondern nur ihr Gleichnis, und insofern er als Sinnenwesen auch der Natur angehört, seine eigene Natur. So ist das Wort „Naturalismus" überhaupt falsch — jeder wirkliche Künstler (das heißt, nicht Nachahmer fremder Art) ist durch den Lebensbau des Menschengeistes gezwungen, Idealist zu sein, mag er sich drehen und wenden wie er wolle. Nur weil die jüngeren Schriftsteller, auch wenn sie gar keine philosophischen Einsichten besaßen, allmählich empfanden, daß der Naturalismus, das heißt die unmittelbare Wiedergabe der äußeren sinnlich wahrnehmbaren Natur eine Unmöglichkeit sei, schufen sie sich die anderen „Ismen" (Symbolismus, Neo-Idealismus, Satanismus u. s. w.). Lebte in dem jungen Geschlechte mehr naiver Kunstgeist, so hätten sie sich überhaupt nicht so geplagt, neue Schlagwörter zu schaffen, sondern hätten frisch und fröhlich darauf losgearbeitet. Die vielen litterarischen Streitereien, in denen sich oft unglaubliche Unwissenheit bezeugt hat, beweisen, wie viele Halbtalente unter der Jugend vorhanden sind, die oft nur ihr Nichtkönnen unter dem Mantel eines neuen „Ismus" versteckt haben.

Doch weiter. Wenn es also unzweifelhaft ist, daß der Schaffende nur sein Wesen geben kann, wenn ferner jeder als Sinnenwesen der Natur in umfassenderem Wortsinn angehört, wie will Conrad den „armen greisen Jungen" den Naturalismus abstreiten? Verarmtes Blut, verkitzelte Nerven u. s. w. sind dann doch eben ihre Natur, und auch diese, mag sie noch so sehr Ergebnis des Verfalls sein, läßt sich mit „geübter Hand" darstellen. Durch solche unklare Begriffsbestimmungen kommt man nur in Sackgassen.

In Conrad lebt viel Gutes, Tüchtiges, Eigenes. Wo er das giebt, ist er im guten Sinne deutscher Idealist mit alle seiner schönen Glaubensfreude, seinen blühenden Zukunftshoffnungen und seinem Gerechtigkeitsgefühl, das aus Liebe zu den Brüdern quillt. Das alles aber ist nicht „Natur", sondern sein Besitz, Besitz des Einzigen, als welcher jeder von uns in seiner eigenen Welt lebt, in die kein Ding der äußeren Welt, kein Mensch eintreten kann, sie wandelten sich denn vorher in ein Bild, ein Gleichnis.

Nur der andere Conrad, der weibliche, giebt sich dem Einfluß der Fremde hin, hält eigensinnig an einem künstlichen Naturalismus fest und ist oft mehr als er ahnt, von dem Schwachgeist der „Nervengeneration" beherrscht. Seite V der Einleitung sagte er — ich habe den gleichen Gedanken schon oft ausgesprochen:

> Ich bitt' Euch, deutsche Sänger mein,
> Nun laßt einmal die Weiblein sein,
> Stimmt an das Lied vom Mann.

Ganz einverstanden. Los vom Weibe! Auch das ist ein Schlachtruf, und ein männlicher dazu, in dem das Gebot: „Ehret die reine Frau" eingeschlossen ist. Aber ich möchte sagen: Auch Conrad muß los vom Weiblichen, Allzuflüssigen in sich selbst. Dann erst wird sich sein Deutsches klar und rein entfalten und alles abstoßen, was heute noch ihn hindert, sein bestes Selbst in Freiheit zu gewinnen; dann wird er auch in sich ein Einiger werden, dem nicht mehr nebeneinander Christus und Zarathustra-Nietzsche gefallen.

In anderer Art spiegelt sich ein Deutscher in Friedrich Langes Buche.

Lange ist 1852 in der uralten Kaiserstadt Goslar geboren.

Der Aufbau der geistigen und der Gemütskräfte ist trotz manchen verwandten Anschauungen bei Lange viel einfacher und vor allem fester gefügt als bei Conrad. Seine Entwickelung hat sich ungestörter und einheitlicher vollzogen, seine Kräfte wirkten mehr auf einen Punkt hin. Ihm fehlt das sinnlich Prickelnde, die leichte Beweglichkeit des süddeutschen Berufsgenossen, aber dafür ist er mehr in sich geschlossen und, was die geheimsten Regungen des Gemüts betrifft, sogar etwas verschlossen. Conrad hat auf dem Lebenswege häufig flüchtige Verbindungen mit allen möglichen Zeitgedanken — ja Tagesgedanken — geschlossen, weil er leicht entzündbar war; oft finden sich in früheren Schriften Sätze, die nur der Erregung des Augenblicks ihr Leben verdanken und die er heute sicher nicht mehr festhält. Lange dagegen verhält sich mißtrauisch; er prüfte bedächtiger, ließ sich vom Glanz nicht blenden. Er ist nicht von Stimmungen geleitet und verführt; aus tiefem Gemütsdrang muß schon in seiner Jünglingszeit als Leitbild der deutsche Gedanke in ihm aufgestiegen sein; nicht einer Mode huldigt er mit dieser leidenschaftlichen Hingabe an die Deutschheit, denn eine solche Begeisterung, wie sie ihn erfüllt, wächst nur langsam heran. In den Mittelpunkt seines gesamten Geisteslebens stellte er die Vorstellung Deutschland; an ihr begann er alle Ereignisse und Erlebnisse zu messen, auf sie alles zu beziehen, was in ihm an lebendigen Kräften vorhanden war. Damit aber verband sich ein starkes und reines sittliches Bewußtsein, das im religiösen Gefühl wurzelte, zunächst durchaus christlich gestaltet. Es war natürlich, daß er sich so die Achtung vor dem geschichtlichen Werden erhielt, und sich allem entgegenstellte, was da meint, eine neue Zeit auf die Wolken rein abgezogener Begriffe aufbauen zu können. Da ihm — und mit Recht — das Volksgemäße mit seiner Eigenart als eine wirkliche Macht galt, die in der Geschichte sich in Wahrheit und Irrtum entfaltet, so mußte er die Richtung des weiteren Wachstums im Vergangenen angedeutet finden und für einen ruhigen gesunden Fortschritt eintreten. Dieser müsse das Kranke, Volkswidrige ausstoßen und das Gute, Kernhafte zum Siege bringen.

Die Vordersätze zu allen Anschauungen Langes liegen in seiner Gemütswelt. Sein Empfinden ist stark, einheitlich und gesund. Der Verstand zog nun die Schlüsse und suchte Mittel und Wege für die Forderungen des Herzens und ein zäher Wille führte ihn nun auf die Wahlstatt des öffentlichen Lebens. Denn seinem Wesen genügte nicht das Wort allein. So trat er einer der ersten in die Bewegung für deutsche Kolonien ein, so begann er den Kampf für die Schulreform, überall von seinem Leitgedanken bestimmt.

Es liegt nun im Wesen des Kampfes, daß der Widerspruch der Gegner die verteidigten Gedanken sich klären, aber auch verschärfen läßt.

Lange war von deutschen Leitbildern ausgegangen, als er der sozialen Frage sich gegenüberstellte. Mit warmem Herzen empfand er die thatsächlichen Leiden des vierten Standes und betrachtete sie als Deutscher und als Christ. Gerechtigkeitsgefühl und Nächstenliebe schienen ihm Neugestaltungen zu fordern, aber nicht nur solche der materiellen Lebensbedingungen, sondern auch die geistige Veredlung der Massen. Als Deutscher war ihm der einzelne viel zu viel wert, als daß er die Anschauungen der Sozialdemokratie hätte teilen können. In einem volksgemäßen Kaisertum sah er die nützlichste Staatsform, in der die Treue in deutscher Auffassung Fürsten und Volk zu einer höheren Einheit verbindet. Nicht entgehen konnte ihm der sich fortsetzende innere Zerfall der politischen Sippen, nicht die Übermacht des Kapitals, das überall als auflösende Macht thätig war und ist. Von hier aus mußte sich der Kampf gegen das Judentum entwickeln. Da er ihn aber vornehmlich als Deutscher auffaßte, so trat die Rassenfrage in sein Bewußtsein. Nicht der Vertreter einer fremden, innerlich toten Religion, sondern der Fremde an sich wurde zum Gegenstand der Bekämpfung, ein Fremder, dessen Wesen teils durch Anlage, teils durch die geschichtliche Entwicklung zumeist im mühelosen Gelderwerb das Ziel seines Lebens sieht. Aber schon hier mag das Bestimmende die Abneigung gegen die fremde Rasse gewesen sein. Der Blick für alles Schädliche in ihr mußte sich verschärfen: das öffentliche Leben bot Gelegenheit genug zu sehen, daß manche Eigenschaften der Mehrzahl der Juden auf die geistigen und sittlichen Zustände verderblich einwirkten, es um so mehr thaten, als Tausende von Deutschen sich den Einflüssen widerspruchslos hingaben. So wurde Lange Judenfeind, nicht aus Neid, nicht aus Freude am Lärmmachen, sondern aus seiner leidenschaftlichen Liebe zu jenem vorbildlichen Deutschtum, das in seiner Seele lebte. Scharf wies er den „Radau-Antisemitismus" ab, aber ließ sich im übrigen nichts von seinen Forderungen abmarkten. Er führte den Kampf mit äußerer Ruhe, aber mit jener inneren Leidenschaft des Niederdeutschen, die sich nur hier und dort in einzelnen Worten verrät und mit zähem Willen verknüpft ist.

Aus dieser Gegnerschaft heraus entfaltete sich eine ganz veränderte Auffassung des Christentums. Zuerst hielt Lange daran fest, daß reines Deutschtum sich mit reinem Christentum vereinigen lasse. Aber jene Gemütskräfte, die sich gegen die Juden erhoben, wurden allmählich zu Vordersätzen, aus denen er seine Schlüsse gegen das Christentum zog, das er allmählich auch als Rassenreligion aufzufassen begann. Zuletzt sah er in ihr nur das, was seinem Leitbilde „reinem Deutschtums" widerspricht oder zu widersprechen scheint.

Aber man glaube nicht, daß in dieser Gegnerschaft Mangel an Religiosität sei. Lange besitzt ein tiefes, echt deutsches „metaphysisches Bedürfnis" und hat über Religion und Christus (S. 112 und öfters) schöne, innige Worte ausgesprochen.

Aber mir scheint, als fasse er die Gestalt doch nicht in ihrer Ganzheit auf und werde dadurch zuweilen ungerecht gegen jenes Christentum, das auf dieser Persönlichkeit sich aufbaut. Was er gegen die Kirchen sagt, ist oft ganz richtig, aber die Kirchenlehren sind doch nicht immer jenes Christentum. Ich finde in diesem durchaus nicht die Verpflichtung sich stets mit seinem Sündenbewußtsein zu quälen; ich finde in Christus durchaus nicht die Weltflucht verkörpert, wenn er auch den Schein der Welt als solchen erkennt; ich kann auch Christus nicht als Rassenvertreter anerkennen, da sein Wesenhaftes der Eigenart seines Volkes und der Zeit seines Wirkens geradezu widerspricht. Seine Religion ist für mich im höchsten Grade „Persönlichkeitsreligion", seine „Autorität" ist der „Vater" in ihm, der auch außer ihm ist, und darum wirkt er mit jener Gottesfreude, die nichts Pessimistisches in sich trägt. Er ist ein Selbst, frei vom Ich, durch Liebe gebunden an Gott und die Brüder, aber nicht nur Dulder, weil in ihm ein männlicher Zug unbestreitbar hervorbricht. Aber er

unterwirft nicht alles Sein einem einseitigen Grundsatze: darum scheidet er auch das Reich, das nicht von dieser Welt ist, von dem Reiche dieser Welt, von dem „des Kaisers“. — Doch ist hier nicht der Raum, meine einzelnen Überzeugungen mit denen Langes zu vergleichen. Ich meine aber, daß der Verfasser des „reinen Deutschtums“ durch den Drang seines Gemüts mehrmals über die Grenzen des ruhigen Urteils hinausgetrieben wird und in der begeisterten Liebe zu seinen Leitbildern auch die Möglichkeit überfliegt. Die Steifnackigkeit des Niederdeutschen kommt zuweilen zum Vorschein. Und wenn man Conrad wünschen muß, daß er das Weibliche seiner Eigenart dämmen möge, so dürfte man bei Lange wünschen, daß er den weicheren Regungen manchmal mehr nachgäbe.

Aber trotz allem, was sich im einzelnen und im ganzen gegen ihn einwenden läßt: seine Erscheinung wirkt erfreulich. Man fühlt den Herzschlag eines ehrlichen, kernhaften Menschen überall, und viele Seiten seines Buches sind lauterer Widerhall echt deutschen Gemüts, sie erwärmen den Leser und können auch in nüchternen Geistern die Liebe und Hingabe an den heimischen Geist wecken. Und wenn zuweilen der Starrkopf sich geltend macht, es thut nichts: heute, wo die Männer so oft weibisch sind, können wir die steifen Nacken brauchen.

Eine eingehendere Besprechung machte ein neues Buch nötig. Ich begnüge mich, beide Schriften, besonders die Langes, unseren Lesern warm zu empfehlen. Mögen sie ihren Weg machen.

Erinnerung.

Von **Heinrich Hoffschmidt.**

O wieder diese Klänge
Aus meiner Jugendzeit!
Tiefinnerste Gesänge,
In Unerschöpflichkeit!

Mir ist, als wär' ich wieder
Ein Knabe, maienjung,
Träumend unter dem Flieder
In rosiger Dämmerung.

Nach brüderlich grüßenden Sternen
Voll Sehnsucht den Busen geschwellt,
Verloren in seligen Fernen,
In einer schöneren Welt!

Veilchen.

Von **Otto Menke-Hölzke.**

„Veilchen ist von der Gattung Mädchen, die einen Nelkentopf vor ihrem Fenster pflegen und Absenker machen und endlich einen ganzen Flor daraus ziehen, die wohl auch ein Myrtenkränzchen zur Blüte bringen, aber kein Kränzchen daraus winden“*) — wenigstens nicht für sich; binden sie aber dennoch Myrtenreiser zu bräutlichem Kranze, so ist der bestimmt, eine andere, eine Freundin zu schmücken. —

*) Bettina von Arnim: „Clemens Brentanos Frühlingskranz“.

Sie war — längst deckt sie der Rasen — wie Veilchen eine Jüdin und wie Veilchen eine Stickerin, deshalb will ich sie auch Veilchen nennen, der Name ist so hübsch, und er paßt auf sie, denn sie war auch bescheiden wie ein Veilchen.

Ich wohnte damals in einer kleinen, süddeutschen Residenzstadt; mit ihren geraden und breiten Straßen, die des Morgens und Abends von dem auf die Weide gehenden oder von dort heimkehrenden Vieh belebt wurden, und auf denen sich Hühner und Gänse umhertrieben und das Gras abfraßen, das zwischen dem unregelmäßigen Pflaster hervorwucherte; und mit den kleinen, sauberen Häuschen mit den grünen Läden an den Fenstern und den sorgsam gepflegten Vorgärten oder den Steinbänken vor den Thüren hatte sie eher das Aussehen einer größeren Landstadt, und nur die reichbetreßten Lakaien, die öfter durch ihre Straßen gingen, oder die eleganten Equipagen, die dann und wann vorüberrollten, ließen ihren höfischen Charakter erkennen. Vom Hofe selbst, der sehr zurückgezogen lebte, bekam man nur wenig zu sehen.

Veilchen wohnte mir gegenüber, und vom Sehen kannten wir uns; des Morgens, wenn sie ihre Blumen begoß, wünschten wir uns als gute Nachbarn einen guten Tag, und begegneten wir uns auf der Straße, so begrüßten wir uns. Auf ihrem hübschen Gesichtchen mit den großen, blauen Augen lag der Frohsinn ausgebreitet, ihre Haare waren stark und glänzend schwarz und im Nacken zu einem losen Knoten geschlungen, von Gestalt war sie zierlich wie ein Porzellanfigürchen; als ich Veilchen kennen lernte, mochte sie wohl schon sechsundzwanzig Jahre zählen.

Saß ich an meinem Schreibtische, den ich so aufgestellt hatte, daß das Tageslicht voll auf ihn fallen konnte, und sah ich dann einmal von meinen Heften auf, so erblickte ich drüben am geöffneten Fenster hinter ihren Blumen, roten und braunen Nelken und einem Myrtenbäumchen, halbverdeckt von den schneeweißen Gardinen, Veilchen über den Stickrahmen gebeugt sitzen, emsig Stich an Stich die bunten Seidenfäden zu einem kunstvollen Ganzen fügend. Nicht einen Augenblick der Ruhe gönnte sie sich, die Nadel flog in ihren feinen Händen, mußte sie doch auch für ihren alten, erblindeten Großvater, den sie zu sich genommen hatte, mitsorgen, und selbst das fragende Piep des kleinen, gefiederten Sängers, dessen Gebauer am Fensterrahmen hing, blieb dann unbeantwortet.

Das Häuschen, in dem Veilchen und der Großvater als einzige Mieter wohnten, gehörte einer Frau Rodeck, der Witwe eines unteren Steuerbeamten, und ihrem Sohne Fritz, einem jungen, schmucken Handwerksgesellen. Während der langen Jahre, die Veilchen und der Großvater schon im Rodeckschen Hause wohnten, war zwischen ihr und Fritz aus Zuneigung eine Freundschaft geschlossen, der aber wohl jede Leidenschaft der Liebe fehlte.

Hatte Fritz Feierabend, dann saßen sie wohl oft zusammen, im Sommer auf der Steinbank unter der Linde, deren breite Zweige das Häuschen beschatteten, oder, hatte Veilchen noch zu arbeiten und im Winter, bei traulichem Lampenscheine im Zimmer. Auf dem altmodischen, steiflehnigen Sofa unter den Familienbildern saß mit der glimmenden Pfeife der Großvater, neben Veilchen Fritz, und war dann noch Frau Rodeck zugegen, so fand sie auch noch mehr als reichlich Platz an dem großen, runden Familientische. Während Veilchen fleißig stickte, plauderten sie, oder Fritz las vor aus alten Kalendern oder aus Büchern, die sich im

Besitze Veilchens befanden oder die er aus der öffentlichen Bibliothek mit nach Hause brachte.

— — — — — — — — — — — — — —

In einigen Wochen sollte die Hochzeit der Prinzeß Wilhelmine, der liebreizenden Schwester des regierenden Herzogs, mit dem Erbprinzen Georg von Y—z stattfinden. Y—z war das benachbarte Land.

Veilchen, weil tüchtig und geübt viel begehrt in ihrem Fache, hatte die kunstvolle Gold- und Seidenstickerei auf den Hochzeitsroben der Prinzessin auszuführen, wobei ihr ein junges Mädchen, dem sie das Sticken gelehrt hatte, Julie Schmidt, behilflich war.

Wenn dann Veilchen und Julie spät abends ihre Stickzeuge zusammengelegt hatten, sagte Veilchen zu Fritz: „Nicht wahr, Fritz, Sie bringen mir das Julchen nach Hause!" Und dann gingen die beiden durch die finsteren, stillen Straßen des Städtchens nach dem Hause, in dem Juliens Eltern wohnten; dann sagten sie sich „gute Nacht!" und Fritz ging denselben Weg wieder zurück. —

„Und morgen sprichst Du mit dem Vater!" sagte Julie eines Abends zu Fritz, als er sie auch wieder nach Hause gebracht hatte, und er versprach das zu thun.

Und dann kam Julie eines Tages zu Veilchen herein und flog auf sie zu und umfaßte sie und küßte sie, und ihre braunen Augen lachten und weinten, und ihr roter Mund lachte und weinte, und dann sagte sie: „Fritz war gestern bei dem Vater — und wir haben uns verlobt!" — „Ich wünsche Dir viel Glück, Julie, Dir und Fritz; er ist ein braver, tüchtiger Mensch!" — Und dann küßten sie sich wieder, und wenn Julie nicht so freudig erregt gewesen wäre, so hätte sie sehen müssen, wie blaß Veilchen wurde, und wie sie zitternd sich am Stuhle hielt. — „Das sagt der Vater auch, und später soll Fritz die Werkstatt übernehmen," — Fritz stand bei Juliens Vater in Arbeit — „der Vater meint aber, wir sollen noch zwei Jahr warten, ich sei noch so jung. Nun ja, aber wir sind uns doch so gut!"

Sie war gegangen und ließ Veilchen allein mit ihren Gedanken. Diese hatte niemals zwecklosen Träumen nachgehangen, sie wußte ja, daß Fritz sie nicht heiraten konnte; aber dennoch — — Und als Fritz kam und sagte: „Veilchen, ich habe mich mit Julie verlobt, Sie sind mir doch nicht böse?" da gab sie ihm die Hand, und schon wieder ganz ruhig, antwortete sie: „Aber Fritz, seien Sie doch nicht närrisch, ich und Ihnen böse? Und warum? Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Glück, und das kann Ihnen werden; Julie ist noch jung, sehr jung, fast noch ein Kind und unerfahren, aber sie ist lenksam und gut." — „Das ist sie!" erwiderte Fritz innig.

— — — — — — — — — — — — — —

Und dann kam der Tag, an dem früh morgens Veilchen die Zweige mit den silberweißen Blüten von ihrem Myrtenbäumchen schnitt, um für die Freundin einen Kranz daraus zu winden, und die Thränen, die auf ihn niederfielen, waren die zweiten und letzten, die Veilchen einer stillen Liebe geweint hat.

Dichtungen in Prosa.

Von **Paul Remer.**

Der Poet.

Die Menschen sind Gefangene, alle, alle — nur die meisten wissen es nicht! . . .

Die Welt ist ein großes Gefängnis: die zweibeinigen Menschenhüllen sind die Einzelzellen, darinnen der Geist gefangen sitzt, ein lebenslänglich Verurteilter, und Wolle zupft, schachert, studiert oder, was sonst seine Gefängnisarbeit ist . . .

Die einen machen sich's lustig in ihrem Gefängnis und lachen und singen hinter dem eisernen Gitter — das sind die Glücklichen! . . .

Die anderen klirren ingrimmig mit ihren Ketten und habern mit der Gefängnisordnung und schimpfen Gott einen bestechlichen Kerkermeister, der dem einen Wein und Braten, dem anderen Wasser und Brot vorsetzt — das sind die Unzufriedenen! . . .

In einer dritten Zelle aber sitzt ein Poet. Er lächelt mitleidig bei dem Treiben seiner Wandnachbarn; ihm ist es gleich, was er aufgetischt bekommt, ob Wein und Braten, ob Wasser und Brot — es bleibt doch immer Gefängniskost! . . .

Und der Poet träumt —

Leise schleicht es zu ihm hinein, ein blasses Mädchen mit blauen Sehnsuchtsaugen, und legt die Arme um seinen Hals und flüstert ihm ins Ohr — seltsame Dinge . . .

Er muß zur Feder greifen und beginnt zu schreiben. Wort reiht sich an Wort, Klang an Klang, Bild an Bild. Seine Zelle weitet sich, die engen Wände fliehen ins Unendliche: sie wird groß wie die Welt — nein, größer als die Welt! . . .

Und was er dichtet, ist Heimweh, Heimweh nach der Freiheit, bald träumerisch klagend, bald mannhaft trotzend, bald ausbrechend in das verzweifelte Auflachen des Humors, der diese enge Gefängniswelt zerschellen möchte wie ein leergetrunkenes Glas! . . .

Das Märchen von der Milchstraße.

Mein Schwesterchen auf dem Schoß, sitze ich am Fenster: es ist dunkel im Zimmer, und von draußen her grüßt die Nacht mit tausend hellen Sternenaugen zu uns herein.

„Du hast mir eine Geschichte versprochen!" sagt sie; und sie bettelt und schmeichelt, bis ich nachgeben muß und zu erzählen beginne:

„Vor langen, langen Zeiten — die Welt war eben erst fertig geworden — nur die Sterne fehlten noch — die Nacht war immer ganz schwarz — und der Himmel war wie ein frisch umgepflügtes Ackerfeld, in das noch kein Saatkorn gefallen —

„Da hängte der liebe Gott sich eines Tages ein Sätuch um die Schultern — und er füllte es bis obenhin voll goldener Sternensaat — und er ging aus zu säen und streute mit vollen Händen den lichten Segen über die Gefilde des Himmels —

„Und alsbald leuchtete es auf, weithin, an allen Ecken und Enden — ein buntes Lichtgewimmel — noch heute siehst Du den Weg, den der himmlische Sämann gegangen — sieh! dort der helle Sternenstreif: die Menschen nennen ihn die ‚Milchstraße' —

„Denn Gottes Säetuch hatte ein Loch — die lieben Engel hatten vergessen, es zu stopfen — Und während er so dahinschritt, sickerte es unten durch — ein breiter Strom goldener Saatkörner . . .

„Und für ewige Zeiten wurde so der Weg verraten, da Gottes Fuß gegangen . . .“

Ihr Haar.

Sie hatte ihr Haar gelöst, ihr schwarzes Haar —

Wie eine dunkle Flut ergoß es sich von ihrem Köpfchen. Umsonst formten meine Hände ein Becken, die Flut aufzufangen. Sie überschwemmte meine Arme, sie rieselte über meine Hände, sie sickerte durch meine Finger . . .

Wie das rann, leise, leise — wie das floß und zerfloß, unaufhörlich, gleich dem Vergänglichen . . . Ein süßes Wonnegefühl zwang mich, die Augen zu schließen: ich wollte fühlen, nur fühlen . . .

Und plötzlich schaut' ich mich als Jungen an dem kleinen Bache, der bei meinem Heimatstädtchen vorüberplätschert — So deutlich sehe ich den Platz: ein paar große, runde Kieselsteine stauen das Wasser, und ein winziger Wasserfall schwatzt dort mit silberner Stimme.

Und der kleine Krauskopf steckt seine Hände mitten in den Wasserfall . . . Wie das rinnt, leise, leise — wie das fließt und zerfließt, unaufhörlich, gleich dem Vergänglichen. Auch der Knabe schließt seine Augen: er will fühlen, nur fühlen . . .

Und jetzt verschwimmt mir beides ineinander —

Ich weiß nicht mehr, bin ich der harmlos schwermütige Junge, der im Sonnenschein seiner Jugend sich das hellfunkelnde Wasser durch die Finger gleiten läßt, — oder bin ich der große, verliebte Thor, dessen zitternde Hände mit der dunklen Haarflut seines Mädchens spielen? . . .

Wie das rinnt, leise, leise — wie das fließt und zerfließt, unaufhörlich, gleich dem Vergänglichen . . .

Vermischtes.

König und Maler. Ein origineller Kauz war der französische Maler de Latour, der unter Ludwig XV. von Frankreich lebte und sich einen großen Ruf weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus erwarb. Dreiunddreißig Jahre alt wurde er Mitglied der königlichen Malerakademie und erhielt als solcher einen Ruf an den Hof. Doch Latour machte sich aus derartigen Gunstbezeugungen nichts, und es bedurfte wiederholter Aufforderungen seitens des Königs, um ihn endlich zu bewegen, zu kommen. Kaum daselbst angelangt, sollte er das Porträt des Königs malen. Der Ort, wo der König ihm sitzen wollte, war ein mit Fenstern umgebener Turm.

„Was soll ich in dieser Laterne?“ fragte Latour unwillig, „wissen Eure Majestät nicht, daß zum Malen ein einziges Fenster gehört?“

„Ich habe diesen abgelegenen Ort gewählt,“ entschuldigte sich der König, „damit wir nicht gestört werden.“

„Ah so,“ gab der Maler trocken zurück, „das habe ich nicht gewußt, daß ein König von Frankreich nicht einmal Herr in seinem Hause ist.“

Eines Tages ward Latour aufgefordert, nach Versailles zu kommen und die Marquise von Pompadour zu porträtieren. Er wollte nicht.

„Meine Empfehlungen an die Frau Marquise, und ich liefe nicht in der Stadt herum, um zu malen,“ sagte er mürrisch.

Als seine Freunde aber nicht nachließen, ihm zuzureden, erklärte er sich einverstanden, unter der Bedingung, daß er mit Madame allein gelassen würde. — Bei der Marquise angekommen, wiederholte er diese Bedingung und bat gleichzeitig um die Erlaubnis, es sich bequem machen zu dürfen, damit er sich wie zu Hause fühle, es ginge dann besser mit der Arbeit. — Marquise de Pompadour stimmte lächelnd zu und Latour legte eiligst Knieschnallen, Strumpfbänder und Halstuch ab, hing seine Perücke an den Arm einer Girandole und setzte ein seidenes Käppchen auf. Er hatte kaum die ersten Striche gemacht, als der König eintrat.

„Hatten wir nicht ausgemacht,“ fragte der Künstler die Marquise vorwurfsvoll, indem er aufstand und sein Käppchen lüftete, „daß kein Mensch uns stören solle?“

Der König bat ihn lachend, weiter zu arbeiten.

„Ich kann Eurer Majestät nicht gehorchen,“ entgegnete Latour, „es ist unmöglich. Wenn die Frau Marquise wieder allein ist, mag sie mich rufen lassen.“

Mit diesen Worten nahm er seine abgelegten Sachen und wandte sich zum Gehen, indem er, noch laut genug für die Anwesenden, murmelte: „Sehr unangenehm, gestört zu werden.“

Was blieb dem König übrig, als sich in die Laune des Künstlers zu fügen und das Gemach zu verlassen. — Das Porträt der Marquise de Pompadour hängt neben anderen Bildern des damaligen königlichen Hauses, die größtenteils von Latours Pinsel herrühren, im Louvre zu Paris und gilt allgemein für das beste der berüchtigten Favoritin.

Latour war, abgesehen von seinen kleinen Eigenheiten, ein trefflicher Mensch; von dem König und seiner Umgebung ward er auf Händen getragen, und sein Haus galt als eine Sammelstätte aller Berühmtheiten. Er war auf seine Kunst sehr stolz, sonst aber frei von allem Dünkel, denn er wies zweimal den Orden des heiligen Michael zurück.

Gr—r.

Inhalt der Nr. 51.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

An unsere Leser!

Mit dem 1. Oktoberheft tritt die „Deutsche Roman-Zeitung“ in das 31. Jahr ihres Bestehens. Trotz des Wettbewerbs, der in dem letzten Jahrzehnt sich in fast krankhafter Weise gesteigert hat und durch Ausstattung und reichen Bilderschmuck die Schaulust zu befriedigen suchte, ist es uns gelungen, unserer schlicht gekleideten Zeitung die Liebe von Tausenden von Deutschen zu gewinnen, überall in der Welt, wo Deutsche leben. Während alle anderen Unterhaltungsblätter ihren Stoff ohne jede innere Einheitlichkeit zusammentragen, ist es unser Grundsatz seit langen Jahren, daß ein gemeinsamer Geist, wenn auch in verschiedenwertigen Arbeiten, das Ganze beherrsche. Wir wenden uns vor allem an jene, denen **das deutsche Empfinden und der Geist unseres Volkstums** hochstehen; ohne an Veraltetem festzuhalten, **verteidigen wir die gesunden Überlieferungen unseres Volkes** und unterstützen das gesunde Neue. Das Beiblatt tritt für eine **Vertiefung des sittlichreligiösen Bewußtseins** auf Grundlage **deutschen** Gemütslebens ein, ohne trockene Lehrhaftigkeit, und, wo es angeht, mit dem unserem Wesen entsprechenden Humor. Und so bekämpfen wir wie den wissenschaftlichen, so den sittlichen Materialismus ebenso, wie die Fremdsucht, die heute in den meisten Blättern herrschen. Nicht jagen wir nach glänzenden Namen, bei denen oft die Flagge minderwertige Ware decken muß; nicht unterstützen wir durch unsere Zeitung den nervös-überreizten Ungeist der Zeit. Nicht für den Philister mit dem Zopfe, wohl aber für das gesunde, deutsche Haus will die Roman-Zeitung ein Freund im besten Sinne sein.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.
Anhaltstr. 11.

Um keine Unterbrechung in dem Bezuge der Roman-Zeitung eintreten zu lassen, bitten wir, das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und

bitte umwenden.



Postämtern rechtzeitig zu erneuern. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, Probenummern des neuen Jahrganges kostenlos zu liefern.

Die „Deutsche Roman-Zeitung“ veröffentlicht nur Romane, die ihr ausschließliches Eigentum sind und nirgend anderswo veröffentlicht werden.

Das erste Vierteljahr des neuen Jahres beginnt mit folgenden Romanen:

Kloster Lugau. Roman von Wilhelm Raabe.

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. v. d. Elbe.

Verurteilt.

Roman

von

Josephine Gräfin Schwerin.

Es folgen sodann unter anderen folgende Romane:

Schwestern.

Roman

von

Karl Berkow.

Rang und Geld.

Roman

von

E. v. Beniczky-Bajza.

Odemissen.

Roman

von

Wilhelm Oesterhaus.

Haus Dobendorf.

Roman

von

A. Marby.

Ferner Romane von G. Kopal, L. Haidheim, Carla Eden, O. Mysing 2c. 2c.

Das Beiblatt

wird in unveränderter Richtung weiter geführt. Die Sorgfalt Leixners bei der Auswahl der Beiträge hat diesem Teile der Roman-Zeitung eine besondere Bedeutung gegeben. Der Leiter selbst wird in Heft 1 eine Reihe psychologischer Aufsätze unter dem Titel:

„Spaziergänge in der Seele“

beginnen, in denen Ernst und Humor zu ihrem Rechte kommen werden.

Verlagsbuchhandlung von Otto Janke
in Berlin.

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 52.

Eine Frauenschuld.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

Achtzehntes Kapitel.

„Tollheit wär's von mir, ihr die Hand zu leihen zur Flucht von ihrem Gatten!“ Erich warf sich in der Heliotropenlaube auf die Bank, auf der er sie wiedergefunden, und starrte vor sich hinab auf die Landstraße, in der sich eben ein geräuschvolles Schauspiel entwickelte.

Karneval war's ja; lustige Maskenzüge bewegten sich unter ihm die Straße entlang. Er hatte vergessen, daß er gestern schon in Genua mitten hinein in den Narrenwirbel geraten war, und blickte stumpfsinnig auf die Tollheit der anderen. Sie waren so übermütig, so ausgelassen da unten, und drinnen im Hause weinte ein armes, unglückliches Herz, dem er nicht zu helfen vermochte!

„Ja, Tollheit wär's!“ Er lehnte die Stirn in die Hand, während sich auf der Straße der Lärm langsam entfernte. „Unberechenbar würden die Folgen sein, denn sie ist unbesonnen, gehorcht nur dem Gefühl, den Eingebungen ihres Temperaments! . . . Ich wollte, ich wäre fort, wie schwer mir der Abschied von ihr auch werden wird; wollte, ich hätte sie nicht wiedergesehen, und auch ihr wär's besser, denn hier droht mir Unglück, ich ahne es, ihr und mir, wenn ich nicht die Kraft besitze . . . Und besitze ich denn Gewalt über mich selbst noch, seit ich ein Kopfhänger, ein Träumer geworden bin, der sein Mißgeschick nicht vergessen kann, wenn man andere, die doch auch ihre Lasten zu tragen haben, sich des Daseins freuen sieht! Ich fühle den Drang in mir, weiter zu schaffen, ich muß wieder zur Thätigkeit kommen, und doch will die Hand der Eingebung des Kopfes nicht gehorchen; der Schmerz über Erlebtes hat in mir einen unheilbaren Mißmut geschaffen und während ich noch immer an diejenige denke, in der ich eine so treue Gefährtin zu haben geglaubt, muß mir dieses seltsame Weib wieder begegnen, das in seinem Unglück sich an mich klammert, der ich ja für sie zu allem bereit wäre, was Ehre und Vernunft mir gestatten . . . Ehre und Vernunft! . . . Aber es wird mir ja gelingen, bis zum Abend, bis ich von hier gehe, sie zu beruhigen, ihr zu sagen, daß sie in mir ihren Freund suchen solle, wenn sie meiner bedürfe, eines Freundes, der selbst erst Genesung finden muß . . .“

Die Unruhe im Alleinsein, die Erwartung, daß Juliane wieder erscheinen werde, ließen ihm keine Rast mehr. Er erhob sich mit einem Laut des tiefsten Unmuts, kreuzte die Arme auf der Brust und starrte zerfahren auf das Meer hinaus.

„Hier hoffte ich Glückliche zu sehen, die in Welt- und Seelenfrieden ihre Zuflucht gefunden haben,“ sprach er dumpf vor sich hin. „Und was fand ich? Mein eigenes Weh im Anblick eines mit sich selbst zerfallenen jungen Weibes, das sich, verlassen und verloren im Alleinsein in dieser Welt, einem Manne hingegeben, der . . . Breckendorff! Nach ihren Worten ist er derselbe, der, eine Molluske, ein langweiliger Schwätzer, sich an allen Akademien, in allen Museen in weichlichem Kultus des Schönen, wie er es nannte, umhertrieb, und da er bei den Männern keinen Anhalt fand, die Frauen in ästhetische Thees mit in seinem Gehirn aufgespeichertem bunten und bizarren Wissenskram betäubte! . . . Und dem mußte sie in die Hände fallen! . . . Armes Weib! Lebte sie inmitten der Welt, sie würde Zerstreuung, Ablenkung von ihrem Elend finden, aber hier . . . Und da mußte ich kommen, ich selbst ein Mensch, der sich und anderen nichts mehr nutzt; ich, der ich . . .“

Er fuhr mit den Händen zu den Schläfen und preßte sie.

„Sie ist ein Weib, aber ich, ich im besten Mannesalter, ich selbst bin ja eine Beute der Reue, des Selbstvorwurfs! . . . Ich will ihr dennoch zeigen,

wie man sein Unglück knechtet, es mit fester Hand bewältigt; ich will mir wenigstens den Schein geben, als vermöchte ich es, wär's auch nur um ihretwillen! Die wenigen Minuten, die ich noch hier verweilen darf, will ich benutzen, um ..."

Eben sah er die ligurische Dienerin aus dem Hause treten und nach ihm ausblicken. Sie trug ein Billet in der Hand, bei dessen Anblick er betroffen ward. War's ein Lebewohl für ihn? Er fürchtete es — nach der Stimmung, in welcher sie ihn verlassen hatte.

Schweigend überreichte die Dienerin ihm das Billet und wandte sich nach einer kurzen Verneigung wieder zum Hause zurück. Er starrte verwirrt das Papier an.

Keine Aufschrift, nur eine kleine goldene Freiherrnkrone! Mit unsicherer Hand zog er ein Blättchen heraus. Sichtbar mit fiebernder Hand geschrieben waren die beiden Zeilen:

„Gott hat es gewollt, daß wir uns wieder begegnen sollten. Nehmen Sie dies als letztes Lebewohl Ihrer armen, verlorenen Juliane."

Tief erschüttert blickte er auf das Haus. Sie begehrte eine Schonung, die er ihr gewähren mußte. Es war ja besser so!

Mit einem Seufzer, noch zaudernd, wandte er sich und sah vor sich eine schlanke, weibliche Gestalt in grauem Kleide und dunklem Capottehütchen, deren Antlitz ein leichter Halbschleier bedeckte. Sie war soeben vom Wege unten die Gartentreppe zur Villa heraufgestiegen, hatte die Hand erhoben, um den Schleier zurückzulegen, ließ dieselbe aber sinken, als sie den Fremden gewahrte, und mäßigte ihre Schritte, ohne ihn anzublicken. Als dieser, noch tief bewegt und zerstreut vor ihr im Kieswege stehen blieb, wich sie betroffen zur Seite.

„O, mein Gott!" stieß sie mit schwerem Atem hervor, das Antlitz senkend, während ihrer Hand ein Strauß seltener Blumen entfiel.

Er achtete desselben nicht, vernahm nur erbebend den Klang dieser Stimme, starrte sprachlos in das leicht und nur bis zur Oberlippe verdeckte Antlitz und das seinige entfärbte sich bis zur Leichenblässe.

Eine Sekunde lang standen sich beide gegenüber wie festgebannt, sie das Auge gesenkt, bleich, haltlos, so regungslos, daß kein Atemzug ihre Brust bewegte, er unwillkürlich die eine Hand zusammenpressend, die andere halb erhoben, bis seine farblosen Lippen endlich das Wort fanden:

„Du! ... Ella! ... Du! ... Du, deren Spur ich vergeblich suchte!"

Und ihr Antlitz sank tiefer auf die Brust, wie eine Sünderin stand sie vor ihm, keines Wortes mächtig.

„Dich suchte ich, daß Du es wissest!" fuhr er mit keuchendem Atem fort. „Ich mußte Dich in diesem Lande! Ich mußte Dich finden, war's nur um meiner Ruhe, meiner ... Ehre willen!" knirschte er in höchster Aufwallung, ihren Arm über dem Handgelenk ergreifend und pressend. „Nur die Wahrheit wollte ich von Dir hören, aus Deinem Munde, wenn Du deren fähig, wenn in Dir noch so viel Ehrlichkeit ... Sprich diese Wahrheit! Gott ist über uns, er hört Dich! Ich frage Dich nicht nach dem elenden Gelde, das Du vergeudet hast; ich glaube Dir nicht, daß nur die Reue um seinetwillen Dich fortgetrieben aus Pflicht und Ehrsamkeit; ich will wissen: wie standest Du zu diesem Elenden, mit dem Du flohst! Warst Du wirklich fähig ..." Die Stimme versagte in seiner Exaltation.

Ein Zucken durchbebte ihren Arm, ihren Körper bei seinen letzten Worten, Todesblässe trat wieder auf ihr Antlitz.

„Warst Du fähig, Du, die ich so sehr geliebt? ..." begann er von neuem. „Warst Du fähig, um dieses Elenden willen, den schon damals die Welt als einen Betrüger erkannt, nur ich nicht, mein Haus, mich, meine Kinder, die so zärtlich an Dir hingen, zu verlassen? ... Sprich die Wahrheit ..."

Er hielt wieder inne, geschlagen durch das strafende Bewußtsein, daß er selbst an dieser Stätte, mit seiner Pflicht kämpfend, soeben ein schönes, junges Weib in seinem Arm gehalten. Aber konvulsivischer noch preßte er von neuem den ihrigen, in ihrem Schweigen das Bekenntnis ihrer Schuld suchend.

Und da schlug sie, der das Ringen nach Fassung angesichts dieser Anklage jedes Wort versagte, endlich die Augen zu ihm auf, bleich wie ein Marmorbild, aber erzitternd in ihren Gesichtsnerven. Sie preßte die freie Hand auf die Brust und rang nach Atem.

„Die Schuld, deren ich mir bewußt bin," antwortete sie mit bebender, fast brechender Stimme, „ich habe sie nicht verschwiegen, habe mich selbst dessen angeklagt, was ich gefehlt, und war seitdem bemüht, mein armes Gewissen, das mich in die Welt gejagt, zu beschwichtigen, so weit ich vermochte." Sie rang, wieder die Hand auf der Brust, nach Luft, senkte das Antlitz wieder. Aber sie hob es dennoch entschlossen im Bedürfnis nach Rechtfertigung. „Frau von Breckendorff, die mir eine Freundin geworden ist, seit ich in ihren Diensten ..." (Erich zuckte, als er den Zusammenhang dieser beiden vernahm) „sie, eine so reiche Frau, war bereit, mir eine Summe zur Verfügung zu stellen, als ich ihr bekannt, daß ich schwer verschuldet sei; ich übergab dieselbe gestern der Post in Genua. Freilich reicht sie noch nicht aus, mich ganz zu entlasten, aber mit Gottes Hilfe wird mir auch dies gelingen, werde ich den Schlummer wiederfinden, der seitdem mein Auge geflohen! Gott, der mich hört, ist mein Zeuge, daß ich mir keiner weiteren Schuld bewußt bin als derjenigen, die ich bekannt habe, die ich in ihrem ganzen Umfange zu bekennen selbst nicht vermochte, Ihnen durch den Mund meiner Mutter bekannte!"

Ihre Stimme war erschöpft durch die Anstrengung des Sprechens.

Erich hatte, ihren Arm lassend, auf ihre farblosen Lippen gestarrt, jedes Wort in ihrer Miene auf die Wahrheit geprüft und in dieser die Bestätigung derselben erkennen müssen. Aber das genügte seinem verbitterten Herzen nicht, in das sich untilgbar der Verdacht genistet hatte.

„Und dieser Ehrlose, der mich noch um den Rest meiner Habe betrog und dann mit Dir am selben Morgen verschwand ...“

Sein Blick ruhte wieder auf ihr ebenso heiß, so strafend, durchbohrend.

Sie aber richtete jetzt das Antlitz zu ihm auf. Ihre Züge drückten heftiges Erschrecken aus, kein Blutstropfen färbte ihr Antlitz; ihre Lippen waren regungslos halb geöffnet. Dann aber, als sie seine Anklage verstanden zu haben glaubte, schüttelte sie das Haupt. Ihr Blut drang wieder vom Herzen zur Stirn.

„Dieser Elende!“ Sie legte sinnend die Hand an dieselbe. „O, mein Gott! Ich sah ihn ja nicht mehr seit der Morgenstunde, in welcher mir die letzte, volle und trostlose Überzeugung ward, daß ich, bauend auf der Mutter Versicherung seiner Ehrlichkeit, das Opfer eines Betrügers geworden, daß ich, unwürdig des Vertrauens, der Liebe meines Gatten und seiner Kinder, die ich um Glück und Wohlstand gebracht, keinem von ihnen mehr ins Auge zu blicken würdig sei, daß selbst ihre Vergebung mir ewig ein unerträglicher Vorwurf sein werde und ...“

Sie brach ab. Erich sah, wie die Thränen sich von ihren Wimpern lösten. Er stand da, kämpfend mit dem Zweifel und dennoch aufatmend, denn sein Herz war ja zur Vergebung bereit. Das war sein Weib, wie es daheim gewesen, sanft und lieb, mit so frommem Blick um Nachsicht bittend, wenn es geirrt zu haben geglaubt, bis auf die letzte Zeit, wo er sie oft nicht verstanden hatte, wenn sie verschüchtert das Alleinsein gesucht, auch ihm nicht mehr so herzlich entgegengekommen war, wenn er seine Werkstatt verlassen hatte, um inmitten der Seinigen auszuruhen. Das war *sie* wieder, dieselbe. Er sah es mit auch gefeuchteten Augen, sah, wie sie, als er schwieg, sich von ihm wenden wollte, als halte sie es für ihrer unwürdig, ihm mehr noch zu ihrer Rechtfertigung zu sagen. Aber noch genügte dies nicht, zu überwinden, was so lange an seinem Herzen genagt. Noch beherrschte ihn die Erinnerung an all das Leid, das sie über ihn gebracht, an die schadenfrohen Mienen, denen er hatte begegnen müssen. Er zauderte, wie sehr sein Herz ihn zum Glauben, zur Vergebung drängte. Da aber, als er wiederholt ihr Armgelenk ergreifen, sie zum Bekenntnis der reinen, vollen Wahrheit zwingen wollte, schlug sie die Hände vor das Antlitz.

„Gott im Himmel,“ schluchzte sie, „Du hörtest mich! Zerschmettere mich, wenn ich eine Lüge sprach!“

Ein konvulsivisches Zucken erschütterte ihren Körper, ihre Lider schlossen sich, ihre Arme suchten nach Hilfe, und da endlich umschlangen sie die seinigen, er hob das zurückgesunkene Antlitz an seine Lippen.

„Ella,“ rief er, „so laß uns vergessen, was geschehen ist! Laß uns gemeinsam heimwärts ziehen, heute noch! Sie sollen Dich sehen, die Dich zu verleumden wagten, an meiner Seite sehen in alter Liebe! Die Kinder werden Dir entgegenjubeln und alles, alles wird wieder gut sein!“

Minuten währte es, bis sie, die seinen Worten gelauscht hatte, ohne einer Regung fähig zu sein, die Augen aufschlug. Er küßte die Thränen von den geröteten Lidern.

„Du hörtest mich, Ella!“ rief er, sie vollends aufrichtend. „Dieses elende Geld, von dem Du sagtest, Du habest es an mich gesandt, wir schicken es Deiner edlen Freundin zurück; wir werden seiner nicht bedürfen, wenn ich mit alter Lust und Liebe wieder an mein Werk gehe! Sprich nicht mehr davon!“ lächelte er ihr ins Antlitz, als er sah, daß ihre Züge sich wieder belebten, als er einen matten Druck ihrer Hand in der seinigen zu empfinden glaubte. „Komm, fasse neuen Mut für das Leben!“

Er schaute auf und umher, während er fester und stützend den Arm um ihren Leib legte, und auch sie atmete wieder auf. Da aber fuhr sie plötzlich an seiner Seite zusammen. Er sah ihren Blick nach der Villa gerichtet und sich Julianens erinnernd, ließ er den Arm von ihr sinken und folgte ihrem Auge.

Neunzehntes Kapitel.

Juliane stand schon seit Minuten im schwarzen Gewande auf der Schwelle des Hauses, todesbleich auf die beiden schauend und Erichs Worte vernehmend. Es war, als sei all die Frische der Jugend, des Herzens aus ihrem Antlitz verschwunden; ihre Augen waren müde, dunkel umrahmt, ihre Gesichtszüge voll kalter Resignation, ihre Brust war regungslos, als lebe kein Schlag in derselben, ihre Hände hingen herab; das dunkle Haar war tiefer über ihre Stirn gesunken, als habe sie nicht mehr acht darauf.

Als Ella sie gewahrte und sich loszumachen suchte, um zu ihr zu eilen, hob sie abwehrend die weiße Hand. Sie trat die Stufen hinab und bewegte sich langsam zu den beiden.

Erich erschrak, als er das fast steinerne Antlitz, die dunklen, glanzlosen Augen, die Feierlichkeit ihrer Haltung gewahrte. Ein bittender Blick beschwor sie um Fassung; sie achtete desselben nicht; ein Zug von Schmerz und Bitterkeit hatte sich wieder um ihre Lippen gegraben.

Nach einem langen, vorwurfslosen, aber klagenden Blick auf Ella, die zu ihr treten, ihre Hand ergreifen wollte, die sie ihr versagte, richtete sie sich mit der Majestät des Unglücks auf.

„Ella,“ sprach sie mit tiefer Stimme, „erst heute erkenne ich Dein Leid, das Du mir verschwiegen hast; das *meine* kennst Du, denn Du warst Zeugin, als ich es mir so ahnungslos bereitete. Dich selbst vergessend, halfst Du mir es ertragen. Professor Eschborn wird Dir sagen, wie ich ihn kennen gelernt; er klagte mir heute *sein* Leid, als der Zufall ihn hierherführte; aus dem, was er Dir soeben sprach, erfahre ich, daß Du die Teilhaberin desselben bist, und danach habe ich kein Recht mehr, Dich ferner an eine Unglückliche zu fesseln. Mein Schicksal will, daß ich auch Dich verlieren soll ...“ Der Ton ihrer Stimme sank bei den letzten Worten bis zu einem

kaum vernehmbaren Hauch. Aber mühselig aufatmend, hob sie dieselbe mit Anstrengung. „So laß es denn geschehen ohne einen Abschied, den ich nicht zu ertragen vermöchte! . . . Und auch Sie, mein edler Freund! . . .“ Ein stummer Vorwurf traf ihn aus ihren so dunkel umrahmten Augen. Sie reichte, die Lider niedersenkend, ihm die Hand, vor deren eisiger Kälte er erschrak. „Dasselbe Schicksal, das mich so elend gemacht, bereitet mir heute die schwere Prüfung, Sie wieder sehen und wieder verlieren zu sollen. Es ist das letzte Mal; wir begegnen uns nicht mehr!“

Unfähig jedes weiteren Wortes, entzog sie ihm die Hand, die er an seine Lippen führen wollte, und zugleich die Möglichkeit, ihr zu sagen, zu was ihn sein Herz an dieser Stätte noch drängte.

Sie wandte sich von beiden ab, das Taschentuch vor die geschlossenen Augen legend, und schwankte zum Hause zurück.

„Juliane, ich beschwöre Dich! . . .“ Ella, die, überwältigt in dem Kampf mit ihrer Freundschaft, ihrer Dankbarkeit und dem Hochgefühl über die Versöhnung mit dem Gatten, freude- und schmerzbewegt sie sprachlos angehört hatte, wollte ihr nacheilen, sie sah aber, wie die ligurische Dienerin, die besorgt durch die Verfassung ihrer Herrin, dieser gefolgt und auf der Schwelle des Hauses stand, ihr abwinkte und den Arm um den Leib Julianens legend, mit ihr verschwand. Und da vernahm sie die Stimme ihres Gatten:

„Ella, überlasse sie ihrem Schmerz; sie wird sich erholen! . . . Findest Du kein Wort für mich in Deiner Trauer über das Scheiden von ihr?“

Das klang wie lieblos gegen Juliane, Erich aber sah eben nur sein wiedergefundenes Glück gefährdet durch ihre Freundschaft für Juliane.

Ella erschrak vor seiner Stimme. Verwirrt schaute sie vor sich.

„Verzeih,“ bat sie, sich sammelnd. „Ich bin ihr so viel Dank schuldig, und sie ist so unglücklich! Mißdeute nicht, was ich empfinde!“ Sie suchte, tief aufatmend, sich loszureißen von ihrem Gedanken an Juliane. „Hier sah ich mich geliebt in meinem Unglück, in dessen Geheimnis sie so schonend niemals einzudringen suchte; was aber wird meiner daheim warten? Die Welt dort wird mich verurteilt haben; so muß ich ja deuten, was Du mir sprachst, mich, die ich so lange nichts von der Heimat gehört, und woher nähme ich den Mut, der Verleumdung entgegenzutreten! Wie vermöchte ich die Kinder wiederzusehen, deren ich so oft mit Schmerz und Sehnsucht gedachte; wie wäre ich imstande, ihre Liebe zurückzugewinnen! Fremd ist mir das Heim geworden, das ich verscherzt, entfremdet muß ich dem Gatten auch sein, den, wie ich erst jetzt erfahre, ein unseliges Zusammentreffen von Umständen gezwungen hat, auch an meiner Tugend zu zweifeln! Alles würde sich vereinen, um meinem Herzen, meinem Bewußtsein eine Last zu werden, die mich erdrücken müßte!“

Schweigend, trauernd ließ er sie sprechen; er selbst fühlte ja die Wahrheit ihrer Worte. Niemand hatte daheim ihm irgend ein Wort zu sagen gewagt, doch überall hatte er in den Mienen der Freunde, wenn er ihnen nicht ausweichen konnte, ein Mitleid gelesen, das ihm unerträglich war; er selbst hatte ja nicht daran glauben wollen, aber der Zweifel war nicht aus seinem Herzen gewichen und die Gewißheit zu finden, das hatte ihn bis nach Rom und Neapel geführt.

Und jetzt war dieser ihn bis zum Elend folternde Zweifel gehoben; er hatte sie gefunden, er stand vor ihr, bereit, zu vergessen, was sie verschuldet; er hatte sogar schon vergessen; aber die Welt! Woher nahm er die Möglichkeit, auch diese zu überzeugen?

„Erich!“ begann sie jetzt von neuem und in steigender Aufregung, während sie seine Hand ergriff und ihm zum ersten Male wieder frei ins Antlitz blickte. „Ich sehe, Du selbst vermagst nicht, Dich dieser traurigen Wahrheit zu verschließen! In Deiner Stellung zur Welt bedarfst Du eines Weibes, das im Vollbesitz der Ehre, Deine Kinder bedürfen einer Mutter, deren sie sich nicht zu schämen brauchen! Besser also, ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, der Genugthuung, vor Dir und den Deinigen rein und entschuldbar dazustehen! Kehre also zurück zu diesen! Vielleicht suchtest Du gar nicht meine Person, sondern nur Rechenschaft! Ich gab sie Dir, so weit ich konnte! Überlaß mich meinem Schicksal; Gott wird mir, einer Heimlosen, ja vergeben, wie Du es mir zu thun versprachst . . .“

Sie entzog ihm ihre Hand, die er immer fester umklammert hatte, wandte das Antlitz hinaus zum Meer, dessen kurze, krause Wellen ein zunehmender Wind in langen Schwingungen an den Strand rollte, richtete sich auf, als sei ihr leichter, seit sie gesprochen, was ihr als unerläßlich erschienen; aber ihr Ton, der aus so beklommener Brust gedrungen, hatte sie Lügen gestraft. Ein leichtes Zucken ihres Oberkörpers verriet ihm, daß sie ein Schluchzen zu unterdrücken sich mühte, ehe er aber die Hand über ihre Schulter zu legen vermochte, schlug sie das Taschentuch vor das Antlitz, wankte zu der Bank in der Laube, sank auf diese und barg das Antlitz an der steinkalten Lehne.

„Ella!“ der Ausruf klang aus dem Tiefsten von Erichs Seele. Er sank vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie, bemächtigte sich dann ihrer von Thränen feuchten Hände und bedeckte sie mit Küssen. „Was Du sprachst, Du kannst es nicht wollen, Du kannst es nicht! Genügt es nicht, daß Dein Gatte an Dich glaubt, daß die Kinder an Dich glauben werden, die nie an Dir gezweifelt haben, so gehe ich mit Dir, wohin Du willst, denn was ist mir die Scholle ohne Dich! . . . Ich will diesen Buben, der Dein und mein Lebensglück zerstörte, aufsuchen, ihn zur Verantwortung ziehen; man glaubt ja zu wissen, wohin er geflüchtet; ich will . . .“

Er starrte zu ihr auf, als ihre Hand so regungslos in der seinigen lag, sah, wie ihr Antlitz abgewendet blieb, und jetzt sträubte sich sein Stolz bei so viel Entsagungsfähigkeit. Er ließ ihre Hände. Er hatte sie ja gesucht, nicht um selbst als Reuiger vor ihr zu stehen, und sie zauderte, seine Vergebung anzunehmen! Er fühlte sich in der That jetzt be-

schämt vor seinen Kindern, vor der Welt in dieser seiner unwürdigen Haltung; ein Frösteln überfiel ihn, er erhob sich ungestüm; die Lippen zusammengepreßt, mit finsteren Augen blickte er auf sie.

„Wohlan denn! So bin ich zu Ende!“ rief er zähneknirschend, die Hand an die kalte Stirn pressend. „Vergiß, was ich that, um vielleicht dennoch Unverzeihliches zu vergeben, Unversöhnliches zu versöhnen! Vergiß dieses Wiedersehen, das uns hätte erspart bleiben sollen! Lebe wohl, wenn Du es vermagst; seit heute werde ich den Frieden mit mir selbst wiederfinden!“

Einen letzten Blick noch warf er auf sie, aber er zauderte noch. Er sah ihren herabhängenden Arm zucken, sah, wie derselbe sich hilfebegehrend hob, wie sie mühsam das todbleiche Haupt zu erheben suchte.

„Erich!“ hörte er ihre Stimme, so müde und klagend, und wieder trat er zu ihr. Sie suchte seine Hand, und die ihrige, als er dieselbe berührte, war so kalt, so matt. Sie richtete sich mühsam auf von der Bank und schaute mit um Nachsicht flehendem Blick zu ihm auf.

„Hab Erbarmen!“ bat sie, die Stirn wieder senkend. „Du weißt ja nicht, was ich während all der Zeit gelitten, da ich heimatlos, den nagenden Vorwurf im Herzen, Eurer stets mit tötender Reue gedenkend, in einer mir fremden Welt lebte! Gott mußte mir verziehen haben, so weit ich es verdiente,“ sie lehnte das Haupt auf den Arm, den er stützend über ihren Nacken gelegt hatte, und schaute mit thränenfeuchten Augen zu ihm auf, „denn er ließ mich Weltflüchtige eine edle Freundin finden, aber ich litt ja doppelt, weil ich in Dankbarkeit mit ihr litt, was ihr Unerträgliches beschieden! . . . Habe Nachsicht; meine Kraft ist erschöpft durch die Gewalt, mit welcher dieses Wiedersehen alles in mir wach rief, was ich mir vorzuwerfen habe! Ich bin Dir ja dankbar, Erich, von ganzem Herzen, für die Seelengröße, mit der Du mich beschämst! Ich bin es, glaube mir, aber mir fehlt die Kraft, Dir dies auszudrücken! Ich folge Dir, Erich, o mit freudigem Herzen! Dein Glaube an mich, an meine Aufrichtigkeit, meine Treue soll mich aufrichten, möge die Welt von mir denken was sie wolle! Oft im Schlaf, wenn dieser mich wirklich fand, schreckte ich auf, ich hörte Deine Stimme, die der Kinder, und streckte vergeblich die Arme aus! . . .“

Sie erhob sich vollends, schlang den Arm um ihn und lehnte die thränenschweren Augen an seine Schulter.

„Nimm mich, der Du verziehen, wieder auf! Mein Verschulden geschah ja nur aus Mangel an Lebensklugheit, die mich die Mutter nie gelehrt! . . . Nimm mich wieder, aber gestatte mir nur wenige Tage noch hier! Ich kann nicht so undankbar sein, die Freundin, die mir so viel Liebe erwiesen, schon heute zu verlassen! Sie wird maßlos unglücklich sein, wenn sie allein ist; sie liebt ihn, ihren Gatten, nicht, kann ihn nicht lieben, denn sie ist ihm nur eine Hüterin seiner Kunstschätze, dem sie nur in einem Augenblick des Weltüberdrusses, aus Pietät für den letzten Wunsch ihres Vaters die Hand gereicht! Wir waren zwei Unglückliche, die sich notwendig verstanden, und muß ich sie verlassen, es giebt ein Unglück, ich kenne ihre excentrische Natur! . . .“

Sie unterbrach sich, die ligurische Dienerin auf der Schwelle des Hauses gewahrend, deren sonst braungelbe Gesichtsfarbe so fahl, die Züge so von Schreck entstellt waren, als sie ungestüm winkend eben die Hand erhob.

Ella ließ bestürzt den Arm von seiner Schulter sinken.

„O mein Gott!“ rief sie aus. „Ich fürchte, dieses Unglück ist schon geschehen!“

Mit ausgestreckten Armen eilte sie zum Hause. Die Dienerin rief ihr in höchster Erregung einige Worte zu und hastiger noch verschwand Ella im Vestibule.

Erich stand bestürzt, ihr nachschauend. Er wagte nicht, ihr zu folgen. Doch schon einige Minuten später erschien Ella wieder auf der Schwelle, die Hände ringend, ihn suchend, als solle er Hilfe bringen.

„Was ist, um Gottes willen?“ rief er, die Stufen hinaneilend.

„Das Schlimmste!“ Erich verstand kaum ihre aus atemloser Brust herausgestoßenen Worte; er las aber in ihren Zügen die schlimmste Botschaft.

Ella riß ihn mit sich fort, durch das Atrium, in ein Schlafgemach, in welchem er vor einer breiten, von Sphinxen geflügelten, kostbaren Lagerstätte altägyptischen Stiles mit einem Schreckenslaut zurückfuhr. Denn hingestreckt auf diese lag Juliane in ihrem schwarzen Gewande, dasselbe weiße Spitzengewebe über Scheitel und Schläfen, die Hände über der Brust gefaltet, mit gläsern starrenden Augen, eingeschlafen zu einem besseren Leben als das ihr beschieden gewesen, wie die Ruhe ihres Marmorantlitzes zeigte.

Sprachlos standen beide, bis Erich entschlossen an das Lager trat, sich über sie beugte und die Hand auf ihre Stirn legte, auf der bereits der Todesschweiß getrocknet.

Schweigend drückte er ihr die Augen zu, Ella damit andeutend, daß sie ausgerungen.

Diese verhüllte schaudernd die Stirn, während die ligurische Dienerin, stumpfsinnig am Kopf des Lagers stehend, auf ein goldenes, auf dem Teppich liegendes Medaillon deutete.

Erich hob es auf und mit einem Gefühl des Grauens ließ er es seiner Hand wieder entsinken. Er legte die Hand um Ellas Leib, ihr ein kaum vernehmbares Wort des Trostes sagend, denn er wagte nicht, die unheimlich feierliche Stille zu unterbrechen. Sie fuhr entsetzt zurück, das am Boden liegende, ovale Medaillon anstarrend.

„Also doch!“ hauchte sie, sich abwendend. „Ihren Talisman nannte sie dies, aber ich ahnte seinen Inhalt!“

Sie trat an das Lager, blickte lange in die erstarrten Züge und beugte sich dann über ihre Stirn, ihre Lippen auf diese drückend, während ihre Thränen das Marmorbild netzten.

„Laß uns fort; ich vermag es nicht mehr!“ bat sie, Erich mit sich ziehend. In der Vorhalle stützte sie sich auf seine Schulter. „Ich verstehe die Ärmste!“ sprach sie vor sich hin. „Die Vorstellung, hier allein zu bleiben, mit ihm, der ihr ein Abscheu war, trieb sie zu diesem Entschluß, von dem sie oft gesprochen, wenn ihr das Leben unerträglich schien! Das beste, edelste Herz hat sich selbst geopfert!“

Die Dienerin, wahrscheinlich grauend, mit der Entseelten allein zu sein, war ihnen gefolgt und stand ratlos im Hintergrunde. Erich schaute sie ebenso ratlos an.

„Ist denn niemand im Hause außer dieser?“ fragte er, seine Stimmung bekämpfend, um der Notwendigkeit willen, für die Tote zu sorgen.

Ella schüttelte traurig den Kopf.

„Er nahm den Diener mit sich. Wir waren allein! Die Ärmste hat in solchen Fällen oft an heimliche Flucht gedacht!“

Erich trat hinaus in den Garten. Wieder drang von unten, vom Wege am Strande, eine wilde Musik, der Lärm freudiger Stimmen herauf, denn wieder jubelte ein Maskenzug vorüber.

„Ein Arzt ist hier nicht mehr notwendig,“ sprach er vor sich hin. „Aber was beginnen? Ich eile zu meinem Hotel hier in der Nähe; Hilfe muß geschafft werden, mag sie eine noch so traurige sein! Du darfst nicht unter diesem Dache bleiben; sorge für Deine Sachen, sie sollen abgeholt werden! Auch ich will diesen Mann nicht sehen; er könnte inzwischen zurückkehren!“

„Man erwartete ihn heute!“

Ella trat vor der Dienerin zurück, die jetzt aus der Halle in den Garten an ihr vorübereilte. Ängstlich blickte sie ihr nach, wie sie einem von dem Diener gefolgten Herrn, der eben die große Treppe heraufgekommen, entgegeneilte und zu diesem mit der höchsten Erregung sprach.

„Breckendorff, derselbe also doch! Ich ahnte es, als ich den Namen hörte!“ Erich schaute auf den in kurzer Entfernung Dastehenden, einen Mann mit bleichen, verlebten Zügen und hohlliegenden Augen, derselbe, der, in Paris von so peinlicher, äußerer Eleganz, heute in brauner Lodenjoppe und bis zum Knie reichenden, gelben Ledergamaschen, eine Jagdkappe auf dem Scheitel, mit gespannter Miene die Ligurierin anhörte und dann mit dem Diener vorüberschritt, ohne ihn und Ella zu gewahren.

„Derselbe!“ Erich schaute ihm nach. „Und dem mußte sie . . .“ Trauernd schüttelte er den Kopf.

Ella, die ihn hörte, nickte stumm.

„Komm! Sein Platz ist jetzt an der Leiche der Unglücklichen!“ Erich nahm ihren Arm. „Wir werden ihr das letzte Geleite in die kühle Erde geben und nur dann erst wünsche ich ihm zu begegnen, wenn es sein muß!“

Er zog sie mit sich durch den Garten und die Treppe hinab. Sie zauderte unten am Fuß der Steintreppe noch einmal, aber von einem Schauder gejagt, folgte sie dem Gatten . . .

Karneval war's unten auf der breiten, von Villen garnierten Straße am Meeresufer. Hörner, Pfeifen und Dudelsäcke lärmten, Bajazzi bewarfen die promenierende Welt mit Confetto, der Staub umwirbelte die mit jauchzenden Masken gefüllten Karren und ihr Lärm weckte nicht mehr die von den Armen als Wohlthäterin gefeierte schöne, junge Frau da über ihnen in dem prachtvollen Landhause . . .

Zwanzigstes Kapitel.

Wohl eine Stunde saß Erich mit der ihm wieder Gegebenen in seinem Hotel am Strande. Ihre Hand in der seinigen, hatte er sie angehört, wie sie ihm alles erzählt, nachdem sie den ersten Schmerz um die unglückliche Freundin bewältigt hatte, und den seinigen um diese linderte ja das Bewußtsein, daß er das Leben wieder gefunden, daß er seiner Kunst wieder werde sein können, was ihm ja eine Lebensbedingung war.

Auf Ellas Stirn und in ihren Augen glänzte wieder die Freude am Dasein, als sie in ihm den früheren treuen und besorgten Gatten sah, aus dessen Herzen jeder Zweifel verschwunden war. Wie tief sie diese Pflicht empfand, Erich wünschte nicht, daß sie ohne ihn in die pompejanische Villa zurückkehre, und auch sie dachte mit Widerstreben daran. Sie hatte geschwiegen, wenn er sie wieder und wieder nach dem Treiben Breckendorffs gefragt, und er verstand dieses Schweigen. Nur eins hatte sie erwähnt, daß Juliane eben jetzt wieder eine Angst vor dem Gedanken empfunden, diese korsikanische Schäferdirne, die von seltener Schönheit sein sollte und deren Ruf als Somnambule im nördlichen Italien sich bereits ausbreitete, in ihrem Hause empfangen zu sollen. Erich ehrte ihr Schweigen; er hatte ihr sein Bekanntwerden mit Juliane und deren Vater erklärt und seinerseits Ursache, nicht weiter zu fragen.

„Laß uns jetzt an uns selber denken!“ rief er aufspringend. „Mein erstes ist es, nach Hause zu schreiben, unseren Lieben zu sagen, daß der Sonnenschein für uns wieder da ist, und sie werden das mit Freude hören!“ Er umarmte sie herzlich. „Morgen gehen wir nach Genua, wo ich Briefe von ihnen erwarte, denn sie wissen, daß ich auf der Rückkehr bin!“

Nicht ohne Bewegung des Herzens hörte Ella ihn an. Der Moment dieser Rückkehr, so freudig er ihr war, es mischte sich in diese Vorstellung ein heimliches Bangen bei dem Gedanken, sie alle wiederzusehen, die vielleicht sie recht lieblos verurteilt hatten. Indes die Hoffnung, die Zuversicht, wieder glücklich zu werden, gab ihr Mut, und beide verbrachten den Tag in stillem Gedenken an diejenige, die so elend vom Leben geschieden, die sie nur wiedersehen wollten, ehe der Sarg geschlossen werde.

Den Abend verbrachte Erich, um in einem Briefe die Seinigen vorzubereiten. Am andern Tage führte sie der Frühzug nach Genua und dort fand er ein Telegramm in der Post, das von Arnold unterzeichnet war.

Staunend las er die wenigen Zeilen:

„Komm eiligst. Grenzt an Wunder, was hier geschehen. Freudigste Überraschung für uns alle rief mich von der Universität nach Hause.“

Erich schüttelte den Kopf, während er Ella das Telegramm reichte. Diese erblaßte. Der Brief mit dem Gelde, das sie der Dahingeschiedenen verdankte, er konnte vielleicht schon eingetroffen sein, und nannte Arnold dies ein Wunder? Ermutigend war der Ausdruck nicht. Indes sie unterdrückte ihre Empfindung. —

Erich schien nach Empfang dieser Depesche keine Ruhe mehr zu haben. Er drängte zur Abreise. Gegen Abend betraten sie den Garten des pompejanischen Landhauses. Niemand empfing sie in diesem. Mit zitterndem Herzen blickte Ella im Hause durch die geöffnete Thür in ein nach dem Meere zu gelegenes Zimmer, auf dessen Balkon sie täglich mit der Freundin dem Abendleuchten zugeschaut.

Die Sonne sank eben wie ein großer rot glühender Ball auf das Meer hinab, die Augen der Eintretenden blendend. Sie zauderte, die Schwelle zu überschreiten, denn sie glaubte das gelbe Gesicht der ligurischen Dienerin zu erkennen. Erich drängte sie vor und über die Schwelle.

Da lag die Unglückliche aufgebahrt. Die schönsten Blumen des Gartens schmückten das Lager. Ella trat heran, mit gefalteten Händen auf das bleiche Antlitz schauend, dessen Züge so sanft, so milde wie sie eingeschlummert war. Sie kniete nieder, flüsterte ein Gebet, während Erich, tief ergriffen, gesenkten Hauptes, hinter ihr stand.

„So hat sie enden müssen, die Ärmste, die das Leben nie verstanden!“ murmelte er vor sich hin. Dann legte er die Hand auf Ellas Schulter, sie zum Aufbruch mahnend, denn unheimlich war ihm die Stille im Hause. Nicht der Besitzer dieser herrlichen Stätte, nicht der Diener waren zugegen, nur dieses stumpfsinnige Weib, das in sich versunken an der Leiche wachte.

Noch einen letzten Blick warf Ella auf die Unglückliche. Sie wagte nicht, eine Frage an die Dienerin zu richten; sie begriff es, daß der Gatte nicht hier an dieser Stelle, von der ihn der eigene Vorwurf fern halten mochte. Sie preßte der Dienerin die Hand und verließ, die Augen bedeckend, das Gemach.

„Du hast recht, Erich,“ sprach sie draußen mit feuchten Augen. „So gern ich sie zur Ruhestätte begleiten würde, ich vermöchte nicht, ihm an derselben zu begegnen, dem sie den frühen Tod verdankt . . . Laß uns aufbrechen.“

Am Strande, auf der Promenade begegnete ihnen Baron Breckendorff. Er war schwarz gekleidet und mit peinlicher Eleganz wie ehedem, war bleich, aber seine Miene war ungetrübt. Neben ihm schritten eine Dame mit dem gebräunten Gesicht der Süditalienerin, auffallend in ihrer Toilette, herausfordernd in ihrem Benehmen, und ein Herr im Sommerkostüm, dem der Abenteurer auf der Stirn geschrieben stand.

Breckendorff unterhielt die erstere in italienischer Sprache; er sah Ella nicht, die das Antlitz abgewendet, nur Erich, den er flüchtig fixierte, aber nicht zu erkennen schien.

Ella hatte ihm auf seine Frage, den Baron betreffend, nur geantwortet: „er ist so, wie Du selbst ihn schildertest, nur schlimmer!“ Ihr weibliches Gefühl mochte ihr weiteres untersagen. „Er ist jetzt in einer Gesellschaft, die ihn ausbeutet und ihn ohne Zweifel ruinieren wird; diese fing ihn in ihre Netze mit allem möglichen Blendwerk, das er liebt, namentlich dem des pariser Leichtsinns; er verweilt wochenlang in Monte Carlo, verspielt jedenfalls große Summen und verletzte die arme Juliane mehrfach dadurch, daß er diese Abenteurergesellschaft in seinem eigenen Hause bewirtete. Jetzt, da er müde geworden zu sein scheint, hat man einen neuen Köder für sein Bedürfnis nach Sensationellem gefunden, Du sahst . . .“

Sie brach ab. Der Unmut überwältigte sie.

„Laß uns morgen reisen,“ bat sie. „Morgen in aller Frühe! Ich möchte ihm nicht mehr begegnen! Er überhäufte mich zwar stets mit Artigkeiten, aber sein Treiben flößte mir Abscheu ein. Ich sah ihn übrigens selten, da Juliane ihn schon lange zu meiden suchte.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Eschbornschen Hause war's inzwischen recht still zugegangen. Arnold hatte eine andere billigere Universität bezogen, Clotilde wechselte mit dem Geliebten, der sehnsüchtig seine Rückkehr im Frühjahr erwartete, die zärtlichsten Briefe. Oswald erwähnte in den seinigen des Vaters niemals, und sie vertraute auf die Zukunft, denn die Briefe, welche ihr Vater auf seiner Reise schrieb, ließen sie auf eine Besserung seiner Gemütsstimmung schließen. Nur eins befremdete sie: daß er, anstatt seiner Studien wegen in Rom zu verweilen, bald von diesem, bald von jenem Ort Italiens schrieb.

Durch seine Schuldverhältnisse wurde die Ruhe des Hauses, in welchem die Tante in treuer Ausdauer bis zu seiner Rückkehr waltete, nicht gestört. Doktor Fellner hatte die Sache, bis der Professor zurück sei und die hypothekarische Eintragung der Schuldsumme samt den bedeutenden Zinsen geschehen könne, in die Hand genommen.

Früher, als man erwartet hatte, schrieb Erich, er denke an seine Rückreise; er habe wieder Arbeitspläne. Große Freude gab's darüber in dem von allen draußen vergessenen Hause; und da plötzlich traf Arnold, von der Universität kommend, unerwartet in demselben ein.

„Ich weiß nicht, was der Doktor Fellner von mir will,“ sagte er der erstaunten Schwester. „Er verlangte telegraphisch meine Ankunft in wichtiger Angelegenheit! Was Gutes hat er mir gewiß nicht zu sagen, aber ich will eiligst zu ihm.“

Im Reiseanzug eilte er in das Bureau des Advokaten.

Dieser empfing ihn mit so heiterer Miene, daß

ihm ein Stein vom Herzen fiel, bot ihm einen Stuhl und begann:

„Ihr Papa beauftragte mich, während seiner Abwesenheit in wichtigen und eiligen Angelegenheiten mich an Sie zu wenden, der in alles eingeweiht und von seinem Aufenthalt stets genau unterrichtet sein werde. Eine solche liegt nun vor und keine unerfreuliche, wie ich gleich hinzufügen muß. Setzen Sie sich, ich habe noch eine Viertelstunde bis zu meinem Termine, und hören Sie mich an. Es handelt sich nämlich um keinen anderen, als um Herrn von Leitner, dessen Aufenthalt der Behörde endlich bekannt geworden ist. Stellen Sie sich vor, daß er plötzlich in aller Stille freiwillig hierher zurückgekehrt ist."

Arnold stieß einen Seufzer der Enttäuschung aus. Man hatte ihm von seiten der Behörde behufs Benachrichtigung seines abwesenden Vaters allerdings mitgeteilt, daß der Aufenthalt dieses Betrügers in einer amerikanischen Stadt bekannt geworden sei, aber was für ein Trost konnte es ihm sein, wenn derselbe so kühn gewesen war, hier wieder zu erscheinen!

„Hören Sie weiter!" fuhr der Anwalt lächelnd fort. „Es werden wohl sechs Monate verstrichen sein, als dieser Leitner so spurlos verschwand, daß alle Nachforschungen lange vergeblich blieben, bis die Behörde endlich von San Louis durch das Konsulat die Meldung erhielt, Leitner sei dort, man lasse ihn vorläufig polizeilich beobachten und verlange weitere Instruktionen. Diese wurden denn auch abgesandt, aber jede Antwort blieb danach bis vor einigen Wochen aus. In dieser hieß es, Leitner habe sich dort zu einem Oheim geflüchtet, einem hochachtbaren Industriellen, der gegenwärtig schwer erkrankt sei; man mußte um seinetwillen Achtung vor seinem Hause haben. Es schien eben, als sei man nicht sehr geneigt, auf die Requisition der deutschen Behörde einzugehen. Da plötzlich erschien gestern der Herr Wurmser, der Gläubiger Ihres Herrn Vaters, bei mir und meldete mir, zu seiner größten Überraschung sei Leitner am frühen Morgen bei ihm eingetreten, habe ein dickes Portefeuille hervorgezogen und ihm in amerikanischen Greenbacks die ganze Summe auf den Tisch gelegt, die er ihm von Ihrem Vater zu zahlen beauftragt worden. Leider habe er dies nicht früher ausrichten können, da er an jenem Tage in seiner Wohnung eine Depesche von seinem reichen Oheim in Amerika erhalten, der ihn eiligst zu sich gerufen. Die Abfahrtszeit des nächsten amerikanischen Dampfers von Bremen sei der folgende Abend gewesen, er habe also die größte Eile gehabt und sei nun, nachdem dieser Oheim gestorben, ebenso eilig hierher zurückgekehrt, um sich seines Auftrages zu entledigen. Den Rest des ihm von Professor Eschborn übergebenen Geldes deponiere er bei der Bank."

Arnolds Brust hob sich erleichtert; freudigen Auges, hoch aufatmend, schaute er den Anwalt an.

„So ist es wirklich?" fragte er, doch noch bange zweifelnd.

„Buchstäblich so, wie ich Ihnen sagte! Sie finden gewiß mit mir, daß diese Wendung und Lösung eine höchst überraschende ist; Leitner wegen seines Zögerns in Ausführung seines Auftrages etwas anzuhaben, wird unmöglich sein; man muß ihm eben glauben. Unzweifelhaft ist es wohl, daß er es in Amerika gut getroffen hat, nämlich daß dieser reiche Onkel nach seiner Ankunft ihm zuliebe gestorben ist, ihm dadurch ein großes Kapital in die Hände gefallen und er, die Rückkehr in die Heimat vorziehend, sich genötigt gesehen hat, sich hier bei Wurmser zu entlasten, denn was man ihm sonst noch an Schwindeleien vorzuwerfen hat, ist der Staatsanwaltschaft nicht greifbar erschienen, und vermutlich werden wir ihn jetzt als reichen, vorwurfslosen Mann wieder auftreten sehen, dem die Welt ihre Achtung für sein Geld nicht versagen wird . . . Wurmser ist befriedigt. Melden Sie dies Ihrem Papa."

„Er ist bereits auf der Rückkehr hierher!"

„Um so besser! Das Vorgefallene überhebt mich einer mir sehr unangenehmen Pflicht, die ich freiwillig zur Erleichterung Ihres Vaters übernommen habe und bei seiner Rückkehr zu erledigen gezwungen gewesen sein würde."

Mit beflügelten Schritten eilte Arnold nach Hause, Clotilde die Nachricht zu bringen, und dann zum Telegraphen, um seine Depesche nach Genua abzusenden.

„Ich bleibe hier, bis er kommt!" rief er. „Für meine Studien hätte ich doch jetzt keinen Kopf! Ich selbst will es sein, der ihm das Wunder erzählt, von dem ich in der Depesche gesprochen habe!" —

Arnold hatte wirklich recht gehabt, als er dem Vater depeschiert hatte, es geschähen Wunder.

Die Familie saß einige Tage später abends, noch immer in derselben hochfreudigen Stimmung, beim Mahl, die Stunden zählend bis zum Empfang des Ersehnten, als ein Postbote einen dicken Brief überbrachte und eine Empfangsbescheinigung erwartete.

Während die von Erich bevollmächtigte Tante diese schrieb, blickte erst Arnold, dann Clotilde auf den daliegenden Brief, der den Poststempel „Genova" trug.

Beide starrten einander an; jeder von ihnen hatte die Handschrift der Stiefmutter erkannt; beiden lief es eiskalt, dann glühendheiß durch die Glieder, denn auf dem Couvert war ein Wert von dreißigtausend Lires deklariert.

„Es regnet Geld!" rief Arnold, als der Postbote hinaus war. „Dreißig . . ." Er wagte nicht, die Summe auszusprechen. „Und von . . ." Auch der Name kam nicht über seine Zunge. „Und von Genua . . . ! Aus derselben Stadt, in welcher der Vater Nachrichten erwartet, und von ihr . . ."

Ängstlich starrten seine Augen hin, als die Tante das Couvert erbrach . . . Banknoten, nichts als solche lagen darin, aber keine Zeile als Begleitung.

„O, mein Gott, was ist dies!" Clotilde, die auf den nächsten Sessel gesunken war und die zitternden Hände im Schoß gefaltet hatte, vermochte nichts weiter zu sprechen. Wie erklärte sich dies! . . . „Aber es kann ja nur ein günstiges . . ." flüsterten ihre Lippen, wie sie sinnend vor sich blickte. „O gewiß! . . ."

Die Tante sprach kein Wort. Das Couvert, in das sie die Banknoten zurückgethan hatte, bebte in ihrer Hand. Sie hatte von dem Bruder vor seiner Abreise **alles** gehört; er hatte ihr nichts verschwiegen. Auch sie stand vor einem Rätsel; in **einem** aber trafen aller drei Gedanken zusammen: man hatte der Verschwundenen bitteres Unrecht gethan, als man eine Gemeinsamkeit in ihrer Flucht mit diesem Mann nicht nur argwöhnte, sondern als ganz zweifellos betrachtet hatte. Das Weitere blieb ihnen ein Rätsel, mit dessen Lösung beschäftigt sie endlich die Ruhe suchten, ohne diese in ihrer Aufregung zu finden, denn Clotildens Augen blieben feucht vor Rührung, wie oft sie dieselben auch trocknete, und Arnold schritt noch stundenlang in seinem Zimmer umher, des Tages gedenkend, an welchem das Unglück über sie hereingebrochen war, der Verschwundenen Abbitte thuend, die ihrer Schuld so treu eingedenk geblieben war, aber doch wieder bei seinen Zweifeln anlangend mit der Frage: von **ihr** ist das Geld, aber wie **kam sie** zu **dieser Summe**? . . .

„Ich will gar nicht mehr denken, bis sich die Sache aufklärt!“ rief er endlich. „Morgen aber trete ich den Leuten mit einem anderen Gesicht entgegen!“

Zwei Tage darauf traf ein Brief von der Riviera an die Schwester Erichs ein.

Die beiden ältesten Kinder sammelten sich um sie, als sie ihn in hoher Spannung erbrach, aber sie erhob sich, nachdem sie die ersten Zeilen gelesen hatte, und trat ans Fenster.

Die Kinder, in noch größerer Spannung hierdurch, starrten auf sie hin. Und sie las lange, ihre Hände bebten, während sie den Brief hielten. Endlich sah Arnold, wie zwei Thränen auf denselben fielen.

Er trat zu ihr und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Ist es etwas für **uns** Geheimes, das der Vater Dir schreibt?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. Fast verlegen, wie sie ihre Worte stellen solle, faßte sie sich und blickte ihm ins Antlitz.

„Nein, nichts Geheimes, aber Ihr werdet alle überrascht sein, wenn Ihr hört! Eure Mutter kehrt zurück . . . mit dem Vater! Bereitet Euch, sie beide zu empfangen!“

„Zu . . . rück?“ Erbleichend starrte Arnold sie an.

„Eures Vaters Worte in diesem Briefe werden Euch alles erklären! Das einzige, was der Wiederkehr Eures häuslichen Glückes noch fehlte, es ist geschehen, — sie sind versöhnt! . . . Aber laßt **mir** lieber den Brief und begnügt Euch mit dem, was ich Euch sagte! In einigen Tagen werdet Ihr sie empfangen können!“

„Gott sei Dank!“ flüsterte Clotilde vor sich hin und ging, um in ihrem Zimmer ihrer Empfindung Raum zu schaffen.

Arnold begnügte sich nicht; er verlangte den Brief, er werde ihn ihr zurückgeben. Auch er suchte sein Zimmer, um zu lesen.

„Ich werde der erste sein, der ihr Abbitte thut!“ rief er hocherregt. „Schulden hat sie gehabt, nichts weiter! Und habe ich nicht **auch** noch welche, die ich auch nicht zu bekennen gewagt habe, für die ich noch heute mit meinem jetzt so knappen Wechsel die Zinsen bezahlen muß? . . . Warum hat ihr der Vater so viel Geld anvertraut? **Mir** soll das nicht passieren, wenn ich einmal verheiratet bin!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Hause war helle Freude, als die Abendstunde gekommen, um welche die sehnlichst Erwarteten eintreffen sollten, und leer ward's plötzlich in demselben, denn alle, bis auf die Tante, eilten zum Empfang nach dem Bahnhof, in dem sich auch noch eine Gruppe Neugieriger eingefunden, die von der Dienerschaft gehört hatten, daß der Professor **mit seiner Gattin** erwartet werde.

Und Arnold war's, der, auf dem Perron voran stehend, zuerst auf das Coupé zueilte, an dessen Fenster er des Vaters Antlitz entdeckte. Er auch war's, der, als letzterer Ella herabgehoben, ihr zuerst die Hand küßte und sie dann bewillkommnend umarmte, ehe er sie den anderen überließ.

Ella war bleich, ihre Lider waren gesenkt, denn ihr Herzschlag stockte fast, als die Erinnerung auf sie einstürmte, wie sie an dieser selben Stätte im Morgengrauen sie alle verlassen hatte, die sie jetzt so herzlich empfingen; aber als Maria, die Jüngste, sich überglücklich an sie hängte, und sie sich immer wieder zu ihr hinabbeugen mußte, sie zu küssen, da kehrte vom Herzen herauf auch die Wärme in ihre Wangen. Sie war ja wieder daheim bei den Ihrigen und alles, alles war vergessen.

Das Nachtmahl vereinte sie bald um den gewohnten Familientisch. Clotilde hatte es sich nicht nehmen lassen, die Wirtin zu spielen. Beim Servieren beugte sie sich immer wieder zum Vater hinab, ihn auf die Stirn zu küssen, auch zu Ella, die ihr einen dankbaren Blick zurückgab, denn diese hatte ja alles gefunden wie sie es verlassen.

Man sprach nicht von der Vergangenheit, Erich hatte ja alles geschrieben; nichts sollte die Freude des Wiedersehens trüben. Und doch schien, als das Mahl zu Ende, dies nicht ausbleiben zu sollen, denn die Magd brachte Erich die Meldung, Herr Bankier Sternfeld bitte um Entschuldigung, wenn er es wage, so spät noch zu erscheinen.

Erich fühlte sich verlegen. Er wußte aus Clotildens Briefen, wie es zwischen ihr und Oswald stand; aber er stand auf gespanntem Fuß mit dem alten Herrn und mißtraute seiner heutigen Absicht. Indes empfing er ihn freundlich auf der Schwelle.

Sternfeld schritt auf zwei Krückstöcken in das Zimmer und begrüßte die Anwesenden, die sich von der Tafel erhoben.

„Ich bedaure unendlich, so spät zu stören, und bitte namentlich die Hausfrau um Verzeihung, die sicher ermüdet sein wird.“ Damit wandte er sich ernst, aber mit größter Artigkeit an Ella, die bei seinem Anblick jäh die Farbe wechselte, dann an

Clotilde, ihr mit einer gewissen Herzlichkeit die Hand reichend und diese pressend, als suche er sie zu versöhnen. „Wenn der Herr Professor mir nur einige Worte —“ er blickte auf eine Nebenthür — „vergönnen will, so wird ja schnell erledigt sein, was mich hierher führt!“ sagte er in verbindlichem Ton.

Erich deutete, nicht ohne einige Befangenheit, auf diese Thür und geleitete ihn, der um Verzeihung bittend, zu den übrigen noch einmal zurückblickte. Was konnte er wollen! Seine Freundlichkeit täuschte ihn nicht.

Er legte die Thür hinter sich ins Schloß und führte den Gast zu einer Causeuse; dann nahm er einen Stuhl, um sich ihm gegenüber zu setzen.

„Lieber Herr Professor! . . . Sie verzeihen diese Anrede,“ begann Sternfeld, als er die beiden Krückstöcke neben sich gelegt. „Es drängt mich, wie Sie sehen, mit Ihnen zu plaudern, nachdem Sie so glücklich —“ er betonte dieses Wort — „wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt sind. Setzen Sie voraus, ich sei von allem einigermaßen unterrichtet, und lassen Sie mich in Kürze mit dem beginnen, was ich hier wollte.“

„Ich höre, Herr Sternfeld!“ Als dieser ihn so eigentümlich anschaute, fiel's Erich ein, er habe doch dem alten Herrn seinen Dank dafür zu sagen, daß dieser zuerst zu ihm gekommen. Er that dies, Sternfeld schien das aber gar nicht zu begehren.

„Ich muß nur eins voranschicken,“ sagte er mit seiner gewohnten Trockenheit. „Sie dürfen es mir nicht wieder übel deuten, wenn ich auch heute als Geschäftsmann rede, und das muß ich hier! Der kleine Disput, den wir gehabt haben, ist von mir längst vergessen . . . Also zur Sache!“

Er machte eine Pause.

„Doktor Fellner sagte mir, daß dieser Schwindler, Sie wissen, wen ich meine, in die Lage versetzt worden ist, den ehrlichen Mann, namentlich gegen Sie zu spielen; ich gratuliere Ihnen hierzu. Dergleichen passiert nicht oft! Wie die Künstler im allgemeinen den Wert des Geldes nicht zu schätzen, am wenigsten die Vermehrungskraft desselben zu würdigen verstehen, war dasselbe auch bei Ihnen — werden Sie nicht wieder böse! — plötzlich stark in die Brüche gegangen, und das passiert um so öfter! Sie, Herr Professor, verstanden damals meine gute Absicht nicht, Ihre Verhältnisse regeln zu helfen, zu welchem Zweck alles zwischen uns doch klar sein mußte . . .

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen!“ fuhr er fort, als Erich unruhig zu werden begann. „Wenn einer am Ertrinken ist, so muß er im Wasser liegen, und so war's mit Ihnen, und wenn ein anderer ihm die Hand reichen will, so packt man zu. Sie thaten anders . . . Doch davon soll nicht weiter die Rede sein. Ihr Sohn hat vor ganz kurzem eine bedeutende Summe für Sie in meinem Geschäfte deponiert, ein Beweis für mich, daß Ihre Verhältnisse auch ohne mich wieder aufgerichtet worden sind; ich muß mir aber trotzdem einiges Verdienst darin beimessen. Sie waren nämlich — Verzeihung für das Wort — so unüberlegt, Ihre Psyche, Ihr Meisterwerk, für eine Bagatelle hinzugeben, als Ihnen das Wasser plötzlich an den Hals stieg. Dieser Amerikaner, dem Sie dieselbe verkauften, war ich selbst, denn mein Freund Sherman ist gar nicht der Kunstliebhaber, für den er sich Ihnen ausgab. Ich sah voraus, daß die Umstände Sie drängen würden, sich schnell Geld zu machen, und sicherte Ihr schönes Werk vor Verschleuderung. Dasselbe ist noch heute in meiner Verwahrung. Inzwischen aber sorgte ich nach Ihrer Abreise von hier dafür, daß im Magistrat endlich der Beschluß gefaßt wurde — was ja immer Zeit erfordert — Ihr Werk gegen den schon beratenen Preis von fünfzigtausend Mark für das städtische Museum anzukaufen. Dies ist geschehen. Sie erzielen dadurch ein Plus von fünfundzwanzigtausend Mark, die an mich ausgezahlt worden sind, und ich weiß nun keinen anderen Modus, Ihnen diese anzubieten, als dadurch, daß ich die Summe Ihrer Tochter Clotilde, die ich höher schätze als Sie glauben, als Hochzeitsgabe bestimme. Sind Sie damit einverstanden?“

In seiner eignen, immer etwas ironisch erscheinenden Weise lächelnd, reichte er Erich die Hand.

Dieser, der in ihm nur seinen Gegner und einen hartherzigen Geldmenschen gesehen, starrte ihn betroffen an.

„Erlassen Sie es mir,“ fuhr Sternfeld fort, „auf so manches zurückzukommen, was damals Wahres und Erfundenes gesprochen worden ist und mich zwang, von Ihnen selbst erst Klarheit zu haben. Sie nahmen das übel und ich sagte mir: übereilen wir nichts! Doktor Fellner war inzwischen mein ehrlicher Berater, denn ich komme ja nicht in die Welt hinaus; er beruhigte auch diesen Halsabschneider, den Wurmser, damit, daß ich für alles aufkommen werde, um Ihnen Zeit zu gewähren für Ihre Kunstreise, und daß diese einen so erfreulichen Abschluß genommen, dazu gratuliere ich jetzt von ganzem Herzen!“

Er unterbrach sich, plötzlich in der Richtung zur Thür blickend, während Erich noch nicht vermochte, das alles zu fassen.

„Darf ich Sie bemühen?“ bat Sternfeld lächelnd. „Ich erwarte jemand, der schon im Korridor meines Rufes gewärtig sein wird, ohne den er hier nicht erscheinen durfte.“

Erich schritt zur anderen Thür, öffnete sie und — Oswald trat mit freudestrahlendem Gesicht herein, ihm herzlich die Hand bietend, dann schritt er auf den Vater zu.

Dieser wehrte ihm ab und wandte sich wieder zu Erich.

„So, und nun bitte ich, auch die Thür da zu öffnen!“

Erich, noch verwirrt, aber mit wunderbar beruhigtem Herzen, öffnete die Flügelthür zum Speisezimmer, mußte aber Oswald Raum geben, der in dasselbe stürmte und schon im nächsten Moment Clotilde umarmte, die sich mit einem Freudeschrei ihm an die Brust geworfen hatte.

Der alte Sternfeld hatte sich inzwischen erhoben; er stand auf einen seiner Stöcke gestützt da und schaute lächelnd auf die Gruppen drüben.

Und da fühlte er, wie sich ein kräftiger Männerarm um seine Schulter legte, eine Hand die seinige ergriff und preßte.

„Tausendfachen Dank!“ rief Erich, ihm mit feuchten Augen ins Antlitz blickend. „Ich stehe beschämt vor Ihnen und finde keine Worte!“

„Die sind überflüssig! Sie sehen ja, die Kinder beide haben nichts verloren dadurch, daß sie ein paar Monate warten mußten! Bei mir, als Geschäftsmann, mußte eben alles erst klar sein!“ schmunzelte der alte Bankier und blickte mit Herzlichkeit in das von Freude und Dankbarkeit strahlende, liebliche Antlitz Clotildens, die ihm ihre Arme über die Schulter schlang und ihm die frischen Lippen auf die seinigen preßte.

Sternfeld trat danach zu Ella, die ihn hoch errötend vor sich sah.

„Verehrte Frau!“ sagte er artig, aber mit Vorwurf, „warum gewährten Sie mir nicht das Vertrauen, mich zu Ihrem Bankier zu machen! Es ist ein eigen Ding mit dem Gelde, das wie alle Dämonen niemand dient, alle beherrscht, in Hütten und Palästen gleiches Elend und namentlich in Frauenhänden, die das Herz, das Gemüt leitet, selten Gutes gestiftet hat! Ist es Ihnen genehm, so feiern wir an diesem Abend in aller Stille die Verlobung unserer Kinder!“

Er führte mit zeremonieller Galanterie ihre Hand an seine Lippen und wandte sich dann an Arnold, der neugierig, aber bescheiden herangetreten war.

„Und Sie, junger Freund!“ Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich höre, Sie haben sich so brav gehalten angesichts der Kalamität, die über dieses Haus hereingebrochen war! Nehmen Sie meine Anerkennung! Das Unglück zeitigt den Mann; möge es für immer dieser Stätte abgewendet bleiben!“

Arnold errötete und schlug die Augen nieder.

Ich habe dem Alten Unrecht gethan! dachte er beschämt. Er hat das Gold doch nicht nur in seinem Säckel; aber so tief in sich verstecken sollt' man's doch nicht wie er! . . . Gott sei Dank, es ist alles vorüber und gut geworden und morgen soll der Vater den Rest auch meiner Schulden bezahlen!

E n d e.

E i s g a n g.

Roman

von

B. von Wangenheim.

(Schluß.)

XIX.

In Kittys Hause herrschte die doppelte Ungemütlichkeit, welche die Vorbereitungen zu einer Reise und zu einem großen Feste begleiten.

In dem Schlaf- und Ankleidezimmer war die Jungfer mit Einpacken beschäftigt; eine Flut von Seide, Spitzen, feiner Wäsche, Pelzen, Stickereien lag über alle Möbel ausgebreitet, und aus den geöffneten Thüren der Schränke, aus den halbaufgezogenen Schiebladen der Kommoden quollen die verschiedensten Toilettengegenstände, Hüte, Bänder, Schmucksachen, Fächer, Handschuhe in bunter Auswahl hervor.

In den Gesellschaftsräumen sah es womöglich noch unwohnlicher aus, da wurden Möbel umgerückt oder entfernt, um Platz für die zahlreichen Gäste des morgigen Abends zu gewinnen; da wurden Gebüsche von Blattpflanzen und blühenden Topfgewächsen aufgestellt. Die Diener liefen aus und ein, der Gärtner rief seinen Gehilfen Befehle zu. Durch geöffnete Thüren und Fenster pfiff ein frostiger Zugwind.

Kitty wußte sich aus all dem Wirrwarr und der Ungemütlichkeit nur in den Garten hinaus zu retten. Glücklicherweise gestattete einer der ersten, warmen Frühlingstage einen längeren Aufenthalt im Freien; sie hätte sonst wahrhaftig nicht gewußt, wo sie Lieven empfangen sollte. Den jetzt noch kahlen, italienischen Laubengang, der von dem Wohnhause durch die ganze Länge des Gartens bis an einen kleinen Pavillon führte, ging sie mit hastigen Schritten auf und nieder, indem sie alle zwei Minuten die kleine Uhr an ihrem Armbande befragte. Die Stunde, die sie Lieven bestimmt hatte, war bereits überschritten. Es war nicht zu leugnen, sie fühlte sich aufgeregt, und zuweilen durchschauerte sie ein leichter Fieberfrost, den sie gern dem frischen Frühlingswinde zugeschrieben hätte.

Sie wollte sich selbst ernüchtern, indem sie sich einzureden suchte, daß der Erwartete wahrscheinlich gar nicht mehr kommen würde, aber dieser Gedanke machte sie gleich so traurig, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und sie, um auf andere Gedanken zu kommen, sich die ganze Unterredung wieder vorsagte, die sie für ihn in Bereitschaft hielt; es sollte nur von Gabriele gesprochen werden, das hatte sie sich selbst heilig gelobt, und den Blick vor sich auf die kleinen, bunten Steine des Kiesweges geheftet, suchte sie immer noch nach besseren und überzeugenderen Worten. Als sie die Augen zufällig erhob,

sah sie plötzlich Lieven vor sich, wie er von der Terrasse des Hauses die Stufen zu ihr herabgeschritten kam. Er lächelte und grüßte mit vollständiger Ungezwungenheit, während sie wie angewurzelt stehen blieb und einen mächtigen Schlag ihres Herzens fühlte, das dann plötzlich stillzustehen schien.

Er war unterdessen an sie herangetreten, drückte ihr kameradschaftlich die Hand und leitete ganz unbefangen das Gespräch ein. Sie fühlte sich sehr beklommen, als müsse nun etwas Großes, Entscheidendes vor sich gehen, aber es gelang ihr trotzdem, auf den leichten Ton seiner Unterhaltung einzugehen.

Er neckte sie mit ihrem Spaziergange durch den Garten; sie wolle sich wohl schon auf das ländliche Leben der Gutsbesitzerin einüben! Er könne sie sich noch nicht recht à la Lili in ihrem Hühnerhofe vorstellen, denn es habe ihm immer geschienen, als sei ihre Vorliebe durchaus auf die Vergnügungen der Großstadt gerichtet.

„Seien Sie nicht frivol!“ erwiderte sie scherzend, und auch ihr gelang der heitere Ton ziemlich gut. „Bei der Schließung einer Ehe treten doch wohl nicht allein die damit verbundenen Vergnügungen in Erwägung.“

„Sondern?“

„Wir wollen nicht ernst werden und von Pflichten sprechen, nicht wahr?“ Sie fühlte, wie sie bei diesen Worten wieder traurig wurde, und sie gab sich gleich Mühe, heiter zu sprechen. „Aber ich muß Ihnen sagen, ich bin ganz müde davon, so lange müßig gewesen zu sein . . . das hat mich vergiftet, wie Nikotin und Wein vergiften . . . ich brauche andere Luft, andere Gewohnheiten, Thätigkeit, recht viel Thätigkeit . . .“ ihrem besten Willen zum Trotze schlug sie immer wieder einen melancholischen Ton an; darum lachte sie auch dazwischen, als sage sie etwas sehr Lustiges. „Mit den Vergnügungen ist es eine eigene Sache. Man kann sie im einzelnen gar nicht genießen; sie müssen sich ganz eng in der Reihenfolge aneinanderschließen, da sie ja doch nur da sind, um uns zu betäuben.“

„Ihre philosophische Saite ist heute entschieden auf den Ernst des Lebens gestimmt,“ versetzte Lieven, der die Absicht zu hegen schien, das Gespräch nicht sentimental werden zu lassen.

Kitty lachte wieder, wie sie heute zu allem, auch ohne Anlaß, lachte.

„O Gott, nein! Sie müssen nur auch etwas im Leben gelten lassen neben den Zerstreuungen, die es allenfalls bietet. Man kann doch nicht immer Süßigkeiten essen, und sehen Sie, die Vergnügungen kommen mir gerade vor wie die Bonbons: im Augenblicke schmecken sie ja ganz gut, aber sie hinterlassen einen faden, unangenehmen Nachgeschmack, den man nur durch einen anderen Bonbon vertreiben kann, und so ißt man aus Charakterlosigkeit einen ganzen Sack aus, indem man riskiert, sich den Magen gründlich zu verderben.“

„Und darum wollen Sie es jetzt mit einer anderen Kost versuchen?“

„Sie glauben doch nicht, daß ich es nicht mehr kann, und daß ich mir den Geschmack am Ende schon ganz verdorben habe?“ Es sollte scherzhaft klingen, es klang aber ängstlich, als habe sie selbst kein rechtes Zutrauen mehr zu sich.

In dieser Weise plaudernd, durchschritten sie die Gänge des Gartens. Die milden Strahlen der Sonne hatten hie und da schon ein vorlautes Gänseblümchen hervorgelockt; an den braunen Zweigen der Sträucher zeigten die geschwollenen Knospen ganz schmale, hellgrüne Ränder; aus der Höhe erklang das Geschrei eines vorüberfliegenden Vogels. Überall drängte sich die sehnende, hoffnungsreiche Lust des Frühlings hervor: die alljährlich neu erwachenden Illusionen der alten Erde, die immer wieder zu vergessen scheint, daß all diese junge, tolle Freude am Ende wieder mit trüben Herbsttagen und dem Todesschlafe des Winters endigt. Leben, Leben! hat der Frühling auf sein grünes Banner geschrieben, und alles treibt und drängt, alles jubelt und fordert den kurzen Genuß, einerlei wozu, wohin! — Aus dem schwangern Boden hervor keimten schon durchsichtige, gelbliche Halme; ein junger, kräftiger Hauch, ein vorzeitiges Ahnen von Veilchenduft drangen aus der Erde empor, der berauschende Duft des Frühlings, der immer wieder mit seiner Auferstehungskraft das Gemüt des Menschen durchdringt, indem er tausend süße Instinkte wachruft und zu Siegern erhebt über die sorgliche Vernunft und die Macht der Bedenken.

Das Gespräch zwischen Lieven und Kitty ward matter; sie fühlten beide ihre Widerstandskraft erlahmen, und es ward ihnen immer schwerer, das künstliche Lachen und Scherzen zu erzwingen. Der Frühling stieg auch ihnen zu Kopfe wie ein Rausch, sie fühlten sich von dem Jubel, dem Dufte, dem jungen Lebenswillen überwältigt, entnervt. Sie verstummten. Zu gleicher Zeit erhoben sie die Augen, um zu einander hinüberzusehen, und als ihr Blick sich traf, erschraken sie, — auch über das, was sie in diesem Blicke lasen! —

Kitty fühlte plötzlich ihr Gewissen erwachen. Es fiel ihr wieder ein, warum sie sich hier neben Lieven befand. Sie schüttelte die süße Mattigkeit, die alle ihre Nerven erschlaffen wollte, von sich, fest entschlossen, nur noch an Gabriele zu denken. Wahrhaftig, der Frühling hier draußen war gefährlich!

Sie schlug auf einmal einen ganz geschäftsmäßigen Ton an, der auch Lieven sofort zur Besinnung brachte.

„Ich raube Ihnen am Ende gar Ihre kostbaren Stunden mit diesem idyllischen Spaziergange! Es ist Zeit, daß wir zu der Angelegenheit kommen, um derentwillen ich Sie hierhergebeten habe.“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“

„Es scheint mir, daß wir hier zu keinem ernsten Gespräche kommen. Was glauben Sie? Lassen Sie uns einen Augenblick in den Pavillon eintreten, denn ich darf wirklich nicht zerstreut sein.“

Lieven verneigte sich, und sie schritten zusammen die wenigen Stufen hinauf, die in das Gartenzimmer führten.

Dieser ziemlich große Raum, in dem Kitty an warmen Sommerabenden oft den Thee servieren ließ, und in dem sie überhaupt während der schönen Jahreszeit einen großen Teil des Tages zubrachte, war mit einer bunten, künstlich geflochtenen Matte ausgelegt und mit zierlichen Korbmöbeln, einem Schreibtische und einem Klaviere ausgestattet; die Wände verkleidete eine helle, von großen Irisblüten durchrankte, englische Cretonne. Von dieser ländlichen Einrichtung stach nur ein breiter, türkischer Diwan mit seinen goldschimmernden Kissen ab, denn Kitty konnte auch hier ihrer Vorliebe für die weichen, gepolsterten Winkel nicht entsagen. Da und dort breiteten große Fächerpalmen ihre sattgrünen Blätter über lauschige Winkel aus. Eins der Fenster, die aus verschiedenfarbigen Gläsern zusammengesetzt, dem Raume eine phantastische Beleuchtung spendeten, stand ein wenig offen und ließ die duftige, warme Luft und das Zwitschern der Vögel in den heimlichen Raum eindringen.

Kitty schmiegte sich gleich in ihre Lieblingsecke auf den Diwan, während Lieven sich in ihre Nähe auf einen der niedrigen, tiefen Korbsessel niederließ. Er sah sie erwartungsvoll an. Sie suchte nach Worten: von allem, was sie präpariert hatte, fiel ihr augenblicklich gar nichts ein. Aber sie ließ trotzdem ihre festgefaßte Absicht nicht aus den Augen, und so schwer es ihr ward, — sie hätte nie gedacht, daß es einen so großen Aufwand von Mut erfordern würde, — griff sie doch entschlossen das Thema an.

„Ehe wir uns voraussichtlich auf längere Zeit trennen," begann sie endlich, „müssen wir noch einmal auf den Ausgangspunkt unseres ersten Freundschaftsbündnisses zurückkommen. Erinnern Sie sich noch, wovon damals zwischen uns die Rede war? Es handelte sich um ein Heiratsprojekt."

„Ja," erwiderte Lieven etwas befangen und mit einem gezwungenen Lächeln, „ich kann mich noch dunkel auf so etwas besinnen. Aber Sie müssen es Ihrer eigenen Gastfreundlichkeit zur Last legen, wenn seit jener Zeit der Junggeselle die Furcht vor der Einsamkeit verlernt hat. Wahrhaftig, ich sehne mich gar nicht mehr in Hymens Arme!"

Kitty drängte die Genugthuung zurück, die in diesen Worten für sie lag; sie wollte durchaus jetzt nur Gabrielens Interessen dienen.

„Lassen Sie mich nicht glauben," sagte sie, „daß Sie Ihre Entschlüsse in dieser Weise vorübergehenden Launen und Stimmungen unterordnen. Man hat kein Recht, so egoistisch zu handeln. Denn Sie werden mir gewiß einräumen, daß Sie damals ein junges Herz zu gewissen Hoffnungen berechtigten, und wenn sich nun die jugendliche, empfängliche Einbildungskraft entzündet hat . . ."

„Es ist gut, daß Sie das Schmeichelhafte, das meine Eitelkeit Ihren Worten entnehmen könnte, durch Ihr herbes Urteil über meinen Charakter abschwächen. Wenn ich wirklich der Eroberer wäre, dessen Rolle Sie mir zuzuschreiben geneigt sind, so muß ich leider auch andernteils den wankelmütigen Egoisten in mir bekennen. Sie wissen so gut wie ich, daß ich Ihrer jungen Freundin, deren Vorzüge ich übrigens hoch schätze, und deren ich mich nicht im geringsten würdig fühle, nicht das sein kann, was wir vielleicht einen Augenblick hofften . . . ich bitte Sie, sprechen Sie nicht mehr davon!"

Er hatte sehr viel Mühe, die vorsichtige Ausdrucksform zu bewahren: er war Kitty nicht umsonst aus dem Wege gegangen; er kannte die Gefahr ihrer Nähe wohl und fühlte sie bereits wieder auf sich wirken.

Kitty aber beharrte bei ihrem festen Willen, ihrem opfermutigen Vorsatze bis zum Schlusse treu zu bleiben. Sie begann Gabrielens Sache wärmer und beredter zu führen. Sie fand lebhafte Farben, um ihm alle Vorzüge ihres Gemütes zu schildern, um ihn zu überzeugen, daß er sein Glück an ihrer Seite finden würde. Sie entwarf ihm ein rührendes Bild von Gabrielens trauriger und an Liebe so armer Jugend, von dem Erwachen ihres bisher so ganz unberührten Herzens. Sie beschwor ihn, nicht diese grausame Enttäuschung über eine junge, vertrauende Seele zu verhängen; ach, diese gebrochenen, ersten Illusionen vernichten ja das beste Stück des Herzens, das sich nie wieder zu jener ersten Frische und Stärke erhebt! Sie wurde so warm in ihrer Fürsprache, als werde ihre eigene Mädchenzeit wieder vor ihr lebendig, als bitte sie für die eigenen, so grausam zertretenen Träume ihrer frühen Jugend, als lebe sie selbst noch einmal in Gabriele auf und wolle durchaus mit der ganzen Kraft ihres Willens das Glück für jene bannen, da sie selbst ja nur Entsagung und immer wieder Entsagung kennen sollte. Ihre Rede entflammte und begeisterte sich um so mehr, als sie Lieven zu keiner Antwort zu zwingen vermochte. Die Wogen ihrer Beredsamkeit brachen sich an seinem Schweigen und seiner Zerstreutheit, während sie ihre ganze Kraft anstrengte, ihn zu erschüttern, ihn mit ihrem Willen zu durchdringen.

„So antworten Sie mir doch!" rief sie aus. „Ich will nicht, — hören Sie? — ich will nicht, daß Gabriele dereinst wie ich qualvolle Stunden kennen lerne, und daß sie sich, an allem Glücke verzweifelnd, einer verhaßten, trostlosen Zukunft in die Arme werfe! Vermag ich denn gar nichts über Sie? So antworten Sie doch nur!"

Er hörte ihr unterdessen zu, ohne den Sinn ihrer Worte recht zu verstehen. Er sah nur ihre Augen in der Begeisterung des gebrachten Opfers leuchten, er sah nur ihre Lippen schmerzhaft zucken, wenn sie von dem Leide der anderen sprachen, er sah die feinen Nasenflügel beben vor Erregung, und er dachte an die kalte, verständige Kitty, die er dereinst kennen gelernt hatte. Diese Leidenschaft war sein Werk. Diesen Strom heißen Empfindens hatte er aus ihrem Herzen hervorgelockt. Dies alles gehörte ihm durch das Recht des Schöpfers. O, wie vermochte sie zu fühlen, zu lieben! Wie viel glühender noch würde sie in seinen Armen gebebt haben! Und er mußte ihr kalt gegenübersitzen, er durfte sie nicht an sich ziehen, nicht an seinem Herzen die Glut jener Flamme empfinden, die er, er ganz allein zu entfachen vermocht hatte. Und da sie nun die Zu-

kunft heraufbeschwor, der sie morgen verfallen sollte, da faßte es ihn mit Wut und Ingrimm, mit marternder Eifersucht, und er sah in Gedanken, wie jener andere besitzen sollte, was das Recht des Eroberers hätte sein müssen. Daß jener andere Gölshausen, sein Freund, war, das hatte er jetzt beinahe vergessen. Er erblickte in ihm nur den Rivalen um die Gunst des von ihm geliebten Weibes, den glücklichen Feind.

„Antworten Sie mir doch!" rief ihm Kitty noch einmal, diesmal herrisch und befehlend zu.

„Quälen Sie mich doch nicht!" stöhnte er endlich. „Sie wissen ja, daß ich es nicht kann."

Er lag zu ihren Füßen. Mit zitternden Händen faßte er nach den ihrigen, er barg das Gesicht in ihren Schoß und küßte halb wahnsinnig ihr Kleid.

Kitty stieß ihn von sich.

„Lassen Sie mich! Was thun Sie?"

Er blickte aus großen, verstörten Augen, aus denen ein sinnloses Flehen und Verlangen leuchtete, zu ihr empor.

Kitty fühlte, daß sie schwach wurde.

Eine sanfte, heimliche Dämmerung war jetzt über den Raum hereingebrochen; das Licht drang gedämpfter durch die tiefer gefärbten, rubin- und smaragdglühenden Fensterscheiben. Von draußen her hörte man das sich immer wiederholende Abendständchen eines Staares, der von hohem Aste herab sein verliebtes Lied zwitscherte. Kitty fühlte ihr Herz zum Brechen voll.

„Kitty, Kitty!" flüsterte Lieven heiß und dringend.

Sie brach plötzlich in Thränen aus. Sie schluchzte und verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter. Er hatte sie umschlungen und sagte leise, zärtliche Worte.

„O, Lieven," stammelte sie zwischen ihren Thränen, „warum haben Sie das gethan? Warum haben Sie dies frevelhafte Spiel mit meiner Seele getrieben? Ich war so ruhig — ich glaubte glücklich zu sein! Warum — warum rissen Sie mich aus meiner Ruhe zu dieser grenzenlosen Qual?"

„Machen Sie mir keine Vorwürfe, ich ertrag es nicht!" rief er aus mit dem ganzen Egoismus des Mannes, der auch die Klagen seines Opfers nicht hören will. Doch als er ihr trauriges, unterwürfiges Gesicht sah, das ihn um Vergebung zu bitten schien, da suchte er nach einer Entschuldigung.

„Wußte ich denn, was ich that? Ich hielt Dich ja für ganz kalt, und ich glaubte nicht, daß Du lieben könntest. Ich hielt das Ganze nur für ein Spiel, und nun ist es so ernst geworden. Ach, Kitty, weißt Du denn nur, wie lieb ich Dich habe?"

Er drückte ihren Kopf fester an seine Brust, und seine Lippen berührten ihr schönes, leuchtendes Haar, dessen feiner Duft ihn berauschte.

„Kitty," flüsterte er, „sag' es — sag' es mir auch, daß Du mich liebst!"

Sie erhob den Kopf und ihre Lippen bewegten sich, ohne jedoch das Geständnis hervorzubringen. Aber sie zogen sich nicht zurück, als Lievens Mund sie suchten, sie gaben ihm leidenschaftlich, hingebend seinen langen Kuß zurück.

Und in diesem Kusse war alles vergessen, Vergangenes und Zukünftiges, Pflicht und Ehre . . . .

Die Dunkelheit brach tiefer herein. Das Liebeslied des Vogels draußen klang nur noch selten in langgezogenen, ersterbenden Tönen herüber, bis es endlich ganz verstummte.

XX.

Lieven an Kitty.

„Ich lege mein Leben in Ihre Hände. Der gestrige Abend hat Ihnen ein heiliges Recht darüber verliehen. Was verhängen Sie über mich? Ich bin bereit, mich Ihrem Richtspruche, er laute wie er wolle, zu beugen.

O Kitty, gestern abend, in jener sinnlos süßen Stunde, gab ich mich der Illusion hin, mein Leben sei fortan nicht mehr von dem Ihren zu scheiden. Es war ein unerfüllbarer Traum . . . nicht wahr, Kitty, nicht wahr? Unerfüllbar?

Ich muß fortan für Sie verschollen sein. Ich schwöre es Ihnen, ich will Ihnen nie wieder unter die Augen treten, und sollten Sie mich weit übers Meer, in den fernsten Winkel der Erde verbannen.

Mein Leben liegt in Ihrer Hand. Ich bin auch bereit, auf immer zu verschwinden, wenn es Ihre Ruhe fordert, wenn anders es Ihnen unmöglich scheint, vollständig zu vergessen, und höchstens noch an eine Hallucination zu glauben.

Sie sehen mich, zu jeder Sühne bereit, Ihres Winkes harren. Antworten Sie mir hierauf nichts, so weiß ich, daß Sie es nicht konnten, und ich weiß auch, wie Ihr Urteil lautet."

Kitty an Lieven.

„Mein Kopf ist noch so wirr, mein Herz so krank, daß ich kaum einen Gedanken zu fassen vermag. Nur das eine steht klar und deutlich vor mir: Ulrichs Glück muß gerettet werden um jeden Preis! Er darf nichts ahnen, und darum müssen wir die Qual, einander gegenüberzustehen, noch ein letztes Mal ertragen. Seien Sie tapfer, mein Freund, wie ich es sein werde; fehlen Sie heute abend nicht unter meinen Gästen. Wir werden uns in der Menschenmenge zu vermeiden wissen.

Sie verlangen von mir ein Urteil über Ihr zukünftiges Leben. Der Mitschuldige hat über den Schuldigen keinen Richtspruch zu fällen. Aber mit einer Bitte wende ich mich an Sie, auf deren Erhörung zu hoffen, ich vielleicht als Weib ein kleines Anrecht habe. Gedenken Sie des Anlasses, aus dem ich Sie zu mir beschied! Gedenken Sie, daß wir etwas zu sühnen haben, und daß wir es in keiner besseren Weise können, als indem wir ein Menschenglück begründen! Doch wenn auch dies Argument Sie nicht zu bestimmen vermag, so nehmen Sie an, daß Sie die Ruhe meiner Zukunft fester sichern, wenn Sie diese neue Scheidewand zwischen uns aufrichten.

Sie werden Gabriele heute abend in meinem Hause sehen. Vielleicht ist es die letzte Gelegenheit,

die Ihnen geboten wird, sich mit ihr auszusprechen. Geben Sie mir die Genugthuung, Ihre Zukunft aus meinen Händen empfangen zu haben, und glauben Sie mir, sie wird Ihnen noch viele glückliche Stunden vorbehalten, wenn Sie selbst nur den ernstlichen Willen dazu haben."

XXI.

Frau Bensens Räume fingen schon an sich mit Gästen zu füllen, die, plaudernde Gruppen bildend, umherstanden oder saßen, oder auch die Flucht der geöffneten Gemächer durchwandelten.

An der Schwelle empfing Kitty die Ankommenden, von Gölshausen unterstützt, der sich in liebenswürdigster Weise der Pflichten des Hausherrn entledigte.

Die neue, gesellschaftliche Rolle, die er heute zum ersten Male ausfüllte, und die ihn schon so nahe mit Kitty verband, hatte etwas äußerst Anmutendes für ihn, so daß er darüber ganz die Verstimmung vergessen hatte, die ihm den ganzen Tag getrübt.

Gölshausen, wie alle edleren Naturen, verachtete die Feigheit gründlich, die sich hinter anonymen Briefen verbirgt, aber so oft er sich auch wiederholte, daß nur die hinterlistigste Verleumdung solche Waffen führt, so konnte er doch einer gewissen Unbehaglichkeit nicht Herr werden; denn dies perfide Gift pflegt auch die gesundesten Naturen durch eine kleine Beunruhigung zu plagen, ehe das Blut seine verderbliche Einwirkung ganz wieder ausgestoßen hat.

Es war unbestreitbar ein rechter Bubenstreich, der ihm heute morgen, gleich nach seiner Ankunft in der Stadt, ein nicht unterzeichnetes Schreiben in die Hände gespielt hatte, ein wahres Meisterstück niederträchtigster Art! Ulrich fand darin seine Vertrauensseligkeit aufs boshafteste verhöhnt, und man gab ihm den guten Rat, etwas genauer hinzusehen, wem er bereit sei, sein Glück, seinen Namen und seine Ehre anzuvertrauen. Man warnte ihn vor guten Freunden, die eine allzubereitwillige Aufnahme bei seiner zukünftigen Gemahlin gefunden hätten und wahrscheinlich späterhin eine beliebte Rolle in seinem Hause zu spielen gedächten. Endlich ersuchte man ihn in seinem eigenen Interesse, Frau Bensen darauf aufmerksam zu machen, daß sie weniger auffallende Schuhe trüge, falls es ihr wieder einfallen sollte, mit ihrem Galan Maskenbälle zu besuchen, da solche Fußbekleidungen gar zu unpraktisch seien und alles verrieten, was die Larve allenfalls verhülle.

Gölshausen, seiner ersten Regung folgend, hatte dies elende Schriftstück voll Verachtung ins Feuer geworfen. Als sich aber diese schöne, schnelle Aufwallung gelegt, hatte er sich doch nicht enthalten können, in Gedanken dem geheimen Absender nachzuspüren. Er verfiel gleich auf eine der Personen, die Frau Bensen, seinem Wunsche gemäß, von ihren Abendempfängen ausgeschlossen hatte, und sein Verdacht nahm eine genauere Gestalt an, als er von Kitty erfuhr, Nelly Rosen habe sich dadurch so tief verletzt gefühlt, daß sie die Einladung zur heutigen Gesellschaft, die man ihr unmöglich hatte vorenthalten können, in wenig verbindlicher Weise abgelehnt habe. Die abscheulichen Beschuldigungen erschienen ihm nun vollends gehaltlos, aber er ertappte sich trotzdem mehrmals dabei, daß er scharfe, prüfende Blicke auf seine Verlobte warf. Er konnte sich nicht dagegen wehren, daß er den ganzen Tag in ihrem Wesen etwas sonderbar Verstörtes zu bemerken glaubte, und daß es ihm vorkam, als ob sie sich wie erschrocken von jeder Annäherung seinerseits zurückzöge. Auch ihre große Kälte gegen ihn, die ihn in letzter Zeit so oft peinlich berührt hatte, fiel ihm in allen ihren traurigen Momenten ein. Allein das waren Regungen, deren er sich vor sich selbst schämte, und die er, sobald sie sich deutlicher vor seinem Bewußtsein abzeichneten, weit von sich wies. Wie kam er dazu, auch nur mit einem Gedanken seine treue Kitty und einen Ehrenmann, den er seinen Freund nannte, so tief zu beleidigen!

Kitty erfüllte unterdes ihre Pflichten als Hausfrau in beinahe automatischer Weise; sie schüttelte alle die Hände, die sich eine nach der anderen ihr entgegenstreckten, während sie dieselben Phrasen, mit demselben wie eingefrorenen Lächeln wiederholte.

Der ganze Tag war ihr verstrichen wie ein schwerer, drückender Traum. Der Kopf schmerzte sie wie in Schrauben eingezwängt, und es schlich träge und heiß durch ihre Adern wie ein entstehendes Fieber. Es kam ihr vor, als sei sie betäubt. Es war ihr unmöglich, einen klaren Gedanken oder eine deutliche Erinnerung vor sich heraufzubeschwören. Alles lag bleischwer und verschwommen auf ihrem Geiste. Der Augenblick ihrer Vermählung rückte immer näher an sie heran, und es war ihr, als zwinge sie eine eiserne Macht, etwas Abscheuliches zu begehen.

Sie konnte übrigens keinen Augenblick zu einer tieferen Überlegung gelangen, da die Stunden wie in einem Wirbelwinde an ihr vorüberflogen. Da verlangte die Dienerschaft noch mancherlei Anordnungen, da forderte Gölshausen noch diese und jene Auskunft von ihr. Besuche folgten einander in immer wechselnder Reihenfolge, Verwandte oder Bekannte, die sich von auswärts zu dem Feste eingefunden hatten. Auch der Lieutenant von Löer, Kittys Bruder, war aus Hannover eingetroffen, wo er auf die Reitschule kommandiert war.

Löer war ein hübscher, blonder Mensch, schlank und hart wie eine Stahlklinge. Es war ein Mann von kalten Leidenschaften, der das Leben bis zur Raserei liebte und keinen seiner Genüsse ungekostet ließ, aber er hatte trotzdem noch nie eine Frau durch die geringste Unvorsichtigkeit kompromittiert, er hatte im Rausche nie ein Wort mehr gesagt, als er beabsichtigte und beim Spiele nie mehr verloren, als was er gerade bei sich trug. Seine Kameraden fürchteten ihn ein wenig und bewunderten ihn sehr als einen Menschen von der schneidigsten Verwegenheit, der wegen eines Wortes, welches ihm nicht paßte, bereit war, blank zu ziehen, und der als Reiter seinesgleichen suchte. Der Sport ging ihm überhaupt über alles; er sah darin die edelste Blüte der Civilisation.

Auch war es in erster Linie diese Leidenschaft und erst ganz in zweiter Betrachtung die Vermählungsfeier seiner Schwester, die ihn hergezogen hatte. Seit Kittys Verheiratung an Bensen flossen ihm reichliche Mittel zu, die in seiner Stellung selbst verwöhnte Ansprüche vollauf hätten befriedigen können. Indessen empfand es Löer als eine der unerträglichsten Einschränkungen, daß er seiner Liebhaberei für den Rennsport nicht frei die Zügel schießen lassen konnte. Was lag auch für eine Befriedigung darin, ab und zu auf einem mittelmäßigen Pferde ein Rennen zweiten oder dritten Ranges zu gewinnen? O, nur einmal im Besitze eines dieser Klassenpferde sein zu dürfen, und Löer stand dafür ein, daß sein Name neben den vielgenannten Sternen der Reitkunst, den Metternich, Paltazzi, Heyden-Linden, nicht verbleichen sollte.

Diese unerfüllte Sehnsucht, die ihm alle Genüsse seines Lebens verbitterte, hatte ihm den Gedanken eingegeben, sich mit einem Vorschlage an seine Schwester zu wenden. Sie sollte ihm die Kosten zur Anschaffung ein paar hervorragender Rennpferde vorschießen und die Leitung des Stalles in seine Hände legen. Die Gewinne würden sie teilen, und er verpflichtete sich, ihr in einem gewissen Zeitraume das Anlagekapital zurückzuerstatten, falls sie eine weitere Beteiligung an seinem Unternehmen nicht mehr wünschen sollte.

Dieser Plan, den er nach jeder Richtung hin ausgearbeitet hatte, setzte er Kitty mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit auseinander, ohne ihr jedoch die rechte Aufmerksamkeit oder irgend eine bestimmtere Antwort entlocken zu können. Er verwünschte im stillen die Besuche langweiliger Tanten und Vettern, die ihn immer wieder in seinen besten Auseinandersetzungen mit ihren so gähnend langweiligen und gleichgültigen Flachheiten unterbrachen, wie er auch nahe daran war, nicht zu begreifen, welches Interesse die Vorbereitungen zu einer Soirée und einer Vermählung neben seiner wichtigen Angelegenheit haben könnten.

Zwischen diesen mannigfaltigen Dingen verstrich Kitty, trotz ihrer gänzlichen Losgelöstheit von allem, der Tag im Fluge. Noch nie war ihr die Zeit so beflügelt erschienen, noch nie war sie sich ihrer Machtlosigkeit dem Laufe des Lebens gegenüber so bewußt geworden als jetzt, wo sie das rollende Rad der Stunden nicht um eine Sekunde aufzuhalten vermochte.

So kam es ihr auch in diesem Augenblicke vor, da sie an der Schwelle ihrer Gemächer die Flut ihrer Gäste empfing, als ob sie alle nur heranströmten, um die Minuten immer noch schneller vor ihr hinwegzupeitschen. O, daß dieser Tag, daß diese Nacht ein Ende haben mußten! Was dann? was dann? — — —

Kitty sah heute abend kaum hübsch aus. Sie war leichenblaß unter ihrem leuchtenden Haare, das zu grell gegen die fahle Gesichtsfarbe abstach; die eingesunkenen, fieberischen Augen ließen sie viel älter erscheinen, und der Zug reizender und heiterer Liebenswürdigkeit, der ihr einen so anziehenden Ausdruck verlieh, machte jetzt, mit der Starrheit einer Maske auf ihre Züge gebannt, einen beinahe unheimlichen Eindruck.

Plötzlich verwandelte sich ihr ganzes Aussehen; sie war von einer jähen Röte bis an die Haarwurzeln übergossen; Lieven war soeben eingetreten. Er ergriff ihre Hand und neigte sich tief darüber, als ob er sie küsse, doch sie fühlte, daß seine Finger die ihrigen kaum erfaßt hatten, und daß seine Lippen sie nicht berührten. Er hielt sich nur einen Augenblick bei ihr auf, nur die Zeit, um ihr die Frage zuzuflüstern: „Was Sie mir heute früh geschrieben, — ist es noch immer Ihr fester Wunsch?"

„Ja," antwortete sie schnell. Er entfernte sich schon, und sie wunderte sich, daß sie nicht umfiel, denn es wurde alles dunkel um sie herum, und die Besinnung verließ sie . . . Dieser Zustand konnte wohl kaum einige Sekunden gedauert haben; sie hatte gar keinen Maßstab dafür. Jetzt empfing sie bereits wieder mit dem früheren gezwungenen Lächeln den nächsten Gast, indem sie dieselben banalen Begrüßungsformeln herplapperte.

Unterdessen hatte sich auf einem Sofa im Hintergrunde, von wo aus der ganze Schauplatz zu übersehen war, eine Anzahl älterer Damen zusammengefunden, die wie der Chor in der antiken Tragödie jede der auftretenden Personen mit ihrer Kritik begleiteten.

Diese mütterlichen Freundinnen und zärtlichen Verwandten Kittys, die eben in diesem Augenblicke ihre Gastfreundschaft genossen, unterzogen zum Danke, wie üblich, die liebenswürdige Wirtin einigen besonders liebevollen Bemerkungen. Eine ältere Tante Gölshausens, die heute abend drei von der Natur wenig verschwenderisch ausgestattete Töchter in die Welt führte und Ulrichs Lebensglück gewiß gern auf einer anderen Grundlage aufgebaut gesehen hätte, war dazu geneigt, ihren Neffen herzlichst zu bedauern; ein Mensch, der unter den jüngsten Mädchen hätte wählen können! Schade, daß er immer so sehr aufs Geld gesehen hatte! Er würde an der Seite dieser kranken Frau nicht viele erfreuliche Stunden verleben. Denn Frau Bensen brauchte man ja nur anzusehen, um sich zu überzeugen, wie es um ihre Gesundheit stand. Eine andere Base, die vom Lande hereingekommen war, erklärte sich von Kittys Äußerem sehr enttäuscht. Man hatte ihr so viel von der Schönheit der jungen Frau vorerzählt, — damit war es doch wahrlich nicht weit her! Diese roten Haare waren gar nicht nach ihrem Geschmacke, und welch eine magere, gebrechliche Figur! Dabei hatte sie eine eigene, herausfordernde Weise, sich zu kleiden. Dagegen deutete wieder eine der in der Stadt ansässigen Damen wohlwollend an, daß Kitty seit dem Tode ihres Gatten ein Leben geführt habe, das — wie sie es ja nicht anders glaube — an sich gewiß unantastbar, doch weniger nachsichtigen Seelen manchen Grund zu lieblosen Bemerkungen gegeben habe. Eine so junge Witwe allein in der Welt stehend . . . nun, man weiß ja, wie bösartig die Menschen urteilen! Nur diese letzte Koketterie mit dem Baron Lieven, die hätte sie wirklich lieber unterlassen sollen!

Gräfin Dalchow, die einiges von dieser Unterhaltung angehört hatte, war wütend. Sie sagte rund heraus, daß sie Gölshausen für einen sehr beneidenswerten Menschen halte, daß es Kitty nicht zur Last gelegt werden könne, wenn sie so außerordentlich hübsch, liebenswürdig und reich sei, und daß es allerdings noch lange nicht so vieler Vorzüge bedürfe, um überall um sich her die Mißgunst zu entfesseln. Damit wandte sie dem antiken Chore ein Paar königliche Schultern, sowie einen sehr dekolletierten Rücken zu und schleifte majestätisch eine rosa Sammetschleppe an den verblüfften Blicken vorüber. Sie nahm das sehr berechtigte Bewußtsein mit sich fort, daß der Chor der Rache, von seinem vorigen Thema abgelenkt, das giftgetränkte Schwert seiner zweischneidigen Zunge jetzt an ihrer Person erproben würde.

XXII.

Der Abend war schon vorgeschritten. Einige Gäste, zu der Kategorie derer gehörig, die gesellige Vereinigungen als eine lästige Pflicht betrachten, hatten sich bereits heimlich zurückgezogen. Die bejahrteren Frauen schwangen unbeirrt die Geißel der Kritik weiter. Ältere Herren saßen oder standen in Gruppen bei einander und unterhielten sich über Politik, Landwirtschaft und Börse. Die Herren der Finanz belächelten neidisch die Ordensausstellung auf der Brust höherer Offiziere und Staatsbeamten, die wieder ihren Witz an der stattlichen, durch die blinkende, schwere Uhrkette hervorgehobene Leibesbeschaffenheit einer Börsengröße übten. Jüngere Männer, die das Leben bereits blasiert gemacht hatte, oder die sich doch wenigstens ein solches Ansehen geben wollten, lehnten an den Thürpfosten und machten boshafte Bemerkungen über die in der Harmlosigkeit ihrer Jugend nach den Klängen eines Walzers herumwirbelnden Paare. So war das allgemeine Wohlwollen, das so sehr unsere moderne Geselligkeit kennzeichnet und vielfach ihre einzige Würze ausmacht, überall in der bekannten Weise geschäftig.

Da sich die Gäste also trefflich unterhielten, so glaubte Kitty, sich auf eine kurze Zeit zurückziehen zu dürfen, denn sie fühlte sich zum Umsinken krank, müde und elend. Sie flüchtete aus dem Lärmen und Treiben in den ganz verlassenen, hintersten Salon mit dem kleinen, maurischen Ausbau, wo sie, von der halb herabgelassenen Portiere verborgen, in eine Diwanecke sank.

Halb bewußtlos starrte sie durch die Scheibe des großen Erkerfensters hinaus. Dichte Schneeflocken, von den unaufhörlich wimmernden und klagenden Windstößen getrieben, wirbelten durcheinander mit einem feinen Regen untermischt, und alles zerschmolz auf dem Erdboden zu einer feuchten, schlammigen Masse. Die letzten, schönen Frühlingstage schienen plötzlich in diesem winterlichen Treiben ausgelöscht, vergessen . . .

Vergessen — o, könnte Kitty ihn auch vergessen, diesen holden, verführerischen Frühlingstag! Aber als jetzt langsam in der sie umgebenden Ruhe ihr Bewußtsein wieder erwachte, fühlte sie klar, daß sie sich nie in ihrem Leben von der süßen, unauslöschlichen Erinnerung und von den Vorwürfen ihres Gewissens würde befreien können.

Wie machte alles um sie her die Ereignisse der letzten Wochen vor ihr lebendig! Eben hier hatte Lieven sie zum ersten Male umschlungen und den langen, heißen Kuß auf ihre Lippen gedrückt. Hatte sie sich denn danach noch täuschen können? Jetzt schien es ihr, als habe alles seitdem Geschehene notwendig so aufeinander folgen müssen.

Und wenn nun Ulrich das je erführe, — er, der so rechtlich, so durch und durch ehrenhaft, aber doch auch ein wenig hart jeden Flecken an anderen unerbittlich verurteilte! — Wenn er das wüßte, wie würde er sie mit seiner Verachtung zermalmen, ihr alles, Liebe, Schönheit, Reichtum, die sie ihm verschwenderisch mit ihrer Hand entgegentrug, vor die Füße werfen, ohne einen Augenblick zu bedenken, daß er damit ruiniert und elend wäre für sein Leben! Nein, es wäre ein Verbrechen, ihm die Augen zu öffnen, und vielleicht liegt eine Sühne darin, die Demütigung eines solchen Betruges durch das ganze Leben zu schleppen. Die Lüge ist notwendig für Ulrichs Glück, für seine ganze Zukunft. Aber würde sie die Kraft finden, ihre heuchlerische Rolle durchzuführen?

Von draußen her drangen die langgezogenen Wimmertöne des Windes unausgesetzt herein. Dazwischen mischte sich das Summen der fernen Unterhaltungen und die abgerissenen Klänge sehnsüchtiger, liebetrunkener Walzermelodien. Kittys Seele fühlte sich wie von ein paar Mahlsteinen zwischen zwei Worten zermalmt: Entsagung, Betrug!

Und endlich machte das gepreßte Herz sich Luft: ihr ganzes Gesicht war von Thränen überströmt —

„Kitty, was ist Dir? Meine kleine, liebe Kitty!"

Es war Gölshausen, der vor ihr stand und sie ganz bestürzt anblickte.

„Nichts . . . nichts . . ." stammelte sie. „Ich bin so nervös . . . ein wenig übermüdet . . ." Sie wollte die Spuren der Thränen von ihrem Antlitze wischen, aber die zärtliche Besorgnis, die sein ganzes Wesen durchdrang, machte sie nur weicher, so daß ihr stilles Weinen in krampfhaftes Schluchzen überging.

„Meine arme, kleine Kitty!" Er fand diesem ihm vollständig unverständlichen Schmerze gegenüber nichts anderes zu sagen, und er versuchte sie zu beruhigen, wie man ein Kind beschwichtigt, indem er ihre Hände streichelte und immer dieselben Liebkosungen wiederholte.

Seine Zärtlichkeit und Liebe waren jedoch in diesem Augenblicke nur dazu angethan, um Kitty immer mehr zu erregen. Sie schämte sich vor ihm; sie kam sich unsagbar schuldig und verächtlich vor.

Und nun kniete Ulrich gar zu ihren Füßen und zog liebkosend ihre Hände an seine Lippen. Sie fuhr bei dieser Berührung zurück wie von einem glühenden Eisen gebrannt, und bei der heftigen Bewegung, mit der sie sich ihm zu entziehen suchte, stieß sie an das

neben ihr stehende Tischchen: die darauf befindliche Schale mit den Photographien verlor das Gleichgewicht, und die Bilder verstreuten sich rings umher auf den Boden.

Dieser Vorfall zauberte auf einmal den ganzen Auftritt zwischen ihr und Lieven mit greifbarer Lebendigkeit vor Kitty hervor: an derselben Stelle, wo Ulrich kniete, hatte der andere zu ihren Füßen gelegen, und plötzlich ergriff sie ein grenzenloser Ekel vor sich selbst, die Erkenntnis der ganzen Schmach und Erniedrigung geteilter Zärtlichkeiten. Es überstieg ihre Kräfte — nein! sie konnte den abscheulichen Betrug nicht begehen, wenigstens nicht jetzt, nicht mit der frischen, lebendigen Erinnerung an jene Liebkosungen. Wenn es nur einen Aufschub gegeben hätte . . .

Gölshausen fühlte nun auch, als er ihr verzerrtes, leidenschaftliches Gesicht erblickte, eine große Angst über sich kommen. Das Gift des anonymen Briefes wirkte weiter; unbestimmte Zweifel stiegen in ihm auf, zugleich mit einer erwachenden, zornigen Aufwallung. Er richtete sich empor. Beide standen einander gegenüber im Vorgefühle der hereinbrechenden Katastrophe.

„Kitty," sagte er heiser, indem er seine ganze Kraft aufbot, um noch ruhig zu erscheinen, „willst Du mir nicht eine Erklärung geben . . .?"

Sie zitterte und schlug den Blick zu Boden. Ihre Stimme war kaum hörbar: „Ich bitte Dich, Ulrich . . . ich bin krank . . . laß uns die Hochzeit noch aufschieben . . ."

„Wie?" stieß er hervor. „Machst Du Dich über mich lustig?" Die Selbstbeherrschung begann ihn zu verlassen. Es brach gar zu unerwartet über ihn herein.

„Ulrich, ich bitte Dich, höre mich an . . . Nur nicht morgen schon . . ." Sie wußte gar nicht mehr, was sie sagte, und daß sie in ihrer Aufregung gerade die Worte hervorbrachte, die ihn aufs tiefste erbittern mußten.

Er lachte höhnisch auf: „Genug, genug! Ich brauche wahrhaftig nicht mehr zu hören, um zu verstehen. Es ist eben aus — eine kleine Episode, und wir sind beide wieder frei! Adieu!"

„Ich kann ja nicht, Ulrich . . . ich kann nicht . . ."

Er war schon verschwunden, und sie sank verzweifelt in die Kissen des Diwans. — — —

Als Kitty einige Augenblicke später wieder zu sich kam, begriff sie erst, was geschehen war. Ein Bruch! — Sie wußte nicht mehr recht, was sie gesagt hatte, aber sie mußte ihm doch damit etwas Schlimmes verraten haben, denn er hatte sie verlassen. Er war fort.

Das konnte sie keinesfalls ruhig geschehen lassen. Ulrichs Dasein durfte nicht durch ihre Schuld in Trümmer fallen. Er mußte zurückgehalten werden um jeden Preis. Allein, was sollte nun geschehen?

Sie hatte ihr Gleichgewicht vollständig verloren. Sie, die früher so kalt und verständig die Dinge zu erwägen wußte, konnte sich jetzt zu keiner Überlegung mehr sammeln. Sie kam sich unsagbar hilflos vor, und bei ihrem Suchen und Tasten nach einer stützenden Hand vermochte sie sich keiner andern zu entsinnen als Lievens.

Sie eilte nach dem Tanzsaale, wo sie ihn vermutete, und blieb an der Thüre stehen, indem sie ihn mit den Augen suchte.

Sie fand ihn nicht sogleich. Plötzlich entdeckte sie ihn an Gabrielens Seite. Die beiden waren in eine Fensternische getreten, und Kitty konnte von Lieven nur den Rücken und einen Teil des vorgeneigten Kopfes sehen. Er sprach augenscheinlich eifrig auf das junge Mädchen ein, die ihr Antlitz der Beobachterin voll zugewandt hatte. Was Kitty darin las, genügte, um ihr den ganzen Inhalt des Gesprächs zu verraten. Gabrielens sonst so blasses Gesicht glühte in der Röte der Erregung; ihr Mund stand ein wenig offen, als trinke sie jedes der an sie gerichteten Worte ein, und ihre Augen hingen mit dem Ausdrucke eines ekstatischen Entzückens an Lieven.

Kitty hatte in den letzten Tagen bereits den Kelch aller Bitternisse bis auf die Neige zu leeren geglaubt. Dieser Anblick bewies ihr, daß sie immer noch fähig sei, mehr zu leiden.

Ein neuer Schmerz, tiefer und schneidender als alles, was sie bisher empfunden, durchdrang ihre Seele: sie lernte etwas Neues kennen, wovon sie bisher keine Ahnung gehabt hatte, — die ganze fressende Qual der Eifersucht!

Sie war wahnsinnig genug gewesen, das selbst von ihm zu erzwingen, aber sie hatte sich's bisher nicht klar vorgestellt, und nun, da es greifbar vor ihren Augen stand, dünkte es sie unerträglich.

Sie stopfte ihr Taschentuch zwischen die Zähne, um nicht laut aufzuschreien, und unfähig, sich noch einen Augenblick länger zu beherrschen, stürzte sie aus der Menschenmenge fort. Die Thüre, die von einem der Salons auf die Terrasse führte, stand ein wenig offen, um frische Luft einzulassen. Sie flüchtete dort hinaus, um den Ausbruch ihrer Verzweiflung vor den versammelten Leuten zu verbergen. —

Drinnen ging alles gleichgültig seinen Gang weiter. Die Mütter spannen ihren Klatsch fort; die Männer in den Thüren lächelten sich leichtfertig zu. Der Walzer seufzte und jubelte und drängte die tanzenden Paare näher aneinander. In den Winkeln wurden kühnere Worte geflüstert. Politik, Landwirtschaft, die Händel der einzelnen und die der Menschheit waren erschöpft, und gähnend, halb schlafend erwarteten die älteren Männer ihre lebenslustigen Damen. Keiner hätte bemerkt, daß das im Mittelpunkte des Festes stehende Paar zwischen den Fröhlichen und Gelangweilten fehlte, wenn sich eine ältere Verwandte, die sich zu verabschieden wünschte und vergebens nach Gölshausen und der Hausfrau gesucht hatte, nicht um Auskunft an Löer gewandt hätte. Nachdem er sich ebenfalls eine Weile vergeblich nach den Verschwundenen umgesehen, begleitete er die Dame hinaus und versprach ihren Abschiedsgruß auszurichten.

Löer, der das Benehmen des Brautpaares sehr sonderbar, beinahe anstößig fand, setzte seine Nach-

forschungen fort, wobei er durch einen Diener erfuhr, daß Gölshausen bereits vor einiger Zeit seinen Mantel gefordert habe und weggegangen sei.

Löer wurde die Sache immer unbegreiflicher.

Er durchsuchte jeden Raum nach seiner Schwester, bis ihm auf einmal die geöffnete Altanthüre auffiel. Wäre ein solcher Wahnsinn möglich? . . .

Er trat hinaus und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen: er erkannte Kittys weiße, schlanke Gestalt, mit bloßen Schultern, wie sie die Gesellschaftsräume verlassen hatte, dem herabstäubenden Schnee und Regen ausgesetzt. Ihre Schleppe hing über dem rieselnden Boden hin; sie hatte die nackten Ellbogen auf die nasse Steinbalustrade gestützt und ihr Gesicht in die Hände verborgen.

„Kitty!“ rief er. Sie rührte sich nicht. Er trat an sie heran und berührte sie, aber er fühlte nur, daß ein Zittern durch ihren ganzen Körper lief; sie bewegte sich sonst nicht. Er entfernte die Hände von ihrem Gesicht: sie sah ihn starr an, als verstehe sie nichts, und gab auf keine seiner Fragen Antwort.

Es war ihm sofort klar, daß sich zwischen Kitty und Gölshausen etwas sehr Ernstes abgespielt haben müsse. Allein es war vielleicht noch alles gut zu machen, und es galt vor allem, heute abend einen Skandal zu vermeiden. Kalt und mit schnellem Entschlusse, wie er zu urteilen und zu handeln pflegte, verhüllte er Kitty notdürftig mit ihren eigenen Kleidern und trug sie mehr, als sie ging, die Stufen der Terrasse hinab, um durch eine Hintertreppe wieder ins Haus zu gelangen. Er vermochte sie unbemerkt wieder in ihr Schlafzimmer zu bringen und übergab sie den Händen ihrer Jungfer, welche die halb Ohnmächtige schnell entkleidete und zu Bett brachte.

Löer hatte sich unterdessen zu der Gesellschaft zurückbegeben. Mit wenigen Worten teilte er den Vorfall dem zum Tode erschrockenen Lieven mit. Beide stimmten darin überein, daß man vorläufig die Begebenheiten so geheim wie möglich halten müsse, und sie verbreiteten unter die Gäste das Gerücht, daß Kitty, die sich etwas unwohl gefühlt, sich zurückgezogen habe, und daß Gölshausen ihr in etwas übertriebener Besorgnis gefolgt sei.

Dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Löer füllte mit großer Liebenswürdigkeit und Gewandtheit die Stelle der Wirte aus: nicht einen Augenblick verließ ihn die lächelnde Ruhe, mit der er auf die Fragen der scheidenden Gäste Bescheid gab, noch verriet ein Zug seines Gesichtes seine innere Aufregung.

Lieven gelang es nicht so gut, seine Bestürzung und Angst zu verbergen. Er wußte ja auch, was allein diese Katastrophe herbeigeführt haben konnte, und fragte sich mit immer steigender Erregung und den peinigendsten Selbstvorwürfen, was von allem verraten, und was noch etwa zu retten und wieder gut zu machen sei. Er wachte wie aus einer Betäubung auf, als er seine Hand umfaßt und von einem sanften, zärtlichen Drucke umspannt fühlte. Er sah auf und begegnete Gabrielens Blick, der ihm rückhaltslos ihre Liebe sagte. Wahrhaftig — er hatte sie jetzt ganz vergessen gehabt! Er faßte sich indessen schnell und fand noch gerade Zeit, ihr zuzuflüstern, sie möge vorläufig noch alles verschweigen, was sich heute abend zwischen ihnen ereignet habe, und auf ihren erschrockenen, fragenden Blick antwortete er, es scheine ihm, als ob Kitty ernstlicher leidend sei als man es zugestehe, und er sei der Ansicht, daß sie im Augenblicke, wo die Freundin vielleicht in Gefahr schwebe, nicht egoistisch an ihr eigenes Glück denken dürften.

XXIII.

Die arme Kitty brachte eine entsetzliche Nacht zu. Unerträgliche Schmerzen schraubten ihr den Kopf zusammen, das leiseste Geräusch in ihrer Umgebung fiel wie ein Keulenschlag auf ihr Gehirn nieder, und ein sich immer steigerndes Fieber durchraste ihr Blut. Alle Ereignisse der beiden letzten Tage flogen wie eine wilde Schattenjagd immer wieder an ihrem Bewußtsein vorüber, ohne daß sie eins der peinigenden Bilder auch nur auf einige Sekunden hätte festhalten können. Manchmal ergriffen sie heftige Schüttelfröste, die all ihre Glieder und ihre Zähne zusammenschlugen. Sie glaubte, noch auf der Terrasse stehend, den eisigen Schneesturm auf ihre bloßen Schultern zu empfangen, aber die Flocken tanzten nicht weiß, sondern wie ein roter Funkenregen an ihren Augen vorüber. Es wurde ihr unmöglich, den schwächsten Lichtstrahl auszuhalten, ohne von neuen, empfindlichen Schmerzen gequält zu werden. Zum Tode erschöpft sehnte sie sich nach einem einzigen Augenblicke erlösenden Schlafs, der ihren zerschlagenen Körper hartnäckig floh.

Die herbeigerufenen Ärzte sprachen sich höchst bedenklich über Kittys Zustand aus; es schien mehr als zweifelhaft, ob die zarte Frau den doppelten Angriffen einer Gehirn- und einer Lungenentzündung würde widerstehen können.

Löer verlor unter all den so unerwartet auf ihn einstürmenden Ereignissen seine Ruhe und Überlegung nicht. Mit außerordentlicher Umsicht und großem Taktgefühl verstand er es, allen an ihn herantretenden Ansprüchen zu genügen, ob es nun galt, die durch den Wegfall der Vermählungsfeier nötig gewordenen Anordnungen zu treffen, die zahllosen, teilnahmsvollen Anfragen nach dem Befinden seiner Schwester zu beantworten, oder die Maßregeln zur sorgsamen Pflege der Kranken zu beaufsichtigen.

Er war aber doch wirklich dankbar, als sich gegen Mittag, hilfsbereit wie immer, die Gräfin Dalchow einstellte und versprach, den ganzen Tag bei Kitty zu bleiben.

Denn zwischen den ihn plötzlich umstrickenden Sorgen aller Art hindurch vernahm er unaufhörlich eine innere Mahnung an eine ernste, noch unerfüllte Pflicht. Vergebens hatte er von Augenblick zu Augenblick das Erscheinen Gölshausens erwartet. Jetzt brannte er schon längst vor Ungeduld, ihn über das Vorgefallene zur Rechenschaft zu ziehen. Die Gegenwart der Gräfin an Kittys Krankenlager er-

möglichte es ihm endlich, Ulrich aufzusuchen und ihn zur Aufklärung von Dingen zu veranlassen, die ihn mit seiner und seiner Schwester Ehre unvereinbar dünkten.

Gölshausen empfing ihn in seinem Hotelzimmer inmitten einer Unordnung, die deutlich begonnene Reisevorbereitungen verriet. Er bot Löer einen Stuhl an, aber dieser blieb in kalter, feindseliger Haltung stehen.

„Sie erlauben, daß ich mich nicht setze. Sie werden kaum darüber im Unklaren sein können, was mich zu Ihnen führt, und daß es nicht der Wunsch nach einer freundschaftlichen Unterhaltung ist.“

Gölshausen nahm nun ebenfalls ein sehr gemessenes Wesen an. „Ich darf Sie wohl ersuchen, Herr von Löer, sich deutlicher auszusprechen.“

Löers Äußeres verriet wenig von seiner Erregung; nur die Augenbrauen waren leicht zusammengezogen, und seine Augen bohrten sich stahlhart in das Gesicht seines Gegners.

„Ich möchte Sie um eine Erklärung bitten,“ sagte er mit ganz ruhiger Stimme, „worauf Sie Ihr sonderbares Benehmen meiner Schwester gegenüber begründen.“

„Frau Bensen wird Ihnen diese Erklärung besser zu geben vermögen als ich,“ antwortete Gölshausen, dessen Stimmungen leichter nach außen drangen, in bitterem Tone, „und wenn es gilt, Rechenschaft zu fordern, so wäre diese Rolle wohl eher die meinige.“

„Meine Schwester ist augenblicklich nicht in einer körperlichen Verfassung, mir die Vorfälle des gestrigen Abends mitteilen zu können,“ versetzte Löer um so härter, als ihn die Erinnerung an Kittys Leiden im Innersten ergriff.

Gölshausen erschrak heftig und eine Frage zärtlicher Besorgnis drängte sich auf seine Lippen; er unterdrückte sie aber, denn Frau Bensen ging ihn ja nichts mehr an!

„Wenn Sie also nicht gesonnen sind,“ fuhr Löer fort, „mir eine genügende Aufklärung zu geben, so werden wir die Angelegenheit auf eine andere Weise zu erledigen haben.“

Gölshausen machte einige Schritte durch das Zimmer, wie in tiefe Erwägungen versunken. Endlich blieb er vor Löer stehen: „Ich bin selbstverständlich jederzeit zu Ihrer Verfügung. Indessen glaube ich nicht, daß irgend etwas in dieser traurigen Angelegenheit durch die Waffen gebessert wird. Ich will Ihnen gern die Genugthuung geben, zu erklären, daß meine geplante Verbindung mit Frau Bensen nicht auf meinen Wunsch gelöst worden ist. Jedermann weiß, daß ich alles Glück von dieser Vereinigung zu empfangen hatte. Wenn ich mich in der letzten Stunde zurückgezogen habe, so war es mit gebrochener Seele und nur in der Überzeugung, dem übrigens klar angedeuteten Wunsche Ihrer Schwester entgegenzukommen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dies die ganze Wahrheit ist, und daß ich von den Beweggründen, die Frau Bensen hierbei beeinflußt, nichts Bestimmtes weiß.“

„Und diese Erklärung wären Sie bereit, der Welt gegenüber aufrecht zu erhalten?“

„Unbedingt,“ entgegnete Gölshausen. „Daß es so kommen mußte, ist ein großes Unglück für mich, aber keine Schande, denn ich habe mir Frau Bensen gegenüber nichts vorzuwerfen. Ich kann auf keine andere Vermutung kommen, als daß sie im letzten Augenblick erkannt hat, ihre Neigung zu mir sei doch nicht stark genug, um darauf unser beider Lebensglück aufzubauen. Eine solche Ehrlichkeit des Handelns ist gewiß unter allen Umständen zu ehren.“

Löer fühlte sich von der ritterlichen Weise Gölshausens überwunden. Er streckte ihm mit freimütiger Anerkennung die Hand entgegen: „Ich bitte Sie, vergessen Sie meine Worte. Wenn es Ihnen möglich ist, so vergeben Sie auch meiner armen Schwester. Glauben Sie mir, was sie auch Ihnen gegenüber verschuldet haben mag, sie sühnt es schwer.“

Sie reichten sich beide sehr bewegt die Hand, und ohne ein weiteres Wort schieden sie voneinander.

XXIV.

Fast ein ganzes Jahr lang hatte Lieven keinen Urlaub wieder genommen. Er konnte sich nicht entschließen, auch nur auf einige Tage Paris zu verlassen. Wo hätte er auch hin sollen? Man hätte ihm Schätze bieten können, so würde er doch nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt sein, die er unter so trübseligen Eindrücken verlassen hatte. Er war überhaupt seiner Natur nach durchaus abgeneigt, die Nachtseiten des Daseins auf sich einwirken zu lassen. Indessen hatten seine kurzen und verhängnisvollen Beziehungen zu Kitty Bensen doch längere Zeit ihre Schatten auf seine Stimmung geworfen, und er ging allem sorgfältig aus dem Wege, was diese traurigen Erinnerungen hätte neu beleben können. Am liebsten war es ihm, aus der Heimat und von den Personen, die ihm während seines letzten Aufenthaltes dort so nahe gestanden, gar nichts mehr zu hören. Mit Reue und Selbstvorwürfen, die nichts besser machen konnten, gab er sich als praktischer Mensch nicht gern ab.

So war es ihm am angenehmsten, den Gang seiner täglichen Beschäftigungen, Gewohnheiten und Vergnügen durch nichts unterbrochen zu sehen. In dieser wohlbekannten Reihenfolge und Ausfüllung der Tagesstunden konnte er sich zuweilen einbilden, das ganze Zwischenspiel sei gar nicht gewesen. Dadurch, daß er sich alle Mühe gab, zu vergessen, verwischten sich in der That allmählich die Ereignisse traumartig in seinem Gedächtnisse.

Zuletzt hatte er die Einförmigkeit seiner Existenz satt. Er sehnte sich nach einer Abwechselung, nach neuen Eindrücken und warum nicht auch nach einer kleinen Aufregung? An einem regnerischen, naßkalten Märzabende, der auf vierzehn gleich trübselige Tage gefolgt war, vertraute er sich dem Expreßzuge an, und am nächsten Mittage empfing ihn der lachende, südliche Himmel, die laue, duftende Atmosphäre eines Paradieses auf Erden: Monte Carlo!

Mit vollen Zügen sog er den Genuß ein, sich plötzlich aus der winterlich schmutzigen Stadt mit ihrem geschäftigen Gedränge unter Palmen und lachende Blumen versetzt zu sehen, sich unter lauter müßigen, eleganten, lustigen Menschen zu bewegen. Lange schlenderte er die Promenade auf und nieder, sich an der Sonne, dem Meere, dem Blütendufte berauschend. Er freute sich über all die heiteren, anmutigen Frauengestalten; die schlanken, unternehmenden Amerikanerinnen, die üppigen, herausfordernden Russinnen, die zierlichen, excentrisch gekleideten Kokotten mit ihren leuchtend rot geschminkten Lippen und den wehenden Löckchen ihres gefärbten Haares. Gottlob, das war doch endlich einmal wieder frohe, leichtsinnige Lebenslust, Genuß und Luxus, die alle Schatten des Daseins verjagten!

Ganz in der Stimmung, sein Glück in die Schranken zu fordern, begab er sich in den Spieltempel, wo ihm am grünen Tische ein paar Stunden im Fluge verstrichen; die erste halbe Stunde setzte er ganz geringe Summen und wandte seine Aufmerksamkeit mehr den ihn umgebenden Gesichtern zu. Der Eindruck, den diese auf ihn machten, war recht unangenehm: mochten sie nun eine heuchlerische Kälte zur Schau tragen oder rückhaltslos ihre Aufregung verraten, immer grinste die Habsucht in ihrer abstoßendsten Gestalt dem kühlen Zuschauer entgegen. Lieven fragte sich, wie es möglich sei, daß Tausende von gebildeten, wohlerzogenen Männern, von zarten, verfeinerten Frauen keine Scham empfänden, so öffentlich die Einwirkung ihrer Leidenschaften bloßzustellen.

Das war nun freilich schön und philosophisch gedacht, aber es dauerte nicht lange, so hatte die Aufregung, die in diesem Raume wie eine akute Ansteckung wirkte, auch ihn ergriffen. Er fühlte sein Blut gepeitscht von der Spannung jeder einzelnen Entscheidung, und der Rausch des glänzenden, rollenden Goldes nahm seine Sinne gefangen.

Nur mit einer gewissen Anstrengung riß er sich nach einem ziemlich beträchtlichen Verluste von dem gewaltigen Reize des Spieles los. Wie von dem Banne eines Alps erlöst, atmete er auf, als er wieder in die freie Luft hinaustrat. Er blieb einen Augenblick stehen und ließ seinen Blick über die Schätze der wundervollen Natur streifen; welch ein gewaltiger Zauber that es doch diesen Menschen an, daß sie so viel Herrliches unbeachtet ließen, um sich in die stickige Atmosphäre des Saales, zwischen häßlich verzerrte Gesichter freiwillig einzukerkern!

In solche Betrachtungen versunken, schritt er langsam die Stufen hinab, als ihn plötzlich jemand anredete. Er fuhr aus seiner Zerstreutheit empor und sah sich einem schlanken, eleganten jungen Manne gegenüber, in dem er zu seiner Überraschung Herrn von Löer erkannte.

Es machte ihm in seiner heiteren Stimmung Vergnügen, einen Bekannten zu sehen, und er schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Was führt denn Sie her?“ rief er aus. „Auch das Bedürfnis nach einer kleinen Auffrischung? Mein Wort — dieser kleine Fürst ist der beneidenswerteste aller Monarchen! Man kann hier doch nicht anders als lustig sein!“

„Es macht mir außerordentliches Vergnügen, einem so gutgelaunten Menschen zu begegnen wie Ihnen, lieber Baron,“ entgegnete Löer mit einem etwas melancholischen Lächeln. „Meine Stimmung ist augenblicklich nicht die gehobenste, und ich komme nur zuweilen her, um mich ein wenig zu zerstreuen; denn gegen die Aufregung des Spiels ist doch keiner von uns gefeit, und es ist ein wahres Glück! Ich kenne nichts, das uns so vollkommen packt und absorbiert.“

„Ich will Sie in diesem Falle den Lockungen des Rouletts nicht länger entziehen,“ sagte Lieven. „Vielleicht habe ich ein anderes Mal das Vergnügen, mich ein wenig mit Ihnen auszuplaudern zu können.“

„Wenn Sie nichts anderes vorhaben, so würde es mir eine besondere Freude sein, dies gleich zu thun,“ entgegnete Löer. „Erlauben Sie mir, ein Stück mit Ihnen zu gehen! Ich sehe wenig Leute und bin auch bei dem traurigen Anlasse, der mich in dieser Gegend festhält, selten in der Laune, unter Menschen zu gehen. Aber es macht einem doch immer besondere Freude, einem Landsmanne zu begegnen.“

Sie schlenderten nun langsam nebeneinander her, und bald lauschte Lieven mit gespannter Aufmerksamkeit den Erzählungen seines Begleiters.

Lieven hatte wohl gehört, daß Kitty von ihrer langen, schweren Krankheit genesen sei, und daß sie alsbald die Stadt verlassen habe, um in einem Bade vollständige Erholung zu suchen. Was er aber jetzt von Löer erfuhr, klang doch ganz anders.

Kitty hatte lange Zeit in Lebensgefahr geschwebt, aber endlich war es mit Aufbietung aller ärztlichen Kunst und der sorgsamsten Pflege gelungen, sie einer augenblicklichen Lebensgefahr zu entreißen; allein ihr Schwächezustand blieb äußerst beängstigend, und hartnäckige, erschöpfende Hustenanfälle wollten nicht weichen. Man hatte sie zur Kur nach Ems geschickt, doch nach einem kurzen Aufenthalte äußerte der Badearzt die Ansicht, daß die schwere Luft des engen Thales für die Kranke vollkommen ungeeignet sei, und empfahl einen höher gelegenen Ort im Schwarzwalde. Allein auch an dieser Stätte war ihres Bleibens nicht lange, denn der dortige Arzt war der Meinung, daß nur ein längerer Aufenthalt auf den hohen Bergen des Engadins den gewünschten Erfolg bringen könne. Kitty mußte also die beschwerliche Reise nach Davos unternehmen. Hier zeigte sich wirklich eine kurze Besserung in ihrem Befinden; jedoch als der Spätherbst eintrat, verschlimmerte sich ihr Zustand wieder schnell, und der Doktor hatte große Eile, sie nach Italien abreisen zu sehen.

Löer begann nun zu ahnen, daß seine Schwester aufgegeben sei. Man suchte vielleicht ihr Leben noch eine Weile hinzuhalten, aber den Ärzten eines jeden Ortes war doch die Hauptsache, sie sobald wie möglich aus ihrem Bereiche zu entfernen, um anderen Leidenden den peinlichen Eindruck einer Sterbenden fernzuhalten.

In den italienischen Häusern, die den Angriffen der rauhen Jahreszeit so schlecht Rechnung tragen, verschlimmerte sich Kittys Zustand nur, so daß Löer sich veranlaßt sah, um einen mehrmonatlichen Urlaub

einzukommen, und seiner Schwester schleunigst nachzureisen. Sie ließ sich leicht zu einem Aufenthalte an der Riviera überreden. Unweit von Nizza hatten sie eine Villa gemietet, die ihnen eine bequeme Unterkunft bot. Das milde Klima, die heitere Witterung und die Gegenwart ihres Bruders übten einen sehr günstigen Einfluß auf Kittys Stimmung aus. Aber mit der Hoffnung auf eine Wiederherstellung war es endgültig vorbei. Der Arzt hatte Löer, als dieser von ihm die volle Wahrheit gefordert, erklärt, es könne sich für das Leben der Kranken vielleicht noch um Monate handeln; wahrscheinlicher sei es jedoch, daß schon vorher ein Blutsturz plötzlich die Katastrophe herbeiführen würde.

Mit Lievens heiterer Laune war es längst vorbei. Die Erzählungen Löers machten ihn unsagbar traurig, und nun, da er vernahm, wie bald sie auf ewig seinem Kreise entrückt sein sollte, fühlte er seine Neigung für die schöne, liebenswürdige Frau, die ihm ihr Glück und ihr Leben geopfert, in ihrer ganzen Tiefe neu erwachen.

„Und haben Sie wieder etwas von Gölshausen gehört?“ fragte er gedrückt.

„Wohl kaum etwas, was Sie nicht schon erfahren hätten,“ erwiderte Löer. „Sie wissen ja, daß er sich bald nach dem mir immer noch rätselhaften Bruche mit meiner Schwester einer Expedition nach Ostafrika angeschlossen hat. Wie ich höre, hat er sich dort durch seine umfassenden und tiefen Kenntnisse, wie durch seinen schnellen, praktischen Verstand große Verdienste erworben. In der letzten Zeit ist mir übrigens nichts weiter über ihn zu Ohren gekommen.“

„Und spricht Frau Bensen noch zuweilen von ihm?“ fragte Lieven, der sich von einer selbstquälerischen Neugier getrieben fühlte.

„Fast nie.“ antwortete Löer. „Nur so viel habe ich von ihr erfahren, daß sie ein Testament zu seinen Gunsten gemacht hat. Sie hat ihr Vermögen zwischen ihm und mir geteilt. Besonders scheint sie einen Trost in dem Gedanken zu finden, daß ihr Grundbesitz, dem er ja längere Zeit seine volle Liebe und Arbeitskraft zuwandte, später ganz in seine Hände übergeht. Darauf kommt sie öfters zurück und hat mir mehrmals den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß Sie und ich uns einmal mit unserem ganzen Einflusse verwenden sollten, Gölshausen zur Annahme dieser Erbschaft zu bewegen.“

Der Abend war hereingebrochen; mit dem lachenden Sonnenscheine war auch alle Fröhlichkeit aus Lievens Seele entschwunden, und er fühlte, wie sich die Schatten der Nacht auch über sein Gemüt lagerten. Löer mußte an den Rückweg denken, da er nicht zu spät heimzukehren wünschte.

„Wollen Sie Kitty nicht einmal besuchen?“ fragte er beim Abschiede.

Lieven erschrak ein wenig.

„Sollte mein Besuch Frau Bensen nicht zu sehr ermüden? Vielleicht würde meine Gegenwart sie nur aufregen und traurige Erinnerungen in ihr wachrufen, da wir uns ja seit jenem verhängnisvollen Abende nicht wiedergesehen haben.“

Er fürchtete, es möchte einen sehr nachteiligen Einfluß auf Kitty ausüben, wenn sie von seinem Verweilen in ihrer unmittelbaren Nähe erführe. Er selbst schwankte zwischen einem durch das Gespräch mit Löer wachgerufenen Verlangen nach ihrer Gegenwart und einer instinktiven Angst, sie in ihrem jetzigen Zustande wiederzusehen.

„Glauben Sie nicht, daß es am Ende besser wäre, wenn Sie ihr gar nichts von unserem Zusammentreffen erzählten? — Übrigens werde ich mich wohl kaum lange in Monte Carlo aufhalten.“ Jetzt wünschte er schon, niemals den Fuß hergesetzt zu haben.

Löer antwortete hierauf nichts. Er war sehr in Eile, wenn er den Zug nach Nizza nicht versäumen wollte.

XXV.

Am nächsten Morgen hatte Lieven kaum seinen Kaffee zu sich genommen und fragte sich eben, ob er dem Genusse der strahlenden Natur oder den Aufregungen des Spiels den Vorzug geben sollte, als er bereits Löer auf sich zukommen sah.

„Guten Morgen, lieber Baron!“ rief dieser ihm entgegen. „Ich komme, um Sie zu holen. Wie ich es voraussah, war Kitty sehr erfreut, von Ihrem Hiersein zu hören und läßt Sie bitten, sie so bald als möglich aufzusuchen.“

Lieven war in peinlicher Verlegenheit und suchte nach einer Ausrede. Löer, der ihm dies ansah, fuhr fort: „Sie müssen einer so schwer Leidenden schon den Gefallen thun. Sie wird auch keinen so traurigen Eindruck auf Sie machen, als Sie es vielleicht befürchten. Sie sieht immer noch hübsch aus und ist auch beinahe stets in einer ganz leidlichen Stimmung. Sie weiß wohl, daß sie nicht mehr lange zu leben hat, aber es kommt mir zuweilen vor, als glaube sie trotzdem nicht recht daran.“

Lieven blieb nichts weiter übrig, als Löers Aufforderung nachzukommen.

Der nächste Zug brachte sie nach Nizza, von wo aus sie per Wagen die Villa in einer Viertelstunde erreichten.

Lieven schlug das Herz bis an den Hals bei dem Gedanken, daß er in wenigen Augenblicken Kitty gegenüberstehen sollte. Er zögerte noch, als er nun an Löers Seite den Garten durchschritt, so daß dieser ihm mit dem Rufe vorauseilte: „Da sind wir, Kitty!“

Nun trat auch Lieven aus den Gebüschen hervor und sah vor sich ein reizendes Landhaus aus seiner Umhüllung von Grün und Blumen emporragen. Einige Stufen führten zu einer von gelben Rosen umrankten Loggia hinauf, wo er plötzlich, wie in einer sehr poetischen Vision, Kitty gewahrte; sie lag in einem zierlichen Negligé zwischen dem Atlas ihrer Kissen und Decken ausgestreckt wie in einer Wolke von Spitzen und rosiger Seide.

Sie begrüßte ihn mit augenscheinlicher Freude, und er mußte sich ganz nahe an ihre Seite setzen.

Eine Weile plauderten sie in leichter Weise von gleichgültigen Dingen. Dann entfernte sich Löer, um

einen Spazierritt zu machen, wie es seine tägliche Gewohnheit war.

Als Kitty und Lieven sich nun wieder einander allein gegenüber sahen, fanden sie zuerst nichts, sich zu sagen. Ein verlegenes, inhaltsschweres Schweigen lagerte zwischen ihnen, bis Kitty zuerst die Worte fand: „Ich war so froh, von Ihrem Aufenthalte in dieser Gegend zu hören, denn ich habe Ihnen noch ernste Dinge ans Herz zu legen."

Dann sprach sie mit einer Ruhe, die vielleicht etwas Erkünsteltes hatte, aber doch auch als der Ausdruck einer großen Müdigkeit erschien, von ihrem nahen Ende. Sie teilte Lieven ihre Absicht mit, Gölshausen zum Erben ihres Grundbesitzes einzusetzen, aber sie fürchtete, er würde auch nach ihrem Tode nichts mehr von ihr annehmen wollen. Lieven sollte ihr das heilige Versprechen ablegen, nicht zu ruhen, ehe Gölshausen nicht in den ihm zugedachten Besitz getreten sei. Er gab ihr sein Wort, unermüdlich in ihrem Sinne zu wirken und alles einzusetzen, um ihren Willen durchzuführen.

Dies Versprechen beruhigte sie sehr, und sie dankte ihm mit warmen Worten. Dann trat wieder eine längere Pause in der Unterhaltung ein. Sie hatten sich noch so viel zu sagen, daß sie den Anfang nicht finden konnten. Lieven besonders empfand große Scheu, irgend ein Thema anzurühren; er wußte zu wenig, wie es in ihrer Seele aussah, welche Stellen wohl schon verheilt sein möchten und welche Wunden vielleicht noch bluteten.

Sie nahm wieder den Faden des Gesprächs auf, indem sie fragte: „Nun — und meine kleine Freundin Gabriele? Denken Sie noch zuweilen an sie?"

Damit hatte sie gerade bei Lieven die empfindlichste Stelle berührt. Trotz aller seiner Mühe, sich's aus dem Sinne zu schlagen, verfolgte ihn doch unaufhörlich der Vorwurf, daß hier etwas in seinem Leben nicht klar sei. Wie diese Angelegenheit indessen zu lösen wäre, darüber konnte er zu keiner Einsicht gelangen, und darum war er nur zu gern bereit, solche Gedanken abzuschütteln, wenn sie sich ihm aufdrängen wollten.

Kitty lächelte ein wenig trübe, als sie die Verlegenheit sah, die sich auf seinem Gesicht widerspiegelte.

„Ich weiß ja, was an jenem Abende zwischen Ihnen und Gabriele gesprochen worden ist," sagte sie. „Die Kleine hat es mir natürlich längst geschrieben. Sie erfüllten damit die gegen mich eingegangene Verpflichtung. Ich will heute nicht weiter in Sie dringen; ich habe längst eingesehen, daß ich das Glück zwei mir so lieber Menschen nicht erzwingen kann. Aber ich bitte Sie, lassen Sie die Angelegenheit nicht länger so im Ungewissen schweben. Das arme Mädchen, das seitdem nun doch in der verhaßten Schweizer Pension ausharren mußte, wartet noch immer in peinlicher Ungewißheit auf ein weiteres Wort von Ihnen."

„Glauben Sie denn, daß ich mir dies nicht selbst schon tausendmal gesagt habe?" rief er aus. „Ich weiß, daß mein Betragen gegen Gabriele kaum ehrenhaft ist, aber ..." er stockte und wagte Kitty nicht anzusehen.

„Ich verstehe Sie," sagte sie, seine Hand drückend, „aber daran brauchen Sie nicht mehr zu denken. Ja, es war wohl eine Zeit ... an jenem Abende ... ich glaubte nicht, daß ein Mensch mit seinem Herzen so tief zu leiden imstande sei. Aber es ist vorbei. Es ist ganz vorbei."

Sie sagte das wirklich mit einer so ungeheuerlichen Ruhe und Kälte, daß es Lieven eisig überlief, als habe er soeben schon den Tod gestreift.

Sie sagten lange, lange nichts weiter, sondern blickten gedankenversunken vor sich hin in die paradiesische Landschaft.

Der Frühling lachte wieder mit seiner ganzen Schaffenslust um sie her wie damals; und es war ein strotzenderes, überquellenderes, üppigeres südliches Leben, das hier entsprang. Mit ihren phantastischen Zacken hoben sich die graziösen Fächer der Palmen und die saftstrotzenden Blätter der Aloes von dem hellen Himmel ab, und zwischen den immer grünen Gebüschen leuchtete aus der Ferne das dunkelblaue, sonnenvergoldete Meer herüber. Die Vögel schwangen sich mit jubelnden Liebesfanfaren in die leichte Atmosphäre empor, und jeder duftschwangere Luftzug wehte befruchtende Gefäße von einem Blütenkelche in den anderen.

„Ist es hier nicht schön?" sprach Kitty endlich träumerisch. „So recht ein Nest für Liebende! wie mein Bruder neulich sagte." Sie lächelte und fuhr fort, ihre Gedanken laut auszusprechen. „Wie sonderbar es doch in der Welt um diese Leidenschaft steht! Sie erwacht plötzlich in uns, sie wächst, sie überwuchert alles, sie erstickt unsere Vernunft, sie blendet die Augen unseres Geistes. Bald hat sie uns so weit unterjocht, daß nichts mehr daneben in uns zu existieren vermag. Und nun werfen wir eine ganze Zukunft, das Schicksal anderer, uns nahe stehender Menschen, alles, was wir noch zu hoffen und zu vergeben haben, unbedenklich in die Wagschale für einen Augenblick. Das Traurige und Wunderbare ist das Erwachen hinterher. Denn es giebt nichts Unbeständigeres als die Leidenschaft. Sie fliegt so schnell fort, als sie uns ergriffen hat, und dann bleibt uns nur das trostlose Schauspiel dessen übrig, was sie alles in uns und um uns zerbrochen und vernichtet hat."

Sie sagte das alles vor sich hin als spräche sie nur für sich selbst. Nun wandte sie sich aber an Lieven, indem sie hinzufügte: „Lassen Sie sich nicht wieder täuschen, lieber Lieven! Glauben Sie mir, als Grundlage für eine Ehe giebt es nichts Besseres als eine herzliche Sympathie, — und ich sagte es Ihnen schon früher einmal, — die Gewohnheit, die bequeme, angenehme Gewohnheit!"

Er fühlte gegen seinen Willen, gegen den Wunsch seines immer noch leidenschaftlichen Herzens, daß sie recht habe. Wie konnte er auch noch zweifeln, wenn er jetzt in ihr armes, zusammengefallenes Gesicht sah? — Die erste Erregung des Wiedersehens, die ihr Antlitz rosig überhaucht und freudevoll verjüngt hatte, war längst verflogen. Nun traten alle

ihre Züge scharf aus den eingefallenen Wangen hervor, und ein gelblicher Schein umgab ihre müden Augen, die den schmachtenden, magnetischen Blick früherer Tage verloren hatten. Es schauerte ihn bei dem Gedanken, daß er dereinst in trunkener Wonne diese blutlosen Lippen geküßt, diese bereits vom Tode gezeichnete Gestalt mit überströmendem Entzücken in seine Arme gepreßt hatte. Ja, nun war das alles auch in ihm tot. Von ein wenig Äußerlichkeit, von ein wenig Gesundheit war sie abhängig, diese große Leidenschaft, die das Lebensglück mehrerer Menschen und das Leben der einen kostete!

Kitty träumte unterdessen laut weiter: „Wie spät wir doch erst zu der Einsicht gelangen! Da haben wir nun unser ganzes Leben lang geglaubt, der Zweck des Lebens sei, unser Glück zu finden. Aber es ist eigentlich ein ganz anderer: das Ziel alles Lebens ist der Tod."

Lieven hielt das für die Phantasien einer Sterbenden. Er hatte noch einen weiten Weg vor sich, ehe er zu dieser Erkenntnis gelangen sollte.

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Im Dünenhag.

O wunderselige Traumesruh
Im Dünenheidehage:
Hoch über mir der Himmel blaut,
Durchs Tanngeäst die Sonne schaut
Und küßt mir sacht die Augen zu
Beim Meereswellenschlage!

Und leis' legt mir die Einsamkeit
Aufs Haupt die Friedenshände,
Als wollt' sie all mein Erdenweh
Begraben nun in tiefster See,
Daß all mein trübes Menschenleid
Auf ewig sei zu Ende.

Und aus des Meeres Flutenschacht,
Auf gold'nen Rätselschwingen,
Mir jauchzend in die Seele zieht
Von Lieb' und Glück ein altes Lied,
Wie hell nach dunkler Winternacht
Die Osterglocken klingen.

O könnt' ich lauschen immerzu
Dem Meereswellenschlage:
Was nie das Leben mir gewährt,
Das hat sie lächelnd mir beschert,
Die wunderfel'ge Traumesruh
Im Dünenheidehage. —

Anna Voigt.

Die Tänzerin des großen Königs.

Von Friedrich Kummer.

Am 13. Mai 1744 kam der jugendliche König von Preußen mit Gefolge in Berlin an, und nachdem er bei der verwitweten Königin gespeist, eilte er in die französische Komödie, wo die berühmte Barbarina vor dem „Apoll des Nordens" zum ersten Mal ihre Kunst entfalten sollte. Es war ein Moment von mehr als gewöhnlicher Spannung. Berlin war in den wenigen Jahren der Regierung Friedrichs von dem Alp erlöst, der die heitere Kunst unter dem Vorgänger gedrückt hatte, Theaterlust und Theaterleben waren erwacht; auf Friedrichs unablässiges Drängen hatte Knobelsdorf den Bau des Opernhauses vollendet. Das Gebäude stand da und glänzte im Innern vom Lichte von dreitausend Wachskerzen — aber eine erste Tänzerin fehlte, und damit das schönste Licht des neuen Hauses. Berlin barg wohl in seinen Mauern den Helden des Jahrhunderts und seine Paladine, es hatte geistreiche Frauen, vor allen die verwitwete Königin, es besaß Maler wie Pesne, Musiker wie Graun und Quantz, aber eine Künstlerin im pantomimischen Tanz, eine Meisterin in der stummen Musik, im plastischen Spiel schöner Glieder und schöner Gewandungen trat erst auf die Berliner Bühne, als Friedrich mit der kühnen Entschlossenheit der Jugend dem republikanischen Venedig den Handschuh hingeworfen und durch einen diplomatischen Gewaltakt die erste Tänzerin der Welt aus der Lagunenstadt entführt hatte. Es war freilich noch eine andere Zeit. Da war Friedrich noch nicht zu der historischen Gestalt mit Krückstock und Silberschärpe geworden, er kleidete sich damals nach der neuesten Mode von Paris, er trug brillantene Schleifen am Hut, und Gold und Spitzen am Kleid; er liebte den Tanz und scheute es nicht, selber in die Reihen der Fröhlichen zu treten: der siebenjährige Krieg hatte ihm noch nicht die Bilder des furchtbarsten Totentanzes gezeigt. Und damals waren auch die Gesandten an fremden Höfen noch Agenten auf der Bühne des heiteren Scheines, sie engagierten für den Apoll des Nordens Künstler aus Frankreich und Italien. Damals konnte man es auch wagen, das Völkerrecht empfindlich zu verletzen, um eine altersschwache Republik zur Herausgabe einer kontraktbrüchigen Künstlerin zu zwingen. Der Geschäftsträger Preußens, Graf Cataneo in Venedig, hatte eine entzückende Italienerin, die in Rom, London und Paris gefeierte Barbarina Campanini, als erste Tänzerin für die Oper Friedrichs angeworben. Im November 1743 war dies geschehen, in einigen Monaten aber hatte die Diva andere Gedanken. Es waren wichtige Gründe, die sie hinderten. Ein Lord Stuart Makinzie liebte sie und mit Recht erschien der Künstlerin die Stellung einer Lady viel lockender als das Vergnügen, vor seiner Majestät zu tanzen, so hoch auch die Gage sich belaufen mochte. Aber der König, der auf seine verbrieften Rechte hielt — die Königin von Ungarn wußte ein Lied von Liegnitz, Brieg und Wohlau zu singen — ließ einen venetianischen Gesandten, der gerade von Hamburg nach dem Süden reiste, anhalten und alles was er besaß, seine Orden, seine Papiere, seine Pferde, seinen Kutscher, seinen Wagen mit Beschlag

belegen. Daraufhin bemächtigte sich eilig die erschreckte Republik der schönen Widerspenstigen, und obgleich diese vor Liebe, vor Zorn und Furcht fast krank war, schaffte man sie mit Kavalleriebedeckung an die Grenze Venedigs. Hier übernahm sie der Abgesandte Friedrichs. Sie reiste in Begleitung ihrer Mutter und eines als Kammerdiener verkleideten Herrn von vornehmem Stande. Ihr schottischer Anbeter hoffte sie mit Hilfe dieses Dieners zu entführen, aber Mayer, so hieß Friedrichs Gesandter, vereitelte mit wahrhaft Bismarckscher Politik die Pläne der Liebe. Er holte die Pferde des Lords aus dem Stalle und zwang den Dandy, einen Revers zu unterschreiben, die Reise der Tänzerin nicht mehr zu stören. Auf einem Umweg über Preßburg kam die Barbarina nach Berlin und wurde bald mit den höchsten Ehren und Schmeicheleien überschüttet, der brave Mayer aber empfing für seine dornenvolle Aufgabe, den Paradiesvogel unter tausend Gefahren und Verwirrungen nach Berlin geschafft zu haben, weder Gruß noch Dank. „Kriegt nichts, hat nur seine verfluchte Schuldigkeit gethan."

Die wenigen Episoden, die wir heute noch imstande sind, aus dem Leben der Barbarina festzustellen, strahlen in so bunten romantischen Farben, daß man fast an Dichtung glauben könnte. Wir verdanken es dem Biographen der Barbarina, daß das Bild der schönen Tänzerin, die gar bald des großen Königs Freundin wurde, jetzt historisch feststeht. Es ist ein ungewöhnliches Buch, das Wilhelm Röseler vor einigen Wochen erscheinen ließ (Die Barbarina. Berlin, Freund und Heckel). Selten hat sich so viel schäumender Geist, so lustige Laune, so scharfer psychologischer Blick mit dem Wissen und dem eindringenden Studium vereinigt, wie es uns hier entgegentritt. Das Porträt der allezeit lustigen Barbarina ist eine Prachtleistung. Für Berlin ist das humorvolle Buch von besonderem Interesse, denn in lebhaften Farben zieht das gesamte friedericianische Opernleben an uns vorbei. Die Leidenschaft des Königs für sein Theater war nie so heftig, als zu der Zeit, da die Barbarina im Ballett erschien. Die königlichen Schlösser sind voll von Bildern, welche die Tänzerin darstellen. Im neuen Palais, im Theezimmer des Stadtschlosses, im runden Kuppelkabinett des Berliner Schlosses, im Charlottenburger Schloßtheater am Plafond, überall konnte man das Bild der verführerischen Tänzerin in tausend Auffassungen schimmern sehen. Und der Konzertsaal zu Sanssouci ist bedeckt mit Gemälden, und alle verherrlichen die Eine. Augen so schwarz und so süß wie die Tollkirschen, sinnliche Lippen, scharfgezogene Brauen und ein zartes südländisches Näschen bestricken das Auge, und wir dürfen den Zeitgenossen glauben, daß Witz und Geist die Anmut der Form erhöhten. Sie plauderte englisch, französisch und italienisch. Dazu war sie die glänzendste Tänzerin, als „Statue" des Pygmalion war sie so bezaubernd, daß ihre Zeitgenossen viel später niemals diesen Triumph der mimischen Kunst vergaßen. Auch Friedrich, der die Begeisterung der Jugend noch in den Adern beben fühlte, blieb gegen so viel Kunst, Witz und weibliche Schönheit nicht kalt. Von dem gewaltsamen Transport von Venedig nach Berlin war nicht mehr die Rede, der König machte das Leid wieder gut, indem er in französischen Versen ihr am Morgen huldigte, wenn sie getanzt hatte, und Diamanten und Perlen begleiteten die königlichen Poesien. Wenn er von seinen Generalen zu Tisch geladen wurde, so mußte Barbarina Teilnehmerin der Tafelrunde sein. Der König, wie schon gesagt, war damals Freude und Leben. Er war seit den Tagen seiner Thronbesteigung zum ersten Mal in den Banden der Leidenschaft. Die Ehe mit der Braunschweigerin, mit der „unschuldigen Schalkheit von Frau", hatte ihm niemals wahres Glück gewährt. Was Wunder, wenn der junge Titane an der Konfidenztafel des Potsdamer Stadtschlosses auch die Barbarina sah?

Indessen, die Beziehungen zwischen der leichtfüßigen Schönen und dem König trübten sich. Wir können nicht mehr im einzelnen feststellen, was die Gründe waren. Barbarina hat vermutlich Friedrich durch ihren Leichtsinn ungeduldig gemacht; ihre Schulden reizten ihn, ihre Unlust zu spielen erbitterte ihn. Er zog sich zurück, er schickte keine schmeichelnden Liebesepisteln mehr. Er resolvierte hart und kurz, als ihm die Schuldenangelegenheit Barbarinas vorgelegt wurde: „Muß dafür sorgen, daß die Leute bezahlt werden — seine Sache — oder muß sie arretieren lassen." So war für Friedrich im Sommer 1748 die Episode Barbarina scheinbar für immer vorbei. Ein glänzendes Gastspiel lockte die Künstlerin nach England; der Berliner Kontrakt, der aus den Venetianer Tagen sich herschrieb, war zu Ende. Die Schulden wurden widerwillig bezahlt und Barbarina schien von London aus eine neue Weltfahrt antreten zu wollen. Statt dessen aber kam sie zurück und versetzte den König, die Stadt, den Adel, ganz Berlin in neue und größere Aufregung.

Es gehörte in den friedericianischen Tagen ein ungewöhnlicher Mut dazu, dem Urteil der Gesellschaft und der Ungnade des Königs zu trotzen. Der Marquis d'Argens hatte es empfunden, als er gegen den Willen Friedrichs eine schöne, unbescholtene Schauspielerin heiratete. Noch folgenschwerer mußte aber das Wagstück werden, wenn ein Mann aus der höchsten Beamtenhierarchie, ein Mitglied der stolzesten noblesse de robe die Hand — einer Barbarina reichte. Dies geschah, zuerst heimlich, dann öffentlich. Der Sohn des Großkanzlers, Carl Ludwig von Cocceji, war von Leidenschaft für sie ergriffen, und wenn auch die Geschichten seiner völlig verblendeten Liebe nicht wahr sind, so beweist doch die Thatsache seiner Verheiratung, daß er bereit war, der Geliebten alles zu opfern Alles war gegen das rasch vereinte Paar. Der Vater, der Schöpfer und Mitarbeiter des berühmten preußischen Landrechts, ein Mann in der höchsten Vertrauensstellung seines Monarchen, war über den Streich seines Sohnes, der mit fünfundzwanzig Jahren schon Geheimrat war, aufs äußerste empört. Die Mutter, die Geschwister wollten nichts von der „unvernünftigen und unanständigen" Liebe hören. Der König war erbittert auf die junge Barbarina von Cocceji, die „verführerische Kreatur". Der Großkanzler lag dem König dringend an, mit der äußersten Schärfe gegen die Verleugner guter Sitte vorzugehen. In vollem, bitteren Ernst fand man es damals am „convenabelsten", den jungen Ehemann in die Festung Alt-Landsberg in eine „verschlossene aber dennoch gute und gesunde Kammer zu bringen". Cocceji war als Beamter untadelig. Aber übereifrige Beamte hatten die ärgerliche Familiensache denn doch zu schroff angefaßt, eine Wendung zum Besseren trat ein, als die Barbarina selbst, die Helena des Zwistes, am Thron des königlichen Freundes ihre zweifellos begründeten Beschwerden vortrug. Ihr französischer Brief, datiert vom 16. November 1751, ist noch vorhanden, und da es die einzige Gelegenheit ist, sie persönlich reden zu hören, so mag der Brief in der Übersetzung des Biographen folgen:

„Sire, die neuen Verfolgungen, welche, so fürchte ich, meine Feinde mir bereiten, geben mir den Mut, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, um Ihren mächtigen Schutz anzurufen. Ew. Majestät allein können mich wieder aufrichten. Wie unglücklich würde ich sein, wenn Sie mir nicht dauernd Ihre Gnade erzeigten.

Gestatten Sie mir denn, Sire, daß ich es wage, Ihnen mein Herz zu entdecken, in der ergebenen Zuversicht, die ich auf Ihre unendliche Milde setze. Eine unbesiegbare Zuneigung verbindet uns, den Geheimrat von Cocceji und mich, seit langer Zeit; seine Treue im Dienst Ew. Majestät, dem er die Ehre hat, unterthänig zu sein, hindert ihn, daran auch nur zu denken, diesen Dienst zu verlassen; andererseits ermutigte mich die grenzenlose Güte, welche mir Ew. Majestät stets bezeugt haben, in Ihr Land zurückzukehren. So habe ich nicht gezögert, mich hierher zu begeben, und meine Rückkehr ist erfolgt wegen der Heirat, die mir bis zu dieser Stunde so viele Widerwärtigkeiten verursacht hat, daß ich glücklich sein würde, Sire, wenn dies Eingeständnis meiner gegenwärtigen Lage mir nicht Ihren Zorn zuziehen möchte. Meine Absicht war, mich gänzlich in den Landen Ew. Majestät niederzulassen; ich bin zu dem Ende schon mit dem Geheimrat Buchholtz wegen Ankaufs seines Hauses in Unterhandlung getreten und da wir uns nicht einigen konnten, dachte ich jetzt an einen anderen Kauf. Mehr als zwei Jahre, welche ich in hinreichender Ruhe habe vorübergehen lassen, ließen mich erhoffen, daß niemand mir das Glück streitig machen würde, unter den Gesetzen Ew. Majestät zu leben. Wie empfindlich muß es mir nun doch sein, das Gegenteil zu sehen, zumal ich in Kürze den Staaten Ew. Majestät einen neuen Unterthan gebären werde.

Verzeihen Sie, Sire, wenn ich unter diesen so verwickelten Umständen es wage, Zuflucht zu Ihrer milden Gesinnung zu nehmen und in Gnaden einen Befehl für den Generalfiskal zu erbitten, dahin gehend, daß er mit Rücksicht auf meine Verheiratung und meinen Aufenthalt dahier alle Verfolgungen einstelle. Die väterlichen Absichten Ew. Majestät, der Sie den Herzenszwang hassen, lassen mich alles erhoffen; aber was ich nahe bei mir habe und was ich aus Rücksicht verschweigen muß, läßt mich alles fürchten. Daß ein huldvoller und meiner ergebenen Bitte übereinkommender Befehl doch den Kummer derjenigen ende, welche die Ehre hat zu sein Ew. Majestät sehr ergebene und sehr gehorsame Dienerin Barbarina von Cocceji."

Dieser Brief verfehlte seine Wirkung nicht. Friedrich bemühte sich, die Angelegenheit den Händen seiner Justiz wieder zu entwinden, er schrieb mehrere freundschaftliche Briefe an den Vater des jungen Heißsporns, er gab Beweise väterlicher Milde und königlicher Gnade. Es war eben selbst für Friedrich den Einzigen nicht angenehm, für eifersüchtig gehalten zu werden. Cocceji wurde nach Glogau versetzt, und von einer Anwesenheit der Barbarina in Berlin, der Stätte ihres Ruhmes und ihres Kampfes, ist nichts wieder bekannt geworden. Die Ehe mit Cocceji fiel aber nicht zum Glück der beiden Gatten aus. Wir wissen nur aus einer zufälligen Andeutung Nicolais, daß im Jahr 1790 die Ehe schon seit einiger Zeit geschieden war. Wie mögen sich die gegenseitigen Empfindungen wohl so verwandelt haben? Psychologisch sehr wohl möglich ist es, daß die Erinnerung an die befleckte Vergangenheit der Frau wie ein Gespenst zwischen die beiden Gatten getreten ist. Vielleicht ist auch in dem Mann das Standesgefühl erwacht. Wer weiß es? Auch Barbarina kann die Schuld tragen; sie mag sich in dem kleinen, steifen und ihr feindlichen Beamtentum nicht glücklich gefühlt haben, wie leicht konnte ihr Bühnenblut, ihr südländisches Temperament aufwallen und den Frieden des Hauses zerstören. Die Besitzungen Barbarinas waren trotz der Scheidung sehr bedeutende zu nennen. Sie hatte in Schlesien drei Rittergüter und kein unbeträchtliches Barvermögen. Sie machte auf ihre alten Tage einen sehr menschenfreundlichen Gebrauch davon, indem sie ein Stift für arme Damen in Barschau gründete. Die weltkluge Stifterin verurteilte die Glieder des Stiftes nicht zur dauernden Ehelosigkeit, sie ließ Protestanten wie Katholiken ihre Wohlthaten zufließen und bestimmte, daß keine Stelle im Stift lebenslänglich genossen werden könnte. Ihr Vatername Campanini, der, so lange sie jung gewesen war, von dem Künstlernamen la Barbarina verdunkelt worden war, kam im Alter wieder zu hohen Ehren, denn Friedrich Wilhelm II. ernannte sie wegen ihrer unantastbaren Frömmigkeit zur Gräfin Campanini. Es war wie eine leise Ironie des Schicksals, daß die Barbarina, das Entzücken der goldenen Jugend der Weltstädte, die Freundin eines großen Königs, durch Frömmigkeit zur Gräfin emporstieg, und als erste Äbtissin ihres Stiftes den vielbewegten Lebenslauf am 7. Juni 1799 schloß. In die Geschichte des großen Königs aber gehört auch die Geschichte der Barbarina, wie ein neckisch schmeichelndes Menuett in die gewaltigen Klänge einer Symphonie, bei der die Hand des Schicksals selber den Takt geklopft.

Am Waldquell.

Es war eine laue Frühlingsnacht,
Die Luft so weich, und spielend sacht
Wiegten im Wind sich die Blüten.
Da gingen wir beide an Hochwalds Saum,
Und die große Welt schien wie im Traum,
Ein süßes Geheimnis zu hüten.

Und erfüllt von seliger Lebenslust,
So weit das Herz, so voll die Brust,
Gingen zum Waldquell wir beide.
Du schöpftest das Wasser mit rascher Hand
Und lachend sprachst Du, zu mir gewandt,
Trink' es, liebe und leide. — —

Nun steh' ich wieder in Hochwalds Rund
Allein am Quell, wo ein rosiger Mund
Küßte meine Wangen.
Und wieder leuchtet die Frühlingsnacht
In sternenklarer, ruhiger Pracht,
Doch stillt sie nicht mein Verlangen.

Geschwätziger Quell am düsteren Ort,
Du nahmst mir die Ruhe, den Frohsinn fort,
Seit ich dein Wasser getrunken.
Durch den mächtigen Tann ein Raunen geht
Und die Kunde von Wipfel zu Wipfel weht,
Daß sie längst — gefallen, gesunken.

Georg Fingerling.

Sar Péladan und seine Lehren.

Von **Charles de Thomassin.**

(Schluß.)

Es starb nämlich daselbst plötzlich der „König der Exorcisten“, der Abbé Boullan. Es war dies ein von vermeintlichen Besessenen Frankreichs, denen er Hilfe verschafft haben soll, hochgeschätzter Kollege des Pater Aurelian, der nunmehr seinen Frieden in der vierten Dimension gefunden hat und hoffentlich über die Natur des von ihm beschworenen oberbayerischen Teufels besser aufgeklärt ist. Eigentlich war er hoch über denselben erhaben. Denn während Aurelian offenbar kaum die Macht besaß, die minderwerte Art der Höllenbewohner auszutreiben, welche durch Dialektausrufe beweist, daß sie die scientia infusa nicht besitzt und sich wohl hauptsächlich aus den Seelen abgestorbener „grobstofflicher“ Oberbayern rekrutiert, bannte, wie behauptet wurde, der Exorcistenkönig selbst die schlimmsten Incubi in Nonnenklöstern und später, als er sich von Rom losgesagt hatte, die schlauesten und berüchtigtsten Teufel, welche an Bosheit kaum von Belial und Behemmoth übertroffen werden können. Hierzu hatte sich der frühere katholische Priester ein sehr feierliches „Ruhmesopfer Melchisedeks“ erdacht, welches die Hilfe der Engel und der guten Geister herabziehen sollte. Furchtbare Beschwörungsformeln, die während desselben gesprochen wurden, wirkten derartig suggestionierend auf die Teufel ein, daß sie sich fast regelmäßig aus dem Staube machten, trotzdem sie hierdurch die Ehre ihres Widersachers, den das Volk den „Heiligen von Lyon“ zu nennen begann, immer mehr erhöhten. Merkwürdigerweise nun kam der Exabbé auf die Idee, daß viele seiner Besessenen durch den Fürsten der kabbalistischen Rosenkreuzer in Paris, und — durch den anscheinend so heiligen und menschenfreundlichen Saren Péladan verhext wurden. Ja, er ging sogar so weit in seinen Behauptungen, daß er erklärte, Guaita und Péladan treiben täglich schwarze Magie und machten sich ein Vergnügen daraus, ihn durch Bildzauber zu peinigen. Hiermit ist die mittelalterliche Art der Zauberei gemeint, die darin bestanden haben soll, daß der Zauberer ein Bild von Wachs nahm, in dasselbe Haare oder sonstige vom Körper einer ihm verhaßten Person genommene Dinge einknetete und sodann, an dieselbe denkend, Stiche in die Figur führte, welche infolge einer magischen Übertragung nun die Bedauernswerte so fühlte, wie wenn sie mit einem Dolche oder Schwerte in ihren eigenen Körper geführt worden wären. Diese Erklärung Boullans erregte natürlich Aufsehen, und dasselbe wurde um so größer, als nach seinem plötzlichen Tode einige seiner Anhänger, unter anderen Jules Bois, öffentlich im „Figaro“ und „Gil-Blas“ behaupteten, Guaita und Péladan hätten den armen Exorcistenkönig durch schwarze Magie getötet. Es war damals, wie wenn sich alle Teufel gegen die Rosenkreuzer, mit denen sie im Bunde stehen sollten, verschworen hätten. Jules Bois stützte sich noch auf angebliche Erzählungen des Verfassers des Romans „Là Bas“, Huysmans. Derselbe sollte ihm gesagt haben, daß auch er und seine Katze täglich von Guaita und Péladan gepeinigt wurden. Und überdies fielen gerade in diese Zeit die hypnotischen Experimente des Obersten de Rochas, welche teilweise zur Erklärung des früheren Bilderzaubers dienen sollten, aber von Jules Bois und anderen nur als Beweis der Möglichkeit eines solchen verwandt wurden. Rochas wollte nämlich, wie seinerzeit Baron Reichenbach, gefunden haben, daß bei Hypnotisierten trotz Unempfindlichkeit der Haut die sie umgebende Luft empfindlich wurde, das heißt, daß dieselben jede Berührung der letzteren empfänden, was er durch die Auslösung eines Fluidums, des Reichenbachschen „Od“, erklärte. Diese Empfindlichkeit wollte er auch auf Wasser und weiche Gegenstände wie Wachs und Bromgelatin (Überzug einer Photographie), dadurch daß er sie in die Nähe der Versuchsperson brachte, übertragen haben. Diese Erfahrungen erinnerten ihn, wie er ferner behauptet, an die Erzählungen von dem alten Bildzauber. Er soll deshalb eine Wachspuppe verfertigt und sie in einer Entfernung von 3—4 Metern von einer Versuchsperson mit Nadeln gestochen haben. Diese hat dann laut geschrien und angeblich behauptet, sie habe furchtbare Schmerzen empfunden, und zwar an dem Körperteile, welcher dem am Bilde durchstochenen entsprach.

Diese Behauptungen des bekannten Psychologen glaubte Jules Bois vorzüglich für seine Zwecke verwerten zu können. Ganz Paris war natürlich sehr erstaunt über die sonderbaren Enthüllungen und sie bildeten das Tagesgespräch sogar zu der Zeit, wo der Panamaskandal die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen geeignet war. Doch die beschuldigten „Magier“ ließen nicht lange mit einer Berichtigung warten. Guaita schrieb an den „Gil Blas“, indem er darauf hinwies, daß er Jules Bois wegen seiner Verleumdungen seine Zeugen gesandt habe, und der hehre Leiter des R. † R. C. du Temple et du Graal rief den Parisern ins Gedächtnis, wie er ja in seinem Werke „Le Vice Suprême“ das höchste Laster der schwarzen Magie in einer Weise verdammt habe, daß man ihm doch kaum zumuten könne, er habe den Exorcistenkönig schwarz-magisch umgebracht und den Romancier Huysmans und seine Katze gepeinigt. Die Aufklärung Péladans und die feierliche Revokation der Beschuldigungen Guaitas durch Jules Bois und Huysmans, welchen offenbar die Existenz der schwarzen Magie nicht sicher genug erwiesen erschien, um wegen derselben ihr Leben aufs Spiel zu setzen, beruhigten die Pariser wieder und ließen ein auto da fé fin de siècle unnötig erscheinen.

Jedoch hatte der Vorfall für unseren Saren doch noch schlimme Folgen. Guaita fand nämlich, daß es Zeit wäre, endlich einmal energisch gegen die fortwährende Zusammenstellung seines Namens und Ordens mit denen des abtrünnigen Rosenkreuzers zu protestieren, zumal er fürchten mußte, daß dieselbe gelegentlich der Eröffnung eines diesjährigen Rosenkreuzersalons wieder häufiger erfolgen werde. So entschlossen er und der Rat der Zwölf sich, gegen die sonstige Gewohnheit des Ordens zu einer öffentlichen Kundgebung, welche unter anderem auch in der Monatsschrift „L'Initiation“ (Paris, Carré) erschien, aus der wir sie entnehmen, und welche lautet:

Wir, Brüder des Rosenkreuzes, erklären, in Anbetracht dessen, daß der Herr Joséphin Péladan, früher Mitglied des Rates der Zwölf, nachdem er im Jahre 1890 eine Umwandlung des Ordens zu Gunsten eines Papismus versucht hat, der den Papst selbst verletzt, nachdem er in seinen „Verordnungen“, sogenannt „vom katholischen Rosenkreuz“, im Namen der Brüderschaft und ohne einen einzigen Rosenkreuzer zu konsultieren, verschiedene phantastische Anatheme, im Sinne eines wütenden Ultramontanismus geschleudert hat; und daß, obwohl er sich mit Sicherheit im offenen Widerspruche nicht nur mit dem traditionellen Ordensgeiste, sondern auch noch mit den teuersten Überzeugungen jedes

seiner Kollegen wußte . . . in Anbetracht dessen, daß der Herr Joséphin Péladan demissionierte, um nach geschehener That außer unserer Gemeinschaft und gegen unseren Willen einen dritten intellektuellen Orden, genannt vom katholischen Rosenkreuze, übereinstimmend mit den Buchstaben seiner Verordnungen, zu gründen, in Anbetracht dessen, daß er durch diese That, ohne Scheu den Titel und das Sinnbild des Rosenkreuzes usurpierte, um diesen ehrwürdigen Namen und dieses ehrwürdige Symbol in alle seine Widersprüche und Lächerlichkeiten herabzuziehen.

In Anbetracht dessen erklären wir, Brüder des Rosenkreuzes, den genannten Herrn Joséphin Péladan als schismatischen und abtrünnigen Rosenkreuzer, überweisen ihn und seinen angeblichen katholischen Rosenkreuzerorden dem Tribunal der öffentlichen Meinung und protestieren feierlich bei dieser Gelegenheit, da er sich anschickt, von neuem unter einem Titel, der von ihm wissentlich usurpiert wurde, aufzutreten.

Für den obersten Rat des Rosenkreuzes

der Leiter:

Stanislas de Guaita.

Der Richter: F. Ch. Barlet. Der Generaldelegirte: J. Papus.

Paris, am 25. März 1893.

Durch diesen Erlaß war der Sar in den Augen vernünftigerer Leute genügend gebrandmarkt und wenigstens für Frankreich die Verwechslung seines Possenspiels mit dem eigentlichen Rosenkreuzerorden für längere Zeit unmöglich gemacht. Daß sich aber trotz derselben und aller sonstigen Beleuchtungen der Persönlichkeit des hohen Würdenträgers noch immer Menschen finden, die sich von ihm in die Geheimnisse der Rosenkreuzerei und Magie einweihen und mit den erhabenen Titeln eines Kommandeurs, Archonten, Konsuls, Theoren, Prieurs und Provincials schmücken lassen, das ist nicht unmöglich. Denn gerade in unserer Zeit ist ja die Menschenklasse bedeutend angewachsen, welche sich von dem Dümmsten am meisten angezogen fühlt.

Schwesterchen.

Von **Marie Schwarz.**

Hans war seiner Eltern Freude. Wie es aber so zu gehen pflegt, als Einziger, als Hähnchen im Körblein, wurde er etwas verzogen. Er hatte es bald weg, daß er mit Weinen und Schreien alles wunderschön durchsetzen könne und suchte diese wertvolle Entdeckung nach besten Kräften auszunützen. Wenn er mit einem seiner angenehmen Brüllkonzerte loslegte, verkrochen sich alle Mäuslein voller Schrecken. Die Hunde in der Nachbarschaft aber schwiegen betroffen still und gestanden sich beschämt ein, daß Hänschen ihnen als erster Heulvirtuose in dieser Kunst doch über sei.

Da tauchte eines Tages ein dunkles Gerücht im Hause auf, das den kleinen Alleinherrscher nicht wenig beunruhigte. Wenn es nur die Tante gesagt hätte, die von allen allein hin und wieder einen schwachen Versuch machte, mit Hänschen streng zu sein, dann würde er ihr einfach ein Schnippchen geschlagen und über den neuesten Popanz gelacht haben. Über deren schwarze Männer und ähnliche Fabelwesen war man als bereits vierjähriger junger Mann längst erhaben. Aber nicht nur Tante Lotte mit den Wackellocken sagte es, sondern auch Papa, Mama, die Kinderfrau, das ganze Haus. Da mußte doch etwas daran sein.

„Wart nur," hieß es, „wenn erst das Schwesterchen da sein wird, dann wirst Du doch ganz anders werden müssen. Das würde schöne Augen über solchen Lümmel von Bruder machen! Ei, Du müßtest Dich ja auch vor ihm schämen, so unnütz zu sein!"

Hans machte dann sein trotzigstes Mäulchen und entgegnete dann: „Brauch kein Schwesterchen! Und ich laß es erst gar nicht herein, wenn's kommen will!"

Trotz dieses energischen Protestes gegen jeden Eingriff in seine älteren Rechte, blieb es für ihn ein Schreckgespenst.

Dieses Schwesterchen, das kommen und einen Tugendspiegel aus ihm machen wollte oder sollte, war ihm höchst fatal. Er wollte durchaus nicht tugendhaft werden, sondern lieber ein unnützer Junge bleiben. Das war bequemer und namentlich einträglicher. Da die Kinderfrau zur Stauung der aufgezogenen Thränenschleusen bisher noch immer einen Bonbon in ihrer Kleidertasche gefunden hatte, stand er sich dabei doch offenbar besser. Wenn Schwesterchen überhaupt gleich mit solchen Ansprüchen auftreten wollte, dann wußte er schon im voraus, daß er ihm recht gram sein werde.

Eines Tages entstand eine große Unruhe, ein Hin- und Herlaufen im Hause. Merkwürdig, heut schien niemand Hänschen, den Goldjungen, zu sehen. Niemand nahm Notiz von ihm und wenn er jemand in den Weg kam, schob ihn der wie ein lästiges Hündchen eilig beiseite. Das war etwas so Ungewöhnliches, daß es Hans natürlich sehr übel nahm. Er kam sich in seines eigenen Vaters Hause wie verraten und verkauft vor und gedachte eben zu probieren, ob er durch besonders virtuoses Heulen nicht wie sonst die allgemeine Beachtung, die er heut so schmerzlich vermißte, doch erzwingen könne. Als er indessen eben zu diesem Zweck den Mund groß und weit aufgemacht hatte und seine Lungenblasebälge in kunstgerechte Bewegung setzen wollte, kam der alte Hausarzt mit eiligen, langen Schritten angesetzt, nickte ihm freundlich zu und rief: „Na, Junge, freue Dich, das Schwesterchen, der kleine Spielkamerad ist schon unterwegs und läßt Dich grüßen!"

Hans blieb vor Schreck der Mund weit offen stehen und statt kirschrot vom Schreien wurde er ganz blaß. Mit ordentlich zitternden Knieen ging er vor die Hausthür und setzte sich dort auf der Schwelle nieder. Und nun fing er jämmerlich zu weinen an, diesmal aber keine lügnerischen Krokodilsthränen. Ihm war zu Mut wie dem verstoßenen Sohn. War's wirklich da, das unausstehliche Ding, wegen dem er sich nun so zusammennehmen sollte?! —

Allmählich ward ihm so unheimlich in der Nähe des gefürchteten Schwesterchens, daß er das Stillsitzen nicht länger aushalten konnte. Er stand auf und lief davon. Mochte sie nun selbst so artig sein wie sie wollte, das aufdringliche Geschöpf! Ihn sollte sie nicht dazu bereden!

Scheue Blicke rückwärts werfend, ob sie ihm nicht etwa schon auf den Hacken sei, trottete er mit seinen kurzen, dicken Beinchen über die Straße. Doch nicht weit ging diese erste Reise des kleinen Hans. Er schlich in die, dem elterlichen Haus gegenüberliegende, offenstehende Kirche hinein. Da war es schön kühl nach der Hitze außen. Er setzte sich in der Eltern Kirchenstuhl. Darin wollte er sitzen bleiben, bis — bis — Schwesterchen wieder fortgegangen war — bis morgen früh. Dann würde er — huhu — freilich keine Morgenmilch bekommen. Sein Köpfchen in die Ecke des geräumigen Sitzes legend, wollte er nun so recht über das große Unglück, ein Schwesterchen zu haben, das man gar nicht haben wollte,

nachdenken — da war er aber auch schon eingeschlafen und hatte folgenden Traum:

Auf rosigen Wölkchen, so wie man sie öfter am Abendhimmel sieht, kam ein kleines Mädchen, das süßeste Ding, das er je gesehen, vom Himmel zu ihm herabgeschwebt. Es glich ihm selbst so, wie ein rotbäckiges Äpfelein dem anderen, nur daß es viel zarter und hübscher als er aussah. In dem einen Händchen trug es eine riesengroße Tüte von blauem Zuckerpapier; Hans konnte sich nicht genug wundern, wie es die mit den kleinen Puppenfingerchen nur festhalten konnte.

Mit der anderen Hand langte es aber nach Hans und sprach: „Bin Dein Schwesterlein, und Gretchen heiße ich, weißt Du, so wie das kleine Mädchen im Märchen vom Pfefferkuchenhäuschen und der bösen“ ......

„Nun natürlich,“ unterbrach sie Hans. „Da ich der Hans bin, mußt Du doch die Grete sein. Dummes Ding, das weiß man ja schon!“ — Und er wollte ihr als unartiger Junge zum Empfang gleich eine lange Nase machen, konnte jedoch sein liebenswürdiges, echt brüderliches Vorhaben leider nicht ausführen, denn er vermochte seltsamerweise keine Hand zu rühren.

Die kleine Grete drohte ihm darauf lächelnd mit dem Finger und fuhr fort:

„Vom Himmel komme ich und zum Himmel möcht ich Dich so gern ziehen, damit Du ein guter, artiger Junge würdest. Vorher kannst Du aber noch diese Tüte Bonbons aufessen, die ich Dir mitgebracht habe. Nun, bin ich nicht ein gutes Schwesterchen?“ — Und sie ließ, auf ihrem Wölkchen etwas näher herankutschierend, die einladendste aller Tüten dicht vor seiner Nase tanzen. Als Hans aber rief: „Gieb, o gieb doch!“ und begierig danach langte, entschwebte Gretchen ihm neckisch und die Bonbontüte neben sich auf das Wölkchen legend, rief sie schelmisch: „Erst versprechen, ein guter Junge zu sein!“ — „Ja doch, ja!“ rief Hans ungeduldig. „Meinetwegen!“ — „Nein, nicht Deinetwegen,“ erwiderte Gretchen und sah ihn plötzlich mit ihren erst so lachenden, großen, blauen Augen ganz ernsthaft an — ganz so wie Mama, wenn er etwas Dummes gemacht hatte — „sondern meinetwegen — und auch um Mütterchens willen!“

„Na, meinetwegen auch um Deinetwegen!“ beeilte Hans sich gefällig zu versprechen. „Natürlich würdest Du mir die dummen Späße gleich nachmachen wollen. Sei ruhig! Sollst Dir nichts Schlechtes von mir abgucken! Aber nun gieb auch her und laß den dummen Spaß!“

Jetzt senkte sich die Spitze der Riesentüte in verführerische Nähe von seinem Mund herab, der ihm darob schon zu wässern begann. Da — schade — erwachte er. Obgleich ihm die Tüte nun wieder aus den Zähnen gerückt war, fühlte er sich à conto derselben doch so gerührt, daß er laut zu schluchzen begann. Das schlaue, kleine Mädchen! Am meisten hatte sie ihm aber mit Erwähnung seines lieben Mütterleins das Herz weich gemacht. „Gretel, Gretel!“ rief er und eilte spornstreichs ins Haus hinüber. So große Eile er erst gehabt hatte, vom Schwesterchen hinwegzukommen, so große hatte er jetzt, es zu begrüßen. Man mußte sich doch einmal nach ihm umsehen, es fragen, wie ihm die Reise mit dem Storch bekommen. Es hatte ihn ja durch den Onkel Doktor grüßen lassen, und eine Höflichkeit ist der anderen wert! — Und wer konnte wissen, ob die Bonbontüte nicht wirklich aus den Wolken für ihn heruntergefallen war . . . Im Hausflur lief er in blinder Hast fast mit der Kinderfrau zusammen.

„Hans, wo steckst Du denn?“ rief sie schmunzelnd. „Ich suchte Dich schon im ganzen Haus, um Dir das Konfekt hier zu geben, das Schwesterchen für Dich mitgebracht hat. Ja, ja, nun ist's wirklich da! Wolltest es ja immer nicht glauben! Ist's aber nicht sehr lieb von ihm, gleich an Dich zu denken? Und möchtest Du es wohl einmal sehen?“

Hans nickte vergnügt mit dem Kopf und ließ sich von Dörthe, auf den Zehenspitzen gehend, nach dem Zimmer führen, wo das kleine, jüngste Weltwunder, das Schwesterchen, in einer hübschen, sorgsam mit Spitzenvorhängen verhüllten Wiege lag. Vorher hatte er sich aber zur Ermutigung den größten Bonbon aus seiner Tüte samt einem Chokoladenplätzchen in den Mund gesteckt.

„Ist's nicht traut?“ flüsterte Dörthe. Hans nickte heftig, als das kleine, rote Gesichtchen hinter den zurückgeschlagenen Vorhängen sichtbar wurde. Dann lachte er übers ganze Gesicht und sah recht erleichtert aus. War er aber dumm gewesen! Na ja, hatte er sich's nicht gedacht! Man hatte ihn wieder mit einem Popanz geschreckt. Vor der kleinen Puppe hatte er sich gefürchtet!

„Ach Du,“ flüsterte er zurück, „ist das aber lächerlich klein!“

„Oho, klein!“ sagte Dörthe beleidigt, als sei sie selbst die Mutter. „Meinst etwa, Du bist gleich so groß wie Du heut bist mit beiden Beinen zugleich ins Leben 'neingesprungen? Wenn Du hier solche Dummheiten reden willst, statt Dich zu freuen, geh lieber hinaus!“

Hans nahm gar keine Notiz von diesem freundlichen Vorschlag. Nachdenklich ruhte sein Blick auf dem roten Gesichtchen und den kleinen, zu Fäustchen zusammengeballten Händchen.

„Weißt,“ sagte er endlich wichtig, „das wird mich nicht erziehen können! Das werde ich erst selbst erziehen müssen!“

Sprach's und ging, sich stolz in die Brust werfend, im erhebenden Bewußtsein des freiwillig übernommenen Ehrenamtes würdevoll samt seiner großen Tüte von dannen, entschlossen, nun wirklich ein braver Knabe zu werden. Das war ja der Preis, um den er die Bonbontüte bekommen. Hans aber war ein junger Mann von Wort und hielt, was er versprach. Heut namentlich kam er sich gegen das kleine Dutt in der Wiege besonders männlich vor.

O, dummer, kleiner Hans, merkst Du es wirklich nicht, daß Schwesterlein gleich am ersten Tage ihres Erdenwallens so frei gewesen ist, das Erziehungs- und Besserungswerk an Dir zu beginnen? Und wart nur, wart, sie wird Dich mit ihren schwachen Händchen allmählich doch noch besser machen!

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Es liegt ein Trost in dem Gefühl, daß ein befreundetes Wesen unser Leid versteht. Darum schmerzt auch das Leid doppelt, das selbst unsere Nächsten nicht begreifen.

*

Es giebt zwei Arten des Lachens. In dem einen vernichten sich die Gegensätze von Welt und Gemüt in haßerfülltem Kampfe: das Lachen des Hohnes. Im anderen versöhnen sie sich: das Lachen des Humors.

*

Die echte Gerechtigkeit ist das Kind der Vernunft und der Liebe. Die falsche das des kühlen berechnenden Verstandes

und der Ichsucht. Nur die erste kann heute die Staaten von dem Hasse der Sippen und Stände erlösen. Leider aber herrscht fast nur die zweite.

*

Das römische Recht hat die blinde Themis zur Göttin, die kalt nach dem Buchstaben richtet ohne Ansehen des Menschen. Echt deutsches Recht müßte helläugig sein und dürfte keine Binde um die Augen tragen.

*

Frechheit ist fast immer Maske der Feigheit. Der Mutige ist ruhig.

*

Im Streite zwischen Verstand und Leidenschaft hat zumeist die zweite das letzte Wort. Sollte das Wort darum weiblichen Geschlechtes sein?

*

Auch gutherzige Menschen haben bisweilen die Neigung zu boshaftem Witz. Um nicht wehe zu thun, verschlucken sie ihn. Ein Glück, wenn sie Schriftsteller sind, da können sie doch die Teufelchen aus sich herausschaffen.

*

Ein echtes Weib will immer in irgend einer Richtung den geliebten Mann als Herrscher über sich wissen; oft dichtet sie ihm edle Eigenschaften an, um nur zu ihm aufsehen zu dürfen. Zuweilen kommt es dann vor, daß der Mann sich die ihm angedichteten Tugenden wirklich erkämpft, um nicht innerlich über die gute Meinung erröten zu müssen.

*

Was ein anderer errungen hat, schreiben wir meistens dem Glück zu, was wir erringen, dem Verdienst.

Vermischtes.

Insektenstiche und deren Behandlung. Die Bisse einer großen Reihe von kleinen Insekten stehen in ihren Folgen kaum in einem Verhältnisse zu dem geringen mechanischen Reiz, welchen das Eindringen der Beißwerkzeuge veranlaßt. Gewöhnlich, das sei nebenbei bemerkt, spricht man auch von Mücken-, Floh- und Wanzenstichen, obgleich das eigentlich unrichtig ist. Unter einem Insektenstich versteht man eine Verletzung, die durch einen eigenen, einzig und allein zur Verwundung bestimmten Giftapparat, den Stachel, der immer am hinteren Leibesende des Tieres angebracht ist, veranlaßt wird (Bienen, Wespen, Hummeln 2c.); die Mücken, Flöhe und Wanzen aber besitzen keinen Stachel, sondern sie verletzen durch ihre eigentümlich gestalteten Beißwerkzeuge die Haut, um aus den auf diese Weise eröffneten Haargefäßen mittelst ihres Rüssels Blut saugen zu können; sie stechen also nicht, sondern sie beißen, und zwar nicht, um zu verwunden, sondern um sich zu nähren. Dabei bewirken allerdings einzelne Tierspezies eine Vergiftung der Wunde, indem sie dieselbe mit einer Absonderungsflüssigkeit von verschieden intensiver Wirksamkeit imprägnieren. Nun mag es zuweilen in einer besonderen Reizbarkeit der Haut liegen, daß Leute nach Bissen von Mücken 2c. ausgedehnte, wenn auch schnell vorübergehende Entzündungen der Haut bekommen, während auf andere derselbe Reiz gar keinen Einfluß übt. Ein Stich mit einer Stecknadel ist aber doch eine viel größere Verletzung als ein Flohstich, und dennoch folgt dem letzteren ein Jucken und Brennen mit Entstehung von Quaddeln auf der Haut, während die Folgen des ersteren gleich Null sind. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß bei den erwähnten Insektenbissen zu gleicher Zeit mit dem Bisse eine reizende Substanz in die Haut eindringt. Vielleicht ist auch nur der längere Zeit fortdauernde Reiz des Saugens der Grund dieser stärkeren Reaktion. Die Stiche von Bienen und Wespen erregen, wie viele unserer Leser aus eigener Beobachtung wissen, noch viel heftigere Erscheinungen; hierbei erfolgt entschieden eine Vergiftung der Wunde; es tritt eine zuweilen ausgebreitete, sehr schmerzhafte Entzündung der Haut mit starker Rötung und Schwellung ein, die freilich gewöhnlich in Zerteilung übergeht und dem Körper nicht gefährlich wird, aber doch sehr belästigen kann. Zuweilen ist selbst ein einziger Stich dieser Art von schweren, allgemeinen Vergiftungssymptomen gefolgt, ohne daß man für eine solche ungewöhnliche Reaktion etwas anderes als die individuelle Disposition oder vielleicht das unmittelbare Eindringen des Giftes in ein größeres Lymphgefäß zur Erklärung herbeiziehen könnte. Die Verletzten verfallen rasch in einen bewußtlosen Zustand, die Haut ist kühl, mit klebrigem Schweiß bedeckt, das Gesicht bläulich gefärbt, das Atmen oberflächlich und verlangsamt, der Puls sehr beschleunigt und kaum fühlbar. In der Regel verschwinden diese bedenklichen Zufälle nach einigen Stunden wieder, ebenso wie Entzündungserscheinungen an der verletzten Stelle, aber die betreffenden Personen fühlen sich noch einige Zeit matt. Eine große Anzahl von Bienenstichen zu gleicher Zeit ist entschieden gefährlich, besonders bei kleinen Kindern. Es sind mehrere Beispiele dafür bekannt geworden, daß Menschen und größere Tiere, welche von einem Bienen- oder Wespenschwarm überfallen wurden, infolge der Stiche in kürzester Zeit zu Grunde gegangen sind. Außerdem können selbst vereinzelte Stiche dieser Art an der Zunge, am Gaumen, an den Augenlidern gefahrdrohende Erscheinungen durch starke Schwellung dieser Teile nach sich ziehen. Da aber diese Entzündungen in verhältnismäßig kurzer Zeit vorübergehen, so wird selten ein Arzt zu Rate gezogen. Im Volke werden hierbei verschiedene kühlende Mittel angewendet, welche den Schmerz lindern, von denen nur das Auflegen von nassem Lehm, von rohem Kartoffelbrei, von Kohlblättern erwähnt sei. Die Bienenzüchter in Süddeutschland, namentlich in den Alpengegenden, bedienen sich gegen Bienenstiche des sogenannten Skorpionöls; es ist das Olivenöl, in welchem einige Exemplare der im südlichen Europa in großen Massen vorkommenden Skorpionen aufbewahrt sind. Nach der Erfahrung sachverständiger und vertrauenswürdiger Beobachter hat dieses Öl in der That die ausgesprochene Wirkung eines Gegengiftes. Schwellung und Schmerzhaftigkeit schwinden sehr schnell nach seiner Anwendung. In Ermangelung dieses Öles bestreicht man wahl auch die verletzte Stelle mit Ammoniak; doch hilft dieses nur unmittelbar nach dem Stiche. Bei stärkeren Entzündungen werden Umschläge von Bleiwasser und andere die Entzündung aufhaltende Mittel angewendet. In voriger Nummer empfahlen wir übrigens als treffliches Mittel gegen Insektenstiche Zwiebelsaft und Salz, was mindestens dieselbe Wirkung wie vorstehende Mittel hat und schnell überall zu beschaffen ist.

(„Rotes Kreuz“.)

Inhalt der No. 52.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

An unsere Leser!

—

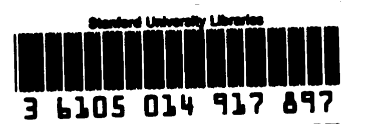
Mit dem 1. Oktoberheft tritt die „Deutsche Roman-Zeitung“ in das 31. Jahr ihres Bestehens. Trotz des Wettbewerbs, der in dem letzten Jahrzehnt sich in fast krankhafter Weise gesteigert hat und durch Ausstattung und reichen Bilderschmuck die Schaulust zu befriedigen suchte, ist es uns gelungen, unserer schlicht gekleideten Zeitung die Liebe von Tausenden von Deutschen zu gewinnen, überall in der Welt, wo Deutsche leben. Während alle anderen Unterhaltungsblätter ihren Stoff ohne jede innere Einheitlichkeit zusammentragen, ist es unser Grundsatz seit langen Jahren, daß ein gemeinsamer Geist, wenn auch in verschiedenwertigen Arbeiten, das Ganze beherrsche. Wir wenden uns vor allem an jene, denen **das deutsche Empfinden und der Geist unseres Volkstums** hochstehen; ohne an Veraltetem festzuhalten, **verteidigen wir die gesunden Überlieferungen unseres Volkes** und unterstützen das gesunde Neue. Das Beiblatt tritt für eine **Vertiefung des sittlichreligiösen Bewußtseins** auf Grundlage **deutschen** Gemütslebens ein, ohne trockene Lehrhaftigkeit, und, wo es angeht, mit dem unserem Wesen entsprechenden Humor. Und so bekämpfen wir wie den wissenschaftlichen, so den sittlichen Materialismus ebenso, und die Fremdsucht, die heute in den meisten Blättern herrschen. *Nicht jagen wir nach glänzenden Namen*, bei denen oft die Flagge minderwertige Ware decken muß; nicht unterstützen wir durch unsere Zeitung den nervös-überreizten Ungeist der Zeit. Nicht für den Philister mit dem Zopfe, wohl aber für das gesunde deutsche Haus will die Roman-Zeitung ein Freund im besten Sinne sein.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.
Anhaltstr. 11.

Um keine Unterbrechung in dem Bezuge der Roman-Zeitung eintreten zu lassen, bitten wir, das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und

bitte umwenden.





	DATE DUE		



